Die Grenzboten

Grenzboten
*DF

Digitized by Google

Die

Grenzboten

Zeitschrift

für

Politik, Litteratur und Kunst

---

56. Jahrgang

Zweites Vierteljahr

Leipzig
Verlag von Fr. Wilh. Grunow
1897

Digitized by Google

THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY
324095A
ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS
R 1927 L

NEW YORK
PUBLIC
LIBRARY

Digitized by Google

Inhaltsverzeichnis

Jahrgang 1897. Zweites Vierteljahr

Politik, Volkswirtschaft, Rechtspflege. Heer- und Unterrichtswesen

Deutsche Kolonisation. S. 1. 65.
Gewerbeaufsicht und Ortspolizei. S. 8.
Zur Naturgeschichte des Richters. S. 17.
Der Zeitgeist im Heere. S. 57.
Agrarisches Zünftlertum. S. 113.
Abdul Hamid II. und die Reformen in der Türkei. S. 120.
Die Kompetenzerweiterung der Amtsgerichte. S. 136.
Cecil Rhodes. Von Hugo Bartels. S. 161.
Dunkler Drang nach einem guten Rechtsweg. Von R. Goldschmidt. 4. S. 174. 214.
Wie sich die Orientpolitik dem Laienauge darstellt. S. 209.
Vlamen und Wallonen. Von Harald Arjuna. S. 234.
Die Teilung der Provinz Posen. S. 257.
Die Stellung der Bezirkskommandeure und Bezirksoffiziere. S. 264.
Das Dreiklassenwahlsystem. S. 305. 363.
Die ostdeutsche Landwirtschaft. S. 353. 415.
Das humanistische Gymnasium und die Gegenwart. S. 449.
Die Agrarreform in Preußen. S. 481.
Die Reform des staatswissenschaftlichen Unterrichts in Preußen. S. 498.
Deutsche Kämpfe mit Magyaren und Tschechen. S. 531.
Deutschlands Stellung und Rechte am Niger. S. 545.
Arbeiterversicherung und Armenpflege. S. 624.

Geschichte und Biographie

Die Memoiren von Paul Barras. S. 22. 128. 181.
Zur antisemitischen Bewegung in Frankreich. S. 271.
Aus den Denkwürdigkeiten zweier Kunstforscher. Von A. Philippi. S. 283. 324.
Der Prozeß Bazaine nach fünfundzwanzig Jahren. Von O. Milferstaedt. S. 504.
La rupture. Von G. Egelhaaf. S. 563.

Litteratur und Kunst

Das Nationaldenkmal Kaiser Wilhelms I. in Berlin. S. 82.
Neue Erzählungen. S. 188.
Alte und neue Kunst in Berliner Museen. S. 370.
Die Tierfabel. Von H. Schurtz. S. 380. 469.
Erfahrung und Wissenschaft in der Baukunst. Von C. Siber. S. 571.

Verschiednes

Irrenärztliche Zeitfragen. Von Georg Ilberg. S. 74.
München und Konstanz. S. 223. 314. 424.
Apotheken oder Winkelapotheken? S. 331.
Heimatschutz. S. 401. 455.
Interesse. Von G. Kleinert. S. 434.
Vom Neudarwinismus. S. 519. 552. 604.
Der Schwund des Ehrgefühls. S. 593.
Religion und Geschichte. Von Martin Rade. S. 615.

Erzählung

Midaskinder. Von Hermann Oeser. 1. 2. S. 36. — 3. 4. S. 89. — 5. S. 140. — 6. 7. S. 195. — 8. S. 242. — 9. S. 291. — Schluß. S. 335.

Maßgebliches und Unmaßgebliches

Verschiebungen. S. 44. — Die Handwerkerfrage im Reichstage. S. 47. — Die Wirtschaftspolitik des neuen Präsidenten. S. 50. — Ein Geschäftsparlament und ein Radauparlament. S. 100. — Größe. S. 102. — Ob wir zu arm sind? S. 105. — Ein modernes Schlagwort in geschichtlicher Beleuchtung. S. 106. — Eine deutsche Zeitung in Ägypten. S. 109. — Bildung. S. 110. — Charlotte von Schiller. S. 112. — Ein großer Moment. S. 147. — Vereint marschiren, getrennt schlagen. S. 147. — Umständlichkeit in der Rechtspflege. S. 151. — Siedlungsgenossenschaften. S. 152. — Gärtnerei und Volkserziehung. S. 155. — Zur Kunstgeschichte. S. 157. — Hildebrand und Zarncke. S. 159. — Politik, Geschäft und Religion. S. 203. — Vom Sparen. S. 205. — Übergangszustände. S. 249. — Dr. Karl Peters. S. 252. — Die Arbeiterbewegung und die nationalen Ziele. S. 297. — Von der Donau. S. 343. — Soziales. S. 345. — Zur Statistik des Apothekerwesens. S. 348. — Vom innern Kriegs-

Digitized by Google

schauplatz. S. 440. — Koloniale Phantasien. S. 442. — Sprachrichtigkeit. S. 443. — Brutal. S. 444. — Die Schattenseite der großen Verhältnisse. S. 490. — Zur Geschichte des Zündnadelgewehrs. S. 492. — Postscheine. S. 494. — Zur Frage des Vereins- und Versammlungsrechts in Preußen. S. 536. — Zum Prozeß Tausch. S. 538. — Österreichisches. S. 539. — W. Bode und A. von Werner. S. 542. — Herr Tanquerey. S. 543. — Wie stehts um den Mittelstand? S. 582. — Kolonialpolitik auf dem Evangelisch-sozialen Kongreß. S. 584. — Das Neueste aus der alten Wartburgstadt. S. 586. — Zum englischen Jubelfeste. S. 630. — Ungeschickte Seelenhirten. S. 633. — Noch eine Schattenseite der Justiz. S. 634.

Besprochne Bücher

G. Duruy, Memoiren von Paul Barras. S. 22. 128. 181.
H. von Poschinger, Fürst Bismarck und der Bundesrat. S. 52.
Henrici, Lebenserinnerungen eines Schleswig-Holsteiners. S. 53.
F. Kauffmann, Deutsche Metrik. S. 54.
R. Wossidlo, Mecklenburgische Volksüberlieferungen. S. 56.
Herbst und Breuning, Hilfsbuch für die deutsche Litteraturgeschichte. S. 56.
A. Schulz, Vorträge. S. 56.
K. Küntzer, Abdul Hamid II. S. 120.
F. Oppenheimer, Die Siedlungsgenossenschaft. S. 152.
W. Wittich, Die Grundherrschaft in Nordwestdeutschland. S. 155.
A. Schmarsow, Barock und Rokoko. S. 158.
R. Hildebrand, Beiträge zum deutschen Unterricht. S. 160.
Jameson, Cecil Rhodes. S. 162.
P. Stursberg, Jan de Ridder. S. 188.
Ola Hansson, Der Schutzengel. S. 189.
E. Sudermann, Die Siegerin. S. 190.
H. Villinger, Aus unsrer Zeit. S. 192.
H. Arnold, Neue Novellen. S. 193.
L. Ganghofer, Die Bacchantin. S. 193.
J. M. Bösch, Die entwicklungstheoretische Idee sozialer Gerechtigkeit. S. 206.
J. Crowe, Lebenserinnerungen. S. 283. 324.
M. Philippson, Der große Kurfürst. S. 302.
A. Sperl, Die Söhne des Herrn Budiwoj. S. 302.
S. Pufendorf, Briefe. S. 304.
H. Lutsch, Neuere Veröffentlichungen über das Bauernhaus. S. 351.
H. Paul, Deutsches Wörterbuch. S. 352.
E. Schäfer, Luther als Kirchenhistoriker. S. 396.
Tagebuch der Maria Baschkirtseff. S. 398.
H. Probst, Deutsche Redelehre. S. 444.
G. Deschamps, Das heutige Griechenland. S. 445.
A. Philippson, Griechenland und seine Stellung im Orient. S. 445.
A. Feuerbach, Ein Vermächtnis. S. 447.
A. Geistbeck, Bilderatlas zur Geographie von Europa. S. 448.
L. Ferriani, Minderjährige Verbrecher. S. 495.
W. Holzamer, Zum Licht! S. 495.
Horatius travestitus. S. 496.
K. Eichholz, Lateinische Zitate. S. 496.
John B. Haycraft, Natürliche Auslese und Rassenverbesserung. S. 527.
W. Baldensperger, Karl August Credner. S. 544.
A. Vandal, La rupture. S. 563.
P. d'Aubecq, Die Barrisons. S. 588.
F. G. Wilhelmi, Th. Carlyle und F. Nietzsche. S. 590.
H. Seidel, Die Augen der Erinnerung und Andres. S. 590.
K. Sturmhoefel, Geschichte der Neuesten Zeit. S. 592.
S. E. Verus, Vergleichende Übersicht der Evangelien. S. 636.
Bhagavad Gita. S. 638.
M. Emin Effendi, Kultur und Humanität. S. 639.
H. Türk, Der geniale Mensch. S. 640.
Durch Wissen zum Glauben. S. 642.
Ausgewählte Selbstbiographien. S. 642.
Rückerts Werke. S. 643.
Italienische Bücher. S. 643.

Digitized by Google

Die Grenzboten
Zeitschrift
für Politik, Literatur und Kunst
Herausgeber
Gustav Freytag
und
Julian Schmidt
Redigirt
von
Julian Schmidt
Vierundzwanzigster Jahrgang
Leipzig
Verlag von Grunow
1865

Alle für die Grenzboten bestimmten Aufsätze und Zuschriften wolle man an den Verleger persönlich richten (J. Grunow, Firma: Fr. Wilh. Grunow, Königsstraße 20).

Die Manuskripte werden deutlich und sauber und nur auf die eine Seite des Papiers geschrieben mit breitem Rande erbeten.

Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig

Deutschland, Deutschland über alles!

Aufsätze und Reden aus zehn Jahrgängen „Akademischer Blätter"

(Verbandsorgan der Vereine deutscher Studenten)

Broschirt 2 Mark

. . . Wenn irgend eine Erscheinung in unserm gährenden Zeitalter erfreulich ist, so ist es die, daß unter unserer Studentenschaft der nationale Sinn in so frischer und nachhaltiger Weise erwacht ist, wie er sich in diesen Aufsätzen und Reden kundgiebt. . . . Wenn das überschäumende, aber frische und krystallklare Bergwasser deutschen Geisteslebens, das uns in diesen Aufsätzen entgegensprudelt, auch noch mancherlei Schutt und Geröll mit sich führt, so hoffen wir doch sicher, daß es sich im Laufe der Zeit zu einem herrlichen Flusse, ja zu einem majestätisch dahinrauschenden Strome entwickeln wird. Und in dieser Hoffnung rufen wir den jungen Geistern, die hier vereint ihre Gefühle und Gedanken aussprechen, ein herzliches Glückauf! zu.

(Blätter für litt. Unterhaltung)

Wandlungen

Lebenserinnerungen

von

Carl Jentsch

Broschirt 4 Mark

. . . Nach dem Eindruck zu urteilen, den das vorliegende Bändchen Lebenserinnerungen macht, verglichen mit den Aufsätzen volkswirtschaftlichen und sozialpolitischen Inhalts, die in den „Grenzboten" erschienen sind, glauben wir mit Sicherheit urteilen zu können, daß auch die noch zu erzählenden Wandlungen des Herrn Jentsch sich auf Veränderungen der äußern Lebensumstände oder seiner theoretischen Auffassungen mit Bezug auf diesen oder jenen Zweig des Wissens beschränken. Und das ist gut. Denn gerade als litterarischer „Epikureer" ist Jentsch originell und anregend, gerade als Schilderer des wirklichen Lebens, namentlich des kleinstädtischen und kleinbürgerlichen Abschnitts — vu par un tempérament — wirkt er durch eine Naturwahrheit und Naturfrische, die von wenigen unsrer deutschen Schriftsteller in dieser Gattung erreicht wird. Die Abwesenheit aller Pose, aller Deklamation, alles Schönthuns mit sich selber ist in heutiger Zeit fast einzig zu nennen. Schlaffe, energielose, miserabilistische Denk- und Empfindungsweise haben in den letzten Jahren gerade in die Darstellung der Lebensverhältnisse armer Leute im schlesischen Gebirge Eingang gefunden. Da thut es wohl, die Jugendgeschichte eines wackern Jungen aus dieser Gegend zu lesen, der sich durch die ärmlichsten Verhältnisse durchschlägt ohne zu mucksen und ohne den Humor zu verlieren; der von der Welt eigentlich nichts verlangt, als daß man ihm gestatte, so zu sein, wie er ist. . . .

(Nordd. Allg. Ztg.)

Aus der Franzosenzeit

Was der Großvater und die Großmutter erzählten

von

Aug. Knötel

Broschirt 4 Mark 50 Pfennige

Gebunden 5 Mark 50 Pfennige

In anschaulicher Weise schildert das Buch die Erlebnisse eines schlichten geradedenkenden Mannes während der Zeit, da der preußische Staat durch den korsischen Eroberer an den Rand des Unterganges gebracht wurde und sich wenige Jahre später, vornehmlich durch die ungeschwächte Volkskraft, wieder emporraffte. Der, dessen Schicksale erzählt werden, ist ein geborener Schlesier, und namentlich die Leiden des Krieges in dieser damals noch jungen preußischen Provinz bilden den Hintergrund des fesselnden Gemäldes. Werke, wie das vorliegende, verdienen die weiteste Verbreitung, denn was man in keinem Geschichtswerke findet: die treue Wiedergabe der Stimmung in den breiten Schichten des Bürgerstandes und der Landbevölkerung, das gelangt hier zur vollendeten Darstellung. Das aber will bei dem Mangel an wirklich genießbaren kulturgeschichtlichen Büchern viel bedeuten. Man könnte das Buch den Freytagschen Bildern aus dem Leben des deutschen Volkes an die Seite stellen. Das Erzählte trägt durchweg den frischen Stempel des unmittelbar Erlebten.

(Rheinisch-Westfäl. Ztg.)

Tagebuchblätter eines Sonntagsphilosophen

von

Rudolf Hildebrand

Broschirt 4 Mark

Gebunden 5 Mark

. . . . Und wirklich strömt aus diesen Blättern ein so sonniges und herzerquickendes Behagen, daß wir uns bei der Lektüre dieses Buches in beglückte und friedliche Feierabend- oder Sonntagsstimmung versetzt fühlen. Schon der liebenswürdige Plauderton des berühmten Sprachforschers, die ausgeglichene Ruhe und Klarheit seines Wesens, in der nichts Zerrissenes oder Zerfasertes zu spüren ist, wie sonst etwa bei Schopenhauer und Nietzsche so reichlich, wirkt so friedenspendend und geistlabend auf uns, daß wir, wenn wir uns einmal in das Buch hineingelesen haben, uns nur schwer wieder von ihm trennen können. Wir fühlen es, daß hier eine machtvolle Persönlichkeit uns die tiefen Erfahrungen eines langen und inhaltsreichen Menschenlebens verkündigt. Die Anschauungen, die hier ausgesprochen werden, sind so kerngesund, daß wir nur wünschen und hoffen können, diese Stimme möge nicht ungehört verhallen. Selbst wo man nicht mit dem Verfasser übereinstimmt, wird man nicht etwa zu leidenschaftlichem Widerspruch angeregt, sondern zu ruhiger und leidenschaftsloser Nachprüfung der Thatsachen, und man empfindet selbst die Reibung und den Streit, der daraus hervorgeht, als etwas Wohlthuendes und Behagliches. . . .

(Otto Lyon i. d. Blättern für litterarische Unterhaltung)

Digitized by Google

Wappen.

Deutsche Kolonialsitten

Deutsche Kolonialgesellschaft hat im Jahre 1906 einen Führer durch deutsche Kolonialsitten herausgegeben. Eben ist der Führer in 3. Auflage erschienen und bedeutend vermehrt worden. Man kann sich nicht wundern, daß es so viel Nachfrage nach dem Buche gibt. Denn wer Deutsch-Ostafrika bereist hat, weiß, wie die Kolonialsitten mit jedem Jahrzehnt sich ändern und welche Schwierigkeiten es bietet, Richtung weitverbreitet gewordenen Buch. Der 1906 gegründete Deutsche Kolonialverein ist bereits gestorben, und Nachfolgerin ist der bekannte Reichstag mit seinen Rechten und Pflichten, Kolonialsitten geworden. Wenn man sich nicht wundern, daß es so viel Nachfrage nach dem Buche gibt. Denn wer Deutsch-Ostafrika bereist hat, weiß, wie die Kolonialsitten mit jedem Jahrzehnt sich ändern und welche Schwierigkeiten es bietet, sich in dieser Hinsicht auf dem laufenden zu halten

Auswandrern gingen nach den Vereinigten Staaten 34210, nach Kanada 1490, nach Brasilien 1283, nach andern Teilen von Amerika 1059, nach Afrika 760, Asien 151, Australien 225. In den letzten fünfzehn Jahren weist das Jahr 1881 die größte Auswanderungszahl aus Deutschland mit 220902 auf.

Wenn wir nach diesen gewaltigen Zahlen erfahren, daß in allen deutschen Kolonien zusammen wohl noch nicht 3000 Europäer wohnen, so wird man kaum ein andres Urteil fällen können, als daß unsre bisherigen Kolonien für die Auswanderungsfrage völlig wertlos sind.*) Es sind eben nur Pflanzungskolonien und Handelsniederlassungen, sie sind somit nur von Wert für Handel und Handelsinteressenten. Wollen wir Kolonien haben, nach denen eine organisirte Auswanderung möglich ist, so müssen das in erster Linie Ackerbaukolonien sein. Das zeigen ganz zweifellos auch die angeführten Zahlen: von den 41000 Auswandrern des Jahres 1894 haben sich über 37000 nach Ackerbauländern gewendet. Auch für unsre Industrie haben unsre Kolonien zunächst nur einen geringen Wert: es ist doch mehr als fraglich, ob sich die Eingebornen zu kaufkräftigen Abnehmern unsrer Industrieerzeugnisse entwickeln werden; ein zahlreicher, gedeihender Bauernstand würde dafür ganz andre Bedeutung haben. Nationale überseeische Wirtschaftsgebiete sind in jeder Beziehung die besten Kunden nationaler Produktion.

Man hat berechnet, daß unter der Voraussetzung einer Fortentwicklung, wie sie im letzten halben Jahrhundert gewesen ist, im Jahre 1980 die Angelsachsen auf etwa 927 Millionen, die Russen auf 275 Millionen, die Deutschen auf 146 Millionen angewachsen sein werden. Können wir bei diesen Aussichten in einem Zustande verharren, wo uns alljährlich durch die unorganisirte Auswanderung ein Heer von einem bis zwei Armeekorps kräftiger Männer mit Familien und Vermögen nicht nur verloren geht, sondern in die Reihen unsrer wirtschaftlichen Gegner übertritt? Wir glauben, daß diese Fragen nur aufstellen sie auch beantworten heißt. Damit ist noch nicht einmal der ganze Schaden genannt, den wir durch diese Art der Auswanderung erleiden. Indem uns die willenskräftigsten Elemente in den besten Altersklassen, die mit Barmitteln ausgerüstet sind, verloren gehen, muß sich der zurückbleibende Rest noch mehr, als es schon durch andre Umstände bewirkt wird, in Reiche und Proletarier scheiden. Gerade die Elemente, die den meisten Auftrieb und damit die größte Bedeutung für ein gesundes nationales und soziales Leben haben, werden am meisten geschwächt.

In den Jahren von 1851 bis 1883, also in einem Menschenalter, haben wir durch die Auswanderung 3⅓ Millionen Menschen durch Auswanderung

*) Damit wollen wir den Kolonialgegnern kein Zugeständnis machen. Es kann anders werden, und jedenfalls hat Südwestafrika das Zeug dazu, eine wirkliche Auswanderungskolonie zu werden, so gut wie es das Kapland geworden ist, dessen natürliche Verhältnisse sehr ähnlich sind. Daß es langsam damit geht, ist richtig, aber vielleicht ist das nur nützlich.

an andre Völker abgegeben. Als Grund der Auswanderung hat Roscher hervorgehoben: Übervölkerung, Überfüllung mit Kapital, Überfüllung mit geistigen Kräften, endlich politische oder religiöse Unzufriedenheit. Was die Übervölkerung anlangt, so haben wir in Deutschland, wie jetzt wohl ziemlich allgemein bekannt ist, einen jährlichen Geburtenüberschuß von etwa 600000 Köpfen, der natürlich fortwährend steigt. Die materielle Seite der sozialen Frage liegt in ihrem Kernpunkt zum großen Teil in der Veränderung des Verhältnisses zwischen der Bevölkerungszahl und den Ernährungsquellen. Wie sich in der organischen Natur die zuerst gekommnen nach Gefallen und Vermögen ausdehnen, so auch in der menschlichen Gesellschaft. Solange Land in Menge dawar, konnte jeder zugreifen und sich nehmen, soviel er brauchen konnte; der Mächtige suchte sich vor allen Dingen Hände zu verschaffen. Solange jeder Familie eine volle Hufe zugewiesen werden konnte, war von Not keine Rede; so war es in Deutschland bis etwa 1400. Dann begann der auf den Einzelnen fallende Teil kleiner zu werden, verschiedne Umstände, besonders große Kriege, haben im sechzehnten, siebzehnten und achtzehnten Jahrhundert die natürliche Vermehrung der Bevölkerung aufgehalten. Daß in der Gegenwart die Bevölkerungsspannung und die Zunahme ungesicherter Existenzen in allen Klassen in Deutschland hochgradig und besorgniserregend ist, wird niemand leugnen können.

Über die Überproduktion akademischer Bildung, das Anwachsen eines geistigen Proletariats hat sich Fürst Bismarck oft geäußert, als über einen bedenklichen Punkt unsrer nationalen Entwicklung. Wir erkennen die Thatsache ohne weiteres an; es ist ein Mißverhältnis zwischen der Menge der geistigen Kräfte und der Möglichkeit, daß sie sich alle auf nationalem Boden nützlich bethätigen könnten. Wir finden aber das Falsche nicht in dem Thätigkeitsdrange des deutschen Volkes, sondern in der Enge des Feldes seiner Thätigkeit — mit einem Wort: Macedonien ist zu klein für die Kräfte des Volkes geworden, wir wollen und müssen uns ein größeres Reich suchen!*)

Um noch ein Wort über die politische Unzufriedenheit zu sagen, so genügt es, darauf hinzuweisen, daß die deutsche Auswanderung in den Jahren um 1848 am größten gewesen ist; die Unzufriedenheit wirkt als Grund zur Auswanderung am stärksten, wenn eine kräftige, über allen Parteien stehende Staatsregierung fehlt, und die Regierung in Klassenherrschaft ausartet.

Wir fassen nun unsre Wünsche für die Auswanderung und Kolonisation dahin zusammen, daß der auswandernde Teil des deutschen Volkes mit dem zurückgebliebnen in Sprache, Politik und Wirtschaft in Zusammenhang bleibt, daß sich beide Teile gegenseitig in jeder Beziehung fördern und unterstützen. So

*) In England wird als ein Hauptgrund, weshalb man den politischen Zusammenhang mit den Kolonien nicht aufgeben dürfe, ihre Bedeutung als Versorgungsanstalten für den gebildeten aber armen Mittelstand angegeben. „Das Aufhören des Abflusses würde eine furchtbare Armee von Unzufriednen anhäufen."

kommen wir notwendig zu der Forderung kräftiger und ausgedehnter Tochterstaaten für Deutschland, mit einem Wort zu der Forderung der von den Weisen des Reichstags und des manchesterlichen Bürgertums bespöttelten Weltmachtstellung Deutschlands. Wir lassen uns diesen Spott nicht anfechten, diese Art Weisheit ist zu billig, und sie ist in Deutschland immer bei der Hand, wenn es gilt, in der Gegenwart eine bessere Zukunft kräftig anzubahnen. Hundert Jahre, nachdem Friedrich der Große Preußen durch den siebenjährigen Krieg in die Reihe der europäischen Großmächte eingeführt hatte, bemühte sich die Mehrheit des Abgeordnetenhauses noch, Preußen den „Großmachtkitzel" wieder auszutreiben, als zu kostspielig und zu gefährlich. Es wird eins der größten und bleibendsten Verdienste Kaiser Wilhelms I. und Bismarcks bleiben, daß sie sich dieser Art „wahrer" Parlamentsherrschaft und Parlamentsweisheit aus allen Kräften widersetzt, daß sie das nationale Interesse des gesamten Volkes gegen die Machtinteressen der Parteien gewahrt haben.

Freilich ist solche Politik gefährlich, aber aus der Nessel Gefahr pflücken wir die Blumen Sicherheit und Wohlstand für Jahrhunderte. Wenn wir dagegen alle Gefahren vermeiden und noch ein paar Jahrzehnte hilflos vor den innern Nöten stehen, dann wird das deutsche Volk schon viel an Bedeutung und Ansehen verloren haben, dann wird es bei dem Aufstreben der Weltmächte Rußland, England und Amerika viel schwierigern Verhältnissen gegenüberstehen und ganz andre Kämpfe für seine Zukunft zu führen haben, als es jetzt zu wagen hätte. Was hat denn England groß und reich gemacht? Halten wir uns nicht an seine für die Ausfuhr bestimmten Theorien, sondern an seine für den Hausgebrauch bestimmte Praxis, so ist es nichts andres, als daß die Regierung immer sofort mit ihrer gesamten Macht bereit war, wo die Interessen englischer Staatsbürger nur irgend wie gefährdet erschienen oder gefördert werden konnten. Für die Staatsfinanzen hat das oft Opfer gekostet, aber das Volk ist dabei das reichste der Erde geworden.*) Das ist auch heute noch der Standpunkt Englands, z. B. Transvaal gegenüber. Englands Staatskunst ist nach Treitschkes treffendem Wort nichts als eine wunderbar kluge und wunderbar gewissenlose Handelspolitik, und es verdankt seine außerordentlichen Erfolge nur der Uneinigkeit der Festlandsmächte.

Unser Kaiser hat das Wort vom „größern Deutschland" gesprochen, aber alle großen Ideen haben sich erst langsam und mühsam ihre Ausführung erkämpfen müssen gegen Bequemlichkeit und gegen Afterweisheit, die nach allen Richtungen hin nur Bedenken sieht. Es giebt gar so viele kluge Leute, deren Weisheit sich

*) Wird es jemand für möglich halten, daß im englischen Parlament Vertreter des Volkes und der nationalen Wohlfahrt die Albernheit begehen könnten, zu lachen, wenn die Regierungsvertreter erklären, auch englische Missionare schützen zu müssen? Die Engländer sind eben ein politisch reifes Volk, während unsre Volksvertreter noch immer mit ihren doktrinären Eierschalen herumlaufen.

in Schlagwörter hüllt; mit der Anwendung dieser Schlagwörter ist die Sache erledigt, und es kann alles hübsch beim alten bleiben. Solche Schlagwörter sind die „uferlose Flottenpolitik“ und die „schrankenlose Weltmacht.“ Es werden wenige ernstlich in Abrede stellen wollen, daß sich die europäische Kultur, die europäische Politik und der europäische Handel in den letzten Jahrzehnten zu Weltkultur, zu Weltpolitik und Welthandel ausgedehnt haben. Wenn wir Englands, Rußlands, Frankreichs und sogar Österreichs und Italiens Bestrebungen in dieser Richtung sehen, haben wir uns zu fragen: Wollen wir mit den andern mitthun, oder wollen wir wieder einmal zurückbleiben und uns mit der Kritik und mit dem Abhub von andrer Tische begnügen?

Unsre Industrie ist ganz zweifellos schon jetzt eine Weltindustrie, unser Handel ein Welthandel geworden, ja sie könnten sich nicht einmal auf ihrem jetzigen Standpunkt behaupten, wenn ihnen das überseeische Gebiet abgeschnitten würde. Sind wir aber auf solche Gebiete angewiesen, so können wir auch nicht allein Binnenlandpolitik treiben, wir sind eben nicht mehr bloß ein Binnenstaat. Alle Vorgänger Deutschlands auf dem Gebiet überseeischer Politik sind vom Handel zu Kolonien geführt worden. Die Hanse ist nach kurzer Blüte daran zu Grunde gegangen, daß sie des Schutzes einer starken Zentralgewalt im Mutterlande entbehrte und statt eigner großer Kolonien nur Handelsfaktoreien hatte. Kein Volk läßt sich auf die Dauer fremde Handelsherrschaft — Monopolien, wie man früher sagte — gefallen; nur politische Kinder können glauben, daß uns England, die Vereinigten Staaten und Rußland auch nur Handelsfreiheit in den von ihnen beherrschten oder beeinflußten Gebieten länger erlauben werden, als es ihrem Interesse und ihrer Macht entspricht. Darum müssen wir eigne Kolonien haben und auch hierin mit unsern Nachbarstaaten Schritt halten. Als es sich um die Dampferunterstützungen nach Ostasien handelte, da rechneten die weitsichtigen Parlamentsrechner die Unrentabilität dieser Anlage heraus, gerade so treffend wie der Generalpostmeister Nagler die Unrentabilität der Berlin-Potsdamer Bahn damit nachwies, daß in den sechs Diligencen, die den Verkehr damals besorgten, noch immer Plätze leer seien. Diese Art von Beweisführung ist natürlich außerordentlich überzeugend für alle, die keine Lust haben, etwas zu thun, für die Kleinmütigen und Kurzsichtigen, die man zu allem bringen kann, nur nicht zu einem ganzen Entschluß.

Wir wollen zugeben, daß Deutschland ein Binnenstaat ist, aber es ist erst ein Binnenstaat geworden, seit Karl V. unseligen Andenkens die politische Trennung Deutschlands von den Niederlanden und Oberitalien dauernd gemacht hat. Soll dadurch, daß uns die Hauptzugänge zum Meere damals entzogen worden sind, Deutschland für immer auf seine überseeischen Aufgaben verzichten? Soll Deutschlands Volkskraft nach ihrer Vereinigung auf beschränktem Boden zur Erstickung verurteilt sein? Wir denken, die Entwicklung des deutschen Handels, der deutschen Industrie und — der deutschen Intelligenz haben darauf

schon eine Antwort gegeben. Wir dürfen uns nicht verhehlen, daß überall auch die Vergrößerung der Intelligenz mit Vergrößerung der Macht und mit materiellem Fortschritt Hand in Hand gehen muß. Ohne Bethätigung unsrer Kraft reiben wir uns innerlich auf, gefesselte Kraft wirkt zerstörend; wir haben diese Erfahrung am Ausgange des Mittelalters schon einmal gemacht. Heute bildet die in der Armut der Massen wurzelnde Sozialdemokratie das große Becken, in das sich alle aus den verschiedensten Quellen entstandne Unzufriedenheit zu ergießen droht. Ein einsichtiger Mann faßt das Wasser in der Nähe der Quellen und leitet es dahin, wo es Segen bringt. Wir wollen nicht vergessen, daß gerade die viel gescholtene deutsche Anpassungsfähigkeit auch die Grundlage eines Weltberufs werden kann, wie uns die deutsche Gründlichkeit und Ausdauer, die in Schule und Heeresdienst gestärkte Intelligenz und Disziplin zu den größten Aufgaben befähigen — wenn wir wollen. Admiral Hollmann hat völlig Recht gehabt mit seiner anscheinend paradoxen Behauptung, daß sich die deutschen Küsten selbst schützen, und wir zu ihrem Schutz überhaupt keine Flotte nötig haben. Unter frühern Kriegsverhältnissen mochten Landungsversuche Erfolg versprechen; gegen einen starken Staatsorganismus mit einem hochkultivirten Volke sind ihre Aussichten äußerst gering. Abgesehen von Küstenbatterien, Torpedos und Sperrungen trägt der Telegraph die Kunde von der Annäherung feindlicher Schiffe überall hin; die bereitstehenden Truppen werden bei Tag und Nacht aufs schnellste durch die Bahnen heranbefördert, und in kurzer Zeit ist der Verteidiger dem Angreifer weit überlegen. Der Angreifer dagegen kann, weil er sich auf dem Wasser vor feindlichen Küsten befindet, keine sichern Nachrichten haben, er tappt im Dunkeln, und selbst wenn er gelandet ist, ist er in gefährlicher Lage. Seine militärische Basis für Verpflegung, Nachschub und zumal Munitionsersatz bilden schwimmende, vom Wetter abhängige Schiffe, und an der Landungsstelle ist diese Basis, auf die er sich vor überlegnen Kräften zurückziehen muß, so schmal und ungewiß, daß er in der Gefahr völliger Vernichtung schwebt. Daraus folgt, daß eine Landung nur dann Aussicht auf Erfolg hat, wenn sie ungefährdet geschehen kann, und ein lohnendes, verhältnismäßig ungeschütztes Ziel in greifbarer Nähe liegt. Eine Stütze im Lande, wie sie Gustav Adolf fand, das Fehlen oder die Entfernung der feindlichen Heereskräfte, wie es in der Krim war, sind dabei die Bedingungen für den Erfolg. Ohne das sind Landungsexpeditionen nur ein Knecht Ruprecht für Kinder. Etwas andres sind Bombardements von Küstenstädten oder gewaltsame Versuche, sich feindlichen Kriegsmaterials, zu dem ja auch die Flotte gehört, zu bemächtigen, wie sie die Engländer bei Toulon und Kopenhagen ausgeführt haben. Aber zu dem Zwecke brauchten wir nach 1870 wahrlich keine Kriegsflotte zu bauen, um Hamburg und andre Küstenstädte vor einem Bombardement zu schützen. Wir müssen also zugestehen, daß die Gründung einer Hochseeflotte nach 1870 keinen andern Sinn haben konnte

und gehabt hat, als daß es der erste, halb unbewußte Schritt auf dem Wege zu Kolonialpolitik und zur Weltmacht gewesen ist.

Nachdem uns unsre Nachbarstaaten weit vorangeeilt sind auf diesen Pfaden, müssen wir nun also einen klaren Entschluß fassen, ob wir mit ihnen Schritt halten wollen oder nicht. Wollen wir uns auf binnenländische, kleindeutsche Politik beschränken, so können wir ohne wesentlichen Nachteil unsre Hochseekriegsschiffe wieder einmal verauktioniren; wollen wir Welthandel, Weltindustrie und infolge davon auch Weltpolitik treiben, so gehört dazu eine wirklich achtunggebietende Kriegsflotte, es gehören dazu überseeische Handelsniederlassungen und Tochterstaaten. Entweder — oder! Der deutsche Michel steht am Scheidewege.

Wir für unsern Teil sind uns völlig klar, welchen Stimmzettel wir abzugeben haben; wir halten ein größeres Deutschland für die Grundbedingung unsrer Zukunft, wir wollen vorwärts und hinaus in die Welt, selbst um den Preis eines Krieges. Nachdem aber unsre Ausführungen zu diesem Ergebnis gelangt sind, können wir uns natürlich nicht der Umschau auf dem Weltmarkte nach dem Angebot entziehen.

Die Auswahl ist nicht sehr groß; wir wollen es machen wie ein umsichtiger Herrscher, der für seinen mündig und reif gewordnen Thronfolger eine passende Genossin sucht. Er wird die heiratsfähigen Prinzessinnen — ihre Zahl ist ja gering — daraufhin prüfen, ob sie den Hauptbedingungen, die durch die Verhältnisse geboten sind, entsprechen. Unser Bild für das deutsche Volk ist nicht neu, unser größter Dichter hat es im Märchen in den „Unterhaltungen deutscher Ausgewanderten“ so dargestellt, im Harnisch des Krieges, im Purpur einer weisen Regierung, doch ohne Krone, Zepter und Schwert. Schwert und Krone sind bei Königgrätz und Sedan wiedergewonnen worden, über das Zepter wagen wir noch nichts zu sagen, so lange die „Weissagung von der Brücke“ nicht erfüllt ist.

Bei unsrer Musterung verfolgen wir hauptsächlich den Zweck, die öffentliche Meinung in Deutschland über die wesentlichen Punkte aufzuklären und zur Feststellung eines neuen nationalen Zieles unser Scherflein beizutragen. Wir beklagen es als einen schweren Übelstand, daß kein solches allgemein anerkanntes nationales Ziel in dem Getriebe der zerfahrnen und wider einander streitenden Parteiinteressen erkannt worden ist, und hoffen, wenn es hingestellt wird, davon einen heilsamen Einfluß auf unser gesamtes politisches und soziales Leben: die Erkenntnis des Wünschenswerten muß sich im Laufe der Zeit zum festen, entschlossenen Wollen verdichten.

Der Hauptstrom der deutschen Auswanderung hat sich bisher nach Amerika gerichtet; so liegt es auch am nächsten, zuerst zu prüfen, inwiefern die Verhältnisse dieses Weltteils den Zielen, die wir uns von nun an stellen müssen, entsprechen. Was wir fordern, ist ein zur Aufnahme einer organisirten deutschen

Masseneinwanderung geeignetes Land, das nach jeder Richtung mit dem Mutterlande in dauernder organischer Verbindung bleiben kann, dessen Verhältnisse also in möglichst vielen Beziehungen eine solche Verbindung für beide Teile möglich und vorteilhaft machen.

So günstig hierfür auch die Verhältnisse vieler Gebiete in Nordamerika liegen, so müssen wir doch davon endgiltig absehen. Dort ist die Welt vergeben und in festen Händen; Bruder Jonathan und John Bull nehmen die Vorteile einer deutschen Einwanderung gern mit, aber nur unter der Bedingung, daß sich der Einwandrer amerikanisirt; so thöricht, einem Konkurrenten freiwillig ein Feld zur selbständigen Geschäftsgründung einzuräumen, sind sie nicht.

So können wir uns gleich der Prüfung der Verhältnisse in Südbrasilien zuwenden, das ja von manchen Stimmen als ein geeignetes Kolonisationsfeld empfohlen wird. Es lebt dort eine große Zahl Deutscher — 180000 bis 200000 —, die sich im Lande eine auskömmliche Existenz gegründet haben. In klimatischer Beziehung ist gegen das Land nichts einzuwenden, sodaß man die Auswanderung dorthin nicht geradezu verwerfen soll, wenn wir ihr auch aus andern Gründen nicht das Wort reden können. Die Entfernung vom Mutterlande, die bei Kolonien — insofern man die Wahl hat — eine wesentliche Rolle spielt, ist groß, die Überfahrt beträgt fast vier Wochen; das ist für einen lebhaften Verkehr, wie wir ihn wünschen, zu viel und kann bei politischen Verwicklungen*) bedenklich werden. Und um unser Hauptbedenken gleich an die Spitze zu stellen, das Land hat den großen, niemals zu ändernden Nachteil, daß es im großen Weltverkehr zu weit abseits liegt. Dieser Nachteil ist so groß, daß er in unsern Augen die Frage entscheidet, selbst wenn alles übrige völlig günstig läge, was nicht der Fall ist.

(Schluß folgt)

Gewerbeaufsicht und Ortspolizei

In der Reichstagssitzung vom 12. Januar dieses Jahres sind wieder zahlreiche Beschwerden über Mängel in der Durchführung der Arbeiterschutzgesetze zur Sprache gebracht worden. In der Hauptsache gipfelten sie darin, daß die in § 139b der Gewerbeordnung vorgeschriebnen besondern Gewerbeaufsichtsbeamten nicht zur wirksamen Aufsicht über die Handhabung der Schutzbestimmungen

*) Sowohl der Kolonie in Amerika, wie des Mutterlandes; jede seemächtige Nation könnte die Verbindung unterbrechen. Eine Machtentwicklung in Brasilien würde uns in Europa nur schwächen.

ausreichten, und daß es die ordentlichen Polizeibehörden — die Ortspolizei, wie man zu sagen pflegt — diesen Bestimmungen gegenüber vielfach an dem pflichtmäßigen Ernst und an Nachdruck fehlen ließen. Die Übertreibungen, die gerade auf diesem Gebiete immer von sozialdemokratischen Reichstagsabgeordneten für angebracht gehalten werden, dürfen uns nicht darüber täuschen, daß in der That die Beschwerden in viel zu weitem Umfange berechtigt sind. Schon die amtlichen Berichte der Gewerbeaufsichtsbeamten bestätigen das auch dem kritischen Leser hinreichend, und das Fortbestehen der Mängel sollte gerade deshalb sehr ernst genommen werden, weil es der gemeingefährlichen Agitation der Sozialdemokratie das erwünschteste Mittel in die Hand geben, immer wieder in der Masse der arbeitenden Klassen die irrige Vorstellung zu erregen, daß unsre Arbeiterschutzgesetzgebung durch ihre praktische Ausführung völlig wertlos gemacht werde, und die heutige Staatsordnung überhaupt unfähig sei, dem Gesetz Geltung zu verschaffen, sobald es sich um den Schutz der Arbeiter gegen den Unternehmer, des Nichtbesitzenden gegen den Besitzenden, des Armen gegen den Reichen handelt. Den berechtigten Beschwerden auf diesem Gebiete Abhilfe zu schaffen ist jedenfalls eine der dringendsten sozialpolitischen Aufgaben der Gegenwart. Daß man es bisher nicht in dem Maße, wie es nötig und auch möglich war, gethan hat, liegt zum guten Teil an gewissen vorgefaßten Meinungen, infolgedessen man die Lösung des Problems in falscher und unmöglicher Richtung gesucht hat. Darüber möchten wir einige kurze Bemerkungen machen.

Der erwähnte § 139 der Gewerbeordnung schreibt vor, daß die Aufsicht über die Ausführungen der Bestimmungen der §§ 105a bis 105h, 120a bis 120c und 134 bis 139a „besondern" von den Landesregierungen zu ernennenden Beamten zu übertragen sei, denen alle amtlichen Befugnisse der Ortspolizeibehörden zustehen. Die Bestimmungen der §§ 105a bis h betreffen das Verbot der Sonn- und Festtagsarbeit und die unter Umständen zulässigen Ausnahmen von diesem Verbot, die Bestimmungen der §§ 120a bis c verpflichten die Gewerbeunternehmer, Einrichtungen im Betriebe zu treffen und zu erhalten, die im Interesse der Gesundheit und des Lebens der Arbeiter, sowie zur Aufrechterhaltung der guten Sitten und des Anstands erforderlich sind, wobei für die Gesundheit und Sittlichkeit der Arbeiter unter achtzehn Jahren besondre Rücksichten eingeschärft werden. Während sich diese Schutzbestimmungen schon auf alle Arbeiter, auch die in kleingewerblichen Betrieben, beziehen, betreffen die §§ 134 bis 139a noch lediglich die Fabrikarbeiter, und zwar insbesondre den Erlaß von Arbeitsordnungen, das Verbot der Kinderarbeit, die Einschränkung der täglichen Arbeitsdauer für „jugendliche" Arbeiter, sowie die ihnen während der Arbeitszeit zu gewährenden Pausen, die Einschränkungen der täglichen Arbeitsdauer und die Pausen für erwachsene Arbeiterinnen und die unter Umständen zuzugestehenden Ausnahmen, das Verbot

der Wöchnerinnenarbeit und Anmeldung und Listenführung über „jugendliche und weibliche Arbeiter." Damit ist aber der gesetzliche Arbeiterschutz, auch wenn wir uns auf die Bestimmungen der Reichsgewerbeordnung beschränken, noch nicht erschöpft. Unter anderm fallen in seinen Rahmen auch die Bestimmungen über die Arbeitsbücher der minderjährigen Arbeiter und über das Verbot der Anleitung von Arbeitern unter achtzehn Jahren für Gewerbtreibende, denen die bürgerlichen Ehrenrechte aberkannt sind, die Vorschriften über die Ausstellung von Zeugnissen, die Schutzbestimmungen für die Lohnzahlungen, Abzüge, Strafen, für das sogenannte Truckſystem, für den Besuch von Fortbildungsschulen, auch verschiedne in den Abschnitten II und III des Titels VII der Gewerbeordnung über die besondern Verhältnisse der Gesellen und Lehrlinge enthaltene, seit lange giltige Gebote und Verbote.

Ursprünglich nur für die „Fabrikaufsicht" bestellt, sind also, wie wir sehen, die besondern Aufsichtsbeamten jetzt in der That mit einer „Gewerbeaufsicht" betraut worden, aus den Fabrikinspektoren sind Gewerbeinspektoren geworden. Wenn ihnen noch heute gewisse Gebiete des Arbeitsschutzes nicht überwiesen sind, so hat das der Sache nach kaum noch eine Berechtigung; praktisch findet es, z. B. was das Truckſystem betrifft, kaum noch Beachtung, und durch die Ausdehnung der Paragraphen auf Kleingewerbe und Hausindustrie, wie sie zu erwarten ist, wird es noch mehr an Bedeutung verlieren. Gleichzeitig mit der Umwandlung der besondern Fabrikaufsicht in eine besondre Gewerbeaufsicht hat sich insofern eine weitere Änderung vollzogen, als der hygienische und technische Zweck immer mehr gegen den sozialen und polizeilichen zurückgetreten ist; das ist vollends geschehen, nachdem, wenigstens für die Großindustrie, die staatliche Unfallversicherung in ganz zweckmäßiger Weise die Berufsgenossenschaften an der Unfallverhütung unmittelbar mit ihrem Geldbeutel interessirt hat, und diese deshalb vielfach schon besondre Revisionsingenieure mit der Aufsicht über den Unfallschutz in den Betrieben beauftragen. Angesichts dieser Entwicklung kann man wohl sagen, daß die besondre Gewerbeaufsicht in ihrem Wesen, so weit es gesetzlich begrenzt ist, immer mehr die Besonderheit verloren hat, ja immer mehr ein Teil der ordentlichen Polizei geworden ist. Trotzdem macht sich in der heutigen Praxis immer noch der frühere scharfe, jetzt gesetzlich und sachlich nicht mehr begründete Unterschied geltend, und auch in den Ansichten über die Abstellung der in der Handhabung des Arbeiterschutzes beklagten Mängel spielt der alte Unterschied zwischen Gewerbeaufsicht und Ortspolizei zum Schaden der Sache immer noch eine Rolle.

Hält man, wie es vielfach geschieht, an der früheren Meinung fest, daß es sich bei der Gewerbeaufsicht um eine wesentlich andre Aufgabe handle, als die ist, die der Polizei auch für das Gewerbe obliegt, eine Aufgabe, zu der die Polizei auch nicht durch die Einfügung einer gehörigen Anzahl für die neuen sozialen Rücksichten besonders befähigter Kräfte tüchtig gemacht werden könne,

verlangt man also, daß die Durchführung des Arbeiterschutzes wesentlich nur durch die besondern Gewerbeaufsichtsbeamten gesichert werden soll, so kommt man zunächst natürlich dazu, ein ganzes Heer von Gewerbeinspektoren zu verlangen. Daß in etwa zehn Jahren deren Zahl in Deutschland verzehnfacht worden ist, und jetzt mehr als zweihundert solche Beamten, und damit mehr als in irgend einem europäischen Kulturstaat eingestellt worden sind, erscheint dann freilich dem Bedürfnis gegenüber immer noch wie ein Tropfen auf einen heißen Stein. Selbst wenn die Zahl nochmals vervielfacht würde, so würde zwar viel Nutzen geschafft werden können, aber auf keinen Fall die Befolgung der Schutzbestimmungen, wie sie heute sind, hinreichend gesichert werden. Es würde immer noch nur ein kleiner Teil der gewerblichen Betriebe nur einmal im Jahre von einem besondern Aufsichtsbeamten besucht werden können, von den wenigen, die der so notwendigen fortgesetzten Beaufsichtigung unterworfen werden könnten, gar nicht zu reden. Man ist sich wohl auch ziemlich allgemein darüber klar, daß auf diesem Wege nicht wirklich gebessert werden kann, namentlich daß eine wirksame Kontrolle des Kleingewerbes, die doch schon jetzt den Gewerbeinspektoren in sehr wichtigen Punkten obliegt, so nicht zu erreichen ist.

Gewisse Leute glauben nun auch hier in der sogenannten Organisation der Arbeiter das Universalheilmittel gefunden zu haben. Wir glauben das nicht, ja wir möchten dringend davor warnen, daß die Gewerbeaufsichtsbeamten grundsätzlich in dieser Richtung die Hilfe suchen, die sie brauchen. Unter Umständen, die selten genug sind, kann ja die einseitige Organisation der Arbeiterschaft in dem Kampfe mit einseitigen Mißbräuchen der Unternehmer sehr segensreich wirken, auch als Bollwerk gegen Nichtachtung der Arbeiterschutzgesetze. Aber unter keinen Umständen dürfen die staatlichen Aufsichtsorgane zu Anwälten der einen Partei in diesem Kampf, auch nicht der Arbeiter gestempelt werden. Der Gedanke, daß nicht der einzelne Unternehmer mit seinen Arbeitern zu thun habe, sondern die Unternehmerschaft als Ganzes mit der Arbeiterschaft als Ganzem, ist, solange wir an der bestehenden Rechtsordnung festhalten, verkehrt. Der Unternehmer hat das Recht, in seinem Betriebe als Herr anerkannt zu werden, solange der Staat das kapitalistische Unternehmertum anerkennt, und mit Recht lehnt er es ab, daß in seinem Betriebe eine fremde Macht, die der Arbeiterparteiführer, regiert, kontrollirt, die Aufsicht führt. Nur der Staat als solcher, der über den Parteien steht, ist hierzu befugt, soweit es die Gesetze vorschreiben. Praktisch kann der Gewerbeaufsichtsbeamte gar nichts ungeschickteres thun, als sich in der Stellung des Arbeiterparteianwalts zu gefallen. Zur gedeihlichen Durchführung des Arbeiterschutzes ist das Verständnis, der gute Wille der Unternehmer und ihre Erziehung hierzu von durchschlagender Bedeutung. Der Gewerbeaufsichtsbeamte ist als Parteianwalt der organisirten Arbeiter für diese Aufgabe ganz

unfähig. Das schließt nicht aus, daß der Staat mehr als bisher auch Leute zur Gewerbeaufsicht heranziehen könnte, die aus der arbeitenden Klasse selbst hervorgehen, nur muß er sicher sein, daß sie befähigt und gewillt sind, sich als Staatsbeamte über die Parteien zu stellen, was auch gar nicht so selten sein würde. Das Verlangen nach Gewerbeinspektorinnen ist unsrer Erfahrung nach Spielerei. Wo für besondre Aufgaben das besondre weibliche Wahrnehmungs- und Urteilsvermögen unentbehrlich sein sollte, wird man auch ohnedies Hilfe schaffen können. Wir haben solche Aufgaben aber bisher nirgends überzeugend namhaft gemacht gesehen. Es wird immer Englands Beispiel angeführt, aber es wird niemals nachgewiesen, daß dort für die verhältnismäßig wenigen Dienstleistungen der Gewerbeinspektorinnen nicht geeignete Männer zu finden gewesen wären. Die Liebhaberei für Frauenämter liegt, nebenbei gesagt, in England vielleicht teilweise an dem langen Frauenkönigtum.

Die Theorie von der Parteianwaltschaft der Gewerbeinspektoren oder doch von ihrer absonderlichen Stellung im Vergleich zu den ordentlichen Polizeibehörden hat neuerdings auch in der wissenschaftlichen Sozialpolitik eine gewisse Vertretung gefunden, die uns zu interessant erscheint, als daß wir nicht etwas eingehender darauf hinweisen sollten. In der Wiener Zeitschrift für Volkswirtschaft, Sozialpolitik und Verwaltung (Band 5, Heft 2) hat Professor Mischler einen Aufsatz über die Gewerbeinspektion in Österreich veröffentlicht, worin er unter anderm folgendes ausführt: Die „Dispositionen des öffentlichen Rechts“ sollten „um ihrer selbst willen“ zur Anwendung gebracht werden, oder vielmehr deshalb, „weil in ihrer Gesamtheit eine der Garantien für den Bestand des Staats erblickt“ werde. Ihre Durchführung gehöre zu den Pflichten der „politischen Behörden,“ und das Recht selbst erscheine „der Bevölkerung gegenüber als das prius, das Stärkere,“ während die Bevölkerung als das „Beherrschte, Unterworfne“ erscheine. Deshalb sei unsrer „politischen Verwaltung, somit auch der Gewerbeverwaltung“ der Gedanke schon an sich fremd, durch die „konkreten Anforderungen der Bevölkerung bedingt zu werden.“ Noch mehr müsse ihr der Gedanke fremd erscheinen, „durch die Anforderungen einer bestimmten Bevölkerungsklasse speziell beeinflußt zu werden.“ Die Gewerbeinspektion suche nun „eine ganz spezifische Bethätigung der Gewalt gerade zu Gunsten einer kapitallosen Klasse herbeizuführen,“ und zwar erscheine „bei der heutigen thatsächlichen, wenn auch nur implizite gegebnen Bevorzugung der besitzenden Klassen schon die einfache thatsächliche Gleichstellung der Klasse der Arbeiter mit den übrigen Klassen als eine Bevorzugung derselben.“ Da dürfe es wohl nicht wunder nehmen, „wenn — selbst abgesehen von der blinden Furcht vor dem roten Gespenst — die Gewerbeinspektion in dem festen Gefüge der Verwaltung nicht recht Wurzel fasse.“ Es sei ein „ganz fremder Gedanke,“ daß sich die politische und die Gewerbebehörde um die Befolgung solcher Normen, die im Interesse einzelner Klassen, der Arbeiter, der Unter-

nehmer lägen, zu kümmern habe, und es sei da ganz folgerichtig, daß solche Organe ganz neu geschaffen werden müßten, denen zunächst nichts weiter obliege, als nur die Nachforschung über die Beachtung der im unmittelbaren Interesse einzelner Bevölkerungsklassen liegenden Anordnungen. Die Gewerbeinspektion sei der „Anfang einer neuen Funktion der Verwaltung, sich um die thatsächliche Befolgung auch dort zu bekümmern, wo unmittelbar nur das Interesse von Bevölkerungsgruppen vorliegt."

Uns scheinen diese Gedanken denn doch etwas gesucht und schief zu sein und ganz dazu angethan, die natürliche Weiterentwicklung der Sicherstellung unsers Arbeiterschutzes eher zu erschweren als zu fördern. Der Verfasser will aus der Aufgabe der Gewerbeaufsichtsbeamten mit Gewalt etwas ganz neues machen. Das studium rerum novarum, dieses charakteristische Merkmal unsrer Modernen in Sozialpolitik, Malerei und Dichtung, scheint auch ihn befangen zu machen. Weder das österreichische noch das deutsche Staatsrecht hat jemals der politischen Verwaltung oder den ordentlichen Polizeibehörden eine so extrem manchesterliche Stellung zugewiesen, wie es hier vorausgesetzt wird, und weder die österreichische noch die deutsche Gewerbeordnung hat in den in neuerer Zeit hinzugefügten Arbeiterschutzbestimmungen ein derartiges novum schaffen wollen noch geschaffen. Eine grundsätzliche Änderung in der staatsrechtlichen Aufgabe der politischen Verwaltung, sich um die Befolgung der unter Strafandrohung erlassenen gewerbe-, gesundheits- und sittenpolizeilichen Vorschriften von Amts wegen zu kümmern, hat gar nicht stattgefunden. Es ergab sich ganz natürlich, daß die polizeilichen Organe, die die Ausführung der Vorschriften zu beaufsichtigen haben, abgeändert, ergänzt und vermehrt werden mußten, als sich mit der Weiterentwicklung des wirtschaftlichen, sozialen, überhaupt des ganzen Volkslebens Abänderungen, Ergänzungen und Vermehrungen der polizeilichen Vorschriften als nötig erwiesen. Weder die juristisch geschulten Beamten der politischen Verwaltung noch die sonstigen Polizeiorgane, auch nicht die Gewerbeaufsichtsbeamten selbst haben, soweit wir unterrichtet sind, bei der praktischen Anwendung der neuen Arbeiterschutzgesetze der Empfindung Ausdruck gegeben, daß es sich dabei um einen Bruch mit den bisherigen Grundsätzen des öffentlichen Rechts handle, wie sich ihn Mischler konstruirt, und wir würden es nur bedauern, wenn das Bestreben der modernen Theoretiker in der Sozialpolitik nach Neuheit à tout prix die praktisch auf diesem Gebiete zu lösende Aufgabe noch mehr verwirrte und ganz unnötig erschwerte.

Als etwas grundsätzlich neues ist denn auch die vielfach zu Tage getretne mangelhafte Mitwirkung der ordentlichen Polizeibehörden oder der sogenannten Ortspolizei bei der Handhabung des Arbeiterschutzes nicht zu betrachten, vielmehr machen sich dabei recht alte Sünden geltend, und wo diese etwa neue besondre Nahrung finden, handelt es sich, so viel wir zu erkennen vermögen, um ganz andre, praktische Dinge, als die von Mischler hervor-

gesuchten Theorien. Ganz neuerdings hat sich die großherzoglich badische Gewerbeinspektion in ihrem Bericht für 1896 über diese Mängel in beachtenswerter Weise geäußert: „Von den Aufsichtsbeamten, heißt es da, wird bezüglich der Orte, in denen die Polizei nicht von den Staatsbehörden verwaltet wird, fortwährend über mangelhafte Thätigkeit der Ortspolizeibehörden geklagt, und es wird zur Begründung dieser Klagen ein ausreichendes Belegmaterial beigebracht. Diese beklagten Mängel beziehen sich weniger auf die formelle Besorgung der diesen Behörden übertragnen Geschäfte, als auf ein Dulden ihnen bekannter Mißstände. Wie bedeutungsvoll die Thätigkeit der Ortspolizei auf dem vorliegenden Gebiet sein kann, ergiebt sich daraus, daß in einer Anzahl von Orten, in denen die Bürgermeister zugleich unabhängig, intelligent und rührig sind, der Vollzug der gesetzlichen Vorschriften ein gerade so guter ist als in den Städten, in denen die Polizei vom Staate gehandhabt wird." Diese Auslassungen sind ganz besonders beherzigenswert, weil in ihnen das, was unsrer Erfahrung nach vor allem not thut, und was bisher aus doktrinären und parteipolitischen Vorurteilen in verhängnisvollem Grade unterschätzt worden ist: die Bedeutung der Ortspolizei für den Arbeiterschutz, nicht nur grundsätzlich anerkannt, sondern vor allem auch als praktisch wirksam und möglich bezeugt wird. Wir haben schon in einer Besprechung der Mißstände in der Kleider- und Wäschekonfektion darauf hingewiesen, daß gegen die Ausdehnung des Arbeiterschutzes und auch der sogenannten Gewerbeaufsicht auf die Werkstätten, auch die der Hausindustrie, ganz unzutreffenderweise immer die Unmöglichkeit eingewendet wird, die für die unmittelbare Revision aller der kleinen Betriebe erforderliche Anzahl von Gewerbeinspektoren anzustellen. Die dauernde unmittelbare Aufsicht kann gar nicht Sache dieser Beamten sein, sondern muß Sache der Ortspolizei sein. Dem Gewerbeinspektor kann dabei nur eine die Ortspolizei leitende und durch Stichrevisionen kontrollirende Thätigkeit zufallen neben der dauernden Sammlung und Bearbeitung der Ergebnisse aller wirtschaftlich und sozialpolitisch wichtigen Wahrnehmungen der Ortspolizei und seiner eignen. Wir meinen, der Beweis für die Richtigkeit dieser Ansicht ist an den fünf Fingern abzuzählen, sicher der für ihre negative Seite. Daß die Ortspolizei hinreichendes leisten kann, darüber möchten wir noch folgendes sagen.

Der Bericht des badischen Fabrikinspektors unterscheidet zwischen Orten, wo die Ortspolizei unmittelbar von Staatsbeamten ausgeübt wird, und solchen, wo das nicht der Fall ist, d. h. wo die Polizei Organen der sogenannten Selbstverwaltung obliegt. Nur in den letzten werden Mängel beklagt, aber auch nicht überall Wo die Bürgermeister unabhängig, intelligent und rührig sind, sind auch hier die Leistungen der Ortspolizei für den Arbeiterschutz gut. Es liegt darin ein Tadel für die Selbstverwaltung, und zwar ein durchaus berechtigter, nicht nur für Baden. Das ist, wir sind uns dessen

bewußt, in den Augen vieler noch immer eine arge Ketzerei, und doch muß es gesagt werden gerade angesichts der gewaltigen sozialpolitischen Aufgaben, die die Gegenwart den Trägern der Ortspolizei aufbürdet. Es ist uns immer ziemlich unbegreiflich gewesen, daß man in Deutschland und namentlich in Preußen, dessen Verhältnisse uns am nächsten liegen, selbst in Kreisen, wo die Doktrinen des extremen Liberalismus nicht herrschend waren, für das englische Selfgovernment, wie Gneist es importirt hat, mit solcher Zuversicht schwärmte. Gneist selbst hat das englische Selfgovernment in diesem Jahrhundert mehrfach als im Verfall begriffen geschildert. Er berichtet, daß in großen Städten und in dicht angebauten Fabrikbezirken die Geschäftslast, der Geist der neuen städtischen gentry und die Kollision der Interessen von Kapital und Arbeit die Anstellung „beamteter" Richter ratsam habe erscheinen lassen, daß mehr Polizei, und bezahlte Polizei zu fordern in England als Zeichen fortgeschrittener Gesinnung gelte, daß das Gendarmeriesystem, in zehnfach stärkerer Ausbildung als in Preußen, an dem entscheidenden Punkte über das alte Selfgovernment vollständig gesiegt habe. Für die mangelhafte Besetzung der polizeilichen Ämter durch die gewählten Boards spreche unter anderm auch die Thatsache, daß fünfundzwanzig Städte die Anstellung ihrer Bauinspektoren freiwillig der Staatsbehörde überlassen hätten, um das Cliquenwesen in den Boards loszuwerden. Es zeige sich, daß sich gewählte Körper, die über andre kleine Wahlkörper gesetzt seien, als größere Autorität in allen Dingen ansähen, alle Verwaltung der einzelnen Kirchspiele immer mehr an sich rissen und damit die Selbständigkeit der Ortsgemeinden in nicht geringerm Maße vernichteten als die Beamten des büreaukratischen Systems. Alle herrschenden Vorstellungen von der „Wohlfeilheit," natürlichen „Einfachheit," patriarchalischen „Naturwüchsigkeit" des Selfgovernment seien Irrtümer, die, absichtlich oder unabsichtlich seit Menschenaltern gehegt und genährt, neue Irrtümer erzeugt hätten. Es wolle auch in der That niemand auf dem Kontinent patriarchalisch regiert werden, sondern nur andre so regieren. Die moderne Gesellschaft sei von dem einen Gedanken beseelt, durch gewählte Verwaltungsräte einen Einfluß auf die örtlichen Interessen zu gewinnen. Darin seien beide Teile einig über „Selbstverwaltung," immer nur an ihre Interessen zu denken, nicht aber an die Anforderungen des heutigen Staates. Wir haben, in Deutschland diese Wahrnehmungen seit Jahrzehnten am eignen Leibe zu erfahren reichlich Gelegenheit gehabt, und die Schwärmerei für das polizeiliche Selfgovernment sollte eigentlich zu Ende sein bei vernünftigen Menschen, namentlich auf sozialem Gebiete. Mit dem Beruf unsrer Zeit zur Selbstverwaltung steht es kläglich. Für uns besteht darüber kein Zweifel, daß gerade die unerläßliche Aufgabe, die der Arbeiterschutz der Gegenwart stellt, zu einer durchgreifenden Verstaatlichung der Polizei führen wird. Die stärkere Beteiligung der arbeitenden Klassen an den Wahlkörpern der Selbstverwaltung ist keine Hilfe, die Ent-

scheidung fällt trotzdem immer im Sinne einer Partei. Nur arge Gedankenlosigkeit oder die bewußte Absicht, den Arbeitern zur Alleinherrschaft zu verhelfen, kann das übersehen. Auch die ehrenamtliche Thätigkeit ist kein Schutz gegen Interessenwirtschaft, nicht einmal gegen Schreiberwirtschaft. Es bleibt nichts übrig, als das unmittelbare Eingreifen der Staatsgewalt bis ganz unten hin. Die Gewinnung und Erziehung der dazu tauglichen Organe ist eine der wichtigsten Aufgaben der nächsten Zukunft.

Aber bis dahin ist noch ein weiter Weg. Es muß vorläufig auch so gehen, und es kann auch so besser gehen, wenigstens als bisher, nur muß das leidige Fortwursteln aufhören, das durch die Selbstverwaltung so liebenswürdig unterstützt wird. Der Staat hat auch jetzt Vollmachten über die Selbstverwaltungspolizei, die er nicht hinreichend ausnutzt. Zunächst muß er, soweit er kann, nur „unabhängige, intelligente, rührige“ Polizeiverwalter zulassen. Mehr als bisher kann darin sicher geschehen. Und wo die Ortspolizei gegen ihre Pflicht verstößt, da kann und muß er sie auf die Finger klopfen, ganz energisch. Wir denken nicht daran, die Pflichterfüllung der Polizei nach sozialdemokratischen Übertreibungen zu beurteilen, auch nicht vom idealen Studirstubenstandpunkt aus. Die Ortspolizei braucht ein beträchtliches Maß diskretionärer Gewalt; das Minima non curat praetor muß jeder Schutzmann respektiren, sonst wird er unmöglich. Das gilt auch beim Arbeiterschutz. Dann verkennen wir gar nicht, daß das Summum jus summa injuria gerade hier oft zur Wahrheit wird. Bei der Kinderarbeit, den Pausen usw. hat der strikte Buchstabe oft wunderbare Blüten getrieben, und der tüchtigste Polizeiverwalter hat manchmal Veranlassung, aus Liebe zu den Arbeitern den ganzen Arbeiterschutz zum Teufel zu wünschen. Da ist plumpes, schablonenhaftes Zufahren von oben nicht am Platze. Aber wo Schlendrian und Faulheit die Schuld trägt, noch mehr, wo bewußte Auflehnung gegen das Gesetz aus Parteieigensinn, und vollends, wo servile, eigennützige Rücksicht gegen Vornehme und Reiche die Pflichtverletzung veranlaßt, da muß die Rücksicht von oben ein Ende haben. Und das geschieht leider nicht immer. Der Staat soll aber auch nicht vergessen, mehr als bisher für die untersten, unmittelbar mit der Aufsicht beauftragten Organe, die Polizeidiener und ihresgleichen, zu sorgen. Auf dem Lande ist die Gendarmerie fast allein mit der Aufsicht betraut und, in Preußen wenigstens, meist viel zu schwach vertreten. Die Vororte unsrer Großstädte, viele Industriedörfer weisen zum Teil ganz unhaltbare Zustände auf. In den Klein- und Mittelstädten genügt meist schon ein Blick auf die äußere Erscheinung der Polizeidiener, um den Grad des Ansehens zu bemessen, worin sie bei den Bürgern stehen, ganz davon zu schweigen, wie die Herren Stadtverordneten diese „von ihnen gehaltenen“ Vertreter der Staatsgewalt oft behandeln. Der Schutzmann in der Großstadt ist der reine Geheimrat dagegen, und doch wird der selbständigen Pflichttreue, der „Unabhängigkeit“ des schäbigen Polizei-

dieners in dem kleinen Fabrikort mehr zugemutet als diesem. Da läßt sich unendlich viel thun, und zwar bald, ohne neue Gesetze. Nur die Doctores rerum novarum müssen die Finger davon lassen. β

Zur Naturgeschichte des Richters

arum hat die hehre Themis die Augen durch eine Binde verhüllt? Sie soll die Personen nicht ansehn, deren Rechte sie abwägt. Wie erkennt sie dann aber das Sinken und Steigen der Wagschalen? Nur durch das Gefühl ihrer Hand, mit der sie das Zünglein der Wage berührt. Schade, daß sie auf andre Art außer Stande zu sein glaubt, ohne Ansehn der Person zu entscheiden! Denn mit verbundnen Augen sieht sie leider auch das nicht, was ihr zu sehn not thut, und wer bürgt dafür, daß ihre Hand leicht genug an das Zünglein rührt, um es nicht zu bewegen und dadurch das Gewichtsverhältnis zu stören?

Aber es ist nun einmal so, und ihre Jünger folgen ihrem Vorbilde: sie wissen das Recht, und wenn sie es in den einzelnen Fällen des praktischen Lebens finden und anwenden sollen, dann legen sie die Binde vor die Augen und lassen sich lediglich von ihrem juristischen Feingefühl leiten. Reicht dieses aber aus, den einzelnen Fall so zu entscheiden, wie er entschieden werden muß? Ja wenn das Leben nichts weiter wäre als ein Rechtssystem, wenn sich jeder einzelne Fall seiner Besonderheit entkleiden und als bloße Nummer unter die praktischen Beispiele dieses oder jenes Paragraphen einreihen ließe! wenn er nicht außer seiner rechtlichen Seite, die oft ziemlich wenig hervortritt, noch verschiedne andre Seiten hätte, die sittliche, die gesellschaftliche, die wirtschaftliche, die politische, die psychologische, von denen die eine oder andre ihm oft gerade sein eigentümliches Aussehen giebt, und die jedenfalls nur in ihrer Gesamtheit seine Besonderheit ausmachen! Wie kann er richtig aufgefaßt und beurteilt werden, wenn das nur vom juristischen Standpunkte aus geschieht? Freilich muß er ja, wenn er „im Wege Rechtens“ entschieden werden soll, auch nach dem Rechte beurteilt werden, aber wenn das summum jus nicht unter Umständen summa injuria sein soll, doch nicht nach dem Rechte allein, sondern unter Mitwirkung aller andern in Betracht kommenden Mächte objektiver Art. Geschieht das, so wird der Richterspruch sicherlich anders ausfallen, als wenn nur die rechtliche Seite des Falles unter die Lupe genommen wird. Aber da sitzt es eben. Der echte, schlichte Richter nimmt den Fall, wie er im Gesetz-

buche steht oder mit Anstand darin untergebracht werden kann, und schert sich den Teufel um das, was noch drum und dran hängt.

Wie ist das zu erklären? Etwa dadurch, daß seine Vorbildung, die lediglich juristischer Art ist, nicht ausreicht? Schwerlich; denn in der Hauptsache bedarf es hier eines gesunden, hellen Menschenverstandes. Aber gerade der ist es, dem der zünftige Richter die sogenannte juristische Auffassung und Geistesschulung für weit überlegen hält, den er sich zwar bei dem Laien mit wohlwollender Nachsicht gefallen läßt, der ihm aber für ihn selbst und seinesgleichen durchaus nicht genügt: für ihn denkt das Gesetz, und seine Aufgabe ist es allein, die Aussprüche dieses hohen Gebieters, wenn auch nicht gedankenlos anzuwenden, so doch nach den Regeln der Logik auf allgemeine Sätze zurückzuführen und daraus Schlußfolgerungen zu entwickeln. Darin besteht die juristische Denkweise, und wenn sie lange geübt ist, die juristische Schulung des Verstandes.

Kein Zweifel, daß sie von hohem Wert ist. Aber man darf sich dadurch nicht über die Gefahren täuschen lassen, die sie in sich birgt. Wäre das Gesetz das getreue und vollständige Spiegelbild des Rechtslebens, dann würden freilich die aus ihm hergeleiteten Entscheidungen mit den Ergebnissen übereinstimmen müssen, zu denen ein gereifter Verstand bei der Prüfung der einzelnen Fälle des praktischen Lebens gelangt, und zu ihrer richtigen Entscheidung würde genügen, wenn man sie aus dem Leben herauslöste und, diesem den Rücken kehrend, in dem juristischen Laboratorium behandelte. Aber ein solches Spiegelbild ist das Gesetz nicht und kann es bei der Unvollkommenheit der menschlichen Erkenntnis nicht sein; die Welt, die sich in ihm aufthut, ist nur ein abgeblaßtes, verschwommnes Bild der wirklichen, ja stellenweise so sehr von dieser verschieden, daß man sagen muß: „Vernunft wird Unsinn, Wohlthat Plage.“ Wie kann sie also für sich allein den Stoff zu Entscheidungen bieten, die dem Rechtsbedürfnis des praktischen Lebens entsprechen! Nein, es ist unerläßlich, dieses zunächst vor das Forum des gesunden Menschenverstandes zu stellen, den einzelnen Fall nach seiner besondern Art von jeder Seite zu betrachten und zu prüfen und dadurch zu ermitteln, welche Folgen er vernünftigerweise haben muß; erst dann ist zu untersuchen, ob ihn das Gesetz kennt, und wie es ihn beurteilt, und aus dieser doppelten Prüfung ergiebt sich schließlich, welche Entscheidung nach Lage der Gesetzgebung getroffen werden kann und muß. Ob und inwieweit sie mit dem Ergebnis der ersten Prüfung zusammenfällt, hängt von mancherlei Umständen ab: ob das Gesetz eine Lücke hat, die durch Analogie ausgefüllt werden kann oder nicht, ob es eine ausdehnende Auslegung gestattet, ob es dem Ermessen des Richters Spielraum läßt, ob es zu hart oder gar unverständig ist usw. Immer aber ist als Grundsatz festzuhalten, daß die rechtliche Entscheidung soviel wie möglich mit dem Ausspruche des gesunden Menschenverstandes in Übereinstimmung gebracht,

die Anwendung des Gesetzes also möglichst den Bedürfnissen des praktischen Lebens angepaßt werde. In dieser Kunst waren, wie bekannt, die altrömischen Juristen Meister, obwohl auch unter ihnen von Alters her sich das entgegengesetzte Bestreben geltend machte, dem Leben abgewendet ausschließlich den Weg der starren, unerbittlichen Logik des jus civile zu verfolgen. Nun, der Durchschnittsrichter von heute neigt entschieden nach dieser Seite und findet seinen edelsten Beruf darin, das Leben dem Gesetze anzupassen. Von jener sozusagen reinmenschlichen Prüfung des einzelnen Falles sieht er grundsätzlich ab, er betrachtet ihn von vornherein durch die juristische Brille und erkennt dadurch sogleich die Merkmale, die ihn zur Auffindung der sedes materiae befähigen, worauf der Fall nach Schema x „im Wege Rechtens" erledigt wird. Fiat justitia, pereat mundus.

Aus dieser Methode, die der gediegne Jurist mit Stolz als das betrachtet, was ihn über das profanum vulgus derer erhebt, die nicht zu seinem Orden gehören, ja was ihn zur Behandlung aller öffentlichen und Privatangelegenheiten befähigt, erklärt sich die große Anzahl von gerichtlichen Entscheidungen, die alle nicht ausschließlich rechtsverständigen Leute in Erstaunen setzen. Ich will hier einen Fall aus der Praxis anführen, worin das, was hier behauptet worden ist, besonders deutlich hervortritt.

§ 166 des Reichsstrafgesetzbuchs bedroht mit Strafe den, der öffentlich eine der christlichen Kirchen oder eine andre mit Korporationsrechten innerhalb des Bundesgebiets bestehende Religionsgesellschaft oder ihre Einrichtungen oder ihre Gebräuche beschimpft. Nun hatte jemand eine Schmähschrift gegen den Kapitalismus von höchst religionsfeindlichem, unsittlichem und teilweise geradezu unflätigem Inhalt in der Form der biblischen zehn Gebote, die durch die Zahl der Thesen, die Überschrift, die Druckweise und vielfache Redewendungen deutlich erkennbar gemacht war, verfaßt und durch Druck veröffentlicht. Ein Landgericht sah hierin den Thatbestand des erwähnten Paragraphen, da es die zehn Gebote als eine Einrichtung der christlichen Kirche und der jüdischen Religionsgesellschaft ansah. Aber das Reichsgericht verwarf diese Auffassung in der Revisionsinstanz aus folgenden Gründen als rechtsirrtümlich.*)

Die zehn Gebote bilden nach ihrem innern und äußern Wesen nicht eine allgemeine Ordnung einer die Existenz, die Erhaltung und gedeihliche Entwicklung der christlichen Kirche oder der jüdischen Religionsgesellschaft betreffenden Angelegenheit dieser Kirche oder Religionsgesellschaft als solcher, sie wollen nicht deren Aufgaben, Interessen, Rechte und Pflichten, sowie ihr Verhältnis zu ihren Mitgliedern und nach außen regeln und festsetzen, sondern sie sind nichts andres als ein Inbegriff, eine Zusammenstellung rein sittlicher Grundsätze und Lehren der christlichen Kirche und der jüdischen Religionsgesellschaft. Der § 166 des Strafgesetzbuchs will aber nach seiner Fassung und Entstehungsgeschichte nicht die

*) Entscheidungen des Reichsgerichts in Strafsachen Bd. 26, S. 436.

religiöse Lehre oder einzelne Sätze derselben als solche, als Dogmen gegen beschimpfende Angriffe schützen, sondern nur die christlichen Kirchen und die im Gesetze erwähnten Religionsgesellschaften als solche und deren Einrichtungen und Gebräuche. Eine Beschimpfung der Lehre oder einzelner Sätze derselben fällt daher unter die Strafvorschrift des § 166 des Strafgesetzbuchs nur dann, wenn der Thäter durch diesen Angriff die betreffende Kirche oder Religionsgesellschaft selbst beschimpfen wollte.

Der Begriff der christlichen Kirche oder der jüdischen Religionsgesellschaft als solcher wird weiterhin durch die Worte „als idealen Organismus gedacht" erläutert.

Also: als Einrichtung eines idealen Organismus, wie die christliche Kirche einer ist, ist die allgemeine Ordnung einer seine Existenz, Erhaltung und gedeihliche Entwicklung betreffenden Angelegenheit anzusehen. Dagegen läßt sich nichts sagen. Aber eine solche Ordnung sollen die zehn Gebote in der christlichen Kirche nicht sein. Nicht? Und was wäre die christliche Kirche ohne die Herzensangelegenheit des Verhältnisses, in dem der natürliche Mensch zu Gott steht, und in dem die in den zehn Geboten enthaltne Offenbarung des göttlichen Willens erst Ordnung schafft? Sie wäre überhaupt nicht da, sondern statt ihrer irgend eine Form des Heidentums. Da es aber nach der Meinung des Reichsgerichts mit den zehn Geboten diese Bewandtnis nicht hat, so muß die christliche Kirche vom Rechtsstandpunkte aus anders aussehen als im Leben. Aber wie? Daß als sämtliche Angelegenheiten, die ihre „Existenz, Erhaltung und gedeihliche Entwicklung" betreffen, nur ihre „Aufgaben, Interessen, Rechte und Pflichten, sowie ihr Verhältnis zu ihren Mitgliedern und nach außen" aufgezählt werden, nötigt zu dem Schlusse, daß sie lediglich von der Seite ihrer äußern Erscheinung als korporatives Gebilde in der bürgerlichen Gesellschaft aufgefaßt wird. Dann können freilich zu ihren Einrichtungen nur Predigtamt, Kirchenbehörden, Kirchensteuern usw. gerechnet, die zehn Gebote dagegen nur als Zusammenstellung sittlicher Grundsätze und Lehren angesehen werden. Wer aber das Wesen der christlichen Kirche erkennt, der kann nicht in Zweifel darüber sein, daß die zehn Gebote allerdings zu ihren Einrichtungen gehören. Gleichviel: in der Anschauung der obersten Richter des deutschen Reichs spiegelt sich die christliche Kirche nur als eine kahle juristische Persönlichkeit.

Die Abkehr vom praktischen Leben ist es, an der der Jurist „als solcher" krankt. Es ist ihm fremd, und er hat nicht einmal das Verlangen, es kennen zu lernen. Seine eigentliche Thätigkeit, die Rechtsprechung, giebt ihm freilich auch nicht regelmäßig unmittelbare Veranlassung, hinter dem grünen Tische und dem Gesetzbuche hervorzukommen: der thatsächliche Stoff seiner Arbeit wird ihm im Gerichtssaale von den rechtsuchenden Parteien und ihren Vertretern geliefert, und was sich davon nicht ohne weiteres in Rechtsstoff um-

wandeln läßt, das wird für diesen Zweck durch die Gutachten von Sachverständigen der verschiedensten Art vorbereitet.

Diese gleichgiltige Haltung dem praktischen Leben gegenüber pflegt der Richter auch in Zweigen seiner Thätigkeit zu bewahren, die außerhalb der Rechtsprechung liegen, wie in den Grundbuch-, Vormundschafts-, Fideikommißangelegenheiten und dergleichen Hier hat sie aber noch einen andern, recht empfindlichen Übelstand zur Folge. Da es nämlich bei der verwaltenden Thätigkeit im Gegensatze zu der eigentlichen richterlichen des Rechtsprechens wesentlich darauf ankommt, daß in der Sache selbst etwas geschieht, wodurch diese gefördert wird, so kann sie in zweckentsprechender Weise nur von dem ausgeführt werden, der sich der Sache selbst mit Eifer annimmt, und er wird die soziale Aufgabe, die ihm als Beamten gestellt ist: den Einzelnen nach Kräften soweit zu nützen, als es gleichzeitig der Gesamtheit zum Nutzen gereicht, in jedem Falle am besten erfüllen, wenn er ihn unter möglichst geringer Belästigung für die Beteiligten rasch zu einem für sie befriedigenden Abschlusse bringt, was jedenfalls nicht geschehen kann, ohne daß er selbst Interesse für die Sache hat. Das fehlt aber dem Richter „als solchem," und dieser Mangel pflegt sich in einer möglichst spröden, ablehnenden Haltung auf seiner Seite zu äußern. Er zeigt oftmals unverkennbar das Bestreben, entweder die an ihn gerichteten Gesuche rundweg, sei es auch nur aus formellen Gründen, abzulehnen oder Umstände und Schwierigkeiten zu machen, die in der Sache gar nicht begründet sind. Es läßt sich das nur teils aus der Unbekanntschaft mit dem praktischen Leben, teils aus der Scheu davor erklären. Wer jemals in der — man kann wohl sagen mißlichen — Lage gewesen ist, mit Gerichtsbehörden geschäftlich verkehren zu müssen, der wird das Gesagte sicherlich bestätigen und sich dem Urteil anschließen, daß sie die ungefügigsten und auch für andre Leute, als die Übertreter des Strafgesetzes, unerfreulichsten Behörden sind.

Dieser Charakter wird durch einen dritten Umstand geradezu ins Unerträgliche gesteigert. Während jeder andre Beamte, dem es einmal begegnet ist, einen Fehler zu machen, durch geeignete Vorstellungen davon zu überzeugen ist und dann kein Bedenken trägt, in leidlich geschmackvoller Form den Rückzug anzutreten, was ja auch seine Pflicht ist, läßt sich der Richter — wenigstens soweit die ziemlich ausgedehnte Erfahrung des Verfassers reicht — unter keinen Umständen dazu bewegen, eine Verfügung, die er einmal erlassen hat, wieder aufzuheben, auch wenn sie offenbar verfehlt ist. Das kann, da man natürlich nicht annehmen darf, daß er wider bessere Überzeugung bei seiner Ansicht beharre, nur daher kommen, daß er von einem Fehler, den er sozusagen ex cathedra gemacht hat, nicht zu überzeugen ist, mag er auch vermeiden, Gegengründe geltend zu machen, und sich auf die beliebte Wendung beschränken, daß er „keine Veranlassung finde," von seinem Bescheid abzugehen.

Worauf dieſe eigentümliche pſychologiſche Erſcheinung zurückzuführen ſein mag, iſt ſchwer zu ſagen; vielleicht hat die Gewohnheit, Erkenntniſſe zu fällen, die ja nur durch höhere Inſtanzen aufgehoben werden können, oder die Meinung, daß durch eigenmächtige Aufhebung einer Verfügung die Würde und das Anſehen des Amtes Schaden leiden, in dem Kopfe des Richters die Vorſtellung entſtehen laſſen, daß er ſeine einmal kundgegebne Anſicht nicht ändern könne, und daß daher die Beſchwerde das einzig zuläſſige Mittel ſei, eine andre Entſcheidung herbeizuführen.

Leider ſcheinen auch die Richter in den Beſchwerdeinſtanzen ſeltſamerweiſe anzunehmen, daß ſie dem Anſehen ihres Amtsgenoſſen etwas vergeben, wenn ſie deſſen Verfügung aufheben; denn ſie zeigen ſich erfahrungsmäßig für Beſchwerden ſchwer zugänglich, und ſo kann es einem widerfahren, daß man auch mit Anwendung aller geſetzlichen Mittel ſein Recht nicht finden kann, bloß weil die erſte zur Entſcheidung berufne Gerichtsbehörde einen Fehler gemacht hat. Und das geſchieht nicht ſelten.

Ja, das Anſehen des Richterſtandes! In der Tagespreſſe begegnet man jetzt bisweilen dem Gedanken, daß es im Sinken begriffen ſei. Wenn das wahr wäre, dann müßten ſich doch alle wohlgeſinnten Männer, vor allem die Richter ſelbſt, bemühen, dieſem Übel zu ſteuern. Dazu aber wäre es unbedingt notwendig, ſeine Urſachen zu ergründen. Ob nicht in den im Vorſtehenden berührten Umſtänden ſolche Urſachen zu finden ſind, dürfte wohl einer ernſten Prüfung wert ſein. Dieſe ſei den beteiligten Kreiſen hiermit empfohlen.

Die Memoiren von Paul Barras

Der Vicomte Paul de Barras ſtammte aus einem alten Geſchlechte der Provence, das die Thaten ſeiner Ahnen unter den Kreuzfahrern bis über die Zeit des heiligen Ludwig hinauf verfolgte. Er ſelbſt war Offizier des Königs, nahm zu Schiff im oſtindiſchen Kriege gegen England an Abenteuern teil, die bisweilen an Gullivers Reiſen erinnern, lebte dann in Paris und ging ſogar zu Hofe und machte alles mit, was zum ancien régime gehörte, Schulden, Duelle, galante Verhältniſſe (darunter eines von vielen mit der aus der Halsbandgeſchichte bekannten Lamotte). Man wird es ihm glauben, daß ihn die Revolution nicht

überraschte, daß er sie von fern kommen sah und, als er mitten drin stand, lange vorbereitet war auf den Platz, den er dabei einzunehmen gedachte. Denn er war ein Mensch von einer seltenen Kälte und Berechnung — das Wort Leidenschaft ist für die Art seiner Genüsse viel zu hoch —, und er kannte das Leben jener Tage aus eigner Erfahrung gut genug, um zu wissen, daß es einmal ein Ende mit Schrecken nehmen mußte. Daß er sich nun auf die Seite der Revolution stellte, und zwar ohne Bedenken, als wäre es selbstverständlich, mag in dem ersten Stadium noch begreiflich scheinen: er hatte nach oben hin, bei Vorgesetzten, angestoßen und vielfach Beweise gegeben, daß er ein möglichst ungebundnes Leben liebte. Auch hatte er, wie es scheint, nicht allzuviel zu verlieren, denn seine materiellen Verhältnisse waren trotz seiner vornehmen Familie nicht glänzend. Aber seine Familie war und blieb royalistisch, auch seine junge Frau, die im Süden blieb und erst nach langen Jahren gegen das Ende seines Lebens zu ihm ins Haus kam. So macht es denn doch einen eigentümlichen Eindruck, wenn wir nach einigen Jahren den Mann, der in seinen persönlichen Ansprüchen die Kavaliersherkunft niemals vergaß, unter den ausgesprochnen Anführern der Revolution finden. Er war Mitglied des Konvents, stand auf der Linken neben Marat und Danton, den man in dieser Periode seinen Führer nennen kann, stürzte dann Robespierre und begründete das Direktorium mit, in dem er allein von allen fünfen bis ans Ende blieb, bis Bonaparte, den er vor allen emporgebracht hatte, es auflöste und sich als ersten Konsul einsetzte. Seitdem nahm er keine Stellung mehr an, weder von dem Kaiser, der wohl ein Interesse daran hatte, den einflußreichen Mann zu gewinnen, und als ihm das nicht gelang, seinen ehemaligen Gönner mit Polizeimaßregeln verfolgte und von Paris fern zu halten suchte, noch von den Bourbonen, unter denen er wegen seines Ansehens als überzeugter Republikaner gefürchtet, geachtet und vielfach umworben war. Er lebte als Privatmann und politischer Beobachter teils auf einem Landsitze, teils in Paris gesellschaftlich eingezogen, aber innerhalb seines Hauses auf sehr großem Fuße, mit vieler Dienerschaft und eignen Pferden. Seine Gastmähler waren bis in seine letzte Zeit bekannt. Er selbst giebt an, daß er sich nach den Vermögensverlusten, die er durch Napoleons Maßregeln erlitten hatte, eine Leibrente von „bloß“ vierzigtausend Franken gesichert habe, während A. Dumas in seinen Memoiren 200000 sagt. Jedenfalls hatte ihm seine politische Vergangenheit etwas eingebracht (denn so reich war er ursprünglich nicht), wenn auch lange nicht soviel, wie Fouché, Talleyrand und hundert andern, und so konnte er sich mit einer gewissen, relativen Berechtigung später immer noch als unbestochnen Republikaner ansehen, während er zur Zeit der Aktion vor den meisten Emporkömmlingen, die gar nichts besaßen, den Rückhalt eines wenn auch nur bescheidnen Vermögens voraus hatte. Denen gegenüber spielt er dann den Aristokraten, der hochherzig auf die Vorteile seiner Vergangenheit

verzichtet und folglich um die Republik noch etwas mehr Verdienst hat als sie. Dieser Pharisäismus ist ein ihm anhaftender Zug, den wir uns merken müssen, weil er für die Beurteilung seiner Aussagen in Betracht kommt. Jeder will vielleicht, wenn er von sich spricht oder schreibt, möglichst gut erscheinen, aber das ist noch etwas besondres. Der ehemalige Vicomte, nunmehr General Paul Barras — oder, wie er sich bis an sein Ende gern nennen ließ, der Bürgergeneral — war also seit 1799 Privatmann. Er beschloß bald, in irgend einer Form sein Andenken festzulegen, und fing 1819 an, seine Memoiren zu schreiben. Zehn Jahre darauf starb er, und bald darnach, im Jahre 1830, war alles fertig, abgeschlossen durch einen Freund, der ihm schon bei der Redaktion geholfen hatte.

Dieser, Rousselin de Saint Albin, ebenfalls ein Anhänger der Revolution aus einem vornehmen Geschlechte und mit Barras entfernt verwandt, war während des Direktoriums Sekretär des Kriegsministers Bernadotte gewesen und wurde, wie Barras, ein Gegner des Kaisers Napoleon. Er mußte sich zunächst mit der Witwe und zwei andern Erben des verstorbnen Freundes auseinandersetzen, und nachdem das endlich geschehen war (1834), hielt ihn das Bedenken seines Rechtsbeistandes zurück, das „Nest von Strafprozessen" der Öffentlichkeit zu übergeben. Er schloß das Manuskript, das gleich nach Barras Tode nur durch List vor den Nachstellungen der Regierung geborgen werden konnte, in seinen Schreibtisch, und da lag es bis an seinen Tod (1847). Sein Sohn, ein angesehener Politiker, Beamter und sogar Schriftsteller von Geschmack, konnte sich ebenso wenig entschließen, das Werk herauszugeben; er fürchtete bei der schlechten Beurteilung des ersten Kaisers litterarische Repressalien von seiten der Bonapartisten, die dem Andenken seines Vaters und Barras schaden könnten. Nur ein kleines Stück ließ er 1873 in einer Zeitschrift drucken. Nach seinem Tode (1877) kamen die Memoiren durch Erbschaft in die Hände eines glühenden Verehrers von Napoleon, der sich nun die Frage vorlegte, was er mit dem Pamphlet, denn etwas andres war es in seinen Augen nicht, machen sollte. Es zu vernichten, wie man ein giftiges Tier zertritt, meinte er als Historiker nicht das Recht zu haben, denn jede Kundgebung muß gehört werden, weil die Wissenschaft nichts zu verbergen hat. Aber er wollte das Gift wenigstens erkennbar machen, und so hat er zur Rechtfertigung seines Helden Napoleon Einleitungen und Anmerkungen hinzugefügt, die den geschichtlichen Wert der Memoiren bedeutend erhöhen. Wir sehen die Revolution in zweierlei Beleuchtung und ebenso das Kaisertum, das aus ihr hervorging. Auf der einen Seite steht Barras, und mit ihm stimmt der ältere Herr von Saint Albin wesentlich überein, auf der andern der Herausgeber, George Duruy, der Sohn des bekannten Historikers und Unterrichtsministers unter Napoleon III. Das Werk ist in vier Bänden, mit Karten und Bildnissen ausgestattet, in autorisirter Übersetzung in der

Deutschen Verlagsanstalt erschienen*) und enthält eine Menge der wertvollsten Mitteilungen. Ja man kann sagen, es ist lange kein Buch erschienen, das uns so unmittelbar in die Zeit der französischen Revolution hineinführte. Man stelle sich vor, was das heißt. Der Direktor Barras führt vier Jahre lang, vom 4. Brumaire (Oktober) 1795 an bis zum ersten Staatsstreich Bonapartes am 18. Brumaire (9. November 1799) ein kurzes, sachliches Privatprotokoll über alle Verhandlungen im Direktorium (Band 2 und 3), man sieht deutlich, wie die eigentümliche Regierungsmaschine arbeitet, und wie die einzelnen Ereignisse der innern und äußern Geschichte vor sich gehen. Das ist ohne Frage der wertvollste Teil des Werkes. Dazu kommen die Aufzeichnungen und Beurteilungen der Thatsachen und Persönlichkeiten, schon vor dem Direktorium (Band 1) und bis zu Barras Tode (Band 4), das eigentlich memoirenartige. Dieser Teil enthält das „Gift," das George Duruy durch seine Zusätze unschädlich machen mußte, indem er uns auf seinen bonapartistischen Standpunkt zu treten einladet. Wir haben allerdings Veranlassung, uns den Gewährsmann scharf anzusehen. Barras ist schon von der ältern Geschichtschreibung sehr ungünstig beurteilt worden, man hatte nichts für ihn übrig, fand kein Talent in ihm und nichts, was ein besondres Interesse erweckte, wie die unglaubliche Geschäftsgewandtheit Rewbells oder die glückliche Organisationsgabe und die Redlichkeit Carnots; er allein hatte sich nur durch Glück und Geschick während der ganzen Periode des Direktoriums behauptet, er war hart und unbeugsam, wie es das Amt forderte, und mußte zuletzt einem noch energischeren weichen, um aus der öffentlichen Geschichte des folgenden Jahrhunderts zu verschwinden. Dagegen folgte ihm der Vorwurf der Zweideutigkeit, weil er als Republikaner schon früh mit den Bourbonen verhandelt haben sollte, ein Punkt, der freilich in dieser ganzen Umgebung nur insofern etwas zu bedeuten hat, als Barras selbst sich auf seine Gesinnung sehr viel zu gute that. Denn andre als er wechselten bekanntlich noch öfter Farbe und Herrn. Bald erschienen die Memoiren seiner Mitdirektoren und Hamels Geschichte Robespierres. Alle hatten Ursache, sich auch mit Barras zu beschäftigen. Er kam nicht gut dabei weg. Wird sein persönliches Andenken durch seine eignen Memoiren gewinnen? Ja und nein. Man wird ihn nach diesen Mitteilungen für bedeutend klüger und auch für noch einflußreicher halten müssen, als er bisher erschien. Aber angenehmer und lieber wird er keinem dadurch werden. Er bleibt ein kalter, widerwärtiger Geselle, der nur vorsichtiger war als Marat und Robespierre, nicht besser. Aber nun kommt die Kehrseite und der Standpunkt Duruys. Damit, das Barras ein schlechter Charakter ist, sind seine Angaben über andre, die nicht besser waren als er, nicht abgethan. Und am

*) Memoiren von Paul Barras, herausgegeben von George Duruy. Stuttgart. 1895 und 1896.

allerwenigsten können wir uns die Auffassung zu eigen machen, nach der die heroische Zeit der Republik mit Robespierres Tode abschließt und von da an mit dem Direktorium die Korruption beginnt, aus der erst Bonaparte den Staat errettet, indem er die Gedanken Robespierres, des „Sündenbocks der Revolution," verwirklicht. Wir dächten, die Meinung der Republikaner hätte doch wohl auch etwas für sich, wonach das Direktorium zunächst wenigstens die erste ruhige Zeit und den Anfang einer Besserung bedeutet hätte. Dann kam Bonaparte und störte überall durch seine Intriguen die Entwicklung der Dinge, und schließlich zerstörte er alles, sodaß keiner mehr sagen kann, was ohne ihn aus den Dingen geworden wäre, und ob die Direktoristen mit ihrer Geschichtsauffassung Recht behalten hätten oder nicht. Die Lektüre der Memoiren ist gerade deswegen für uns Deutsche so außerordentlich belehrend, weil wir genötigt werden, uns für jedes einzelne wichtige Ereignis unser Urteil zwischen diesen ganz entgegengesetzten Auffassungen zu bilden. Außer den thatsächlichen Berichten und den persönlichen Urteilen enthalten die Memoiren noch sehr viel kultur- und sittengeschichtlich interessantes, wofür der Charakter des Berichterstatters gleichgiltiger ist, sofern er nur die Gabe hat, zu beobachten. Diese aber hat Barras, er hat sogar so viel Sinn für solche Einzelheiten, daß sein Kritiker Duruy dabei nur von Klatsch spricht. Aber das gehört mit zum Bilde, wie der Leser sehen wird. Barras war durch seine adliche Vergangenheit besonders dazu befähigt, die Feinheiten des Lebens zu schätzen, und daß er mitten in der Revolution den kleinen Gegenständen seiner Neigung nachgeht, berührt uns doch durch den Kontrast mit der allgemeinen Richtung der Zeit höchst merkwürdig. Also wie es damals in Wirklichkeit herging, das lernt man hier an vielen zum Teil ganz neuen Beispielen, und seit Tocqueville und Taine hat das Interesse an dem wirklichen Milieu der Revolutionszeit bei uns zugenommen. Nicht gleichgiltig endlich ist die litterarische Beschaffenheit des Berichtenden. Barras ist durchaus kein Büchermensch und am wenigsten jemand, der durch Phrasen Stimmung machen möchte. Das Schriftwerk macht ihm vielmehr Mühe, er schreibt grammatisch falsch und unorthographisch, wie die Generale der Revolution und die Marschälle Napoleons, denn die Adlichen waren hierin nicht viel besser unterrichtet als die Emporkömmlinge. Er ist zufrieden, wenn er seinen Sinn deutlich ausdrücken kann, er hat aber manchen treffenden Ausdruck, der zeigt, daß ihm nicht die Begabung, sondern die Ausbildung fehlt. Sein Freund de Saint Albin ist weit gebildeter. Dessen Redaktion hatte viel glatt zu machen, aber sie hat nicht entstellt; ohnehin war die Stellung der beiden zu den Ereignissen und den Männern dieselbe.

Der erste Band (Ancien Regime, Revolution) geht bis zum Ende des Konvents nach dem Siege der Direktoriumspartei am 13. Vendemiaire (5. Oktober 1795). Die Mitteilungen über die Zeit vor dem Konvent sind kurz. Er hat alles, was sich auf die Revolution bezieht, in Paris erlebt,

aber es liegt ihm offenbar nicht daran, ausführlich zu erzählen von Dingen, an denen er nicht persönlich beteiligt war. So erfahren wir denn über die Hauptereignisse kaum etwas neues: Barras war ein kalter Beobachter, und später, als die Ereignisse geschehen waren, hatten sie für ihn nicht mehr Interesse als jeder andre Teil der Geschichte. Diese kurzen, eisigen Relationen haben etwas unheimliches. Gelegentlich sind Anekdoten eingemischt, von denen einzelne die Lage gut bezeichnen. Ein feiner Litterat, Chamfort, wohnt mit Interesse der Zerstörung der Bastille bei. „Sie wird immer kleiner und immer schöner," meinte er. Man will ihn hängen, weil man ihn in seinem Galakleide für einen Aristokraten hält. Nur mit Mühe kommt er davon, erzählt das seinen Freunden und schließt: „Geht es nicht prächtig vorwärts?" Es ist ferner kaum zu begreifen, in welchem Maße Marie Antoinette von Modistinnen und Theaterdamen abhängig ist, weil diese die Moden erfinden, die ihr mehr als alles am Herzen liegen. Aber außer Eitelkeit und Verschwendung sagt ihr Barras nichts schlechtes nach; insonderheit beweist seine Erzählung aufs neue, daß sie an dem Halsbandskandal ganz unschuldig war.

Als der Konvent zusammentrat (20. September 1792), war Barras als Kommissar des Verteidigungsausschusses bei der Südarmee, aber im Dezember kam er zurück und nahm seinen Sitz ein. Im Januar 1793 wurde der König hingerichtet. Barras findet das selbstverständlich und tadelt nur, daß der Konvent selbst gerichtet habe, anstatt einen Gerichtshof zu ernennen. Dagegen bedauert er aufs tiefste die Hinschlachtung des in seinen Augen wohlwollenden und gänzlich unschädlichen Herzogs von Orleans (3. November 1793). Aber jetzt, zur Zeit der Schreckensherrschaft — seit dem 6. April besteht schon der Wohlfahrtsausschuß — ist Barras nicht mehr in Paris, sondern, bereits seit dem Frühling, als Kommissar im Süden, demnächst in Toulon, wo sein Auftreten bald von Wichtigkeit sein wird. Die Ereignisse in Paris werden ihm berichtet, er begleitet sie mit seinen Urteilen. Er ist stolz darauf, daß die Jakobiner, die eine Reinigung ihrer Liste vornahmen, ihn in ihrer Mitte zu bleiben für würdig halten, bedauert aber gleichwohl die Vergewaltigung der Girondisten. Er hat mit dem Minister Roland verkehrt und dabei seine Abneigung gegen Frau Rolands offenkundigen Anteil am Portefeuille ihres Gatten in demonstrativer Weise kund gegeben, er hat aber nichts gegen die Girondisten als Partei gehabt und hält den Sieg der Bergpartei für gefährlich. An diesen schrecklichen Dingen hat er also keinen Teil, weil er zu der Zeit, wo sie geschahen, fern von ihrem Schauplatze war. Aber die Depeschen der Vertreter des Konvents in Toulon, die uns Duruy aus dem Kriegsarchiv mitteilt, zeigen, daß hier Barras und seine Kollegen zu derselben Zeit nicht minder furchtbar hausen. Man nennt das die Feinde der Republik bestrafen, wenn man nach der Eroberung von Toulon kalten Blutes niedermacht und füsilirt, bis nichts verdächtiges mehr übrig ist. Es läßt sich wirklich nicht

ſagen, ob ſich ſolche Leute beſſer aufgeführt hätten, wenn ſie, als die Königin und die Girondiſten hingerichtet wurden, in Paris geweſen wären. Jetzt aus der Ferne hat der Memoirenſchreiber gut reden, wenn er, was damals in Paris geſchah, zweckloſe Grauſamkeiten nennt. Wir werden uns damit gleich zu beſchäftigen haben. Zunächſt wenden wir uns aber nach Toulon.

Das Verdienſt Bonapartes um die Zerſtörung der furchtbaren engliſchen Schanze und die daran hängende Einnahme des ganzen Platzes iſt ſchon früher von verſchiednen Geſchichtſchreibern und militäriſchen Schriftſtellern eingeſchränkt worden. Jetzt kommt Barras und nimmt den Plan des Ganzen einfach für ſich in Anſpruch. Er hätte im September 1793 nach ſeiner Ankunft im Lager den kleinen korſiſchen Leutnant „entdeckt," ihm einen Auftrag gegeben und, als dieſer gut ausgeführt worden ſei, geſagt: „Ich danke Ihnen, Kapitän." Er erwiderte ehrerbietig: „Ich bitte um Verzeihung, ich bin nur Leutnant." „Sie ſind Kapitän, weil Sie es verdienen, und mir das Recht zuſteht, Sie zu ernennen." Das war meine erſte Zuſammenkunft mit Bonaparte. Alles weitere wäre dann in dem Kopfe von Barras entſprungen, und Bonaparte hätte nachträglich durch Legendenbildung den Ruhm geerntet, da man für ſeine Laufbahn einen möglichſt glänzenden Anfangspunkt geſucht habe. Hiergegen führt der Herausgeber mit Hilfe der Korreſpondenz des Kriegsminiſteriums einen Beweis, der uns eine höchſt anſchauliche Schilderung der Belagerung verſchafft und als in der Hauptſache — gegen Barras — gelungen anzuſehen iſt. Wie kommt nun aber dieſer, ſo fragen wir weiter, zu ſeiner Auffaſſung, und was für einen Erfolg konnte er ſich von einer Lüge verſprechen? Die Sache liegt nicht ganz ſo. Barras war, wie man aus vielen Einzelheiten ſeiner Memoiren ſieht, ein tüchtiger Militär und wußte das. Er hat ſich hier bei dem thätigen Anteil, den er an der Belagerung genommen, und bei dem immer mehr zunehmenden Haß gegen Napoleon ſelbſt hineingeredet in die Auffaſſung, nach der er die Hauptperſon geweſen iſt. Die Erfindung wird nach wie vor dem „kleinen ſchäbigen Korſen" verbleiben. Dieſer hat über Nacht die Batterien unmittelbar unter den Geſchützen des engliſchen Forts aufgeworfen und hat die Aufgabe durch ſeine unverkennbaren Einfälle weitergeführt. Z. B. am erſten Tage wurden an einer Batterie faſt alle Kanoniere getötet oder verwundet, ſodaß keiner mehr hingehen wollte; er ſetzte in den Tagesbefehl, dieſe Batterie ſolle die Batterie der Männer ohne Furcht heißen, und von Stunde an wollten alle Kanoniere dabei ſein. Barras bemüht ſich, den größten Teil des Verdienſtes dem ausgezeichneten General Dugommier, einem bejahrten ehemaligen Royaliſten, zuzuweiſen. Der Herausgeber giebt uns über ihn höchſt intereſſante Notizen, die beweiſen, daß der General ſelbſt Bonaparte, ſeinen Untergebnen, als den Urheber der Gedanken anſah. Als die Arbeit gegen Toulon vollbracht war und die Hinrichtungen und Maſſenſchlächtereien begannen, ließ er ſich zu der Pyrenäenarmee verſetzen und fand durch eine ſpaniſche Kugel einen ſchönen Soldatentod.

Die Revolution, sagt Duruy, hat größere Feldherrn hervorgebracht. Hoche und Moreau, Kleber und Massena waren Kriegsmänner von größerm Zuschnitt. Bei keinem aber, auch nicht bei Bonaparte, findet sich die sittliche Reinheit, die sich mit der Dugommiers messen könnte. Nur die zarte, jungfräuliche Gestalt des Husaren mit den langen Haaren, Marceaus, könnte dem alten General an die Seite gestellt werden. Wir verstehen es, wenn die Franzosen gern in den Erinnerungen an die ersten Kriege der Revolutionszeit verweilen: außer dem Heldenmut finden sich da Züge einer reinen und hohen Gesinnung, z. B. wirkliche Vaterlandsliebe, die später bei äußerlich größerm Aufwand der Kriegführung gründlich verloren gehen; wo von Sittlichkeit die Rede ist, da gehört freilich Bonaparte, selbst als junger Anfänger, schon nicht mehr hin. Der Herausgeber findet von seinem Standpunkte aus in der That sehr schöne Worte, das scheinbar nicht Verträgliche, die Revolution und Napoleon, zu verbinden. Sie sind für uns lehrreich, wenn wir nicht bloß an den stilistischen Übertreibungen hängen bleiben, und darum teilen wir einige Sätze im Auszuge mit.

Barras hat die Löcher in seinem Anzug gezählt, aber das Herz, das unter diesem durchlöcherten Anzug schlug, wie hätte es Barras ahnen oder verstehen sollen? Kleines hat keinen Maßstab für Großes. Ein andrer hat besser gesehen, er nennt ihn die Seele der Belagerung von Toulon. Eine Seele, ja das war er damals schon, das war er immer, die stärkste Seele, die wahrhaftigste, die es je gegeben hat. Und wenn es eine solche war, so hatte sie außer den glänzenden Gaben der Intelligenz von Gott empfangen, was sie befruchtet, was ein Genie selbst Früchte hervorbringen läßt, die es sonst nicht hätte: Willen, Energie, Beharrlichkeit, kurz Charakter. Es ist gut, sich zu erinnern, daß dieser Mann so groß war, weil er jene moralische Kraft zur höchsten Potenz erhoben hat, ohne die Völker und Menschen nur Schatten sind, die in nichts zerstieben, wenn man sie berührt. Von diesem Gesichtspunkt aus ist die Bewunderung für Napoleon kein kindischer Götzendienst. Es ist ein Glaube an das Königtum des Geistes usw. Ich bin dem Kaiser dankbar dafür, daß er uns viele Schlachten gewonnen hat. Vielleicht denken gute Geister mit mir, daß wir zur Zeit nicht das Recht haben, diesen Punkt zu vergessen. Aber ich bin ihm noch dankbarer dafür, daß er uns das schönste Exemplar des moralischen Instruments vermacht hat, womit man sie gewinnt. Ich bin der Ansicht, daß, je mehr der Krieg wissenschaftlich, nur mit Mitteln der materiellen Macht geführt wird und die Zahl den Ausschlag giebt, desto eher der Geist sich für die Mißachtung rächen wird, wenn man nicht mehr an ihn glaubt, der doch allein das Wunder wirken kann, die Menge in eine Armee zu verwandeln. Eine Armee sei eine Seele, feurig und vibrirend usw. Das ist eine Lehre, die aus der Geschichte der Revolution und Napoleons zu ziehen ist. Im Jahre 1812 ist die große Armee zerstört. Man glaubt es

wenigſtens, und Europa, befreit von dem Alp der heroiſchen Kerkermeiſterin, die es in Feſſeln hält, durchzuckt Hoffnung. Irrtum! Das Unglück hat das glühende Hirn verſchont, dem die große Armee wie Lava entſtrömte. Die große Armee iſt der Gedanke, die Seele Napoleons, und Napoleon iſt nicht tot. Er kommt zurück, er bringt einen Funken des heiligen Feuers mit ſich, das die unüberwindlichen Legionen entflammte uſw. Mit dem einzigen Wort: das Vaterland iſt in Gefahr, hatte die Revolution ſchon eben ſolche Wunder vollbracht, die nicht weniger ſtaunenswert ſind. Ein Zauberwort, das auf den Flügeln der Marſeillaiſe dahinflog, ein flammendes Schwert, das die vierzehn Armeen der Republik vor ſich hertrugen, und bei deſſen Anblick die feindlichen Armeen wie Schnee vor der Sonne ſchmolzen. Und wenn man mich jetzt fragt, warum ich die Revolution und Napoleon liebe und bewundre, ſo werde ich unter andern Gründen, die ich habe, auch dieſen anführen: ſie haben einer philoſophiſchen Doktrin, die mir teuer iſt, den Dienſt erwieſen, durch unſterbliche Beiſpiele die heute erkannte Allmacht der Idee zu beweiſen. Doch wir wollen hier inne halten mit Ausziehen. Wir nannten das lehrreich. Was ſollen wir daraus lernen? Bei uns bekreuzen ſich die Hiſtoriker, wenn auf ihren Verſammlungen jemand den Gedanken wagt, die Geſchichte habe auch die Aufgabe, patriotiſch zu wirken, und Max Lehmann meint der Wahrheit einen Dienſt zu thun, wenn er den großen König als Friedensſtörer herunterzureißen verſucht! Welche Wiſſenſchaft die beſſre iſt, haben wir nicht zu entſcheiden. Welche Geſinnung uns lieber iſt, brauchen wir wohl nicht erſt zu ſagen.

Als Barras nach mehr als einem Jahre im Frühjahr 1793 aus dem Süden wieder in Paris eintrifft, findet er doch viel verändert. „So lange wir in Toulon waren, waren wir auch im Geiſte von Paris einigermaßen entfernt. Was wir hörten, waren Thatſachen, an denen wir leider nichts ändern konnten. Trotz ſchlimmer Nachrichten aus Paris hatten wir keine Vorſtellung davon, wie ſchlimm es wirklich war. Der Totenkarren kam nicht zur Ruhe, die Guillotine wurde nicht trocken von Blut. Es fielen die Generale Luckner, Cuſtine uſw., endlich eine Maſſe Girondiſten. Allen dieſen Opfern voran die Königin.“ „Ich war ſchon zwei Tage in Paris, ganz betäubt von allem, was ich ſah und hörte, und fragte mich: wohin bin ich da geraten? Wenn ich jemand fragte, ſo erhielt ich ausweichende Antworten.“ Er hört, daß der Wohlfahrtsausſchuß ſich wundert, daß er ſich ihm noch nicht vorgeſtellt, Bericht erſtattet und gehuldigt hat. Er geht hin. Sie ſitzen, Robespierre, Carnot und die andern, ſprechen kein Wort der Anerkennung, wie er es nach ſeinen Leiſtungen in Toulon erwartet hat, ſondern blicken ſtumm auf ihre Mappen und Papiere. Das froſtige, trockne Weſen iſt hier Sitte, kein Bürger ſoll durch eine, wenn auch noch ſo verdiente Schmeichelei verwöhnt werden. Am Schluß heißt es: Es genügt, Bürger Volksvertreter, der Ausſchuß hat dich gehört und wird dich rufen laſſen, wenn er etwas zu fragen hat. Du kannſt dich zurückziehen.

Aber man hat über Barras allerlei Verdacht ausgestreut, es wird ihm unheimlich zu Mute. „Wir lebten unter einer Schreckensherrschaft, die sich in Robespierre verkörperte.“ Das Volk ist von seiner Unbestechlichkeit überzeugt. So gelangt er zu einer wahrhaften Diktatur. Politisch erscheint er unveränderlich, persönlich hat er immer dieselbe Sprache, dieselbe Manier, dasselbe Kostüm. Stets gepudert, auch als Puder verpönt war, stets ernst und grämlich. Alles zittert unter seiner Alleinherrschaft, ihn selbst erschreckt bisweilen seine Allmacht, aber er will und kann sie nicht mehr lassen. Er hat alle seine persönlichen Feinde besiegt und ist die höchste Instanz im Konvent; wen er nicht für schuldig hält, der fühlt sich sicher. Ein Mann hat z. B. am 10. August 1792 bei der Erstürmung der Tuilerien fünfzigtausend Franken aus dem Zimmer des Königs gestohlen. Ein Wort von Robespierre: „Man hat nicht gestohlen, wenn man den 10. August mitgemacht hat,“ genügt, ihn freizusprechen; er bekommt sogar einen Posten im Ministerium. Barras hält es für geraten, dem Gewaltigen seine Aufwartung zu machen, er kann sich trotz alles Stolzes nicht einer gewissen Unruhe erwehren und läßt sich von einem angeblichen Vertrauten bei ihm einführen. Der Diktator wohnt bei einem Tischler im Hinterhause mit einer Schwester. Der Tischler, ebenfalls Jakobiner, ist glücklich, den großen Mann zu beherbergen, der abends seinen Kindern Rousseaus Emil erklärt und morgens von den Kindern und den Tischlerlehrlingen bis in den Konvent begleitet wird. Barras und sein Begleiter gehen über einen kleinen Hof, auf dem Bretter umherliegen. Die Tochter des Tischlers wäscht ein Paar von Robespierres unverkennbaren langen, gestreiften baumwollenen Strümpfen, die Frau reinigt Gemüse, ihr helfen zwei Soldaten, der eine war bald General, der andre Marschall (Brune). Die Ankömmlinge finden schwer Einlaß, Tochter und Mutter thun so, als wäre er nicht zu Hause. Endlich gehen sie unangemeldet die schmale Treppe hinauf. Sie treten ein. Robespierre steht in einer Art Nachthemd da, er hat sich gerade frisirt und gepudert, er sieht sie schweigend an und setzt dann seine weitere Toilette in aller Umständlichkeit fort, putzt sich die Zähne und spuckt ihnen einigemale auf die Füße. Sie bringen ihr Anliegen vor, er antwortet keine Silbe. Sie entfernen sich, und Barras weiß, daß es um ihn nicht gut steht. Aber der Jakobinerklub hält ihn. „In jenen Zeiten war die Ausschließung fast ein Todesurteil.“ Robespierre hat auch zur Zeit andre Gedanken. Er hat die eine Gruppe seiner Gegner nach der Hinrichtung der Girondisten, die vom Gemeinderat, vernichtet. Nun kommt die Reihe an die andern, Danton und seine Freunde. Barras bemerkt, wie der Gedanke, an den gefeierten und gewaltigen Revolutionär zu rühren, im Anfange unfaßbar, allmählich Wurzel faßt. Robespierre und Danton können sich nicht mehr verständigen. Gemeinsame Bekannte suchen zu vermitteln, aber vergeblich. Eines Morgens, im April 1794, hört Barras, Danton sei in der Frühe aus dem Bette geholt worden (noch zwei Tage vorher hatte er bei ihm

gegessen), er eilt in den Konvent, niemand weiß etwas, der Saal füllt sich, Saint Just besteigt die Tribüne, verliest eine ungeheuerliche Anklageschrift gegen Danton als Haupt der Verschwörung Orleans und der Partei der Nachsichtigen. Und darauf wird er und die mit ihm Verhafteten vom Konvent einstimmig, wie die Historiker sagen, in Anklagestand versetzt. Keiner seiner Freunde, auf die er gerechnet hatte, steht für ihn auf, auch nicht vor dem Revolutionstribunal, von wo er zum Schafott geführt wurde — auch Barras nicht, der ihn bewundert und seinen Löwenmut preist. Er erzählt uns seine letzten Äußerungen, darunter weniger bekannte. Seine Todesgefährten wollen ihn zum Abschied küssen. Dem Henker, der das zu hindern sucht, sagt Danton, der zuletzt drankommen soll: „Du bist ja grausamer als der Tod; du wirst nicht hindern können, daß sich unsre Köpfe im Sack unten küssen," und ganz zuletzt: „Du mußt dem Volke meinen Kopf zeigen, er ist des Anschauens wert."

Zur Zeit des Justizmordes an Danton, dem viele andre vorangingen und viele folgten, stand der Konvent unter der Herrschaft der Ausschüsse (der Wohlfahrt, der öffentlichen Sicherheit usw.); die Übertragung der Vollmachten kam ihm teuer zu stehen. Robespierre war allmächtig und kannte keine Mäßigung mehr, er ließ z. B. ein Gesetz durchbringen, wonach die Angeklagten vor dem Revolutionstribunal keine Verteidiger mehr haben durften. Der Konvent war über alles derartige entrüstet, aber er wagte keinen Widerstand. Jetzt tritt Barras in seine Rolle als Stürzer Robespierres ein. Er hält sich vorsichtig zurück und beobachtet, wie sich Robespierre mit dem Wohlfahrtsausschuß entzweit, aber jeder Annäherung von andrer Seite ausweicht, sich in Schweigen hüllt und derselbe furchtbare Mann bleibt. Was nun folgt bis zum 9. Thermidor (27. Juli), ist aus der Geschichte bekannt als der Sieg der Thermidoristen über die Schreckensherrschaft unter Robespierre, die fünfzehn Monate gedauert hatte. Barras, der hier die handelnde Person ist, bringt manches neue. Fouché, der Ultrarevolutionär und Genosse Robespierres, der spätere Polizeiminister und Herzog von Otranto, war von den Jakobinern ausgestoßen und ließ sich jetzt von Barras und den andern Gegnern Robespierres als Spion benutzen. Robespierre hatte ihn vernichtet, darum mußte er Robespierre unschädlich machen, aber zum Handeln fehlte ihm der Mut, er trug nur Nachrichten herum. Barras erzählt den Angriff auf Robespierre im Konvent: er hätte leicht mißlingen können, aber der Angegriffne verliert alle Fassung, und da ist es um ihn geschehen. Die Gegner sind ihrer Sache durchaus nicht sicher, bis endlich der Gefürchtete mit seinen Gefährten aufs Schafott gebracht ist. Auf Barras Veranlassung muß der Karren an Robespierres Wohnung vorbeifahren, weil Danton dort auf seinem letzten Wege ausgerufen hat, der Bewohner des Hauses würde ihm bald nachfolgen. Barras überwacht alles, der Konvent hat ihm Vollmacht gegeben, es ist größte Eile nötig. Wie leicht kann das Volk den gefährlichen Mann, der, nach der ersten Verhaftung wieder

ausgebrochen, erſt auf dem Stadthauſe aufs neue beſiegt werden mußte, noch auf dem Wege zum Richtplatze befreien! Barras ſchildert die Verlegenheit des Generalanklägers Fouquier-Tinville, als er über die Gefangnen die „Identität“ auszuſprechen hat (denn mehr bedurfte es nicht bei den außerhalb des Geſetzes erklärten), er ſtammelt einige Redensarten. Man ſieht nicht, worauf das hinauswill. Barras herrſcht ihn an, der andre thut ſeine Schuldigkeit gegen Robespierre, wie bisher in deſſen Namen, und ſagt dann nur noch: „Wohin ſoll man ſie bringen?“ denn ſeit acht Tagen nimmt man einen andern Platz, als den Revolutionsplatz, wo bisher die Guillotine ſtand. „So kehren wir wieder dahin zurück,“ entſcheidet Barras, und der Zug geht ab. „Nachdem ich die Hinrichtung geſichert wußte, ſtieg ich zu Pferde,“ bemerkt Barras ſelbſtgefällig. Er geht in den Wohlfahrtsausſchuß, und nach zwei Stunden kommt Fouquier mit ſeinen Leuten, und einer den andern unterbrechend, berichten ſie über die Hinrichtung wie über einen Triumph. Auf der Straße iſt die Stimmung freudig erregt, aber man wagt nicht, nach dem langen Druck ſeine Gefühle laut werden zu laſſen, ehe man beſtimmt weiß, daß Robespierres Kopf gefallen iſt. „Ich habe wiederholt charakteriſtiſche Epiſoden aus der Schreckenszeit erzählt, aber keine Erzählung vermag ein Bild davon zu geben. Wer dieſe Zeit nicht erlebt hat, kann ſich keine Vorſtellung davon machen. Selbſt nach der Hinrichtung ſchien man ſich noch unſicher zu fühlen, als fürchtete man, der Unverſöhnliche könne wieder auferſtehen. Die Zeitungen wußten nicht, ob ſie berichten ſollten. Selbſt der Moniteur, der immer auf der Seite der Sieger ſtand, brachte erſt nach ſechsundzwanzig Tagen die Liſte der Hingerichteten. Nun endlich hatte die Guillotine Ruhe.“

Als Robespierre zum zweitenmale, auf dem Stadthauſe, in Haft genommen wurde, fand man ihn mit einer zerſchmetterten Kinnlade, und eine Piſtole lag neben ihm. Man meint gewöhnlich, er habe ſich das Leben nehmen wollen, als er ſah, daß alles verloren war, und auch Barras iſt dieſer Anſicht. Andre aber ſagten, er wäre meuchlings von einem Anhänger ſeiner Gegner getroffen worden, und der Herausgeber hat ſich das auf eine eigentümliche Art eingeredet. Die Thermidoriſten, meint er, hatten ein Intereſſe daran, das Andenken ihres Feindes zu verunglimpfen, und ein Selbſtmörder iſt nie eine ſympathiſche Figur. Gut. Aber nun legt er den Aufruf vor, den Robespierre vom Stadthauſe aus an das Volk erließ (ein Fakſimile iſt beigegeben). Darunter ſtehen vier, wie der Herausgeber meint, in äußerſter Aufregung geſchriebne Unterſchriften und als fünfte ein Ro. Und nun, meint er, beweiſe dieſe verſtümmelte Unterſchrift das plötzliche, unvermutete Attentat, und es gäbe auf der ganzen Welt kein Aktenſtück, das einen tragiſchern Eindruck mache, als dieſes mit dem Stempel der Pariſer Kommune verſehene Blatt Papier. Wir geben das wieder, aber nicht als Beweis gegen den Selbſtmord, ſondern für die temperamentvolle Auffaſſung Duruys, die, indem ſie Barras kalte Mit-

teilungen unterbricht, uns oft angenehme Abwechslung bietet. Aber auch Barras kann pikant sein. Hören wir, was er über die Beerdigung der am 10. Thermidor hingerichteten erzählt. Der Scharfrichter Samson fragt ihn unterwürfig, ehe er mit den Opfern nach dem Revolutionsplatz abfährt, wohin man ihre Leichen bringen solle. „Man werfe sie in das Grab der Capet, sagte ich mit einem Anflug von Humor, Ludwig XVI. war mehr wert als sie. Da hat Robespierre noch etwas vom Königtum, es scheint, er hatte Geschmack daran." Man hätte, so erzählt er, bei Robespierre ein Siegel mit der Lilie gefunden und behauptet, er sei mit dem Gedanken umgegangen, die im Tempel gefangne Tochter des Königs zu heiraten. Er selbst glaubt kein Wort davon, aber man sprach davon, und beim Volke that es seine Wirkung. Man konnte den Märtyrer nur dadurch zum Tyrannen machen, daß man ihn als Verbündeten der alten Könige verdächtigte, so abenteuerlich das auch klang. Die Leichname von Robespierre und seinen Genossen „füllten und schlossen also die schreckliche Grube, die vom 21. Januar 1793 an, dem Tage, wo Ludwig XVI. hineingeworfen und, wie aus dem Protokoll der Kammer hervorgeht, von ungelöschtem Kalk zerfressen wurde, bis zum 9. Thermidor der Friedhof de la Madeleine genannt wurde. Achtzehn Monate waren darüber hingegangen, und fast jeder Tag hatte Tausende von Hinrichtungen gebracht. Die Leiche Ludwigs, eines der ersten Opfer, vorausgesetzt, daß der ungelöschte Kalk sie nicht vernichtet hatte, bedeckten nun seine abscheulichen Nachfolger." Noch im Jahre 1827 hat Barras, wie er ausführlich im vierten Bande erzählt, einem Herzog, der ihn im Auftrage Karls X. aufsuchte, den Sachverhalt mit seinem eisigen Humor dargelegt. Man hatte nämlich die königlichen Märtyrer ausgegraben und ihre Reste in St. Denis beigesetzt, es waren aber Zweifel entstanden, ob es auch ihre Gebeine wirklich wären. Barras berichtet nun dem königlichen Abgesandten unter anderm folgendes: Da der Diktator infolge des Vorzugs, der den Führern selbst auf dem Schafott zugestanden wurde, zurückgestellt wurde, so ist Robespierre thatsächlich zuletzt hingerichtet worden. Ich hatte angeordnet, daß er auf dem Kirchhof der Madeleine in dieselbe Grube wie Ludwig XVI. und Marie Antoinette geworfen werden sollte. Ich wollte ihm so eine gewisse Annäherung an das Königtum zu teil werden lassen, weil man ihm vorgeworfen hatte, daß das in den letzten Tagen seiner Gewalt seine Neigung gewesen sei. Alle Welt weiß auch, daß er die einzige Person um diese Zeit war, die Schnallen an ihren Hosen und Schuhen trug, und da, soviel ich weiß, von einigen Kleinigkeiten dieser Art die Rede gewesen ist, die bei der Ausgrabung der königlichen Leichen gesammelt wurden, ist es äußerst wahrscheinlich, daß man Robespierre selbst mit seinen Schnallen für die erhabnen Opfer gehalten hat; so hat man auch zu St. Denis niemand anders beigesetzt, als ihn und vielleicht einige Überreste von Saint Just, Couthon oder Henriot, seinen Genossen im Tode. „Da sehen Sie, Herr Herzog, welche

Pietätlosigkeit man begangen hat." Wir wenden uns nun zu dem, was auf Robespierres Hinrichtung zunächst folgte.

Barras hat die Bewegung gegen Robespierre organisirt, das ist zweifellos, und er hat bei der Ausführung Kaltblütigkeit und großes militärisches Geschick gezeigt. Er ist wirklich für die nächsten Wochen bis zum 13. Vendemiaire Herr der Lage und die einflußreichste Person der Republik. Er hat die Bedeutung, die ihm diese Tage, der 9. Thermidor und was auf ihn folgte, gaben, niemals in seinem Leben vergessen. Es lag nahe für ihn, den neuen Machthaber, mit dem alten, dem gestürzten abzurechnen. Daß die Herrschaft Robespierres zuletzt für alle unerträglich war, liegt am Tage. Barras faßt sich formell als den auf, der dem Konvent die ihm durch die Ausschüsse genommne Macht zurückgegeben habe, und persönlich vertritt er nach seinen Aussagen die Milde gegenüber der Grausamkeit des frühern Regiments. Er habe gleich erklärt, das Hinrichten gehe so nicht weiter, und nachdem die letzten Mitverschwornen Robespierres, siebzig, am 11. Thermidor das Schafott bestiegen hätten, seien auf seine Veranlassung die Gefängnisse geöffnet und viele, die schon dem Urteil verfallen gewesen wären, in Freiheit gesetzt worden. Diese Wendung ist ja in der That eingetreten. Die Blutgerichte hatten mit Robespierres Tod ein Ende. Man war aber vielfach der Meinung, daß das auch geschehen wäre, wenn er am Leben geblieben wäre. Er hätte bereits eingelenkt, von Milde und Änderung gesprochen, und der Kult des höchsten Wesens anstatt dessen der Vernunft sei schon der Anfang dazu gewesen. Die Bonapartisten, die ihn als Napoleons wahren Vorgänger ansahen, sind dieser Ansicht, selbstverständlich auch der Herausgeber. Barras kennt die Auffassung, lehnt sie nicht geradezu ab, hebt aber die thatsächliche Tyrannei so hervor, daß für die Hypothese kein Raum bleibt, und das ist von seinem Standpunkt aus konsequent. Aber ein kalter, schrecklicher Mensch bleibt doch dieser Vertreter der Milde. Wir sehen das daran, wie er, der ehemalige Offizier des Königs, einige Tage nach Robespierres Tode die unglücklichen Gefangnen im Temple inspizirt und einen Bericht von abstoßender Sachlichkeit darüber aufsetzt. Der Prinz liegt in einem grauen Anzug mit bleichem, aufgedunsenem Gesicht, sehr geschwächt durch eine seinen Organismus untergrabende Krankheit, mit geschwollnen Knieen und Knöcheln in einem kleinen Bette, nicht viel größer als eine Wiege. Er erwacht aus seiner Betäubung, als Barras in das Gefängnis eintritt, und sagt: „Ich ziehe diese Wiege, in der Sie mich sehen, dem großen Bette dort vor; im übrigen kann ich über meine Aufseher nicht klagen." Ihn friert also, er liegt zusammengekauert, wie ein Vogel in der wärmern Wiege. Indem er sprach, heißt es bei Barras, blickte er abwechselnd mich und diese an, mich, um sich gewissermaßen unter meinen Schutz zu stellen, diese, um zu verhüten, daß sie sich wegen etwaiger Klagen an ihm rächten, wenn ich nicht mehr da wäre. „Ich werde laut Klage führen wegen der Un-

reinlichkeit im Zimmer," ſagte ich. Ich ſtieg in das Zimmer der Madame; es war etwas weniger ſchlecht gehalten, ſie hatte ſich früh angekleidet, weil ſie von dem Gerücht gehört hatte. Ja gewiß, ſie erinnerte ſich wohl noch der Nacht, wo wir die Mutter holten; ſie will wenigſtens ordentlich ausſehen. Barras trifft Anordnung, daß die Gefangnen täglich im Gerichtshof ſpazieren gehen können. Auf meinen Bericht an den Ausſchuß erreichte ich, daß Ärzte den kranken Gefangnen unterſuchten. Sie erklärten, die Krankheit ſei ernſter Natur. Ich wollte, daß dem Sohne Ludwigs XVI. zwei Frauen zur Pflege beigegeben würden. Später erfuhr ich durch einen Kommiſſar des Temple, daß meine Anordnungen nicht befolgt wurden. Der junge Prinz litt an einer vorgeſchrittnen Humoralkrankheit, ſodaß er trotz aller Pflege ſtarb (aber erſt am 8. Juni des folgenden Jahres 1795).

Die letzten Kapitel des Bandes enthalten die Geſchichte des Konvents bis zu ſeiner Auflöſung und bis zu dem Siege der Republikaner über die Pariſer Sektionen am 13. Vendemiaire (5. Oktober 1795). Barras ſetzt ſeine Thätigkeit fort. Sein Bericht über den letzten blutigen Straßenkampf lautet weſentlich anders, als die Auffaſſung der bonapartiſtiſchen Geſchichtſchreiber. Erſt am 26. Oktober wäre der aus Toulon zurückgekehrte General zum Oberbefehlshaber der Armee des Innern ernannt worden, bei dem Straßenkampf hätte er ſich zweideutig benommen. Hier fangen die Reibungen zwiſchen Barras und ſeinem Schützling an. Doch wir gehen zu dem Direktorium, dem Inhalt der zwei folgenden Bände, über.

(Schluß folgt)

Midaskinder

Wie Herr Viktor Narziſſus Zangkel nicht dazu kam, ſein erſtes Buch zu ſchreiben

Von Hermann Oeſer

Erſtes Kapitel

Worin man ſieht, daß es eilt

Nach ſeiner Meinung hatte Viktor Narziſſus Zangkel keine beſſere Wahl mit ſeiner Wohnung treffen können, als wie es vor drei Tagen geſchehen war. In der Zotzelsgaſſe, der Straße der kleinen Leute, war das erſte neue Haus gebaut worden, das denen in den großen Straßen auf ein Haar glich, aber doch nur ein Haus für kleine Leute war. Der Tüncher und Maler Chriſtian Lebrecht Niemand hatte es errichtet, und zwar als ein Doppelhaus in Hufeiſenform, und eine Brandmauer ohne

alle Thürdurchlässe trennte für so lange die beiden Häuser völlig, als die Zotzelsgasse noch keine Herrschaftswohnungen nötig hatte, und darnach sah es einstweilen nicht aus. Auch in dem Hofe, den das Hufeisen einschloß, war die Trennung der Einwohnerschaft durch eine Mauer durchgeführt, aber diese war nicht allzu hoch, und wer von Hinterhaus zu Hinterhaus mit einander plaudern oder nach dem Gange der Dinge auch einmal mit einander zanken wollte, konnte das bequem von den Galerien aus thun, die in allen Stockwerken rings um die ganze Hofseite liefen. Zotzelsgasse 66a sah Zotzelsgasse 66b sehr gemächlich in alle auf den Hof führenden Stuben und Stübchen, und die Gegenseite vergalt gleiches mit gleichem.

Als Viktor eine Wohnung suchte und sich auch hierhin von dem Tageblatt hatte führen lassen und auf die Galerie hinausgetreten war, drehte er sich mit hellen Augen um und sagte zu seiner Führerin, der Inhaberin dieser Wohnung im dritten Stock, Frau Revisor Schwendeli Witwe, gebornen Lautenschläger: Ich behalte die Wohnung! Denn seine Augen hatten gefunden, was sie bedurften: kleine Häuschen mit Fliederbüschen, Gärtchen, Gärten, Bleichplätze mit hellen Leinwandstreifen, Wiesen, ansteigende bunte Gelände, und darüber die nahe blaue Linie des Gebirges; Menschenstimmen klangen aus den Gärten der alten Stadt herauf zu ihm, helles Kindergetön, die Rufe und Antworten arbeitender Menschen, alles Leben und Bewegung, und alles so fern, daß es nicht störte und zugleich so nah, daß in dem, der die Menschen liebte, nicht das Gefühl der einsamen Weltabgeschiedenheit aufkommen konnte. Eine hohe, sehr alte Birke schlug fast an die Wand seines Hauses und stieg mit den letzten Blättchen bis nahe zu ihm empor, und gegenüber Menschen, nicht Dachziegel und blinde Scheiben in Lukenfenstern; ein junger Mann saß in dem, dem seinen in 66b entsprechenden Zimmer und zeichnete, wie es schien — Viktor dachte: das ist ein scharf geschnittenes Profil —, dann kam eine Küche, ein Mädchen trocknete gelassen einen Teller und sah unverwandt herüber, da nun offenbar in 66a ein Mieter gefunden war, und an dem letzten Fenster dieses Gegenübers, wo das Seitenhaus auf das Haupthaus traf, saß eine alte Dame, strickte und las über eine Brille hinweg — ein Fräulein, dachte Viktor, und so war es; sie regierte den jungen Mann, das Mädchen und so viele Leute in 66b, als sich von ihr regieren ließen.

Viktor war entzückt. Jetzt mußte es gelingen!

Auch Frau Schwendeli war entzückt. Ein feiner junger Mann! so hatte sie ihn gleich eingeschätzt; er ließ mich zuerst in das Zimmer treten, behielt den Hut nicht auf, sah auch, daß eine Matte vor der Thür lag, und hat hübsche helle Augen. Nett, sehr nett. Dann sagte sie laut: Und was soll ich bei der Polizei anmelden?

Viktor sah sie fragend an, als ob sie ihm sagen könnte, was er denn eigentlich sei; da ihm aber das runde, gutmütige Gesicht der Vermieterin keine Auskunft gab, besann er sich und sagte: Ich heiße Viktor Narzissus Zangkel.

Die Hausfrau holte eilig Papier und Bleistift und schrieb nicht ohne schweigende Verwunderung diese Namen nieder. Etwas ganz apartes, dachte sie.

Ich habe, fuhr Viktor langsam fort, als wäre deutsche Stunde und er diktirte, ich habe vor wenigen Tagen in Marburg in Hessen das naturwissenschaftliche Staatsexamen bestanden („sehr gut" verschwieg er, er hätte es sagen dürfen, wenn er streng bei der Wahrheit hätte bleiben wollen), nachdem ich zwei Jahre die Gärtnerei zu Hause praktisch betrieben hatte, und werde nun in zwei Monaten bei meinem Vater Gehilfe im botanischen Garten in Endenburg. Inzwischen will ich hier — er stockte und sagte dann etwas verlegen — schriftstellern. Was müssen Sie nun schreiben?

Frau Schwendeli ordnete diesen besondern Fall in die Welt ein, die sie kannte,

und sagte: Da werde ich wohl schreiben müssen: „Hochfürstlich Endenburgischer Hofgartenassistent, beabsichtigt hier zu schriftstellern" — das letzte sagte sie mit Stolz.

Und so ward denn Viktor Narzissus Zangkel durch Frau Schwendeli zum hochfürstlich Endenburgischen Hofgartenassistenten ernannt, ihm zum stillen Ergötzen, aber eine Ernennung, die die Polizei so ernst nahm, daß sie von ihr sorgfältig zum 29. Mai gebucht wurde.

Aber nur dieses; das, was Viktor nach Haßlach und in die Zotzelsgasse geführt hatte, ließ der Polizeivermerk aus dem Anmeldezettel der Frau Schwendeli als völlig „belanglos" aus. Er aber wollte ein Buch schreiben, sein Buch, sein erstes Buch, es war die höchste Zeit, denn die zehn Jahre, die ihm das Schicksal als Frist gesetzt hatte, waren bald vorüber.

Viktor war ein bildhübscher Untersekundaner gewesen, er trug damals noch langes, gewelltes Haar, war fleißig und hilfsbereit, machte bereitwillig alle Streiche mit, die niemand schadeten und nicht geistlos waren, und fiel infolge einer frühen größern Ernsthaftigkeit und Unfähigkeit zu Ausflüchten gewöhnlich dabei hinein. Dann aber lachte er mit den Lachern. Das Thema des deutschen Aufsatzes für die Weihnachtsferien waren „Die Gedanken des Odysseus" gewesen, „ehe er in Scheria die Mittel zur Heimfahrt erbittet," und Viktor hatte seinem Odysseus ganz überschwängliche Gedanken verliehen; ihn rührte das Schicksal einer Menschenseele, die heimverlangt. Während seine Kameraden einen Seefahrer sahen, der sich überlegt, ob er nicht besser in Scheria bei den Phäaken bliebe, um zu werden als ihrer einer, vernahm Viktor die tiefen Rufe des immer und immer wieder Verstrickten und Gehemmten nach dem Ithaka seines Lebens und seiner Seele. Der Lehrer hatte den Aufsatz vorlesen lassen, denn trotz alles Ungriechischen in Gedanken und Ausdruck war die Sprache der Arbeit voll ursprünglicher Kraft und Biegsamkeit, aber auf die Mitschüler übte das Pathos des Odysseus natürlich nur eine komische Wirkung aus. Doch der Aufsatz ward zu Ende gelesen, und dann sprach der Lehrer das Wort, das ihm Viktor nie vergaß: Lacht nur, wenn er in zehn Jahren schreibt, dann lacht ihr nicht mehr!

Und nun eilte es. Es fehlten nur noch wenige Monate, dann waren die zehn Jahre unwiderruflich abgelaufen, und war der erste August vorüber, und hatte er Viktor neue, schwere Pflichten übertragen, dann sah Viktor keine Möglichkeit, je wieder zum Schreiben zu gelangen.

Aber er war nicht bange. Zwei freie Monate lagen vor ihm. Er wußte, was er schreiben wollte. Es sollte ein wunderbares Buch von den fünf klugen Männern und Frauen werden, wie er sie träumte, und wie er sie sah, beides im Lichte guter Tage. Denn Nachtträume suchten ihn wenig auf, schon darum nicht, weil er mäßig und ein Mann rühriger Bewegung war. Seine Tagesträume aber waren Bilder voll Schönheit, Ahnungen voll Bedeutung, und wenn er einmal im gewöhnlichen Sinne träumte, so knüpfte der Traum die Tagesgesichte mit seinen Jugenderinnerungen zu einem unentwirrbaren Knoten zusammen.

Diese Erinnerungen führten ihn gern in den Schloßgarten in Endenburg. Der Garten zieht wie ein Gedicht, das Geschichte und Natur zusammen erlebt und niedergeschrieben haben, in uralten Bäumen, dunkeln Alleen, in Resten von Wall und Schanzen, vor denen kein Feind mehr steht, und die nun der Epheu umklammert und durchrankt, vom Schloßberg in das Thal hinab. Durch dies Gedicht rauschen die Wasser, die vom höhern Gebirge heruntereilen und nun hier in natürlichen Fällen unter Farnwedeln und Brombeergebüschen hinabspringen und unter zierlichen, schmalen Brücken dahinschäumen.

Viktor hält die Hand seines Vaters gefaßt, des Hofgärtners, eines gutherzigen, sinnigen und heitern Mannes; zahllose Fältlein an beiden Augen ziehen sich manchmal zusammen, und die Augen lächeln dann, und der Schelm im Herzen redet durch die Fältlein, die Augen und einen Mund, der nur für freundliches da ist. Er nennt seinem Knaben die Blumennamen, erschließt ihm den Blick für das merkwürdige Eigenleben dieser und jener Pflanze. Wenn die Sonne abends durch die Bäume noch auf den Rasen golden hinscheint, dann sagt der Vater: Sieh, Viktor, der liebe Gott schaut durch den Wald.

Dann knüpften die Erinnerungen an spätere Tage an. Viktor ist Lateinschüler und lernt aus Büchern und Geschichten, daß alle Leute, die in der Welt zu Ehren kommen, Vorfahren haben. Und er entdeckt, daß auch er sie hat, und daß der Vater mit besondrer Freude von ihnen erzählt. Noch hört er, wie der Vater sagt: Wir Zangkels sind alle ertrunken seit dem ältesten, von dem wir wissen. Das war der hochfürstlich hechingensche Kapellmeister Narzissus Zangkel; von ihm heißt jeder älteste Sohn in allen unsern Zangkelfamilien Narzissus. Er war ein guter Musikant und eine wackre Seele. Im Jahre 1600 wurde er mit allen den Seinigen, alle aus freiem Entschlusse, evangelisch, und gleich darnach verlangte Gott von ihm den Beweis, daß er die Zeit geringer achte als Gottes ewigen Willen: er reiste durch den Schwarzwald, um nach Basel zu gehen, sein Brot unter Evangelischen zu verdienen. Da fiel vor seinen Augen ein Knäbchen in die Kinzig, dem Städtchen Hausach gegenüber; er sprang in den Fluß, es zu retten, aber das rasche Wasser nahm ihn mit, nachdem er das Knäbchen zum Ufer getragen hatte. Das war ein leibliches Ertrinken; seitdem hat uns Gott vor einem solchen Tode bewahrt, aber er hat uns ein andres Ertrinken dafür geschenkt. Sein Sohn ward ein Pfarrherr im Baselbiet, ein kindlicher Mann, von dem wir noch Zeugnisse in alten Büchlein haben: er ertrank in den Sternen. Nachts studirte er sie von seinem hochgelegnen Pfarrhofe aus und füllte ihr Licht, ihre Bahnen, ihr Kommen und Gehen mit seinen Gedanken aus. Seinen ältesten Sohn zog es in das Vaterland seines Großvaters zurück, er ertrank in süßer Musik und zog fromme Herzen erst zu Hause, dann in Welschland und dann wieder zu Hause in die heilige Flut seiner Töne hinab. Sein Sohn war dein Urgroßvater, eine kleine Weile ein Pfarrer und Schulmann, bis ihn Leiden darniederwarf. Da kämpfte er in den tiefen, reißenden Wellen den Kampf des Ewigen gegen einen von jeher schwachen Körper und eine von jeher alles zeitlich Schöne leidenschaftlich liebende Seele und erfüllte den Willen Gottes. Das war ein rechter Narzissus: alle Holdseligkeit und Heiligkeit, die im tiefsten Grunde eines Menschengemüts wohnen kann, kämpfte sich im Leiden hindurch an die Oberfläche und entfaltete sich rein und tröstlich und beseligend für die Seinen, die klagend sein Leiden mit ihm erlebten. Er brachte unser Geschlecht nach dem Endenburger Land, und hier hat es da und dort Wurzel geschlagen, und ein jeder hat seine Wellen gefunden, in denen er sich und seinem Lande zum Heile versank. Dein Vater, mein Viktor, ist in den farbenreichen, stillen, redlichen und schönen Blumen ertrunken, so lange ich zurückdenken kann, und nun möchte ich gar zu gern erfahren, ehe ich sterbe, worin du ertrinken willst, mein Viktor Narzissus?

Damals wußte es Viktor noch nicht, er konnte nur aus seinen belebten, redenden Augen den Vater mit tiefem, antwortlosem und erstauntem Blicke ansehen.

Heute weiß er es, und sein Buch soll davon Zeugnis ablegen, und von seinem Buche träumt er, wenn er allein wandert, wenn er Buchläden ansieht, und wenn ihm Menschen begegnen, die nach Ithaka heimverlangen. Er sieht es schön ausgestattet durch die Kunst des Buchdruckers und Buchbinders, und das Titelblatt

ist besonders gelungen. Ein junger Künstler hat sich ganz Viktors Idee unterordnen können und hat ein Haus gezeichnet, das ist so wunderbar traulich und heimlich versteckt, an Fels, Wald und Wasser so hingelehnt, mit Erker, Türmchen und lustigem Rankenwerk so lockend geschmückt, daß es der Inschrift nicht bedurfte, die über dem Thürsturz steht: „Haus zum Magnetberg" — man sieht, wie alle edleren Anziehungskräfte von dem Innern dieses Hauses ausgehen müssen, für das alles das schöne Außen nur wie ein rufendes Echo ist. Dies Haus schwebt ihm als ein Montsalvatsch für die Helden vor, von denen sein Buch, sein erstes Buch handeln wird.

Aber es ist noch nicht geschrieben, und das Titelblatt ist noch nicht gezeichnet.

Am 31. Mai jedoch hatte Viktor alle unerläßlichen Vorbedingungen erfüllt, er hatte sich gutes Papier gekauft, und wer aus dem Einkauf auf den Umfang des beabsichtigten Werkes geschlossen hätte, mußte auf ein sehr stattliches Buch rechnen. Das aber war nicht Viktors Absicht, ein kleines, wirkungsvolles Buch sollte seinem Herzen entquellen. Hier mußte die Arbeit nun gelingen; in der Universitätsstadt kannten ihn zu viele und brachten Abhaltung, in Endenburg kannte ihn jedermann, aber in Haßlach, soweit von der Heimat entfernt, kannte ihn außer der Wirtin und der Polizei niemand, und die Polizei kannte ihn nicht von Angesicht, und was sie von ihm wußte, war nicht einmal ganz richtig. Viktor hätte sich die Hände reiben mögen vor Freude darüber, wie glücklich sich alle Vorbedingnngen hier für ihn erfüllten.

Zweites Kapitel

Aber aller Anfang ist schwer

Am ersten Juni morgens um fünf Uhr setzte sich Viktor mit einem unbeschreiblichen Frohgefühl an seinen Schreibtisch. Alles war hier schön geordnet, auch Feldblumensträußchen, die er gestern am Rande der herrlichen Wiesen und der reichen Felder draußen gebrochen hatte, standen rechts und links von dem Tintenfasse und der Federschale. Nun galt es nur noch den Anfang zu finden, und es fand sich einer. Aber er entsprach doch nicht ganz der Überzeugung des jungen Schriftstellers, daß es bei einem Buche auf nichts so sehr ankomme, als wie der Verfasser seine Leser an der Schwelle empfange, und wie er sie entlasse.

Nach kurzer Überlegung sagte er sich, daß er ja erst das Titelblatt schreiben könne, und da er immer wichtige Dinge, Aufschriften auf Briefen, Einschriften in Bücher und die Geschenkzettel des Weihnachtsfestes, mit besondrer Sorgfalt ausgeführt hatte, so entwarf er das Titelblatt in mächtigen lateinischen Steinschriftbuchstaben, ließ auch ein paar Blattranken sich durch die stattlichen schwarzen Gebilde schlingen, auch ein Vöglein ward da und dort auf eine solche Ranke gesetzt, und so verging die Zeit, ohne daß er es merkte. Als zu seinem Erstaunen „schon" Frau Schwendeli mit dem Frühstück eintrat, war eben das Titelblatt vollendet worden und lehnte sich zu ruhiger und erfreuender Prüfung an ein Blumenstöckchen an, das die Vermieterin dem bescheidnen und höflichen Mieter zum Einstande hingestellt hatte; sein Auge las mit Wohlgefallen:

Midaskinder

Ärgerlich war ihm, daß dann für den Nebentitel, den er doch für sehr nötig erachtete, noch die Lücke unausgefüllt war. Zuerst hatte er hinsetzen wollen: „Silhouetten und Reflexionen," aber ein einziger Gedanke an seine schlichten Eltern

vertrieb beide ſtattlichen Fremdwörter ohne weiteres von dem Raume, den ſie beanſpruchen wollten. „Auch ein Buch aus dem Leben“ ſchien ihm ſehr gut, denn er wollte ja Widerrede erheben gegen die allverbreitete Meinung, als ſei nur die Darſtellung des Charakterloſen, Erbärmlichen und Nichtigen Darſtellung des Lebens, aber als er merkte, daß nun der Name des Verfaſſers zu ſchreiben ſei, kam die Erwägung, ob nicht bei der ſchlechten Übung unſrer Tage, den zweiten Fall mit von zu bilden, ein gedankenloſer Leſer den Titel ſo verſtehen würde: Midaskinder: auch ein Buch aus dem Leben von Viktor Narziſſus Zangkel, und ſo blieb die letzte Entſcheidung einer wahrhaft guten Stunde überlaſſen, und einſtweilen lautete der Titel:

Midaskinder

Von

Viktor Narziſſus Zangkel

Und nun forderte das Frühſtück ſein Recht. Viktor aber hatte es immer geliebt, während deſſen etwas zu leſen, das nicht mit der Tagesarbeit zuſammenhing, am liebſten etwas, das hoch über ſie hinaushob. Nun hatte er nach Haßlach abſichtlich von ſeinem Büchervorrate nur weniges mitgenommen, damit ihn nichts von ſeinem eigentlichen Werke abziehe. So nahm er denn den Einkauf zur Hand, den er am 31. Mai im Hinblick auf die Aufgabe, die ihn allein beſchäftigte, bei dem alten jüdiſchen Trödler Jakob Rothenberger gemacht hatte. Es galt ihm, die Erinnerungen an die Sage von dem König Midas noch einmal aufzufriſchen, um keinen Preis aber hätte er eine griechiſche Sagengeſchichte oder eine neuere Überſetzung der Metamorphoſen des Ovid zur Hand genommen, ihm ſchwebte ein altes Buch aus dem vorigen Jahrhundert vor, in dem umſtändlich und anmutlos, aber mit einer gewiſſen deutſchen und altfränkiſchen Treuherzigkeit dieſe alten aſiatiſchen und helleniſchen Überlieferungen erzählt waren. Da hatte er einſt als Knabe geleſen, wie dem Könige der Phryger, Midas, die ſonderbare, unerhörte und nachmals nicht wieder verliehene Gabe gewährt worden ſei, daß ſich ihm alles, was er anſchaute, in lauteres Gold verwandeln mußte, das Reis am Baume, die Ähre im Felde, der Staub, der am Wege liegt, wie das Gras, das auf den bunt beblümten Wieſen wächſt. Und es geſchah ihm, wie er es begehrt hatte, und es geſchah auch das, was er nicht begehrt hatte, denn auch die Speiſe, die er zum Munde führen wollte, und ohne die er nicht leben konnte, Brot und Fleiſch, Früchte und Wein wurden zu Gold. Darüber hätte es leicht zu einem elenden Tode mit dieſem König kommen können, wenn ihm nicht der Gott, der ihn ſo übel beſchenkt hatte, den heilſamen Rat erteilt hätte, den er nicht ſchnell genug befolgen konnte, ſich in dem Waſſer des Fluſſes Paktolus zu baden; da ward er der zugleich glückhaften und unholden Gabe ledig.

Schon der Knabe hatte einſt vor dieſer Sage geſtutzt und ihr eine freundliche Seite abgewonnen als einem tiefen Gedichte von Augen, die ſo wunderbar blicken, daß ſich ihnen die Welt in Gold verwandeln muß, während der finſtern Seele alles unfreudig und düſter erſcheint; der Jüngling hatte ſie beharrlicher angeſehen, und ſie war ihm auf einem Gange, den er durch Fluren ging, die im Abendgolde lagen, mit einemmale zu einer Quelle köſtlicher und ganz unerwarteter Belehrung geworden, als ſich ihm in ſeinem Sinne, mehr geſchenkt als ſelbſtgeſchaffen, das Wort „Midaskinder“ einfand und von ihm erſt zögernd und halblaut, dann laut und entzückt ausgeſprochen worden war. Nun ſah er ſich um, zu Hauſe und in der Univerſitätsſtadt, unter Frommen, unter Suchenden,

unter denen, die dem Schönen gedient hatten, unter den Frauen, die ihm begegneten, und bald fand er das eine Merkmal, bald das andre, an denen er die Midaskinder erkannte. Vater und Mutter waren es; ob auch die Schwestern? Es war ihm sehr wahrscheinlich, aber jetzt am ersten Juni war er dessen nicht ganz sicher, er wollte zusehen, wenn er nach Hause kam. Sicher war, daß alle Midaskinder kindliche Menschen waren, auch die großen, scharfen Geister, die das Kind, das sie lieb hatten, züchtigten. Gut waren sie alle, sie horchten auf die Rufe, die aus fremden Seelen kamen („aber es ist gar nicht nötig, daß sie gutmütig sind — schrieb er einmal in sein Notizbuch; der Schrift nach ist es im Anfang seiner Universitätserfahrungen niedergeschrieben —, Gutmütigkeit horcht auf die Rufe aus fremden Appetiten, wie eine Tante, die ein Nichtchen besser behandeln will als seine »Rabeneltern.« Auch ist drei niemals gerade, auch wenn man es zugiebt, wie diese Sorte es thut und sich zur Tugend anrechnet.") Alle sind unwiderstehlich zum Lieben, zum Schönen, zum Guten erzogen. Alle nehmen sie das Oberflächliche, das Schmutzige und das Erbärmliche als das, was es ist, etwas, das sie nicht aufhalten darf, sich am großen zu erquicken, etwas, für das ihnen ihre Seele, ihre Augen, ihre Zeit zu kostbar ist. Alle üben die gleiche Wirkung auf die Umgebung aus, sie beleben und erheben das Unsterbliche, Sehnsüchtige und Suchende in ihrer Umgebung, Schwache werden stark bei ihnen, Verirrte stehen mit einem Schlage, ohne es zu wissen, wie? auf dem rechten Wege. („Du brauchst nur an den Vater und an die Mutter zu denken! Wie die »gebildete« Vase aus Eschwege langsam Stück für Stück abthat, eine lustige Geschichte" — schade, daß das Notizbuch sie nicht erzählt.) Alle sind lauter. Lauter ist ein tiefer Begriff — rein, unschuldig kommt nicht dagegen auf. Midaskinder sind lauter, sie sind bemüht um die Unschuld der Sinne, des Denkens, des Urteilens, des Wollens, des Sprechens, der Handlungsweise — da ist Lauterkeit. „Heiliges Ziel!" schrieb der junge Wandrer auf seiner Wallfahrt nach dem Montsalvatsch des Gemüts.

Das waren die Offenbarungen, die ihm bis jetzt die alte Sage aufgeschlossen hatte.

Womöglich dasselbe Buch, wenn es anging auch in Schweinsleder gebunden, zu erwerben, war selbstverständlich sein Wunsch gewesen. Aber er hatte es in dem bunten Haufen gut gehaltener alter Werke und sehr mißhandelter neuerer Werke nicht gefunden, dafür hatte er ein andres, ähnliches, nicht weniger pedantisches und die Anmut der Antike verschnörkelndes erwerben können, und nun lag es da und gab ihm alle Auskunft, die ihm das beste Buch unsrer Tage nicht so gut hätte geben können. Denn die Unbeholfenheit des alten Ausdrucks, die Art der Freude am Seltsamen, Unglaublichen und Wunderbaren, wie sie der Bauer hat, das Ungelöste dieser alten Sprache, wo Reichtum des Gefühls verstummt, weil dieses noch nicht gelernt hat, zu sprechen, das zog ihn ganz mächtig an. Er legte die Hand zärtlich auf das alte Buch, und seine Gedanken glitten von ihm hinüber zu den andern Schätzen, die er im Dunkel des kleinen Hauses am Lindenplatze sehnsüchtig gemustert hatte. Es war eine Welt voll Leben, Sinn und suchender Geistesarbeit, wenn man sie an ihrem eignen Puls ergriff und sie nicht an dem Pulsschlag unsrer Zeit maß. „Vom Volksliede mit seinen Blumen, Rosmarin, Muskaten, Gelbveigelein und dem stolzen Türkenbund muß man hinüber zu den Kräuterbüchern, die ich gerne alle an mich genommen hätte, da erst sieht man, was in der Seele dieser unbeholfnen Kräutermänner mitklang, wenn sie ihre scheinbar so armseligen Beschreibungen entwarfen."

Und nun klang auf einmal das lebendige Volkslied hinein in seine Träume, und er horchte hin, das Auge nicht erhebend, denn er wollte das Lied, nicht den Sänger. Drüben sang das Dienstmädchen des Nachbarhauses ein Lied für sich hin,

das weder dem neuen Herrn galt noch ihrer Herrin, sondern ein Atmen ihres Lebens war, auf das sie nicht achtete, wie man auf das Atmen in gesunden Tagen nicht achtet. Sie sang das alte Lied herzlich-einfaltreicher Beweinung:

Maria, die wollt wandern gehn,
Wollt alle Welt auswandern,
Zu suchen ihren Sohn.

Eine zweite Stimme sang mit, sie sang aber nicht in Haßlach, sondern zu Hause; die Magd von der Rabenau, die gute Elisabeth mit dem Sonntagshäubchen der Rabenauerinnen auf dem Krönchen des Zopfes, hatte den Knaben auf dem Schoße und sang ihm das Lied, er konnte es nicht genug hören. Dann löste sich die Wohnstube des Elternhauses auf in schwimmende Formen, und diese verfestigten sich neu zu einer großen, hellen, aber nicht sehr reich ausgestatteten Küche; es ist ein andres Haus, in dem Elisabeth jetzt dient, aber Viktor besucht sie Sonntags nachmittags und erzählt ihr von dem, was die Woche im Elternhause gebracht hat, und sie erzählt von der Rabenau und lobt den Knaben, daß er zu ihr kommt, und hantirt still um ihn herum, sitzt auch oft still am Fenster und schaut in die Bäume des Gartens, und wenn Viktor bittet, so singt sie ihm Volkslieder. Gern hört er: „Ich habe den Frühling gesehen und habe die Rosen begrüßt, die Nachtigall hab ich belauschet und ein liebliches Mädchen geküßt" — lieber aber immer wieder das zarte, leise Trauergeläute, mit der die alte Melodie das Weinen der Maria um den toten Sohn über die deutschen Lande trägt.

Das Singen verstummte, und Viktor kehrte in die zweite Wirklichkeit zurück, die für viele die einzige ist, die sie kennen. Und sofort hatte er das Gefühl, es ruhe ein menschlicher Blick auf ihm.

Dem war in der That so. Das äußere Eckzimmer in 66b, Viktor gerade gegenüber, beherbergte diese Augen. Es waren scharfe Augen, sie sahen, was sie sehen wollten, und sie wollten sehen, was da drüben vorging. Philipp Säuerlich, der Besitzer dieser Augen und des scharfgeschnittenen Profils, das Viktor gestern aufgefallen war, Architekt, der für sich arbeitete, da er es mit niemand aushielt und niemand mit ihm, aber ein geschickter und vielbeschäftigter Mann, hatte ein unberührtes Frühstück gesehen und ein altes Buch in Schweinsleder und ein dunkles, gewelltes Haar und eine gesenkte Stirn, die sich regungslos verhielt, und hatte alle diese Posten zu dem Ergebnis zusammenaddirt: der schläft über seinem Frühstück. Dann hatte er sich geräuschlos auf einen Stuhl gestellt und die Buchstaben des Titelblattes aufmerksam betrachtet, die kleinen zu entziffern war ihm nicht gelungen, so ärgerlich ihm das war, denn da mußte der Name des neuen Gegenübers stehen, dagegen las er „Midaskinder" mit Leichtigkeit. Er besann sich; aus der Zeit, wo er das Realgymnasium besucht hatte, klang halb unvernehmlich dies Wort herüber. Aber besinnen ist unnütz, nachlesen ist sicher. Mit raschem Schritte ging er zu seinem Bücherbrette; hier stand die zehnte Auflage des Brockhausschen Konversationslexikons und sagte ihm alles, was er bedurfte. Aufmerksam las er die kurze Angabe über Midas durch, unterschied sofort das Wesentliche vom Unwesentlichen und schrieb sich dann auf einen Zettel heraus: „Nach einer andern Sage erkannte er bei einem Wettstreit des Pan und Apollo, der Syrinx und der Kithara dem Pan den Preis zu, wofür er von Apollo Eselsohren bekam. Er verbarg dieselben unter seiner phrygischen Mütze, aber sein Barbier entdeckte sie. Diesen drückte das Geheimnis so, daß er es wenigstens in eine Grube hineinflüsterte, über der aber bald Schilfrohr emporwuchs, durch dessen Flüstern die Sache verraten wurde."

Auch ihn hatte ein Zug in dieser Überlieferung berührt, und in seinem regen, scharfen Geiste hatte dann das Wort „Midaskinder" ein helles Licht über eine ganze Reihe von Erscheinungen geworfen. Es reizte ihn etwas in diesem Titelblatt und in dem Anblick des jungen Mannes, den er schon gestern flüchtig auf der Galerie gegenüber gesehen hatte, dem hier aufgegangnen Problem nachzugehen, und während drüben Viktor mit dem Gefühle aufgestanden war, eben jetzt gelinge es mit dem Anfange gar nicht, er solle ein wenig in die frische Morgenluft und dann neu angeregt zurückkehren, ergriff der Architekt die Feder und beschrieb ein Blatt mit dem, was ihm gerade in das helle Licht der Midassage gerückt war.

(Fortsetzung folgt)

Maßgebliches und Unmaßgebliches

Verschiebungen. Nicht etwa eine Verschiebung im europäischen Konzert meinen wir. Hier ist alles von Anfang an so verschoben wie bei einem Knäuel ineinander verfahrner Droschken und Straßenbahnwagen, nur daß einen solchen Knäuel Kutscher zu lösen bemüht sind, während die europäischen Staatskarren nicht so glücklich sind, gleich dem Wagen Israels (2. Könige 2, 12) einen Lenker zu haben und nach dem Gesetz der Trägheit in ihrer Verhedderung dahin treiben, bis ein untoward event, vielleicht ein Massacre, bei dem großmächtliche Gesandten oder Gesandtenfrauen umgebracht werden, den Knäuel lösen wird. Wir meinen das österreichische Abgeordnetenhaus, wo der Zusammenschluß aller staatserhaltenden Parteien untereinander und mit dem Kabinett Badeni gleich in der ersten Sitzung in die Brüche gegangen ist. Der Hecht im Karpfenteich, der Leben in die träge Masse gebracht hat, der polnische Sozialist Daszynski, ist von Jugend auf ein Schreckenskind aller Ordnungsmenschen gewesen. Er wurde 1866 als Sohn eines adlichen Bezirkskommissars geboren, als Sekundaner wegen Geheimbündelei vom Gymnasium fortgejagt, hat dann ein andres Gymnasium vollends absolvirt, Philosophie, Rechtswissenschaft und Chemie studirt, diese in Zürich, hat dann in Rußland wegen revolutionärer Umtriebe sieben Monate gesessen und hat sich endlich seit sieben Jahren der Bauernbewegung in Galizien gewidmet, wo er in siebzehn von zwanzig politischen Prozessen freigesprochen und in dreien verurteilt worden ist. Solche Leute sind imstande, den Wurstlern Beine zu machen, und Graf Gleispach geht auch schon. Wie es offiziell heißt, wegen der für Böhmen und Mähren erlassenen Sprachenverordnung, wie andre Leute verbreiten, weil Badenis Verhandlungen mit den Liberalen ohne Erfolg geblieben seien,*) aber der eigentliche Grund wird wohl der Satz sein, den Lueger bei der Verhandlung über die Freilassung Szajers dem Grafen ins Gesicht geschleudert hat: „Der Justizminister darf allerdings auf die Richter keinen Einfluß ausüben, wohl aber auf seine Beamten, zu

*) Beides wußte der Justizminister schon vor Eröffnung des Reichstags; was brauchte er sich, wenn dies der Grund seines Rücktritts war, erst noch einer drohenden Niederlage auszusetzen?

denen der Staatsanwalt gehört, wenn sie die Gesetze verletzen. Er heißt nicht Justizminister, damit er das Recht unbeachtet lasse, sondern damit er ihm zum Durchbruch verhelfe."

Nachdem die Dringlichkeit der Freilassung Szajers einstimmig beschlossen und die polnische Wirtschaft des Ministerpräsidenten blamirt war, offenbarte sich dann beim zweiten Teile des Antrags Daszynski, wonach die strafrechtliche Verfolgung Szajers für die Dauer der Session eingestellt werden sollte, die Verschiebung. Für ihn traten alle radikalen Parteien ein, darunter — die in einem großen Teile der reichsdeutschen Presse als Ordnungsstützen hochgepriesenen Christlich-Sozialen; für den Antrag Pergelt*) dagegen, wonach diese Angelegenheit in einer Kommission beraten werden soll, stimmten mit den Polen, den Hochkonservativen, den Klerikalen und den Tschechen auch die Deutschliberalen, sodaß also, wenn die Scheidung definitiv wäre, die Deutschliberalen zur slawisch-klerikal-feudalen Regierungsmehrheit,**) die Christlich-Sozialen samt den Schönerianern zur Opposition gehören würden, was deswegen recht komisch aussieht, weil sich bei den Wahlen die Christlich-Sozialen und die Sozialdemokraten so wütend befehdet haben, und Lueger mit Badeni ein Herz und eine Seele zu sein schien; hat ihm doch gerade im Augenblick seines parlamentarischen Zusammenstoßes mit der Regierung der Strohmann Strobach den kuruliſchen Sessel geräumt, was darauf schließen läßt, daß ihm Badeni die Bestätigung zugesagt hat für den vollkommen sichern Fall seiner nochmaligen Wahl. Doch an eine definitive Gruppirung ist eben nicht zu denken. In dem vorliegenden Falle hatte Lueger zwei gewichtige Gründe, gegen die Regierung scharf vorzugehen. Erstens stand sein Ruf als Antisemitenführer auf dem Spiele. Die Anklage, die den galizischen Bauer Szajer ins Gefängnis geführt hat, lautet auf Majestätsbeleidigung, und diese soll er durch die Äußerung begangen haben, daß, wenn die Könige Krieg führen wollten, sie erst vor Rothschild einen Knix machen müßten. Dieser Zustand, bei dem man aber wohl vorauszusetzen hätte, daß das Wort Rothschild als ein etliche hundert Personen umfassender Gattungsnamen zu verstehen wäre, ist es doch eben, den Lueger zu bekämpfen die Pflicht übernommen hat, und er konnte unmöglich die Anekdote unerzählt lassen, an die vor einiger Zeit in den Grenzboten erinnert worden ist, und von der wir bei dieser Gelegenheit erfahren, daß sie sich in Wien ereignet haben soll; eine Wiener Frau Rothschild ist es nach Lueger gewesen, die gesagt hat: wenn es mein Mann nicht erlaubt, kann der Kaiser den Krieg nicht erklären. Dann aber hofft Lueger, die drei ruthenischen und die neun polnischen Bauernabgeordneten, die in den Sozialisten ihre nächsten Gesinnungsverwandten sehen, für seine Partei zu gewinnen. Also Lueger hatte diesmal seine besondern Gründe, wobei allerdings anerkannt werden muß, daß er schon im alten Hause die Beschwerden der polnischen und ruthenischen Bauern gegen die Regierung tapfer unterstützt hat. Andrerseits fehlt es den Liberalen nicht an Berührungspunkten mit den Sozialdemokraten. Abgesehen von der gemeinsamen Feindschaft gegen die Kirche und gegen die Antisemiten bildet — so wunderlich das klingt — die Auffassung vom Staatsrecht ein Band. Nachdem in der Eröffnungssitzung die Tschechen ihre herkömmliche Rechtsverwahrung übergeben hatten, worin sie die Anerkennung der „Staatsrechte des Königreichs und der Krone Böhmens" fordern, verlasen die „sozialdemokratischen Abgeordneten tschechischer Nation" eine Erklärung, worin es heißt: „Als pflichtbewußte Vertreter des

*) Dieser Antrag wurde mit 263 gegen 108 Stimmen angenommen.

**) Warum sind die Liberalen, wenn es wahr ist, daß sie die dargebotne Hand Badenis zurückgewiesen haben, bei dieser Abstimmung nicht auf die Seite der Opposition getreten?

tschechischen Volkes und als Sozialdemokraten stehen wir mit den andersnationalen Sozialdemokraten Österreichs auf dem Boden der Gleichberechtigung aller Nationen. Wir protestiren in unsrer Eigenschaft als Tschechen und Sozialdemokraten gegen die Ausgrabung vergilbter historischer Privilegien und Dokumente (Lebhafter Widerspruch bei den Jungtschechen). Wir sind Söhne unsrer Zeit und verlangen für uns und für alle Nationen Österreichs moderne Institutionen.“ Daß die Sozialdemokraten den Deutschliberalen die Fahne mit den modernen Institutionen und dem Protest gegen die Ausgrabung vergilbter Privilegien und Dokumente weggenommen haben, verursacht der Neuen Freien Presse bittern Schmerz. Die Deutschliberalen sind gleich ihren reichsdeutschen Gesinnungsverwandten, den Nationalliberalen, eine zentralistische, büreaukratenfreundliche Partei und voll heftiger Abneigung gegen alles Mittelalterliche, und wie bei den Wiener Wahlen, so werden sie es auch im Abgeordnetenhause bei Kirchen-, Schul- und Verfassungsfragen nicht vermeiden können, auf die Seite der Sozialdemokraten zu treten. So ist also zwar noch keine endgiltige Verschiebung eingetreten, aber die vierundzwanzig oder fünfundzwanzig Schattirungen sind so gründlich unter einander gequirlt worden, daß Badeni das impera doch nicht so leicht haben wird, wie wir es uns vor acht Tagen vorgestellt hatten, und eben, da wir dieses schreiben, kommt die Nachricht, daß er samt seinem ganzen Kabinett die Dimission eingereicht hat; die Germania jubelt: der letzte Versuch, mit den Liberalen zu regieren, sei gescheitert, nun müsse ein „christliches“ Ministerium kommen.*)

Nicht allein die Sozialdemokratie, die katholische Kirche und das Kapital, sondern noch verschiedne andre Dinge sind heute international, und keiner der großen Kulturstaaten kann sich von Strömungen in den andern ganz unberührt erhalten. Es wird nicht mehr länger angehen, daß die reichsdeutsche Presse aus Dreibunds- oder andern Rücksichten die polnische Wirtschaft Badenis mit dem Mantel diplomatischer Schweigsamkeit verhüllt, und vielleicht wird sie demnächst auch Herrn Crispi, von dem wieder ein Stück schmutzige Wäsche gewaschen wird, fallen lassen müssen; die Panamiten, deren schmutziger Pelz jetzt wieder einmal gewaschen werden soll, ohne daß man ihn naß macht, hat sie wohl überhaupt nicht in Schutz zu nehmen gewagt. Denkenden braucht nicht weitläufig erklärt zu werden, warum es gefährlich ist, wenn anrüchige Personen des Auslands deswegen in Schutz genommen werden, weil sie in ihrem Staate als Ordnungsstützen gelten. Die Rückschlüsse auf die Heimat bleiben nicht aus, und wenn auch unser Beamtenstand hoch über dem französischen und österreichischen und turmhoch über dem italienischen steht, und die Fälle von Gründungsschwindel und Durchstechereien, die auch bei uns vorgekommen sein mögen, Lappalien sind im Vergleich mit denen in andern Staaten, so sind wir doch auch nicht durchweg Engel, und es ist nicht klug, das Schicksal und das Gericht herauszufordern, wie soeben Herr von Kardorff mit seiner übertriebnen Gewissenhaftigkeit in Sachen der Reichsverfassung zu seinem Schaden erfahren hat. Zu einer Verschiebung in unsern Parteiverhältnissen wird freilich nicht so bald ein Anstoß von außen führen, denn die sind schon zu starr geworden; es handelt sich bei uns vorläufig immer nur um nicht allzu bedeutende Zu- und Abnahmen der bestehenden Parteien und um kleine Absplitterungen. Die konservative Partei hat durch die Antisemiten und die Christlich-Sozialen einige

*) Nach der Frankfurter Zeitung hätte sich Badeni durch die Rücksicht auf Ungarn gezwungen gesehen, statt der ihm seelenverwandtern Klerikalen die Liberalen zum Kern seiner Majorität zu wählen. Die durch die kaiserliche Entscheidung bereits beendigte Krisenkomödie ist nicht so wichtig, daß es sich lohnte, über ihre Ursachen zu grübeln.

kleine Verluste erlitten, und sie würde jetzt vielleicht die Zünftler verlieren, wenn diese nicht zu schwach wären, eine eigne Partei zu gründen, und wenn sie wüßten, wo sie sich sonst hinwenden sollten; denn selbstverständlich lassen sich diese Herren mit dem ihnen angebotnen freiwilligen Zwange nicht befriedigen. Es macht Herrn Jakobskötter alle Ehre, daß er sich, auf die Gefahr hin, von seinen Wählern in den Bann gethan zu werden, wenigstens bis zum Regierungsstandpunkte durchgearbeitet hat. Die Konservativen hatten zu wählen, ob sie es mit den Zünftlern verderben oder in einer sie nicht unmittelbar berührenden Angelegenheit der Regierung Opposition machen sollten, und sie haben das erste gewählt und sich auf Jakobskötters Standpunkt gestellt. Ein wirkliches Verständnis für die Handwerkerfrage wird man von den Großgrundbesitzern kaum verlangen können. Wir haben einen Grafen gekannt, der das verkörperte Ideal eines echten Edelmanns, eines gläubigen Christen, eines warmherzigen, feinfühlenden Menschenfreundes, eines stets hilfsbereiten Vaters und Wohlthäters seiner bäuerlichen Unterthanen war, und der einem armen Schneider zürnte, weil dieser ihm nach Ablauf des Jahres die Rechnung vorzulegen wagte, eine Rechnung, die etwa hundert Thaler Auslagen enthielt. Das einzige Wort in der ganzen Handwerkerdebatte, das aufgezeichnet zu werden verdient, war das des Abgeordneten Pachnicke: „Wollen Sie [die Herren auf der Rechten] den Handwerkern helfen, dann kaufen Sie ihnen recht viel ab, und vor allem bezahlen Sie recht pünktlich.“

Die Handwerkerfrage im Reichstage. Der die freiwilligen Zwangsinnungen behandelnde Gesetzentwurf, dessen wir schon im vorigen Hefte kurz gedacht haben, hat inzwischen die erste Lesung im Reichstage durchgemacht und ist dem für den alten, sogenannten Böttcherschen, Entwurf über Handwerkerkammern noch bestehenden Ausschuß zur Vorberatung überwiesen worden. Die dreitägige Besprechung im Reichstage war der Vorlage würdig: ebenso oberflächlich, ebenso kurzsichtig, ebenso langweilig. Wie zu erwarten war, hat das Zentrum den Hertlingschen Standpunkt von 1880, den wir neulich gekennzeichnet haben, schroff verleugnet. Jetzt ist Herr Hitze der nationalökonomische Worthalter der römischen Fraktion im deutschen Parlament und ihm ist das, was Hertling verdammte, gerade das wertvolle am Entwurf: der Charakter der Abschlagzahlung, der Anreiz zur weitern Agitation. Auch daß die konservative Partei den Entwurf nicht von der Hand weisen würde, war klar. Der Lärm der Zünftler, denen sie gefällig sein will, über das geringere Maß von Zunftzwang und Zunftvorrechten, das die Bundesratsvorlage im Vergleich zur preußischen bietet, war eitel Spiegelfechterei. Für die Zünftler ist das mutige Zurückweichen unsrer starken Regierung Schritt für Schritt das beste, was sie sich wünschen können, und das schlimmste für sie wäre, wenn ihr ganzes demagogisches Programm mit einemmale Gesetz würde, und wenn ihnen dabei zur Pflicht gemacht würde, nun nicht mehr zu lärmen, sondern fruchtbar für das Handwerk zu schaffen, bei strenger Strafe! Daß es die Regierung, wenigstens die preußische, mit der Ablehnung des Prüfungszwanges ernst meine, das glaubt trotz aller Erklärungen, wie die Reichstagsverhandlungen deutlich gezeigt haben, niemand mehr, und man scheint überhaupt nicht mehr geneigt zu sein, am Regierungstische feste, selbständige Überzeugungen vorauszusetzen. Nur der preußische Minister für Handel und Gewerbe hat als Vertreter der verbündeten Regierungen das Wort genommen, da der württembergische Bevollmächtigte, als ers nehmen sollte, das Lokal verlassen hatte. Der Herr hat übrigens ganz recht gethan; soviel auch Deutschland und Preußen in der Handwerkerfrage von Württemberg lernen sollte, wer nicht lernen will, dem nützt auch die schönste Rede

nichts. Der preußische Minister Brefeld meinte, daß in den Listen der Gewerbtreibenden, die ja die Landesbehörden dank der Anmeldepflicht haben, eine leichte und verständige Lösung der Frage zu finden sei, wer darüber abzustimmen habe, ob Innungszwang in einem Gewerbezweige und Bezirke eingeführt werden solle oder nicht. Aber da diese Listen die Handwerkereigenschaft der Angemeldeten gar nicht und den Handwerkszweig nicht mit der in diesem Falle nötigen Bestimmtheit zu enthalten pflegen, so bleibt der Willkür einerseits und den Beschwerden, dem Zank und Streit andrerseits durch diese schablonenhafte Lösung immerhin Thür und Thor geöffnet. Der Minister hat dann an der Vorlage besonders gerühmt, daß sie das bringe, oder doch zum Teil — wohl auf Abschlag — bringe, „wonach das Handwerk seit fünfzig Jahren vergeblich gestrebt" habe. Wahr ist es freilich, daß das heutige Zünftlertum ganz auf dem Boden der damals schon unmöglichen Handwerkerbestrebungen von 1848/49 steht, daß es einfach die Fortsetzung jenes alten Zünftlertums ist, trotz aller wohl berechneten Verwahrungen dagegen. Wenn der preußische Minister das gewissermaßen offiziell anerkannt und festgelegt hat, so ist das wertvoll; aber daß er sich dabei selbst, wenn auch nur teilweise, zu diesem Standpunkt von 1848/49 bekennt, zeigt leider deutlich, daß er persönlich der ganzen Handwerkerfrage fremd genug geblieben ist und die Berlepschische Erbschaft auf diesem Gebiete ohne die gebotne Vorsicht angetreten hat. Jedenfalls hat er damit der zünftlerischen Agitation einen neuen, verhängnisvollen Anreiz gegeben. Das wird auch nicht wett gemacht durch das offne Eingeständnis des preußischen Ministers, daß die süddeutschen Regierungen eine bessere Handwerkspolitik getrieben hätten. Sie hätten sich, meinte er, mehr um das Handwerk bekümmert als die preußische Regierung, und dadurch mit Hilfe der Gewerbevereine gutes geschaffen und das Handwerk vor Verkümmerung gerettet. Süddeutschland habe es thatsächlich zuwege gebracht, daß es dort keine Handwerkerfrage gebe. Das ist nun freilich zuviel gesagt, die Handwerkerfrage giebt es auch in Süddeutschland; auch in Württemberg, Baden, Hessen, selbst in der Schweiz ist sie da. Nur der Zunftgeist ist in Württemberg, Baden, Hessen dank der gesunden Gewerbepolitik der Regierungen überwunden, mehr fast als in der Schweiz, viel mehr als in Preußen, obwohl dort die Zunftverfassung fünfzig Jahre früher gebrochen worden ist als im Süden. Woran liegt dieser Unterschied? Nun genau an dem, was in der heutigen Vorlage als Unterschied zwischen Nord und Süd zu Tage tritt: die preußische Regierung treibt Handwerkspolitik seit 1849 nur durch neue Gesetzesparagraphen, die süddeutschen Regierungen durch praktisches Zugreifen in fruchtbarer Zusammenarbeit mit Industrie und Kleingewerbe. Wir haben im Heft 29 des vorigen Jahrgangs bei einer Besprechung der Aufgaben des preußischen Handelsministers nachdrücklich auf die Fehler hingewiesen, die der von Herrn Brefeld damals eben angetretenen Erbschaft in Sachen der Handwerkerfrage anhaften, und ihn dringend gebeten, bei Süddeutschland in die Schule zu gehen. Die Gesetzmacherei hat seit 1849 in Preußen den Handwerkern keinen Pfifferling genützt, sie vielmehr von gesunder Selbsthilfe abgehalten. Nur dem Zunftgeist hat die Regierung immer wieder künstlich zum Leben verholfen, ein wirkliches Innungsleben, ein fruchtbares Vereinsleben für das Handwerk überhaupt wach zu rufen, ist man in den preußischen Regierungskreisen, wenigstens im Osten, seit 1849 völlig unfähig geworden, vom Minister herunter bis zum Landrat. Warum, muß man immer wieder fragen, hat man sich in Preußen nicht dazu verstanden, und warum kann man sich auch heute noch nicht dazu verstehen, für jede Provinz, wenn nicht für jeden Regierungsbezirk eine Zentralstelle für Handel und Gewerbe, oder wie man sie nennen will, nach süddeutschem Vorbild zu errichten? Empfindet es Herr

Bresfeld wirklich noch nicht, daß es ihm, wie wir bei seinem Amtsantritt betonten, in den Provinzen, in den Regierungsbezirken und vollends in den Kreisen und größern Stadtgemeinden ganz und gar an eignen und geeigneten Organen für ein dauerndes Zusammenarbeiten mit den Erwerbsständen und ihren Vereinigungen fehlt? Vielleicht können die Kommissarien bei den zu bildenden Handwerkerkammern mit der Zeit dem Mangel etwas abhelfen, vielleicht kann sich auch in Preußen in diesen Körperschaften mit der Zeit ein ähnlich verständiges Zusammenarbeiten von Beamtentum und Bürgertum entwickeln, wie man es in Süddeutschdeutschland schon lange hat. Vorläufig fehlt dazu den preußischen Verwaltungsbeamten im Osten noch jeder Beruf, jede Fähigkeit, und wir fürchten sehr, daß die Herren Kommissarien bei den Handwerkerkammern ein über Prinzipien- und Statutenfragen hinausgehendes Interesse noch sehr lange gar nicht bethätigen werden. Das ist nun einmal die gewerbepolitische Überlieferung des altpreußischen Beamtentums, und ehe Herr Bresfeld mit dieser Schule in seinem Ressort nicht aufräumt, kann und wird es nicht anders werden. Auch damit ist nicht geholfen, daß der preußische Minister größere materielle Aufwendungen für das Handwerk in Aussicht stellt. Freilich hat man es auch darin in Preußen bisher so gut wie vollständig fehlen lassen, wenigstens wenn man die Aufwendungen für das Gewerbe mit denen für die Landwirtschaft vergleicht. Aber Geldmittel allein thuns nicht mehr im Handwerk. Hier kommt heute alles auf die praktische, verständnisvolle, volkskundige, anregende, auch wohl leitende Mitarbeit geeigneter Persönlichkeiten an. Sie werden, von wenigen Ausnahmen abgesehen, im Handwerk selbst schwer genug zu finden sein. Die Zunftagitatoren sind leider zum Teil das Gegenteil davon. Deshalb muß der Beamte voran, im Osten vor allem der Bürgermeister, aber auch der Landrat, der Gewerberat. Es hilft alles nichts: das Handwerk im Osten kommt mit der idealen Selbstverwaltung nicht mehr auf die Strümpfe.

Es war bei dieser Sachlage ganz interessant, wie der Racker von Staat und seine aktive Fürsorge für das Handwerk im Reichstage behandelt wurde. Es ist unglaublich, welche Verwüstung das Schlagwort Selbstverwaltung auch hier wieder in der Denkfähigkeit unsrer Reichsboten anrichtete. Das Zünftlertum macht natürlich den ausgiebigsten Gebrauch von diesem Schlagwort, heute wie vor vierhundert Jahren, als die Reichs- und Fürstengewalt den Kampf gegen die Zunftwirtschaft aufnahm. Das Verhalten des Meisters gegen Gesellen und Lehrlinge, das Verhalten der Innung gegen den jungen Konkurrenten, der sich niederlassen will, womöglich auch gegen die Kunden, die Konsumenten, wie man zu sagen pflegt, das alles soll nach zünftlerischen Überzeugungen der unantastbaren Selbstverwaltung, nicht etwa aller Interessenten, nein einer schroff einseitig interessirten Partei überlassen werden, der Selbstverwaltung der Meister, die gerade die Zunft bilden. Will man denn nicht endlich einsehen, daß diese Selbstverwaltung nichts weiter bedeuten würde, als die alte niederträchtige Zunftwirtschaft der schlimmsten Zeit in neuer verschlimmerter Auflage? Herrscht nicht heute der rücksichtslose materialistische Eigennutz noch viel mehr in den Meisterkreisen als vor vierhundert, vor dreihundert Jahren? Und doch waren die konservativen wie die römischen Reichstagsabgeordneten einig in der Abwehr der Staatsaufsicht und des Staatseinflusses auf die neue Handwerksorganisation. Mit köstlicher, vielleicht gar nicht beabsichtigter Ironie überließen sie die Vertretung dieses Teils des Zunftprogramms besonders dem Freisinn. Wenn es gilt, dem Staate den Einfluß zu rauben, da ist das Häuflein der freisinnigen Invaliden immer noch Feuer und Flamme, und wäre es auch zu Gunsten der Zunft. Herr Hitze hatte ganz Recht, wenn er unter Hinweis auf die

unvollständige Selbstverwaltung der Innungen die Hoffnung aussprach, daß es die „linke Seite“ wohl übernehmen würde, diese „polizeilichen Schikanirungen“ aus der Vorlage zu entfernen. Möchten wenigstens darin die verbündeten Regierungen unerbittlich feststeiben. Gerade in der Frage, auf die in der Vorlage das Hauptgewicht gelegt wird, in der Lehrlingsfrage, ist mit der Selbstverwaltung der Innungen nicht gedient. Das Bewußtsein, daß es die heilige Pflicht des Lehrherrn ist, den Lehrling dahin zu bringen, daß er sich sein Brot einmal als tüchtiger Handwerker selbst verdienen kann, ist in den Meisterkreisen fast ganz verloren gegangen. „Man soll seinen Feind nicht selber erziehen,“ sagte ein ehrlicher Schneidermeister aus Baiern vor der Kommission für Arbeiterstatistik zur Erklärung seiner Abneigung, Lehrlinge anzunehmen. In Norddeutschland, in Preußen steht es damit eher schlimmer als besser, auch im „organisirten Handwerk.“ Einzelne Ausnahmen, die wir wohl kennen, bestätigen nur die Regel. Es ist lächerlich, zu behaupten, daß eine vom modernen Zunftgeist besessene „Organisation“ von Meistern der schlechten Lehrzucht ein Ende machen werde. Hier kann nur Zwang und strenge Aufsicht von Staats wegen, oder wie wir nicht im Gegensatz dazu, sondern ergänzend sagen müssen, von Gemeinde wegen helfen. Abschluß der Lehrverträge, Eintragung der Verträge beim „Magistrat,“ Fürsorge für die „Jungen“ in der Werkstatt, in der Fortbildungsschule und im Hause durch unparteiische, die idealen Ziele der Gesamtheit vertretende Gewalten, Freisprechung, vielleicht auch Prüfung vor der öffentlichen Stelle, das sind auch heute noch die Forderungen, die in der Lehrlingsfrage voranstehen. Werden sie erfüllt, dann können die Innungen mit gesunder Selbstverwaltung viel helfen und nützen, andernfalls werden sie nur schaden und verderben.

Die Wirtschaftspolitik des neuen Präsidenten. Als in den Vereinigten Staaten Nordamerikas der Wahlkampf tobte, hatte eine einzige Frage alle andern Fragen zurückgedrängt. Gut Geld lautete auf der einen Seite die Losung, während auf der andern Seite der Plan der Geldverschlechterung mit allerlei schönen Phrasen verbrämt wurde. Unter den Politikern und Wählern aber, die für die Goldwährung eintraten, befanden sich viele, die den Kandidaten dieser Partei nur als das kleinere Übel betrachteten. Sie wählten ihn, obgleich sie mit vielen seiner Ansichten nicht einverstanden waren, dennoch aus dem Grunde, weil sie von dem Sieg seines Gegners noch schwerers Unheil befürchteten. Es hat sich denn auch bald genug herausgestellt, daß der Sieg des „gesunden Geldes“ nicht auch zugleich den Sieg einer gesunden Wirtschaftspolitik bedeutet. Der neue Präsident hat alsbald, nachdem er zur Macht gelangt ist, keinen Zweifel daran gelassen, daß er den Neigungen seines Herzens folgen wird. Es war bekannt, daß Mac Kinley nur ein überzeugter eifriger Anhänger der Goldwährung gewesen ist, daß er der Schutzzollfrage viel mehr Bedeutung beilegte als der Währungsfrage, zum Eintreten für die Goldwährung erst gedrängt werden mußte und der Währungsfrage nur deshalb einen so hervorragenden Platz im Parteiprogramm einräumte, weil er in diesem Anpassen an die öffentliche Meinung, diesem entschiednen Parteiergreifen in einer brennenden Tagesfrage, einen Vorteil für sich sah. Durch diesen Kampf um die Währungsfrage wurde während der Vorbereitung auf die Wahlen die Schutzzollfrage zurückgedrängt. Nun aber, da der Währungskampf zu Gunsten der Goldfreunde entschieden ist, tritt die Schutzzollfrage wieder mehr in den Vordergrund und wird für die nächste Zeit viel mehr praktische Bedeutung gewinnen als die Währungsfrage. Und Mac Kinley trägt kein Bedenken, das Vertrauen der

Politiker zu täuschen, die zwar nur notgedrungen für ihn eintraten, aber doch wohl erwarten mochten, daß sie ein klein wenig Dank ernten würden. Durch den Kampf um die Währungsfrage haben sich die alten Parteiverhältnisse verschoben. Der Gegensatz zwischen Republikanern und Demokraten ist zurückgetreten vor dem zwischen Goldfreunden und Silberfreunden. So mächtig aber ist drüben die wirtschaftliche Selbstsucht geworden, daß die Anhänger einer verständigen, gesunden Wirtschaftspolitik nicht die Mehrheit im Volk erlangen konnten, daß sie den Schutzzöllner Mac Kinley wählen mußten, um nur die Goldwährung zu retten. Von den beiden Formen des Protektionismus, Doppelwährung und Schutzzoll, ist nur die eine zu Falle gebracht worden, während die andre kühn ihr Haupt erhebt.

Nicht einmal in der Währungsfrage kann Mac Kinley als ganz sicher gelten, was freilich für die praktische Wirtschaftspolitik zunächst keine große Bedeutung hat. Die Bimetallisten, die es verstehen, Niederlagen ihrer Partei als Siege zu deuten, fanden auch nach den amerikanischen Wahlen alsbald heraus, daß sie gar nicht geschlagen seien. Denn nur der nationale Bimetallismus, behaupteten sie, sei zu Fall gekommen, während der internationale, den sie doch eigentlich herstellen wollen, nach den amerikanischen Wahlen die besten Aussichten habe. Für diesen sei auch Mac Kinley, der in seinem ersten Wahlprogramm seine hierauf bezüglichen Ansichten ausgesprochen habe. Dies ist zwar richtig, aber der internationale Bimetallismus ist ein Phantasiegebilde, das den Regierungen, die es mit den Bimetallisten nicht ganz verderben möchten, dazu dient, diese Partei bei guter Laune zu erhalten. Etwas andres hat es auch schwerlich zu bedeuten, daß Mac Kinley schon einen Fühler ausgestreckt hat, um zu erfahren, wie man in den maßgebenden Kreisen der alten Welt über die Einführung der internationalen Doppelwährung denkt. Alle, die sich um die Sache bekümmert haben, wissen nachgerade, wie es mit diesen „Anregungen," diesen Bemühungen, die es höchstens zu ganz erfolglosen Konferenzen mit langatmigen Verhandlungen bringen, geht. Man gönnt andern den Silbersegen, aber man will selbst davon verschont bleiben. Man erklärt den Bimetallisten: „Ja, wenn die andern nur wollten, wir wären gleich bereit," aber man denkt über die Sache genau eben so wie diese andern. Der amerikanische Wahlkampf war gerade deshalb so lehrreich, weil die Bimetallisten eine Kraftprobe anstellten. Weil ihnen die Zeit zu lang wurde, auf die immer wieder hinausgeschobne Einführung der internationalen Doppelwährung zu warten, versuchten sie unter der energischen Führung des Stürmers Bryan, dem nationalen Bimetallismus die gesetzgeberische Macht zu verschaffen. Aber es zeigte sich, daß, je näher die Entscheidung heranrückte, die Wähler um so mehr Angst vor der ihnen zugedachten Wohlthat bekamen. Und es würde wahrscheinlich ebenso gehen, wenn bei uns oder anderswo an die Regierungen und die Wähler ernstlich die Frage heranträte, ob sie mit dem Silbersegen beglückt werden wollen. Von dem Standpunkt einer gesunden Wirtschaftspolitik aus hat die internationale Doppelwährung keinen Vorzug vor der nationalen. Aber es hält natürlich noch schwerer, die Regierungen und Volksvertretungen sämtlicher Länder auf die Bahn des Unvernünftigen zu drängen, als die erhitzten, leidenschaftlich erregten Wähler eines Landes, dessen Bewohner durchweg keine hohe politische Bildung haben.

Die gesunde Vernunft ist nicht so altersschwach geworden, daß sie ganz und gar den Platz räumen müßte. Aber sie hat allerdings seit langer Zeit schon den Vertretern der wirtschaftlichen Unvernunft bedenkliche Zugeständnisse gemacht. Und damit scheint es noch lange nicht vorbei zu sein. Daß, nachdem die mit dem Hochschutzzollsystem gemachten übeln Erfahrungen zur Ermäßigung der Zölle Anlaß ge-

geben haben, dennoch die Schutzzollbewegung wieder erstarken kann und das Drängen auf Zollerhöhung bei den Regierungen Entgegenkommen findet, ist ein Zeichen einer bedauerlichen Schwäche gegenüber der wirtschaftlichen Selbstsucht und der Parteileidenschaft. Es ist vorauszusehen, daß wir bei dem Erstarken solcher Neigungen hüben und drüben in wirtschaftliche Kämpfe hineintreiben, die dem Wohlstande beider Länder, Deutschlands wie der Vereinigten Staaten, Wunden schlagen werden. Wie immer Mac Kinley von Schutzzöllnern und Großkapitalisten abhängig sein mag, es ist doch klar, daß die Bestrebungen unsrer Schutzzöllner den amerikanischen Gesinnungsgenossen Wasser auf die Mühle liefern. Schutzzöllnerische Weisheit ist es bekanntlich, daß man in dem Bestreben, künstlich die Ausfuhr zu fördern und die Einfuhr zu hemmen, einander gegenseitig zu überbieten suchen solle. Neuerdings hat es sich namentlich in der Zuckerfrage gezeigt, zu welchen Thorheiten dies Bemühen führt. Aber die Schutzzöllner sind unbelehrbar.

Das Erstarken der wirtschaftlichen Selbstsucht drängt das Gefühl der Gerechtigkeit gegen die untern Volksklassen zurück. Das zeigt sich auch in Amerika. Bryans Programm hatte trotz seiner Wunderlichkeiten einen gesunden Kern. Er wollte den Trusts zu Leibe gehen und versprach wirtschaftliche Reformen. Die Doppelwährung aber ist ein ganz verfehltes wirtschaftliches Heilmittel, und Bryan erregte Mißtrauen durch den offenbaren Sozialismus seines Programms. Mac Kinley nimmt die ungerechte Ausbeutung in Schutz. Darum wird aber auch das Drängen auf Reformen nicht nachlassen, und schließlich wird doch die Gesetzgebung diesem Drängen nachgeben müssen, wenn man nicht die Gefahr des Umsturzes der Gesellschaftsordnung heraufbeschwören will. Die Besitzenden sind durch den letzten Wahlkampf gewarnt; vorläufig freilich scheinen sie die Warnung nicht zu beachten.

Litteratur

Fürst Bismarck und der Bundesrat. Von H. von Poschinger. Erster Band. Der Bundesrat des Norddeutschen Bundes. Stuttgart und Leipzig, Deutsche Verlagsanstalt 1897, XII und 350 S.

Der Verfasser bietet keine zusammenhängende Darstellung seines Gegenstandes, sondern ein reiches, authentisches Quellenmaterial zu einer solchen, zu der zwar die noch nicht veröffentlichten Verhandlungen des Bundesrats nicht gehören, wohl aber eine Menge andrer Drucksachen, Zeitungsberichte, Briefe und eigne Erfahrungen, da Poschinger seit 1876 in demselben Hause mit dem Bundesrate gearbeitet hat. Die Einleitung des vorliegenden ersten Bandes behandelt die Entstehung des Bundesrats vom 13. Dezember 1866 an, an dem Graf Bismarck, zwei andre Entwürfe der Bundesverfassung (von Max Duncker und Savigny) kurzweg beiseite schiebend, „aus dem Kopfe" Lothar Bucher die entscheidenden Abschnitte über Bundesrat, Bundespräsidium und Reichstag diktirte, bis zum 17. April 1867, wo er die Annahme der Bundesverfassung durch die Regierungen mitteilte. Ein eigentümliches Leben erhält dieser Abschnitt durch die Briefe des herzoglich anhaltischen Bevollmächtigten C. Fr. F. Sintenis an seine Angehörigen, Schreiben voll der

interessantesten Einblicke in die Stimmung der kleinstaatlichen Bevollmächtigten, denen es bei dem Eintritt in diese neuen Verhältnisse ziemlich unbehaglich zu Mute war, bis sie sich meist in begeisterte Mitarbeiter des großen Staatsmannes an ihrer Spitze verwandelten. Es folgen in vier Abschnitten die vier Sessionen des Bundesrats 1867 bis 1870, nämlich vom 15. August bis 10. Dezember 1867, vom 7. März bis 15. Dezember 1868, vom 15. Februar bis 18. Dezember 1869 und vom 30. Januar bis 20. Dezember 1870. In jedem Abschnitt werden zunächst die äußern Lebensumstände der Bevollmächtigten genau angegeben, sodann die Arbeiten des Bundesrats nach den einzelnen Gegenständen zusammengefaßt. Ein belebendes persönliches Element bringen in diese Kapitel die Briefe, die der koburg-gothaische Staatsminister Freiherr von Seebach an seine Tochter Wanda, an die spätere Gemahlin des Oberhofmeisters von Goethe, richtete. Sie beginnen, von einigen Schreiben aus Frankfurt am Main zur Zeit des Fürstentages im August 1863 abgesehen, mit dem 11. August 1866 von Berlin aus, also wenige Tage nach der Rückkehr des Königs und Graf Bismarcks aus Böhmen (5. August), noch unter dem peinlichen Eindrucke der französischen Entschädigungsansprüche, und reichen bis zum 14. Dezember 1869. Die Stimmung ist anfänglich eine ganz ähnliche wie bei Sintenis, zurückhaltend, unbehaglich, schwarzseherisch; erst allmählich wird sie zuversichtlicher. Für die Charakteristik Bismarcks, des Berliner Hofes, der Bundesratsmitglieder und des Lebens mit ihnen bieten diese Briefe noch mehr als die von Sintenis. Aus dem ganzen Buche aber ergiebt sich mit aller wünschenswerten Deutlichkeit, mit welcher Hingebung und welch unverdrossenem Fleiße der Bundesrat in aller Stille von seinem Anfang an gearbeitet und die gesetzlichen Grundlagen zum Norddeutschen Bundesstaate, also zum Reiche geschaffen hat.

Lebenserinnerungen eines Schleswigholsteiners. Von Dr. Henrici. Stuttgart und Leipzig, Deutsche Verlagsanstalt, 1897. VIII und 192 S.

Der Verfasser, zuletzt Senatspräsident am Reichsgericht, bis er sich 1891 in den Ruhestand nach Berlin zurückzog, wurde 1816 in Augustenburg auf der Insel Alsen geboren, wo sein Vater, der aus Altona stammte, Leibarzt des Herzogs Christian August, des Vaters Friedrichs (VIII.), war. In dieser ländlichen Umgebung wurde er privatim zur Universität vorbereitet und bezog diese 1834 in Kiel. Nachdem er 1838 das damalige schwere „Amtsexamen" bestanden hatte, trat er als unbesoldeter Auskultant beim holsteinischen Obergericht in Glückstadt ein und war, obwohl verheiratet, noch in dieser Stellung, als die Erhebung von 1848 ausbrach. Diese berief ihn zu einer Art von politischer Thätigkeit, denn die provisorische Regierung der Herzogtümer, der er sich in gut deutscher Gesinnung zur Verfügung stellte, schickte ihn als Polizeimeister nach Apenrade, also auf einen sehr ausgesetzten Posten, wo starke nationale Gegensätze aufeinanderstießen, und es nur einer Verbindung von Festigkeit und Gerechtigkeit gelingen konnte, sich zu behaupten. Von dort zurückgekehrt, trat er im Februar 1849 als Obergerichtsrat in Glückstadt ein, überstand als solcher die Katastrophe, nur daß er nicht befördert wurde, und erlebte die Bundesexekution und den deutsch-dänischen Krieg 1863/64. Wie die Mehrzahl der Schleswig-Holsteinern, sah er in der Anerkennung des bestrittnen Erbrechts Friedrichs (VIII.) zunächst die einzige Möglichkeit, die Verbindung mit Dänemark zu lösen, und verweigerte mit den meisten Beamten den Huldigungseid für Christian IX., aber mit der Ankunft des Herzogs vor der Entscheidung der Erbfolgefrage war er nicht recht einverstanden und stellte sich auch nicht ihm,

sondern der neuen „holsteinischen Landesregierung“ in Kiel zur Verfügung. Als deren Präsident suchte er ihre Selbständigkeit den Bundestagskommissaren gegenüber nach Kräften zu wahren, unterstützte daher auch gegen deren Willen soweit möglich den Vormarsch der preußisch-österreichischen Truppen nach Schleswig und trat 1864 in die von Preußen und Österreich gebildete schleswig-holsteinische Landesregierung über. Über seine damalige Stellung zu Herzog Friedrich hat sich nach der Veröffentlichung des Buchs ein lebhafter, meist in der (freisinnigen) Kieler Zeitung geführter Streit mit Otto Jensen und Karl Samwer (dem Sohne des herzoglichen Vertrauten von 1864) entsponnen. Denn während Henrici dem Herzog, für den er persönlich die lebhaftesten Sympathien hegte, von Anfang an zu einer möglichst raschen Verständigung mit Preußen auf jede Bedingung geraten haben und dadurch in scharfen Widerspruch mit Jensen und Samwer getreten sein will, wird das von der andern Seite lebhaft bestritten und die Geneigtheit des Herzogs zu solchen Zugeständnissen schon im Februar 1864 betont. In diesen Streit einzutreten ist nicht dieses Orts, sondern Sache einer Fachzeitschrift; jedenfalls hat Henrici die Feststellung der von ihm erzählten Thatsachen dadurch erschwert, daß er fast niemals genaue Zeitbestimmungen giebt. Dies aber beruht wieder darauf, daß er offenbar bei seiner Darstellung wesentlich auf „Erinnerungen,“ nicht auf urkundlichem Material, Tagebüchern, Briefen usw. fußt. Dies nötigt bei der Benutzung seines Buchs zu großer Vorsicht im einzelnen, denn es ist ganz unvermeidlich, daß sich ohne schriftliche Aufzeichnungen das Bild der Dinge verschiebt und anders färbt, was natürlich der subjektiven Wahrhaftigkeit des Verfassers keinen Eintrag thut. Er erscheint überall als ein kluger, selbständig urteilender, entschlossener Mann von großer Mäßigung und starkem Selbstgefühl und zeigt sich als solcher nicht nur in der Beurteilung bedeutender Persönlichkeiten, wie des Herzogs Friedrich und seines Vaters, sowie der Verhältnisse des Landes und seiner Parteien, sondern auch in der nachdrücklichen Art, mit der er die Behauptungen Sybels und Maurenbrechers, die Landesregierung von 1864 sei nur ein willenloses Werkzeug des „Augustenburgers“ gewesen, und in dem Abfindungsvertrage des Herzogs Christian August über die Abtretung seiner Güter an Dänemark 1852 habe ein Verzicht auf die Thronfolge in Schleswig-Holstein zu Gunsten des „Protokollprinzen“ Christian (IX.) gelegen (die Grundlage des Gutachtens der preußischen Kronsyndici) in einem besondern Abschnitte ausführlich widerlegt. Henrici schied mit der Auflösung der holsteinischen „Oberdikasterien“ 1. September 1867 aus seiner Heimat, um nach Berlin überzusiedeln, zunächst als Rat des Oberappellationsgerichts für die neuen preußischen Provinzen, später als Vizepräsident des Obertribunals. Am Reichsgericht, dem er den letzten Abschnitt seiner „Erinnerungen“ widmet, war er seit dem 1. Oktober 1879, also seit der Eröffnung, angestellt.

[Die] Deutsche Metrik in ihrer geschichtlichen Entwicklung von Friedrich Kauffmann. Neue Bearbeitung der aus dem Nachlaß Dr. A. F. C. Vilmars von Dr. C. W. M. Grein herausgegebnen „Deutschen Verskunst.“ Marburg, N. G. Elwert, 1897

Daß diese Bearbeitung der Vilmarschen Metrik nicht so eine runde und tüchtige Neuschöpfung hat werden können, wie Kauffmanns Bearbeitung von Vilmars deutscher Grammatik, liegt daran, daß diese Metrik auch in ihrer alten Gestalt bereits wesentlich moderner war als die Grammatik, und andrerseits die neuere Forschung auf metrischem Gebiete noch nicht so unumstößliche Ergebnisse wie auf grammatischem gewonnen hat. Am wenigsten gilt das noch von der altgermanischen Metrik, die Kauffmann in der Hauptsache im Anschluß an die grundlegenden Arbeiten von

Sievers klar darstellt. Schon zweifelhafter ist im einzelnen die Art, wie er monopodische und dipodische Verse (Verse von annähernd gleichem Taktwert und Verse mit ausgesprochnen Taktgruppen) scheidet. Die erste Strophe von Mignons Lied bezeichnet er z. B. als monopodisch, während sich in der That jede Zeile aus einer Zweiheit, einer zweitaktigen und dreitaktigen Gruppe zusammensetzt: Kennst du das Land — wo die Citronen blühn, Im dunkeln Laub — die Goldorangen glühn, Ein sanfter Wind — vom blauen Himmel weht, Die Myrte still — und hoch der Lorbeer steht. Eben diese Strophe giebt auch Anlaß, auf den bedenklichsten Zug in dieser Metrik hinzuweisen. Kauffmann betont (§ 167): Kénnst du das Lánd, während die ganze übrige Strophe in regelmäßigen Jamben verläuft; er betont (§ 150): Wóhlthätig ist des Feúers Mácht, während auch hier der sich anschließende Abschnitt in ungestörten Jamben dahinschreitet. Wir sind der Ansicht, daß in beiden Fällen das rhythmische Gefühl unsrer Dichter einen Jambus im Auftakt gemeint hat, der durch sogenannte schwebende Betonung in der etwas gehobnen Sprache der Deklamation auch durchaus unanstößig vorgetragen werden kann. Kauffmann dagegen lehrt mit einer absprechenden Bestimmtheit, die seinem ganzen Buch eine unnötige Schärfe giebt, daß unsre Klassiker hier in „freien Rhythmen" — einer Schöpfung Klopstocks, die er über Gebühr preist, denn die Geschichte hat sie nur dürftig bestätigt — die antiken Schemata gesprengt hätten. Verhängnisvoll wird dieses Prinzip namentlich da, wo er es auch für ältere Zeiten aufstellt, wo er auch für Weckherlins, ja für Hans Sachsens Verse verlangt, sie nicht skandirend, nicht nach der technischen Ordnung der Versfüße, wie er sich § 166 ausdrückt, sondern nur nach deklamatorischen Grundsätzen zu lesen. Daß das nur eben leider die deklamatorischen Grundsätze aus dem Ende des neunzehnten Jahrhunderts sind, in die er hier den guten Hans Sachs hineinzwängt, das sich zu sagen, hat er nicht genug geschichtlichen Sinn, er verkennt die stärkere Gebundenheit früherer Zeiten gegenüber dem rhythmischen Rahmen. Eine Klopstockische und eine Opitzische Stelle mögen zeigen, in welche logischen und sprachgeschichtlichen Fallen er denn auch dabei geraten ist. Klopstocks bekannte Ode auf den Züricher See beginnt:

Schön ist, Mutter Natur, deiner Erfindung Pracht
Auf die Fluren verstreut; schöner ein froh Gesicht,
Das den großen Gedanken
Deiner Schöpfung noch einmal denkt.

Kauffmann betont die letzte Zeile: Deiner [deiner] Schópfung nóch einmal dénkt. Er glaubt, damit dem antiken Schema gegenüber die moderne, auch von Klopstock gewollte Freiheit hergestellt zu haben. Diese Freiheit verlangt ja aber vielmehr die Betonung: noch einmál! „Nóch einmal" betonen wir nur, wenn wir wenigstens das dritte mal meinen. „Noch einmál" ist nun aber in der Strophe ganz undenkbar, also wird es wohl bei „noch einmal" bleiben. Bei Opitz heißt es in einer aus lauter tadellosen Jamben gebauten Alexandrinerstrophe in der zweiten Hälfte der dritten Zeile: „Du lebendiger Tod." Wer unbefangen die Strophe von vorn liest, wird unwillkürlich, so sehr uns auch heute die Betonung „lebéndig" in Fleisch und Blut übergegangen ist, im ersten Augenblick Anlauf nehmen, lébendiger zu betonen. Er thäte ganz Recht damit: in der That ist das Wort im siebzehnten Jahrhundert noch überwiegend so, wie es ja auch sein Sinn von Hause aus verlangt, betont worden. Kauffmann betont lebéndiger, schlägt dem Rhythmus und der Wortgeschichte ins Gesicht, rettet aber das deklamatorische Prinzip — unsrer Zeit!

Mecklenburgische Volksüberlieferungen. Im Auftrage des Vereins für mecklenburgische Geschichte und Altertumskunde gesammelt und herausgegeben von Richard Wossidlo. Erster Band: Rätsel. Wismar, Hinstorffsche Hofbuchhandlung, 1897.

Diese gediegne Sammlung von mehr als tausend niederdeutschen Rätseln und Rätselsagen und -Märchen, meist unmittelbar vom Munde des Volkes weg aufgezeichnet, stellt der Organisation und Leitung der Arbeiten zur Volkskunde Mecklenburgs ein schönes Zeugnis aus. Sie ist eine Quelle ersten Ranges für eine wissenschaftliche Darstellung des bildlichen Volksdenkens, aber auch für weitere Kreise eine Quelle gutmütig-kindlichen und derben Humors, wie wir nur wenige kennen.

Wenn in dem sorgfältigen Wörterverzeichnis unter den Diminutiven neben der Gruppe auf -ken auch eine auf bloßes -k aufgenommen worden wäre (z. B. in nägelk, Nelke, und up lätt radunk, auf einem kleinen Scheunchen), so hätte sich wohl auch noch das eine der drei Fragezeichen erledigt, die der Herausgeber hat stehen lassen müssen: mümmelk ist hochdeutsch Mummelchen und meint ohne Zweifel ein murmelndes Wasser; man denke an den Mummelsee Grimmelshausens. Das Gesprächsrätsel, in dem das Wort vorkommt, heißt:

Mümmelk, wo wisst du hento? —
Kruuskopp, wat gellt di dat an!
ik loop so wiot, as ik kamen kann.

Kruuskopp ist der Weidenbaum.

Aus dem Verlage von Friedrich Andreas Perthes liegen uns mehrere Neuigkeiten vor. Wilhelm Herbsts Hilfsbuch für die deutsche Litteraturgeschichte ist in der Bearbeitung von Emil Brenning insofern eigentlich zu einem neuen Buche geworden, als die engen Grenzen, die sich Herbst gezogen hatte, wesentlich erweitert worden sind, sodaß jetzt der Entwicklungsgang der deutschen Litteratur, zwar in knapper Darstellung, aber doch vollständig, von ihren Anfängen bis zu den Erscheinungen der jüngsten Vergangenheit vorliegt. Entsprechend dem Zwecke des Buches, als Grundlage für den höhern Unterricht zu dienen, sind die Litteraturangaben kurz gehalten, jedoch so beschaffen, daß sie alles zum Weiterstudium nötige enthalten. Das Urteil über die zur Sprache kommenden litterarischen Erscheinungen ist im allgemeinen durchaus nüchtern und angemessen, wenn man sich auch kaum eines Lächelns erwehren wird, Felix Dahn als Romanschriftsteller verhältnismäßig ausführlich erwähnt, Theodor Fontane dagegen ganz übergangen zu sehen.

Von den zehn zu einem Bande vereinigten Vorträgen des verstorbnen Professors Alfred Schulz ist wohl der interessanteste der über die Entdeckung Amerikas mit der wahrheitsgetreuen Schilderung der Leiden, die die deutschen Auswandrer nach Amerika noch im vorigen Jahrhundert zu erleiden hatten, wo die mangelhafte Verpflegung auf den Segelschiffen während der langen Überfahrt zahlreiche Opfer forderte, und der mittellose Auswandrer, sobald er den Boden der neuen Welt betreten hatte, den Überfahrtspreis mit jahrelanger Sklaverei bezahlen mußte.

Für die Redaktion verantwortlich: Johannes Grunow in Leipzig
Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig. — Druck von Carl Marquart in Leipzig

Die Kreuzotter

Zeitschrift
für Kunst, Literatur und Musik

Herausgeber
Dr. Wilhelm Kosch

Inhalt des 1. Heftes:

Wilhelm Kosch: Die Kreuzotter
Hermann Bahr: Die Kunst
Hermann Bahr: Die Literatur
Hermann Bahr: Die Musik
Hermann Bahr: Die Kritik
Hermann Bahr: Die Presse
Hermann Bahr: Die Bühne
Hermann Bahr: Die Gesellschaft
Hermann Bahr: Die Moral
Hermann Bahr: Die Religion
Hermann Bahr: Die Politik
Hermann Bahr: Die Wissenschaft
Hermann Bahr: Die Philosophie
Hermann Bahr: Die Geschichte
Hermann Bahr: Die Zukunft

Wien
Verlag der Kreuzotter
1903

Alle für die Grenzboten bestimmten Aufsätze und Zuschriften wolle man an den Verleger persönlich richten (J. Grunow, Firma: Fr. Wilh. Grunow, Königsstraße 20).

Die Manuskripte werden deutlich und sauber und nur auf die eine Seite des Papiers geschrieben mit breitem Rande erbeten.

Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig

Als der Großvater die Großmutter nahm

Ein Liederbuch für altmodische Leute

von

G. Wustmann

3. Auflage. In Damast gebunden 7 Mark

Das prächtige, „altmodische" Liederbuch, das der bekannte Verfasser der „Sprachdummheiten," der Leipziger Ratsarchivar G. Wustmann, mit emsigem Fleiß und feinem Verständnisse aus Almanachen, Taschen- und Deklamationsbüchern, sowie Sammlungen von poetischen Musterstücken aus der Zeit von 1740 bis 1840 zusammengetragen hat, wird uns schon in der dritten Auflage dargeboten, und wir zweifeln nicht, daß es auch diesmal wieder eine große Schar von Freunden finden wird, und zwar nicht nur unter den Alten, sondern auch bei dem jetzt glücklicherweise immer größer werdenden Teile der jüngern Generation, der nicht unbedingt ins Lager der „Modernen" übergegangen ist. Der aus echt deutschem Gemüt entspringende Hauch, durchaus nicht krankhafter oder schwächlicher Empfindsamkeit und Behaglichkeit, der aus diesen Blättern uns entgegenweht, berührt eigentümlich wohltuend und erweckt eine harmlos-heitere Stimmung, die uns auf Augenblicke dem nervenaufreibenden, auch der heutigen Dichtung ihr Gepräge verleihenden Leben der Gegenwart völlig zu entrücken vermag. (Schlesische Zeitung. Breslau.)

Geschichten aus Holstein

Erzählungen

von

Charlotte Niese

Fein gebunden 3 Mark 50 Pfennige

Auch diese neue Sammlung der schnell beliebt gewordenen Erzählerin wird viele Herzen erfreuen. Charlotte Nieses liebenswürdig-behagliches Fabulirtalent, ihr genialer Humor, ihre Gabe, originelle Charaktere, für die sie neben einer besondern Vorliebe auch besondern Spürsinn hat, uns anschaulich zu schildern, ihre lustige Art, das Kleinstadtleben mit seiner beschränkten Enge darzustellen, das alles bewährt sich wieder in diesen sechs hübschen Studien, die sich übrigens auch zum Vorlesen in der Familie trefflich eignen. Alle tragen echt holsteinisches Lokalkolorit. In den ersten beiden und in der vierten Geschichte wendet die Erzählerin mit Geschick die Form der Rahmenerzählung an. Am besten scheinen uns die vierte und fünfte Skizze gelungen, namentlich jene mit ihrem feinen und diskreten Humor, die uns die Geschichte von Einem erzählt, „der nichts durfte," ist ein wahres kleines Kabinettstückchen. . . . Die Ausstattung ist ganz allerliebst. (Nordd. Allg. Ztg.)

Citatenschatz

Geflügelte Worte und andere denkwürdige Aussprüche aus Geschichte und Litteratur

Von

Hans Nehry

Zweite Auflage. Gebunden 6 Mark

Dieser Citatenschatz stellt sich als keine gewöhnliche Sentenzensammlung heraus, wie er auch die vorhandnen Sentenzensammlungen, z. B. die trefflichen „Geflügelten Worte" von Georg Büchmann, nicht etwa überflüssig machen will. Er steckt sich die Grenzen weiter: er nimmt sich die deutschen und ausländischen Klassiker vor, die die Grundlage aller litterarischen Bildung ausmachen, und will aus diesen die Fülle von Ansprüchen bleibenden Wertes zusammentragen, die, einmal gelesen, sich mit ihrem Gedankeninhalte dem Gedächtnisse einprägen, ohne doch im Augenblicke mit ihrem ursprünglichen Wortlaute sofort wieder erzeugt werden zu können . . . Es soll also eine wahre Quelle des Wissens sein, dieser Citatenschatz, eines großen geistigen Besitzes, den man hat, und der zur steten freien Verwendung immer offen gehalten werden muß. Während andre Sentenzensammlungen Einzelheiten ohne Einheit bringen, erhält der Grunowsche Citatenschatz durch diesen Gesichtspunkt die Eigenschaft von etwas Ganzem, Großem, Einheitlichem. Infolgedessen vertieft man sich auch mit einem ganz andern Genuß in diesen neuen Citatenschatz; suchte man in den frühern Sentenzensammlungen nach Einzelnem, um das Buch dann nach befriedigtem Interesse wieder fortzulegen, so führt hier das Einzelne zu immer weiterm Einzelnen, weil man einen Faden herausfühlt, der alles mit einander verbindet.

(Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung)

Aus dänischer Zeit

Bilder und Skizzen

von

Charlotte Niese

Gesamtausgabe

Fein gebunden 5 Mark 50 Pfge.

Das Buch gehört zu denen, die den Leser je länger desto mehr fesseln, bei denen er nicht das Ende ersehnt, sondern bedauert, die er nicht bloß einmal, sondern gern und mit größerm Wohlgefallen wieder liest. Jugenderinnerungen haben immer einen eignen Reiz, sie erwecken traurliche Stimmungen und zaubern vor das Auge der Seele liebliche Bilder, die an Selbstgeschautes, Selbstgedachtes, Selbsterlebtes gemahnen. Werden sie mit einem warmen Herzenstone und in der rechten Sprache erzählt, so sind sie einer tiefen und bleibenden Wirkung auf die Hörer und Leser sicher. Das ist bei den Bildern und Skizzen von Charlotte Niese in besonderm Maße der Fall. Alles wird so frisch, so lebendig, so herzbewegend erzählt, daß die Gestalten schier lebendig werden, daß wir sie mit Händen greifen zu können meinen. Die einzelnen Erlebnisse und Erzählungen sind zu abgerundeten Bildern gestaltet, die bei aller Schlichtheit kunstvoll komponirt sind. „Krambambuli" und „Blasse Rosen" sind, was Stimmung und Gestaltung anbelangt, wahre Kabinettstücke, meisterhaft und köstlich, rührend und erquickend zugleich. Das ist echter deutscher Humor, nicht das elende Talmizeug, das den Namen in Mißkredit bringt. Die Sprache ist rein und frisch. (Leipziger Zeitung.)

The Telegraph for Peace

On the 6 October 1858, under the title *Peace on Earth*, Punch published a cartoon by John Tenniel showing Britannia and America joining hands across the Atlantic Ocean, while the Angel of Peace flies overhead. The cartoon was the result of the successful laying of the first transatlantic telegraph cable, which had been completed on 5 August 1858. The cable was the brainchild of Cyrus West Field, a New York businessman who had retired from business at the age of thirty-four. Field had become interested in the idea of a transatlantic cable after meeting Frederick Gisborne, a Canadian who had already laid a telegraph cable between Newfoundland and Nova Scotia. Field formed the New York, Newfoundland and London Telegraph Company in 1854 and persuaded the British government to support the project financially. The first attempt to lay the cable was made in 1857, but the cable broke after 335 miles. A second attempt was made in 1858, and this time the cable was successfully laid. The first message sent was a congratulatory telegram from Queen Victoria to President James Buchanan. It took 16 hours to send the 98 words of the message.

Punch, 6 Nov. 1858, p. 181. Peace on Earth. Illus. and text regarding the laying of the Atlantic telegraph cable. Cyrus West Field, Frederick Gisborne, Queen Victoria, James Buchanan.

Wind des neuen Kurses hat den wertlosen Plunder beiseite gefegt, und allenthalben regt sich neues Leben. Alle Waffen haben in den letzten Jahren neue, vorzüglich redigirte Reglements bekommen, für die meisten Verwaltungszweige sind neue Vorschriften ausgearbeitet worden, und an der Ausbildung der Truppen wird mehr gearbeitet, denn je zuvor.

Man sollte also meinen, es wäre alles in bester Ordnung, und nur böswillige Kritik könnte angesichts dieser Thatsachen noch ein Wort des Tadels äußern. Leider ist es in Wahrheit anders, denn die neue Zeit hat dem Heere nicht nur zum Guten gedient. Bewaffnung und Organisation mögen noch so vortrefflich sein, die Zahl der Streiter und das Geschick der Führer noch so groß: den wahren Wert erhält eine Armee erst durch den Geist, der sie beseelt, denn dieser allein ist imstande, der toten Masse Leben einzuhauchen und sie vor Erstarrung zu bewahren. Mit Recht ist daher im deutschen Heere immer der größte Wert auf einen „guten Geist“ und — die Begriffe decken sich fast — auf eine gute Disziplin gelegt worden, und voll freudigen Stolzes sind wir gewohnt, die Disziplin unsrer Truppen als unerreichbar rühmen zu hören. Wenn sich nun in den letzten Jahren immer lauter und häufiger Klagen erheben, daß der Geist, der einst unsre Väter und Brüder bei Königgrätz und Sedan geleitet hat, aus dem Heere schwinde, daß ein neuer, ein schlechter an seiner Stelle aufzukommen drohe, so ist es wohl der Mühe wert, solche Klagen ernstlich zu prüfen und, wenn sie sich als berechtigt erweisen, Abhilfe zu fordern.

Es ist nicht das Eindringen der Sozialdemokratie in das Heer gemeint, wenn von dem verderblichen Einfluß des neuen Geistes die Rede ist. Die Thatsache, daß alljährlich eine ziemlich große Anzahl Sozialdemokraten in die Armee eintritt, hat nicht die große Bedeutung, die ihr vielfach beigemessen wird. Denn so lange der Soldat bei der Fahne ist, kann er sich mit den Geschäften der Partei nicht befassen — er müßte schon sehr „zielbewußt“ sein, wenn er auch nur den Zusammenhang mit ihr aufrecht erhalten wollte —, seine Stellung im Heere ist aber auch nicht bedeutend genug, ihm irgend welchen Einfluß zu sichern. Die Masse thuts eben nicht, von dieser Seite droht also, wenigstens zunächst, keine Gefahr. „Der Geist einer Armee sitzt in ihren Offiziers“; man kann also von dem Wechsel in den Anschauungen und Grundsätzen eines Heeres nur dann sprechen, wenn das Offizierkorps daran beteiligt ist. Das ist aber bei uns jetzt der Fall. Allen Hindernissen zum Trotz hat der Zeitgeist auch in dem abgeschlossenen Kreis des Offizierkorps Eingang gefunden und in dieser konservativsten aller Genossenschaften eine starke Wandlung herbeigeführt.

Äußerlich tritt sie am deutlichsten da zu Tage, wo der Offizier mit der Öffentlichkeit in Berührung kommt. Daß das jetzt häufiger als früher geschieht, ist allerseits mit Genugthuung begrüßt worden. An Stelle der früher

so peinlich gehüteten Abgeschlossenheit, die bald in dem lächerlichsten Standesdünkel, bald in vornehmer Zurückhaltung vor allen irgend zweifelhaften Elementen ihren Grund hatte, ist ein reger Verkehr mit den Gebildeten aller Stände getreten. Das Offizierkorps hat dadurch auch entschieden gewonnen, denn es ist vor Einseitigkeit und Kastengeist bewahrt geblieben und verdankt dem Umgang mit Andersdenkenden manche wertvolle Anregung. Aber freilich der Gefahren, die damit verbunden waren, hat es sich nicht zu erwehren gewußt. Das Entgegenkommen, das man ihm an vielen Stellen erzeigt — selbst linksliberale Rechtsanwälte werden in diesem Punkte zuweilen ihren felsenfesten Überzeugungen untreu —, hat dazu geführt, die früher so eng gezognen Grenzen recht weit zu stecken, und besonders den jungen Offizier sieht man jetzt häufig in Kreisen verkehren, die nicht gerade als Hort der guten Sitte anzusehen sind. An die Enthüllungen des Hannoverschen Prozesses und ähnliche Sensationsgeschichten braucht man gar nicht einmal zu erinnern, es giebt wohl eitle Protzen genug, die sich rühmen können, ein paar Uniformen als Zierde ihrer Diners erhandelt zu haben, und was ist es denn anders, das den adelsstolzen Gardeleutnant zu den sybaritischen Gelagen der Tiergartenvillen führt, als die Aussicht, niedrigste materielle Gelüste befriedigen zu können? Die Freude am Genuß und geschmeichelte Eitelkeit haben ihn den Mangel an wahrer Bildung, die sittliche Fäulnis, die ihm hier entgegentritt, nur zu gern übersehen lassen, und der Luxus, der in diesen Kreisen herrscht, hat einen Hang zum Wohlleben in ihm wachgerufen, von dem die altpreußische Einfachheit nichts wußte.

Die Tage, wo der sterbende Offizier seinen Söhnen nichts hinterließ als seinen Degen, den Töchtern nichts als seine Tugenden, sind vergessen. Das heutige Geschlecht rühmt sich reellerer Werte, und der Wahlspruch „Arm, aber vornehm“ will nicht mehr passen. Das Streben, es den reichen Freunden gleich zu thun, führt zu einem Aufwande, der die oft kargen Mittel übersteigt und zum Borgen zwingt. So kommt es, daß ein großer Teil unsrer jungen Offiziere heutzutage über seine Verhältnisse lebt und in Schulden steckt, deren Tilgung dann meist der Freigebigkeit des zukünftigen Schwiegervaters vorbehalten bleibt. Ja eine reiche Heirat ist für so manchen dieser Kavaliere der letzte Rettungsanker, und man weiß nicht, ob man mehr die Gefühlsroheit beklagen soll, die den modernen Ritter das heiligste Gefühl des Herzens zur Spekulation herabwürdigen läßt, oder die blöde Eitelkeit der Eltern, die einer thörichten Eitelkeit das Glück ihres Kindes opfern. Daß dieses Kapitel eine unerschöpfliche Fundgrube für die Witzblätter bildet, läßt es dem unbefangnen Beobachter nicht minder ernst erscheinen. Auch Schlitgens satirischer Stift vermag die häßlichen Schatten von dem Bilde nicht wegzuwischen, und die landläufige Ansicht, daß der Offizier nur reich heiraten könne, trägt ebenso wenig zur Erhöhung der Achtung vor dem Stande bei, wie die freie Art, die der Leutnant

auf der Abendpromenade im Verkehr mit den Damen der Halbwelt zeigt. Ein Mönchsgelübde wird man von jungen, lebenslustigen Leuten nicht verlangen, aber es wäre doch recht wünschenswert, wenn der Offizier seine Verehrung der Venus vulgivaga etwas weniger öffentlich zur Schau trüge und mindestens die Rücksicht auf seine Uniform nähme, die jedes Studentenkorps seinen Mitgliedern zur Bedingung macht. Die Beleidigung, die er durch eine solche Vernachlässigung dem Rock des Kaisers und damit — wenn die kürzlich herumgetragne Äußerung des Monarchen wirklich zum Gesetz erhoben werden soll — dem Kaiser selbst zufügt, ist jedenfalls weit schwerer, als wenn ihn ein betrunkner Rüpel mit wüsten Schimpfreden belästigt oder ein Gassenjunge mit Kot bespritzt.

Der Offizier sollte nicht vergessen, daß er seine bevorzugte Stellung im Staate gerade der Einfachheit seiner Sitten und der Makellosigkeit seines Charakters verdankt, daß er aber jeden Anspruch darauf verlieren muß, sobald er sich dieser Vorzüge begiebt und den Tanz um das goldne Kal mitmacht. Gerade heute, wo es die Genußsucht und der Mammondienst schon dahin gebracht haben, daß die Edelsten der Nation auf Sport- und Spielplätzen mit Gründern und Jobbern Verbrüderungsfeste feiern, müßte das Offizierkorps eine scharfe Scheidewand aufrichten und aller Welt zeigen, daß es dergleichen Versuchungen weit von sich weist.

Es wird nicht leicht sein und eines kräftigen Eingriffs bedürfen, um dieses Übel, das schon ziemlich weit um sich gegriffen hat, mit Erfolg zu bekämpfen; sehr viel mehr Anstrengung aber wird es kosten, die schweren Schäden zu beseitigen, die, ebenfalls unter der Einwirkung des Zeitgeistes herangewachsen, sich der äußern Wahrnehmung entziehen. Das Gefühl der Unsicherheit, das ja überall das Zeichen des neuen Kurses bildet, hat auch im Offizierkorps Platz gegriffen, die bange Sorge vor der Verantwortlichkeit hat die Lust an selbständigem Schaffen und energischem Handeln unterdrückt, statt kräftiger, mannhafter Charaktere ziehen wir unzufriedne Streber groß.

Was nützen uns unsre ausgezeichneten Reglements, wenn sie in der beschränktesten Weise ausgelegt werden? Was hilft es, daß wir in der Theorie groß sind, wenn die Praxis so unendlich weit dahinter zurück bleibt? Der freudige Eifer, durch den sich früher der Dienstbetrieb in unserm Heere auszeichnete, droht zu schwinden, und Mißmut und Unlust wollen an seine Stelle treten. Von jeher ist ja über den Dienst „räsonnirt“ worden — auch das gehört zu den alten und, wie manche behaupten, berechtigten Überlieferungen —, aber es geschah ohne Bitterkeit. Heute sehen viele in dem Vorgesetzten ihren Feind, dem sie nicht trauen dürfen und daher nach Möglichkeit aus dem Wege gehen. Und sie haben auch alle Ursache, sich dem Vorgesetzten nur im besten Lichte zu zeigen, ist er doch in Bezug auf ihr ferneres Fortkommen allmächtig. Infolge des heimlichen Konduitenwesens erfahren sie es nicht einmal, wenn

sie ungünstig beurteilt werden, und so haben sie auch gar keine Möglichkeit, ihre Fehler zu bessern. Da macht ein Oberst einem seiner Offiziere in der Konduite den Vorwurf, er zeige einen gewissen Hang zur Bequemlichkeit, und fügt hinzu, daß ein kleiner Hinweis genügen werde, eine Besserung herbeizuführen. Wie aber, wenn er diesen Hinweis nie bekommt, wenn er gar nicht erfährt, was für ein Fehler ihm zur Last gelegt wird? Muß er nicht wie aus den Wolken fallen, wenn er, der von einer langen Laufbahn geträumt hatte, eines schönen Tages die Weisung erhält, in Pension zu gehen? Warum erfährt nicht jeder Offizier alljährlich, in welcher Weise er von seinem Vorgesetzten beurteilt wird? Für den Gelobten würde das eine verdiente Anerkennung, ein Sporn zu weitern Leistungen sein, dem Getadelten aber würde es Gelegenheit geben, entweder den Grund des Tadels zu beseitigen oder sich beizeiten nach einer andern Lebensstellung umzusehen.

Dem Laien könnten ja nun alle diese Verhältnisse höchst gleichgiltig sein, und wir würden sie auch gar nicht hier zur Sprache bringen, wenn sie nicht gerade am meisten dazu beitrügen, dem sittlichen Wert des Offizierkorps herabzudrücken. Der oft gehörte Vorwurf, daß nicht Verdienst und Tüchtigkeit allein über das Fortkommen entscheide, sondern allerlei äußerliche Dinge, kleine Gefälligkeiten, gesellige Tugenden, selbst Frauengunst und -Ungunst hemmend oder fördernd darauf einwirken könne, mag meist in persönlicher Verstimmung seinen Ursprung haben; Beweise zu bringen wird jedenfalls schwer möglich sein. Aber man sollte auch den Schein vermeiden. Eine Änderung des heutigen Konduitenwesens würde derartige Machenschaften gänzlich ausschließen und zugleich das Treiben jener ehrenwerten Leute einschränken, die die Soldatensprache nicht allzu witzig mit dem Namen eines ehrenwerten Handwerks bezeichnet. Es ist schwer zu begreifen, zu wie niedrigen Mitteln sich äußerlich sehr vornehme Leute herabwürdigen können, wenn es den Kampf um ihr militärisches Dasein gilt. Man sollte meinen, der Erfolg müsse ausbleiben, da ja jeder Vorgesetzte auch einmal Untergebner gewesen ist und daher solches Treiben kennen und gebührend zurückweisen müßte. Gewiß, Einzelne sind darüber erhaben, aber die menschliche Eitelkeit läßt sich nur zu leicht von dem Gefühl der Macht blenden, und nur wenigen ist es gegeben, während allerwärts ihre Unfehlbarkeit mit lauten Zungen gepriesen wird, schon der traurigen Erkenntnis gefallner Größe zu denken: „Der Berg war groß, nicht ich."

Die gefährlichen Folgen, die sich aus diesen Zuständen ergeben können, sind leicht zu begreifen. Wenn der Offizier nicht durch Tüchtigkeit allein seinen Weg zu den höhern Stellen machen kann, dann wird er sich auch schmiegen und biegen lernen, wird, wenns gefordert wird, auch einmal seine Überzeugung zum Opfer bringen. Dann wird es Brauch werden, ehe man seine Meinung ausspricht, vorsichtig zu erkunden, wie oben der Wind weht, und ein ge-

fordertes Gutachten wird auf die zuvor sorgfältig ergründete Ansicht des Fragestellers Rücksicht nehmen. Wie weit sich dieses Verfahren selbst auf richterliche Urteile — der Antrag des Auditeurs enthält ja immer das vom Gerichtsherrn schon gebilligte Urteil — ausdehnen kann, soll nicht näher erörtert werden, da ja die neue Strafprozeßordnung jetzt endlich Ereignis zu werden verspricht und jede Möglichkeit der Beeinflussung in diesem Sinne hoffentlich ausschließt. Mit steifem Nacken und einer freien Meinung hält es jedenfalls sehr schwer, als Offizier sein Glück zu machen. Im Kriege freilich, da würden solche Leute trefflich zu brauchen sein, da werden Selbständigkeit und der Mut der Verantwortung zu hohen Tugenden; aber wir leben ja in sicher behütetem Frieden, da gilt der selbständige Sinn als unbequem und gefährlich. So viel nämlich auch im militärischen Leben von Selbständigkeit die Rede ist, so wird der Soldat doch geradezu zur Unselbständigkeit erzogen, da ihm alles bis ins Kleinste vorgeschrieben wird, und es für seine Thätigkeit nur eine Norm giebt: den Willen des allmächtigen Vorgesetzten.

Es liegt auf der Hand, daß solche Verhältnisse auch die Ausbildung der Truppe aufs nachteiligste beeinflussen müssen. Kann es doch vorkommen, daß ein Oberst kurz vor Schluß des Ausbildungsjahres noch grundsätzliche Änderungen in seiner Angriffstaktik vornimmt, weil sich der anwesende General mißliebig darüber geäußert hat, oder daß in einem Armeekorps die Bataillone nach ganz verschiednen Gesichtspunkten ausgebildet werden müssen, je nachdem der Divisionskommandeur oder der kommandirende General die Besichtigung abhält. Und das alles zu einer Zeit, wo die Reglements ausdrücklich betonen, daß keine festen Regeln vorgeschrieben werden sollen, um der berechtigten Individualität eines jeden gebührenden Spielraum zu lassen. Nun wird ja nie ein General sagen: Sic volo, sic jubeo — dann müßte er nach des Kaisers Willensmeinung den Abschied erhalten —, aber der aufmerksame Beobachter erkennt bald, welche Art beliebt ist, und so werden die gelegentlich ausgesprochnen Ansichten des Gewaltigen zum Dogma, selbstverständlich nur so lange, als er an seinem Platze bleibt, um dann vielleicht gerade der entgegengesetzten Anschauung zu weichen.

Das Streben nach Anerkennung bei dem Vorgesetzten führt auch dazu, daß auf Äußerlichkeiten ein zu hoher Wert gelegt wird, daß man den Schein über das Wesen stellt. Man sucht hübsche Gefechtsbilder darzustellen, alles muß gut aussehen und „klappen," wie der terminus technicus lautet; ob auch alles der Wirklichkeit entspricht, ob Führer und Truppe bei der Übung etwas lernen können, das kommt vielfach erst in zweiter Linie in Frage. Wie oft hört man den Vorwurf, daß eine Abteilung zwar gut ausgebildet, aber nicht gut vorgestellt sei, ohne zu bedenken, ein wie großer Unterschied doch zwischen scharfer Taktik und Revuetaktik ist!

Weit ernster als diese harmlosern Auswüchse einer langen Friedenszeit

verdient es beachtet zu werden, wenn das Streben, sich vor den Kameraden hervorzuthun und mehr als andre zu leisten, den Offizier zu Machenschaften treibt, die man im bürgerlichen Leben als „unlautern Wettbewerb“ bezeichnen würde. In der letzten Zeit wird mit Recht bei allen Waffen auf die Schießausbildung großer Wert gelegt, und seit der Kaiser für die höchsten Leistungen besondre Auszeichnungen gestiftet hat, hat sich der Eifer, der beste zu sein, natürlich noch gesteigert. Aber in einem Stande, wo der Ehrgeiz eine so große Rolle spielt, liegt die Gefahr sehr nahe, daß da ein Schritt vom Wege gethan und dadurch ein Schade gestiftet wird, den auch die trefflichste Schießleistung nicht aufwiegt. In der That scheint sich die Versuchung als zu groß erwiesen zu haben: wie die Zeitungen seinerzeit meldeten, sind infolge des ersten Prüfungsschießens eine ganze Anzahl von Untersuchungen geführt worden, und eine kaiserliche Kabinettsordre soll das unwürdige Treiben aufs schärfste verurteilt haben. Wenn solche grobe Übertretungen möglich sind, so liegt doch die Frage nahe, wieviel wohl in dem alltäglichen Getriebe des Dienstes aus Unsicherheit und dem Streben nach Auszeichnung gesündigt wird. Wenn auch niemand auf diese kleinen Durchsteckereien und Vertuschungen achtet, so sind sie doch ein Ausfluß derselben Gesinnung und verdienen eine nicht minder harte Verurteilung.

Noch mehr Einzelheiten anzuführen würde den nicht militärischen Leser ermüden. Sehen wir uns also lieber nach Mitteln um, die geeignet sind, die gerügten Mißstände zu beseitigen.

Vor allem kommt es darauf an, daß im Offizierkorps selbst die Schäden, die der Armee anhaften, klar erkannt und schonungslos aufgedeckt werden. Daß sich hie und da schon jetzt der Geist der Kritik regt, daß eine nicht unbedeutende Zahl von Offizieren — es sind nicht die schlechtesten! — aus ihren Zweifeln kein Hehl macht, hat wenig zu bedeuten. Solange man bei festlichen Gelegenheiten immer von unbedingter Zuverlässigkeit und unwandelbarer Pflichttreue schwärmt und in gehobner Liebesmahlstimmung der echten, wahren Kameradschaft einen Lobgesang singt, läßt sich kaum auf Besserung hoffen. Es gilt, die in dem glückseligen Gefühl ihrer Unantastbarkeit sicher dahinlebenden zu überzeugen, daß ihre Pflichttreue nicht ganz so unerschütterlich ist, wie sie wähnen, daß die gepriesene Kameradschaft den Streber keineswegs hindert, im gegebnen Fall kalten Blutes über die Leichen der vielgeliebten Kameraden hinwegzuschreiten. Es gilt, ihnen zu zeigen, daß all die ehrfürchtige Bewunderung der gläubigen Menge nur den Erben einer großen Zeit gezollt wird, daß die Armee einer ernsten Regeneration bedarf, um das zu sein, wofür sie sich hält. Hat sich erst einmal diese Erkenntnis Bahn gebrochen, so ist damit auch der Boden geebnet für die notwendigen Reformen.

Hohe, freie Gesichtspunkte müssen zur Geltung kommen statt des beschränkten Horizonts, der jetzt alles Denken einengt, Ruhe und Stetigkeit im

Entschluß statt der tappenden Unsicherheit, und das ernste Streben nach bleibenden Errungenschaften muß das ängstliche Haschen nach trügerischen Eintagserfolgen wieder verdrängen. Die Individualität muß wieder zu ihrem Rechte kommen. Wer nichts weiter gelernt hat, als sich sklavisch dem Willen oder der Laune eines Vorgesetzten zu beugen, wird, wenn er vor eine große Entscheidung gestellt wird, kläglich versagen. Aus der Rumpelkammer, in deren Dunkel es jetzt versteckt ist, hole man so bald als möglich das Rüstzeug hervor, das der polternde alte Soldatenkönig einst seinem Offizierkorps geschmiedet, das niemals versagt hat und auch jetzt noch, wo es beim alten Eisen liegt, seine Wunderkraft stetig bewährt: Ehrenhaftigkeit, Pflichttreue, Entsagung.

In diesem Sinne erziehe man auch die militärische Jugend, der diese Ideale abhanden zu kommen drohen. In frühern Zeiten, als der Adel und das hohe Beamtentum allein darauf Anspruch hatten, ihre Söhne als Offiziere dienen zu lassen, war die Notwendigkeit einer besondern Erziehung minder groß; denn der Knabe wuchs schon in dem Kreise auf, in dem er später sein Leben verbringen sollte, und war bei seinem Eintritt in das Heer mit den Anschauungen des Offizierstandes fast ganz vertraut. Heute haben sich diese Verhältnisse vollständig geändert. Nur zum kleinsten Teil ergänzt sich das Offizierkorps noch in der frühern Weise, denn infolge des steten Anwachsens der Armee ist die viel beneidete Laufbahn der Gesamtheit des gebildeten Bürgertums erschlossen worden. Das frische Blut, das auf diese Weise dem Heere zuströmt, ist ihm ohne Zweifel sehr förderlich, denn die jungen Leute sind im Durchschnitt begabt und — wie jeder Neuling — strebsam. Aber es fehlt ihnen die militärische Erziehung. Während der Fähnrichszeit werden sie nur notdürftig zurechtgestutzt, nachher aber hört jede Unterweisung auf; wie sich ein jeder in den neuen Verhältnissen zurechtfindet, ist seine Sache, und so lange alles glatt geht, ist das ja auch ganz schön. Wenn aber einem schwierigen Fall gegenüber der Neuling ratlos ist und, weil doch die Lage zu einer Entscheidung drängt, aus Unkenntnis den falschen Weg wählt, dann wird gar schnell über den argen Sünder der Stab gebrochen, und an die eigne Mitschuld zu glauben kommt niemand in den Sinn. Und doch ist die Gesamtheit an der That des Einzelnen nicht ganz unverantwortlich; selbst das Geschick eines Brüsewitz entbehrt, unter diesem Gesichtspunkt betrachtet, trotz seiner zweifellosen Schuld nicht einer gewissen Tragik.

Warum solche Fragen hier erörtert werden? Weil es das beste Mittel ist, die Mißstände, unter denen die Armee leidet, zu beseitigen. Ohne einen äußern Anstoß, aus sich selbst heraus, würde sie schwerlich dazu schreiten; je eher sie aber mit ihrer Regeneration beginnt, desto besser. Heute steht ihr noch eine so reiche Fülle sittlicher Kraft zu Gebote, daß sie nur eines geringen Maßes von Selbsterkenntnis und Selbstzucht bedarf, um wieder zu gesunden. Später wird der Heilungsprozeß schwieriger sein.

Zum Schluß noch ein Wort. Leider hat sich bei uns der Brauch eingebürgert, daß nur von Sozialdemokraten oder etwa einem sehr freisinnigen Patrioten die Schwächen der Armee ans Licht gezogen werden. Daß ich keiner der beiden Parteien angehöre, wird der aufmerksame Leser bemerkt haben. Aber gerade weil mir das Wohl der Armee am Herzen liegt, halte ich diese öffentliche Besprechung für geboten. Aus dem Volk ist das Heer geschaffen, dem Wohl des Volkes soll es dienen, darum möge auch alles, was sein Wohl und Wehe betrifft, vor dem Volke verhandelt werden.

Für die Armee aber ist das der beste Prüfstein: so lange sie die Öffentlichkeit fürchtet, ist sie nicht auf der Stufe der Vollendung; erst wenn sie diese Scheu überwunden hat, steht sie erhaben da, denn dann hat sie eben nichts mehr zu verheimlichen.

Deutsche Kolonisation

(Schluß)

Die große Aufgabe des kommenden Jahrhunderts ist, wie sich heute auch für kurzsichtige Augen mit völliger Deutlichkeit erkennen läßt, die Einbeziehung Asiens in den europäischen Kulturkreis, die Vereinigung dieser bisher getrennten Welten. Die dabei interessirten europäischen Großstaaten Rußland, England und Frankreich haben zu dieser Frage in politischer, wirtschaftlicher und strategischer Beziehung Stellung genommen, und es scheint uns, daß der Wert deutscher Kolonialstaaten wesentlich davon abhängt, in welches Verhältnis sie Deutschland zu dieser die Völkergeschicke der Erde entscheidenden Frage setzen. Das europäische Gleichgewicht ist eine schwere Errungenschaft von Jahrhunderten, es wird auch die Grundlage der weitern Kulturfortschritte bilden, aber damit es erhalten bleibe, muß auch die politische und wirtschaftliche Ausdehnung der europäischen Kulturvölker über den Erdball annähernd im Gleichgewicht bleiben, und dieses Gleichgewicht wird auf asiatischem Boden abgewogen. Von diesem Gesichtspunkt aus ist der Erwerb oder die Besiedlung Südbrasiliens wertlos; unsre Mitbewerber im Osten würden nichts lieber sehen, als wenn wir dort unsre Kräfte ernstlich engagirten und uns dort recht tief verwickelten. Die Romanen Südamerikas aber wollen von einer autonomen deutschen Kolonie oder einer deutschen Schutzherrschaft überhaupt nichts wissen, ihre eignen Regierungen sind aber völlig verlottert und leiden derartig an Beamtenkorruption, daß in absehbarer

Zeit an keine geordnete Verwaltung zu denken ist. Diese verlotterten Verhältnisse, dazu die schwierige und außerordentlich mühevolle Urbarmachung des Landes schließen eine Einwanderung im großen Stil, eine Masseneinwanderung überhaupt aus; ein guter Kenner des Landes schätzt die Zahl der Deutschen, die in allen südbrasilianischen Provinzen zusammen Aufnahme finden könnten, auf höchstens achttausend jährlich. Eine weitere Schwierigkeit liegt darin, daß die Regierung die italienische Einwanderung begünstigt. Der Italiener ist bei weitem bedürfnisloser als der Deutsche; bei der Konkurrenz in neuen Ansiedlungen ist es aber von Wichtigkeit, daß eine Fläche von geringem Ertrage dann schon eine Familie der zwar minderwertigen, aber bedürfnislosern Rasse trägt, wenn sie für die Existenz der stärkern noch nicht ausreicht. Dazu kommt, daß das Zentrum der deutschen Entwicklung in Südamerika, die Provinz Rio Grande do Sul nur einen und zwar den denkbar schlechtesten Zugang zum Ozean hat. Dieser Zugang ist die berüchtigte Barre von Rio Grande, eine seichte Sandbank, die die Einfahrt zur Lagoa dos Patos wegen der wechselnden Tiefe des Fahrwassers unsicher und gefährlich macht und vom Ozean her genährt wird. Nach Breitenbachs Bericht ist es vorgekommen, daß außerhalb der Barre siebzig bis achtzig, innerhalb fünfzig bis sechzig Schiffe auf Eintritt genügenden Wasserstandes gewartet haben, und zwar nicht etwa einige Stunden und Tage, sondern viele Wochen und selbst Monate lang. Nur kleine, flache Schiffe können die Barre passiren und Rio Grande oder Porto Alegre erreichen; infolgedessen ist ein Umladen aus den tiefgehenden Ozeandampfern in Montevideo oder Rio Janeiro ganz unvermeidlich, was natürlich die Frachten wesentlich verteuert und verlangsamt. Die Schwierigkeiten und Gefahren der Schiffahrt schnellen die Preise derartig in die Höhe, daß Frachten von Montevideo nach Porto Alegre ebenso hoch sind wie von Hamburg nach Montevideo. Die Versicherungsgesellschaften verlangen riesige Prämien, wenn sie überhaupt die Versicherung nach Rio Grande übernehmen.*) Diese Umstände tragen wesentlich dazu bei, daß die dorthin ausgeführten Industrieprodukte sehr teuer werden, und da auch die Arbeitslöhne hoch sind, so ist vorläufig wenig Hoffnung, daß die Bodenerzeugnisse dieses Landes auf dem Weltmarkt mit den nordamerikanischen, australischen oder indischen die Konkurrenz aushalten könnten. Die

*) Wir verweisen zur Unterrichtung über die Verhältnisse Brasiliens auf das kleine Buch „Die Provinz Rio Grande do Sul, Brasilien und die deutsche Auswanderung dahin" von Dr. W. Breitenbach (Heidelberg, Karl Winters Universitätsbuchhandlung, 1885), besonders für die Einwanderung junger Kaufleute ist das Land ganz ungeeignet. Bei den unsichern politischen Verhältnissen wird die „Barrenfrage" wohl noch jetzt und auf lange hin auf dem gleichen Fleck stehen. Von der Barre bis Porto Alegre sind Segelschiffe nicht selten noch einen Monat unterwegs. Aber selbst die glücklichste Lösung der Barrenfrage würde unsre Hauptbedenken gegen eine Besiedlung von Südbrasilien nicht zerstreuen.

vermehrten Bodenerzeugnisse würden daher hauptsächlich in den Städten des Landes oder in den nördlichen Provinzen Brasiliens Absatz suchen müssen, was dann diese Provinzen wirtschaftlich eben dorthin und nicht auf Deutschland wiese.

So fassen wir unser Urteil über Südbrasilien dahin zusammen, daß vorläufig zwar eine in der Zahl geringe Auswanderung vom nationalen Gesichtspunkte aus zulässig erscheint; die Auswandrer haben Aussicht, sich nach einer Reihe von Jahren harter und schwerer Arbeit eine selbständige, aber wesentlich naturalwirtschaftliche Existenz zu erringen. Aber für eine organisirte Auswanderung größern Stils ist das Land in jeder Weise ungeeignet, und dort einen deutschen Kolonialstaat zu gründen, hat die gewichtigsten Bedenken gegen sich. Die Entfernung vom Mutterlande wäre eben zu groß, die Verbindung zu vielen Störungen ausgesetzt, seine Bedeutung im Weltverkehr diesen Nachteilen gegenüber aber zu gering.

Wenden wir unsre Blicke von Amerika auf Australien und Südafrika, so müssen wir hier schweigend verzichten. Australien ist völlig unter englischer Herrschaft, und soweit es andre Wünsche hegt, gehen sie in keiner Weise dahin, die englische Oberhoheit etwa mit der deutschen zu vertauschen. Der Besitz von Südafrika böte in jeder Hinsicht größere Vorteile als der von Südbrasilien; bei der Betrachtung der Karte sehen die deutschen Kolonien aus wie ganz gute Angriffsstellungen. Wenn sie sich aus- und zusammenwüchsen, so würden wir uns darüber sehr freuen, aber darauf rechnen dürfen wir wohl kaum. Das sind also Phantasien, und wir begeben uns so schleunig wie möglich wieder auf den Boden realer Verhältnisse.

Unsre Brautschau hat bis jetzt nur negative Ergebnisse gehabt; wenn es in Europa und Asien nicht besser aussieht, so stehen unsre Aussichten schlecht. Glücklicherweise bietet sich hier der Betrachtung und Prüfung ein Land dar, das fast in idealer Weise allen unsern Anforderungen entspricht, das wie Dornröschen aus glänzenden Verhältnissen stammt und heute nach tausendjährigem Schlummer nur eines kühnen Retters und Erweckers harrt, um ihn in den Besitz aller seiner Schätze zu setzen. Jeder Deutsche, der in Vorderasien gewesen ist, ist im Innersten bewegt worden von dem Gefühl der Trauer über die Verödung dieser herrlichen Landstriche, von dem Gedanken, zu welcher Blüte sie unter der Hand fleißiger Anbauer wieder erstehen könnten, und von dem Wunsche, daß deutsche Ansiedler berufen sein möchten, diese Länder dem Weltverkehr wieder zu eröffnen. Freilich auf englischen Beifall dürfen wir bei diesem Unternehmen gewiß nicht rechnen.

Was in Südbrasilien durch die Umstände ausgeschlossen ist, die Masseneinwanderung und eine Unternehmung im großen, das ist in Syrien und Assyrien die Grundbedingung des Erfolgs; an einer solchen Aufgabe können wir unser elendes Parteigezänk vergessen und unsern alten Nationalcharakter völlig

wiedergewinnen, der durch die kleinlichen Verhältniſſe, die Ohnmacht und Armut des Vaterlandes ſeit dem Beginn der neuen Zeit verdorben worden iſt, ſeit ſich das Reich von ſeinen äußern Aufgaben zurückgezogen hatte, und das politiſche Leben von keinen allgemeinen Ideen mehr bewegt war. Friedrich Schlegel hat dieſen Zuſammenhang ſchon hervorgehoben: ſtatt des furor tedesco, der in den italieniſchen Dichtern ſo oft erwähnt wird, iſt nun die Geduld unſre erſte Nationaltugend geworden, und nebſt dieſer die Demut im Gegenſatz zu einer ehedem herrſchenden Geſinnung, wegen der noch zur Zeit Karls V. ein Spanier, der mit ihm Deutſchland bereiſte, die Deutſchen los fieros Alemanes nennt.

Der kranke Mann ſcheint jetzt wirklich auf den Tod erkrankt zu ſein, und bei aller Teilnahme für ihn wird es wohl erlaubt ſein, ſeine Erbſchaft auch unſrerſeits zu muſtern, damit wir genau wiſſen, was wir wollen, wenn die Liquidation eintritt. Wenn wir uns darauf beſchränken, immer nur für Frieden um jeden Preis und für die Integrität der Türkei einzutreten, ſo werden wir, wie ſchon L. Roß 1845 prophezeit hat, den Orient eines Tages vor unſern Augen teilen ſehen, ohne daß wir auch nur einen dürren Mandelbaum davon bekommen. Da ſind die Engländer andre Praktiker; ohne den geringſten Aufwand an Streitkräften zu machen, konnte Beaconsfield den Berliner Kongreß mit der Nachricht überraſchen, daß durch Privatvertrag mit der Türkei England in den Beſitz von Cypern gelangt ſei. Verſäumen wir es, unſre Anſprüche kräftig geltend zu machen, ſo wird der Reſt der Welt ohne uns vergeben, und wie wir uns ſpäter unter viel ungünſtigern Umſtänden Luft machen ſollen, iſt ſchwer abzuſehen.

Was wir als die erwünſchteſte deutſche Erwerbung betrachten, das iſt die Südküſte Kleinaſiens bis zu den Landſchaften, die einſt Barbaroſſa auf ſeinem Kreuzzuge durchzogen hat, das iſt weiter Syrien, Aſſyrien und Babylonien bis zum Perſiſchen Golf. In Übereinſtimmung mit den in der Flugſchrift des Alldeutſchen Verbandes: „Deutſchlands Anſprüche an das türkiſche Erbe“ würden wir als die glücklichſte Löſung des Problems betrachten, wenn die aſiatiſche Türkei, ſoweit ſie nicht in der derzeitigen Machtſphäre Rußlands liegt, in die Verwaltung Deutſchlands überginge. Wir würden hierdurch einen Machtzuwachs und eine Zukunft für Deutſchland gewinnen, wie ſie uns kein andrer Kolonialbeſitz auf dem Erdball geben kann, und wir glauben, daß dieſer Beſitz gegen mißgünſtige Mitbewerber leichter von uns zu verteidigen wäre, als jeder andre Kolonialbeſitz.

Über die leider noch ziemlich unbekannten Verhältniſſe dieſer Länder bringen wir einige Angaben aus den Reiſeberichten von L. Roß*) über Klein-

*) L. Roß, Kleinaſien und Deutſchland. Reiſebriefe und Aufſätze mit Bezugnahme auf die Möglichkeit deutſcher Niederlaſſungen in Kleinaſien. Halle, Pfeffer, 1850.

aſien und aus dem Sprengerſchen Buch*) über Syrien und die Euphratländer. Über Kleinaſien faßt Roß ſein Urteil dahin zuſammen: „Da iſt ein gemäßigter, dem deutſchen Klima nicht zu fern ſtehender Himmelsſtrich, vielleicht der edelſte Himmelsſtrich aller Zonen; da ſind ländergroße Strecken des ergiebigſten Bodens entvölkert und unbebaut; da ſind herrliche Häfen, ſchiffbare Flüſſe, große Landſeen im Innern; da ſind Gebirge mit Wald bedeckt, mit Alpentriften auf ihren Abhängen und mit reichen Metalladern, mit Marmor und andern Steinbrüchen in ihrem Schoße; da gedeiht das Pferd und das Rind, das Kamel und die Wollherde; da wächſt der Weizen wie der Reis, der Wein wie das Öl, die Baumwolle wie der Hanf und Flachs, dort Krapp und Weihrauch, die Palme wie der Maulbeerbaum, dort die Citrone und Orange im Thale, der Apfel und die Kaſtanie auf den kühlern Bergrücken. Dort iſt die Schutzmauer gegen das Übergreifen des Zars zu Lande, dort die Schranke gegen das Weltmonopol der handelnden Briten. Perſien, Arabien, Indien ſenden der Halbinſel ihre Schätze zu und empfangen von dort, was ſie von den Kunſterzeugniſſen Europas bedürfen. Und dies geſegnete Land, dieſe uralte Wiege der Menſchheit — es iſt von Deutſchland nur wenige Wochen entfernt. Ein Schiff, in Ulm oder Regensburg gezimmert, kann hinübergleiten in ſeine Häfen, und von Trieſt erreicht ein Dampfer in ſieben Tagen die Küſte von Jonien."

Das Sprengerſche kleine Buch beſchäftigt ſich eingehend mit der Schilderung der Landſchaften, die das Becken des Orontes und das Euphrat-Tigrisbecken umfaſſen. Dieſe Landſchaften ſind ein reiches Alluvium von der Ausdehnung etwa des Königreichs Italien. Der Boden beſteht aus der uns aus Rußland bekannten „ſchwarzen Erde," es iſt reiner Humus, der überall, wo er ein entſprechendes Maß Waſſer hat und bebaut wird, die reichſten Früchte trägt. Das Klima gehört zu den trocknen, d. h. es fehlen die tropiſchen Sommerregen, infolgedeſſen iſt eine künſtliche Bewäſſerung überall notwendig, wo die Natur das Waſſer nicht ſelber hingeleitet hat. Auf künſtlicher Bewäſſerung haben alle alten Kulturen jenes Landes beruht, die Namen Ninive und Babylon, Seleucia, Kteſiphon und Bagdad bezeichnen ebenſo viele jahrhundertelange Blütenzeiten, und noch Plinius bezeichnet dieſe Gegenden als fertilissimus ager totius orientis. Die Natur erdrückt den Menſchen nicht durch ihre Mächtigkeit, aber ſie belohnt ſeine Mühen aufs reichſte. Der Orientale ſagt, um die Art des Landes zu bezeichnen: Es gedeiht die Rebe und die Dattelpalme. Das heißt in das Occidentaliſche überſetzt: Das Land bietet zwei Ernten, die eine

*) Babylonien, das reichſte Land in der Vorzeit und das lohnendſte Koloniſationsfeld für die Gegenwart. Ein Vorſchlag zur Koloniſation des Orients von Dr. A. Sprenger, Profeſſor und früherem Vorſteher der mohammedaniſchen Hochſchule von Kalkutta. Heidelberg, C. Winters Univerſitätsbuchhandlung, 1886.

im Frühjahr, die andre im Herbſt. In den Wintermonaten gedeihen alle europäiſchen Getreide- und Gemüſearten ſowie Futterkräuter, insbeſondre Klee und Luzerne, dazu kommen Tabak, Leinſamen, Himmis und Baumwolle. Für die Herbſternte kommen hauptſächlich Mais, Seſam, Durra und europäiſche Hülſenfrüchte in Betracht, Reis kann beiden Ernten zugezählt werden. Waſſer iſt in reichem Maße vorhanden, es handelt ſich nur um die richtige Verteilung. Von den noch wenig erſchloſſenen Bodenſchätzen ſind hauptſächlich Erdpech, Petroleum, Steinkohle und Eiſen zu nennen.

Man muß wahrlich ſtaunen, daß die Kultur eines ſolchen Gebietes bei der allgemeinen Jagd nach Kolonien nicht längſt wieder in Angriff genommen worden iſt, und man wird Sprenger nur in beſcheidnem Maße Recht geben können, wenn er den Grund hauptſächlich darin ſucht, daß „Kapitaliſten und Politiker ſich wenig mit Geſchichte befaſſen, Geſchichtsforſcher dagegen keine Kapitalien beſitzen.“ Wir werden ſehen, daß ſich der Koloniſation hier ganz eigentümliche Schwierigkeiten entgegenſtellen, daß namentlich eine Kultur durch einheimiſche Kräfte völlig ausgeſchloſſen iſt. Dieſe Schwierigkeiten haben wohl weſentlich dazu beigetragen, der Aufgabe für andre Völker ein ſehr ſtachliches Anſehen zu geben; aber gerade ſie machen die Koloniſation zu einer Aufgabe, die den deutſchen Eigentümlichkeiten und Bedürfniſſen beſonders entſpricht, wie die keines zweiten Landes der Welt. Die Aufgabe, die hier zu löſen iſt, iſt ſozuſagen dem deutſchen Volke auf den Leib zugeſchnitten.

Heute iſt das Land Heide, Wüſte, und es iſt in ſeinen untern Teilen auch mit Sümpfen angefüllt; die Kultur hat mit der künſtlichen Bewäſſerung, die das Land befruchtete und das überflüſſige Waſſer abführte, aufgehört, und aus den Gärten Babyloniens ſind Seen und Sümpfe geworden. Noch um die Mitte des ſechſten Jahrhunderts nachchriſtlicher Zeit, unter Chosroes Nuſchirwan, ſollen über 22 Millionen Hektar in ſorgfältiger Kultur geweſen ſein. Im zweiten Drittel des ſiebenten Jahrhunderts brachen die Moslemin in das Land ein, und von da an beginnt der Niedergang.

Das Gefüge orientaliſcher Staaten iſt völlig anders als das der europäiſchen. Die territoriale Abgrenzung hat nur nebenſächliche Bedeutung, von einer geordneten Verwaltung iſt keine Rede. Der Souverän als Haupt eines vom Volke ſcharf abgegrenzten Wehrſtandes bekümmert ſich um das Wohl ſeiner Unterthanen nicht, ſondern treibt nur Steuern ein oder läßt ſie eintreiben; er iſt das legitime und ſakroſankte Haupt einer Räuberbande. Rechnet man dazu, daß die Beamten einfach von Erpreſſungen leben, daß überall Fauſtrecht und Fehde herrſcht, ſo iſt der thatſächlich jetzt beſtehende Zuſtand allgemeinen troſtloſen Verfalls nur zu begreiflich. Moltke berichtet im Jahre 1838 über das obere Euphratland: „Ein Paradies, wenn Menſchen es nicht zerſtörten; ſoweit die Roſſe der Araber ſchweifen, kann keine dauernde Niederlaſſung beſtehen, der ganze Südfuß des Taurus, das alte Osroene iſt bedeckt mit den

Spuren ihrer Zerſtörung.“ Die Perle von Meſopotamien, Niſibis, zählt jetzt hundertzwanzig Häuſer; vor der Araberzeit ſoll es 600000 Einwohner gehabt haben. In Moſul führt die Landſtraße zwanzig Minuten lang durch verlaſſene und zerfallne Häuſer. Die Beduinen und die türkiſchen Steuererheber ſind die Zerſtörer jedes Kulturanſatzes; wer von beiden als der ſchlimmere Feind anzuſehen iſt, kann zweifelhaft ſein. Seit mehr als einem Jahrtauſend beſteht hier der Kampf zwiſchen Zeltbewohnern und Hausbewohnern, zwiſchen Jägern und Nomaden einerſeits, Ackerbauern andrerſeits. Es ſind zwei verſchiedne Kulturen, die ſich überall, wo ſie zuſammenſtoßen, auf den Tod befeinden. In voriſlamitiſcher Zeit hatten ſich die Ackerbauer zum Teil mit einigen der mächtigſten Beduinenſtämme durch regelmäßige Tributzahlungen abgefunden, dafür übernahmen dieſe den Schutz der Anſiedlungen gegen ihre wildern Brüder. Es iſt wahrſcheinlich, daß ſich die ſchwächern und unterdrückten Stämme auch heute den neuen Herren anſchließen würden; im übrigen muß ſich aber jede Koloniſation dort ſelber zu ſchützen imſtande ſein gegen die Beduinenhorden. Gewehrfeuer und beſſer noch Feuer aus leichten Geſchützen vertragen die Beduinen ſchlecht, ſie fürchten dabei vor allem den Verluſt ihrer koſtbaren Pferde, ihrer beſten Habe. Aber Reſpekt muß man ihnen einflößen; je eher und je kräftiger das geſchieht, deſto milder wird ſich das Verfahren im ganzen geſtalten. Es iſt zu bedenken, daß jede Ackerbaukolonie eine Herausforderung der nomadiſirenden Beduinen iſt; Sprenger fordert daher für den Beginn Ackerbaukolonien von mindeſtens zehntauſend waffenfähigen Männern, jeder einzelne bewaffnet und im Gebrauche der Waffen geübt. Welches andre Volk könnte ſich beſſer dieſer Aufgabe unterziehen, als Deutſchland mit ſeinem zähen, arbeitſamen, begabten und wehrhaften Volke? Dazu fände ſich überall ein Feld reicher Thätigkeit für Ingenieure, für Techniker aller Art, für Handwerker, Kaufleute, Verwaltungsbeamte und auch für Kapitaliſten und thatkräftige Unternehmer. Unter allen Ländern der Erde giebt es keins, das ſo wie Syrien und Aſſyrien zur Koloniſation einlüde. Hier giebt es keinen Urwald auszuroden wie in Braſilien, keine Naturſchwierigkeiten zu überwinden; man hat nur den Boden aufzukratzen, zu ſäen und zu ernten. Babylonien erfordert größere Kunſtbauten für die Kanaliſation und Dränirung. Paläſtina und die ſyriſche Meeresküſte eignen ſich nicht zur Anſiedlung, weil das beſte Land im Beſitz der Einwohner und angebaut iſt, und weil die Anſiedler nicht in Maſſe zuſammenbleiben können. Dagegen iſt das Land öſtlich vom Libanon, die ſogenannte cöleſyriſche Ebene, wieder höchſt geeignet zum Koloniſationsfeld.

Wegen der einheitlichen, ſyſtematiſchen Bewäſſerungsanlagen muß das ganze Euphrat-Tigrisbecken in einer Hand ſein. Syrien, Aſſyrien und Meſopotamien ſind ihrer geneigtern Bodenverhältniſſe halber viel leichter und mit geringern Koſten zu koloniſiren als Babylonien; ihre obere Lage macht auch zur Bedingung, daß ihre Koloniſation der Babyloniens vorangehen müßte.

Eine Eiſenbahn vom Mittelmeer bei Alexandrette nach dem Euphrat und ſtromabwärts nach dem Perſiſchen Golf würde ſich bald als Notwendigkeit herausſtellen. Die Strecke von Alexandrette zum Euphrat beträgt etwa 120 engliſche Meilen; hier hat der Bau große Schwierigkeiten zu überwinden, in ſeiner Fortſetzung keine mehr.

Syrien, Aſſyrien und Babylonien ſind der herrlichſte Siegespreis, den die Welt bietet, wegen der Schätze, die der Boden birgt, und weil, wer den Tigris und Euphrat beſitzt, die Herrſchaft Vorderaſiens in den Händen hat. Sprenger ſagt am Schluſſe ſeines Buches: „Der Orient iſt das einzige Territorium der Erde, das noch nicht von einer der emporſtrebenden Nationen in Beſchlag genommen worden iſt; er iſt aber das ſchönſte Koloniſationsfeld, und wenn Deutſchland die Gelegenheit nicht verpaßt und darnach greift, ehe die Koſaken die Hand darnach ausſtrecken, hat es in der Teilung der Erde den beſten Teil errungen, denn bei der Koloniſation des Orients würde das ganze deutſche Volk in allen ſeinen Schichten und Ständen gewinnen. Der deutſche Kaiſer hat, ſobald einige hunderttauſend deutſcher Koloniſten in Waffen jene herrlichen Gefilde bebauen, die Geſchicke Vorderaſiens in ſeiner Hand und kann und wird ein Hort des Friedens für ganz Aſien ſein. Der Kaufmann und der Gewerbtreibende findet ein ergiebiges Feld für ſeine Thätigkeit, dem Kapitaliſten eröffnen ſich Gelegenheiten für ſichere, vorteilhafte Geldanlagen, und die Enterbten, welche den größten und nicht gerade den ſchlechteſten Teil der Nation ausmachen, können, inſofern ſie Geſchick, Luſt zur Arbeit und Unternehmungsgeiſt beſitzen, zu wohlhabenden Landwirten werden. . . . Vom politiſchen Standpunkt angeſehen, ſoll der Schwerpunkt eines Koloniſationsplanes in der Verwendung von Deutſchlands vorzüglichen Arbeitskräften zur Mehrung des Reiches liegen. . . . Welche ſtarke Stellung würden die Sozialdemokraten einnehmen, wenn ſie, ſtatt wahnwitzige Utopien zu predigen und ſich als eine geſonderte, verfolgte Kaſte hinzuſtellen, zu den Behörden ſagten: Wir leiſten Kriegsdienſt wie ihr und vergießen unſer Blut zur Erweiterung der Machtſtellung des Reiches wie ihr, wohlan, benutzt die Machtſtellung, uns Ländereien zu verſchaffen, die wir unter dem Schutze des Reiches anbauen und wovon wir uns nähren können. Es mag ſchwierig ſein, ſolche zu erwerben; aber die Erde iſt Gottes, und er giebt ſie dem Starken. Deutſchland iſt jetzt ſtark, ſtark wie das Zarenreich, warum ſoll es nicht wie dieſes in die Schranken treten und den Anſprüchen des deutſchen Volkes in der Teilung der Erde gerecht zu werden ſuchen?“

Trotz aller amtlichen und halbamtlichen Friedensverſicherungen verbreitet ſich in immer weitern Kreiſen das Gefühl, daß in nicht ferner Zeit ein kritiſches Jahr erſter Ordnung heranzieht, etwa wie es das Jahr 1740 war. Die gewaltige Erregung der engliſchen Nation hatte im Herbſt 1739 die Kriegserklärung gegen die bourboniſch-ſpaniſche Kolonialmacht erzwungen. „Wenig

bekümmert, ſagt Droyſen, ob der casus belli, den ſie geltend macht, ob der Schmuggelhandel mit dem ſpaniſchen Amerika dem Recht gemäß iſt oder nicht, in dem vollen Gefühl ihrer ſchwellenden Kraft, mit dem Inſtinkt, noch nicht den Rang unter den Mächten zu haben, der ihr zu gebühren ſcheint, hat ſie ſich in dieſen Krieg gegen Spanien geſtürzt, den man in Paris als eine Bravade gegen Frankreich auffaßt; und ſie drängt fort und fort, auch gegen Frankreich den Krieg zu erklären, um deſſen im vollen Aufſchwung begriffne Induſtrie, deſſen wachſenden Handel, deſſen neu entſtandne Marine beizeiten zu vernichten." Frankreich hatte erklärt, daß es neutral bleiben, aber engliſche Eroberungen auf dem Feſtlande von Amerika nicht dulden würde. Dennoch lief 1740 eine große engliſche Flotte mit 180000 Matroſen und 12000 Soldaten aus, um in Amerika trotz Frankreichs Einſpruch zu erobern. Die Stellung der übrigen Mächte war noch zweifelhaft. Als dann Kaiſer Karl VI. ſtarb, ſchien ein antipragmatiſches Bündnis zwiſchen Frankreich, Baiern und Sachſen gegen Öſterreich ſehr wahrſcheinlich. Seit der Perſonalunion Sachſens mit Polen war aber der maßgebende Gedanke der ſächſiſchen Politik der Erwerb von Schleſien, um die unmittelbare Verbindung der beiden Lande zu gewinnen. Die Verbindung hätte Preußen völlig und für immer gelähmt.

In dieſer Lage bot König Friedrich in Wien ein Schutz- und Trutzbündnis und alle ſeine jülich-bergiſchen Anſprüche für Schleſien; als das Anerbieten ausgeſchlagen wurde, da faßte er mit ſicherm Griffe das für Preußens Zukunft notwendige Land, ohne Frankreich einen Schritt weiter entgegenzukommen, als es ſein eignes Intereſſe gebot. Mit dem Einmarſch Friedrichs in Schleſien war ein neues Zeitalter für Deutſchland angebrochen: Preußen ſchützte von nun an ſelbſtändig Deutſchland gegen Habsburg.

Wir hoffen, daß die deutſchen Intereſſen bei künftigen Veränderungen der politiſchen Lage mit gleicher Entſchloſſenheit und in gleich ſcharfer Auffaſſung der Machtverhältniſſe wahrgenommen werden. Wo es gilt, ſich zu entſcheiden zwiſchen der Wahrung des Friedens und der Sicherung der Zukunft des deutſchen Volkes, iſt für uns die Wahl nicht zweifelhaft.

Jenseitsglaube, Totenkult

Nachdem wir uns mit dem Leben unserer Vorfahren befaßt haben, wollen wir uns heute mit ihrem Tode beschäftigen. Es ist nämlich eine Tatsache, daß sich unsere Vorfahren mit dem Tode und dem Leben nach dem Tode sehr viel beschäftigt haben. Sie haben sich Gedanken darüber gemacht, was mit dem Menschen nach seinem Tode geschieht, und sie haben sich auch Gedanken darüber gemacht, wie sie ihre Toten bestatten sollten. Diese Gedanken und Vorstellungen, die sie sich über das Leben nach dem Tode machten, nennt man Jenseitsglauben. Und die Art und Weise, wie sie ihre Toten bestatteten, nennt man Totenkult.

Wir wollen uns heute zuerst mit dem Jenseitsglauben unserer Vorfahren beschäftigen. Wir wissen, daß sie sich vorstellten, daß der Mensch nach seinem Tode in eine andere Welt kommt. Diese Welt nannten sie Walhall. Wie sie sich diese Welt vorstellten, wollen wir heute hören.

Walhall ist eine Welt, die sich hoch über den Wolken befindet. Sie ist von einer hohen Mauer umgeben, die so hoch ist, daß kein Mensch sie überklettern kann. Walhall hat 540 Tore, durch die man hindurchgehen muß, wenn man in Walhall hineinkommen will. Vor den Toren stehen Wächter, die darauf achten, daß niemand durch ein Tor hineingeht, der nicht dazu berechtigt ist. Wer ist nun dazu berechtigt, in Walhall einzutreten? Nur diejenigen, die im Kampf gefallen sind, dürfen in Walhall eintreten. Wer im Kampf gefallen ist, wird von den Walküren nach Walhall getragen. Die Walküren sind Jungfrauen, die auf Pferden reiten und die Gefallenen auf ihren Pferden nach Walhall tragen. Wenn sie in Walhall angekommen sind, werden sie dort von Odin empfangen. Odin ist der Herrscher von Walhall. Er sitzt auf seinem Thron und begrüßt die Gefallenen, die in Walhall eintreten. Er gibt ihnen Met zu trinken und Fleisch zu essen. Die Gefallenen sitzen an langen Tischen und essen und trinken. Sie haben es gut in Walhall. Sie haben es so gut, daß sie sich nicht vorstellen können, daß es noch etwas Besseres gibt. Sie haben es so gut, daß sie sich nicht vorstellen können, daß es noch etwas Besseres gibt.

der Kranken und ihrer Angehörigen an diskreter Behandlung ihres Leidens zu gering. Man bedenkt nicht, wie wichtig es für den Ruf des Kaufmanns, des Politikers, des Beamten, aber auch für das Ansehen jeder Privatperson sein kann, daß eine (vielleicht völlig heilbare) geistige Erkrankung nicht bekannt wird. Die Welt hat nun einmal ein gewisses Mißtrauen gegen die, die psychisch krank gewesen sind. Wieder andre meinen, es vergehe nicht selten zuviel kostbare Zeit, ehe die zur Aufnahme in eine Staatsanstalt erforderlichen Zeugnisse beigebracht werden. Sie fordern deshalb gerade das Gegenteil, nämlich möglichste Vereinfachung des Aufnahmeverfahrens: so rasch, wie man einen körperlich Kranken in ein Krankenhaus bringen kann, so rasch soll man auch einen hilfsbedürftigen Geisteskranken des Segens einer Irrenanstalt teilhaftig werden lassen. Thatsächlich wird auch an einzelnen Orten des Reichs die sachgemäße Behandlung mancher Kranken durch allzu umständliche Aufnahmebestimmungen in bedauerlicher Weise verzögert. Das hat oft genug zur Folge, daß ein heilbarer Kranker zu Grunde geht, oder daß er nicht vor Mißhandlung, seine Umgebung nicht vor gefährlichen Gewaltthaten geschützt wird. Es giebt ferner kluge Leute, die wissen, daß die Kranken nach ihrer Genesung viel zu lange in den Heilanstalten zurückgehalten werden. Mancher Geisteskranke benimmt sich auch wirklich in den regelmäßigen, geordneten Verhältnissen der Anstalt so tadellos, daß wir sofort in seine Entlassung willigen würden, wenn jemand außerhalb der Anstalt für ihn sorgen könnte oder wollte. Aber die Verwandten, die Freunde und der Vormund können oder wollen ihn in der Regel nur daheim haben, wenn er vollständig gesund ist, wenn er wieder arbeiten und verdienen kann; für vollständig gesund kann er aber oft nicht erklärt werden. Den Kranken zuliebe befördert der Irrenarzt manche Entlassung oder Beurlaubung Ungeheilter, er hindert sie wenigstens nicht. Zu manchen Entlassungen, auch scheinbar harmloser Geisteskranker, darf er aber sein Einverständnis nicht erklären, denn er weiß genau aus Erfahrung, daß die Betreffenden außerhalb der Anstalt für andre höchst lästig werden, und daß sich ihr Zustand in der Freiheit schnell wieder verschlimmert. Die Rücksicht, die in der Irrenanstalt gegen die unglücklichsten aller Menschen nach Möglichkeit geübt wird, kann im freien Verkehr viel weniger genommen werden. Da giebt es für den Kranken viel mehr Reibungen, viel mehr geistige und gemütliche Anstrengungen. Alles das zehrt an seinen Kräften. Die gesunde Welt aber hat doch auch andre, bessere Geschäfte zu besorgen. Sie kann nicht viel Federlesens mit den geistig Unfähigen machen. Sie denkt auch gar nicht gern an die „Verrückten," ihr ists lieb, wenn sie hinter Schloß und Riegel sind, das bringt der Kampf ums Dasein so mit sich. In der That werden manche Kranke, die in der Anstalt ruhig, lenksam und fleißig waren, draußen infolge von Widerspruch und Neckerei, infolge von Kummer, Not und Sorgen zu gefährlichen Handlungen getrieben. Viele Leute warnen nun auch wieder

ängstlich davor, ungeheilte Geisteskranke überhaupt aus den Anstalten zu nehmen. Sie machen den Irrenärzten die größten Vorwürfe für jedes Unglück, das ein aus der Anstalt Entlassener anrichtet. In vielen Fällen können wir aber auch die Entlassung Ungeheilter mit bestem Willen anraten. Viele Geisteskranke leiden in der Anstalt fürchterlich an Heimweh und sind in guter Familienpflege ungefährliche, dankbare Geschöpfe. Manche von ihnen sind recht gut fähig, sich durch mechanische Arbeit ihren Unterhalt zu verdienen. Manche arbeiten viel fleißiger, viel genauer als mancher Gesunde, und manche leiden in der Anstalt viel schwerer an Verstimmungen als in der Freiheit; sie grübeln in der kleinen, einförmigen Welt der Irrenanstalt viel mehr über ihre Wahnideen nach, als es draußen in dem abwechslungsreichen, frisch pulsirenden Leben der Fall ist. Es wäre eine Grausamkeit, die Entlassung derer nicht anzustreben, von denen zu erwarten ist, daß sie auch draußen harmlos sein werden, oder die Entlassung solcher nicht zu fördern, deren äußere Verhältnisse es gestatten, daß sie höchstens einen Teil ihres Unterhalts selbst verdienen.

Aus alledem wird wohl ersichtlich werden, daß die ins Irrenfach gehörenden praktischen Fragen ziemlich verwickelt sind. Nirgends ist es unangebrachter als in der praktischen Psychiatrie, nach der Schablone zu urteilen, nach einem Schema zu regieren. Es gehören theoretisches Wissen und praktische Erfahrung, Menschen- und Weltkenntnis dazu, irrenärztliche Verantwortung zu tragen. Es gehört aber jetzt infolge der vielen gehässigen Anfeindungen auch sehr viel Lust und Liebe zu dem Berufe dazu. Dem Unverstand Widerstand zu leisten, ist ja leicht. Unerfreulicher aber ist der Kampf gegen die Gebildeten. Was die Tagesblätter über uns, unsre Thätigkeit und die Rechtsverhältnisse unsrer Kranken schreiben, beruht meist auf ganz mangelhafter Sachkenntnis. Auch über die jüngsten Reden einzelner Reichstagsabgeordneten können wir nur achselzuckend zur Tagesordnung übergehen. Aber lebhaft bedauern wir, daß uns am 16. Januar d. J. in der 151. Sitzung des deutschen Reichstags auch der Vertreter der Regierung auf unbewiesene Redensarten hin fallen ließ. Der Herr Staatssekretär von Bötticher thäte gut, sich einmal über die amtlich festgestellten Unthaten der wirklichen Irrenärzte amtlich berichten zu lassen. Vielleicht würde er dann finden, daß er uns Unrecht gethan hat, wenn er schlankweg behauptete, „auf dem Gebiete des Irrenwesens sei in der That viel gesündigt worden." Wir Ärzte sind doch für die Alexianerwirtschaft nicht verantwortlich gewesen. Wir haben im Gegenteil vor diesen, von der Regierung geduldeten Verhältnissen zeitig genug gewarnt. Gerade weil unser Stand unter manchem Vorurteil zu leiden hat, müssen wir von der Regierung, in deren Auftrag die meisten von uns arbeiten, Gerechtigkeit und besondern Schutz, von den Gebildeten Verständnis und besondres Vertrauen fordern.

Unsern Kranken zuliebe werden wir die leider bestehenden Vorurteile gegen unsre Anstalten bekämpfen. Und zwar gilt es zur Zeit, noch zu kämpfen

erſtens gegen eine Anzahl von Theologen, die noch immer nicht begreifen können, daß die Seelenſtörungen Gehirnkrankheiten ſind und in das Gebiet der Medizin gehören. Zweitens aber müſſen wir ſuchen, bei den Juriſten immer mehr Gehör zu finden. Noch giebt es viele Richter, die unſre Kranken in die Strafanſtalten ſtecken, noch giebt es viele Strafanſtaltsdirektoren, in deren Anſtalten Geiſteskranke, die nicht als ſolche erkannt werden, ein trauriges Daſein friſten. Viel notwendiger als Reviſionen der Irrenanſtalten daraufhin, ob geiſtig Geſunde darinnen zurückgehalten werden, ſcheinen mir Reviſionen der Arbeitsanſtalten, der Gefängniſſe und der Zuchthäuſer. Ganz ſicherlich befindet ſich in vielen dieſer Anſtalten eine Anzahl Geiſteskranker. Eine leichte Arbeit freilich iſt es nicht, ſie herauszufinden. Fähig zu dieſer Arbeit iſt nur ein Fachmann. Der praktiſche Arzt verſteht heutzutage leider noch viel zu wenig von der Pſychiatrie. Das liegt freilich oft nicht an ihm. Das Gebiet der Medizin iſt ſo groß geworden, daß der Einzelne nicht mehr alle Wiſſenszweige beherrſchen kann. Aber der praktiſche Arzt dürfte nur dann pſychiatriſche Gutachten abgeben, wenn er Irrenheilkunde gelernt hat. Eigentlich iſt das ſelbſtverſtändlich, und doch wird ſehr oft gegen dieſen Grundſatz verſtoßen.

Im Kampf gegen widerſtrebende Richter und Verwaltungsbeamte ſind unſre beſten Waffen das deutſche Reichsſtrafgeſetzbuch und die deutſche Strafprozeßordnung. Nach den einſichtsvollen Beſtimmungen dieſer Geſetzbücher liegt bei pſychiſch Kranken eine Handlung im Rechtsſinne gar nicht vor, da ſie ſich zu der fraglichen Zeit in einem Zuſtande krankhafter Störung der Geiſtesthätigkeit befunden haben, durch den ihre freie Willensbeſtimmung ausgeſchloſſen war. Die Richter dürfen alſo Geiſteskranke nicht verurteilen, die Gefängnisbeamten dürften ſie nicht aufnehmen und verwahren. Ferner darf auf der Strafabteilung des Gefängniſſes ein erſt dort geiſtig Erkrankter nicht verbleiben, denn § 487 der Strafprozeßordnung beſtimmt ausdrücklich, daß die Vollſtreckung einer Freiheitsſtrafe aufzuſchieben ſei, wenn der Verurteilte in Geiſteskrankheit verfällt. Richter und Gefängnisbeamte kennen die Geſetze. Sie vor allem ſind zu ihrer Handhabung berufen. Möchten ſie ſich doch immer mehr deſſen bewußt werden, welche Verantwortlichkeit auch in dieſer Richtung auf ihren Schultern ruht. Wie peinlich das Reichsgericht die Geſetze auch in dieſen Fragen gehandhabt wiſſen will, beweiſt ſein Urteil vom 23. Oktober 1890 (Entſcheidungen in Strafſachen 21. Band, Seite 131 ff.). Darnach genügen ſchon Zweifel an der Willensfreiheit des Thäters zur Freiſprechung auf Grund von § 51 des Strafgeſetzbuchs. Die Zurechnungsfähigkeit muß nach dem Wortlaut dieſer Entſcheidung in zweifelhaften Fällen dem Angeklagten nachgewieſen werden. Bleibt ſie zweifelhaft, ſo hat Freiſprechung zu erfolgen.

Aber unſer guter Kampf hat doch auch einige Erfolge aufzuweiſen. Als erfreuliche Zeichen dafür, daß es vorwärts geht, daß es ſcheint, als ob trotz

mannichfacher Widerstände Vernunft und Wissenschaft dennoch den Sieg über Aberglauben und Vorurteil davontragen werden, begrüßen wir zwei Erscheinungen aus neuerer Zeit: erstens eine theologische Kundgebung, eine Bekanntmachung des evangelisch-lutherischen Landeskonsistoriums zu Dresden „die Seelsorge an Geisteskranken betreffend," und zweitens ein vor kurzem erschienenes juristisches Buch, das ein zunehmendes Interesse juristischer Kreise an den Fragen des Irrenwesens bekundet: „Vorschläge zur Reform des Irrenwesens auf Grund einer Vergleichung des italienischen mit dem in Preußen geltenden Recht" von Landgerichtsrat C. Schultze zu Berlin (Berlin, J. Guttentag).

Die Bekanntmachung des evangelisch-lutherischen Landeskonsistoriums zu Dresden (siehe das Verordnungsblatt dieser Behörde vom 31. Dezember 1896) hat den Zweck, die Geistlichen, namentlich die auf dem Lande, zu belehren, in welcher Weise sie unsern Kranken in geistlicher und praktischer Hinsicht Hilfe gewähren können. Das Konsistorium schließt sich der Lehre an, daß die Geisteskrankheiten Krankheiten des Gehirns sind. Es pflichtet der medizinischen Erkenntnis bei, daß Charaktermängel, unmoralische Neigungen, Hingebung an Gefühle und dergleichen bei Geisteskranken in der Regel nicht von deren Willen abhängig sind. Es erkennt an, daß nur in einer beschränkten Anzahl von Fällen ein Zusammenhang zwischen schlechtem Lebenswandel und psychischer Erkrankung besteht. So können z. B. Gemütskranke, die infolge von Schwermut an trauriger Verstimmung, Energielosigkeit, Lebensüberdruß und Versündigungsideen leiden, früher die gewissenhaftesten und aufopferungsfähigsten Menschen gewesen sein, die ihre Krankheit weder unmittelbar noch mittelbar irgendwie verschuldet haben. Das Konsistorium warnt dringend davor, krankhafte Empfindungen und Vorstellungen „ausreden," Wahnideen mit logischen Gründen bekämpfen zu wollen. Natürlich kann ein tröstender, aufrichtender, beruhigender Zuspruch nur segensreich wirken, doch soll er bei ängstlichen, überhaupt bei erregten Geisteskranken nur auf wenige freundliche und teilnehmende Worte beschränkt werden. Namentlich bei frisch Erkrankten nützt der Geistliche, wie hervorgehoben wird, am meisten, wenn er auf möglichst rasche Zuziehung eines Arztes dringt, wenn er seinen Einfluß dahin geltend macht, daß der Kranke ungesäumt einer Irrenanstalt anvertraut wird. Aus der ganzen Kundgebung des Konsistoriums leuchtet neben warmem, freundlichem Interesse für die Irren in wohlthuender Weise die Absicht hervor, die durch irrenärztliche Wissenschaft und Praxis gewonnenen Erfahrungen auf theologischem Gebiete zu verwerten. Wie hell hebt sich ein solch lichtvoller Kirchenregimentsbefehl, der in allen Punkten mit den Errungenschaften der Naturwissenschaft übereinstimmt und den praktischen Bedürfnissen vollauf gerecht wird, von der Pastoralpsychiatrie jener Dunkelmänner ab, die vor wenig Jahren aus den angeblich Besessenen den Teufel austreiben wollten, die ganz

im allgemeinen die Geisteskrankheit als eine Folge von Schlechtigkeit und Sünde erklärten, den Ärzten allenfalls die leibliche Behandlung der Irren lassen wollten, die psychische jedoch selbst übernehmen zu können glaubten! Die Bekanntmachung beschäftigt sich aber nicht nur mit den Grundsätzen über den seelsorgerischen Verkehr vor der Unterbringung von Gemeindegliedern in einer Heilanstalt, sie macht auch darauf aufmerksam, welch reiches Feld der Thätigkeit den Geistlichen die aus den Anstalten Entlassenen bieten. Damit eine derartige Fürsorge, die wohl namentlich die unvollständig Geheilten im Auge hat, praktischen Wert gewinne, ist es freilich nötig, diese Leute mit Geld zu unterstützen. In Sachsen sind die für diesen Zweck verfügbaren Mittel noch sehr gering. Möchte die hier gegenwärtig bestehende erfreuliche Übereinstimmung geistlicher und irrenärztlicher Kreise dazu führen, daß recht bald Gelder zur Unterstützung solcher Kranken zusammengebracht werden, die in der Freiheit leben können, aber nicht vollständig erwerbsfähig sind. Manches Heimweh könnte auf diese Weise gelindert, mancher Rückfall verhütet werden. In Hessen ist durch die gemeinsame Arbeit von Irrenärzten und Theologen derselbe Zweck schon erreicht worden.

Nun zu dem juristischen Buche. Landgerichtsrat C. Schultze hat sein Interesse den in Italien geltenden Gesetzen und Verordnungen zugewandt, die die Voraussetzungen und Folgen der Entmündigung wegen Geisteskrankheit, sowie die Bestimmungen über die Stellung und Behandlung von Geisteskranken im Gebiete des Strafrechts enthalten. Auf Grund dieser Prüfung einer fremden Gesetzgebung macht er eine Reihe von Vorschlägen zu Verbesserungen der einheimischen Gesetze. Es würde zu weit führen, diese Vorschläge hier genau zu besprechen. Nur einige besonders interessante Bestimmungen des italienischen Rechts will ich berühren. Sowohl das Zivilrecht als das Strafrecht macht in Italien einen Unterschied der Behandlung zwischen den Personen, die des Verstandes gänzlich beraubt sind, und solchen, bei denen die Verstandesthätigkeit nur gemindert ist. Der des Verstandes gänzlich Beraubte verliert durch die Entmündigung (interdizione) die Freiheit, über seine Person und sein Vermögen zu verfügen. Der dagegen, dessen Verstandesthätigkeit nur gemindert ist, wird durch Geschäftsunfähigkeitserklärung (inabilitazione) nur in der Verfügung über sein Vermögen beschränkt.*) Die Einführung der Geschäftsunfähigkeitserklärung hat ihren Grund offenbar in der Scheu, die persönliche Freiheit und Rechtsfähigkeit eines Staatsbürgers in einem weitern Grade einzuschränken, als es im öffentlichen oder Privatinteresse unbedingt geboten ist. Der Geschäftsunfähige darf in Italien ohne Beistand seines Pflegers nicht vor Gericht auftreten, darf ohne diesen weder Vergleiche abschließen, Darlehen aufnehmen, Kapitalien kündigen, Schulderlasse aussprechen, unbewegliche Güter

*) In Sachsen gelten zur Zeit ähnliche Bestimmungen.

verpfänden oder veräußern, noch irgend ein andres Rechtsgeschäft vornehmen, das den Kreis einfacher Verwaltungsmaßregeln überschreitet. Die strafrechtliche Verfolgung eines Übelthäters ist in allen Strafgesetzgebungen davon abhängig gemacht, daß der Thäter zur Zeit der Begehung einer gesetzwidrigen Handlung geistig gesund war. Der Geisteskranke gilt in allen Kulturstaaten für unzurechnungsfähig. Von der deutschen und der französischen Strafgesetzgebung unterscheidet sich aber die italienische und ebenso die dänische, schwedische und spanische dadurch, daß sie noch mit einer geminderten Zurechnungsfähigkeit rechnet. Und zwar bestimmt der italienische Codice penale eine Ermäßigung der für die begangne That festgesetzten Strafe, wenn die Zurechnungsfähigkeit nicht völlig ausgeschlossen, sondern nur geschmälert ist. Der Richter kann dann anordnen, daß eine Freiheitsstrafe nicht in der Strafanstalt, sondern in einer Aufsichtsanstalt (casa di custodia), wo mildere Disziplin herrscht, verbüßt wird. Der dort Verwahrte kann später, wenn die Gründe für Unterbringung in der Aufsichtsanstalt wegfallen, in eine Strafanstalt gebracht werden, genießt aber auch dort noch Rücksichten.

Ich wage nicht zu beurteilen, ob die Abgrenzung einer Geschäftsunfähigkeit von der Entmündigung sehr empfehlenswert sei; das neue deutsche bürgerliche Gesetzbuch bestimmt übrigens auch für Geisteskranke die Vormundschaft, für Geistesschwache die Pflegschaft. Ein unabweisbares Bedürfnis scheint mir aber die Einführung der verminderten Zurechnungsfähigkeit zu sein. Ich würde freilich, im Gegensatz zu Schultze, die Einführung besondrer, sorgfältig zu erwägender Bestimmungen für erforderlich halten. Durch die Aufnahme der verminderten Zurechnungsfähigkeit in das Gesetz würde die Möglichkeit gegeben sein, manchen auf dem Grenzgebiet zwischen geistiger Gesundheit und Krankheit stehenden am entsprechendsten zu bezeichnen und zu behandeln. Unzurechnungsfähig ist selbstverständlich jeder ausgesprochen Geisteskranke, also jeder, bei dem Verrücktheit, Paralyse, Schwachsinn, Melancholie, Manie, neurasthenisches, hysterisches, epileptisches oder andres Irrsein nachgewiesen ist. Eine klaffende Lücke würde es ausfüllen, wenn für eine Reihe von Leichtschwachsinnigen, von mäßig Degenerirten, von hysterisch, neurasthenisch, epileptisch oder anders Nervenkranken die verminderte Zurechnungsfähigkeit ausgesprochen und ein besonders geregeltes Strafverfahren eingerichtet würde. Sie kommen leichter mit dem Strafgesetz in Konflikt als Gesunde. Gehen sie als unzurechnungsfähig ganz straffrei aus, so wird dadurch das öffentliche Rechtsbewußtsein erschüttert. Sie sollen bestraft werden, aber es muß dabei ihrer Neigung zu Verstimmungen, ihrer Reizbarkeit, ihrer unvollständigen Einsicht, kurz ihrer Schwäche nach Möglichkeit Rechnung getragen werden. Es wird sich, wie gesagt, nicht um allzuviel Fälle handeln, wo ein Schwanken zwischen Unzurechnungsfähigkeit und Zurechnungsfähigkeit besteht. Aber gerade diese Fälle pflegen Aufsehen und Beunruhigung zu erregen.

Gerade bei diesen werden von gleich tüchtigen Sachverständigen bei der Begutachtung verschiedne Folgerungen gezogen. Der eine hält die Voraussetzungen von § 51 des Strafgesetzbuchs für gegeben, der andre kann sich nicht dazu entschließen. Dem Richter werden dabei die größten Schwierigkeiten bereitet.

Auch aus dem Studium der italienischen Gesetze geht übrigens hervor, wie notwendig den Juristen einige psychiatrische Kenntnisse sind. Ohne richterliche Vernehmung des zu Entmündigenden darf dort nie eine Entmündigung ausgesprochen werden. Ob bei der Vernehmung eines in dem Verdacht der Geisteskrankheit stehenden ein Sachverständiger zugezogen wird, ist — befremdlicherweise — in das Belieben des Richters gestellt; der Richter ist natürlich an das Gutachten eines zugezognen Sachverständigen auch in Italien nicht gebunden. Im strafrechtlichen Verfahren hat er den Grad der Geisteskrankheit festzustellen, also zu entscheiden, ob Unzurechnungsfähigkeit oder verminderte Zurechnungsfähigkeit vorliegt u. a. m. Die aus diesen Bestimmungen sich ergebende und zweifellos notwendige Oberhoheit des Richters hat aber doch nur dann thatsächlichen Wert, wenn der Jurist eine einigermaßen entsprechende psychiatrische Vorbildung hat. Wie steht es damit in Italien? Und wie in Deutschland? Ich möchte nicht falsch verstanden sein. Ich verlange nicht, daß der Richter Irrenheilkunde studire. Dazu hat er keine Zeit, es fehlt ihm auch die nötige medizinische Grundbildung. Richter aber, die über psychiatrische Dinge zu entscheiden haben, sollten wenigstens so weit unterrichtet sein, daß sie psychiatrische Gutachten verstehen und die Tragweite psychiatrischer Ratschläge beurteilen können.

Zum Schluß erwähne ich nur noch, daß in Italien das Gutachten eines Familienrats gehört werden muß, ehe sich das Gericht mit der Einleitung oder der Aufhebung einer Entmündigung befaßt, daß die Entmündigung durch ein Kollegium, nicht durch einen Einzelrichter ausgesprochen wird, und daß die Teilnahme der Staatsanwaltschaft am Entmündigungsverfahren und an der Führung der Vormundschaft ziemlich umfangreich ist. Ich sehe freilich nicht recht ein, welche Vorteile es bringen sollte, wenn alles das auch bei uns in Deutschland eingeführt würde. Aber das sind ja juristische Formsachen, die uns Ärzten gleichgiltig sein können. Mit Freuden aber bestätige ich, daß Schultze, im Gegensatz zu manchen seiner Amtsgenossen, den Fragen des Irrenwesens, die gerade jetzt das öffentliche Interesse beschäftigen, ganz vorurteilslos gegenüber steht. Wir Irrenärzte können uns daher von seiner Arbeit auch Gewinn für die Sache unsrer Kranken versprechen.

Sonnenstein in Sachsen Georg Ilberg

Das Nationaldenkmal Kaiser Wilhelms I. in Berlin

Wie in den ersten Jahren nach dem Regierungsantritt Kaiser Wilhelms II. ein solcher, bestehender Zug durch alle Kreise des öffentlichen Lebens ging, empfand man heute Verlangen nicht mehr derartiges in den engen Kreise, das die Künste umfaßt. Wenn man auch in einem Staate, ja selbst Staatswesen immer noch die altgewohnte Spurrichtung gehört, nicht den Eisgang einer neuen eingeschlagenen oder merkwürdigen Zeitschrift erwartete, so mußte man doch von Kaiser Wilhelm II. so viel, daß in ihm, dem geborenen Gebieter, auch ein warmes Herz für die Künste des Friedens klopfe, und daß er ja den guten Willen, die Künste zu lieben, Verständnis und Urteil entgegenbringe. Kaiser Wilhelm I. hatte beides Verständnis nicht, auch er war groß und hilfreich genug, das empfinden und die Bildung und Empfindung auf diesen Gebieten, soweit es auf den Staatsbefehl ankam, fördern, daneben zu überlassen. Wie jene Perioden selbst ein Gegenstand künstlerischer Darstellung in Hinsicht, beispielsweise in der Malerei und bei Kunst des Buchdruckes, auch in rein künstlerischen Dingen unserm er- wachsenen Empfinden, seinem Geschmack dem Urteil der Jugendjahre unter. Im Gegensatz zu ihm war Kaiser Wilhelm II. von Neigung und Interesse erfüllt, auch auf diesen Gebieten seine eigenen Empfehlungen, seine künstlerischen Absichten bekundend zur Geltung zu bringen. Da andere jene Bedingungen nicht, diese seine Forderungen können jüngstes aufbringen zu lassen, auch ob es — wie normen war ein Beispiel — wenig nach in seinem Erinnerung, wie man, bevor den Eindruck der Baudenkmäler des alten Rom, über das Reichstagsgebäude Wallots gesprochen hat, im Gegensatz zu der überwiegenden Mehrheit des Urtheilen, die in ihren Empfindungen und den ihnen zu Gebote liegenden Zeitschriften und Tageblättern ihre offenbare Geschäftigung beim Baumerk unter nachdrücklicher betonen.

Zu Widerspruch mit ihnen hatte der Kaiser auch an dem Grundgedanken seines Denkmals festgehalten, dem die Errichtung einer protestantischen Domkirche in der Hauptstadt der Hohenzollern gewordene man auch der noch als Krönung, einem krönungsgleichen Abschluß des Meisters gegeben hatte, einen der ihm gewidmeten Baugedanken in eine künstlerisch durchgebildeten, praktisch durchführbare Form zu bringen. Der wichtige Künstlerfreund Kaiser Wilhelms II., dessen Name aus-

Digitized by Google

führen zu lassen, fand in weiten Kreisen der Berliner Bevölkerung, die nach Vorbereitungen, die sich ein Vierteljahrhundert hingezogen hatten, endlich etwas sehen wollten, ebenso lebhafte Zustimmung, wie er in den Kreisen der Architekten Mißstimmung hervorrief; denn diese sind der Meinung, daß etwas Großes oder gar relativ Bestes nur aus dem Zusammenwirken möglichst vieler künstlerischer Kräfte, d. h. auf dem Wege eines allgemeinen Wettbewerbes gewonnen werden könne. Bald sollte es sich aber in einem zweiten, noch drastischern Falle zeigen, daß der Kaiser kein Freund von ausgedehnten Konkurrenzen ist, daß er vielmehr die Meinung derer teilt, die da glauben, daß die Ausführung großer Pläne durch solche Konkurrenzen eher verschleppt als gefördert wird, und daß in den großen Konkurrenzen der letzten Jahrzehnte eine Menge künstlerischer Kraft nutzlos verzettelt worden ist, die besser hätte verwendet werden können.

Als nach den schweren Verlusten, die das deutsche Volk in der ersten Hälfte des Jahres 1888 erlitten hatte, Ruhe, Sammlung und feste Hoffnung auf die Zukunft wiedergekehrt waren, fand der Gedanke, dem ersten Kaiser des neuen Reichs an der Stätte seines gesegneten Wirkens ein Nationaldenkmal zu errichten, in ganz Deutschland freudigen Wiederhall. Daß man etwas des großen Kaisers würdiges, d. h. also in diesem Falle etwas außergewöhnliches zu schaffen hatte, war ebenso selbstverständlich wie das Mittel, das zur Erreichung dieses Zieles anzuwenden war. Wieder also ein allgemeiner Wettbewerb, bei dem die Architekten in den Vordergrund traten, weil die Meinung aufkam, daß große Denkmalanlagen nur mit hervorragender, sogar überwiegender Mitwirkung der Architektur ausgeführt werden könnten. Aber plötzlich wendete sich das Blatt: die Architektur, die bis dahin bei öffentlichen Denkmälern nur die Rolle einer Dienerin gespielt hatte, wollte die Herrin sein, und die Bildhauer wurden zu Handlangern der Architekten herabgedrückt. Daß diese Meinung wirklich die vorherrschende war, kam in der Mehrzahl der Konkurrenzentwürfe zum Ausdruck, die im Herbst 1889 ausgestellt wurden. Um den Konkurrenten einen möglichst freien Spielraum zu lassen, hatte das Programm fünf Plätze zur Wahl gestellt, und zunächst sollte mit Hilfe der Konkurrenz der zweckmäßigste Platz ermittelt werden. Die Architekten entschieden sich natürlich fast sämtlich für die größten, die zu haben waren, um Raum für die Ausführung ihrer bisweilen höchst phantastischen Pläne zu gewinnen, für Plätze außerhalb des Brandenburger Thores, wozu große Teile des Tiergartens ausgerodet werden sollten. Die Volksstimme dagegen sprach stärker für ein Reiterstandbild ohne architektonische Umgebung auf dem Pariser Platz, auf der Stätte, die dreimal den Einzug und die feierliche Begrüßung des ruhmgekrönten Siegers an der Spitze seines todesmutigen Heeres gesehen hatte. Es wäre die Erfüllung eines idealen Traumes gewesen: am Ostende der Linden, der großen Triumphstraße, das Reiterstandbild des großen Königs,

der Schlesien erobert und Posen gewonnen hat, am westlichen Ende das Reiterbild des großen Kaisers, der Elsaß und Lothringen dem Erbfeinde wieder entrissen hat, den Blick auf das Viergespann mit der Siegesgöttin gerichtet, die er als Jüngling mit seinem doppelt und dreifach von ihm gerächten Vater aus dem eroberten Paris zurückgeholt hat. Aus dieser schönen Symbolik ist ebensowenig etwas geworden wie aus den himmelstürmenden Plänen der Architekten, die mit Millionen wie mit Rechenpfennigen um sich geworfen hatten.

Die Absicht Kaiser Wilhelms II. trat bei der Konkurrenz des Jahres 1889 noch nicht deutlich hervor, obwohl es aufgefallen war, daß nach Schluß des Ablieferungstermins noch ein Konkurrenzentwurf der Ausstellung eingereiht wurde, der überdies nicht den Bedingungen des Programms entsprach. Dieser Entwurf war ganz neutral, und man glaubte daher, daß sein Schöpfer, Reinhold Begas, damit nur eine Visitenkarte habe abgeben wollen, um wenigstens bei einem großen Wettbewerb nicht unvertreten zu sein. Es scheint jedoch, daß damals schon der Entschluß des Kaisers feststand, der sich sowohl für den Platz wie für den ausführenden Künstler entschieden hatte. Nachdem er sich das alte Kurfürstenschloß an der Spree zum Wohnsitz erkoren hatte, war er gewillt, die ganze architektonische Umgebung mit der künstlerischen Physiognomie des Schlosses in Einklang zu bringen. Die Häuserreihe an der der Westseite des Schlosses zugekehrten, Schloßfreiheit genannten Straße verletzte sein ästhetisches Gefühl. Sie wurde denn auch durch Mittel, die eine Lotterie aufgebracht hatte, beseitigt, und nachdem dadurch ein Platz gewonnen war, der zugleich zur Errichtung eines Nationaldenkmals für ausreichend erachtet wurde, kam die Angelegenheit zur Beschlußfassung an den Bundesrat und den Reichstag. Dieser war damals — im Juli 1890 — noch bei weitem nicht so oppositionslustig gestimmt wie heute. Die Entlassung Bismarcks hatte die einen mit Befriedigung, ja mit Freude erfüllt, die Thatkraft der andern gelähmt, und so fand sich eine große Mehrheit, die beschloß, alle weitern Entscheidungen dem Kaiser selbst zu überlassen und sich jedes weitern Einspruchs — bis auf die Geldfrage — zu enthalten. Bald darauf fand noch eine engere Konkurrenz statt, an der sich aber nur, weil das Ergebnis vorauszusehen war, drei Bildhauer und ein Architekt beteiligten. Das Ergebnis war denn auch, daß Reinhold Begas zunächst mit einem detaillirten Entwurf für das Denkmal an der festgesetzten Stelle beauftragt wurde. Zwischen dem Entwurf und der Ausführung verstrich aber ein geraume Zeit, trotzdem daß die ganze Angelegenheit mit einer selbst am Ende des neunzehnten Jahrhunderts beispiellosen Schnelligkeit betrieben wurde.

Allmählich war aber die Stimmung im Reichstage dem „neuen Kurs" gegenüber kühler geworden, und als die Geldfrage zur Entscheidung kam, konnte es der Reichstag wagen, die geforderte Summe fast um die Hälfte zu verkürzen, weil die Reichsboten wußten, daß die Mehrheit des deutschen Volkes hinter

ihnen stand. Es darf nicht verschwiegen werden, daß das geplante Nationaldenkmal nach und nach in weiten Kreisen unpopulär geworden war. Man hatte nicht bloß an der Lotterie Anstoß genommen, sondern auch unangenehm empfunden, daß mit der Errichtung des Nationaldenkmals Zwecke verbunden wurden, die nur auf die Verschönerung des preußischen Königsschlosses abzielten. Man hat damals dem Reichstage Vorwürfe wegen seiner Nachgiebigkeit gemacht. Sie sind ungerechtfertigt gewesen, weil der Reichstag, abgesehen davon, daß er um jene Zeit die Hervorrufung eines Konflikts für nutzlos hielt, gar nicht die Macht hat, irgend ein Veto einzulegen, das über die Verweigerung der Mittel hinausgeht, wenn es sich um eine deutsche Sache handelt, die zugleich eine preußische ist. Denn der deutsche Kaiser ist in Berlin König von Preußen, und als solcher hat er das traditionelle, wenn auch nicht buchstäblich durch die Verfassung gewährte Recht, in seiner Haupt- und Residenzstadt in allen öffentlichen Angelegenheiten selbständig zu entscheiden. Ohne seine Genehmigung darf in Berlin keine Erweiterung des Bebauungsplans vorgenommen, keine Straße neu benannt, kein Denkmal auf einem öffentlichen Platze aufgestellt werden. Unter diesen Umständen wäre also ein Einspruch des Reichstags ein Schlag ins Wasser gewesen, und um sein Ansehen zu bewahren, konnte der Reichstag nichts andres thun, als seine Kritik durch die Herabsetzung der geforderten Summe zu üben.

Diese nicht gerade erquickliche Vorgeschichte hätte in Vergessenheit gebracht werden können, wenn das Denkmal jetzt, wo es im großen und ganzen vollendet dasteht, alle Bedenken gegen den gewählten Platz siegreich niederschlüge und vor allem durch seine künstlerischen Eigenschaften jedermann überzeugte, daß es so und nicht anders sein konnte. Je öfter wir es aber anschauen, desto stärker wird die Empfindung, daß es dem Volke nicht verständlich sein kann, und daß die wahrhaft künstlerisch Gebildeten, auch wenn sie mit Begas und seiner ganzen Kunstrichtung fröhlich durch fette Triften und sandige Stellen mitgehen, auch keine vollkommene ästhetische Befriedigung haben.

Volkstümlich ist das Denkmal nicht, weil es dem Volke die Gestalt des Kaisers ganz anders zeigt, als sie in seiner Erinnerung lebt. Es hat zwar nicht an nachgiebigen Lobrednern gefehlt, die die Verbindung des Reiters mit einem allegorischen Wesen, einer jungfräulichen, eine Palme tragenden Gestalt im altgriechischen Peplos, die mit der Rechten das Roß an einem vom Zügel seitlich herabhängenden Bande führt, durch einen Hinweis auf die sagenbildende Kraft der Zukunft gerechtfertigt haben. Spätern Geschlechtern werde Kaiser Wilhelm wie ein Held der germanischen Sage erscheinen, etwa gleich dem Kaiser Rotbart, mit dem ihn schon die höfische Poesie unsrer Zeit — sehr zu seinem Mißvergnügen! — verglichen hat, wobei sie sich sogar zu der barbarischen Wortbildung Barbabianka verstieg. Warum dann aber die historische Uniform mit dem aufgeschlagnen Interimsrock, dem Hohenzollernmantel und dem Helm?

Warum dann nicht gleich die römische Imperatorentracht wie beim Denkmal des Großen Kurfürsten? Einen Schritt dazu hat man ohnehin gethan, indem man dem Kaiser in die Rechte einen Feldherrnstab gegeben hat, den er auf seinen Oberschenkel stützt, wobei noch im Interesse der geschichtlichen Wahrheit bemerkt werden muß, daß Kaiser Wilhelm I. gegen bedeutungslose Insignien wie Feldherrnstäbe eine entschiedne Abneigung gehabt hat, wenn er sie auch andern zukommen ließ. Ganz besonders waren ihm aber die Krone und der übrige Ornat der alten deutschen Kaiser zuwider, worüber er sich, wenn er eigne Bildnisse in diesem Ornat sah, bisweilen sehr mißmutig ausließ.

Der Kompromiß zwischen geschichtlicher Wahrheit und idealistischer Auffassung, die in die Zukunft hineinwirken soll, ist also nur sehr unvollkommen geglückt. Und in welchem Zeitabstande von uns denkt man sich denn diese Zukunft, von der die richtige Würdigung dieses Denkmals erwartet wird? Kaiser Wilhelms lebende Gestalt ist durch drei Menschenalter, ohne zu wanken, hindurchgeschritten, und das dritte dieser Menschenalter wurde durch ihn so geprägt, daß der Geschichtschreiber, der die inhaltreichste Jubiläumsschrift zum 22. März 1897 verfaßt hat, einem frühern Werke mit Recht den Titel „Das Zeitalter Kaiser Wilhelms I." geben konnte. Wenn man nun von den letzten Lebensjahren des Kaisers in die Zukunft blickt, so wird es nach menschlichem Ermessen noch um die Mitte des zwanzigsten Jahrhunderts viele siebzigjährige Männer und Frauen geben, auf deren Kindergesichtern einst der milde Blick des großen Kriegs- und Friedenshelden geruht hat. Und sie werden, wenn sie ihren Enkeln das Kaiserbild zeigen, die Köpfe schütteln und sagen: So war er doch nicht! Er ließ sich in seinen letzten Entscheidungen nicht von Frauen, sondern von dem Rate erprobter Männer leiten! Und wer sind diese Männer? Wir sehen sie an seinem Denkmal nicht!

Man darf ein solches Stimmungsbild ebensogut schon heute entwerfen, wie es die Lobredner des Kaiserdenkmals gethan haben, um den historischen Kaiser zu einem Idealbilde für die Zukunft umzuprägen. Wird die sagenbildende Kraft der Volksseele versagen, wo es sich um Männer wie Bismarck und Moltke handelt? Wenn wir die heutige Stimmung des deutschen Volkes richtig beurteilen: nein! Und gerade in diesem Jahre ist so ungewöhnlich viel zur Aufklärung des Verhältnisses dieser drei Männer durch Veröffentlichung von Briefen und Aktenstücken gethan worden, daß eine nachträgliche Korrektur der jetzt gewonnenen Auffassung kaum mehr möglich ist. Wir haben sogar mit Überraschung erfahren, daß Moltke in Augenblicken, wo die allgemeine Lage sehr günstig war, gezaudert hat, und daß Bismarck allein die treibende Kraft war, die bisweilen aber auch die Energie des einmal zum Äußersten entschlossenen Königs — wir erinnern nur an die sächsische Frage im Juli 1866 — mit Rücksicht auf seine letzten Pläne zügeln mußte. Wenn also einer berechtigt war, auf einem öffentlichen Denkmal, noch dazu auf einem aus den

Mitteln des ganzen deutschen Volkes errichteten Nationaldenkmal, die Zügel des kaiserlichen Rosses mit sanfter Hand zu führen, so wäre es Bismarck gewesen, nicht eine der allegorischen Frauen, mit denen sich Kaiser Wilhelm nur dann huldvoll, bisweilen auch in ergebner Gelassenheit abfand, wenn sie ihm in Gestalt von weißgekleideten Jungfrauen bei seinen Siegeseinzügen oder bei feierlichen Empfängen während seiner Reisen zu Truppenbesichtigungen und Manövern entgegenkamen.

Aus rein sachlichen wie aus ästhetischen Gründen wäre aber auch nicht Bismarck als Rosselenker wünschenswert gewesen. Die sachlichen Gründe lassen wir beiseite, weil wir uns bei ihrer Entwicklung leicht in Erörterungen verlieren könnten, die mit dem Denkmal, wie es nun einmal dasteht, nichts mehr zu thun haben. Überdies fallen die ästhetischen Gründe auch viel schwerer ins Gewicht. Denn der führende Genius trägt nur dazu bei, Oberkörper und Antlitz des Reiters noch mehr zu verdecken, als es Hals und Kopf des Pferdes schon thun. Trotz oder wegen der gewaltigen Dimensionen des Reiters (Pferd und Reiter messen zusammen 9 Meter, der Genius $5^1/_2$ Meter in der Höhe) gewinnt man nämlich von keinem Punkte der Schloßfassade, auch wenn man sich in die hinterste Ecke des nördlichen Portals hineindrückt, einen Standpunkt, der eine volle Vorderansicht der Reitergestalt ermöglichte. Nur eine befriedigende Seitenansicht, die auch einen schönen Umriß zeigt, erhält man, wenn man sich von der Schloßbrücke nach Süden wendet. Das hat auch Begas beabsichtigt, da er, freilich zum Schaden der Frontwirkung, das Denkmal über die Portale der Hallenarme um einige Meter vorgerückt hat. Der relativ beste Anblick bietet sich nur dem dar, der etwa vom ersten Stockwerk des Schlosses die ganze Anlage übersieht, und dieser Genuß kann selbstverständlich nur wenigen zu teil werden.

Bei der architektonischen Gestaltung der Halle, die den Denkmalsplatz nach Westen begrenzt, war ausdrücklich verlangt worden, daß die Säulenpaare so angeordnet werden sollten, daß sie nach allen Seiten einen freien Ausblick auf das Denkmal gewährten. Diese sehr wohlgemeinte Absicht hat aber die Gesamtwirkung empfindlich geschädigt. Eine geschlossene Rückwand der Halle hätte eine Art Kulisse geboten, die wenigstens den unangenehmen Durchblick auf das schmutzige Ziegelrot der jenseits des hinter dem Denkmal vorübergehenden Spreearms stehenden Bauakademie abgefangen hätte. Jetzt will man durch Beseitigung der Bauakademie Abhilfe schaffen. Die ist aber ein Werk Schinkels, der seinen festen Platz in der Kunstgeschichte hat, weil er vor sechzig Jahren den ersten Anstoß zur Wiederbelebung des heute zu hoher Blüte gelangten märkischen Backsteinbaues gab. Ihr reiner Kunstwert ist nur gering — das kann nicht bestritten werden! Aber selbst mit dem jetzt in aller Hast betriebnen Abbruch des „alten Baukastens“ — wie der Berliner Volkswitz die Bauakademie benannt hat — wird nicht viel gewonnen werden. Selbst wenn man den freigewordnen

Platz in eine Parkanlage umwandelt, werden die kolossalen Geschäftsgebäude, die dann wieder den neuen Hintergrund bilden, die Halle und das Denkmal überragen und einen Mißton in die geweihte Stätte bringen.

Der Versuch, das Denkmal auf dem Platze der Schloßfreiheit zu errichten, muß also bis auf weiteres für mißlungen erklärt werden. Der hinten vorübergehende Spreearm, der zur Zeit für den Verkehr unentbehrlich ist, dessen Beseitigung auch wieder eine völlige Umgestaltung der Schloßbrücke, des Lustgartens usw. nach sich ziehen würde, ist ein Hindernis, das auch unsre ersten Baukünstler, wenn sie zu Rate gezogen worden wären, nicht hätten überwinden können. Der tief in das Bett des Spreearms hineingeführte Unterbau für die Rückseite der Halle macht trotz des Aufwands an monumentalem Baumaterial den Eindruck eines Notbehelfs, eines Provisoriums. Daß die Anlage so, wie sie sich zur Zeit dem Auge bietet, nicht bleiben kann, ist jedem klar, der erst urteilt, bevor er spricht.

Die Notwendigkeit, das Denkmal gerade an dieser Stelle zu errichten, ist durch künstlerische Gründe ebenfalls nicht bewiesen worden, und an geschichtlichen fehlt es auch. Kaiser Wilhelm I. hat mit dem alten Königsschlosse an der Spree persönlich nur in sehr losem Zusammenhange gestanden. Er hielt es als das Schloß seiner Ahnen in Ehren, er begab sich dorthin, wenn er seinen Repräsentationspflichten als Herrscher oder als Gastgeber für große Hoffeste nachkommen mußte; aber das ganze Maß seiner Persönlichkeit war nur auf das schlichte zweistöckige Haus unter den Linden zugeschnitten. Seine Ansicht von künstlerischen Dingen hatte sich in der Gewöhnung an die Schöpfungen Rauchs und seiner Schüler gebildet. Auf Rauchs Friedrichsdenkmal sah er täglich. Wenn er auch Lenbach und Begas Porträtsitzungen gewährt hat, so geschah es nur, weil er in seiner Herzensgüte keinem lieben Fürsprecher etwas abschlagen wollte. Innerlich waren ihm diese Künstler mit ihren über die schlichte Wahrheit hinausgesteigerten Schöpfungen fremd.

Wenn wir in den Werken von Begas keinen wesentlichen Fortschritt über die glänzendsten Schöpfungen der Barock- und Rokokokunst zu erkennen vermögen, so sind wir ebenso weit entfernt, die deutsche Kunst auf den einseitigen klassizistischen Standpunkt Rauchs und seiner Schüler zurückzuverweisen. Da aber die eine Richtung ebensowenig selbständig und eigenartig ist wie die andre, so hätte man bei einem Nationaldenkmal für Kaiser Wilhelm I. vielleicht besser die Stimmung seiner Zeit, seines persönlichen Werdens, seiner eignen Anschauung von dem Glanz des Lebens und seiner Abneigung gegen den prunkvollen Apparat der Herrscherwürde festgehalten, wenn für die Ausführung des Denkmals Künstler bestimmt worden wären, die, im Zusammenhang mit den Überlieferungen der Rauchschen Schule, mehr Sinn für echte Monumentalität, die zwischen Majestät und genrehafter Spielerei unterscheidet, als für gefällige malerische Wirkungen haben.

Nachdem aber die Entscheidung über die Platzfrage gefallen war, konnte keine andre Kraft gewählt werden als Begas, der mit dem Barockstil, den die Schloßfassade als Ergänzung verlangte, innig vertraut ist. Er hat mit seinen Gehilfen und Schülern in der kurzen Frist, die ihm der kaiserliche Wille gewährt hat, so außerordentlich viel geleistet, daß man ihm persönlich volle Anerkennung schuldig ist. Auch der Architekt Halmhuber, ein noch junger Mann aus Stuttgart, der sich in der Schule Wallots am Reichstagsgebäude gebildet hat, übrigens mehr Erfinder und Maler als Architekt, hat alles gethan, was zu machen war. Die weiblichen Idealfiguren, die vier Viktorien, die den Sockel umschweben, der Genius neben dem Kaiser, die vier prächtigen Löwen, die nach dem bekannten Denkmalschema auf dem Unterbau des Denkmals die Trophäen bewachen, auch das Relief des Friedens an der einen Sockelseite sind prächtige, für den erfindenden Künstler ehrenvolle Einzelheiten — aber das wirkliche, zum Herzen des ganzen deutschen Volkes sprechende Nationaldenkmal für Kaiser Wilhelm I. ist am 22. März 1897, übrigens bei einer der Volksstimmung entsprechenden gemäßigten Temperatur, nicht eingeweiht worden!

Midaskinder

Von Hermann Oeser

(Fortsetzung)

Drittes Kapitel

Wälder sind den Dichtern günstig, aber diesmal versagen sie

Sie sollten doch den nassen Winkel einmal besuchen — jetzt erst hörte Viktor die sanfte Stimme seiner Hausfrau, als er vor dem Thore stand und Straße auf-, Straße absah, um zu erfahren, wohin er gehen solle. Sie hatte es vorgestern gesagt, aber heute vernahm er es erst. Man fährt mit dem Dampfboot um zwölf Uhr — fuhr die Stimme der Unsichtbaren fort. Und Viktor empfand eine große Lust, den schönen Ort mit dem häßlichen Namen sofort kennen zu lernen und dort die Einleitung zu seinem Buche in sein Taschenbuch niederzuschreiben.

Nun ist es gerade noch eine Stunde, bis das Dampfboot abgeht, das ist sehr gut, dachte Viktor, als er mehr in die Mitte der Zotzelsgasse trat, die Uhr am Rathausturm studirte, den frischen Hauch, der über die Dächer wehte, wie einen ermutigenden Gruß empfand und dabei an die Hemmnisse dachte, die sein Werk erfuhr. Es fehlte etwas in seinem Zimmer, dies Etwas mußte ihm die Feder führen, wenn es dawar, sein Fehlen hatte sie ihm offenbar heute morgen aus der

Hand genommen. Wohl hingen Bilder an den Wänden, unbekannte, ferne Vettern der Frau Schwendeli und unbekannte, ferne Kusinen des seligen Herrn Schwendeli, und mitten unter diesen Trefflichen ein Öldruck, der vor Zeiten einem Kolporteur mit zwei Gulden bezahlt worden war, um Heiden bekehren zu helfen, es war ein blauer Wasserfall in einem grünen Waldlande, und an der andern Wand kämpften zwei Hirsche mit einander auf Leben und Tod, ein Kunstwerk, durch dessen Erwerb sich Herr Schwendeli mit einem Gulden an der Erbauung einer evangelischen Kirche in Böhmen beteiligt hatte. Viktor hatte mit seinem herzlichen Tiefsinn diesen armseligen Wandschmuck, der gute Menschen erfreut hatte, in Beziehung zu dem Leben seiner Wirtin gesetzt und ihn mit einer gewissen Zuneigung betrachtet, aber mit einemmale ward er doch inne, daß nicht das von der Wand zu ihm herabschaute, was er bedurfte. Gerade über seinem Schreibtisch sollte das Herrliche thronen, das ihn grüßen, ihn trösten, ihm zur Vollendung seines Werkes helfen sollte.

Ehe das Dampfboot geht, kann ich gerade noch die Bilder kaufen. Die Uhr stimmte zu, auch die Nähe eines Kunstladens sagte vernehmlich: gerade noch ehe das Dampfboot abgeht, und während er drei Stunden später im Walde „am nassen Winkel" von Gestalt gewordner Herrlichkeit träumte, wanderten „Iphigenie mit dem Segelfalter" und „Orpheus und Eurydike" von Anselm Feuerbach in schönen Kunstblättern nach Zotzelsgasse 66a, beide bereit, dem jungen Schriftsteller aus allen Kräften an seinem ersten Buche dienlich zu sein, sobald es ihm gefallen würde, wieder daran zu arbeiten.

Um zwölf Uhr pfiff der kleine Kanaldampfer einen heisern Pfiff und zog seine schmale, trübe, wellenlose Wasserbahn vom Gebirge die fruchtbare Ebne dahin nach dem Flusse, der einige Stunden von der Stadt floß, und trug leere Marktkörbe und leider auch noch gefüllte Marktkörbe und gestikulirende Verkäuferinnen und rauchende Bauern zu ihren Dörfern hinaus. Viktor sah mit regem Anteil bald auf diese Gruppen hin, bald auf die Stadt mit ihrem dunkeln Hintergrunde waldreicher Berge, bis ihn eine Frauengestalt fesselte und nicht mehr losließ. Er hatte sie nicht das Boot betreten sehen, nun war sie für sein Gefühl mit einemmale da. Sie saß vorn am Bug des Schiffchens auf einem Klappstuhle, den einen Arm auf die Brüstung gelehnt, und schaute unverwandt den Weg dahin, den das Dampfboot verfolgte, vielleicht auf das Wasser, vielleicht auf die Gärten, auf die Maisfelder, auf die Hanfäcker, auf die Wiesen, wie das Gelände kam und ging. Vielleicht sah sie in eine zweite Welt; Viktor zog das vor, er sah Iphigenien vor sich, wie er sie vor einer Stunde im Bilde gesehen hatte. Ihr Gesicht konnte er nicht befragen, denn sie saß so, daß es als ein zartes, junges Gesicht mehr geahnt als gesehen werden konnte. Ein Sommerhut bedeckte das volle braune Haar. Wie die Falten des Kleides fielen, wie sich der linke Arm auflehnte, die andre Hand gelassen ruhte und das Haupt sich regungslos verhielt, das sprach eine Sprache von jugendlichem Adel des Wesens, die Viktor mit sehnsüchtiger Unruhe vernahm und ihn, wie er nun war, zwang, sich fernzuhalten und den Wunsch zu bemeistern, die Züge der Unbekannten bei einer Wendung des Kopfes zu sehen.

So kam die Anlegestelle am Waldrande, wo er das Boot für sein Ziel zu verlassen hatte. Als er einen letzten Scheideblick auf die Fremde werfen wollte, war auch sie aufgestanden und war unter den wenigen Weggehenden. Viktor hielt sich zurück, um der ruhig Dahinschreitenden nachzusehen, aber siehe da, sein Weg, den er vorhin erfragt hatte, war zunächst auch ihr Weg. Das unbekümmerte Ausschreiten der jungen Wanderin hatte etwas von Aufatmen und Ausruhen, offenbar war sie für ihr Gefühl der Welt ledig und mit dem glänzenden Frühlingswalde

allein. Wie sie auf dem grünbewachsenen Waldwege dahinging, war es ihm, als ginge seine herrlichste Gedankenwelt zu holdseliger Gestalt geworden vor ihm her. Ernst, Demut, Kraft, Sehnsucht, Glaube und Anbetung war, in liebliche Jugend verklärt, erschienen und zog ihn in geheimnisvolle Gründe, wo das nicht war und wohnte, was die Welt beherrscht und unglücklich macht. Ein Gefühl des Glücks überströmte ihn; dies Glück sollte kein Ende nehmen, weiter wollte er gehen, das Edle vor Augen, bis sein Herz einst still stünde. In diese Gedanken nickten Tannen hinein, Buchen kamen dann, auch sie eines Sinnes mit Viktor, die Welt mit glänzenden Blättern, mit Faltern, mit Vögeln, die herniederflatterten, war ein bestätigendes Echo seiner Gedanken.

Darüber aber war sein Schritt zu rasch und zu laut geworden. Die Unbekannte hatte anfangs gar nicht bemerkt, daß sie auf dem schon mehrfach von ihr gegangenen Pfade nicht allein sei, und also auch nicht geahnt, daß sie für einen ungesehenen Begleiter eine Summe herrlicher Gedanken sei, ein heiliger Traum — dann vernahm sie Schritte und achtete ihrer nicht, endlich aber fühlte sie, mehr als sie es beobachtete, wie sich das Tempo der fremden Schritte änderte, und nun ward ihr die Waldeinsamkeit bewußt, und Unruhe legte sich auf ihr junges Gemüt, endlich eine unbestimmte Angst. Und dies erkannte Viktor: er sah, daß die Fremde die Handschuhe auszog, sie rasch wieder anlegte und dann den linken Handschuh abermals abzog und den Sonnenschirm unruhig bald in den einen Arm legte, bald in den andern, er verstand diese Zeichen und sorgte dafür, daß ihn rasche Schritte an die Seite des jungen Mädchens brachten und ein einfacher, freundlicher Gruß ihr zeigte, daß ihr ein guter Mensch begegnet sei.

Feine, ebenmäßige, belebte Züge, ein braunes Auge mit warmem, tiefem und offnem Blicke hatten sich zu ihm gewandt, und in der kurzen Zeit, die er noch mit der Fremden wandern durfte, konnte er sich auch überzeugen, daß dieser warme Blick etwas sonniges haben konnte, ein aufblitzendes, freudiges Leben, das aus einem lebendigen Frauengemüt quoll. Dies sonnige Aufleuchten war nun allerdings nicht Viktors erster Beredsamkeit zu verdanken, denn er verfiel in dem Gespräch, das sich nun so im Dahingehen entspann, zunächst auf Gegenstände, die er seinem vertrautesten Mitwisser, dem viel und hastig beschriebnen Notizbuche um keinen Preis anvertraut hätte, weil ihn dann das Notizbuch vielleicht für jünger gehalten hätte, als er war. Nein, die Frage seiner schönen jungen Begleiterin, wohin er wandre, brachte die Erlösung. Er bekannte, daß er den „nassen Winkel" aufsuchen wolle, der Name sei ihm zugleich häßlich und geheimnisvoll anziehend erschienen. Dann sind sie wohl ein Poet? denn allen andern Menschenkindern klingt er abstoßend, sagte die Fremde mit einem fröhlichen Blick, der den Jüngling mit einem gewissen tieferen Anteil streifte. Viktor sagte nicht ja, aber er sagte auch nicht nein; er gestand, daß ihm etwas vorschwebe, das er gestalten müsse; ihr rascher, fragender Blick entlockte ihm den Titel jenes Etwas, er sagte verlegen, als zöge er den Schleier vor dem verborgnen Wunder zurück: er wolle über die Midaskinder schreiben.

Ah, sagte die Fremde, ich ahne, wo das hinausgeht, das sind die Unglücklichen, die nur das lieben, was ihnen zum Mittel ihrer selbstsüchtigen Zwecke dienen kann, und für deren Unersättlichkeit sich die ganze Welt in ein System ihrer Zwecke verwandelt. Wir kennen solche Menschen, die Eltern und ich. Die letzten Worte sprach sie erregt. Viktor sah seine Begleiterin betroffen an; an diese Seite der Midasvorstellung hatte er nicht gedacht, aber er verfolgte sie raschen Blickes, doch konnte er sich nicht enthalten, zunächst zu sagen: Sie kennen also die Midassage?

Die Fremde lächelte und sagte nun wieder ruhiger und mit wohlklingender Stimme: Ich bin Lehrerin, da lernt man mancherlei kennen!

Durch Viktors Seele flogen eine Menge Erinnerungen an Lehrerinnen in Locken, Lehrerinnen in Brillen, sanfte Lehrerinnen, und was er sonst an höflichen und unhöflichen Bildern fand, und nun sah er die junge Lehrerin an seiner Seite an und dachte, sie sei anders, als er sich seither die normale Lehrerin vorgestellt hatte. Zum Glück sagte er das nicht, sonst hätte die Fremde vielleicht mit seinem Notizbuch gemeinschaftliche Sache gemacht.

Was er dann weiter sprach, galt ihrer ersten Bemerkung. Ich habe bis vorhin an diese Möglichkeit der Auslegung nicht gedacht, aber es ist etwas an ihr. Diese Verwandlung von Niederm und Hohem, von Verwerflichem und Beseligendem in klingende Münze, in das Gold des Eigennutzes läßt sich allerdings auch aus der Midassage lesen, aber verzeihen Sie — und dies sagte er mit einem so abbittenden Blicke, daß sie ihm offenbar verzieh, ehe sie wußte, was er verbrochen habe, und offenbar freundlich verzieh, denn sie sah ihn mit so lebendigem Blicke an, daß er gerade in diesem Augenblicke das Midasgold hoher Lauterkeit in ihrem Auge aufblitzen sah — verzeihen Sie, ich sehe in der alten Fabel etwas andres, ich sehe Augen (und er sah sie und sprach mit tiefer Bewegung, die die Zuhörerin bereitwillig auf seine Rechnung setzte, da sie nichts von ihren Augen wußte), ich sehe Augen, die das Lichte, Liebliche, Heilige und Entzückende sehen, wie Kinderaugen, die sich geschlossen haben, ehe die Sonne untergegangen ist, und sich öffnen, nachdem sie wieder aufgegangen ist, und die darum nicht wissen, daß auch Nacht, Dunkel und Düster in der Welt ist.

Ich kenne solche Augen, sagte sie bestimmt und kurz.

Vor Viktors beunruhigter Seele stieg das Bild eines wunderschönen jungen Mannes auf, das Bild eines glücklichen jungen Paares, die Braut kannte er, sie schritt neben ihm wie ein Maitag, aber der Glückliche? Wer war es?

O, wenn Viktor gewußt hätte, wie nahe diese Augen waren, aus welch altem Gesichte sie hervorleuchteten, drüben am Waldrande, wo das kleine „Herrenhaus" zwischen Gärten und Feldern auf die Buchen hier und den Fluß dort hinschaute!

Eine adliche Seele schaut heraus, fuhr sie fort, und das Schlechte schämt sich vor ihnen seiner Schlechtigkeit, und was noch nicht ganz an ihm verdorben ist, lebt auf und sucht sich seiner selbst zu erwehren und neu zu werden, damit es vor der Herrlichkeit der Midastochter bestehen kann. Sie sehen, sagte sie lächelnd, ich bereichere Ihr Buch um ein Kapitel von Midastöchtern, denn ich denke an meine Großmutter — die ich in zehn Minuten mit Stürmischkeit umarmen werde, hätte sie hinzusetzen müssen, wenn das Leben sie nicht schon gelehrt gehabt hätte, im Gespräche mit neuen Menschen die Erwähnung persönlicher Verhältnisse sorgfältig zu vermeiden.

Viktors Antlitz klärte sich so auffallend auf, daß die Fremde dachte: er hat auch eine Großmutter und liebt sie; und diese Liebe des Enkels gefiel ihr, und sie trug auch diesen Posten abermals zu seinen Gunsten in die Rechnung ein.

Hier müssen Sie abbiegen, wenn Sie das Wirtshaus zum „nassen Winkel" besuchen wollen, sagte sie, noch ehe Viktors Züge den alten Ausdruck wieder ganz hatten. Sie sind in wenigen Augenblicken dort. Damit grüßte sie freundlich, aber doch so, daß Viktor sich entlassen sah. Sie selbst ging an der Wegteilung zur Linken weiter. Auf Viktor wartete zur Rechten ein schmaler Waldpfad, dem er nun folgte, da er nicht ungehorsam sein wollte. Aber zwischen den Stämmen des jungen, dichten Buchenwaldes verborgen, sah er doch der Fremden nach, bis ihr helles Kleid zum letztenmale und unwiederbringlich zwischen den Stämmen auf-

getaucht und verschwunden war. Einmal glaubte er aus der Ferne ein Bellen zu hören; es war ihm, als sollte er diesem Rufe nachgehen, dann war es ihm wieder, er solle es nicht thun, und dabei blieb es.

Der viel betretene Pfad führte ihn bald nach der Waldschenke zum „nassen Winkel." Von den Menschen, die Gründe gehabt hatten, dieses Wald- und Wiesenparadies von heute so rheumatisch zu benennen, lebte niemand mehr, vermutlich lebten auch ihre Urenkelgeschlechter nicht mehr, der Name aber war an dem Waldwinkel hängen geblieben, wie ein vergessener Hut oben am Nagel in einer eben ausgeräumten Wohnung — es hatte ihn niemand entfernt, als man Gräben zog, daß die Wasser sich senkten, und ein Wald von weißstämmigen Buchen und Alleen mit dichtem Grasteppich und Wiesen mit dem Blütenmeere des Vorsommers und Schmetterlinge mit ihrem endlosen Gaukelspiele an die Stelle der kleinen schwarzen Wasserflächen traten. Die Blätter, wie sie sich das Jahr über von den Zweigen lösten, fielen nicht mehr auf nassen Boden, sondern schwebten langsam auf die Pflanzengeschlechter herab, die ihren Zug mit dem Schneeglöckchen eröffneten, mit Anemonen alle Winkel und Waldflächen weithin ausfüllten, mit Maikraut die Städter und die Landkinder lockten und dann vor Wintersanbruch das liebe Grün vertrauensvoll der Stechpalme überließen, die es über die Schneezeit hinaus für bessere Zeiten retten sollte.

Nun, jetzt war es Vorsommer, und Viktor sah, was der „nasse Winkel" bedeutete. Zwischen dem weit ausladenden Waldrande und einem Wiesenmeere stand der freundlichste Erdenwinkel. Eine Linde berührte mit ihren mächtigen Zweigen den Wald und spannte ihren grünen Schirm weit aus über Tische und Tischlein und schaute über ein Haus und die grünen Wipfel ringsum und über die summenden Wiesen weit hinaus. Das Haus daneben duckte sich unter sein altes Strohdach, das es sich wie eine gewaltige Haube über die Stirn gezogen hatte; die Hauswand war weiß getüncht und mit grünen Läden lustig aufgeschmückt, die Zimmer und Zimmerchen dieses fröhlichen Waldhüters hatten reine, braune, glänzende Tische und reine, braune, glänzende Stühle mit Herzeinschnitten in der steilen Lehne und ungemütlichen steifen Sperrbeinen für gemütliche Leute. Und es kamen nur Leute, die alles so haben wollten, wie es war, denen auch die vielen Vögel recht waren, die in Brutkäfigen und in Klausnerkäfigen wohnten, hüpften, pickten, zwitscherten und an den Stäben zerrten, als wollten sie zu ihrer Kunst auch noch das Harfenspielen lernen; gemütliche Leute, die selbst die Hanfkörner und Salatsamen und viele andre unbenennbare Körner billigten, die die energischen Schnäbel aus den Köbercheu hinaus und in die Nudelsuppe, den Maiwein und den berühmten Kaffee des Vogeljakob streuten.

Wenn ihnen eines nicht recht war, so waren es die Ohren des Vogeljakob; es gab einen Mißstand für die Vögel und die Gäste. Die Vögel sangen seit einigen Jahren umsonst für diese Ohren, und die Gäste fragten umsonst, wieviel sie zu zahlen hätten, aber alle Parteien hatten sich still geeinigt: die Vögel sangen, als hörte der Vogeljakob noch jeden Ton, und die Gäste zahlten ehrlich, wieviel sie schuldig waren, und machten Zeichen mit den Augen, den Lippen und den Fingern, und der Vogeljakob glaubte den Vögeln und den Gästen und nickte mit dem Kopf und lachte mit den Augen und lachte mit den glatten, runden, braunroten Wangen und dem klugen Munde, und zuckte mit den Schultern und rieb sich die Hände und war glücklich. Er fütterte seine Vögel und seine Städter, und Sohn, Schwiegertochter, Enkel und Dienstboten zogen zu ihren Arbeiten hinaus, in die Wiesen, zu fernen Äckern, in die Tiefen des Waldes. Der Großvater machte alles recht,

er wußte, wer Wurst wünschte und wer kalten Braten, und kannte auch die Dreierbrotgäste und bediente in seinem halb schleifenden, halb fallendem Gang alle gleich hurtig, gleich dienstwillig fröhlich, und hielt bei allen die rechte Hand an das rechte Ohr, obgleich er nur die Lippen ansah und Gedanken erriet, ehe sie nur recht gedacht waren.

Viktor ließ sich als einziger Gast unter dem Baume nieder und schaute mit leuchtendem Blick auf das Haus und den Garten mit seiner Blätterfülle, auf das tausendfältig übersummte Stückchen Wiese, das neben dem Garten sichtbar war, auf den Waldrand, auf den harmlosen Alten, der ihn bediente, dann lehnte er sich in die Bank zurück, schloß die Augen und hörte nun das vieltönige Geräusch der Insekten und das rauschende Kommen und Gehen der Vögel zwischen dem Gezweige; er sah den Wald, wie er ihn durchschritten hatte, und sah in dem Rahmen dieser Welt die schöne, schlanke Mädchengestalt eingeschlossen, das Midaskind, das ihm fortan die Feder zu seinem ersten Buche führen sollte.

Gleich sollte die Arbeit beginnen, hier, wo eine grüne, im Reichtum des Gedeihens überschäumende Welt die tiefen, seligen Midasaugen der Natur selbst aufschlug. Und das Notizbuch lag bereit, das Blei wartete auf die Hand, die Hand auf das Herz, das ihr seine herrlichsten Worte sagen sollte, aber dies Herz wandelte der schönen Fremden nach und suchte sie in den Straßen der Stadt, und lauerte ihr an allen Kirchthüren auf, und stellte Vermutungen über die Verwendung von Lehrerinnen an öffentlichen und Privatschulen auf, und als er von diesen Nachforschungen zu dem Notizbuch unter der Linde im „nassen Winkel" zurückgekehrt war, mahnte die Stunde der Heimkehr sehr gebieterisch.

Und nun beschwingte mit einemmale ein wundervolles Vielleicht Viktors Schritte, aber es ging mit diesem wie mit so vielen Vielleicht seit dem sechsten Schöpfungstage. Viktor eilte bis zu jener Gabelung der Wege, wo er verabschiedet worden war — niemand suchte den Rückweg außer ihm. Dann verfolgte er rasch den Weg, der zur Schiffländе am Kanal führte. Er sah vieles, das er heute Mittag nicht gesehen hatte, da und dort reckte sich ein Gebirgsgipfel über die Bäume empor, Waldwege führten geheimnisvoll fern hinein in das grüne Gewoge, aber was er allein sehen wollte, war nicht da, nur die Erinnerung ging mit ihm und sprach köstliche Worte zu ihm.

Auf seinem Schreibtisch aber fand der im Dunkel der Vornacht heimgekehrte ein zusammengeknäueltes Papier; es lag nichts in seinem Aussehen, das zu dem Schlusse berechtigte, daß es durch das offne Fenster hereingekommen sei, und doch nahm Viktor das ohne weiteres an, ja er dachte sofort an das scharfe Gesicht seines Nachbars. Er legte das Blatt langsam aus einander und sah, daß es aus zwei beschriebnen Seiten von klarer, fester, etwas büreaumäßiger Schrift bestand. Was er hier las, erstaunte und verwirrte ihn um der überraschenden Beziehung auf seinen eignen Plan willen und ergötzte ihn wohl auch flüchtig, weil es den vollkommnen Gegensatz zu der Herrlichkeit des Tages bildete, den er heute erlebt hatte. Und das sonderbare Blatt lautete so:

Midaskinder

1. Das Klingelbeutellächeln

Es ist etwas dran, an diesen Midaskindern. Je mehr ich mich besinne, um so mehr Arten tauchen vor mir auf wie Äpfelsorten in den Obstzüchterkatalogen. Die Zipfelmütze sitzt eine Zeit lang ganz gut, auf einmal aber spitzt Midas bei der

rechten Gelegenheit, vielleicht wenn der Esel gelobt wird, daß ihm die Löwenhaut vor Lust zu enge wird, oder er Klee riecht, seine Eselsohren, sie recken sich auf, die Mütze lüpft sich ein wenig, und da, da sind die Ohren — vielleicht nur auf fünf Minuten, denn Midas ist auf der Hut, aber ich sage zu mir: dieses Buch, das du dir geliehen hast, dieser Beitrag zu einem guten Zwecke, dieser Anzug vom ersten Schneider, dieses mit allerlei Abwehr angenommne Ehrenamt ist nur die Mütze, und hinter ihr liegen die schönsten, längsten Eselsohren verborgen und werden dich, Midas, verraten, wo du es am mindesten ahnst.

Da war ein Lächeln, das mich früher rührte, und eine Bescheidenheit, an die ich glaubte. Erst kam die Bescheidenheit und dann, zehn Minuten oder eine Stunde später, das Lächeln, erst die Mütze, dann die Ohren, wie es sich gehört. Ein Redner sollte sprechen und wehrte sich mit Hand und Fuß, dann sprach er für einen, der „gezwungen" worden war, sehr gut, dann setzte er sich hin mit einem Lächeln — der Weltentrücktheit, wie ich damals meinte, des Ausklingens der Begeisterung, heute sage ich einem wahren Klingelbeutellächeln, mit dem er in seiner Gemeinde herumgeht, die Stange des Klingelbeutels erreicht jeden und fordert das Almosen des Beifalls bettelnd ein.

Am häufigsten sehe ich bei jungen Damen das Klingelbeutellächeln. Erst das Wehren gegen die paar armen Takte, die das Fräulein auf dem Klaviere spielen soll — „keine Musik mitgebracht" — „kann nicht auswendig spielen" — „bin so furchtbar aufgeregt" —, und dann nach dem Spiel das scharmante Aufspringen vom Klavierstuhl, das allerliebste Knixchen, das verschämte Huschen nach dem Platze — ei, da geht der Klingelbeutel herum und wird so geschüttelt, daß auch die arglosen Kirchenschläfer, die im Schutze der Sonate einen guten Augenblick hatten, wo sie nichtssagend sein durften, wach werden und schleunigst ein „sehr schön," „ganz prächtig" in den Klingelbeutel werfen und thun, als sähen sie die zierlichsten aller Eselsöhrchen nicht, mit denen die Gnade des Himmels vor allem die „Unvorbereiteten" bedacht hat. —

Viktor las still dies Blatt und legte es dann mit einer Bewegung in den Schreibtisch, als wäre er ein Schwimmer, der eine feindliche Welle vor der Brust zerteilen müsse. Um zu seiner Welt zurückzukehren, ordnete er die wenigen Waldblumen und kleinen Buchenzweige, die er mitgebracht hatte, in ein Blumenglas, versenkte sich in die Bilder Anselm Feuerbachs, die er an die Wand lehnend vorgefunden hatte, träumte durch sie hindurch von „Frau Sonnenschein" und dachte nicht, daß sein Gegenüber im dunkeln Zimmer herüberschaute, um seine erste schriftstellerische Wirkung sofort zu beobachten.

Viertes Kapitel

Und doch steht das Midaskind am Waldrande und wartet

Die Uhr tickte, der Vogel sang in seinem Bauer, und der Wind neckte sich mit den Vorhängen am offnen Fenster, der Hund, der vor einer Stunde das junge Mädchen am ersten erspäht und stürmisch begrüßt hatte, lag nun zu ihren Füßen und blinzelte einmal nach einer Mücke, die nah an ihm vorübersummte, blickte auch wohl fragend zu den beiden Herrinnen auf, als ob eine Bewegung ihrer Hände oder des Kopfes ihm gälte, horchte, die Ohren spitzend, auf Schritte, die über die Kieswege des Gartens kamen und gingen, und legte dann den Kopf wieder auf die Pfoten zum Weiterträumen nieder.

Das junge Mädchen saß still da, die Augen auf die strickenden Hände der

Großmutter oder das feine, schmale Gesicht der Greisin gerichtet. Die Großmutter aber gönnte der Enkeltochter das Schweigen; sie wußte, was Arbeit, und auch, was ungewöhnte Arbeit und die Ruhe gerade nach dieser ist.

Von der Großmutter aber wendete sich der nachdenkliche Blick des jungen Mädchens auf die Bilder über dem Sofa, es waren Familienbilder, schwarze Silhouetten aus dem vorigen Jahrhundert und Lithographien und Photographien der letzten Generation; sie hingen in einer Anordnung dort, die allen Tapetenwechsel überdauert hatte, und deren sich die Enkelin erinnerte, solange sie als Gast dies liebe Stammhaus ihrer Eltern besucht hatte. Sie wußte auch von vielen dieser stummen Bilder, was die freundliche Großmutter dem wißbegierigen Kinde vor Jahren dann und wann erzählt hatte. Aber manches wußte sie noch nicht, und heute hatten ihre Gedanken eine Richtung genommen, in der noch manches unbeantwortet lag.

Nicht wahr, Großmutter, unterbrach sie ein langes Schweigen, der Urgroßvater hat das Haus gebaut?

Ja, Dorothee, er hat es 1790 aufgerichtet, nachdem ihm das alte Haus fast über dem Kopfe zusammengebrochen war.

Giebt es noch ein Bild des alten Hauses? forschte Dorothee weiter. Ich denke, es war ein schöner, alter Herrensitz.

O nein, Kind, der Urgroßvater hat uns erzählt, es sei ein Bauernhaus wie das da drüben im „nassen Winkel" und wie das Forsthaus gewesen, und nur ein schönes Bildwerk über der Hausthür unterschied es von den gewöhnlichen Bauernhäusern.

Kennst du das Bild? Ist es erhalten? Warum ist es nicht am neuen Hause angebracht?

Drei Fragen, mein rascher Liebling, erwiderte freundlich die Greisin, und eine Antwort, die sie zunächst alle beantwortet: der Stein liegt seit 1790 in unserm Brunnen im Hofe.

Ach! rief Dorothee und sah die Großmutter mit Spannung an. Männer und Frauen der Vergangenheit, starke Willen, schwere Entschließungen, dunkle Tage und verschwiegne Vorgänge standen rasch vor ihrer jungen Phantasie, aber vor der Erzählung der Großmutter verschwanden diese Gebilde rasch. Die Greisin hatte aus einer alten Schreiblade, deren Deckel mit einem Schachbrettmosaik in Rautenform und großem, feinverziertem Messinggriff geschmückt war, ein altes Blatt genommen und sagte, ohne es aus der Hand zu geben: Der Stein war bei dem Neubau, gerade ehe man ihn einsetzen sollte, auf zwei Brettern über die Brunnenmauer gelegt worden, nachdem man ihn noch einmal sorgfältig gescheuert hatte. Eins der Bretter war zu schwach, es brach, und ehe die Maurer von ihren Gerüsten herabgeklettert waren, war der Stein versunken. Als nun alle klagten, sagte dein Urgroßvater: So wollen wir fortan noch einmal so gern aus dem tiefen, klaren Brunnen schöpfen und trinken, und denken, daß da unten das ruht, was uns groß gemacht hat, und daß es nun noch viel ernster und geistestiefer zu uns redet als vordem, wo der tägliche Anblick unser Auge abstumpfte und unser inneres Hören nicht wachhielt. So ist uns nichts geblieben als das wahre Wort des Urgroßvaters und dies alte Blatt in Wasserfarben, das vor Zeiten einmal ein Maler von dem Steine aufnommen hat.

Lebhaft sprang Dorothee auf und blickte voll Teilnahme auf das Bild, das die Großmutter nicht aus den Händen gelassen hatte. Es zeigte in einer verschnörkelten Umrahmung eine kleine Wasserfläche, mit Schilf und Binsen umstanden, und eine Eiche mit breitem, knorrigem Geäst abspiegelnd, über dieser Landschaft aber

die Sonne im Mittagsstande und ihr Bild mitten auf dem Spiegel des Teiches. Ein mehrfach gewelltes Spruchband schwebte über dem Ganzen und trug in lateinischer Sprache die Aufschrift: „Über allen Fluten dein Licht, auf allen Fluten dein Angesicht."

Deine Väter meinten, sagte die Großmutter, ohne den Blick von der Zeichnung zu erheben, das mit dem Wasser beruhe auf einem traurigen Erlebnis, der Urgroßvater hatte etwas im Elternhause gehört, aber schon sein eigner Vater und Vorvater wohnten so weit von dem Stammlande ihrer Freundschaft entfernt, daß sie keine rechte Nachfrage thun konnten — nun, Dorothee, die Leute deines Namens haben alle aus der Tiefe geschöpft, darum liegt der Stein da unten, und seine Wahrheit ruht in euern Herzen, auch in dem deinen, du liebes Großkind.

Dorothee trat von der Großmutter weg zu dem Ölbilde hin, das den Urgroßvater Hektor Narzissus darstellte, und sah sinnend in das alte, feste Gesicht. Es war bartlos, wie es die Sitte der Zeit mit sich brachte, ein Zöpflein schwebte dafür im Nacken, das Oval des energisch geformten Gesichtes war halb dem Zuschauer zugewendet, kühne, dunkle Augen schauten heraus — alles mehr einem Soldaten als einem Landwirt ähnlich.

Nicht wahr, der Großvater glich dem Urgroßvater sehr? fragte Dorothee mit dem Nachdruck, der die Frage schon selbst beantwortete, und dann setzte sie halb verlegen, aber doch mit fester Stimme hinzu: das waren beide gewiß rechte Midassöhne?

Die Greisin sagte mit Nachdruck: Ja, das war ein Guß. Aber dazumal nannte man diesen Menschenschlag anders, ich wenigstens nannte deinen Großvater, als er noch jung war, im stillen Titan, das kam aus den Büchern, die ich als Mädchen am liebsten las.

Erzähle mir davon, wie du den Großvater kennen lerntest, bat Dorothee dringlich.

Die alte Frau ließ das Blatt in den Schoß sinken und sah hinaus in den Garten und über ihn hinweg in die Waldwipfel hinein und über diese hinaus in vergangne Tage. Die Akazien blühten, ihr Duft wehte in das Zimmer, und von ihren weißen Blüten fielen wohl dann und wann auch einmal eine auf das Fensterbrett; Dorothea sah es wohl, aber die Greisin beachtete es nicht.

Gieb mir aus der Lade aus dem offnen Kästchen dort das Schulheft, das zuoberst liegt.

Dorothee brachte es; die Großmutter blätterte schweigend in dem Hefte, es zeigte die Schriftzüge, wie sie unsre Großmütter im Anfange dieses Jahrhunderts und noch zwei, drei Jahrzehnte länger einübten; es waren Aufsätze und Gedichte, bunt gemengt, von der Hand dort eingetragen, die nun welk geworden war, aber immer noch die feinen und beredten Formen hatte, die die junge Hand einst ausgezeichnet hatten. In diesem Hefte lag ein einzelnes Blatt, die Großmutter nahm es heraus, gab es Dorothee und sagte: Lies es mir vor. Dorothee las:

Den sie im Scherz Achill genannt,
Ich muß ihn Titan nennen,
Ich seh der Flammen hellen Brand,
Wo nur erst Funken brennen.

Doch hör ich schon das wilde Wehn,
Da sie dich heiß umlodern
Und freien Tod und Neuerstehn
Von dir gebietrisch fodern.

Mit einem Lächeln, in dem sich schwer die Bewegung der Greisin niederkämpfte, hatte diese zugehört, und nun begann sie: Wie ich dies arme Gedicht mit dem Pathos meiner siebzehn Jahre niederschrieb, das war eine unvergeßliche Stunde. Es war ein Juninachmittag, wir saßen in der französischen Lesestunde, fünfzehn Mädchen, in dem Herbertschen Institut — das ist nun lange eingegangen, damals war es berühmt, als eine gute Schule für Beamtentöchter und Pfarrers- und Landkinder, wie ich ja eins war —, es war schwül im Zimmer, und die gute Mademoiselle Küpfer las etwas vor, neben dem offenbar auch noch etwas andres bestehen konnte: ich hörte die alte Kastenuhr unten im Hausgang schwerfällig ticken, dann Schritte, die unten im Hafergäßlein an unserm Hause vorübergingen — ich wußte, wem sie gehörten; endlich hörte ich nur noch das einförmige Rauschen des Marktbrunnens. Der Marktplatz lag ganz einsam da, kein Mensch ging in diesem Sonnenbrande über den großen, schattenlosen Platz. Wie ich so horchte und träumte, schob mir eine Nachbarin ein Zettelchen zu mit den Anfangsbuchstaben L. N. Z. und darunter Achilles mit großen Buchstaben und zehnmal dick unterstrichen, ich nahm das Zettelchen und ward nicht einmal rot, sah auch nicht die Nachbarin an, sondern starrte nur auf das Wort Achilles und dachte an den jungen Studenten, der eben mir zu lieb da unten vorbeigegangen war, und den ich fast von Kindheit auf kannte — du verstehst, Dorothee, mein Heimatsdorf liegt ja nahe, und viel Verkehr war über den Fluß hinüber und herüber, zwischen den Pfarrhäusern und den Herren auf den Gütern — nun, und dann schrieb ich das Gedichtchen auf dieses Blatt, und wahrscheinlich hätte ich es zerrissen, wenn nicht etwas sonderbares gerade an demselben Mittag geschehen wäre.

Was geschah? fragte Dorothee voll Ungeduld.

Was damals geschah, hätte an seiner Stelle auch einen Stein verdient, wie den da draußen! Die vier Augen ruhten einen Augenblick auf einem kleinen Granitblock, der im Garten an einem alten Buchsbaum stand und die vergoldete Inschrift trug: 3. September 1858. Beide Frauen sahen sich dann lächelnd an; fast unbewußt hatte Dorotheens Hand eine Brosche, die als Mittelstück, in zierlichster Renaissancefassung, eine goldne Münze trug, berührt, als ob sie prüfen wollte, ob sie sich nicht etwa unterwegs abgelöst habe; die Großmutter aber sah mit dem gleichen Lächeln einer beziehungsreichen Erinnerung den schönen Schmuck am Kleide der Enkelin an und fuhr dann fort:

Dein Großvater hatte an jenem Nachmitage mit seinen jungen Freunden einen Gang nach dem Hirschsprung verabredet. Das ist eine Felswand nahe bei der Stadt, es führen Treppen und Pfädchen hinauf, über die nur junges, verwegnes Volk klettert; von oben hat man eine schöne Aussicht in die Thäler und über die Berge hinaus noch in das flache Land bis zu unserm Waldgebiet. Hier geschah es, was ich an diesem Mittag geschrieben hatte. Dein Großvater war allen vorangeeilt und saß schon oben ausruhend auf einem der Sandsteinblöcke, dann kamen nach ihm ein paar Freunde, die unter der Spitze ermüdet nachließen, sie saßen aber so nahe, daß sie der Großvater hören konnte. Einer von ihnen schnitt einen Namen in die Rinde eines Baumes, der sich in die Felsen festgeklammert hatte; sein Nachbar sieht ihm zu und deklamirt ein Sprüchlein, das vor ein paar Jahren in einer Zeitschrift Goethes erschienen war:

Nichts vom Vergänglichen,
Wies auch geschah,
Uns zu verewigen
Sind wir ja da!

Nun, das feine Wort zu einem Wortspiele zu verderben, war nicht recht, aber hier hat es doch wohl gesprochen werden müssen, denn wie es der Großvater hört, fällt es ihm mit seinem ganzen heiligen Sinn in das Ohr und setzt ihm hinter Gedanken, die seither unabgeschlossen durch sein junges Herz gewogt hatten, plötzlich den festen, endgiltigen Punkt. Wie der eine noch an dem Namen schnitzelt, hören sie etwas durch die Luft sausen, und als sie nachher zum Großvater kommen, steht er oben ohne sein buntes Cerevis und schaut regungslos in das Land. Achilles, wo ist dein Cerevis? rufen sie, und er wendet sich ruhig zu ihnen und sagt: Es liegt irgendwo dort unten in den Tannen. Daß er es hinabgeworfen hatte und was er alles an Unsichtbarem damit von sich abgethan hatte, hat er nicht gesagt, aber sie merkten es von da an.

Das war wohl ein wunderschön gesticktes Cerevis? fragte Dorothee mit einem stillen Hintergedanken, den die Greisin nicht erriet, denn sie antwortete: Ja, ich hatte Tage und Nächte und fast die Augen drangegeben.

Dorothee sprang auf und umarmte die Großmutter.

Du hast mich gefangen, sagte diese nun mit zärtlichem Blick.

Hat es dir nicht leid gethan, daß er dein Geschenk wegwarf?

O nein, ich hätte die kleine Mütze noch lieber gestickt, wäre das möglich gewesen, wenn ich gewußt hätte, in welchem Lebensaugenblicke sie mit allem, was sie bedeutete, schon Vergangenheit für ihn sein würde. Von jenem Tage an wußte ich noch besser als früher, warum ich ihn lieb hatte. Seitdem, fuhr sie fort, hat er das Leben „verewigt." Ich kannte keinen Menschen, der so wie er das Licht sich auf den Wellen seines Lebens wiederspiegeln ließ. Von dem alten Buche der Nachfolge Christi hat er nichts wissen mögen; schon der lateinische Titel „Von der Nachahmung Christi" war ihm ein schwerer Anstoß. Sein Gedanke, um den sich sein Leben und sein Denken drehte, war, wie man in jeder Lebensform und jeder Lebenslage in der Gegenwart Gottes leben könne, da man in ihr leben müsse. Man wandert durch den Äther, in jedem Augenblicke durchfluten seine Ströme, ohne daß wir es merken, unsern ganzen Körper; wir wandern in Gott, er durchströmt, umflutet, überrauscht uns, und daß wir das wollen, ist unser tiefstes Sehnen, und wie wir bei allem in Gott sind, das ist die große Lebenskunst des Christen. Diese Verewigung, dies Wandern in Gott, das war sein Thema, er sprach nicht viel darüber, aber er lebte es uns vor.

Dorothee hatte mit lebhafter Teilnahme zugehört. Sie hatte nichts vernommen, das ihr nicht wie nächstverwandt gewesen wäre, und das Gefühl der zeitlichen und geistigen Blutsgemeinschaft mit den Voreltern und Eltern kam wie ein Glückseligkeitsgefühl über sie. Es war ihr sonderbar, daß sie den Jüngling, den sie heute gesehen hatte, immer in diese geistige Reihe eingeschlossen sah. Als sie merkte, daß die Großmutter nichts mehr hinzufügen werde, sagte sie: Ich möchte doch gar zu gern etwas von unsern Verwandten hören, die nicht in unserm Königreiche wohnen, mir ist, als hättest du einmal gesagt, es lebten heute noch Leute unsers Namens weiter im Norden, die zu uns gehörten.

Gewiß, sagte die Großmutter, vielleicht sogar nicht sehr entfernte Verwandte, aber die weite Entfernung und unsre harte Landarbeit hat es verursacht, daß wir kaum mehr als das wissen, daß sie da sind.

Kannst du mir gar nicht sagen, was es für Leute sind? drängte Dorothee.

Vielleicht weiß dein Vater etwas Genaueres, er hat sich einmal wegen dieser Verwandten umgethan, frage ihn, wenn du jetzt wieder nach Hause kommst.

(Fortsetzung folgt)

2240954

Maßgebliches und Unmaßgebliches

Ein Geschäftsparlament und ein Radauparlament. Wenn eine Körperschaft die ihr obliegende Arbeit verrichtet, so muß man mit ihr zufrieden sein. Der Reichstag hat bis jetzt ein hübsches Stück Arbeit verrichtet (oder vielmehr der Bruchteil des Reichstags, der aus den pflichtgetreuen Abgeordneten besteht, die das nicht gering anzuschlagende Opfer bringen, ohne Diäten ein halbes Jahr in Berlin auszuhalten und sich in fast täglichen Kommissionssitzungen mit sehr mühseligen Arbeiten abzuplagen). Er hat es ohne sensationelle Kammerszenen gethan und, soweit das bei so vielen widerstreitenden Interessen und Ansichten möglich ist, so ziemlich zu allseitiger Zufriedenheit; wird doch die Erledigung des Handelsgesetzbuchs sogar vom Vorwärts für einen Fortschritt erklärt. Nur aus den Streichungen am Marineetat, d. h. an den unerwarteterweise nach der ersten Lesung in diesen Etat eingestellten Forderungen, hat ihm ein ernstlicher Vorwurf gemacht werden können, dabei aber müssen ihm die Überraschung und die verhältnismäßige Neuheit der Anschauungen, auf denen diese Forderungen beruhen — frühere Denkschriften des Reichsmarineamts haben sich ganz anders ausgesprochen —, als mildernde Umstände zugebilligt werden.

Man kann aus niemandem mehr herausbringen, als in ihm steckt, und es wäre unbillig, von einem fleißigen, nüchternen Arbeiter eine geniale Initiative zu großen, neuen Dingen zu erwarten. Am 2. April hat sich dem Reichstage die Gelegenheit zu einer solchen dargeboten. Bestünde er aus Männern von weitem Gesichtskreis und großer Gesinnung — aber wo sollten wohl solche im heutigen Deutschland herkommen? —, so würde er den Antrag Liebermanns von Sonnenberg auf Wiedereinführung der konfessionellen Eidesformel mit dem Beschlusse beantwortet haben, den Gerichtseid ganz abzuschaffen. Vor einundzwanzig Jahren hat Konstantin Rößler in seinem bei Fr. W. Grunow erschienenen Buche: „Das deutsche Reich und die kirchliche Frage“ über die unerträgliche, eine baldige Beseitigung fordernde Gewissensnot aller gläubigen evangelischen Christen geklagt, in die sie der Staat dadurch versetze, daß er sie zwingt, vor Gericht gegen das ausdrückliche und strenge Verbot Christi Eide zu schwören. Nichts ist begreiflicher, als daß in den Anfängen der Kultur — und das Mittelalter war ein neuer Kulturanfang —, wo Priester die Gebieter und Lehrer der Völker sind, allen bürgerlichen Verrichtungen und so auch den Gerichtsverhandlungen ein religiöser Charakter aufgeprägt wird. Nichts ist auch erklärlicher, als daß sich der absolutistische Staat, der die Kirche zu seiner Magd gemacht hatte, des kirchlichen Glaubens oder Aberglaubens und der priesterlichen Schreckmittel für seine Zwecke bediente und unter anderm in der Furcht vor Gott oder vielmehr vor der Hölle ein schwaches Ersatzmittel für die mehr und mehr aus der Mode kommende Folter sah. Aber was in aller Welt hat denn der heutige Verfassungsstaat, der rein weltlicher Natur ist und der Kirche die ihr gebührende Selbständigkeit zugesteht, mit dem religiösen Eide zu schaffen? Und wie in aller Welt kommen gläubige Christen dazu, in dem Gerichtseid eine Art Gottesverehrung zu sehen? Heißt es Gott auf christliche Weise ehren, wenn man ein ausdrückliches Gebot Christi von Staats wegen übertritt? Heißt es Gott ehren, wenn man alljährlich viel hundert Meineide erzwingt? Denn entdeckt oder verfolgt werden ja doch nur die allerwenigsten. Und wäre denn der Zweck des Zeugeneides nicht ganz ebenso gut durch die bloße Strafandrohung zu erreichen? Was sichert denn — soweit es überhaupt geschieht — die Wahrhaftigkeit der Zeugenaussage? Doch nicht etwa der Glaube an ein göttliches Strafgericht? Wenn das die Meinung wäre, dann würde der Staat den Meineidigen nicht selbst strafen, sondern ihn seinem göttlichen Richter überlassen,

in der Erwartung, daß dieser durch einen Blitzstrahl seinen Leib zerschmettern und seine Seele in die Hölle stürzen werde. Nein, es ist gar nichts Religiöses dabei, sondern die Zuchthausstrafe soll den Erfolg sichern. Kann man denn aber die Zuchthausstrafe nicht in diesem Falle wie in vielen andern Fällen verhängen, ohne unsern Herrgott, Jesum Christum und das heilige Evangelium in alle diese Quatschgeschichten hineinzumengen, bei denen die Leute ihre vermeintlichen Wahrnehmungen über Haar- und Augenfarbe eines Menschen, über vernommne Schimpfwörter und dergleichen auskramen? Kann man nicht bestimmen: Jeder wird bestraft, dem man nachweist, daß er vor Gericht falsch ausgesagt hat? Natürlich dürften nicht alle falschen Aussagen mit Zuchthaus bestraft werden, sondern nur solche, die sich auf wichtige Angelegenheiten beziehen, und die aus einer bösen Absicht entsprungen sind. Übrigens hat Christi Verbot einen tiefen Sinn und ist psychologisch vollkommen gerechtfertigt. Der wahrhaftige Mensch spricht selbstverständlich unter allen Umständen die Wahrheit, des unwahrhaftigen aber kann man sich durch keinerlei Künste und Zwangsmittel versichern. Wenn man einem, der vor Gericht etwas auszusagen hat, einen Eid auflegt, so erklärt man ihn damit entweder für einen Lügner oder für einen kindischen Menschen, der gedankenlos zu schwatzen pflegt, und dem man erst die Hölle heiß machen muß, wenn er einmal ausnahmsweise mit Überlegung sprechen soll; und zu einer dieser beiden Klassen soll nun jeder Deutsche gehören! Nun, es war, wie gesagt, nicht zu verlangen, daß sich unser Reichstag zu einer Auffassung hätte aufschwingen sollen, die einen Bruch mit eingewurzelten Vorurteilen bedeutet.

Mehr genialen Anstrich als unser trockner und hausbackner Reichstag hat der österreichische; schon durch die interessanten Nationalitäten. Ja er bildet mit der Regierung zusammen ein staatsrechtliches Unikum. Badeni demissionirt, weil er keine Mehrheit findet, oder nicht die Mehrheit, die er zu brauchen glaubt, und erklärt hierdurch Österreich für einen Staat mit parlamentarischer Verfassung, und dieser selbe Badeni bleibt, nachdem ihm der Kaiser geschrieben hat, seine Minister hätten, unbekümmert um die Parteien, bloß mit Rücksicht auf das allgemeine Staatsinteresse zu regieren. Damit ist aber nicht etwa der Konflikt gegeben, bewahre! Den Kern der Reichstagsmehrheit, die nicht Badenis Mehrheit ist, bilden ja seine intimsten Freunde, die polnischen Schlachzizen. So werden der Minister und die Mehrheit, die er nicht mag, in bester Eintracht mit einander leben. Und was spielen die Deutschen, für die doch ursprünglich die interessanten Nationalitäten nur eine schmückende Verbrämung abgaben, im neuen Reichstage für eine Rolle? Vorläufig gar keine. Die Deutschnationalen mögen einige Befriedigung darüber empfinden, daß den Präsidentensessel nicht mehr ein „Judenliberaler“ verunziert, aber Dr. Kathrein vertritt, obwohl er ein Mann deutscher Zunge ist, doch in erster Linie das klerikale Interesse, und die beiden Vizepräsidenten, von denen der eine ein Pole, der andre ein Tscheche ist, kann man beim besten Willen nicht für Deutsche halten. Und nicht bloß südlich bunt ist dieses Abgeordnetenhaus mit seiner undefinirbaren Mehrheit, sondern auch von ganz südlichem Temperament. Unverschämte Lüge, Mörder, frecher Schwindler, so hallte und schallte es in der Sitzung am 7. April herüber und hinüber. „Aber ich bitte, Herr Abgeordneter, solche Beschimpfungen —“ mußte der Präsident einmal über das andre rufen, worauf ihm zur Antwort wurde: „Ja, wir sind doch nicht hier, um einander Schmeicheleien zu sagen,“ oder: „Setzen wir doch einen galizischen Staatsanwalt auf den Präsidentenstuhl!“ Man muß die Selbstbeherrschung des Grafen Badeni bewundern, der es über sich brachte, die galizische Regierung und die Schlachta in einer langen Rede zu verteidigen. Seine Gegenbeschuldigungen waren weniger gegen die polnische Bauernpartei und die Sozialdemokraten als gegen die Ruthenen gerichtet,

die als wütende Bande die polnischen Schlachzizen, diese unschuldigen Lämmer, verfolgt haben sollen. Als ob man nicht wüßte, daß der polnische Adel die Ruthenen jahrhundertelang grausam unterdrückt und versucht hat, sie gewaltsam zu polonisiren, was ihm, obwohl beide Völker nahe verwandt sind, nicht gelungen ist; wiederholt, namentlich in der Zeit von 1648 bis 1708, haben sich die Ruthenen in blutigen Aufständen gegen ihre Peiniger erhoben. Jakobiner nannte Badeni die ruthenischen Geistlichen. In der Sitzung vom 8. April sagte darauf Daszynski: „Hier sitzt einer von ihnen, Pater Taniaczkiewicz, sehen Sie ihn an, ob er wie ein Jakobiner aussieht.“ (Große Heiterkeit.) Taniaczkiewicz nahm dann selbst das Wort und sagte unter anderm: „Das ruthenische Volk wird niemals vergessen, daß es unter Österreich aus der Knechtschaft befreit und zu einem menschlichen Dasein berufen worden ist. Deshalb sind wir Patrioten; wir sind eine staatserhaltende Partei, und das wird uns auch von der Ministerbank niemand bestreiten dürfen. Die ruthenischen Abgeordneten werden als radikal bezeichnet. Wenn man unter radikal versteht, daß man mit besten Kräften nach edelster Art dem Volke helfen will, dann nehme ich dieses Wort gern auf; wenn aber der Ministerpräsident einen Anarchisten oder Revolutionär darunter versteht, so weise ich es entschieden zurück. In den gestrigen Ausführungen des Ministerpräsidenten hieß es immer wieder: wütende Menge, wütende Menge! Ich war in ruthenisch-radikalen Versammlungen; ich habe eine betende, ich habe eine trauernde Menge gesehen, aber von einer wütenden Menge habe ich unter meinem Volke nichts gesehen. Ich bin erst ein angehender Parlamentarier, ich würde mich aber gleichwohl hüten, von einem solchen Worte ohne weiteres Gebrauch zu machen.“ Leider wird die Welt niemals die genaue Wahrheit über die galizischen Wahlen erfahren. Daszynski und der Ruthene Okuniewski hatten die Prüfung durch einen Parlamentsausschuß beantragt, der das Recht haben sollte, Zeugen vorzuladen. Der Jungtscheche Stransky dagegen, der seine Überzeugung aussprach, daß der Lemberger Landtag und die Regierung am besten wissen müßten, was in Galizien vorgehe und was dort Rechtens sei, beantragte, daß das Material nur dem Wahlprüfungsausschuß überwiesen werde. Die Linke forderte natürlich, daß zuerst über den Antrag der Betroffenen abgestimmt werde, und die Deutschliberalen erklärten, nur wenn dieser verworfen werden sollte, würden sie für den Antrag Stransky stimmen. Aber der Präsident ließ zuerst über diesen abstimmen, und da zum Protest dagegen die Mitglieder der deutschen Volkspartei und der deutschen Fortschrittspartei vor der Abstimmung den Saal verließen, so wurde der Antrag Stransky von der slawisch-klerikal-feudalen Mehrheit angenommen. Also eine unterhaltende Lektüre werden die Berichte über die Verhandlungen dieses interessanten Reichstags ohne Zweifel abgeben, wie er aber mit seinen fünfundzwanzig Beinen in der Arbeit vorwärts kommen wird, das ist eine andre Frage.

Größe. Wieviel liegt doch in diesem einen kleinen Wort! Wie erhebend ist das Gefühl der Bewunderung, die das unbefangne Gemüt großen Menschen gegenüber empfindet! Es pflegt als eine Wohlthat und außerordentliche Gunst der Vorsehung betrachtet zu werden, wenn einem Volke ein großer Mann beschieden ist. Diese Wertschätzung der Geister beweist schon, daß sie selten ist. Im allgemeinen wird auch bei Erteilung des Namens „der Große“ Zurückhaltung geübt. Man ist darüber einig, daß viel dazu gehört, sich dieses Namens würdig zu erweisen, vor den Zeitgenossen wie im Urteil der Geschichte als ein großer Mann zu gelten.

Es ist aber schwer, den Begriff der Größe genau festzustellen. Durchweg herrscht mehr ein instinktives Bewußtsein davon, worin Größe bestehe, als daß man

ihre Merkmale genau bezeichnen, und in Worte fassen könnte, was unter einem großen Manne zu verstehen sei. Doch scheint es, daß der Volksinstinkt ziemlich genau das Richtige trifft, und daß das Urteil der Zeitgenossen von der Geschichte bestätigt wird. Manchmal läßt es sich nicht genau angeben, von welchem Zeitpunkte an die Benennung „der Große" im Munde der Zeitgenossen entsteht. Auch kommt es wohl vor, daß ein Kampf um die Wertschätzung hervorragender Männer geführt wird. Parteianschauungen, nationale Sympathien und Antipathien spielen hinein in die Beurteilung von Männern, die im politischen Leben eine bedeutende Wirksamkeit entfaltet haben. Und dennoch, man merkt selbst aus dem Haß die Anerkennung der Bedeutung dieser Männer heraus; man merkt eine gewisse Sympathie und Bewunderung auch dem aus Feindesmund kommenden Urteil an.

Menschen, die über den Durchschnitt bedeutend hervorragten, die sich auszeichneten durch Geistesgaben oder sittliche Kraft, hat vielleicht jeder einmal oder öfter im Leben kennen gelernt. Und wohl denen, die diese ungewöhnlichen Gaben nach ihrem Wert zu schätzen wissen, die des warmen wohlthuenden Gefühls der Bewunderung fähig sind. Weit höher aber noch stehen die Wenigen, die als große Menschen bezeichnet werden. Wir bewundern auch das außerordentliche Talent und sprechen wohl von großen Dichtern, großen Künstlern. Aber groß in anderm Sinne ist uns doch der Mann, der eine geschichtliche Mission zu erfüllen hat, und die Geschichte der Neuzeit lehrt, daß auch in unserm demokratischen Zeitalter mit seinem Streben nach Ausgleichung für das staatsmännische Genie, das mit unbeugsamer Willenskraft und vorausschauendem Blick seine Ziele verfolgt, ein bedeutender Spielraum bleibt. Wie hoch wir die Bedeutung von Kunst und Wissenschaft schätzen, wie sehr wir auch die Geisteshelden bewundern und hochschätzen, die der Menschheit neue Wahrheiten verkündet und dadurch tiefe Herzensbedürfnisse der Menschheit befriedigt haben, die Menschheit aus Gewissensnöten befreit und ihr eine geläuterte Religionslehre gebracht haben, es giebt andre Bedürfnisse der Menschheit, die eben so dringend Befriedigung verlangen. Solange es einen Fortschritt in der Menschheit giebt, werden noch tiefgreifende Änderungen und Umwälzungen stattfinden. Solange die Empfindungen, Bestrebungen, Interessen der einen im Gegensatz stehen zu denen der andern und das, was die einen wollen, nicht zu erreichen ist ohne das Unterliegen der andern, so lange es politische, nationale, soziale Gegensätze giebt, wird es auch Kämpfe in der Menschheit geben, und nicht immer werden sich diese dringenden Fragen auf friedlichem Wege lösen lassen. Denn immer pflegen sich die Anhänger des Alten, die, deren Interessen mit den bestehenden Zuständen in irgend einer Weise verknüpft sind, jeder noch so wohlthätigen Änderung entgegenzustemmen. Da kann dann wohl die große Mehrzahl des Volkes überzeugt sein, daß es anders, besser werden muß, und doch weiß man aus diesen Schwierigkeiten den Ausgang nicht zu finden. Da ist der große Mann am Platz, in dessen Kopf langsam die Gedanken reifen, der sich jahrelang mit den Plänen der Ausführung trägt, in dem vielleicht schon früh das Bewußtsein davon lebt, was er einmal zu leisten und auszuführen habe, ob auch später der Plan im einzelnen manche Änderung erfährt, sich manches in der Wirklichkeit anders gestaltet, als es vorher bedacht war.

Wie aber wird es, wenn sich der große Mann nicht findet zu der Zeit, wo das Volk seiner bedarf? Das Operiren mit dem „wenn und aber" ist in der Geschichte ein eignes Ding. Es giebt eine geschichtliche Notwendigkeit, die sich vollziehen muß, so oder anders, früher oder später. Niemand wird behaupten wollen, daß Amerika nie entdeckt worden wäre, wenn Kolumbus auf seiner Fahrt verunglückt wäre, oder daß die Losreißung der Vereinigten Staaten von England nie stattgefunden hätte, wenn Washington früh gestorben wäre, oder daß die wichtigsten

Erfindungen der Neuzeit bloß von den einzelnen Personen abhängen, deren Namen mit diesen Erfindungen verknüpft sind, und ohne sie immer unterblieben wären. Die gewaltige That der Abschüttlung des napoleonischen Jochs wurde vollführt, ohne daß die Geschichte einen der dabei mitwirkenden Männer mit dem Namen des Großen geschmückt hätte! Ja die Siege wurden errungen über das erste Feldherrngenie und diplomatische Genie des Zeitalters. Wenn unerträgliche Zustände nach Abhilfe schreien, wenn brutale Unterdrückung und unerhörte Ungerechtigkeit die Völker aufs tiefste empört und unersättliche Eroberungssucht unnatürliche Staatengebilde geschaffen hat, so wird die Kraft zur Befreiung gefunden, wenn auch die Bewegung nicht in einem einzelnen Mann ihren Mittelpunkt findet, nicht ein einziger gewaltig hervorragt. Auch ist wohl jeder deutsche Vaterlandsfreund davon überzeugt, daß die Einigung Deutschlands einmal kommen mußte. Aber daß sie sich so rasch und vollständig vollzog, daß es gelang, das deutsche Staatsschiff durch so viele Gefahren glücklich hindurchzusteuern, war das Verdienst einer genialen Staatsmannskunst. Es ist auch selbstverständlich, daß der große Mann nicht ein Allschöpfer ist, der aus dem Nichts Zustände, Verhältnisse hervorzaubern könnte, die ohne sein Zuthun vorhanden sind, und deren er zur Ausführung seines Werkes bedarf. Der preußische Schulmeister und viele andre und vieles andre mehr haben zu den deutschen Siegen mitgeholfen. Wir denken nicht so gering von dem deutschen Volke, daß wir glauben sollten, sein Emporkommen und Erstarken haben ganz ausschließlich davon abgehangen, ob einige außerordentlich befähigte Männer seine Führer waren, wie auch in Zukunft das Bestehen des deutschen Reichs nur gesichert sei, wenn immer Männer von gleicher Begabung seine Geschicke leiten. Wir sehen in der Verschiebung des Machtverhältnisses zwischen Deutschland und Frankreich einen geschichtlichen Vorgang, der durch mancherlei Ursachen veranlaßt worden ist und nicht mehr dauernd rückgängig gemacht werden kann. Wir glauben und hoffen, daß die Überlegenheit Deutschlands über Frankreich verbürgt ist durch etwas, was bleibt, was die einzelnen Personen überdauert, durch eine Überlegenheit des Volkstums, zu der die Überlegenheit der Volkszahl als weitere Bürgschaft gegen die von den Revanchepläne der westlichen Nachbarn drohende Gefahr hinzukommt.

Es heißt der Größe nicht zu nahe treten, wenn man annimmt, daß ein Zusammenwirken vieler Kräfte und ein Zusammentreffen glücklicher Umstände die Ausführung des von dem großen Manne geplanten Werkes erleichert. Der preußisch-deutschen Staatskunst und Heerleitung ist die Verblendung der Gegner, die Unterschätzung der Tüchtigkeit unsers Heeres und der im deutschen Volke schlummernden Kraft, ist Leichtsinn, Unfähigkeit und Kraftlosigkeit der Gegner, sind Fehler der Berechnung, ungeschicktes Operiren, das Spekuliren auf Bündnisse, die nicht zustande kamen, zur Hilfe gekommen.

Rechnen wir das alles zusammen, so ergiebt sich als Bedingung für die Wirksamkeit der geschichtlichen Größe, daß sie in den Rahmen der Zeitgeschichte hineinpaßt, ihr Eingreifen in die Geschichte zur rechten Zeit und am rechten Ort stattfinden, daß die Zeitverhältnisse hindrängen auf das von ihr vorbereitete Werk, sodaß ihre Thätigkeit gewissermaßen als das Pflücken einer reifen Frucht erscheint. Die Frage ist vielleicht müßig, ob ein einzelner großer Mann in einer frühern Zeit schon die Einigung Deutschlands hätte durchführen können. Wir glauben aber diese Frage, wenn sie gestellt wird, verneinen zu müssen. Welche Vorwürfe auch der preußischen Politik der frühern Jahre mit Recht gemacht werden können, die später vollführte Aufgabe war viel zu groß und gewaltig, als daß sie viel früher, mit ungenügenden Mitteln und bei ungenügender Vorbereitung, bei der damaligen Haltung übelgesinnter Mächte und der Isolirung und dem ganzen Zustande Preußens so

erfolgreich hätte vollführt werden können. „Gut Ding will Weile haben.“ Es fehlt nicht an Beispielen, daß Bestrebungen, die geschichtlich vollständig berechtigt waren, erst nach vorhergegangnen mißlungnen Versuchen von Erfolg gekrönt wurden. Die Frucht mußte reifen, still und beharrlich mußten die Vorbereitungen getroffen werden, das Selbstbewußtsein des deutschen Volks mußte erstarken, und der brennende Schmerz über die erlittne Schmach, das immer stärkere Empfinden des Mißverhältnisses zwischen der Bedeutung des deutschen Volks und der staatlichen Ohnmacht Deutschlands wurde zu einem in der deutschen Volksseele kräftig wirkenden Hebel.

Wir haben nur unser Recht gewollt und verlangt. Die Einigung Deutschlands war eine geschichtliche Notwendigkeit, die Verwirklichung des berechtigten Sehnens eines großen und durch seine Tüchtigkeit und seine Eigenschaften unter den Völkern hervorragenden und geachtet dastehenden Kulturvolks. Zu dem Begriff der geschichtlichen Größe gehört auch, daß ihr Wirken von dem Urteil der Geschichte bestehen kann, daß ihre Schöpfungen dauerhaft sind und die Bürgschaft des Bestehens in sich tragen, sich einreihen in den großen Prozeß der Menschheitsgeschichte als lebensfähige Gebilde. Von dem Eroberer, der seinem unersättlichen Ehrgeiz Tausende von Menschen unnütz opfert, dessen Schöpfungen nach kurzer Zeit verfallen, unterscheidet den nationalen Helden, den Führer einer berechtigten nationalen Bewegung, der höhere sittliche Wert seines Strebens, mag er auch den Krieg als Mittel zur Durchführung seiner Pläne nicht entbehren können. Wie könnte behauptet werden, daß sich bei dem Neide der Feinde Deutschlands der Krieg gänzlich hätte vermeiden lassen, und wie könnte bestritten werden, daß das deutsche Volk seine Tüchtigkeit in den Waffen beweisen mußte, um seinen Platz zu behaupten! Was aber Jahre hindurch die deutsche Staatskunst ausgezeichnet und ihr Ansehen gehoben hat, war die von ihr nach den Erfolgen der Waffen ausgeübte weise Selbstbeherrschung, die zu der von Frankreich ehemals auf dem Gipfel seiner Macht geübten Politik in einem vollständigen Gegensatz steht.

Wir gehen ungern auf den Streit der letzten Zeit ein. Unter den Männern, die das deutsche Reich begründeten, ragt besonders einer hervor. Die Zeitgenossen sind längst darüber einig, ihm den Hauptanteil an diesem Werke zuzuschreiben, ihn als den eigentlichen Schöpfer des deutschen Reichs zu bezeichnen, so weit einer einzelnen Person überhaupt dieser Name beigelegt werden kann. Dies Urteil, das durch eine genaue Prüfung der geschichtlichen Thatsachen durchaus bestätigt wird, kann nicht umgestoßen werden, auch wird dadurch nicht die Hochschätzung und Verehrung geschmälert, die dem ersten deutschen Kaiser so reichlich zu teil geworden ist. Uns scheint aber, daß die in der letzten Zeit mehrfach unternommnen und nicht sehr glücklich ausgefallenen Versuche, Kaiser Wilhelms Größe zu beweisen, Versuche, die Widerspruch und eine hämische, boshafte Kritik herausgefordert haben, dem Andenken des allverehrten Herrschers nicht dienlich sind.

Ob wir zu arm sind? Der russische Kaiser will große Politik machen, er will Meere und Länder erobern mit List oder mit Gewalt und will auch sein altes Land fruchtbarer machen. Aber das ist kostspielig. Dazu braucht er Geld. Wo kann er das erhalten? Er wendet sich an das deutsche Volk. Das ist reich. Es hat 11 Millionen Pfund = Millionen Mark überflüssig. Die kann es ihm geben; und die armen Engländer geben ihm noch 4 Millionen Pfund dazu. Damit hat er zunächst genug.

Braucht denn aber das deutsche Volk sein aus der Arbeit erspartes Geld nicht selber? Ach nein, es verzichtet ja darauf, große Politik zu machen, es will nicht

daran denken, einen Anfang zu machen zur Selbständigkeit auf dem Meere. Dazu ist es zu arm.

Eine wunderbare Geschäftsweisheit! Man benutzt nicht sein Geld wie ein tüchtiger Geschäftsmann, indem man selber den Gewinn sucht, sondern man giebt es einem fremden Baron in die Hände, damit der einem Zinsen zahlt; man giebt es dem russischen Kaiser, der es anwendet, wer weiß wozu, vielleicht produktiv. Aber was heißt das — produktiv? Wenn in Rußland Eisenbahnen gebaut werden, so ist das für uns nur unter sehr entfernten Möglichkeiten produktiv. Wenn aber bei uns Kreuzer gebaut werden, so kann diese Ausgabe für uns in hohem Maße produktiv werden, auch ohne Krieg.

So bekommt man doch wenigstens sichere Zinsen? O nein! Manchmal auch nicht, das haben unsre Erfahrungen mit den Griechen bewiesen. Wer die Unerfahrenheit und den Leichtsinn unmündiger Völker zu Geldgeschäften benutzt ohne alle Sicherheit, sozusagen auf Ehrenschein, der treibt Wucher, und es ist kein Wunder, wenn er um sein Geld kommt. Warum sollten auch die Griechen zahlen? Es giebt ja keinen Gerichtshof, vor dem sie verklagt, und keinen Gerichtsvollzieher, von dem sie gepfändet werden könnten. Oder glaubt man etwa, daß die englische Flotte auch diesen deutschen Handelsgeschäften ihren billigen Polizeischutz geben müsse?

Ist es nun nicht lächerlich, daß dieselben Leute, die dem griechischen Staate Geld geborgt haben, und die nun immer von der deutschen Diplomatie verlangen, sie solle es ihnen wieder holen, daß zum Teil dieselben Leute grundsätzlich kein Geld haben für die deutsche Regierung, sondern immer behaupten, wir wären zu arm, und der deutschen Diplomatie das Werkzeug zur Arbeit versagen?

Wenn ein polnischer Jude dem Herrn Baron Geld borgte, wer hatte den Genuß davon? Der Baron! Und wer hatte die Schande? Der Jude! Denn er wurde malträtirt schlimmer als vorher, so oft er auf den Hof kam. Und als der reiche Fugger dem römischen Kaiser Geld borgte, wer hatte die Ehre und den Glanz davon? Der Kaiser! Und was hat der Fugger davon gehabt? Den Verlust. Er mußte immer hinter dem Gevatter Kaiserchen herlaufen und nur immer mehr geben, um sein Geld zu retten und — schließlich doch bankerott zu werden.

Wenn nun das deutsche Volk dem russischen Kaiser Geld borgt zu großen Thaten, wer wird davon allen Glanz und Ruhm in der Geschichte und auch den gemeinen Vorteil für die Zukunft haben? Der Russe! Und was wird der Deutsche von diesem Geschäft haben? Nur den Verlust.

Ein Volk, das allen Völkern Geld borgt, kann freilich selbst keine große Politik mehr machen. Es würde ja überall gegen seine eignen Interessen fechten. Es spielt die Rolle des Fugger, der dazu verdammt ist, händeringend hinter seinem großen Schuldner herzulaufen, der ihm aber bei Leibe nicht zwischen seine Pläne treten darf.

Statt zu einem bewaffneten Kaufmann wird das deutsche Volk so zu einem wuchernden Jüdlein. Was sagt dazu der oft genannte „Bürgerstolz?“

Ein modernes Schlagwort in geschichtlicher Beleuchtung. So schwierig es mitunter ist, den eigentlichen Vater eines guten Gedankens festzustellen, ebenso schwierig ist es oft, zu ermitteln, wer zuerst eine landläufige aber thörichte Phrase aufgebracht hat. Wer mag wohl zuerst auf den so unglücklichen und unendlich oft wiederholten Gedanken gekommen sein: Deutschland ist ein Binnenstaat? Wir nennen ihn unglücklich, weil er erstens nicht richtig ist, und weil er zweitens eine Schanze abgiebt, hinter die sich der im freien Felde geschlagne und zu einem Entschluß gedrängte Philister mit der Miene eines Triumphators zurückzuziehen liebt. Auch der sonst ganz hellsichtige Abgeordnete v. Vollmar ist an dem Gemeinplatz hängen

geblieben. Wir sind der Überzeugung, daß jeder politische Satz und jede politische Maßregel durch die Erfahrungen der Geschichte geprüft und gerechtfertigt werden muß, und daß nur selbstgefällige Thoren sich im Vertrauen auf die eigne Allweisheit mit der flüchtigen und oberflächlichen Ansicht des Augenblicks begnügen.

Wir führen die Meinung eines praktischen Staatmannes und Volkswirts an, der dafür bekannt ist, daß er sich nicht durch Phrasen beirren ließ, sondern die Wirklichkeit der Dinge sehen konnte. Also der alte, so oft genannte und so wenig gekannte Justus Möser meint: „Deutschland hat seine Häfen wie andre Reiche, und es ist zur Handlung so gut gelegen als das beste. Allein solange seine gegenwärtige Regierungsverfassung dauert, wird es nie zu der Größe in der Handlung gelangen, wozu es nach seinen Kräften gelangen könnte.“ Er schrieb nämlich nach dem siebenjährigen Kriege. Dann fährt er in demselben Aufsatz fort: „Noch sind es keine vierhundert Jahre, daß der hanseatische Bund den Sund und die Handlung auf Dänemark, Schweden, Polen, Rußland mit Ausschluß aller übrigen Nationen behauptete, Philipp IV. von Frankreich nötigte, den Briten alle Handlung auf den französischen Küsten zu verbieten und endlich mit einer Flotte von hundert Schiffen Lissabon eroberte, um auch diesen großen Stapel zur Handlung für alle entdeckte und zu entdeckende Weltteile zu seinem Winke zu haben; eine Unternehmung, welche mehr Genie zeigt als die Erfindung des Pulvers, deren die Reichsgeschichte noch wohl gedenkt, wenn sie jenen großen Entwurf auf Lissabon mit Stillschweigen übergeht. Kaum sind dreihundert Jahre verflossen (1475), daß eben dieser Bund England nötigte, den Frieden von ihm mit 10000 Pfund Sterling zu erkaufen, Dänemark feilbot, Livland erobern half und den Ausschlag in allen Kriegen mit ebendem Übergewichte gab, womit es England seit einigen Jahren gethan hat. Keine Krone weigerte sich, die Ambassadores dieser deutschen Kaufleute (sie hießen mercatores Romani Imperii) zu empfangen und dergleichen an sie abzuschicken. Noch im sechzehnten Jahrhundert behauptete es die alleinige Handlung in der Ostsee mit einer Flotte von 24 Kriegsschiffen gegen die Holländer.“

Nach dieser Glanzzeit kam der Fall; Karl V. wollte seinen Sohn Philipp auch zu seinem Nachfolger an der Kaiserkrone machen und wandte ihm die Niederlande und Oberitalien zu. Als sich die deutsche Nation einmütig seinem Vorhaben widersetzte, da blieben diese wichtigen Lande bei Spanien.

Dann kommt das trübste Blatt deutscher Geschichte: im Augsburger Religionsfrieden verzichtet das deutsche Reich auf eine auswärtige Politik. In Religionsfragen soll nicht mehr die Mehrheit entscheiden, und alle Kriege jener Zeit waren Religionskriege — mit Ausnahme der Türkenkriege. Hatten sich die Niederländer im fünfzehnten Jahrhundert von der Hanse losgesagt und gegen die Osterlinge gekämpft, so spähten sie im sechzehnten in der Not des spanischen Krieges angstvoll nach Hilfe aus. Sie wollten sich England, ja sogar dem katholischen Frankreich unterwerfen, wenn sie dort Hilfe gegen ihre spanischen Henker fänden. Wie leicht hätte ein einiges deutsches Reich oder ein einiger protestantischer Bund sie damals dem deutschen Volke und Vaterlande wiedergewonnen! Aber unter den deutschen Protestanten haderten Lutheraner und Kalvinisten über ihre Doktrinen „mit mehr als viehischer Dummheit,“ wie die ausländischen Kalvinisten klagten. Die Lutheraner begnügten sich in praktischen Dingen mit der Lehre vom leidenden Gehorsam; die protestantischen Fürsten allesamt mit Ausnahme der Oranier trieben ausschließlich Binnenlandspolitik und sahen gar nicht, welche deutschen Lebensinteressen auf dem Spiele standen, sie „gaben die Rheinmündungen preis und erkauften sich doch nicht den Frieden mit ihrer Friedensseligkeit.“ Weiter und weiter griff der schwelende und züngelnde Brand, bis das ganze Reich in den Flammen des großen Krieges zu Asche versank.

Und wie waren sie gemahnt und gewarnt, wie mächtig war ihnen die Wahrheit in die Ohren posaunt worden! „Tua, tua res agitur, ruft Marnix von St. Aldegonde, der Freund des Oraniers, auf dem Reichstage 1578 verzweifelt und fragt, ob wir schlafen auf beiden Ohren, ob wir nicht sehen, daß am Niederrhein gekämpft wird um die Herrschaft der Meere.“ Aber nichts konnte den Streit der Fraktionen zum Schweigen bringen und die Thatsachen besiegen, man trieb weiter Binnenlandspolitik, und die Kämpfer des Weltkrieges sprachen nur noch mit Verachtung von den Deutschen. „Die deutschen Fürsten, spottet Alba, führen Adler, Löwen und Greifen in ihren Wappen, aber den grimmen Tieren sind die Klauen verschnitten, sie beißen nicht. Moritz von Oranien vergleicht uns mit Fliegen, die sich auf dem Tische totschlagen lassen, und der Hugenott Languet meint: Deutschland bleibt nach seiner Gewohnheit der träge Zuschauer unsers Trauerspiels.“ *)

So ist es gekommen: weil wir nicht Weltmachtpolitik getrieben haben, damals, als andre um die Weltmacht kämpften, darum sind wir immer mehr heruntergekommen, und so kann es wieder kommen. Das Zurückbleiben Deutschlands in seiner politischen Machtentwicklung hat auch den Verlust seiner Handelsstellung zur Folge gehabt, der deutsche Kaufmann wurde, durch keine überlegne Macht gedeckt, in der Ostsee durch Schweden vergewaltigt, in England durch die jungfräuliche Königin an die Luft gesetzt. Jeder griff die neutralen Schiffe auf, und Holland und Schweden wurden die Erben der Hanse. Im westfälischen Frieden wurde unser Unglück auch in diesem Punkte vollkommen: Holland, Dänemark und Schweden blieben die Herren unsrer Nordküsten; Deutschland waren nun alle seine Poren für den Außenverkehr völlig verstopft. Der große Kurfürst, seiner Erziehung nach ein Holländer, strebte noch, aus der verderblichen Einschnürung in den Binnenstaat herauszukommen, aber dringendere Aufgaben nahmen die Kräfte des Staates bald völlig in Anspruch.

So ist die erzwungne Beschränkung Deutschlands auf binnenländische Verhältnisse eine Hauptursache, daß aus dem römischen Reich — daß Gott erbarm! — schließlich wurde ein römisch Arm.

Das kann nicht anders geändert werden, als wenn sich das neu geeinte deutsche Reich entschließt, nicht mehr Binnenstaat bleiben, sondern wieder Weltmacht werden zu wollen. Was wir dabei zu beachten haben, ist, daß unsre Macht in Mitteleuropa unzweifelhaften Feinden und zweifelhaften Freunden gewachsen bleibt. Aber es genügt nicht, daß wir nur ängstlich Schildwache stehen vor dem europäischen Frieden und das Lied singen:

Bewahrt das Feuer und das Licht,
Daß nirgendwo ein Schade geschicht!

Wenn Herr v. Marschall bei der lahmen Flottendebatte im Reichstage nicht so schüchtern wie ein junges Mädchen von seiner ersten Liebschaft von den deutschen Weltmachtsbedürfnissen und Anrechten gesprochen hätte (es ist nicht so schlimm!), so würde er uns weit besser gefallen haben. Wir haben bei allen äußern Machtfragen noch Bismarcksche Musik im Ohr. Wie ein Marsch wollen uns die zahmen Friedensschalmeien nicht klingen.

Wir sagen auf gut deutsch: Handelsfragen sind politische Machtfragen. Der deutsche Kaufmann darf nicht mehr lange darauf rechnen, daß er seine Eier wie der Kukuk in fremde Nester legen kann. Die Tage der englischen Freihandelsschwärmerei sind zu Ende. Die Verteidigung und Erweiterung unsrer Märkte

*) Treitschke, Die Republik der vereinigten Niederlande.

fordert starke politische Machtmittel, sonst kann unsre Industrie ihre Öfen ausgehen lassen. Die gelernten Arbeiter der englischen Großindustrie haben die jetzige Regierungsmehrheit geschaffen. Diese Mehrheit hat eine Milliarde für Kriegsschiffe bewilligt, um damit unbequeme Konkurrenten zu beseitigen — more britannico. England ist durch seine Bodenverhältnisse zu solcher Politik gezwungen. Offenheit ist immer gut.

Eine deutsche Zeitung in Ägypten. Seit Mitte März erscheint in Kairo — vorläufig als Wochenschrift — eine deutsche Zeitung, der Ägyptische Kurier. Der Besitzer und Leiter des Blattes ist Herr Hans Resener, der Verfasser des beachtenswerten Werkes „Ägypten unter englischer Okkupation." Das Erscheinen dieser neuen Zeitung — die zugleich in französischer Übersetzung herausgegeben wird, da das Französische die Sprache der Levante ist, also auch von dem höher stehenden Mohammedaner gesprochen wird, den die neue Zeitschrift mit deutschen Anschauungen bekannt machen soll — ist in mehr als einer Hinsicht ein bedeutungsvolles Ereignis. Wir haben deutsche Zeitungen in Nord- und Südamerika, allenthalben, wo sich Deutsche niedergelassen haben, blüht bald ein mehr oder minder bedeutendes Zeitungsunternehmen auf. Aber nirgends sonst in der Welt dürfte sich in einem von England okkupirten Lande ein Blatt finden, das den Mut hätte, offen gegen England für die deutschen Interessen und für das Wohl der geknechteten Einheimischen einzutreten. Es ist ein Zeichen der Zeit, ein hocherfreuliches Zeichen, daß endlich der deutsche Michel wach wird und einzusehen beginnt, wie er sich von den Pfefferſackpolitikern jenseits des Kanals in unwürdiger Weise hat schulmeistern lassen. Jahrzehntelang hat John Bull die Mächte zum Narren gehalten, friedliche Versprechungen gegeben, begütigend zur Ruhe getätschelt, jetzt schiebt er die Hände in die Hosentaschen und erklärt unverfroren: J, wo werde ick denn! Aus Ägypten will er nicht mehr hinaus, darum auf, deutscher Michel, zeige, daß du genau weißt, wie weit die Rechte der andern, aber auch wie weit die deinigen gehen, zeige, daß du gewillt bist, keine Hand breit davon abzulassen!

Wir Deutschen haben in Ägypten dieselbe Existenzberechtigung wie die Engländer; wenn England vertragsbrüchig, auf einige tausend Mann Truppen gestützt, Vorrechte im Lande fordert, so hat es darauf keinen Anspruch. England hat Ägypten nicht besser gemacht; die Sicherheit ägyptischer Werte ist durch die Okkupation auch nur so lange gewährleistet, als diese in engen Schranken gehalten wird, und man in Frieden mit England lebt. Warum also Benachteiligungen schweigend hinnehmen? Keine Nation sorgt in so „praktischer" Weise für das Fortkommen ihrer Unterthanen wie die englische. Überall sucht man hier Nichtengländer aus den Ämtern zu drücken und Engländer unterzubringen. Und so etwas geschieht nicht nur Beamten gegenüber! Ein kleines Beispiel: Obgleich in dem Badeort Helouan bei Kairo ein bei Fremden wie Einheimischen gleich beliebter deutscher Arzt lebt, ist den Unternehmern dortiger großer Hotels die Konzession im verflossenen Jahre nur unter der Bedingung erteilt worden, daß ein englischer Arzt als Badearzt angestellt werde. Der ägyptischen Verwaltung wäre eine derartige Klausel nie eingefallen, aber die allzeit regsame Agence anglaise weiß solche Gedanken wirkungsvoll nahezulegen. Wenn jetzt ein deutsches Blatt auf solche Dinge aufmerksam macht und sie der öffentlichen Kritik auch im Heimatlande preisgiebt, darf man wohl hoffen, daß künftig Gegenmaßregeln getroffen werden. So keck John Bull auftritt, wenn sich alles vor ihm beugt, so höflich und nachgiebig wird er, wenn

man ihm die Zähne zeigt. Dieser heilsame Einfluß wird sich dann weiter und weiter erstrecken, es wird vom Nildelta über den ganzen Orient wirken, den deutschen Interessen zur Förderung, dem deutschen Namen zur Ehre.

Bildung. Nie ist in deutschen Lettern das Wort Bildung so oft gedruckt worden, wie im verflossenen Winter. Es war zwischen den Pariser Zarentagen und den Unruhen auf Kreta gerade eine günstige Pause für die Beschäftigung der Zeitungen mit einem Gegenstande, der ihnen sonst ferner liegt. Die Hochschulvorträge, die Volksbibliotheken, die Volkslesezimmer kamen plötzlich in den Vordergrund. Jede Zeitung glaubte Aufsätze und Notizen darüber bringen zu müssen. Volksbildung, Halbbildung, Afterbildung schwirrten nur so herum. Der Bildungsphilister und der Bildungsenthusiast mußten herhalten. Verlegenheit und Angst blickten flehentlich nach Friedrichsruh und empfingen dann aus Hamburg stärkende Antibildungsphrasen, an denen sie sich aufrichteten. Nun ist im großen Publikum die Geschichte so ziemlich wieder vergessen. Wenn man aber einmal ein recht eindringliches Beispiel der tiefgründigen Ergebnislosigkeit sogenannter Preßkampagnen haben will, erinnere man sich an diesen Rumor. Nachdem so endlos viel über, für und wider Bildung geschrieben ist, wissen weder die Leser noch auch die Schreiber, ob und wo es eigentlich an Bildung fehlt. Wie könnte sonst ein großer Teil der deutschen Presse alle Volksbildungsbestrebungen als nutzlos, ja gefährlich hinstellen? Was aber etwa an Bildungsmitteln und Gelegenheiten neu geboten wird, dem stehen sie mit der stumpfen Empfindung gegenüber, daß es ihnen an dem Elementarsten fehlt, an der Erkenntnis dessen, was überhaupt Bildung ist. Wenn es sich um Schul- oder Berufsbildung handelt, kann jeder von bestimmten Erfahrungen, Einrichtungen und Zielen reden; kommt aber die sogenannte allgemeine Bildung in Frage, dann liegt eine unfaßbare Summe von Millionen einzelner Bestrebungen, Bemühungen, Wünschen und Ansichten vor, von deren Wesen und Wert sich niemand ein klares Bild macht. Man kommt da allerdings nicht mit Schulstatistiken und Analphabetenlisten aus. Was und wieviel liest ein Volk und das Volk? Welche geistigen Interessen sind über das „Fach“ hinaus vorhanden? Wie äußert und befriedigt sich das Streben nach geistigem Genuß? Und nach ästhetischem? Darüber vernehmen wir höchstens Ansichten und Meinungen, es giebt kaum Anfänge einer Litteratur darüber. Das hängt zum Teil damit zusammen, daß die allgemeine Bildung der scharfen Umgrenzung und Zweckbestimmung der moralischen Bildung und der Berufsbildung entbehrt. Der Begriff ist jung, er reicht nach Eucken in seiner geistigen Bedeutung nur in die Mitte des vorigen Jahrhunderts hinauf. Er ist noch nicht durchgearbeitet und geklärt, doch hat ihn das Leben in den letzten Jahrzehnten fester ergriffen, und wir sehen immer zahlreichere und deutlichere Linien auf ein Ziel hinlaufen, das allgemeine Bildung ist. Es ist sehr dankenswert, daß ein Sozialphilosoph gerade diesen Begriff zum Gegenstand einer gemeinverständlichen Besprechung gemacht hat. Wer die kleine Abhandlung*) von Schubert-Soldern durchliest, weist der allgemeinen Bildung wahrscheinlich hinfort eine festere und höhere Stellung an als die vielen, die heute mit den Worten Halbbildung und Scheinbildung um sich werfen, sobald sie ein Bildungsstreben wahrnehmen, das über die Elemente des behördlich geaichten Wissens oder über das Notwendigste des Berufs hinausgeht. Wir möchten auf einige Punkte hinweisen, die uns aus diesen Betrachtungen wie Lichtquellen anstrahlen. Zuerst das „Allgemeine“ in der Bildung, das keines-

*) R. v. Schubert-Soldern, Über den Begriff der allgemeinen Bildung. Leipzig, Hermann Haacke, 1896.

wegs nur die Ableitung aus der Menge des Einzelnen ist, sondern für sich steht und wirkt. Wer die einzelnen Wissenschaften versteht, versteht noch nicht das allen Gemeinsame, das nicht aus den einzelnen herausgezogen werden kann, sondern über den einzelnen schwebt. Die Einseitigkeit der Bildung kann dem gründlichsten Gelehrten jedes Urteil über den Wert seiner Wissenschaft rauben und damit seine besten Bestrebungen verkümmern. Er muß durch allgemeine Bildung einen Standpunkt gewinnen, von dem aus er sein eignes Fach und zugleich die andern übersieht. Der Gebildete soll aber nicht für sich allein, für seinen Beruf, seine Angelegenheiten gebildet sein, er soll Anteil nehmen an den allgemeinen Bedürfnissen andrer. Je mehr er es thut, desto mehr nützt er sich selbst durch die Förderung allgemeiner Interessen und durch das moralisch-ästhetische Vergnügen der Betrachtung des Wohlseins andrer. Je mehr sich die Arbeit des Einzelnen verengt und vertieft, um so breiter muß der Boden werden, auf dem sich Menschen verschiedner Berufe treffen können. Je weniger selbstverständlich das wechselseitige Verstehen der Menschen über ihre Bedürfnisse wird, desto notwendiger wird der gemeinsame Boden der allgemeinen Bildung. Der Berufs- und Standesabsonderung steht die Annäherung durch den Verkehr und den Staat entgegen, die die Menschen in immer engere Berührung bringen wollen und müssen. Es sind zwei Kräfte, die in entgegengesetztem Sinne auf die Gesellschaft wirken. Im Interesse der Gesellschaft und des Staates liegt es, daß die Bildung nicht so verschieden ist, daß die Gruppen und Schichten einander überhaupt nicht mehr verstehen. Mindestens sind Abstufungen notwendig, durch die die Angehörigen der höchsten und niedersten Bildungsstufe mittelbar in Verkehr treten können, indem die aneinander grenzenden und ineinander übergehenden Stufen zu gegenseitiger Verständigung gelangen.

Auf das gleiche Ziel wirkt der Einfluß der allgemeinen Bildung auf den Charakter. Durch bloße Berufsbildung wird unvernünftiger und kurzsichtiger Egoismus großgezogen, der „praktische Sinn“ genährt, der nur auf Gelderwerb, rohen sinnlichen Genuß und überschwänglichen Luxus ausgeht. Die allgemeine Bildung hat keinen materiellen Vorteil im Auge, sie erweckt das uneigennützige Interesse an der Sache. Es ist eben deshalb auch ganz unrichtig, die allgemeine Bildung immer nur als eine Bildung aufzufassen, die nach der Schule zu erwerben sei. Eine gute Schulbildung ist im Gegenteil die beste allgemeine Bildung, und ganz besonders liegt der Wert einer guten Gymnasialbildung darin, daß sie für kein Brotstudium vorbereitet, sondern den Knaben zum Menschen und Bürger heranbildet. Wenn so viele Versuche, sich später eine allgemeine Bildung anzueignen, in Oberflächlichkeit auslaufen, so liegt sehr oft die Schuld daran, daß die Schule versäumt hat, den idealen, im Objekt selbst Befriedigung suchenden Sinn bei der Jugend zu wecken.

Die allgemeine Bildung hängt eng mit der ästhetischen zusammen. Die eine und die andre sind notwendig, um aus dem ästhetischen Genuß die geistige und leibliche Erholung zu gewinnen, deren Regelung der Hauptzweck der ästhetischen Bildung ist. Sehr schön weist Schubert-Soldern nach, wie die ästhetischen Genüsse der Weiterentwicklung im quantitiven Sinn widerstehen, wie ihre qualitative Steigerung dagegen in der Verbindung mit geistigem Gehalt zu suchen sei. Tiefrer ästhetischer Genuß setzt allgemeine Bildung voraus und fördert sie zugleich.

Erwäge ich im Lichte dieser Betrachtungen einige der Einwürfe, die den eingangs genannten Bildungsbestrebungen gemacht werden, so meine ich, daß eine Schrift wie diese besonders in zwei Richtungen Nutzen stiften könnte. Indem sie das Wesen der allgemeinen Bildung bestimmt, macht sie uns auf die immer wiederkehrende Vermengung von Kenntnissen und Bildung aufmerksam, unter der besonders die Beurteilung des Wertes öffentlicher Vorträge leidet. Und indem sie die soziale

Bedeutung der allgemeinen Bildung kennen lehrt, mit der natürlich die staatliche Bedeutung gegeben ist, bewahrt sie uns vor der Gefahr, den Nutzen der auf Hebung der allgemeinen Bildung gerichteten Bestrebungen nur an Kenntnissen und Fertigkeiten zu messen und die ästhetischen und ethischen Vorteile zu übersehen oder zu unterschätzen.

Charlotte von Schiller. Ob man nach allem, was über Schiller veröffentlicht worden ist, über seine Gattin noch ein annehmbares Buch schreiben könne, mußten wir uns zweifelnd fragen, als wir mit nicht großen Erwartungen an das kleine Lebensbild von Dr. Hermann Mosapp gingen (Heilbronn, Max Kielmann). Aber die Lektüre zeigte uns, daß es sogar ein recht glücklicher Gedanke war, das Leben des Dichters nur vom Kreise seiner kleinen Familie aus darzustellen. Die Litteraturgeschichte zeigt ihn uns beschäftigt mit hohen Gedanken und ein großes Werk nach dem andern in erstaunlich schneller Folge erschaffend. Darüber vergessen wir leicht, in wie kleinen und beinahe kümmerlichen Verhältnissen er sich mühevoll durch das Leben arbeiten mußte. Charlotte war arm, aber adlich, die Verbindung galt auch ohne Vorurteil als Mißheirat. Daß der Bräutigam um 1789 schon Dramen geschrieben hatte, die auf den Theatern aufgeführt wurden, daß er Geschichtsprofessor in Jena geworden war (einstweilen ohne Gehalt; erst nach der Verlobung gewährte ihm der Herzog zweihundert Thaler), kam dabei nicht in Betracht. Den Standesunterschied glich des Herzogs Freundlichkeit später aus. Aber das Geld blieb knapp im Hause, solange Schiller lebte. Außerdem war seine Gesundheit schon vor der Heirat gebrochen, und bald kamen gefährliche Krankheiten, die anstrengende Pflege forderten. Alles, was nun erforderlich war, hat Charlotte mit ihren schwachen Kräften, aber an Geiste stark geleistet, und alles, was sie entbehren mußte, hat sie ertragen. Sie hat nicht über die äußere Bürde ihrer Ehe geklagt, sondern ihren Mann noch gestärkt und gestimmt zu der Arbeit, in deren Erfolgen ihr einziger Stolz lag. Und als er gestorben war, ließ sie sich von ihrer alten Mutter mit dem Gedanken trösten, einen guten Teil ihres Lebens die Gattin eines Schiller gewesen zu sein. Sie erlebte es nun zum Dank für ihre treue Arbeit, daß das Andenken des Verstorbnen, man möchte sagen, pekuniäre Wunder wirkte, denn solche Summen, wie ihr jetzt zu teil wurden, hatte sie früher nicht gekannt, und von materiellen Sorgen für sie und die Kinder war keine Rede mehr. Das war des Mannes Segen, durch den ihr nun auch äußerlich alles vergolten und ersetzt wurde.

Der Verfasser beschreibt uns das Leben in Rudolstadt, Jena und Weimar in einfacher, anschaulicher Sprache, meist nach Briefen. Wir halten sein kleines Buch für außerordentlich nützlich. Wir nennen Schiller als Dichter ja einen Idealisten. Will man sehen, daß er es auch im Leben gewesen ist und in seinen Ansprüchen (was vielleicht nicht ganz so leicht ist), so lese man dieses Buch. Ach, wie glücklich waren diese Menschen in ihrer Zeit! Was würde heutzutage wohl ein Schiller, wenn er zum zweitenmale möglich wäre, an äußerm Lebensaufwand voraussetzen?

Es wäre ja ganz hübsch, wenn es sich wirklich zugetragen hätte, daß der Herzog von Meiningen kürzlich seinem anspruchsvollern Theaterdichter einmal Bauerbach zum Aufenthalt vorgeschlagen hätte, wo es zugleich an Erinnerungen an große Vorgänger nicht fehle. Hat mans aber auch nur für die Zeitungen erfunden, so hat die Erfindung doch ihren tiefen Sinn. Wieviele Bauerbachs kämen wohl heute auf einen einzigen Schiller?

Für die Redaktion verantwortlich: Johannes Grunow in Leipzig
Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig. — Druck von Carl Marquart in Leipzig

Die Grenzboten

Zeitschrift
für
Politik, Litteratur und Kunst

56. Jahrgang

Nr. 16

Ausgegeben am 22. April 1897

Inhalt:

	Seite
Agrarisches Künstlertum	113
Abdul Hamid II. und die Reformen in der Türkei	120
Die Memoiren von Paul Barras. (Fortsetzung)	128
Die Kompetenzerweiterung der Amtsgerichte	136
Midaskinder. Von Hermann Oeser. 5	140
Maßgebliches und Unmaßgebliches: Ein großer Moment — Vereint marschiren, getrennt schlagen — Umständlichkeit in der Rechtspflege — Siedlungsgenossenschaften — Gärtnerei und Volkserziehung — Zur Kunstgeschichte — Hildebrand und Zarncke	147
Litteratur	160

Fr. Wilh. Grunow
Leipzig

Alle für die Grenzboten bestimmten Aufsätze und Zuschriften wolle man an den Verleger persönlich richten (J. Grunow, Firma: Fr. Wilh. Grunow, Königsstraße 20).
Die Manuskripte werden deutlich und sauber und nur auf die eine Seite des Papiers geschrieben mit breitem Rande erbeten.

Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig

Der Werdegang des deutschen Volkes

Historische Richtlinien für gebildete Leser

von

Otto Kaemmel

Erster Teil: Das Mittelalter

Gebunden 2 Mark 50 Pfennige

Der als Geschichtschreiber in hohem Ansehen stehende Leipziger Professor und der überaus rührige Grenzbotenverlag haben die verdienstliche Arbeit übernommen, die Geschichte der Deutschen in einem auf zwei Bände beschränkten Werke darzustellen, das an Billigkeit bei gleicher Ausstattung nicht mehr übertroffen werden kann. Der erste Band dringt bis zur Reformation vor und gliedert den reichen Stoff in vier Zeiträume, die Wanderzeit bis gegen 800 n. Chr., die Stammeszeit unter der Herrschaft des Fränkischen Reichs 800—918, die deutsch-römische Kaiserzeit 919—1273, die landesfürstlich-städtische Zeit 1273—1517. Dieser Zeitabschnitt wird auf 866 Seiten in klarer formenschöner Sprache behandelt, ausführlich genug, um dem gebildeten Leser alle Zusammenhänge der wechselvollen Geschichte unsers Vaterlands anschaulich zu machen und, wie es in dem interessanten Vorwort heißt, nicht nur Fürsten- und Kriegsgeschichte, sondern Volksgeschichte zu geben und demnach allen Seiten der Entwicklung in ihrem innern Zusammenhange möglichst gerecht zu werden. Kaemmel vertritt die Ueberzeugung, daß stärker als die materiellen Verhältnisse, die geistigen Mächte, die nach Verwirklichung drängenden großen Ideen und die großen Persönlichkeiten die Geschicke der Völker entscheiden, er sieht daher im Staat, in der organisirten Gesellschaft die höchste Leistung des irdischen Menschen, in der Darstellung staatlicher Wandlungen und sittlicher Thaten die erste und nächste Aufgabe aller Geschichtschreibung, und er bekennt sich zu dem schlichten Glauben an eine höhere Leitung der menschlichen Dinge, ohne sich zu vermessen, sie im einzelnen nachweisen zu wollen. Solchem Programm kann man nur vollinhaltlich zustimmen. (Frankfurter Journal)

Deutsche Bürgerkunde

Kleines Handbuch des politisch Wissenswerten für jedermann

von

Georg Hoffmann und Ernst Groth

Gebunden 2 Mark

Das Buch soll den Lehrern wie andern Staatsbürgern: Kaufleuten, Landwirten, Gelehrten, Beamten dienen. Wir stehen nicht an, von diesem Gesichtspunkte aus es für eine vortreffliche Leistung zu erklären. Von der Gemeinde ausgehend, führt es mit großer Klarheit und bei aller Lebhaftigkeit frisch und anziehender Darstellung, den Leser durch alle Zweige unsers öffentlichen Lebens. Wir können das Buch, das bei schöner Ausstattung recht billig ist, nur warm empfehlen. (Kreuzzeitung)

Das Buch ist nicht im Auftrage irgend einer Behörde geschrieben, sondern von zwei unabhängigen Männern, einem Juristen und einem Pädagogen, verfaßt, die im Vorwort sagen: „Die Verfasser haben nicht vom Standpunkt irgend einer politischen Partei aus geschrieben. Sie meinen und hoffen vielmehr, daß mit der wachsenden Kenntnis der Grundlagen unsers Staatslebens die Parteigegensätze sich mildern, die Liebe zum Vaterlande und das Staatsbewußtsein sich kräftigen werden." Das Buch ist .... um so mehr zu gebrauchen, als es in mustergiltigem Deutsch abgefaßt ist, frei von allen Geschmacklosigkeiten und Verkehrtheiten des Kanzleistils und daher auch durchweg gemeinverständlich. (Frankfurter Zeitung)

Geschichte der griechischen Litteratur

Erster Band: Die Poesie

von

E. Kroker

In Leinwand gebunden 2 Mark 50 Pfennige

Wir beginnen wieder einzusehen, daß unsre Kultur nie aufhören darf, ihres Zusammenhanges mit Homer, mit der attischen Tragödie, mit der griechischen Plastik, mit Plato und Aristoteles sich bewußt zu bleiben, und daß den Einbruch einer neuen Barbarei willkommen heißt, wer diesen Grund und Boden unsrer gesamten höhern Kultur verleugnen möchte. Vielleicht haben indes die Philologen, im Gegensatz zu den Vertretern andrer Wissenschaften, allzu wenig gethan, um für den Gegenstand ihrer Arbeit auch in weitern Kreisen Verständnis und Interesse zu gewinnen. Die Geschichte der griechischen Litteratur von Ernst Kroker, deren erster Band uns vorliegt, gehört zu den Büchern, die zu einer solchen Vermittlung zwischen gelehrter Arbeit und unzünftiger Freude an der antiken Litteratur sich eignen. Sie ist auf wissenschaftlicher Grundlage gearbeitet, verzichtet aber gründlich auf jeden gelehrten Anstrich und wird durch ihre leichte und anmutige Darstellung und die geschmackvoll ausgewählten Proben aus den alten Dichtern den Leser nur zu weiterm Eindringen in die Herrlichkeit der griechischen Poesie einladen können. Auch als Festgeschenk für die Schüler oberer Gymnasialklassen können wir das reizend ausgestattete und auffallend billige Büchlein bestens empfehlen. (Münchner Neueste Nachrichten)

Grundbegriffe und Grundsätze der Volkswirtschaft

Eine populäre Volkswirtschaftslehre

von

Carl Jentsch

Gebunden 2 Mark 50 Pfennige

Der Verfasser, durch Schriften auf andern Gebieten rühmlich bekannt, will zur Klärung des wirtschaftlichen und sozialpolitischen Widerstreites, der allerorten herrscht, durch Verbreitung gesunder volkswirtschaftlicher Anschauungen beitragen. Es ist in der That richtig, daß das Fehlen der einfachsten volkswirtschaftlichen Kenntnisse, namentlich in den gebildeten Klassen, wesentlich dazu führt, daß immer weitere Massen des Volkes in die Kreise der Unzufriednen hineingezogen werden. Der Gebildete schlechthin weiß gewöhnlich so wenig von der wirtschaftlichen Theorie und der Geschichte der sozialen Entwicklung, daß ihm eine Belehrung der Volkskreise, mit denen er in Berührung kommt, nicht möglich ist. Die Unsicherheit aber, die aus solcher Unkenntnis entspringt, trägt dazu bei, die Zurückhaltung gegenüber der lebhaft politisierenden Arbeiterschaft zu vergrößern und damit den Gegensatz zu verschärfen. Wir haben keine Herrschaft mehr über die Massen, weil wir die Fühlung mit ihnen verloren haben, und wir können diese Fühlung nur wiedergewinnen, wenn wir aus Vergrößerung und Vervollständigung unsrer Kenntnis zu größerer Anteilnahme und geschickterem Eintreten für die materiellen und sozialen Leiden der untersten Klassen gelangen. Das Jentschsche Buch bringt uns diesen Zuwachs an Rüstung zu dem notwendigen Geistes-kampfe in der Form, wie sie den Gebildeten anmutet, ohne ihn tiefer in wissenschaftliche Streitfragen zu verwickeln, als er es für sein Verständnis nötig hat (Handel und Gewerbe)

Agrariſches Zünftlertum

Profeſſor Brentano in München hat vor kurzem wieder ein Buch veröffentlicht, deſſen Erſcheinen man mit aufrichtiger Freude begrüßen kann. Es enthält den erſten Teil, die theoretiſche Einleitung, eines Lehrbuchs der Agrarpolitik. In dieſem Buche vergleicht der Verfaſſer unter anderm ſehr glücklich die Beſtrebungen des deutſchen, namentlich des oſtelbiſchen Agrariertums, ſo weit ſie in dem Verlangen nach Erleichterung der Fideikommißbildung und nach dem Anerbenrecht einerſeits, und nach der Feſtſetzung einer Verſchuldungsgrenze für den landwirtſchaftlichen Grundbeſitz andrerſeits zum Ausdruck kommen, mit den zünftleriſchen Anſprüchen, wie ſie zur Zeit des verfallenden Handwerks im achtzehnten Jahrhundert an der Tagesordnung waren. Auch damals ſeien die Gewerbe, indem ſie als Realgerechtigkeiten vererbt wurden, zu Fideikommiſſen einer beſchränkten Anzahl von Familien geworden. Wer eine ſolche Realgerechtigkeit nicht ererbt habe, habe ſie teuer kaufen müſſen. Damals hätten die Münchner Schneider verlangt, man ſolle verbieten, daß ſich Perſonen um die Befugnis zum Betrieb des Gewerbes bewürben, die das Recht zum Gewerbebetrieb nur mit Hilfe geborgten Geldes kaufen könnten, denn dadurch werde der Preis dieſes Rechts für die übrigen geſteigert. Wie dieſe Maßnahmen des niedergehenden Zunftweſens zwar tüchtige Unbemittelte zu ſchädigen, aber keinen untüchtigen Bemittelten zu retten vermocht hätten, ſo würde auch die Steigerung des monopoliſtiſchen Charakters des Grund und Bodens durch die „Inkorporation der Grundeigentümer in eine Zunft“ zwar niemand zu retten im ſtande ſein, aber — wie es die Art der Zünfte ſei — erſt recht keine Bürgſchaft bieten, daß Grundeigentum und Erbrecht die Aufgabe, um deretwillen ſie anerkannt ſeien, im Dienſte der Geſamtheit erfüllten.

Es iſt jedenfalls von großem praktiſch-politiſchen Intereſſe, die Wahr-

nehmungen und Schlußfolgerungen, durch die ein Mann wie Brentano zu dieſem Urteil gekommen iſt, kennen zu lernen. Auch in den Grenzboten iſt ja wiederholt der Wunſch geäußert worden, daß die akademiſchen Autoritäten in der deutſchen Volkswirtſchaft, wenn ſie auch in den geſetzgebenden Körperſchaften faſt ganz auf eine Vertretung und Mitarbeit verzichten, doch wenigſtens mit eigner, perſönlicher Verantwortung zu dem Kampf unſrer Zeit gegen das Zünftlertum in der Landwirtſchaft wie im Gewerbe Stellung nehmen möchten, ſtatt den Büchermarkt durch eine Flut verantwortungsloſer Lehrlingsarbeiten ihrer Schüler überſchwemmen zu laſſen. Daß Brentano dieſem Wunſche entſpricht, verdient unſern Dank.

Brentano glaubt vor allem die in den Köpfen der Agrarier ſpukende Vorſtellung berichtigen zu müſſen, die zwar der Rodbertusſchen Anſicht entſpricht, aber ſie nicht folgerichtig ausdenkt, daß jeder Bruchteil des Verkaufswerts eines landwirtſchaftlichen Grundſtücks oder Gutes, der jenſeits der Grenze des Ertragswerts liege, als „fiktiver Wert," als etwas „illegitimes," als „Urſache unfehlbaren Ruins" zu brandmarken ſei. Nach Brentanos Auffaſſung wäre von einem „fiktiven" Werte nur dann zu reden, wenn die Eigenſchaften, um deretwillen man dem Gute eine Bedeutung für die Bedürfnisbefriedigung beilegt, nicht wirklich vorhanden wären. So liege ein „fiktiver" Wert vor, wenn jemand in Erwartung eines weitern Steigens der Preiſe einen Preis für den Boden bezahle, der ſeinem gegenwärtigen Ertrage nicht entſpreche, und wenn dann die erwartete Preisſteigerung ausbleibe. Dagegen verhalte es ſich anders in dem Falle, daß jemand ein Gut über ſeinen Ertragswert bezahle, wenn mit dem Beſitz politiſche Vorzüge, Ehrenrechte oder ein größeres geſellſchaftliches Anſehen verknüpft wären, und in dem weitern Falle, daß kleine Leute Grundſtücke über ihren Ertragswert bezahlten, weil ſie von ihrem Beſitz die Sicherung einer ſtetigen und unabhängigen Arbeitsgelegenheit erwarteten.

Aber auch wenn man von dieſer Übertreibung des Verlangens, den über den reinen Ertragswert hinausgehenden Verkaufswert zu beſeitigen, abſehe, ſeien die von den Agrariern zur Erreichung dieſes Ziels vorgeſchlagnen Mittel durchaus ungeeignet, da ſie den Monopolcharakter des Bodens, ſtatt ihn zu ſchwächen, worauf es doch ankomme, im Gegenteil ſteigerten. Fideikommiſſe beſeitigten allerdings für den Fideikommißerben ſelbſt die „preisſteigernde Wirkung des Monopolcharakters des Bodens," denn er erhalte den Grundbeſitz umſonſt. Desgleichen beſeitige das Anerbenrecht dieſe Wirkung für den übernehmenden Erben, denn dieſer erhalte das Gut höchſtens zum Ertragswert, meiſt noch niedriger, angerechnet. Aber andrerſeits beſtehe kein Zweifel, daß da, wo die meiſten oder doch viele Güter fideikommiſſariſch gebunden ſeien, und für die übrigen das Anerbenrecht gelte, die Menge der auf dem Markt zum Verkauf gebotnen Güter bedeutend vermindert werde. Es könne vorkommen, daß in einer Gegend dann kaum ein Landgut verkäuflich ſei, und

daß der Verkaufspreis der Güter, die zum Verkauf kämen, durch diese künstliche Steigerung des Monopolcharakters des Bodens enorm in die Höhe getrieben werde, und zwar umso höher, je mehr die Bevölkerung und der Reichtum zunehme.

Es ist eine den englischen Nationalökonomen, fährt unser Gewährsmann fort, geläufige Thatsache, daß nichts so sehr zu dem Verschwinden des englischen Bauernstandes beigetragen hat, als gerade die künstliche Steigerung der Bodenpreise durch fideikommissarische Substitutionen (entails) und eine Intestaterbfolge, die den ältesten Sohn zum einzigen Erben des gesamten Grundbesitzes macht. Diese Art der Vererbung war ungefährlich, solange es einerseits keine großen in Handel und Industrie erworbnen Reichtümer gab, deren Inhaber durch Aufkaufen von Grundbesitz das, was man eine Familie gründen nennt, erstrebten, und andrerseits an die Landwirtschaft keine Anforderungen, die Intensität des Betriebs zu steigern, erhoben wurden. Sobald aber die wirtschaftliche Entwicklung eine Anzahl von homines novi aufbrachte, die angesichts der mit dem Grundbesitz verbundnen gesellschaftlichen und politischen Vorzüge keinen andern Ehrgeiz kannten, als den, Grundbesitz aufzukaufen, um Fideikommisse zu gründen, und denen zu diesem Zwecke kein Preis zu hoch war, stiegen die Bodenwerte ganz unerhört. Dazu kam, daß die Notwendigkeit intensiverer Wirtschaft Veränderungen — namentlich Flurbereinigungen und Gemeinheitsteilungen — mit sich brachte, die ihrerseits wiederum Veränderungen in dem landwirtschaftlichen Betriebe erheischten, denen viele Bauern nicht gewachsen waren. Sie wurden bankerott. Die durch die Erbfolgeordnung hoch getriebnen Preise aber machten es dem kleinen und mittlern Besitz unmöglich, mit denen, die nach Land um des gesellschaftlichen und politischen Einflusses willen begehrten, zu konkurriren. So traten an Stelle der zu Grunde gegangnen Bauern keine neuen Bauern, sondern Großgrundbesitzer. . . . Der englische Bauernstand aber verschwand, und zwar ist es charakteristisch, daß dieser ganze Prozeß in der Zeit des Hochschutzzolls für agrarische Produkte vor sich ging. Als die englischen Kornzölle 1846 beseitigt wurden, gab es längst keine Bauern mehr.

Nur würde Brentano, obgleich sich, wie er sagt, die Erhaltung eines freien Bauernstandes und ein auf Fideikommissen und Anerberecht beruhendes Erbfolgesystem in unsrer Zeit gegenseitig ausschließen, die dadurch bewirkte Steigerung des Monopolcharakters des Bodens für ebenso gerechtfertigt erklären, „wie die, die mit der Anerkennung des Grundeigentums stattfand," wenn sie nur auch die unentbehrliche Voraussetzung wäre „für eine Steigerung der mechanischen und chemischen Bodeneigenschaften, wie sie die Ernährung einer zunehmenden Bevölkerung erheischt." Wäre sie, meint er, die unentbehrliche Vorbedingung für eine intensivere Bestellung des Bodens, so wäre sie ebenso berechtigt wie das Grundeigentum überhaupt. Aber es ist das Gegenteil der Fall. Fideikommisse und Anerbenrecht halten den Besitzer ab, reichliche Verwendungen für sein Gut zu machen. Jeder darauf verwendete Pfennig wird den übrigen Kindern zu Gunsten des ohnedies begünstigten Fideikommiß als Anerben entzogen. Die Erfahrungen lassen in dieser Beziehung gar keinen Zweifel übrig.

Auch von der Einführung einer Verſchuldungsgrenze erwartet Brentano mit Recht keinen Nutzen, ſondern nur Schaden. Durch die Verſchuldungsgrenze ſoll, wie er ſagt, die Konkurrenz aller, die Grundbeſitz nur mit Hilfe fremder Geldmittel unter Verpfändung des Grundbeſitzes erwerben können, ausgeſchloſſen und damit der Bodenpreis gedrückt werden. „Diejenigen, die bar zahlen können, können nun umſo billiger erwerben.“ Aber während dieſes Mittel zur Heilung des gegenwärtigen Notſtands der Landwirtſchaft, wo ein ſolcher wirklich herrſche, „abſolut unwirkſam“ ſein würde, ſtehe es in „ſchneidendſtem Widerſpruch mit den dauernden Intereſſen der Landwirtſchaft und des Ganzen.“ Der Notſtand beſtehe, wo er anzuerkennen ſei, eben darin, daß die notleidenden Grundbeſitzer des Oſtens heute ſchon über jede in Ausſicht zu nehmende Verſchuldungsgrenze hinaus verſchuldet ſeien. Die Verſchuldungsgrenze würde ihre Lage nur verſchlimmern, indem ſie die Zahl der Käufer beſchränke und die Ausſicht der Überſchuldeten auf Rettung durch einen günſtigen Verkauf noch verringere. Aber die Erfahrung lehre ferner, daß die Verſchuldungsgrenze auch in Norddeutſchland gerade die tüchtigſten und ſtrebſamſten Landwirte vom Erwerb ausſchließen müſſe, indem ſie ihnen verbiete, den ihnen vielleicht reichlich zur Verfügung ſtehenden, wohl verdienten Kredit beim Grunderwerb genügend auszunutzen. Die kleinen Leute in Süddeutſchland würden am Parzellenerwerb verhindert werden. Sie kauften in der Regel mit geringer Anzahlung, zahlten aber erfahrungsmäßig am raſcheſten ab. Trotz der großen Belaſtung dieſer kleinen Beſitzer beim Bodenerwerb ſei ihre Lage weit günſtiger als die der großen, und die von ihnen bebauten Grundſtücke zeigten „eine Steigerung der Intenſität im Anbau und eine Verbeſſerung der Bodeneigenſchaften, womit nichts rivaliſiren“ könne. „Fideikommiſſe, Anerbenrecht und Verſchuldungsgrenze haben alſo lediglich die Bedeutung, einerſeits den Monopolcharakter des Bodens zu Gunſten einer beſchränkten Anzahl Privilegirter zu ſteigern, andrerſeits aber gerade zu verhindern, daß die Funktionen, um deretwillen das Grundeigentum allein erträglich erſcheint, erfüllt werden.“ Folgerichtig verurteilt Brentano dann auch das preußiſche Geſetz vom 8. Juni 1896, wonach alle Rentengüter dem Anerbenrecht unterworfen ſein ſollen, während er das Errichten von Rentengütern an ſich für ſehr angebracht erklärt. Nicht nur, meint er, ſolle der eine Erbe nach dem genannten Geſetz das Gut, und die übrigen Erben eine Abfindung erhalten, ſondern der übernehmende Erbe ſolle auch auf Koſten ſeiner weichenden Geſchwiſter in ſo weit gehendem Maße begünſtigt werden, wie dies ſeit der Bauernbefreiung noch nirgends der Fall geweſen ſei.

Soweit Brentano. Wir haben wiederholt gegen die reaktionäre Neuerungsſucht der preußiſchen Bauernretter aus unſern eignen Wahrnehmungen in Oſtdeutſchland heraus Verwahrung eingelegt, und wir müſſen es geradezu für ein Unglück erklären, daß die unklare Schwärmerei für das bäuerliche Anerbenrecht in der preußiſchen landwirtſchaftlichen Verwaltung ſo bereitwillige

Aufnahme gefunden hat. Wir leugnen gar nicht, daß wir uns seit dreißig Jahren über jedes Bauerndorf unsrer engern Heimat gefreut haben, wo im großen und ganzen die Güter nicht nur vor Zerschlagung bewahrt blieben, sondern sich auch wie seit hundert Jahren vom Vater auf den Sohn weiter vererbten, ohne Anerbenrecht und ohne Verschuldungsgrenze, bis auf den heutigen Tag. Diese bäuerliche Aristokratie hat etwas sehr bestechendes und für uns anheimelndes. Aber so oft wir auch darüber nachgedacht haben, ob wohl für diese Bauerndörfer die Einführung des Anerbenrechts als Intestaterbrecht wünschenswert sei, ob das, was sich bisher durch gesunden Familiensinn und gute Wirtschaft freiwillig erhalten hat, durch eine Art von Zwang und Entmündigung der Bauern festgelegt werden sollte, immer sind wir zu der Ansicht gelangt, daß damit viel mehr geschadet als genützt, daß Gutes in etwas Schlechtes umgewandelt werden würde. Die Erhaltung der Bauernhöfe in unsrer schlesischen Heimat — sie haben in der Regel zwanzig bis vierzig Hektar —, ungeteilt und in der Familie, ist heute nur dann sozial erträglich, wenn sie sich mit den besondern Verhältnissen des einzelnen Wirts, der einzelnen Familien verträgt. Unsre Bauern würden, trotz aller Liebe zum väterlichen Besitz, heute noch den für verrückt halten, der ihnen vorreden wollte, die Pflicht und das Recht des Bauers, sein Gut ungeteilt in der Familie zu erhalten, sei gleichmäßig vorhanden bei dem, der einen Sohn, wie bei dem, der sieben Söhne hat; sie würden ihn für gerade so verrückt halten wie den, der ihnen das Zweikindersystem empfehlen würde. Dem gesunden Sinn unsrer Bauern erscheint beides gleich plump, gleich roh, gleich unsittlich. Uns würde es als eine unverantwortliche Frivolität erscheinen, wollte man sie an dieser Anschauung irre machen, wie es manchen unsrer Bauernretter wohl gar nicht so fern liegt. Unsre Bauern lachen auch den „Studirten" gründlich aus, der ihnen vorerzählt von dem schönen, patriarchalischen, sorgenfreien und ehrenvollen Unterschlupf, den die „nachgebornen" Kinder angeblich auf dem Hofe des Anerben haben sollen. Der gesunde Bauernsohn, der mit dreißig Jahren noch als Sohn oder als Bruder zu Hause sitzt, hat die Vermutung, ein Lump oder ein Faulpelz zu sein, wider sich, und das an ihren Söhnen, auch den nachgebornen, zu erleben, ist unsern Bauern, Vätern wie Müttern, fast ein noch größerer Schmerz, als bei reichem „Kindersegen" — so sagt man Gott sei Dank noch — das Gut verkaufen zu müssen und den Söhnen zur Begründung einer andern Lebensstellung zu helfen, wenn nicht eine reiche Schwiegertochter ins Haus gebracht wird, oder eine Teilung des Gutes, was selten, wohl zu selten vorkommt, den Neigungen entspricht. Jedenfalls ist es bei der bestehenden Gesellschaftsordnung mit dem Privateigentum an Grund und Boden der reine Unverstand, die Vermögenslage der Bauergutsbesitzer gleich machen oder auch nur von größern Verschiedenheiten befreien zu wollen, ganz abgesehen von der persönlichen Tüchtigkeit der einzelnen Wirte.

Haben wir bis jetzt im Osten die Sorge für die verkommnen, „enterbten“ Bauernsöhne noch nicht unter die schmerzlichen sozialen Probleme aufzunehmen nötig gehabt: wenn man das Anerbenrecht mit der Wirkung, die man davon hofft, den Bauern aufgedrängt haben wird, wird auch diese Sorge nicht auf sich warten lassen.

Aber noch viel ernster erscheint uns die Gefahr, die aus allgemeinerer rechtlicher Gebundenheit des Grund und Bodens in Bauerngegenden für die ländliche Arbeiterschaft erwachsen müßte, vollends wenn die an sich vielfach noch wünschenswerte Zerlegung der Rittergüter in kleinere Wirtschaften überhand nehmen sollte. Gerade auch bei der Unterstellung der Rentengüter unter das Anerbenrecht sollte man an diese Gefahr denken. Die übeln sozialen Folgen, die in dieser Beziehung das Vorherrschen gebundnen bäuerlichen Grundbesitzes in unserm Sinne, d. h. im Unterschiede vom Kleinbesitz aufgefaßt, hat, sind in besonders lehrreicher Weise in einem Bericht dargelegt worden, den Dr. Leo Verkauf in Wien dem achten internationalen Kongreß für Hygiene und Demographie zu Budapest im September 1894 über das Erbrecht auf dem Lande und die unehelichen Geburten erstattet hat. Der Berichterstatter hatte Kärnten als besonders geeignet für seine statistischen Untersuchungen ausgewählt, weil es in ganz hervorragendem Maße ein Bauernland ist, und dank dem geltenden Anerbenrecht sich die Güter durchweg geschlossen in der Familie vererben. Kärnten hat wenig Industrie. Während in ganz Österreich 55,9 Prozent der Bevölkerung auf die Landwirtschaft fallen und auf Industrie und Gewerbe 25,8 Prozent, ist das Verhältnis in Kärnten 63,9 Prozent und 19,0 Prozent. In einzelnen Bezirken ist der Unterschied noch schroffer, so im Bezirk Hermagor, wo 81,6 Prozent der Landwirtschaft, 7,8 Prozent der Industrie und dem Gewerbe angehören, im Bezirk Spittal mit 75,4 Prozent und 12,7 Prozent und im Bezirk Wolfsberg mit 70,9 Prozent und 14,6 Prozent. Die unehelichen Geburten machten im Jahre 1890 in ganz Österreich 15,0 Prozent aller Geburten aus, während sie in Kärnten die enorme Höhe von 44,5 Prozent erreichten. Übrigens blieb dabei der rein ländliche Bezirk Hermagor mit 20,5 Prozent tief unter dem Durchschnitt, während in Klagenfurt, wegen der dort befindlichen Gebäranstalt, in die die unehelichen Mütter vom Lande zur Niederkunft kommen, die unehelichen Geburten auf 75,2 Prozent stiegen. Die Trauungsfrequenz in Österreich betrug 7,6 Prozent, in Kärnten 5,12 Prozent und in dem ganz ländlichen Bezirk St. Veit gar bloß 3,96 Prozent. In diesem Bezirk erreichten, abgesehen von Klagenfurt, die unehelichen Geburten die höchste Zahl: 60,9 Prozent. In der Regel ist nun, wie der Berichterstatter ausführte, die Anzahl der Verehelichten in der Landwirtschaft weit größer als in der Industrie. So kamen 1890 in Österreich auf tausend Ortsanwesende in der Landwirtschaft 524, in der Industrie 431 Verehelichte. Aber in Kärnten war das Verhältnis um-

gekehrt, in der Landwirtſchaft 305, in der Induſtrie 320 Prozent. Dabei wogen in Kärnten nicht etwa die jüngern Altersklaſſen vor. Es ſtanden in Öſterreich von den ledigen Männern 12 Prozent und von den ledigen Frauen 15 Prozent im Alter von mehr als dreißig Jahren, in Kärnten dagegen 45,1 Prozent und 55,0 Prozent. Das ſind doch in der That ſprechende Zahlen! Was das Alter der Verehelichung anlangt, ſo ſtanden in Öſterreich 63,5 Prozent der Bräutigame und 77,4 Prozent der Bräute in einem Alter unter dreißig Jahren, in Kärnten 42,5 Prozent und 62,1 Prozent. In Kärnten werden kaum 12,5 Prozent der unehelichen Kinder durch nachfolgende Ehe legitimirt, in Tirol z. B. 27 Prozent. Zur Erklärung dieſer auffallenden Zuſtände brachte der Berichterſtatter folgende weitern Zahlen bei. Die Zahl der Grund- und Hausbeſitzer ſtellt ſich in ganz Öſterreich auf 17 Prozent, in Kärnten auf 11 Prozent. Von der Geſamtzahl der Grundbeſitzer kommen dabei in Kärnten 81 Prozent auf „ſelbſtändige“ Landwirte, auf die Arbeiter kaum 1,3 Prozent. Die Beſitzungen ſind verhältnismäßig groß. Auf einen Hof kamen in Kärnten im Durchſchnitt 4,7 Arbeiter und Tagelöhner, in Öſterreich 3,2. Die überwiegende Mehrzahl der bei den Bauern beſchäftigten Arbeiter ſind Knechte und Mächte, bei denen ſich das Heiraten verbietet. Während es unter den ſelbſtändigen in der Landwirtſchaft beſchäftigten Perſonen nur 13,9 Prozent ledige gab, waren unter den Arbeitern 76 Prozent unverheiratet. Großgrundbeſitz, der eine Klaſſe von freien Tagelöhnern und verheiratetem Geſinde nötig hätte und erhielte, iſt nicht vorhanden. Die unehelichen Väter ſind allgemein bemüht, die Erhaltung der Kinder auf die Mütter abzuwälzen. Die Bauerknechte gelten, wie es ſcheint, als wirtſchaftlich unfähig, Alimente zu zahlen. „Es iſt, ſagt der Berichterſtatter, allgemeine Überzeugung der unterrichteten Perſonen in Kärnten, daß im Volke gar nicht wie anderwärts der Gedanke der Notwendigkeit, eine Ehe einzugehen, auftaucht.“ In dem Bezirk Hermagor, der den geringſten Prozentſatz der unehelichen Geburten hat, ſind die Beſitzungen beſonders klein, die Zahl der ſelbſtändigen Landwirte iſt größer, die der Arbeiter kleiner. In St. Veit iſt die Durchſchnittsgröße der Betriebe doppelt ſo groß, hier ſteigen aber auch die unehelichen Geburten auf die gewaltige Höhe von 60,9 Prozent. Traurig iſt, ſoviel zu erkennen iſt, natürlich auch das Schickſal der unehelichen Kinder. Groß iſt zunächſt die Zahl der Totgeburten. Von den unehelichen Kindern ſterben im erſten Lebensjahr 26,6 Prozent. Die nicht ſterben, wachſen im Elend auf, als läſtige Zugabe der als Magd beim Bauer dienenden Mutter, kläglich mit durchgefüttert. Der Kretinismus iſt in Kärnten weit größer als in den übrigen Alpenländern.

Wir brauchen dieſen traurigen Zahlen kein Wort weiter hinzuzufügen. Sie ſprechen vernehmlich genug. Mögen auch die Verhältniſſe bei uns in vieler Hinſicht noch anders und beſſer liegen als in Kärnten, ſo ſind doch

die sozialen und sittlichen Zustände der Arbeiterschaft, des Gesindes, auch in unsern Bauerndörfern — bei aller Liebe zur Heimat muß das gesagt werden — vielfach schon jetzt ein Schandfleck. Man mag sorgen, daß sie besser werden, aber von den Bestrebungen der zünftlerischen Bauernretter ist auch hier nur Schade zu erwarten. G. B.

Abdul Hamid II.

und die Reformen in der Türkei

Im europäischen Konzert scheinen zur Zeit alle Nummern vom Programm abgesetzt zu sein zu Gunsten einer Einlage im orientalischen Radaustil: alles horcht jetzt nur nach dem ägeischen Meere hin, Cuba und Venezuela scheinen vergessen, selbst die Burenrepublik, deren Schicksal vor wenigen Wochen noch Herz und Hirn aller amtlichen und nichtamtlichen Politiker beschäftigte, scheint aus dem Gesichtskreis verschwunden zu sein. Das alles hat wieder einmal die orientalische Frage gemacht.

Reformen in der Türkei! — mit dieser Forderung glaubte man einmal die orientalische Frage aus der Welt schaffen zu können. Man hörte auch oft genug von Reformen, die im Gange sein sollten; aber sie sind nie zur Wirklichkeit geworden, weil — wie man allgemein annahm — die Reformbestrebungen des willigen, aber schwachen Sultans von einer Kamarilla, die ihn vollständig beherrscht, hintertrieben wurden. Hin und wieder tauchte jedoch eine andre Lesart auf: nicht in der Indolenz des türkischen Volkes, nicht in der Verderbtheit der Kamarilla, hieß es, sei die wahre Ursache für die Mißstände in der Türkei zu suchen, sondern einzig und allein in der Person des jetzigen Sultans, Abdul Hamid II. In einer neuerdings erschienenen Broschüre von Karl Küntzer „Abdul Hamid II. und die Reformen in der Türkei“ (Dresden, Karl Reißner) wird diese Behauptung in scharfer Form aufgestellt und eingehend begründet. Der Verfasser ist augenscheinlich mit den Verhältnissen im Serail aufs genaueste vertraut und hat seine Erfahrungen aus amtlicher Stellung geschöpft. Kenner der Verhältnisse erklären seine Angaben für durchaus zutreffend.

Nur wenn die Türkei — das ist etwa die Ansicht des Verfassers — aus einem barbarisch-asiatischen Staate zu einem modernen wird, wird der Orient aufhören, eine stete Gefahr für Europa zu sein. Das türkische Volk ist solchen

Reformen, wie sie von den europäischen Mächten angestrebt werden, durchaus geneigt. Die Türken an sich sind durchaus tüchtige, brave Leute, sie haben nur einen schwerwiegenden Fehler: sie sind unfähig, sich selbst zu regieren. Der Despotismus ist daher bei ihnen durchaus keine verhaßte Regierungsform, sie folgen auch, was besonders zu betonen ist, blindlings allen Anordnungen ihres Sultans. Für alles, was in der Türkei geschieht, kann daher nicht das Volk, sondern nur die Regierung verantwortlich gemacht werden, und innerhalb der Regierung wieder der, der ihre Maßnahmen bestimmt — das ist aber zur Zeit niemand anders als der Sultan selbst, Abdul Hamid II. Ihn allein trifft daher die Schuld an den heutigen Mißständen in der Türkei.

Um der Person und Bedeutung des jetzigen Herrschers gerecht zu werden, muß man vor allem eins im Auge behalten: im osmanischen Reiche gilt hinsichtlich der Erbfolge das Seniorat; nicht der Sohn, sondern der Älteste der gesamten Herrscherfamilie folgt auf dem Thron. Die Mißstände, die sich daraus ergeben müssen, liegen auf der Hand: man braucht nur daran zu denken, wie es im Privatleben wäre, wenn nicht der Sohn, sondern der nächstälteste Anverwandte der Erbe wäre. Schon im Privatleben empfindet es kaum jemand als eine Freude, für sogenannte lachende Erben zu arbeiten; mit welchen Augen muß nun erst der Sultan den Kronprinzen betrachten, mit dessen Regierungsantritt des Herrschers eigne Familie ein trauriges Los erwartet! Verwandtschaftliche Gefühle kommen bei der Haremswirtschaft nicht in Betracht. Der Kronprinz ist daher der natürliche Feind des jeweiligen Herrschers und wird dementsprechend behandelt. Es beruht auf dem ganz natürlichen Gesetze der Notwehr, wenn der Sultan seinen Nachfolger in völliger Abgeschlossenheit und Blödheit erhält. „Ohne jede Vorbereitung für seinen Beruf, ja überhaupt ohne landläufige Bildung, ohne die geringste politische Schulung, ohne jede Bekanntschaft mit Land und Leuten, mit den Bedürfnissen und Fragen der Zeit, beneidet von Brüdern und Vettern, gehaßt von den Kindern seines Vorgängers, besteigt der osmanische Prinz den Thron seines Bruders oder Onkels."

Abdul Hamid II. wurde am 31. August 1876 an Stelle seines für irrsinnig erklärten Bruders Murad V. von der Reformpartei zum Sultan ausgerufen. Er durchschaute die Verhältnisse vollkommen: man betrachtete ihn als Marionette, er sollte ein willenloses Werkzeug in der Hand der Reformpartei und ihres genialen Führers Midhat Pascha werden. Diese bezweckte aber, aus der Türkei einen modernen Staat zu machen, und in einem solchen war nicht Platz für das, was des Sultans Ideal war: für die alte Kalifenherrlichkeit mit unumschränkter Gewalt über Leben und Tod, mit Haremswesen und Eunuchentum. Es sollten andre mitreden im osmanischen Reich, eine konstitutionelle Verfassung sollte die despotische ersetzen. Und siehe: der Kampf des dynastischen Absolutismus, der für den Westen Europas schon lange zu Gunsten des Volkes entschieden ist, in diesem Wetterwinkel Europas endete

er mit dem Siege des Despoten; Abdul Hamid II. ist jetzt dank seines ungemein diplomatischen Geschicks und seiner hervorragenden Fähigkeiten mehr, als es irgend einer seiner Vorgänger war, der unumschränkte Herr über sein Volk, trotz der Reformpartei, trotz der Signaturmächte, die von den Levantinern schon lange die six impuissances genannt werden. In den ersten Zeiten seiner Regierung findet man nun allerdings manche Ansätze zu Reformen, und daraus hat man eben jene Schlußfolgerung gezogen, daß der Sultan Reformen gewollt habe, aber unfähig gewesen sei, sie durchzuführen. Aber er hat damals nur mit den Wölfen heulen müssen. Die wahre Ursache jener Reformfreundlichkeit war, daß sich der Sultan noch zu schwach fühlte, es fehlte ihm noch an den willenlosen Werkzeugen, um heimlich das zu hintertreiben, was er offiziell anordnen mußte. Er betrachtete es nun als seine Lebensaufgabe, sich einen Beamtenstand zu schaffen, der keine eigne Ansicht hatte, der willenlos und blindlings das that, was er befahl. Wenn schon in modernen Staatswesen willenskräftige und zugleich ehrgeizige Herrscher und willenskräftige, selbständige Staatsdiener nicht zu einander passen, um wieviel gefährlicher müssen einem Despoten auf schwankendem Throne geistig hervorragende Unterthanen scheinen! So war es denn von vornherein Abdul Hamids Streben, alles zu unterdrücken und zu beseitigen, was sich irgendwie auszeichnete, und durch willenlose Werkzeuge zu ersetzen. Dieses Streben trat schon zwei Jahre nach seinem Regierungsantritt zutage. Im russisch-türkischen Kriege waren die Türken anfangs siegreich. Siegreiche Feldherren aber waren und sind dem in steter Sorge um seinen Thron lebenden Sultan ein Greuel, er vernichtete ihre Erfolge durch willkürliches Eingreifen in die Operationen und durch öftern Wechsel der Höchstkommandirenden. „Wirklich wohl war ihm erst, als die Russen vor den Thoren seiner Hauptstadt standen, während gleichzeitig die englische Flotte bei Prinkipo vor Anker ging. Nun konnte ihm nichts mehr begegnen, denn von den beiden europäischen Großmächten hielt die eine die andre im Zaume, und von der eignen demoralisirten Armee hatte er erst recht nichts zu befürchten.“ Ein grelles Schlaglicht wirft auf den Charakter und die politische Art des Sultans der Umstand, daß er alle hervorragenden Persönlichkeiten dieses Krieges nach und nach aus dem öffentlichen Leben entfernt hat. Osman, Fuad und Mukhtar Pascha genießen zwar alle äußern Ehren, aber sie sind Privatleute geworden. Im Gegensatz zu ihner Laufbahn steht die des heutigen Marineministers. Er hat sich bei allen Kabinetswechseln auf seinem Posten gehalten, denn er hat die Absichten seines Herrn verstanden. Murad V. war durch eine Flottendemonstration zur Abdankung gezwungen worden. Etwas derartiges durfte sich nicht wiederholen, und so wurde denn durch den Marineminister die Flotte planmäßig zu rascher Thätigkeit unfähig gemacht. Äußerlich sind die Schiffe gut gehalten, aber überall fehlt etwas, sodaß kein einziges Kriegsschiff sofort in See gehen kann: hier ein Kessel, dort ein Schornstein, bei einem

dritten die Armirung oder wichtige Teile an den Geschützen usw. Aus allen Regierungshandlungen Abdul Hamids geht hervor, daß er jede arbeitsfreudige, schaffende Thätigkeit, sobald sie sich regt, grundsätzlich zu hindern sucht. Er thut nichts öffentlich dagegen, im Gegenteil, die Türkei ist seit seinem Regierungsantritt mit einer Menge von Einrichtungen moderner Staatswesen überschwemmt worden. Daher ist er in den Ruf gekommen, ein erleuchteter, reformfreundlicher Herrscher zu sein. Aber ein ganz andres Bild gewinnt man, wenn man sieht, wie durch lähmende Maßregeln alles Gute, was geschaffen wird, wieder vernichtet wird. „Die Eisenbahnen können nicht rentiren, schon weil das Verbot des freien Reisens besteht. Auch die unsinnige Quarantäne, die im Jahre sicherlich zehn Monate ein Vilajet gegen das andre abschließt, macht einen einigermaßen regen Passagier- und Güterverkehr zur Unmöglichkeit. Handel und Industrie liegen in Banden, denn es kann sich niemand ohne kaiserliche Erlaubnis auch nur einen Schafstall bauen, geschweige denn eine Fabrik eröffnen. Den Instrukteuren, die für Armee und Marine, für alle Zweige der Verwaltung mit hohem Gehalt engagirt worden sind, wird es von vornherein zur Unmöglichkeit gemacht, sich wirklich nützlich zu erweisen. Es wird ihnen klar gemacht, daß sie zwar pünktlich ihre Büreaustunden besuchen und alle Freitage bei dem Selamlik dem Großherrn ihre Huldigungen darbringen, im übrigen aber möglichst still und thatenlos ihre Gelder verzehren sollen. Das aber ist bequem, und daher kann man sich nicht wundern, wenn solche Weisungen auch auf fruchtbaren Boden fallen. Wenn ein Mitglied der deutschen Militärmission, Goltz Pascha, wirklich etwas Großes und Ganzes zu leisten vermochte, so hat ihn dafür der Sultan auch stets mit argwöhnischen Augen betrachtet und ihm Hindernisse in den Weg gelegt, wo er nur konnte. Die ungeteilte Verehrung, die der deutsche Offizier bei seinen türkischen Untergebenen, namentlich den jüngeren Offizieren genoß, hätte allein schon genügt, um den Großherrn ihm feindlich zu stimmen. Auch im Heereswesen geschah nur das, was vom Jildiz Kiosk aus nicht verhindert werden konnte, oder was man dort für unwichtig hielt, und jetzt, da Goltz Pascha in sein Vaterland zurückgekehrt ist, wird vieles wieder einschlafen und rückgängig gemacht werden, was er mit ungewöhnlicher Kraft und Klugheit durchzusetzen verstanden hat. Am Tage seines Scheidens aus Konstantinopel wurde z. B. die Prügelstrafe an den Militärschulen, von deren Abschaffung Goltz Pascha vor dreizehn Jahren den Antritt seines Dienstes als Direktor abhängig gemacht hatte, wieder eingeführt. Auf Betreiben des genannten Offiziers kaufte die Türkei schon vor Jahren 800000 Mausergewehre bester Konstruktion nebst Munition aus deutschen Fabriken an, als Ersatz für das veraltete Martini-Modell, das bis dahin nebst dem Snider- und Winchestergewehr die Bewaffnung der Infanterie ausgemacht hatte. Diese sind aber bis heute der Truppe noch nicht eingehändigt worden, sondern rosten in den Arsenalen. Kommt es zum Kriege, dann werden sie vielleicht

verteilt, und die Truppe zieht mit einer Waffe in den Kampf, die sie noch niemals in der Hand gehabt hat. Vom türkischen Soldaten verlangt sein Kriegsherr nur, daß er sich unbedingt ruhig verhalte. Die Unterbringung, Bekleidung und Beköstigung ist daher im allgemeinen schlecht. Daß der Sold hin und wieder unregelmäßig gezahlt wird, liegt an den allgemeinen mißlichen Finanzverhältnissen. Dafür wird aber auch niemand pensionirt; wer einen Gehalt einmal bekommt, der behält ihn bis an sein Lebensende. Noch schlimmer steht es bei der Marine. Alle Bemühungen des ehemaligen deutschen Kapitäns Kalau vom Hofe scheitern an dem passiven Widerstande des Ministeriums."

Dasselbe Bild wie hier bietet sich überall. In den „Anatolischen Wanderungen" des Freiherrn von der Goltz Pascha haben wir eine lebhafte Schilderung von den vielerlei Anlagen, die zur Hebung des Landbaus in Kleinasien begonnen worden sind. Aber es bleibt bei dem Beginn, Früchte dürfen nicht erstehen. Die Türken, die ins Ausland geschickt werden, um die Fortschritte der Neuzeit kennen zu lernen, eignen sich, klug und bildungsfähig, wie sie sind, mit großem Eifer alles Wissenswerte an, aber in die Heimat zurückgekehrt, können sie es nicht verwerten, sie werden in irgend eine Stelle gebracht, wo sie unschädlich bleiben. Denn ihre Kenntnisse würden die Autorität des Sultans bedrohen. So geht es vor allem den türkischen Offizieren, die in deutschen Diensten gewesen sind — sie beeilen sich, wenn ihnen ihr Leben lieb ist, so bald als möglich wieder zu vertürken. Ihre Sendung nach Deutschland war nur eine Posse.

Auf diese Weise hat der Sultan innerhalb seines weiten Reichs alles erdrückt, was auch nur einen Schatten von Selbständigkeit, von Macht hatte, was sich vermaß, irgendwie nach Verbesserung und Vervollkommnung zu streben. Er hat es erreicht, der absoluteste Herrscher auf der Welt zu sein. Neben seiner Meinung giebt es heute im Staate keine andre. Er läßt sich von niemand leiten, von niemand raten, seine Günstlinge sind nichts als seine Sklaven. Durch seine erstaunliche Menschenkenntnis hat er sich ein Heer willfähriger Staatsdiener geschaffen, und auf diese allein stützt sich seine Herrschaft. Obgleich diese Beamten an sich dem Bakschisch sehr zugänglich sind, so ist doch die Macht des Trinkgelds zu Ende, wenn der Spender beim Sultan in Ungnade ist. Alle edeln Triebe hat er in seinen Unterthanen zu vernichten gesucht, nur eins hat er gepflegt, stummen Gehorsam gegen seine Befehle, und den hat er erreicht. Die Minister sind bloße Scheinwesen, nur dazu da, den Signaturmächten Sand in die Augen zu streuen. Durch sie verordnet der Sultan amtlich, was er durch seine Kammerherren wieder hintertreiben läßt. Kommen Konflikte mit den Mächten vor, dann werden die verantwortlichen Minister abgesetzt, um dem Schein zu genügen, am Thatbestand wird nicht das Geringste geändert.

Die Abhängigkeit aller Beamten vom Sultan wird gewöhnlich dadurch

erzielt, daß er sie sich in irgend einer Weise verpflichtet, z. B. durch Geschenke, Orden oder dergleichen, erhalten wird sie durch ein ganzes Netz von Vertrauensmännern. Im Spitzeltum beruht der Zusammenhalt der Verwaltung. Solche Stützen haben sich wankende Throne stets gesucht, in alter wie in neuer Zeit. Die Folge dieses Spitzeltums aber ist ein allgemeines Mißtrauen, niemand wagt es, eine wichtige Sache in die Hand zu nehmen, weil er darauf gefaßt sein muß, beim Sultan verdächtigt zu werden. Kommt aber trotzdem einmal ein Plan der Ausführung nahe, so kann noch im letzten Augenblick ein beliebiger Thürschließer oder Unteroffizier durch eine Denunziation alles verhindern. Dagegen macht jeder gute Karriere, der alles thut, um an den gegenwärtigen Zuständen nichts zu ändern. Nur die schlechtesten Gesellen kommen in die Höhe, wie folgendes Stückchen lehrt. Der Sultan fährt alljährlich bei dem großen Ramesan durch die Stadt. Dabei schwebt er natürlich stets in großer Angst vor Attentaten. Diesen Umstand machte sich ein hoher Würdenträger zu nutze. Er ließ von einem verbummelten Serben an der großen Brücke, die der Zug passiren mußte, eine Scheinbombe legen. Als sich der Wagen des Padischah der Brücke näherte, „entdeckte" der Würdenträger das Attentat und wurde für die Lebensrettung des Sultans besonders ausgezeichnet. Die Sache kam aber ans Licht. Trotzdem blieb der Pascha in seiner Stellung, weil sich der Sultan sagte: Wer solche Veranstaltungen trifft, um mir ein Attentat melden zu können, um wie viel eher wird der kommen, wenn er wirklich eins entdeckt hat! Kein Wunder, wenn bei solchen Beispielen Intriguen, Bestechung und Unterschlagung an der Tagesordnung sind. Daher können sich auch nur sehr gut fundirte Gesellschaften an ein Unternehmen wagen, weil die Kreise, durch deren Befürwortung die Konzession zu erkaufen ist, sehr groß sind. Schwache Gesellschaften werden sehr bald zu Grunde gerichtet. Die Beamten wissen ihnen langsam, aber sicher ihre Mittel abzupressen. Wer etwa versuchen wollte, ohne Bestechung etwas zu erreichen, würde so lange polizeilich chikanirt werden, bis sein Unternehmen hinfällig geworden wäre. Überall findet man die großartigsten Ansätze zu Reformen in europäischem Sinne, und daneben wieder die alles erdrückende Reaktion. Enorme Summen sind für Neuerungen im Auslande aufgenommen worden, aber sie sind von vornherein totes Kapital, da die Neuerungen nach dem Willen des Sultans nicht rentiren dürfen. Die Zinsen der Anleihen muß vor allem die muhammedanische Landbevölkerung aufbringen, und so herrscht denn in den untern Klassen eine unglaubliche Armut. Der Bürgerstand verschwindet vollständig. Wie sonderbar die Finanzwirtschaft in der Türkei ist, geht unter anderm daraus hervor, daß die Beamten mehrerer Ministerien sich selbständig von den Geldern besolden, die kraft ihrer Stellung durch ihre Hände gehen. Eine große Last für das unglückliche Land liegt auch in der Höhe der Zivilliste (54 Millionen Franken) und der Gehalte der obersten Beamten und Militärchargen. Der

Großvezier hat ein Einkommen von 500000 Franken, die Miniſter und Marſchälle bis zu 200000 Franken und darüber. In dem Steuerdruck iſt auch namentlich die Urſache der ſich alljährlich wiederholenden Unruhen zu ſuchen.

Je ſchwieriger aber die innere Lage wird, um ſo eher wird die jetzt noch ziemlich unbefangne Bevölkerung dahinterkommen, wie es um ihre Regierung ſteht, und dann wird die mühſam behauptete Kalifenherrlichkeit des Sultans an den Folgen ſeines eignen Syſtems zu Grunde gehen. Aber augenblicklich iſt das Anſehen des Sultans bei ſeinen muhammedaniſchen Unterthanen noch im Wachſen begriffen, und das iſt auch erklärlich. Von all den Drohungen, die Europa gegen den Sultan geſchleudert hat, iſt keine zur That geworden. Es wird fortgemetzelt. Das Volk glaubt an die Machtſtellung der Türkei, die ſein Herrſcher in dem Buche, das er über ſich hat ſchreiben laſſen: Comment on sauve un empire, folgendermaßen auseinanderſetzt: „Europa iſt in zwei große Lager geteilt. Der Dreibund ſteht Rußland und Frankreich vollkommen gleichwertig gegenüber. Der Sultan aber verfügt über eine Million vortrefflicher Streiter, und der, auf deſſen Seite er ſich mit ſeiner Armee ſtellt, wird den endlichen Sieg davontragen. Beide Parteien verſuchen mithin, ihn zu ſich hinüberzuziehen, und um dieſen Zweck zu erreichen, ordnen ſie ſich jedem ſeiner Wünſche unter. Mithin iſt der Sultan der mächtigſte Herrſcher der Welt, die Türkei nach wie vor der einflußreichſte Staat!“

In der That hat es ja der Sultan durch ſeine ſchlaue Politik erreicht, daß ſich kein Staat in Europa an ihn heranwagt, nicht aus Furcht vor einer Niederlage, ſondern aus Furcht vor dem Siege. Die Schwäche der Türkei, die Angſt vor der Erbſchaftsteilung iſt allein die Kraft, die den Tod des Kalifenſtaats künſtlich hinausſchiebt. Und der Sultan weiß das gut auszunutzen, durch geſchicktes Laviren verdirbt er es mit keinem; ſeine auswärtige Politik läßt er von den Mächten machen, im Innern ſchaltet er mit unumſchränkter Gewalt, und daran kann ihn niemand hindern, weil dazu ein thätiges Vorgehen einer Macht nötig wäre, und das wagt keine. Den Mächten gegenüber ein geſchickter Intrigant, im Privatleben ein Blender, nimmt Abdul Hamid II. einen hervorragenden Platz in der Weltgeſchichte ein, freilich leider im übelſten Sinne.

Der Sultan iſt von mittelgroßer, ſchmächtiger Figur. Seine Haltung iſt gebückt, ſein Gang, ſein ganzes Ausſehen ſchlaff und nachläſſig. Aber die dunkeln, funkelnden Augen zeugen von innerer Glut, und die große Hakennaſe verleiht dem gelben, dürren, von einem graumelirten Backenbarte umrahmten Geſicht einen energiſchen Ausdruck.

Der Sultan iſt übrigens den Orienttouriſten keine unbekannte Erſcheinung. Sie kennen ihn vom Selamlik, jener von echt orientaliſchem Pomp begleiteten Freitagsparade her und haben bei dieſer Gelegenheit den Herrſcher der Os-

manen, im großen Halbwagen sitzend und selbst das mächtige Schimmelgespann lenkend, gesehen. Sie haben mit Hüten und Tüchern gewinkt, der Sultan hat freundlich hinaufgenickt zu den Fenstern des für fremde Zuschauer errichteten Pavillons und ihnen dann durch einen goldbetreßten Kammerherrn seine kaiserlichen Grüße und gleichzeitig eine Tasse Thee und herrliche Cigaretten, mitunter für diesen und jenen sogar einen Medjidjeorden vierter Klasse überreichen lassen. Das alles giebt es für einen einfachen Paradebummler wo anders nicht, und darum ist man entzückt von dem liebenswürdigen Herrscher der Muselmänner. Mancher Künstler oder Gelehrte hatte am Ende auch noch die Ehre einer persönlichen Audienz, einer langen Unterhaltung mit dem Großherrn, deren Verlauf einem Zeitungsreporter mitzuteilen ja stets von besonderm Reize ist. Immer sind sie des Lobes voll über den erleuchteten, aufgeklärten Padischah, der so kluge Gespräche geführt, ein so großes Wissen, so gediegne Bildung dabei verraten und zum Schlusse sogar versichert hat, daß ihm nichts mehr am Herzen liege, als sein Reich dem Abendlande gleich zu machen, und daß die Reformen in vollem Gange seien. Solche Audienzen von mehr oder weniger berühmten Ausländern tragen viel dazu bei, das falsche Bild noch zu befestigen, das man sich in Europa von Abdul Hamid gemacht hat. Das weiß er sehr wohl, und er wird sich natürlich hüten, seinen günstigen Ruf selbst zu zerstören. Im persönlichen Verkehr mit Ausländern ist er daher von gewinnender Liebenswürdigkeit, und namentlich die Botschafter sucht er sich durch ausgesucht höfliches Wesen zu verpflichten. Aber sein Verhalten ist keineswegs aufrichtig, es soll ihm nur dazu dienen, daß er thun und lassen kann, was er will. Die Thatsachen aber sprechen nur zu deutlich dafür, daß der Einfluß der europäischen Vertreter am Goldnen Horn ganz illusorisch ist. Sie alle lassen sich immer noch von dem schlauen Intriganten im Jildiz Kiosk täuschen, sie glauben seinen Versicherungen und denken immer noch, durch ihn etwas erreichen zu können. Kommen irgend welche streitigen Fälle, dann verspricht der Sultan alles, was von ihm verlangt wird, und die sich „versammelnden" Botschafter glauben, etwas erreicht zu haben. Es entgeht ihnen aber, daß Effendimis schon lange alle Anordnungen getroffen hat, um im Geheimen seine Befehle zu widerrufen.

Es liegt ein gewisser Hohn in der Art, wie der Sultan mit den Mächten umspringt. Aber was kann ihm denn geschehen? In der Zwietracht der six impuissances wurzelt seine Kraft. Und die Diplomatie am Goldnen Horn muß verlogen sein, sonst würde sie sehr bald den Konflikt heraufbeschwören. Sie muß eben glauben, was ihr der Sultan sagt. Solange dieser Diplomat par excellence auf dem osmanischen Throne sitzt, ist an eine Lösung der orientalischen Frage nicht zu denken.

Das etwa sind nach Küntzers Ansicht der Charakter des jetzigen Sultans und die Ursachen der jetzigen Zustände in der Türkei. An Reformen darf

der Sultan jetzt gar nicht mehr denken, er muß sein System bis aufs äußerste durchführen, oder sein Ruin ist besiegelt. Ein Zugeständnis an die Armenier — und alle die andern christlichen Stämme des Völkergemischs, das „Osmanisches Reich" heißt, verlangen dasselbe und empören sich. Erreichen sie etwas, erhalten sie Zugeständnisse und Freiheiten, die die Muselmänner nicht haben, dann hat der Sultan auch bei diesen seine Rolle ausgespielt. „Darum kann und darf der Sultan nicht reformfreundlich sein, darum wird er nach wie vor auf alle Freiheitsbestrebungen mit wüstester Reaktion antworten. Unter keinen Umständen darf er sich die Sympathien seiner Glaubensgenossen verscherzen, deshalb ist die Christenhetze schließlich seine ultima ratio. Mit den Armeniern ist er fertig geworden, nun kommen vielleicht die Griechen an die Reihe, schließlich aber die Abendländer, deren Vertretung im Jildiz Kiosk am schwächsten ist. Es sind schon einmal bedenkliche Ausschreitungen gegen die Italiener in Smyrna vorgekommen."

Bei dem System des Sultans — so meint der Verfasser unsrer Schrift — wird sich das schaurige Völkerdrama im Südosten weiter entwickeln, und es werden sich Ereignisse wiederholen, die die Bartholomäusnacht an Blutigkeit hinter sich lassen werden. Die jammervolle, auf unbedingte Erhaltung des Friedens gerichtete Politik Europas aber trägt daran die Hauptschuld.

Die Memoiren von Paul Barras

(Fortsetzung)

Die Protokolle über die Sitzungen des Direktoriums und Barras Mitteilungen über alles persönliche, was daneben hergeht, zeigen uns die häuslichen Vorbereitungen zu der öffentlichen Geschichte dieser Jahre sozusagen bis ins kleinste, sodaß sich von dem vielen neuen nur eine ganz bescheidne Auswahl geben läßt. Wir bemerken, wie diese Behörde, die im Anfange nicht einmal ausreichendes Mobiliar und eine Schreibstube besitzt, sich allmählich einen Platz im Verkehr mit den Höfen Europas erobert. Zuerst wird sie hochmütig brüskirt, sie handelt darauf bestimmt, aber immer mit einer gewissen Höflichkeit. Dann helfen die italienischen Siege nach, und die Stellung ist da. Anfangs bemüht sie sich um eine gesandtschaftliche Vertretung in Persien, nach wenigen Jahren lehnt sie ein Bündnis mit der Türkei als Frankreichs nicht würdig ab. Den Gedanken, den man gewöhnlich Carnot zuschreibt, die Koalition in Italien anzugreifen,

wo sie am schwächsten sei, nimmt Barras für sich in Anspruch. Beide sind gleich ungehalten über Bonapartes Aufführung in Italien, seine zwecklosen Grausamkeiten und seine und seiner Untergebnen Erpressungen. Carnots Plan ist, das Land soviel wie möglich auszusaugen und alles nur erreichbare nach Frankreich hereinzubringen, um es in diesem Zustande später als Gegenstand des Friedensschlusses an Österreich zurückzugeben. Aber nun nehmen die Soldaten auch für sich, sie gewöhnen sich an das Wohlleben, bei der italienischen Armee kommt zuerst der Luxus der goldgestickten Uniformen auf, die Offiziere wollen nicht mehr Bürger heißen, sondern nennen sich Herren, und das Plündern nimmt einen großartigen Umfang an. Während sich die Heere der Republik an der Ostgrenze nur mit Mühe ernähren, schwimmen die Soldaten in Italien im Überfluß. Besondres Talent zum Erwerb zeigt außer Bonaparte Masséna. Der Staat bekommt bedeutende Einnahmen, die einzelnen italienischen Souveräne, darunter der Papst, müssen ihm Millionen zum Teil in Diamanten und Schmuck erlegen; auch für Kunstwerke, Bilder, Ausgrabungsgegenstände ist die Regierung der Republik sehr eingenommen. Man sieht, wie die Einfachheit, die ja wirklich ein imponirender Zug an den Soldaten und Beamten der ersten Jahre der Freiheit ist, allmählich verloren geht, und so schmiedet im stillen der künftige erste Konsul seine glänzenden Fesseln für seine Helfer.

In welcher Form sich diese Gefahr dem Direktorium nähert, ist lange Zeit den Mitgliedern unklar. Sie denken an Bonaparte und werden durch immer neue Ansprüche von ihm darauf geführt, vor ihm auf der Hut zu sein. Aber in der Hauptsache ist es doch die Furcht vor den Royalisten, die ihnen vorschwebt. Barras spricht unaufhörlich davon, und meistens scheint es ihm Ernst zu sein. Carnot glaubt nicht an solche Feinde, fürchtet aber immer den Terrorismus des Pöbels sich erneuern zu sehen und quält sich mit diesem und anderm Argwohn. Man weiß, daß er über Barras sehr schlecht gedacht hat, dieser dagegen kann seinem Kollegen keinen andern Vorwurf machen, als daß er entsetzlich mißtrauisch und hartnäckig sei. Es kommt oft zum Zank unter den Direktoren, aber nach außen scheint davon nicht viel gedrungen zu sein, weil nach der gleich anfangs entworfnen Geschäftsordnung eine Mehrheit von dreien das letzte Wort behält. Nach Barras Protokollen ist es aber doch kaum verständlich, wie eine solche Regierungsbehörde soviel Jahre zusammengehalten hat. Eine Hauptfrage war immer, welcher General das Kommando über die Pariser Division habe oder haben solle; das hat man später bei dem Staatsstreich des ersten Konsuls erfahren. Jeder der Direktoren hat unter den Generalen seine Wahl getroffen. Carnot ist argwöhnisch auf Bonaparte, protegirt früher Kellermann, später Moreau. Barras denkt am höchsten von Hoche, weniger sicher sind ihm Jourdan und Pichegru, Bernadotte stellt er mit Recht seinen militärischen Fähigkeiten nach sehr hoch, und auf ihn hat er nach Hoches

frühem Tode am längsten seine Hoffnung gesetzt. Aber Bernadotte war unentschlossen. Gegen Bonaparte wird der Grimm von Barras immer größer, und doch scheint er die Gefahr, die ihm von dessen Seite droht, lange nicht so klar erkannt zu haben, wie er sie bisweilen bezeichnet. Sonst hätte er nicht Dinge gethan oder geschehen lassen, die diese Gefahr herbeiführen halfen. So bleibt es z. B. unverständlich, daß er Talleyrand, den einstigen Bischof von Autun, der gerade aus Amerika zurückgekehrt war, in das Ministerium kommen ließ, mit einer Mehrheit von nur drei Stimmen; er konnte sich auf die Gegenseite schlagen und that es nicht. Später hatte er es zu bereuen. Carnot, der Revolutionsmann, wird allmählich in den Augen von Barras zu einem Royalisten neben Barthélemy, der an die Stelle des ausgelosten Letourneur getreten ist, ihnen gegenüber steht der ehemalige Jakobiner Barras mit Rewbell und Larevellière. Carnot fürchtete die Wiederkehr früherer Zustände und meinte zwischen den Ultras und den Royalisten die Mitte finden zu können. Im Frühling 1797 war der Einfluß der Royalisten in den beiden Räten durch die neuen Wahlen bedeutend gewachsen; Pichegru war Präsident des Rates der Fünfhundert. Diese Partei suchte, da sie nicht ohne weiteres das Direktorium stürzen oder auch nur erneuern konnte, andre Minister ihm zur Seite zu setzen, und bei diesem Ersatz kam auch Talleyrand an das Portefeuille des Auswärtigen. Barras muß als sein Schöpfer angesehen werden. Er erzählt den Hergang ganz ausführlich. Frau von Staël begünstigte den hinkenden Exbischof, führte ihn bei Barras ein und erreichte schließlich, was sie wünschte. Auch Benjamin Constant unterstützt seine Freundin in ihren Bemühungen, weil er nach Barras Auslegung später durch Talleyrand weiter zu kommen hofft. Barras macht seine Scherze über alle drei, war aber zu der Zeit, wo die Sache spielte, jedenfalls anders gestimmt. Talleyrand hat alle Erwartungen getäuscht. Aus dem unterthänigen Schmeichler des mächtigen Direktors wurde ein Gegner, und beide machen einander in ihren Memoiren gleich schlecht. Man kann bei Barras nachlesen, wie er eine auffallende körperliche Ähnlichkeit mit Robespierre hatte, wie er jedes Talents ermangelte und auch kein Diplomat gewesen wäre, wenn nicht Napoleons Degen hinter ihm gestanden hätte, wie er endlich als Privatmann fast jedes Laster gehabt und als Staatsmann sofort angefangen hat, sich ein ungeheures Vermögen zu machen. Darin allein hat er Wort gehalten, soll Frau von Staël später gesagt haben.

Es kommt nun zur Entscheidung zwischen den Royalisten und den Republikanern. Die Generale der italienischen Armee stehen auf Seiten der Republik. Bernadotte ist gerade nach Paris gekommen, um dem Direktorium eroberte Fahnen zu bringen. Unsicher, wie immer in politischen Dingen, hält er es in der unentschiednen Lage für das beste, sich als Republikaner zu geben. Auch Bonaparte äußert sich so. Sein Untergeneral, der hünenhafte Augereau, ist in Paris und steht Barras zur Verfügung. Außerdem aber hat Bonaparte

noch einen Adjutanten, der alles an Ort und Stelle zu beobachten und ihm zu berichten hat. In der That arbeitet Barras schon für Bonaparte, aber er hat noch keine Ahnung davon. Die drei republikanischen Direktoren machen ihren Staatsstreich am 18. Fruktidor (4. September 1797) gegen Carnot und Barthélemy und die beiden Räte; sie kommen zuvor, damit sie nicht selbst beseitigt werden. Die Sache gelingt auffallend leicht. Zahlreiche Gefangne werden zur Deportation verurteilt, darunter Pichegru und Carnot, der aber entflieht. Die Republik ist wieder einmal durch Waffengewalt gerettet. Barras bringt manche neue Einzelheiten und dazu viele Betrachtungen. Man wird ihm zugeben müssen: hier konnte er nicht anders handeln. Entweder absetzen oder abgesetzt werden, hieß es. Er schwört, daß er Carnot nicht nach dem Leben getrachtet habe (was dieser geglaubt und behauptet hat), daß er vielmehr seinen Fluchtversuch hätte vereiteln können, wenn er gewollt hätte. Wenn es nach Carnots Willen gegangen wäre, so hätte es zu einem Königtum kommen müssen, obwohl diese Form der Regierung ihm nicht erwünscht gewesen wäre. Wir halten das alles für richtig und finden, daß der Herausgeber weit über sein Ziel hinausschießt, wenn er zu beweisen sucht, daß sich das Direktorium durch diesen Staatsstreich sein eignes Grab gegraben habe. Das Volk, meint er, sei bis zum Jahre 1794 durchaus für die neue Ordnung der Dinge gewonnen worden, es habe sich von der Monarchie losgesagt, und erst das Direktorium habe die Sehnsucht nach dem einen Herrscher wieder wachgerufen, der dann natürlich nur Bonaparte hätte sein können. Duruy liebt die Philosophie der Geschichte, aber das ist weiter nichts als bonapartistische Doktrin. Bonaparte würde bei jedem Verhalten des Direktoriums seine Ansprüche früher oder später regulirt haben. Wer das Heer hatte, der hatte dereinst die Gewalt im Innern. Was Barras hierüber philosophirt, ist viel richtiger; man begreift nur nicht, daß ihm selbst diese Einsicht nicht doch noch früher kam, und daraus sieht man, daß er kein Staatsmann im wirklichen Sinne war, sondern nur ein zu vielen Dingen geschickter, aber in Hinsicht auf die innere Anlage sehr gewöhnlicher Mensch. Darum hat er auch nichts einnehmendes für uns, ebenso wenig, wie er zu seinen Lebzeiten durch seine Persönlichkeit zu gewinnen oder gar hinzureißen vermochte. Sein Porträt in dem theatralischen Staatskleide der Direktoren, das er selbst erfunden hat, sagt eigentlich schon alles: kalt, klug, eitel, weiter nichts. Wir kommen hier mit zahlreichen Menschen zusammen, die nicht besser sind als er, aber die meisten sind eigentümlicher. Sie haben alle, möchte man sagen, Spezialitäten. Welche ist aber die von Barras? Er hat keine, wenn es nicht die ist, vielen schlechten Menschen ihre Lebenswege geebnet zu haben. Zu diesen gehört Fouché, den er um diese Zeit zuerst als Polizeispitzel benutzte, und über dessen Vergangenheit er sehr erbauliche Dinge vorträgt. Der einzige sympathische Mensch, mit dem wir bekannt gemacht werden, ist der General Hoche.

Aber lenken wir wieder in den Gang der Ereigniſſe ein. Nach dem Staatsſtreich vom 4. September hätte es leicht zu weitern Veränderungen kommen können. Talleyrand meint, man dürfe nicht bei den Schritten gegen die Royaliſten ſtehen bleiben, Augereau will nicht aus Paris fort; wenn man Barras glauben darf, ſo will er dieſem die Alleinherrſchaft verſchaffen. Talleyrand möchte Direktor werden; was Bernadotte will, iſt nicht klar. Bonaparte beſtürmt das Direktorium mit Briefen von Italien aus, nachdem der Krieg in zwei Jahren glänzend zu Ende geführt und der Friede zu Campo Formio abgeſchloſſen worden iſt, er iſt ſchon ſeit längerer Zeit nicht mehr beſcheiden geweſen wie früher, jetzt wird er unbegreiflich unverſchämt, klagt an, widerſpricht ſich ſelbſt, fordert ſeinen Abſchied. Sollte ihm der Staatsſtreich einen Strich durch ſeine Rechnung gemacht haben? Barras meint, er habe mit Hilfe der Royaliſten mehr für ſich zu erreichen gehofft, als jetzt mit den Direktoren in der neu befeſtigten Republik. Auch Bernadottes Benehmen iſt ſeltſam. Warum verabſchiedet man nicht beide? Die Direktoren entſchließen ſich nicht dazu; warum, ſagt Barras nicht. Daß man ſie, namentlich Bonaparte, beim Heere hätte zurückhalten wollen, kann nicht der Grund geweſen ſein, denn der Krieg iſt zunächſt zu Ende, und in Kürze muß der große General ja doch nach Paris kommen und dem Direktorium Bericht erſtatten. Er kommt und wird am 10. Dezember 1797 vom Direktorium empfangen.

Unſer Intereſſe ſteigert ſich: die Kriſis beginnt. Denn nun tritt es immer deutlicher hervor, daß nach allen inzwiſchen eingetretnen Veränderungen nur zwei Kämpfer für einen letzten Kampf übrig bleiben: der Obergeneral der italieniſchen Armee und der eine von fünf Direktoren. Aber warum iſt es gerade Barras, und worin beſtand für dieſen der Kampfpreis? Die erſte Frage läßt ſich leichter beantworten als die zweite. Wir müſſen eine Reihe von Männern ins Auge faſſen und können uns dafür der zum Teil ganz neuen Beobachtungen bedienen, die Barras über ſie macht. Talleyrand iſt kein Mann für erſte Rollen, aber für zweite ſehr brauchbar, er fällt gewohnheitsmäßig dem Gewinnenden zu, iſt alſo für Bonaparte kein Gegner, ſondern ein Inventarſtück, das er viel eher mit Beſchlag belegt hat, als es Barras zu ahnen ſcheint. Carnot iſt ſeit dem 18. Fruktidor beſeitigt. Barras meint, er habe ſich mit Gedanken an eine Präſidentſchaft getragen, aber ohne einen ſtarken Rückhalt ſich doch der Stellung nicht gewachſen gefühlt. So ſei es, obwohl er thatſächlich Bonaparte und Hoche gleich gern habe verderben wollen, doch zwiſchen ihm und Bonaparte zu Verhandlungen gekommen, aus denen notwendigerweiſe Carnot als der Düpirte hätte hervorgehen müſſen. Jedenfalls iſt Carnot von allen dieſen Männern die kompliziterteſte Natur, nach ſeinem Temperamente ſehr veränderlich und in ſeinen einzelnen Handlungen politiſch ſchwer zu beurteilen. Mit Carnot war auch Pichegru unſchädlich gemacht worden, der eleganteſte unter allen Revolutionsgeneralen und ein äußerſt ge-

fährlicher Nebenbuhler für Bonaparte. Barras stellt ihn sehr hoch; er muß in seinem ganzen Wesen etwas sehr imponirendes gehabt haben. General Hoche starb um diese Zeit, er warnte noch von seinem Totenbette aus die Direktoren vor Bonapartes Plänen gegen die Republik. Bonaparte hatte aber auch seinerseits Hoche gegenüber, so lange dieser lebte, ein unbehagliches Gefühl; vor ihm und Pichegru nahm er sich am meisten in acht, beide waren militärisch talentvoll, beide dachten nicht daran, sich ihm unterzuordnen, wenn auch Hoche selbstlos genug war, sich über Bonapartes kriegerische Erfolge aufrichtig zu freuen. Übrigens giebt das Verhältnis dieses von Charakter ausgezeichneten Generals zu Barras zu denken; es ist sozusagen das einzige gute Leumundszeugnis für diesen von anständiger Seite. Aber man ist nicht völlig sicher, ob man es auf die persönlichen Eigenschaften von Barras beziehen darf: Hoche war ein glühender Republikaner, und das war Barras auch. Für Bonaparte hätte noch Sièyes in Betracht kommen können, und dieser hatte es etwas später, als er im Direktorium saß, in der Hand, dem ohne Erlaubnis aus Ägypten zurückgekehrten Obergeneral die Laufbahn sehr zu erschweren, vielleicht sogar ganz zu verlegen. Aber er verständigte sich damals bald mit ihm und bekam die Aufgabe zugewiesen, die neue Verfassung zu entwerfen, was er in seiner Eitelkeit für die Hauptrolle hielt, während der erste Konsul das Ergebnis nach seinem Belieben änderte. Einen Ruf ins Direktorium nahm Sièyes erst an, als Rewbell ausgelost worden war und ganz vom politischen Leben zurücktrat (beide konnten einander nicht leiden), er ging dafür als Gesandter nach Berlin mit einer hohen Extrasumme für seine Einrichtung und füllte dort seinen Posten gut aus. Er war ein querköpfiger Mensch voller Widersprüche, einerseis aristokratisch, hochfahrend, voll Verachtung gegen die Kanaille, dann wieder von wütendem Haß erfüllt gegen alles, was Adel und Hof hieß, und bemüht, seinen Eifer in den härtesten Gesetzesvorschlägen im Rat der Fünfhundert kundzugeben. Dabei intriguirte er fortwährend und, wie es scheint, nach ganz verschiednen Zielen hin. Zum Tyrannen war er nicht geeignet, das wußte Bonaparte so gut wie Barras, seine Haupteigenschaft ist die eines Doktrinärs, seine einzige Leidenschaft, Verfassungen zu entwerfen und Anträge zu stellen. Daneben hat er noch kleine Liebhabereien, Klatschsucht, unterstützt durch ein Priestergedächtnis, das nichts vergißt: er beschuldigt z. B. Rewbell, nach den Ausschußsitzungen die Wachslichte in die Tasche gesteckt zu haben, nimmt aber selbst, als bald darauf das Direktorium aufgelöst wird, aus dem Kassentisch zwei Millionen Franken mit nach Hause. Für Bonaparte waren nun noch die Militärs zu berücksichtigen, deren er nicht sicher war. Moreau verstand nichts von Politik, Augereau war einfältig, aber nicht ohne Ambition, Bernadotte am gefährlichsten, aber für den andern zum Glück ohne die Fähigkeit, Entschlüsse zu fassen. Masséna, ein talentvolles Raubtier, hatte nicht den Ehrgeiz zu regieren, und Macdonald, der Mann

des Schweigens, aber eines Schweigens, aus dem der Geiſt der Dummen ſpricht, hält Bonaparte den Steigbügel, ehe es noch von ihm verlangt wird.

So bleibt der Gegner, mit dem Bonaparte zu rechnen hat, Barras. Bloß weil kein andrer mehr da war, könnte man meinen, denn er war geiſtig ohne Frage viel unbedeutender als die meiſten andern. Was giebt ihm alſo dieſen beſondern politiſchen Wert, und welchen — egoiſtiſchen — Wert hat für ihn ſelbſt die Rolle, die er ſpielt? Dieſer Frage iſt der Herausgeber aus dem Wege gegangen. Er verachtet Barras, und das genügt ihm. Aber es reicht nicht hin, um die ihm in der Geſchichte zukommende Stellung zu erklären. Barras iſt, wie wir ſchon ſagten, ein Phariſäer. Er thut ſein Leben lang groß mit ſeiner echten republikaniſchen Geſinnung und wiederholt immer aufs neue, daß ihm niemand politiſchen Eigennutz habe vorwerfen können. Kleine Vermögensvorteile zählen dabei nicht mit; was kam darauf an, wo ſo viel zu nehmen war, und wo die andern das doppelte und dreifache nahmen? Aber daß er „Tyrann" hatte werden wollen, dafür hat man zu keiner Zeit einen Beweis bringen können. Ihm fehlte alſo der Ehrgeiz, ſagen die Bonapartiſten. Gut, aber darauf beruhte ſeine Stellung, das Vertrauen, das er nun einmal als Republikaner bei allen genoß, und das ihn neben einigen andern Eigenſchaften, Berechnung und Mut, zu dem letzten Gegner Bonapartes machte, und was ſein eignes, ſelbſtſüchtiges Intereſſe betrifft, ſo hatte er ſich bei dem Farbenwechſel materiell nicht ſchlecht geſtanden und war zufrieden, wenn er weiter perſönlich genießen konnte und daneben ein angeſehener Mann ſein. Die Krone begehrte er nicht, nur ſollte ſie auch kein andrer haben. Ob man dieſen Seelenzuſtand gerade Liebe zur Freiheit nennen will, wie er ſelbſt es thut, oder nicht, geht wohl mehr den Stiliſten an als den Hiſtoriker.

Alſo Bonaparte wird in Paris erwartet. Einſtweilen iſt er auf dem Kongreß zu Raſtatt, wo er, wie ein Fürſt, mit ſeiner Gemahlin einen Flügel des Schloſſes bewohnt, die Geſandten der deutſchen Staaten hochmütig behandelt und dem ſchwediſchen Geſandten — es war Graf Ferſen, der einſt die königliche Familie zu retten geſucht hatte — erklärt, es ſei eine Unverſchämtheit, daß er ſich hier eingefunden habe. Den Direktoren aber ſchreibt er, er habe dem Liebhaber der Marie Antoinette eine Lehre erteilt und ſich ſelbſt als Konventsmann und Königsmörder hingeſtellt, für dieſen Scherz beanſpruche er die ihm zukommende Ehre. Er iſt der Anſicht, daß er nach des Krieges Beendigung keines Urlaubes nach Paris bedürfe, und wird auch ohne Erlaubnis kommen; das Direktorium zieht ſich aus der Verlegenheit, indem es ihm zu kommen befiehlt. Das Empfangszeremoniell wird genau vorher beſtimmt; man muß dabei ſehr vorſichtig ſein. Der franzöſiſche Kommandant von Hüningen hat ihn kurz vorher in Baſel mit den Worten empfangen: „Ich verſtehe mich nicht auf die Gewalt des redneriſchen Ausdrucks; ich will dich nicht mit Turenne oder Montecuculi vergleichen, ſondern einfach ſagen:

Bonaparte ist der größte Mann des Weltalls.“ Das hat man in Paris erfahren. Und was für andre Nachrichten gehen ihm voraus? Gelderpressungen in Italien kommen nicht mehr in Betracht, aber Grausamkeiten und wirkliche Schurkenstreiche. Um Pichegru zu verderben, hat er einen Grafen, der angeblich Papiere besaß, die ihn als Verschwörer bloßstellten, einkerkern lassen. Da der Graf nicht gegen Pichegru aussagen will, soll er erschossen und mundtot gemacht werden, und als beglaubigte Abschriften sollen dann gefälschte Papiere jenen Zweck erfüllen. Bonaparte, Berthier und andre wissen um diesen Streich. Die Gattin des Gefangnen entkommt aber aus Mantua und erreicht im Direktorium seine Befreiung. Das ist nur eine von vielen Handlungen Bonapartes. Den Direktoren fehlt natürlich der Mut. Die Komödie beginnt. Die Rede soll nicht der Kriegsminister halten, sondern, um ihr einen friedlichern und bürgerlichen Charakter zu geben, der Minister des Auswärtigen. Talleyrand, der Schlaue, entledigt sich seines Auftrags gewandt und, zum Verdruß der Direktoren, mit eignen Zusätzen. Er feiert Bonapartes antike Vorliebe für das Einfache, seine Neigung zu den abstrakten Wissenschaften und zu seinem Lieblingsdichter Ossian. Man werde ihn vielleicht eines Tags auffordern müssen, sich aus seiner wissenschaftlichen Zurückgezogenheit herauszubegeben. Bonaparte erwidert mit allerlei Redewendungen. „Es liegt etwas von der Zukunft darin,“ soll Talleyrand davon gesagt haben. Barras aber spricht darauf mit einem Phrasenschwall, der sich zu dem kaiserlichen Bülletinstil schon ebenso verhält, wie die Moden des Directoire den Übergang machen zum Empirestil. Bonaparte zieht sich zurück, wie er seinen Freunden sagt, gelangweilt von den Schmeicheleien. Aber für das, was er wirklich denkt, ist es von Nutzen, etwas von dem „Klatsch“ zu erfahren (wie Duruy alles nennt, was seinen großen Mann klein erscheinen läßt), der uns nun reichlich mitgeteilt wird. Der General ißt in Gesellschaften nur von Schüsseln, aus denen er andre hat nehmen sehen, er hält sich für wichtig genug, einen Mordanschlag voraussetzen zu müssen. Er läßt sich in die Akademie aufnehmen (an Carnots Stelle), und als bei der ersten Sitzung der Direktor Larevellière, der ebenfalls Akademiker ist, seinen Fauteuil vor ihm angewiesen bekommt, nennt er das laut eine Unverschämtheit. Er erwartet, daß die Direktoren und ihre Frauen Josephinen die ersten Besuche machen. Er kommt ins Direktorium, giebt allerlei Ratschläge und Vorschriften, setzt sich an den Direktoriumstisch, bis sich Rewbell ein Herz faßt und ihm sagt, daß er da nicht hingehöre. Darauf fordert er seinen Abschied; Rewbell reicht ihm die Feder zur Unterschrift der Empfangsbescheinigung. Barras legt die Sache mit Mühe bei. Bernadotte will ebenfalls seinen Abschied, er will nicht wieder als Divisionär unter Bonaparte dienen, da er ihn hochnäsig behandle; oder man solle ihm das Kommando in Italien geben, während Bonaparte soeben eines zu einer Expedition gegen England bekommen hat. Das Direktorium will Bernadotte befriedigen, aber

es gelingt Bonaparte, die Direktoren zu überzeugen, dazu sei er nicht brauchbar, aber zum Diplomaten eigne er sich vorzüglich, und so wird er vor der Hand, als Botschafter in Wien, kalt gestellt.

(Schluß folgt)

Die Kompetenzerweiterung der Amtsgerichte

In Nr. 42 des vorigen Jahrgangs dieser Zeitschrift (15. Oktober 1896) bespricht eine sehr beachtenswerte Abhandlung unter dem Titel „Die Kompetenzerweiterung der Amtsgerichte und die Rechtsanwaltschaft“ die kürzlich von dem preußischen Justizminister angeregte Erweiterung der amtsgerichtlichen Zuständigkeit, und zwar in einem dem Vorschlage günstigen Sinne. Auch sonst ist in der Presse für die Änderung vielfach Stimmung gemacht worden, sodaß es vielen wahrscheinlich ganz unbekannt ist, daß die Änderung von andern Seiten ebenso entschiednem Widerspruch begegnet ist. So hat z. B. Amtsgerichtsrat Dr. Jastrow in einem vortrefflichen Aufsatz (Zeitschrift für deutschen Zivilprozeß 1893, S. 302, „Die Erweiterung der amtsgerichtlichen Zuständigkeit in bürgerlichen Rechtsstreitigkeiten“) die „Reform“ als durchaus plutokratisch und als eine schwere Beeinträchtigung unsers Rechtslebens bezeichnet. Ebenso ist, wie der Verfasser dieses Aufsatzes aus zuverlässigen Mitteilungen weiß, bei den Verhandlungen der vor einiger Zeit vom Reichsjustizamt wegen Abänderung der Zivilprozeßordnung berufnen Kommission keineswegs durchgängig Neigung für die Änderung gewesen; insbesondre hat sich ein süddeutscher Staat aus Gründen der Gerichtsorganisation ablehnend dagegen verhalten. Ferner hat sich die Anwaltschaft in den Gutachten ihrer Vertretungen, der Anwaltskammern, entschieden dagegen ausgesprochen, und auch der deutsche Anwaltstag hat nach einem überzeugenden Referat des Justizrats Dedolph aus Kottbus fast einstimmig erklärt, die Erweiterung der Kompetenz liege „weder im Interesse der Rechtspflege noch des rechtsuchenden Publikums.“

In der Presse ist nun der Vorwurf aufgetaucht, die Anwälte sprächen nur aus selbstsüchtigen Gründen so, und so meint auch der Verfasser jenes — übrigens durchaus wohlwollend gehaltenen — Grenzbotenaufsatzes einfach: „So schlimm ist es nicht!“ Der Rechtsuchende würde beim Amtsgericht schneller und billiger zu seinem Rechte kommen, er würde, wenn er sich nicht selbst vertreten wolle, am Amtsgerichtssitz einen Anwalt finden und nicht erst zum

Landgerichtsanwalt zu reisen brauchen; so würde der erwünschte Zuzug von Anwälten aufs Land erleichtert werden, und endlich würden die Landgerichte entlastet werden. Bagatellsachen aber seien nach dem jetzigen Stande des Geldwerts die Sachen von 300 bis 500 Mark so gut wie die bis zu 300 Mark. Die Anwälte würden allerdings geschädigt werden, aber nur wegen des bei den Amtsgerichten bestehenden Unwesens der Winkelkonsulenten.

Gegenüber diesen Anschauungen möge es einem Anwalt erlaubt sein, um Gehör für die im Publikum fast unbekannten Gründe zu bitten, die in dieser praktisch höchst wichtigen Frage für die Anwälte wie für alle Gegner des Vorschlags maßgebend sind. Daß das finanzielle Interesse der Anwälte bei der ganzen Sache keine große Rolle spielt, ergiebt sich schon daraus, daß — trotz der Winkelkonsulenten — auch die Sachen von 200 bis 300 Mark bei den Amtsgerichten schon zu drei Vierteln von Anwälten vertreten werden.

Zunächst machen die praktischen Vorteile, die sich der Verfasser des erwähnten Artikels von der Kompetenzerweiterung verspricht, eine solche Änderung gar nicht notwendig. Allerdings werden bei den Landgerichten, namentlich bei denen mit ungenügender Richterzahl, die nichtstreitigen Sachen oft langsamer erledigt als beim Amtsgericht (bei streitigen Sachen gleicht sich das vielfach durch die größere Konzentration der landgerichtlichen Verhandlungen aus). Hier könnte aber ganz ohne Eingreifen der Gesetzgebung Abhilfe geschafft werden, wenn man sich nur im übrigen Deutschland entschließen wollte, die in Hamburg übliche Art der Terminansetzung einzuführen. Hier wird in landgerichtlichen Sachen auf Antrag des Klägers der erste Termin allgemein unter Abkürzung der Einlassungsfrist auf ein bis zwei Wochen nach der Einreichung der Klage angesetzt. Stellt sich dann heraus, daß die Sache streitig wird, so wird sie vertagt, sodaß dem Beklagten die ordentliche Frist zu Gebote steht; eine Erledigung durch Versäumnisurteil, Anerkenntnis, Vergleich kann sofort geschehen. Damit ist so ziemlich das erreicht, wofür Wach die gesetzliche Einführung eines Vortermins verlangt, und was ähnlich auch der neue österreichische Prozeß ermöglicht.

Ebenso ist es mit den ersparten Reisen zum Anwalt. Hier wäre alles, was der Verfasser wünscht, zu erreichen, wenn allgemein geschähe, was die Württemberger Anwaltskammer schon erreicht hat: Zulassung der Amtsgerichtsanwälte auch bei dem übergeordneten auswärtigen Landgericht. Die preußische Justizverwaltung sträubt sich allerdings trotz dringender Bestrebungen z. B. der Frankfurter Anwaltskammer gegen diese Einrichtung, obwohl sie zweifellos auch die Niederlassung von Anwälten an den Amtsgerichtssitzen erleichtern würde.

Daß es sich bei Prozessen über 300 bis zu 500 Mark noch um „Bagatellen" handle, ist durchaus unrichtig, soweit wenigstens nicht Millionäre in Betracht kommen, sondern die Mehrheit des rechtsuchenden Publikums. Hier handelt es sich schon nicht mehr um die einfachen Geschäfte des täglichen Lebens,

sondern um Summen, die für viele ein Kapital bilden, um Streitigkeiten, deren Ausgang, wie auf dem Anwaltstage mit Recht betont wurde, für die ärmern Parteien meist eine Lebensfrage ist.

Nun stünde ja an sich nichts im Wege, die amtsgerichtliche Rechtsprechung über die Grenzen des Bagatellprozesses auszudehnen und zur eigentlichen Grundlage unsrer Justiz zu machen, vorausgesetzt, daß sie sich wirklich als geeignet dazu erwiesen hätte. Kann aber wirklich ein so bedeutender weiterer Teil aller Prozeßsachen den Schutz der kollegialen Rechtsprechung entbehren? Das ist die Frage, um die es sich hier vor allem handelt. Die deutsche Anwaltschaft hat gerade das einmütig verneint, und sie dürfte hierüber doch vielleicht das unparteiischste und zuverlässigste Urteil haben. Wer nähere Begründung wünscht, möge die Angaben in den Verhandlungen des Anwaltstages nachlesen, die aus der Erfahrung namentlich bei den kleinen Amtsgerichten geschöpft sind. Gegen Fehler, wie sie dem Einzelrichter natürlich leichter begegnen als dem Kollegialgericht, bietet auch die Berufung keinen genügenden Schutz, denn es ist, wie man mit Recht gesagt hat, eine Eigentümlichkeit unsers Zivilprozeßverfahrens, daß es vortrefflich ist, solange Richter und Anwälte richtig verfahren, daß aber, wenn ein Fehler begangen worden ist, die Sache oft gar nicht wieder einzurenken ist. Zudem gilt aber gerade die Berufungsthätigkeit der Landgerichte für ihre schwächste Seite. Jedenfalls ist sie der der Oberlandsgerichte nicht ebenbürtig, die in manchen Bezirken ein Ansehen genießen, das dem des Reichsgerichts nicht nachsteht. Ein Anhänger der Kompetenzerweiterung (Peiser in der Deutschen Juristenzeitung 1896, S. 358) sagt, es werde in Anwaltskreisen „ganz offen erklärt, der wundeste Punkt der amtsgerichtlichen Rechtsprechung sei in der mangelhaften Berufungsrechtsprechung zu finden.“ Man mache den Landgerichten zu große Abneigung gegen Beweiserhebungen zum Vorwurf; die Vorzüge einer prompten Justiz dürften aber nicht durch ein langes Berufungsverfahren wieder in Frage gestellt werden. Diese Auffassung würde also dahin führen, das Ideal der Rechtspflege in maschinenmäßig schneller „Erledigung“ von so und so viel „Nummern“ zu sehen, gleichviel, ob im Interesse der „Promptheit“ über wichtige Punkte hinweggegangen wird.

Es würde ferner aber nicht nur die Thätigkeit der Oberlandesgerichte eingeschränkt werden, sondern auch die der Kammern für Handelssachen, deren Ersatz durch Amtsgericht und Zivilkammer bei den zahlreichen Handelssachen in den größern Städten allseitig bedauert werden würde. Bei ihnen hat der Gedanke, daß das Laienelement bei der Rechtspflege mitzuwirken habe, eine so glückliche Lösung gefunden, daß ihre Schmälerung zu allerletzt zu wünschen wäre.

Von der Einwirkung, die die Änderung auf unsre gesamte Justizorganisation haben würde, macht man sich überhaupt schwer eine genügende Vor-

ſtellung. Den Landgerichten würde nicht weniger als ein Drittel ihrer ſämtlichen Sachen entzogen werden (ebenſo viel wohl auch den Oberlandesgerichten), und nur ein Teil würde durch die Berufung wieder an ſie zurückgebracht werden. Damit wäre aber eine ernſtliche Bedrohung des Beſtandes mancher Landgerichte verbunden, da dieſe keineswegs allgemein, wie der Artikel in Nr. 42 anzunehmen ſcheint, einer Entlaſtung bedürftig ſind. Eine ganze Reihe von Landgerichten in weniger bevölkerten Gegenden würde wahrſcheinlich aufgehoben werden müſſen, und die Verteilung ihrer Bezirke an die benachbarten Sprengel würde vielfache Schwierigkeiten machen und in mannichfache Intereſſen ſtörend eingreifen. Für die Amtsgerichte würde aber nicht entfernt ebenſo viel gewonnen werden. Die beim Landgericht freiwerdenden Sachen würden, ſo weit ſie nicht bei dem Hauptort des Bezirks, dem Landgerichtsſitz, bleiben, über die verſchiednen Amtsgerichte des Bezirks zerſplittert werden, und weder das einzelne Gericht noch die an ihm zugelaſſenen Anwälte würden einen nennenswerten Zuwachs an Geſchäften erhalten. Durchſchnittlich würden auf jeden Amtsrichter jährlich elf gewöhnliche und fünf Wechſelprozeſſe mehr fallen, alſo eine ganz geringfügige Zahl, ſelbſt wenn die Verteilung gleichmäßig ſtattfände und nicht die Hauptmaſſe der Prozeſſe an den Hauptorten bliebe.

Jaſtrow macht in ſeinen Ausführungen den Vorſchlag, die Gerichtskoſten in den verſchiednen Gerichten je nach deren Koſtſpieligkeit für den Staat abzuſtufen, alſo für Prozeſſe vor dem Amtsgericht die Koſten gegenüber denen des Landgerichtsverfahrens zu verbilligen, auch wenn der, jetzt allein maßgebende, Streitwert derſelbe iſt. Das würde vorausſichtlich eine Vermehrung der Sachen zur Folge haben, in denen die Amtsgerichtskompetenz von den Parteien vereinbart wird. Gegen ſolche Vereinbarungen in geeigneten Fällen iſt nicht das mindeſte einzuwenden, und wenn man auch abgeſehen davon für gewiſſe Arten von Streitigkeiten, z. B. Altenteilsdifferenzen uſw., wegen ihrer beſondern Beſchaffenheit das amtsgerichtliche Verfahren für paſſender hält, ſo möge für dieſe die ſachliche Zuſtändigkeit der Amtsgerichte allgemein ausgedehnt werden. In dem Maße aber, wie es durch die Erhöhung der Wertgrenze geſchehen würde, das Kollegialverfahren einzuſchränken, die Landgerichte zu ſchwächen und vor allem die Oberlandesgerichte zu beeinträchtigen, wäre die ſchwerſte Verkümmerung unſrer Rechtspflege, und zwar eine Verkümmerung weſentlich aus fiskaliſchen Rückſichten; würden doch viele Richter erſpart werden, wenn ein ſo großer Teil aller Prozeſſe in erſter Inſtanz nur einen, in zweiter Inſtanz drei Richter beſchäftigte, anſtatt, wie jetzt, drei und fünf.

Hamburg X

Midasfinder

Von Hermann Heiser

(Fortsetzung)

Fünftes Kapitel

Nach des Studium der Postlacher Schulordnung erscheint Ich nicht als Idealschüler

Irrthum. Ich bin nicht von Ihnen — mit vielen Worten schickt Frau Schumacher hinterdrein die eingehende Belehrung, daß Postlacher Schulordnungsstrafen, die Väter von solchen Männern gar grundsätzlich Verdammung auf jener neue Maßgabe eingeführt hatte, ich sein doch Idealschüler gewesen wäre. Frau Schumacher begriff allerdings nicht, und Väter will dem Schulleiter ihren Standpunkt zu ihren Lehren klarmachen, aber der Beispiel von dem „unreinen" Wasser machte. Der aber, der dem Ich Wasser nicht schaden sollte, war der Wasser, der Väter über die Lippe eines Schulleiters, aber die Hoffnung, daß dieser auch über Nacht über den Verstehen und Verstehen entfliehen könnte, waren vergebener in Postlach, der Hoffnung Ihrer Ihnen jetzigen Schwestern, Postlacher Schulleiter. Als ihn wandern Ich und Frau Schumacher, waren die Ringeben zu machen. Unverzeihlige zu beurtheilen und Väter zu beobachten hatte, bis sie wieder in gut gelesen den Herr Väter Mangelhaft zeigte. Das Resultat: Ich sah nur nicht von Ihnen!

Väter hatte den Schulleiter Ihnen auf den Wunschzettel, dort Ruth er gerade mit Ich die Bäume an, die zum Weihnachtsfest herrschaften, und die Bäume haben Ich, Ich Ihnen Ihnen Ihnen

einer Entrüstung über Bettler brachte, die ihn bei dem dritten Begegnen entweder gar nicht oder sehr vertraulich grüßten. Er salutirte allen Fremden mit einem wilden Blick, er hob Bäuerinnen den zu schweren Korb auf den Kopf und bemühte sich überhaupt nach jeder Seite hin um die Hebung Haßlachs.

Viktor richtete die Empfehlung seiner Hausfrau an den Schrecklichen aus, ohne zu lächeln, und Herr Belloff fuhr sofort in die Dienstbereitschaft hinein und zeigte Viktor den Weg nach der Mädchenschule, die in seinem Revier lag, denn Viktor hatte ihm gegenüber den Mut gehabt, sein ausschließliches Interesse am Mädchenschulwesen zu bekennen. Auf dem Wege zur Seevogelschule hörte er nun, daß dort ein Oberlehrer das Regiment führe, ein alter Herr, etwas bequem, aber die Leute könnten mit ihm reden. Viktor warf mit einiger Befangenheit die Frage ein, ob auch Lehrerinnen an der Schule beschäftigt seien? — Und ob! fünfzehn! Da ist die Fräulein Grundemann, die Fräulein Bertram — wissen Sie, die Bierbrauerstochter aus dem „Storchennest," das Bier war recht gut, solange der Alte lebte, ja, und die Fräulein Friedlein. — Wohl alle schon ältere Damen, fragte Viktor geschäftlich, als ob er Agent einer Lebensversicherungsgesellschaft wäre. — Ja ja, die meisten, aber es sind auch ganz junge da, neulich ist erst eine angestellt worden, die so neunzehn oder zwanzig Jahre alt ist — Viktor stand der Atem still, hier war die Gesuchte! — das Fräulein Krisch, fuhr Belloff fort, Katharine Krisch, eine überstudirte Person! Viktor atmete auf, nein, die edle Namenlose, die er suchte, war nicht diese überstudirte junge Dame, Belloff hätte von der Gesuchten anders geredet.

Inzwischen war der „Altmarkt," an dem die Seevogelschule lag, erreicht worden, und Viktor fühlte sich sehr erleichtert, als sich der Mann der öffentlichen Sicherheit sofort verabschiedete. Es ist Markttag, und der Belloff gehört auf seinen Posten, sagte er mit einem Gesichte wie der Kinderfresser des Märchens; aber wenn Sie mich wieder nötig haben, der Belloff ist immer da!

So begann Viktor seine Jagd nach dem Glück.

Wenn er fünf Tage später, nachdem er an fünf Mädchenschulen und zwei Instituten um acht Uhr und um zwölf Uhr, um zwei Uhr und um vier Uhr gelauert hatte, den Gewinn dieser rastlosen und völlig erfolglosen Wanderungen und Belagerungen aufgezeichnet hätte, so hätte er aufschreiben müssen, daß ihn vom Mittag des ersten Belagerungstages an sämtliche Polizeidiener grüßten, und wenn er nur ein altes Haus irgendwo bewundernd anschaute, gewiß ein Wohlbeleibter in dunkler Uniform mit blauem Kragen und mit einem Säbel bewaffnet auf ihn zukam und sagte: Herr Hofgartenassistent werden entschuldigen, das ist kein Schulhaus! — daß weiter Belloff die Augen fürchterlich rollte, so oft er seiner ansichtig wurde, und damit das höchste Maß der Bereitwilligkeit ausdrückte, den Mieter der Frau Schwendeli Witwe in allen gerechten Unternehmungen zu fördern.

Viktor prägte sich ferner unauslöschlich ein, wie alle Wallfahrten nach und von allen Mädchenschulen der Welt beschaffen sind. Auf dem Hinwege kam die Jugend reihenweise mit etwas raschem Schritt, es ward gesprochen, aber nicht eigentlich laut, Köpfchen wurden gedreht, und Zöpfe flogen je nach der Drehung über die rechte oder über die linke Schulter, aber die Drehung hatte nichts aufgeregtes; Schulmappen wurden geschlenkert; beliebte Lehrer tauchten auf und hatten rechts und links zuthunliche und beglückte Kinder; Lehrer kamen, die nichts vom Patriarchen hatten, wandelnde Ausrufungszeichen, sie legten einsam den Schulweg zum zehntausendstenmale zurück und bedachten alle Gehaltsverhältnisse und deren Aussichten unter dem neuen Stadtregiment; Schulthore thaten sich auf, und gedämpfte

Stimmen umsummten den Einzug, und Schulthore thaten sich auf, und Lärm und Aufregung und ein höchstgesteigertes Mitteilungsbedürfnis bezeichneten den Auszug. Zöpfe flogen, als stünde das junge Köpfchen auf einer Drehscheibe, und Schulmappen flogen und Hände schlugen immer wieder zum Abschiednehmen ein, weil jedes „letzter" sein wollte; und Lehrerinnen tauchten auf und hatten rechts und links sehr kleine, sie sehr verehrende Mädchen an der Hand und nickten dieser zu und beauftragten jene mit einem Gruß an die liebe Mama, den das kleine Fräulein niemals ausrichtete, trotz dem zierlichsten aller Knixchen, mit dem es sich verabschiedete — aber die Lehrerin, die Viktor suchte, kam aus keinem der Schulthore! Dagegen kamen süße Lehrerinnen, und saure kamen, und Viktor entdeckte bald, daß auch Lehrerinnen kamen, über denen die Weihe der Liebe, der Pflicht und der Entbehrung lag, und sein Anteil an dem Treiben wuchs, daß er fast über sich selbst lächeln mußte.

Aber auch er war nicht unentdeckt geblieben, und die älteste Lehrerin der Ägidienschule fragte jeden Kollegen, den sie noch nicht gesprochen hatte: Haben Sie den neuen Schulinspektor schon gesehen? — ein Scherz, der am fünften Tage, an dessen Schluß Viktor seine Schulfahrten aufgab, die Runde durch die fünf Mädchenschulen, die höhere Mädchenschule natürlich eingeschlossen, gemacht hatte, und von dem Viktor nie etwas erfuhr.

Und nicht Lehrer und Lehrerinnen allein und findige junge Augen unter lichten Sommerhütchen hatten ihn entdeckt, vor der Seevogelschule hatte er auch die Aufmerksamkeit eines Augenpaares gewonnen, das nichts mit der elementaren und nichts mit der höhern Bildung der weiblichen Jugend zu thun hatte, aber alle Kinder der Seevogelschule kannte und von diesen allen wohl gekannt war. Der alte Allgäuer hatte Viktor am ersten Morgen, als er die Runde begann, gesehen und Belloff dabei freundschaftlich zugenickt und Viktor eine einladende Verbeugung gemacht, aber Viktor hatte noch zu viel mit dem ihm so neuen Schulwesen der Stadt Haßlach zu thun, als daß er den alten Allgäuer beachtet hätte. Dann kam er mittags um vier Uhr wieder — um zwölf Uhr hatte er die Sankt Gertraudenschule zu inspiziren gehabt —, und wieder verbeugte sich der alte Mann, und diesmal sah Viktor wenigstens das und dankte flüchtig. Am nächsten Tage aber, um zwölf Uhr, als sich die Seevogelschule mit Lärm öffnete und dann in das tiefe Schweigen versank, das leere Schulhäuser so trostlos aussehen läßt, verbeugte sich Herr Allgäuer nicht bloß, sondern räusperte sich auch leicht, und als Viktor das Auge von der Letzten, die das Schulhaus verließ, unbefriedigt abwandte, verbeugte sich Herr Allgäuer so einladend, daß Viktor zu ihm trat und mit der innern Höflichkeit, die er alten Leuten gegenüber von Kindheit an gepflegt hatte, einen Blick über die Herrlichkeiten gleiten ließ, die der Budenbesitzer hier ausgebreitet hatte — allerdings einen hilflosen Blick. Blechwaren, Pantoffeln, Butterfäßchen, Zinnsoldaten, Puppen und Drei-Kreuzeruhren, Besen, Rechen, Taschentücher mit dem Bilde des Königs, Sens, was sollte er wählen?

Herr Hofgartenassistent, sagte der Alte, Sie brauchen nichts zu kaufen. Ich habe nur einmal mit Ihnen reden wollen.

Viktor sah ihn betreten an. Der Alte verstand den Ausdruck des jungen Gesichts und sagte: Verzeihen Sie, so ein Mann wie ich, an dem unaufhörlich Menschen vorübergehen, mit ihren Gedanken beschäftigt, ihr Ziel im Auge und die verschwiegne Geschichte ihres Lebens in den Mienen, in dem Gang und in den Kleidern, die müssen mich beschäftigen, denn was soll ich oft anders thun, als sie ansehen und Mitleid mit dem verschwiegnen Bündelchen haben, das sie tragen, als

trügen sie es nicht. Sie sind noch jung, darum sehen Sie mich eben so sonderbar an — nein, Viktor verglich nur die Worte des Mannes mit seinem ärmlichen Berufe, betroffen aber ward er nun wirklich, als der alte Krämer fortfuhr: Jung, wie Sie sind, schauen Sie nicht auf die Lastträger, sondern nur auf die Lichtträger, die fünf klugen Männer und Frauen, die das ewige Licht der Anbetung in immer wachen Händen tragen, aber wir Alten werden Krankenträger und suchen die Angesteckten und Siechen auf den Gassen der Zeit, das zieht uns.

Woher wissen Sie — stammelte Viktor verwirrt; war denn hier noch jemand, der um den Plan seines Buches wußte?

Ich weiß nichts, Herr Hofgartenassistent, aber eins weiß ich, ich habe Sie seit Jahren gekannt, lange ehe Sie geboren waren.

Viktor sah das alte Gesicht mit einer ihm unerklärlichen Teilnahme auf sich ruhen. Jetzt erst betrachtete er, während er still verharrte, um das zu hören, was der Krämer etwa noch sagen würde, den alten Kopf zum erstenmale mit Aufmerksamkeit, und er sah etwas, das ihn anziehen mußte. Das buschige, kurzgeschnittene Haar war schneeweiß, auch der Bart, aber die Augenbrauen waren noch schwarz und hoben damit das dunkle Auge, von dem aus dieser Mensch fortan immer gesehen werden mußte, sobald man den Blick dieses Auges in seiner Eigentümlichkeit erkannt hatte: es war in ihm das Tiefe, Rätselvolle und Außerirdische, das der einsame Waldsee hat, der daliegt wie eine dunkle Prophetie ohne Worte. Viktor fühlte sich gezwungen, dem Alten die Hand über den Ladentisch zuzustrecken, und er fühlte sie rasch gefaßt und fest geschüttelt. Beehren Sie mich wieder, sagte der Alte herzlich und dringend, und Viktor sagte gern zu.

Und er kam bald wieder. In den Stunden, wo die Schulen ihre junge Bevölkerung in ihren Zellen hüteten, hatte Viktor wohl die freie Zeit zum Niederschreiben dessen, was ja vorbereitet in ihm lag: aber die Ruhe war aus seinem Leben gewichen, und die Stille seines Zimmers und der Anblick des Konzeptpapiers, das zur Niederschrift bereit lag, vermehrte die Unruhe. Bei dem Alten aber trat Ruhe ein. Es war nicht die kleine Welt dieses Mannes, die ihn in ihre Kreise zog und so überwältigte, obwohl ihn alles anzog, was er da sah. Kinder kamen, die einen Griffel ohne Silberpapier kauften und den Alten dann starr ansahen, ob er ihnen nicht einen mit Silberpapier überzognen dazu schenken würde; Dienstmädchen holten Schuhnesteln und warfen dabei einen verstohlenen Blick in die kleinen Spiegel, die in schlechten Goldrahmen oben an einer Querleiste hingen; Nachbarn erschienen mit geöffneten Birkendosen, und Herr Allgäuer füllte sie gemächlich, und sie sahen gemächlich zu — Viktor sah, daß der Alte so recht der Krämer der kleinen Leute war, und daß sein sonderbares Lädchen wirklich in kein dunkles Haus, sondern unter die Bäume an dem kleinen Altmarkt gehörte.

Nein, Viktor zog allein der Alte selbst an, seine Worte, die Herzlichkeit seines Blickes, mit der er jedermann bediente, die Freude, die die Käufer offenbar an der Art des Alten hatten, und vor allem die Zugabe, die er umsonst zu dem Kaufe gab: gute Worte, kleine Ermahnungen, noch mehr — kleine, treue innere Hilfen. Das Wort von neulich ward ihm lebendig, und einmal war es ihm, als hätte sich der Alte nur verkleidet in einen deutschen Krämer, und Haßlach wäre eine Maske, und der Altmarkt nur eine Luftspiegelung, und als wäre der Mann, der eben so ruhig mit der Schere in das gewünschte billige Zeug schnitt, der barmherzige Samariter, und wenn ein Hauch käme und an alle den Schein anwehte, dann breitete sich statt dessen sogleich roter Sand aus, und die Sonne des Südens brennte, und aus einem weißen Burnus und schwarzbraunem Gesichte leuchteten diese warmen,

treuen, helfenden Augen herab auf den wunden Mann, den die Welt in das Elend geworfen hatte.

Da war es ihm auch nicht auffallend, daß ihn der Alte, als der Samstag kam, bat, am Abend nach acht Uhr, wenn sein Lädchen geschlossen sei, als Gast zu ihm in seine Wohnung zu kommen. Meine Frau will Sie auch gerne sehen. Viktor sagte gerne zu, und abends stand er zur rechten Zeit vor der bezeichneten Hausthür, nachdem er vor einer Stunde die Heimkehr des von Engländerinnen besuchten Instituts von dem Abendspaziergange abgewartet und abermals eine Hoffnung begraben hatte. Herr Kibitz, der derzeitige Besitzer des Hauses, stand mit gespitztem Munde, als wollte er pfeifen, unter der Thür und fragte mißtrauisch: Was belieben? — und brummte dann: Vier Treppen! Aus einem Zimmer des ersten Stockes schaute der Tapezier Ohnesorg heraus, Auge und Nase ein einziges verbindliches Fragezeichen; auf dem Flur des zweiten Stockes nahm Frau Kümmel, Stuhlmachersfrau und höchst kinderreiche Mutter, mürrisch einen Besen vor Viktors Füßen weg; auf dem schmalen Gange des dritten Stockes ging ein Flötenkünstler ohne Rock auf und ab, hielt im Blasen inne, ohne die Flöte abzusetzen, und starrte Viktor an.

Endlich stand dieser vor der Thür des Alten, und als er eintrat, sah er, daß hier in dem bescheidnen Raume, der ihn aufnahm, Friede herrschte. In jedem Winkel Friede, bei der ihn freundlich begrüßenden alten Frau, die im Lehnstuhle am Fenster saß und sich kaum erheben konnte, weil sie wie gelähmt war von dem frühern Aufenthalte in der Bude auf freiem Markte; Friede bei der Lampe, in deren Schein das bescheidne Mahl auf alle wartete; Friede bei den Bildern, die die Wand zierten und zum Teil aus Blättern der Schnorrschen Bilderbibel bestanden, zum Teil aus Blumen, die mit treuer Naturbeobachtung in Wasserfarben auf braunes Papier gemalt waren; und Friede bei den Blumenstöcken, die von der Fensterbank hereinlugten in den Feierabend des Alten und in den Westhimmel hinausschauten, an dem sich die Türme von Haßlach dunkel abhoben.

Der Alte belebte das Gespräch des Abends. Er war in jungen Jahren in der Welt herumgekommen, er kannte Endenburg und alle Orte, die Viktor kannte, und viele Orte, nach denen sich Viktor sehnte, und kannte die Pflanzen, die an seinen Wegen gewachsen waren, und hätten nicht zinnerne Teller vor ihnen gestanden, und hätte nicht das Tischtuch gefehlt und nicht das stille Waisenkind mit am Mahle teilgenommen, das den kleinen Haushalt besorgte und den Alten in seinem Lädchen ablöste, wenn die Mittagsstunde dawar, so hätte Viktor vergessen, daß er bei einem Kleinkrämer in bescheidner Mieterwohnung den Abend verbrachte.

Bei Ihren Wanderungen suchen Sie nicht allein Pflanzen? fragte der Alte im Laufe des Gesprächs.

Nein, Sie haben neulich schon gefunden, worauf mein Auge am liebsten ruht. Ich habe das Zutrauen, daß Sie mich nicht mißverstehen, wenn ich Ihnen mit einer Knabenvorstellung wiederhole, was ich suche. In unserm Lesebuche, das wir als kleine Gymnasiasten hatten, stand ein Aufsatz mit der Überschrift: Gott grüßt manchen, der ihm nicht dankt. Schon damals nahm ich mir vor, ich wollte ihn immer wieder grüßen, und wenn es anginge, noch lieber ihn zuerst grüßen; und, so fügte Viktor lächelnd hinzu, meine liebe Mutter lobte mich sehr, als ich ihr erklärte, wie ich das verstünde.

Die alte Frau legte ihr Strickzeug bei diesen Worten Viktors hin und erfaßte seine Hand mit einer so zarten Bewegung, daß man es ihr nicht ansah, daß diese Hand nie ein eignes Kind zu pflegen, zu liebkosen und zu segnen gehabt

hatte. Viktor empfand dankbar und still diese wortarme Vertretung der eignen geliebten Mutter.

Damals glaubte ich im Ernste, fuhr er fort, Gott nehme die Gestalt eines Bettlers oder einer verzweifelnden Mutter oder eines geplagten Ackersmanns oder eines verwundeten Soldaten an, und nur an dem heiligen Dunkel der göttlichen Augen erkenne man ihn, der gespannt darauf harre, daß man seiner Gestalt in ihrer Not helfe, und während man ihr helfe, Gott in ihr erkenne. Aber heute noch und heute erst recht sehe ich mich auf meinen Wanderungen nach den Augen Gottes um und schaure zusammen, wenn ich im Vorübergehen an einem Wandrer plötzlich inne werde, daß mich Gottes Augen grüßend angeschaut hatten — einmal sind es Menschenaugen, oft auch Blumen.

Menschen und Pflanzen, wiederholte der Alte langsam. Ja, Menschenaugen und Pflanzenaugen! Das haben Sie recht gesehen. Die Pflanzen stehen näher bei Gott als die Tiere, er schuf sie vor den Tieren und dem Menschen und gab ihnen den göttlichen Auftrag, den gottähnlichsten, sie sollten dienen. Das Tier kann sich über die Erde frei bewegen und gehört doch ihr allein an, die Pflanze ist gebunden und doch ein Kind der freien, raumlosen Geisteswelt. Woran merkst du das? Ein Tier hat Verstand und weckt deine Neugierde, ja wenn es ein Vöglein ist, wird es dir zum Zeitvertreib, aber damit ist sein Unterricht an dich abgethan. Die Pflanze aber hat Seele, und sie setzt deinen Geist in Bewegung. Von der Wirkung auf dich mußt du auf die Ursache schließen, und wenn in dir Geist gewirkt wird, was könnte ihn anders wirken als Geist? Es ist ein Geheimnis, mein junger Freund, warum Gott die Pflanzen herzlicher liebt als die Tiere, ich kann es nur so ergründen, daß ich denke, er dankt ihnen für ihr Dienen mit seiner Liebe. Ich habe davon schon etwas geahnt, als ich noch ein Kind war.

Da haben Sie gewiß niemals zwecklos Blumen gebrochen und Zweige abgerissen! sagte Viktor mit Nachdruck. Die Poeten lassen die Spaziergänger mit dichten Primelsträußen aus dem Walde kommen, als brächten sie den Frühling damit in das Haus, aber ich sehe dann nur in gedankenlosen Händen gedankenlos zusammengerafft Bündel armer Pflanzen, von denen über die Hälfte auf dem Heimweg und die Treppe hinauf verzettelt wird, der Rest morgen verwelkt im Aschenеimer liegt!

Mit freundlichen Augen, ja mit Augen, die von etwas Feierlichem glänzten, sah der Greis den Jüngling an und fragte ihn dann: Welche Blume ist Ihnen die liebste?

Die Gartennelke, sagte Viktor rasch, so wie sie von den Fenstern unsrer Bauernhäuser in langen Rankenstielen herabspielt, oder wie sie unsre Gärtnermühe mit vielfacher Farbenpracht liebevoll lohnt.

Während Viktor sprach, entfernte der Alte schweigend die Lampe und stellte einige Nelken in einem altertümlichen Kelchglase mit hoher Röhre und einem breiten Beckenfuße vor Viktor hin. Dieser ward von dem Anblick getroffen, wie es der Greis erwartet hatte. Sein an alte Formen durch Vätererbe gewöhntes Auge erkannte an dem eigentümlichen grünen und bläulichen Schimmern des Glases, wie alt es war, und mit Entzücken gewahrte er das Ineinanderspielen der schönen Blumen und des schillernden Kelches. Das Licht der abseits stehenden Lampe fiel auf das im Helldunkel liegende sinnendverlorne Antlitz des Jünglings und hell auf die Blüten. Der Alte streifte mit einem ernsten und freudigen Blick seine Frau, die selbst mit gespannter Aufmerksamkeit allem zugesehen hatte, dann erschloß er einen alten Spind und nahm ein rahmenloses Ölbild heraus, das fest in ein seidnes Tuch, das gewiß

auch von hohem Alter war, eingeschlagen lag, und legte es langsam, um den Blick des Jünglings nicht von dem Blumenkelche abzulenken, neben Viktor hin. Es war ein nach der Art Rembrandts gemaltes Bild. Man sah von dem dunkeln Hintergrunde in hellem Profil abgehoben den Kopf und den aufgestützten Arm eines Mannes in einer Tracht, wie man sie am Schlusse des sechzehnten Jahrhunderts liebte; eine schöne, offne Stirn, dunkle, sinnende, glaubende und sehnliche Augen, Mund und Kinn von feinster Form, weich und fest. Das Auge des Mannes war ganz in fünf in einem hohen Kelchglase stehende Nelken versenkt; es waren zwei rot, eine gelb und zwei hatten die Lachsfarbe, das Kelchglas aber funkelte in einem Lichte, dessen Quelle nicht zu sehen war.

Wie sich das gemalte Bild und der gleiche lebendige Vorgang wie Gegenstand und Abspieglung so einleuchtend und so geheimnisvoll ergänzten, neigte sich der Alte über Viktor und küßte ihn auf die Stirn. Jetzt erst wachte dieser aus seinem Traume auf und sah in demselben Augenblick das alte Bild und sah es fast erschrocken an; er fühlte, was der Alte hier vorbereitet hatte, und eine unwiderstehliche Sehnsucht nach dem Manne in dem Bilde ergriff ihn. Verwirrt schaute er zu dem Alten auf und fragte: Wer ist dieser Mann?

Das gerade wollte ich Sie fragen, Sie selbst erinnerten mich sofort an dieses Gesicht, als ich Sie am Dienstag Morgen sah, und erinnerten mich täglich mehr daran, und meine Frau nickte mir hinter Ihrem Rücken zustimmend zu, als Sie kaum eingetreten waren. Das Bild ist bei uns Allgäuers, solange wir wissen, und immer stand es uns fest, daß es unser Vorvater sei, aber es steht kein Name da, und was ich an dem Kelch unten am Fuße von Buchstaben heute zu sehen meine, das erscheint mir morgen nur als ein Kranz von Zierschnörkeln.

Auch Viktor sah die Stelle genau an, auf die der Finger des Alten deutete, aber auch er konnte nichts erkennen, dagegen verglich er im stillen das Gesicht seines Wirts mit dem Bilde.

Wir haben keine Kinder, begann nun der Alte wieder. Lassen Sie mich Ihnen sagen, was die liebe Frau und ich schon ausgemacht haben, als ich ihr zum erstenmale von Ihnen erzählte: Sie sollen dies Bild nach unserm Tode erhalten!

Viktor sah das herrliche Gemälde mit Scheu an. Ja es sollte einst von ihm geehrt werden, wie es von diesen Alten geehrt ward. Lange hielt er die Hand des Greises gefaßt und sah das Bild schweigend an.

Lassen Sie uns immer in Verbindung bleiben, unterbrach der Greis nach einer guten Weile das Schweigen. Wo wir Sie von August an zu suchen haben, weiß ich. Was aber sollen Ihnen die nächsten Wochen bringen?

Viktor überwand sich, von der schönen Fremden zu reden.

Das ist keine hiesige Lehrerin, sagte der Greis bestimmt, ich kenne sie alle, auch keine Hauslehrerin; hier ist zur Zeit keine einzige. Aber sie kann nicht weit entfernt von hier wohnen, denn Sie sahen sie ohne alles Gepäck?

Viktor bejahte. Nun, dann wird sie wohl auf eines der Güter hinter Au im Winkel gehören oder ist vielleicht eine Tochter des Oberförsters in der Forstei zum „nassen Winkel," obgleich sie dann mit Ihnen über das Wirtshaus dort hätte gehen müssen.

Also nach Au im Winkel, und mich dort an den Präzeptor Röhrle wenden, wiederholte sich Viktor, als er bald nach zehn Uhr über den Altmarkt ging, die Seele bei den beiden Alten da oben unter dem Dache, bei dem Bilde, bei der Fremden. Sie waren alle wie ein Erlebnis, in dem jedes seinen Anteil hatte, aber der schönste fiel auf Frau Sonnenschein.

Als Viktor in die Zotzelsgasse einbog, stand eine dunkle Gestalt am Eingange der Straße und grüßte militärisch. Viktor fügte sich fröhlich dem Landesbrauch und rief: Grüß Gott, Herr Belloff! — Gehorsamer Diener, Herr Hofgartenassistent!

(Fortsetzung folgt)

Maßgebliches und Unmaßgebliches

Ein großer Moment. Nachdem über das wirklich komische Angst- und Verlegenheitsspiel, das die europäischen Großmächte aufführen, lange genug gelacht worden ist, wäre es wohl an der Zeit, daß man in der Öffentlichkeit die furchtbare Lage herzhaft erörterte, die sich unter diesem Spiele verbirgt. Jedermann weiß, daß die Notwendigkeit, über Konstantinopel zu verfügen, die ungeheure europäische Interessenspannung lösen würde, die in den Millionenheeren der Großmächte und in ihren Kriegsflotten zur Erscheinung kommt, daß vor der Verantwortung, einen Weltkrieg mit seinen unberechenbaren Wirkungen herbeizuführen, alle Staatsmänner zurückbeben, und daß eben darum weder Rußland noch England nach dem, was beide begehren, zu greifen wagt, obwohl sich seit anderthalb Jahren zuerst jenem, dann diesem die schönsten Gelegenheiten zu Annexionen dargeboten haben. Der schlichte Verstand des Nichtdiplomaten würde vielleicht einen andern Weg eingeschlagen haben, die Katastrophe hinauszuschieben; er würde es am einfachsten gefunden haben, nicht allein den Kretern ihren Willen zu lassen, sondern auch den Griechen den bis jetzt vorenthaltenen Rest des ihnen im Berliner Vertrag zugesprochnen Gebiets, den sie jetzt gewaltsam an sich zu reißen versuchen, vollends einzuräumen; damit würde man sich wahrscheinlich eine Frist von ein paar Jahren erkauft haben. Aber es scheint, daß die Vorsehung die Griechen mit einem an Wahnsinn streifenden Fanatismus erfüllt und die Großmächte kopflos gemacht hat, um die Katastrophe schon in der nächsten Zukunft herbeizuführen. Vermieden kann sie auf keinen Fall werden. Wenn irgend ein Abschnitt im Völkerleben die Bezeichnung eines unaufhaltsamen natürlichen Prozesses verdient, so ist es die Auflösung der europäischen Türkei. Vor zweihundertvierzehn Jahren feierte die Christenheit ein Dankfest, weil Gott durch den Polenkönig Wien vor den Türken errettet hatte, und heute zählt die europäische Türkei noch sechs Millionen Einwohner, von denen 1 362 000 Türken, die übrigen geborne Rebellen sind. Keine Diplomatenkunst vermag auf die Dauer die Herrschaft eines Volkes in einem Lande aufrecht zu erhalten, aus dem es schwindet. So könnten also diese Ostern wohl der Wendepunkt für die Geschicke Europas werden. Möge der große Moment bei uns kein kleines Geschlecht finden! Zunächst handelt es sich darum, ob Konstantinopel — die Griechen kommen dafür nicht in Betracht — Slawen oder Germanen gehören soll, und welchen Germanen.

Vereint marschiren, getrennt schlagen. Ein sozial-strategisches Problem setzt neuerdings die Federn mehr und mehr in Bewegung, die Frage: ist es für die die bestehende Staats- und Gesellschaftsordnung anerkennenden Freunde sozialer

Reformen möglich, mit der Sozialdemokratie vereint zu marschiren und doch im entscheidenden Augenblicke getrennt zu schlagen? In besonders bemerkenswerter Weise ist dieser Frage ein Dozent für Nationalökonomie und Statistik an der Universität Bern, Dr. N. Reichesberg, näher getreten in einem Aufsatz „Wesen und Ziele der modernen Arbeiterschutzgesetzgebung," den die kürzlich erschienene erste Lieferung des Jahrgangs 1897 der Zeitschrift für schweizerische Statistik veröffentlicht. Sehen wir zu, wie er zu der Frage steht. Er ist sich zunächst der trennenden grundsätzlichen Anschauungen und Ziele der „sozialdemokratischen Partei" und der „Vertreter der bürgerlichen Sozialreform" klar bewußt. Die Sozialdemokratie, „die Partei des politisch organisirten Proletariats," meint er, vertrete gemäß ihrer besondern Auffassung des Staats, als einer Organisation der herrschenden Klassen, den Standpunkt: „Der moderne Staat müßte sich selbst verleugnen, wollte er ernstlich an die Lösung des Problems unsers Jahrhunderts schreiten." Die Lösung der Arbeiterfrage bedeute nach der Ansicht der Sozialdemokratie „die vollständige Aufhebung der sich gegenwärtig bekämpfenden gesellschaftlichen Klassen, die planmäßige Organisation der Arbeit, die Verteilung des Einkommens nach Maßgabe der geleisteten Dienste." Die „vollständige Beseitigung der sozialen Misere" falle dieser Ansicht nach „geradezu mit der Aufhebung des modernen Staats zusammen." Dagegen brächten die Vertreter der bürgerlichen Sozialreform „dem Staate das unbedingte Vertrauen entgegen." Von der Überzeugung ausgehend, der Staat habe für die Wohlfahrt „aller seiner Bürger Sorge zu tragen," richteten sie an ihn die Anforderung, er möchte sich der wirtschaftlich schwachen Volksklassen energisch annehmen, um ihnen zu einer bessern Lebensstellung zu verhelfen. Dadurch würde, nach Ansicht dieser Leute, „die Arbeiterfrage von selbst ihre Lösung finden, und zwar ohne daß es notwendig wäre, die Grundlagen der modernen Gesellschaftsordnung irgendwie anzutasten." „Es liegt auf der Hand, fährt er wörtlich fort, daß diese beiden Richtungen, die vor allem hier in Betracht kommen, sich niemals werden verständigen können. Die Ziele, auf welche dieselben lossteuern, liegen weit auseinander. Während die Sozialdemokratie sämtliche Bedingungen der sozialen Differenzirung, welch letztere sie als ein Haupthindernis jedes weitern Kulturfortschritts erachten, beseitigt wissen wollen, sehen die Sozialreformer gerade in dieser sozialen Gliederung das Ferment und das Charakteristikum einer höhern Gesellschaftsform. Es dürfte demnach klar sein, daß auch das praktische Handeln dieser beiden ausschlaggebenden sozialpolitischen Parteien ein sehr verschiednes sein muß."

Trotzdem warnt der Verfasser vor dem „Getrenntmarschiren" der beiden so bezeichneten Parteien; die Strecke sei immerhin noch ziemlich weit, die von ihnen gemeinsam, Hand in Hand zurückgelegt werden müsse. Dazu gelangt er aus folgenden Erwägungen heraus.

Möchte das Mißtrauen, das „wir," so sagt der Verfasser, dem modernen Staate überhaupt entgegenbrächten, noch so berechtigt und begründet, und möchten wir noch so sehr von der Unzulänglichkeit der bisherigen Leistungen auf dem Gebiete der Sozialreform überzeugt sein, so dürften wir doch nicht außer Acht lassen, daß eine befriedigende Lösung der Arbeiterfrage „im Sinne und Geiste der sozialdemokratischen Partei" nur „successive" herbeigeführt werden könne, und daß namentlich „unter den gegebnen Umständen" die sozialreformatorische Thätigkeit auch von den Anhängern „dieser" Partei als das Hauptmittel zur allseitigen Hebung der Arbeiterklasse erachtet werden müsse. Im weitern müsse darauf hingewiesen werden, „daß gerade vom Standpunkt der sozialdemokratischen Partei, die, im Vertrauen auf die Gesetze der wirtschaftlichen Entwicklung, an den endgiltigen Sieg der Arbeitersache den festen Glauben hegt, es nicht gleichgiltig sein kann, ob die Arbeiter-

schaft, jenen bessern Tagen, infolge des bis dahin auf ihr lastenden Druckes an Leib und Seele verkümmert, begegnen, oder ob sie, von der Last wenigstens teilweise befreit, als eine Generation freier, energievoller, selbstbewußter Persönlichkeiten in das verheißne und langersehnte Land eintreten würde." Von diesem „letztern" Gesichtspunkte aus eröffne sich für alle „wirklichen, wahren Volksfreunde," ebenso wie für „jene Parteien, die ihre Sonderinteressen hinter die Interessen der Gesamtheit zu stellen gewohnt seien, „ein weites fruchtbares Feld der bis zu einem gewissen Punkte gemeinsamen Thätigkeit": das „große, noch ziemlich jungfräuliche Gebiet der Sozialreform im eigentlichen Sinne des Worts, das Gebiet des thatkräftigen und wirksamen Arbeiterschutzes." Der Verfasser betont, daß er absichtlich sage: „bis zu einem gewissen Punkte," denn die Verschiedenheit der „letzten Ziele," die die politischen Parteien verfolgten, werde sich auch bei der Behandlung der Fragen des Arbeiterschutzes vielfach geltend machen; und zwar werde es sich hierbei nicht bloß um das „Mehr oder Weniger" handeln, sondern auch grundsätzlich würden die Parteien oft auseinander gehen. Der Arbeiterschutz als „letztes Ziel" einer Sozialreform und der Arbeiterschutz als „Mittel" zur Sammlung und Vorbereitung der Arbeiterklasse für die erhoffte neue Ordnung der Dinge seien eben zwei ganz verschiedne Dinge. Nichtsdestoweniger soll man also „bis zu einem gewissen Punkte" gemeinsam Hand in Hand marschiren.

Wir sind der Ansicht, daß sich die für die Kulturentwicklung des Volks verantwortlichen Schichten der Gesellschaft und die Staatsgewalt jetzt durchaus über diese Frage klar werden müssen. Wir müssen uns über die Frage entscheiden, ob eine solche Strategie mit dem Gemeinwohl, mit der Fürsorge für die Wohlfahrt aller Staatsbürger auch in den spätern Geschlechtern vereinbar ist oder nicht, und müssen darnach handeln. Erkennt man, wie auch Dr. Reichesberg es thut, daß die Ziele der Sozialdemokratie mit der „Aufhebung des modernen Staats" zusammenfallen, und hält man die Erhaltung dieses Staats für nötig, so muß die Bundesgenossenschaft, die den Sozialdemokraten, wenn auch nur bis zu einem gewissen Punkte, geleistet wird und thatsächlich die Erreichung ihrer Ziele fördert, wenigstens als ein so gewagtes Manöver erscheinen, daß der seiner Verantwortlichkeit gegen die Gesamtheit sich bewußte gebildete Mann und vor allem die zur Erhaltung des Staats verpflichteten öffentlichen Gewalten es nur dann gut heißen könnten, wenn gegen seine staats- und gemeingefährlichen Folgen unzweifelhafte Bürgschaften gegeben wären. Zu meinen, daß deshalb, weil auch die Sozialdemokraten an der Hebung der arbeitenden Klasse wegen ihrer auf den Umsturz gerichteten Bestrebungen Interesse haben, die Arbeit „Hand in Hand" mit dieser Partei etwas ungefährliches sei, wäre jedenfalls verkehrt. Schon die Möglichkeit, daß die arbeitenden Klassen durch den gemeinsamen Marsch den Fahnen der Sozialdemokratie für den entscheidenden Schlag viel mehr verpflichtet werden könnten, als der Partei der bürgerlichen Sozialreformer, sollte dem gesunden Menschenverstande als eine sehr große Gefahr erscheinen. Unter allen Umständen aber hätte eine Partei, die angiebt, die Grundlage der bestehenden Staatsordnung in keiner Weise antasten lassen zu wollen, und sich trotzdem entschließt, mit der Sozialdemokratie Hand in Hand zu marschiren, nicht nur der Staatsgewalt und den gebildeten Klassen, sondern vor allem auch den Arbeitermassen jeden Zweifel darüber zu nehmen, daß und inwiefern ihre Ziele und ihr praktisches Handeln mit der Erhaltung des modernen Staats vereinbar und von denen der Sozialdemokratie verschieden seien. Diesen Nachweis zu erbringen ist dem Verfasser nicht gelungen; im Gegenteil machen die von ihm den „Vertretern der bürgerlichen Sozialreform" zugewiesenen Bestrebungen den Eindruck völliger Ziellosigkeit. Dem Arbeiterschutz, der Sozialreform, die man

darnach gemeinsam, Hand in Hand mit der Sozialdemokratie vom heutigen Staat erzwingen soll, ist keine erkennbare Schranke gezogen; die Reformen, die erstrebt werden sollen, sind so dehnbar, daß es nichts weiter als ein müßiges Spiel mit Worten ist, wenn man zwischen den dazu unerläßlichen Umwälzungen und der Aufhebung des modernen Staats einen Unterschied aufrecht erhalten will. Die Frage des „Mehr oder Weniger" ist offen gelassen oder, besser gesagt, im Sinne eines unabsehbar weiter wachsenden „Mehr" beantwortet. Daß der Verfasser, der in der Schweiz wirkt, den Unterschied von der Sozialdemokraktie nicht aus nationalen oder gar monarchistischen Gefühlen herholen zu können glaubt, wie unsre National-Sozialen, kann nur als ein Vorzug seiner Theorien im Interesse verminderter Unklarheit oder größere Ehrlichkeit bezeichnet werden. Wenn die bürgerlichen Sozialreformer den unabsehbaren Marsch auf dem sozialpolitischen Kriegsschauplatz, wie er von ihnen verlangt wird, Hand in Hand mit der Sozialdemokratie zurückgelegt haben würden, könnte von Idealen für Thron und Vaterland, die sie im Entscheidungskampfe begeistern sollen, bei ihren Heerhaufen überhaupt nicht mehr, bei den Führern wohl nur noch als unpraktische Marotte und Selbsttäuschung die Rede sein.

Herr Dr. Reichesberg geht bei seiner Theorie des Arbeiterschutzes oder der Sozialreform im eigentlichen Sinne des Worts gleich unsern National-Sozialen von dem Satze aus: die Veräußerung seiner Arbeitskraft bedeute für den Arbeiter zugleich „das Eintreten in ein Dienstverhältnis, die Beschränkung seines freien Willens und seiner freien Bethätigung, das Anerkennen einer äußern Gewalt während der ganzen Dauer des Vertragsverhältnisses." Dazu komme die regelmäßige Zwangslage des Arbeiters zur Veräußerung seiner Arbeitskraft, wodurch die Vertragsfreiheit gänzlich zur Illusion werde: „der Vertrag zwischen Arbeiter und Unternehmer gestaltet sich zu einem Unterthanenverhältnis, wo der eine die Bedingungen diktirt, während der andre dieselben zu befolgen hat." Hier müsse vor allem die schützende Hand des Staats eingreifen, „um die verfassungsmäßig garantirte Freiheit und Gleichberechtigung jedes einzelnen zur Wirklichkeit zu machen." Das ists, was des Verfassers Ausführungen als das nebelhafte Ziel des Marsches erkennen läßt. Die Vorschläge für einzelne Arbeiterschutzmaßregeln, die er außerdem macht, sind, einen so breiten Raum sie auch einnehmen, doch nur Etappen auf dem Marsch von nebensächlicher Bedeutung und in sich selbst meist von unbegrenzter Ausdehnungsfähigkeit und Unbestimmtheit. So die Einschränkung der Arbeitszeit, die Höhe des Lohnes, die hygienische Fürsorge bei der Arbeit, die Schaffung von Wohnungen, selbst die Ergänzung des Koalitions- und Ausstandsschutzes und der Gewerbeaufsicht, wie sie der Verfasser verlangt. Wir haben im zwölften Heft der Grenzboten bei Besprechung der Sohmschen Auffassung der Stellung der National-Sozialen zur Sozialdemokratie darauf hingewiesen, daß die Sozialdemokraten Recht haben, wenn sie darüber lachen, daß die National-Sozialen vorgeben, das Ziel, wie es nun auch Reichesberger zu bezeichnen versucht hat, durch die Koalition ohne Umsturz der bestehenden Rechts- und Staatsordnung erreichen zu wollen. Daß Reichesberger dieses „Problem des Jahrhunderts" auch noch zu einer staatsrechtlichen Frage im Sinne der geltenden Verfassung stempeln möchte, ändert daran nichts, sondern zeigt nur, bis zu welchem Grade von Weltentrücktheit es die graue Theorie unsrer modernen Sozialpolitiker zu bringen vermag. Es ist hohe Zeit, daß die gebildeten Männer aller Stände diesem Problem des Jahrhunderts ihr volles, eingehendes Interesse zuwenden. Nur die Oberflächlichkeit, mit der man sich bisher darum gekümmert hat, konnte es zuwege bringen, daß man die Möglichkeit und Zulässigkeit des „Vereintmarschirens" mit der Sozial-

demokratie sogar in gebildeten Kreisen zugiebt oder doch nicht scharf zurückweist. Freilich wird man dann auch Manns genug sein müssen, offen und ehrlich, der verantwortlichen Staatsgewalt beizustehen, wenn sie der Verwirrung der Geister da, wo sie staatsgefährlich wird, entgegenzutreten versucht. Die Popularität bei den schon verworrenen Geistern zu verlieren, dieses Risiko muß man auf sich nehmen.

β

Umständlichkeit in der Rechtspflege. Zu diesem Thema haben die Grenzboten schon manchen lehrreichen Beitrag gebracht; sie haben auf manchen alten Zopf aufmerksam gemacht und darauf hinzuwirken gesucht, daß durch Verminderung des Schreibwerks und durch Weglassung alles überflüssigen Beiwerks in den Schriftstücken der Geschäftsgang vereinfacht und beschleunigt werde, was übrigens auch durch Benutzung des Telephons, der Schreibmaschine, der Stenographie erreicht werden könnte. Aber nur wenig ist in dieser Hinsicht bisher erreicht worden. Wenn auch anzuerkennen ist, daß man sich jetzt an vielen Gerichten bestrebt, reineres Deutsch zu schreiben als früher und überflüssige Floskeln zu vermeiden, so sind doch Telephon und Schreibmaschine zwei moderne Erfindungen, die die Gerichte und die staatlichen Verwaltungsbehörden meist noch ignoriren. Wenigstens in Sachsen läßt der Staat in den Gerichtsgebäuden kein Telephon anbringen, sondern gestattet nur den Anwälten die Anbringung, Benutzung und natürlich auch Bezahlung. Schreibmaschinen aber dürfen sich die Kopisten nur auf ihre Kosten und auf ihr eignes Risiko anschaffen, wenn sie glauben, durch vermehrte Arbeitsleistung die Anschaffungskosten wieder zu tilgen. Daß mit der Schreibmaschine viel schneller gearbeitet wird, daß dadurch die Ausfertigungen dem Publikum rascher zugänglich gemacht und durch die Ersparung von Arbeitskräften die durch die Anschaffung von Schreibmaschinen entstehenden Kosten bald wieder eingebracht werden, scheint nicht beachtet zu werden.

Aber auch mit der Vereinfachung des Schreibwerks hat es bei manchen Gerichten noch gute Wege. Zum Beleg mag folgender Vorfall aus den letzten Tagen dienen. Eine Aktiengesellschaft in Sachsen führte bei einem Gericht des Großherzogtums Weimar einen Zivilprozeß, in dessen Verlauf zur Erlangung vorläufiger Vollstreckbarkeit eine Sicherheit von hundert Mark einzusenden war. Nach Beendigung des Prozesses war diese Sicherheit an die klagende Aktiengesellschaft zurückzuzahlen. Dazu wurde folgender Weg gewählt. Das weimarische Gericht verfaßte eine Requisition, einen großen Bogen lang, an das Amtsgericht des Sitzes der Aktiengesellschaft und ersuchte um Auszahlung an die vertretungsberechtigten Vorstandsmitglieder. Gleichzeitig wurden die hundert Mark mit Postanweisung an das Amtsgericht geschickt und hier zum Depositum „vereinnahmt." Das Amtsgericht beraumte nun Termin zur Auszahlung an und lud dazu die Vorstandsmitglieder der Aktiengesellschaft vor. In dem Termin vor dem Amtsrichter wurde durch den Gerichtsschreiber wieder ein eine Aktenseite füllendes Protokoll aufgenommen und darauf in der Depositenkasse durch Rendant und Kontrolleur die Auszahlung „bewirkt." Es wurden also bemüht ein Amtsrichter, ein Gerichtsschreiber, zwei Kassenbeamte des Gerichts, weiter die Post durch Rücksendung der Akten und schließlich die Vorstandsmitglieder der Gesellschaft, die durch die Wahrnehmung des Termins eine Stunde Zeit versäumten.

Warum — so fragt man sich vergebens — wählte das weimarische Gericht, dem die Firma, die Adresse der Aktiengesellschaft und die Namen der Vorstandsmitglieder bekannt waren, nicht den einfachern Weg der direkten Übersendung durch Postanweisung mit dem Vermerk, daß der Postschein als Quittung diene?

Siedlungsgenossenschaften. Den Freilandgedanken Herzkas spinnt Dr. Franz Oppenheim weiter, mit zwei Abänderungen. Die erste ist in dem Titel eines Schriftchens angedeutet, das er vor ein paar Jahren herausgegeben hat: Freiland in Deutschland; die zweite besteht darin, daß er das deutsche Genossenschaftsgesetz vom 1. Mai 1889 für den Hebel hält, mit dem die bestehende Wirtschaftsordnung aus den Angeln gehoben und durch eine bessere ersetzt werden könnte. Wie er sich das denkt, führt er in einem 638 Seiten starken Buche aus: Die Siedlungsgenossenschaft. Versuch einer positiven Überwindung des Kommunismus durch Lösung des Genossenschaftsproblems und der Agrarfrage. (Leipzig, Duncker und Humblot, 1896.) Ein gut Stück Boden haben wir mit ihm gemeinsam. Wie wir, läßt er die von Marx an der kapitalistischen Wirtschaftsordnung geübte Kritik in vollem Umfange gelten, und namentlich erkennt er die innern Widersprüche dieser Ordnung an. Besonders hebt er hervor, daß das Interesse jedes Warenverkäufers im Widerspruch steht mit dem aller andern Verkäufer derselben Ware, ja sogar mit seinem eignen, sodaß er unvernünftig zu handeln, mit sehenden Augen den Ast, auf dem er sitzt, abzusägen gezwungen ist. Denn wenn der Preis seiner Ware und damit seine Profitrate fällt, so wäre es doch das allein richtige, durch Einschränkung der Produktion das Angebot zu vermindern und so den Preis wieder zu heben. Der einzelne Fabrikant oder Kaufmann aber sieht sich, um einer Einkommenverminderung vorzubeugen, zur Erweiterung der Produktion gezwungen, sodaß die Verminderung der Profitrate durch die größere Menge der erzielten Einzelprofite aufgewogen wird; er sieht sich dazu gezwungen, obwohl er voraussieht, daß es alle seine Konkurrenten ebenso machen werden, und daß das Überangebot einen Krach herbeiführen wird. Man weiß ja, wie gegen diesen Widersinn durch Ringe angekämpft wird, man weiß aber auch, wie eng begrenzt die Wirkung dieser Ringe ist, und welche erbitterte Feindschaft sich gegen sie erhebt. Wir sind heute, schreibt Oppenheimer, „in der wirtschaftlichen Entwicklung so weit gediehen, daß jede Verbesserung der Technik und Arbeitsteilung beinahe ein internationales Unglück bedeutet.“ Dieser Zustand, bemerkt er mit Recht, sei gleich unerträglich für den Verstand wie für das Gemüt. Wie wir, sieht Oppenheimer in der Grundbesitzverteilung, in der Aussperrung der großen Masse des Volkes von der Bodenbenutzung die Ursache aller sozialen Übel, und in dem Zwange zum kapitalistischen Betrieb die Wurzel der sogenannten Not der Landwirtschaft. Wie wir verwirft er alle vom Bunde der Landwirte vorgeschlagnen Mittel, die das Grundübel unberührt lassen, als teils unwirksam, teils schädlich, insbesondre die Schutzzölle und das Getreideverkaufsmonopol. Von diesem sagt er mit Fraas, es gehöre samt den Normalpreisen und Moratorien ins Antiquitätenkabinett der europäischen Wirtschaftspolizei. Wie wir, erkennt er an, daß die gewaltsame Verdrängung des Bauern in den einen Ländern, seine gewaltsame Unterjochung in den andern die heutige kapitalistische Ordnung begründet und eingeleitet hat. Bekanntlich haben Dühring und sein Hanswurst Ahlwardt auf diese Thatsache ihre Erlösungstheorie begründet. Wenn wir nun auch das Phantastische, was Dühring daran gehängt hat, und wozu auch der Antisemitismus gehört, verwerfen, so läßt sich doch die Thatsache selbst nicht aus der Welt schaffen, und wir finden mit Oppenheimer eine Folgewidrigkeit darin, daß Engels die Dühringsche Lehre vom Gewalteigentum lächerlich macht, eine um so größere Folgewidrigkeit, als niemand klarer als Marx die Thatsache nachgewiesen hat (in dem Abschnitt über die ursprüngliche Akkumulation des Kapitals). Wir haben schon oft den auffälligen Umstand hervorgehoben, daß die Theoretiker der Sozialdemokratie gerade das Hauptverdienst ihres Meisters übersehen oder totschweigen und sich in die Wert- und Mehrwertlehre

verbeißen. Es läßt sich das aus Parteirücksichten erklären; die sozialdemokratische Partei ist eine Partei der Industriearbeiter, und die können nur zusammengehalten werden, wenn man sie „unentwegt“ auf die Unternehmer hetzt, wozu sich eben kein andrer Bestandteil der marxischen Theorie als die Lehre vom Mehrwert gebrauchen läßt; und so bleibt das Grundübel unbeachtet, das den industriellen Unternehmer zwingt, dem oft sehr fraglichen Mehrwert nachzujagen. Auch uns schwebt endlich dasselbe zu erstrebende Ziel vor wie Oppenheimer: ein Zustand, wo nur der kleinere Teil des Volkes mit seinem ganzen Dasein von dem Preise einer bestimmten Ware abhängt, wo der größere Teil seine meisten und wichtigsten Bedürfnisse durch eigne Produktion befriedigt, wo der Bauer und der Handwerker Wand an Wand produziren und zum Austausch ihrer Erzeugnisse keines Händlers bedürfen, wo die Riesenstädte, diese menschenfressenden Molochs, wie sie Oppenheimer nennt, verschwunden sein werden, die Industrie gleichmäßig übers Land verteilt und niemand vom Naturgenuß ausgeschlossen sein wird.

Was uns von Oppenheimer trennt, ist seine Ansicht, daß das Privateigentum an Grund und Boden aufgehoben werden müßte, wenn das Ziel erreicht werden solle, und daß wir nicht über die Grenzen unsers Vaterlandes hinauszugreifen brauchen, um es zu erreichen. Wir bestreiten die Möglichkeit des zweiten, und halten das erste sowohl für utopisch wie für überflüssig. Wir glauben, daß ein starker Abfluß unsrer Bevölkerung nach Ackerbaukolonien einen Sturz des Bodenpreises zur Folge haben würde, der die innere Kolonisation in hohem Grade erleichtern und die Entwickelung in die von Oppenheimer bezeichneten Bahnen leiten würde. Übrigens sehen wir keinen großen Unterschied zwischen unserm Eigentumsrecht und dem, was er an dessen Stelle setzen will: „volles lebenslängliches, vererbliches, veräußerliches Nutzungsrecht an dem Boden, den man bebaut.“ Der Unterschied würde nur für solche bemerkbar sein, die mehr Boden haben wollten, als sie allein oder mit Hilfe von Genossen bebauen könnten; das soll allerdings in dieser genossenschaftlich organisirten Gesellschaft nicht mehr vorkommen. Übrigens will der Verfasser die Umgestaltung der Gesellschaft nicht etwa durch eine Änderung des Eigentumsrechts herbeiführen. Sie soll sich innerhalb der bestehenden Rechtsordnung von selbst ergeben, indem Landarbeitergenossenschaften Rittergüter kaufen und genossenschaftlich bewirtschaften, wie das schon hie und da teils mit Hilfe der Generalkommissionen, teils unter Leitung von Privatunternehmern geschehen ist. Der Verfasser will, daß die Arbeiter die Initative ergreifen und die Sache in Form von Aktiengesellschaften betreiben sollen; ein Musterstatut wird als Anhang gegeben. Er ist überzeugt, daß diese Genossenschaften, wenn ihrer an vielen Orten entstehen, allmählich die ganze Bevölkerung aufsaugen werden. Es sei nämlich Naturgesetz, daß die Bevölkerung stets nach den Orten des kleinsten Druckes ströme, und diese Genossenschaften würden mit ihren glücklichen Zuständen die Orte des kleinsten Druckes sein und den Bevölkerungsstrom, der bisher nach den Großstädten und nach dem Westen gegangen ist, seine Richtung umzukehren zwingen. Sehr ausführlich weist der Verfasser nach — und das halten wir für sein Hauptverdienst —, daß und warum alle industriellen Produktivgenossenschaften scheitern müssen, daß sich die Sache aber mit landwirtschaftlichen ganz anders verhält. Der Nachweis nimmt einen bedeutenden Teil des Buches ein und will studirt sein. Der Kern des Nachweises liegt in folgenden Sätzen: „Der Arbeiter, der einer industriellen Produktivgenossenschaft beitritt, giebt seine bisherigen Einnahmequellen vollständig auf. Er wird Verkäufer in der weitesten Bedeutung des Wortes. Es kann nur ein Zufall sein, wenn er auch nur einen ganz geringen Teil seiner Bedürfnisse noch

selbst erzeugt; er arbeitet fast oder ganz ausschließlich für den Verkauf, und seine ganze Existenz hängt am Preise der Ware, die er herstellt. Ganz anders der Arbeiter, der einer nach unsern Angaben organisirten landwirtschaftlichen Produktivgenossenschaft beitritt. Er giebt seine bisherigen Existenzquellen nicht nur nicht auf, sondern vermehrt sie. Er bleibt wesentlich Käufer,*) indem er den größten Teil seiner eignen Erzeugnisse nicht verkauft, sondern selbst verbraucht; und diese Erzeugnisse befriedigen seine Hauptbedürfnisse. Durch Kauf befriedigt er nur Nebenbedürfnisse. Ob ihn der Preis der Ware, die er verkauft, mehr oder weniger kaufkräftig für andre Waren macht, davon hängt nur sein Komfort, nicht seine Existenz ab; und er stellt so vielerlei her, daß er den Schlägen der „orphischen Kette" fast unberührt auszuweichen vermag. Die industrielle Genossenschaft braucht fast ausschließlich Personalkredit, einen Kredit, der ganz auf das Gedeihen eines Geschäfts gewährt werden soll, das jung, ohne Erfahrung, ohne gesicherte Disziplin, in den Kampf um den Absatz eintreten soll, einen Kredit also, der an sich, und um so mehr gefährdet ist, weil die persönliche Haftung der Genossen gemeinhin für den Gläubiger wertlos wird, sobald der Zusammenbruch erfolgt ist. Die landwirtschaftliche Genossenschaft aber braucht wesentlich nur Realkredit, einen Kredit, der ganz auf den Besitztitel eines bestimmten Stückes Landes gewährt wird, das seinen Wert behalten und wahrscheinlich durch rein gesellschaftliche Vorgänge, ganz unabhängig von der Thätigkeit der Genossenschaft, sogar vermehren wird." **)

Ob die von Oppenheimer beschriebnen Betriebseinrichtungen möglich sind, darüber mögen Fachmänner wie Settegast und von der Goltz urteilen, mit denen er sich vielfach auseinandersetzt. Ob, diese Möglichkeit vorausgesetzt, so eingerichtete Genossenschaften die Grundrente, den Unternehmergewinn und den Kapitalzins beseitigen und jedem den vollen Ertrag seiner Arbeit zuwenden werden, wie der Verfasser erwartet, darüber kann nur die Erfahrung entscheiden; wir warten also ab, ob Aktiengesellschaften nach dem vorgeschlagnen Plane entstehen, wie sie gedeihen und wie sie auf das Ganze wirken werden. Daß auf diesem oder auf einem ähnlichen Wege der Himmel auf Erden werde erreicht werden, glauben wir selbstverständlich auf keinen Fall. Aber wir sind weit entfernt davon, solche Untersuchungen, die auf ein wenig utopische Ziele hinauslaufen, abschrecken zu wollen. Beruht doch auf Männern vom Schlage Oppenheimers die Zukunft, wenn uns eine beschieden ist; denn die Gesellschaft der Männer, die nur den in allen Fugen krachenden alten Gesellschaftsbau erhalten wollen und alles neue ablehnen, gleicht der Gesellschaft des altrömischen Reiches, die zu Grunde gehen mußte, weil sie keine Zukunftsideen mehr hatte.

Übrigens sind die Bestrebungen der Bodenbesitzreformer nicht so phantastisch, wie sie einem in unsre heutigen bäuerlichen Besitzverhältnisse eingelebten Verstande erscheinen. Hat doch das Wesentliche von dem, was sie fordern, bis in den Anfang unsers Jahrhunderts in einer deutschen Landschaft bestanden, deren Bauern durch ihre Tüchtigkeit bis auf den heutigen Tag berühmt sind, in Westfalen und Hannover, dem alten Sachsenlande. Die meisten Bauern lebten dort nach Meier-

*) Mit den Käufern verhält es sich umgekehrt, wie mit den Verkäufern, wie weiter oben gezeigt worden ist; bei ihnen fällt das Interesse des Einzelnen mit dem der Gesamtheit zusammen, denn alle wollen wohlfeil einkaufen, und dieser Zweck wird durch den Beitritt neuer Genossen nicht vereitelt, wogegen der Profit der Verkäufer mit ihrer wachsenden Zahl abnimmt; daher können wohl Konsumvereine, aber nicht Produktivgenossenschaften gedeihen.

**) S. 363—64. Wir haben uns in dem Zitate eine größere Änderung erlaubt, um den Gedanken deutlicher hervortreten zu lassen.

recht. Kraft dieses Rechts hatte der Bauer „ein erbliches, dingliches Nutzungsrecht. Er mußte das Gut selbst bebauen und die Wirtschaft eines guten Haushalters führen. ... Die Fälle, in denen der Bauer des Gutes verlustig ging, waren gesetzlich bestimmt. Die wichtigsten Abmeierungsgründe waren schlechte Wirtschaft, zwei- bis dreijähriger Zinsenrückstand, oder eigenmächtige Verfügungen des Meiers über das ganze Gut oder seine einzelnen Teile. Die Abmeierung durfte erst nach vorausgegangner gerichtlicher Untersuchung erfolgen. Nach erfolgter Abmeierung war der Grundherr gesetzlich zur sofortigen Wiederbesetzung des Hofes mit einem neuen Meier verpflichtet. Er durfte ihn nicht leer stehen lassen oder seinen Bestand an Grundstücken verändern. Insbesondre war es dem Grundherrn nicht gestattet, den Hof in eigne Wirtschaft zu nehmen oder mit einer bestehenden Gutsherrschaft zu vereinigen." Wie weise sind doch diese Niedersachsen gewesen! Zustände wie die heutigen ostelbischen konnten bei ihnen niemals entstehen. Die angeführten Sätze sind einem Buche entnommen, das die Frucht sehr gründlicher achtjähriger Arbeit ist: Die Grundherrschaft in Nordwestdeutschland. Von Dr. Werner Wittich, Privatdozent an der Universität Straßburg i. E. (Leipzig, Duncker u. Humblot, 1896. Das historisch interessanteste darin ist ein Exkurs im Anhange über den Ursprung der Großgrundherrschaft. Der Verfasser beweist darin, daß die Spaltung des deutschen Volkes in Grundherrn und Hörige keineswegs erst in der karolingischen Zeit entstanden ist. Schon die Deutschen, deren Wirtschaft Tacitus beschreibt, sind Grundherren gewesen. Nur waren deren Grundherrschaften sehr klein, und die wenigen Hörigen, die mit dem in primitivem Anbau gewonnenen Ertrag ihrer Hufen den müßigen Herrn ernährten, waren nicht gleich den zahlreichen Hörigen des nach römischem Vorbild hochkultivirten karolingischen Großguts in einem Villikationsverbande organisirt. Die sächsischen Edelinge sind die Vollfreien gewesen; die Frilinge waren freigelassene Liti (Lassen) oder Sklaven, also Minderfreie. „Die vollfreien Volksgenossen haben von Anfang an als Grundherren und Krieger gelebt und sind zum größten Teil diesem Beruf durch alle Wandlungen der Zeiten treu geblieben. Ihre Geschichte ist nicht die des sächsischen Bauernstandes. Die bäuerliche Bevölkerung besteht in den ältesten Zeiten aus Sklaven, Hörigen und Minderfreien. Nach der karolingischen Eroberung Sachsens tritt eine Akkumulation der kleinen Edelingsgrundherrschaften zu Großgrundherrschaften ein. Dabei sinkt ein kleiner Teil der Edelinge in den Bauernstand hinab. Der größere Teil der vollfreien Volksgenossen erhält sich durch den Eintritt in den Lehnsverband und die Ministerialität der großen Grundherrn ihrem alten Beruf; sie bleiben Krieger und Grundherren."

Gärtnerei und Volkserziehung. Allerorten mehren sich die Bestrebungen, den Frauen Kunstgärtnerei, Obst- und Gemüsebau als Beruf zu erschließen. Aber noch immer lassen sich die Erzieher unsrer Jugend ein wichtiges Erziehungsmittel entgehen, indem sie die Gärtnerei nicht in ihren Schul- und Beschäftigungsplan aufnehmen.

Zum Teil liegt der erzieherische Wert der Gärtnerei in der Sache, mit der sie zu thun hat, zum Teil darin, daß ihre Ausübung nützliche Kenntnisse verschafft und nicht hoch genug zu schätzende Eigenschaften des innern und äußern Menschen entwickelt.

Jede Beschäftigung mit der Natur und ihren Erzeugnissen, jede Beobachtung ihres Wirkens und Schaffens wirkt erzieherisch. Spürt doch selbst der Erwachsene noch diese bildende, beruhigende, läuternde Wirkung. Um wie viel mehr das Kind, dessen Gemüt für alle Eindrücke empfänglich ist! Darum legen auch Besserungs-

anstalten für Kinder schon seit längerer Zeit Gewicht auf die Beschäftigung ihrer Zöglinge mit der Gärtnerei. Die verwahrlosten Kinder haben die Blumen von Anfang an selber zu behandeln. Sie säen, sie pflanzen. Das stößt vielleicht noch auf stumpfe Sinne, auf gleichgiltige Gemüter. Nun folgt aber das Wunder des Aufsprießens der Keime. Mit Aufmerksamkeit wird ihr allmähliches Wachsen verfolgt, es ist die zarteste Behandlung der winzigen Pflänzchen notwendig, z. B. beim Pikiren, und es muß ihnen eine unausgesetzte, gewissenhafte Sorgfalt gewidmet werden. Dem Zerstörungstrieb also, der in jedem Kinde vorhanden ist, der sich aber bei verwahrlosten Kindern gewöhnlich stark äußert, tritt also das Bedürfnis der Erhaltung gegenüber.

Nun bezeugen aber die Pflanzen durch kräftiges Gedeihen ihre Dankbarkeit für die aufgewendete Mühe. Sie lohnen mit Blüte und Frucht. Das Gefühl der Freude und Befriedigung über eine selbst gezogne Blüte oder Frucht ist sehr stark. Es steht dem Glücksrausch des schöpferischen Bewußtseins am nächsten. Aber nicht minder stark ist das Gefühl der Zusammengehörigkeit des Pflegers mit seinen Pfleglingen. Der Gärtner liebt seine Blumen wie seine Kinder. Das Kind hat also, vielleicht zum erstenmale in seinem traurigen Leben, ein Gefühl, ein Interesse für etwas gewonnen, das außerhalb von ihm liegt. So hat es nicht nur die Freude des Gelingens als den Lohn hingebender Arbeit kennen gelernt, sondern auch mit der Liebe zu den Blumen einen Schritt gethan auf der Bahn der Menschenliebe, der Nächstenliebe.

Damit ist viel gewonnen. Mit Recht gilt es als Anfang innerer Umkehr bei jenen armen Kindern, wenn ihnen die Blumen lieb werden, wenn sie die Mühe und Arbeit für die Blumen nicht mehr scheuen. Wenn aber so die Natur an schon verschlossene Herzen klopft, erstickte gute Regungen der Seele zu neuem Leben erweckt, wird ihre Macht nicht viel größer sein über Regungen, die nur schlummern in dem noch zu erziehenden normalen Kinde?

Die jungen Gärtner sind sich aber auch in dem Erfolg, der ihre Mühe lohnt, in dem Mißlingen, das jede Vernachlässigung nach sich zieht, des Zusammenhangs von Ursache und Wirkung bewußt geworden. Derselbe Zusammenhang wird ihnen auch in ihren Handlungen allmählich zum Bewußtsein kommen, wird zur Überzeugung bei ihnen werden und ihr Denken, ihr Wollen, ihr Handeln beeinflussen, d. h. versittlichen.

Sie haben ferner gesehen, daß selbst die Natur in ihrem Werden, Wachsen und Vergehen, unabänderlichen Gesetzen unterworfen ist. Sollte ihnen dabei nicht das Verständnis für die Notwendigkeit von Gesetzen überhaupt aufgehen und damit die Achtung vor den menschlichen Gesetzen, die ihnen bisher fehlte? Würde also die Zahl verwahrloster Kinder nicht von vornherein verringert werden können, wenn man das Besserungsmittel, die Gärtnerei, als Vorbeugungsmittel, als allgemeines Bildungs- und Erziehungsmittel gebrauchte?

Wie segensreich aber auch die Einführung der Gärtnerei als Beschäftigung in den Schulplan der höhern Schulen wäre, die ja beständig auf der Suche sind nach einem Gegengewicht gegen die geistige Anspannung, dringend geboten ist sie vor allem für die Volksschulen, die Volkskindergärten, die massenhaft entstehenden Knaben- und Mädchenhorte. Aber nur in einem einzigen Privatkinderhort, in dem der Frau Hedwig Heyl in Charlottenburg, für die Kinder ihrer Arbeiter gegründet, wird Gärtnerei betrieben. In einem einzigen Volkskindergarten, dem des Pestalozzi-Fröbelhauses in Berlin, ist die Gärtnerei unter die obersten Erziehungsmittel aufgenommen worden. Ebenso betrachtet man dort in der Abteilung, die sich der Ausbildung von Kindergärtnerinnen und Erzieherinnen widmet,

die Kenntnis der Gärtnerei als Hauptteil dieser Ausbildung. Die jungen Mädchen erhalten in einem der Anstalt gehörigen Gärtchen praktische Anleitung in Blumen-, Obst- und Gemüsezucht, womit theoretische Unterweisung Hand in Hand geht. Und damit sie das Gelernte auch sofort wieder lehrend üben, arbeiten in dem Gärtchen unter ihrer — gleichfalls beaufsichtigten — Anleitung die Zöglinge des Volkskindergartens. Und die Kleinen geben sich dieser Arbeit mit begeisterter Liebe hin.

Nun bedenke man, welche Wohlthat hiermit zugleich dem Leibe dieser an Luft und Licht im Elternhause meist darbenden Kinder erwiesen wird! Namentlich für die Großstadt kann die Aufmerksamkeit der Menschenfreunde nicht dringend genug hierauf gelenkt werden. Schafft Gartenplätze für die „Kindergärten," zumal für die Volkskindergärten, die Kinderhorte und die Volksschulen. Das ist mehr wert als alle „Ferienkolonien," deren Vorteile doch durch mancherlei Nachteile aufgewogen werden, ja es würde sie überflüssig machen. Schafft Gärten und lehrt die Kleinen Blumen pflegen. Ihr stählt dadurch ihren Leib und gebt ihnen Gesundheit. Ihr stählt ihren Charakter und gebt ihnen einen Halt fürs Leben. Ihr bildet ihre Hand aus, sowohl nach der Seite der Kraft wie nach der der Geschicklichkeit. Ihr schult ihr Temperament, denn Ungeduld, wildes, rauhes, übereiltes Wesen, Achtlosigkeit, Vergeßlichkeit — das alles sind Schwächen, die das Kind ablegen muß, wenn seine Pflanzen gedeihen sollen. Ihr arbeitet dem menschlichen Zerstörungstrieb entgegen, den die jammervolle Lehrmethode unsrer Botanik geradezu fördert. Ihr weckt ihren Schönheitssinn und erzieht ihren Geschmack. Auch diese ästhetische Seite der Gärtnerei unterschätze man ja nicht. Auch der gute Geschmack kann auf das Denken und Handeln des Menschen versittlichend einwirken.

Wir Deutschen sind geneigt, diesen Gewinn gering anzuschlagen, weil wir ihn zu wenig kennen. Wir sollten hier bei den Engländern in die Schule gehen. Es scheint fast, als ob diesen die Liebe zu den Blumen, wie ja der Natur überhaupt, eingeboren wäre. Nirgends aber mutet sie uns rührender an, als da, wo man sie kaum erwarten sollte, bei den Fabrikarbeitern Englands. In Nottingham hat fast jeder Arbeiter vor der Stadt ein winziges Stückchen Land, auf dem er Blumen zieht, und manchmal recht seltne. An den Markttagen, besonders um die Mittagspause, kann man Scharen von Arbeitern nach dem Blumenmarkt ziehen sehen, um die dort ausgestellten Blumen zu bewundern. Und es geht wohl keiner davon, der nicht eine Blume im Knopfloch trüge. Ist es nicht, als ob das bischen Poesie, das die Mühsal und Not des Lebens, der harte Kampf ums Dasein noch übrig läßt, sich bei diesen Armen in die Liebe zu den Blumen flüchtete, da es nun doch einmal aus der Menschenbrust nicht vertrieben werden will? Sicher wäre es eine schöne Aufgabe, ihm diese Freistätte zu erhalten; es wäre auch bei uns nicht schwer. Man sehe nur, mit welcher Sehnsucht, welcher Teilnahme sich Frauen und Kinder aus dem Volke der Schönheit zuwenden, die ihnen aus den Schaufenstern unsrer Blumenläden entgegenblüht. So andächtig verklärte Augen wie vor den Blumenwundern unsrer Großstädte sah ich nur noch einmal: es war bei den ragged school children, den zerlumpten kleinen Straßenbuben in London vor den Bildern in der Nationalgalerie.

C. E. Ries

Zur Kunstgeschichte. Die jüngste der historischen Wissenschaften, die Kunstgeschichte, hat gleich bei ihrem ersten Auftreten, und so oft sie größere Ansprüche erhob, den Vorwurf hinnehmen müssen, sie sei keine rechte Wissenschaft, sei so eine Art von problematischer Natur, weder gesonnen, sich mit exakter Geschichtsforschung zu begnügen, noch imstande, ihr gerecht zu werden. Etwas Richtiges lag in dem Vorwurf: wer sich mit Kunstgeschichte befaßte, war in der Regel von lebhafter Freude

an Kunstwerken zu ihr getrieben worden und dann philosophisch-ästhetisch so vorgebildet oder auch ohne ästhetische Bildung so voreingenommen, daß er nur mit Mühe die strenge Methode beobachtete und sie gar zu gern oder unbewußt mit den Farben seiner Liebhaberei versetzte. Diesem Übel abzuhelfen schlossen sich die Kunsthistoriker immer entschiedner den politischen Historikern an und bearbeiteten, mit Fachkenntnis aller Art versehen, lange Jahre hindurch hauptsächlich Spezialgebiete, auf denen ihr Fleiß denn auch große Mengen wohlgeordneter und beglaubigter Thatsachen zusammenhäufte. Biographien von Künstlern, die deren Entwicklungen, Werke und Wirkungen gleichsam aktenmäßig bestimmten, analytische Behandlungen von Denkmälern der Kunst, philologisch genaue Angaben theoretischer Traktate, ikonographische Studien, archivalische Forschungen usw. erschienen reichlich und in so sachlicher Fassung, daß sie sogar mit den Werken der Naturforscher hätten wetteifern können. Indessen handelt es sich doch dabei um künstlerische Gebilde, und diese haben in der That eine gewisse Unfähigkeit an sich, eine so ganz unpersönliche Bearbeitung zu vertragen oder zuzulassen. Das Kunstwerk wirkt immer zunächst auf das Gemüt und die Phantasie, wie es ja auch aus diesen Kräften herausgeboren ist und Wert und Sinn durch sie erhält: wird es nun von der Geschichte bloß in dürre Rubriken eingeordnet und nicht auch in seinem Zusammenhange mit der Ästhetik seiner Entstehungszeit, vielleicht auch späterer Zeiten, dargestellt, so geht der wesentlichste Teil des Interesses verloren, das es abgesehen von seiner sinnlichen Erscheinung erregt. Die Kunsthistoriker beginnen daher von neuem, die Ästhetik zu berücksichtigen. Durch ihre historische Schulung vor allzugroßer Subjektivität nunmehr geschützt, wagen sie sich mit einzelnen Versuchen auf das freilich noch kaum gesicherte Gebiet der Kulturgeschichte, aus der sich vielleicht so etwas wie der „Geist der Zeiten" ableiten läßt; oder sie lassen sich nicht abschrecken, vom rein philosophischen Standpunkt auszugehen, und hoffen, durch eindringendes Nachempfinden der Kunstwerke, die sie sich bemühen auch rein historisch zu erfassen, zur Erkenntnis des wahren Zusammenhangs zu gelangen.

Mit großer Energie hat August Schmarsow diesen zweiten Weg beschritten. Er unternimmt es, durch eine Reihe von „Beiträgen zur Ästhetik der bildenden Künste" die kunsthistorische Forschung in seine Bahn zu lenken. Der erste dieser Beiträge erschien vor zwei Jahren unter dem Titel: „Zur Frage nach dem Malerischen. Sein Grundbegriff und seine Entwicklung"; jetzt ist ihm der zweite gefolgt: Barock und Rokoko. Eine kritische Auseinandersetzung über das Malerische in der Architektur.*) Beschäftigte sich die erste Abhandlung mit dem Malerischen in der Malerei, das in seinem Entstehen und Werden erklärt und durch die Geschichte der Malerei hindurch verfolgt wurde, so handelt es sich hier um die Betrachtung der Perioden in der Architektur, die man als die malerischen bezeichnet, und die sich zwischen der streng architektonischen Renaissance und dem ebenso strengen Klassizismus entwickeln. Von Michel Angelos Thätigkeit an wird diese Entwicklung verfolgt, am längsten wird bei den beiden folgenden Phasen des römischen Barockstils verweilt, darauf zum Eindringen des Barock in Frankreich unter Ludwig XIV. übergelenkt, das Rokoko als selbständiger Architekturstil anerkannt und bei Ludwig XVI. mit einem Ausblick auf England und die Neuzeit geschlossen. Die charakteristischen Bauwerke dieser Reihe werden auf den architektonischen, den plastischen und den malerischen Stil hin analysirt, denn „die gemeinsame Voraussetzung für unser Urteil muß sich überall in der Kunstgeschichte auf das Verhältnis der drei Hauptkünste zu einander gründen; eine Verschiebung in diesem Verhältnis

*) Leipzig, S. Hirzel, 1897. 398 Seiten Oktav.

bedingt den Wechsel der Stile, bestimmt die Abfolge der Perioden, die wir zu unterscheiden haben, ganz abgesehen von den Jahrhunderten unsrer Kalenderrechnung, wie von der Periodenteilung unsrer »politischen« Geschichte.“ (S. 2 bis 3.) Auf diese Analyse also kommt es in dem Buche vorzüglich an, eine Vermehrung des geschichtlichen Materials wird nicht beabsichtigt; der bekannte Stoff wird gegenüber seiner Behandlung durch Jakob Burckhardt, Heinrich Wölfflin, Cornelius Gurlitt, Robert Dohme, Albert von Zahn und andre nach der Auffassung Schmarsows vorgetragen. Schmarsows Auffassung beruht aber auf seiner Theorie von der Ausgestaltung des Kunstwerks „aus der innersten Organisation des menschlichen Wesens heraus,“ wie er sie schon 1894 in seiner Leipziger Antrittsvorlesung über „das Wesen der architektonischen Schöpfung“ dargelegt hat und für das vorliegende Buch S. 5 bis 27 zusammenfaßt. Darnach ist die Architektur die Raumgestalterin, die sich „in der Richtung unsers Vorwärtsgehens, Vorwärtshantirens und Vorwärtssehens, also in der dritten Dimension“ vollzieht; sie wird im Zuge der Zeit beeinflußt von der Plastik, die sich in der zweiten, und von der Malerei, die sich in der ersten Dimension vollzieht.

Dieser Gedanke wird von Schmarsow in geistreicher Weise durchgeführt. Der unbefangne Leser, besonders der philosophisch minder gebildete, steht freilich dabei unter dem Eindruck, als beruhe seine Ästhetik zum guten Teil auf einer Art von Hyperästhetik, der man nicht folgen kann, und als ließe sich die mit Recht geforderte ästhetische Erkenntnis der Kunst auf schlichtern Grundempfindungen aufbauen. Eine Aufgabe, die nicht nur im Hinblick auf die Künste der Vergangenheit, sondern auch auf die der Gegenwart notwendig gelöst werden muß. W. v. O.

Hildebrand und Zarncke. In einer Anzeige von Zarnckes Goetheschriften in der wissenschaftlichen Beilage der Münchner Allgemeinen Zeitung Nr. 23 d. J. hat Wilhelm Streitberg Hildebrand mit Zarncke verglichen. Er schreibt da: „Man kann sich keinen größern Gegensatz denken als den zwischen Zarncke und Hildebrand. Die Naturen der beiden Forscher, die so lange Jahre hindurch neben einander an derselben Hochschule gewirkt haben, hatten kaum einen Zug gemein: Hildebrand, mit einem wunderbar fein entwickelten, fast intuitiven Verständnis für alles begabt, was in die Sphäre des Gefühls fällt, dem aber der Stoff unter den Händen zerrinnt, der formlos, verschwommen, nebelhaft wird, weil er alle realen Erscheinungen in Empfindung auflösen möchte; Zarncke dagegen, aller Schwärmerei abhold, klar und präzis, verständig und besonnen, energisch und treffsicher. Wenn er wenig Gefallen daran findet, auch die leisesten, unbestimmtesten Regungen des Seelenlebens ahnend nachzuempfinden, so ist ihm dafür eine andre, nicht minder kostbare Gabe zu teil geworden: ein scharfer Blick für alles Thatsächliche, eine immer frische Freude daran und eine unvergleichliche Kraft der Phantasie in der Rekonstruktion realer Verhältnisse.“

Dieser Gegensatz der beiden Forscher und Denker hat bestanden, ist auch ziemlich richtig angedeutet, aber doch nicht ganz richtig. Offenbar hat Streitberg Zarncke besser gekannt und hat mehr Sympathie für ihn, sodaß die Darlegung dieses Unterschieds in seinen zwar vorsichtigen, aber doch nicht ganz gerechten Ausdrücken zu Hildebrands Ungunsten ausfällt. Es ist entschieden eine falsche Darstellung, von Hildebrands Wissen in Schrift und Rede zu sagen, ihm sei der Stoff unter den Händen zerronnen, er sei dabei formlos, nebelhaft, verschwommen geworden. Wer wahrhafte Erfassung der Sprache und eines Litteraturproduktes suchte, ward bei Hildebrand hoch befriedigt, wenn er ihm aufmerksam folgte. Freilich galt ihm der Satz: Der Buchstabe tötet, aber der Geist macht lebendig. Er kannte

aber die Thatsachen, die Akten und Urkunden und alles philologische Handwerkszeug sehr genau und handhabte es mit vollendeter Meisterschaft; aber er vergaß dabei nie, daß hinter dem gesprochnen und geschriebnen Worte der Mensch steht, der fühlende und denkende Mensch. Er ging an die Quelle der Quellen, was nicht jedermanns Sache ist. Gewiß war ein Kollegienheft bei Hildebrand nachgeschrieben kein Memorirbüchlein für einen, der sich auf das Examen im Deutschen vorbereiten wollte, aber aus jeder einzelnen Vorlesung konnte ein Hörer, der Ohren hatte, zu hören, reiche, innere Erfahrungen und äußere Kenntnisse mit nach Hause nehmen. Wie ganz anders sahen sich nach solcher Vorbereitung die urkundlichen Denkmäler deutscher Art und Kunst an, wenn man durch Hildebrand in das Denken und Fühlen ihrer Urheber und ihrer Zeit eingeführt worden war! Selbstverständlich liegt uns nichts ferner, als hierdurch etwa Zarnckes Andenken herabsetzen und seine Verdienste schmälern zu wollen. Das wäre auch ganz wider Hildebrands eigne Meinung, der nicht nur in der Zeit der Fehde über die Nibelungenfrage, sondern auch sonst bei jeder Gelegenheit seine Schüler voll Liebe und mit größter Verehrung auf Zarnckes hohe Gaben und Verdienste hinwies. m. w.

Litteratur

Beiträge zum deutschen Unterricht von Rudolf Hildebrand. Leipzig, B. G. Teubner, 1897

Wer weiß, wie kläglich es trotz mancher tüchtigen Vorarbeit vielfach noch um den deutschen Unterricht an unsern höhern Schulen bestellt ist, wie unklar man über die Ziele, vollends über die Wege ist, der wird auch diesem Buche Hildebrands die weiteste Verbreitung und den größten Erfolg wünschen. Solange die Schar der „Söhne" — in dem alten Sinne der Schüler, des jungen Geschlechts — nicht reif ist, führt der Vater das Wort.

„Methode" freilich im landläufigen Sinne von Hildebrand zu lernen, das hat schon mancher vergeblich versucht. Aber die Kunst, interessant zu machen, vom einzelnen Kleinen zum großen Ganzen zu führen, die Kunst, Einblicke gewinnen zu lassen in das Leben der Sprache, in das Denken der deutschen Vorzeit, in die Formen unsrer Dichtkunst, in die Art des deutschen Geistes, auf all diesen für unsre Volkserziehung wichtigsten Gebieten hinter die Kulissen sehen zu lassen — man verzeihe den niedrigen Ausdruck —, diese höchst brauchbare und dankbare Kunst lehrt Hildebrand auch in diesem Buche auf jeder Seite. Die hier gesammelten Aufsätze sind vielen Lehrern des Deutschen schon bekannt, sie haben alle in Lyons Zeitschrift für den deutschen Unterricht gestanden. Aber nicht nur die geistige Persönlichkeit Hildebrands verlangte ihre Zusammenfassung, der Wert jedes einzelnen dieser Stücke ist so über die Wirkung, die eine periodische Zeitschrift gewährt, erhaben, daß er in ein Buch gehörte. Überdies hoffen wir, daß diese Aufsätze eine Menge neuer Freunde finden werden, nicht bloß in unsrer höhern Lehrerschaft, sodaß sie der Schule in der Zukunft zu gute kommen sollen, sondern in der heutigen gebildeten deutschen Welt, schon zum besten der Gegenwart.

Berichtigung. In Heft 15 muß es auf Seite 73 Zeile 11 von oben statt 180000 heißen 18000.

Für die Redaktion verantwortlich: Johannes Grunow in Leipzig
Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig. — Druck von Carl Marquart in Leipzig

Die Grenzboten

Zeitschrift
für
Politik, Literatur und Kunst

56. Jahrgang

Nr. 17

Ausgegeben am 29. April 1897

Inhalt:

	Seite
Cecil Rhodes. Von Hugo Bieber	161
Deutsches Denken und einem guten Kaufmann. Von Richard Schönfeldt	173
Die Memoiren von Paul Bureau. (Schluß)	181
Neue Romane	189
Bilderbücher. Von Hermann Heyer	195
Maßgebliches und Unmaßgebliches: Politik. Gewerbe und Religion — Neue Figuren	203

H. Wilh. Grunow
Leipzig

Alle für die Grenzboten bestimmten Aufsätze und Zuschriften wolle man an den Verleger persönlich richten (J. Grunow, Firma: Fr. Wilh. Grunow, Königsstraße 20).

Die Manuskripte werden deutlich und sauber und nur auf die eine Seite des Papiers geschrieben mit breitem Rande erbeten.

Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig

Deutschlands Seemacht

sonst und jetzt

Nebst einem Überblick über die Geschichte der Seefahrt aller Völker

von

Georg Wislicenus

Kapitänleutnant a. D.

Erläutert durch 65 Bilder vom Marinemaler Willy Stöwer

Fein kartonirt 10 Mark

Inhalt:

Erster Abschnitt: Seemacht entscheidet Völkergeschicke — Zweiter Abschnitt: Spuren deutscher Seemacht und deutscher Ohnmacht zur See — Dritter Abschnitt: Die Entwicklung der deutschen Kriegsflotte seit der Wiederherstellung des Reichs — Vierter Abschnitt: Die Schlachtflotte — Fünfter Abschnitt: Seekrieg und Küstenverteidigung — Sechster Abschnitt: Die Kreuzer — Siebenter Abschnitt: Friedensdienst der Kriegsflotte — Achter Abschnitt: Deutschlands Seemacht — Deutschlands Zukunft.

Erfreulich, außerordentlich erfreulich unter den mancherlei Trübsalen des heutigen politischen Lebens ist es, zu sehen, wie rasch das Verständnis für die Wichtigkeit einer großen Kriegsflotte in immer weitere Kreise dringt. Freilich, was hier auf dem Spiele steht, was alles gewonnen oder gar auf immer für uns verloren werden kann, das ist so ungeheuer groß und wichtig, daß jeder Vaterlandsfreund, wo immer er nur kann, mit allen Kräften für die gute Sache eintreten sollte. Einstweilen haben die Gegner nur alberne Behauptungen („uferlose Flottenpläne" u. dergl.) oder traurige Verdächtigungen entgegenzustellen und haben darin wohl überhaupt alles mögliche geleistet. Aber alle diese Verdrehungen werden durch Bekanntwerden der Wahrheit, der Thatsachen ein schnelles Ende finden. Ein Beitrag zur Steuer der Wahrheit, aus warmem Herzen gegeben, um dem Vaterlande und dem geliebten deutschen Volke zu dienen, ein Beitrag, wie er lange gewünscht ist, und der trefflich geeignet scheint, böswilliger Mythenbildung entgegenzutreten, liegt uns vor in dem soeben erschienenen Buche von Kapitänleutnant G. Wislicenus. Seiner schönen Ausstattung wegen eignet sich dies Buch vorzüglich zum Weihnachtsgeschenk für jedermann, unsre Reichsboten nicht ausgenommen. Willy Stöwers Meisterhand hat es mit Abbildungen trefflich geziert, und mit heller Freude sieht man, wie meisterhaft er die zuweilen recht schwierigen Formen unsrer Kriegsfahrzeuge zu malerischer Wirkung zwingt.

Digitized by Google

Cecil Rhodes

Von Hugo Bartels

Unter den Engländern, die zu Anfang der ſiebziger Jahre vom Diamantenfieber ergriffen wurden und die Entbehrungen eines harten Lebens in Colesberg Kopje, wo jetzt Kimberley ſteht, nicht ſcheuten, in der Hoffnung, einen zweiten Kohinoor zu finden, war ein junger Mann von weniger als zwanzig Jahren, der Sohn eines Geiſtlichen zu Biſhops Stortford in Hertfordſhire. Er unterſchied ſich in nichts von ſeinen Genoſſen, hatte wenig Mittel, lebte einfach und ſortirte die gefundnen Steine mit eignen Händen. Fünfzehn Jahre ſpäter aber war er der reichſte Mann in Afrika, und jetzt iſt er nicht nur der berühmteſte, ſondern auch der berüchtigtſte Mann des ſchwarzen Kontinents. Der junge Diamantenſucher war Cecil Rhodes.

Gegenwärtig unterliegt ſein Verhalten und das der ſüdafrikaniſchen Geſellſchaft der Unterſuchung eines beſondern Parlamentsausſchuſſes, aber man kann mit Sicherheit ſagen, daß er keine harten Richter finden wird, und dasſelbe gilt von der Geſellſchaft, die er ins Leben gerufen hat, der er ihre Bedeutung gegeben hat, und deren Seele er noch immer iſt, trotz ſeines Rücktritts von dem leitenden Poſten. Die große Maſſe des engliſchen Volks erkennt in ihm einen nationalen Heros, und die meiſten Mitglieder des Ausſchuſſes werden ſich ihrer Eigenſchaft als Volksvertreter zu ſehr bewußt ſein, als daß ſie gegen die von der Preſſe bearbeitete öffentliche Meinung ſtimmen ſollten. Ein Mann, der Königreiche erobert, kann kein Verbrecher ſein, und Cecil Rhodes iſt der ungekrönte König, der Napoleon von Afrika und, was am meiſten ins Gewicht fällt, auch der Diamantenkönig und ein Kröſus. Von ſeiner Zukunft hängt ferner das Gedeihen der ſüdafrikaniſchen Geſellſchaft

und ihrer Aktionäre ab, die gerade in den einflußreichsten Kreisen Englands zu finden sind. Wie Rhodes bei den Abschiedsbanketten im Kaplande in seinen Reden darlegte, sieht er den Ausschuß mit großer Ruhe an; denn er weiß, daß ihn die Reichsregierung nicht fallen lassen kann. Er hat den Kolonialminister Chamberlain so sicher in der Tasche, wie dieser die übrigen Mitglieder des Kabinetts. Machen wir uns also darauf gefaßt, daß ihm nicht nur kein Haar gekrümmt werden, sondern daß er mit vermehrtem Ansehen nach dem Kap zurückkehren wird.

Ein merkwürdiger Mann, dieser Rhodes! Ein Konquistador in der Tracht des neunzehnten Jahrhunderts, ein Cortez oder Pizarro in Glaceehandschuhen. Aber als er seinerzeit die Heimat verließ, ahnte niemand, und er selbst wohl am wenigsten, welche Laufbahn ihm bevorstand. In Oxford, wo er in Oriel College seinen Studien oblag, hatte er sich auf dem Flusse ein Lungenleiden zugezogen. Etwa sechs Monate noch hatte ihm der Arzt gegeben, und in dem milden tuberkelfeindlichen Klima Südafrikas lag seine letzte Hoffnung. Die Hoffnung erfüllte sich. Dem Fortschritt der Krankheit wurde Halt geboten, und es folgte vollständige Genesung. So fand sich Rhodes durch einen Zufall auf einen Boden versetzt, der einem thatkräftigen Charakter und festen Willen ein fast unbeschränktes Feld der Thätigkeit eröffnete. Beides hatte er. Er selbst hat einmal erklärt, wenn sich ein Mensch so in einen Gedanken vertiefe, daß er ganz darin aufgehe, so sei er auch imstande, ihn auszuführen.

Daß ihm von Beginn seiner Laufbahn an ein festes Ziel vorgeschwebt habe, möchten wir freilich bezweifeln. Wahrscheinlicher ist es bei den afrikanischen Verhältnissen, daß sich seine Ziele erst allmählich bildeten, je nachdem die Dinge lagen. Daß er aber jetzt ein bedeutendes Ziel im Auge hat, wo er eine ganze Nation hinter sich weiß, ist nicht in Frage zu stellen, und daß es kein Leichtes ist, seiner Thatkraft zu begegnen, ist auch sicher. Man kann mit Recht sagen, daß ihm die Umstände bei seinem raschen Aufsteigen günstig gewesen sind, doch ist auch nicht zu vergessen, daß nur ein bedeutender Mann die Umstände auszunutzen versteht.

Über sein früheres Leben wissen wir wenig. Eine soeben erschienene Biographie*) behandelt sogar sein Geburtsjahr mit frauenzimmerlicher Diskretion, und ob er namhafte Funde gemacht hat, muß dahingestellt bleiben. Sicher ist nur, daß er sein Vermögen und seine Stellung nicht seiner eignen Arbeit auf den Diamantfeldern, sondern seiner hervorragenden Begabung als Organisator und Geschäftsmann verdankt.

Die Diamantgruben waren zuerst in den Händen von mehr als tausend Eigentümern. Allmählich bildeten sich Gesellschaften, doch noch 1885 gab es

*) Cecil Rhodes, a Biography and Appreciation, by Imperialist, with personal Reminiscences by Dr. Jameson. London, 1897.

Digitized by Google

mehr als vierzig Gesellschaften neben fünfzig persönlichen Eigentümern, die einander durch Wettbewerb und Überproduktion schädigten. Diesem Zustande machte Rhodes durch Verschmelzung ein Ende. Zäh und unermüdlich arbeitete er darauf hin, bis die 1880 gegründete De Beers-Gesellschaft die andern aufgesogen und damit das Monopol des Diamantenmarktes erworben hatte. An der Spitze dieser Gesellschaft, die jetzt ein Kapital von fünfundzwanzig bis dreißig Millionen Pfund Sterling besitzt, war Rhodes bereits eine Macht, eine anerkannte Finanzgröße, sodaß er für ein neues Unternehmen bereite Helfer fand.

Das Jahr 1886 brachte die Entdeckung von Gold im Transvaal, und Rhodes gründete die Goldfeldergesellschaft, die neulich eine Jahresdividende von 125 Prozent gezahlt hat. Daß Rhodes dabei nicht arm blieb, ist selbstverständlich. Wenn er auch selbst nicht dem Luxus ergeben ist, so weiß er doch sehr wohl den Wert des Geldes für die Ausführung großer Pläne zu schätzen. Charakteristisch für ihn ist eine Anekdote, die wir der erwähnten Biographie entnehmen. General Gordon, der Held von Khartum, erzählte, daß ihm nach dem Taipingaufstande die chinesische Regierung ein Zimmer voll Gold angeboten habe. Haben Sies genommen? fragte Rhodes. — Selbstverständlich habe ichs abgelehnt, antwortete Gordon. Aber was hätten Sie gethan? — Ich hätte es genommen, und so viel Zimmer voll, als ich hätte bekommen können. Es nützt nichts, große Ideen zu haben, wenn man nicht das Geld hat, sie auszuführen.

Kurz vor dem Zusammentreffen mit Gordon, d. h. zu Anfang der achtziger Jahre, hatte Rhodes seine öffentliche Laufbahn als Mitglied des Kapparlaments begonnen. Der Besitz großer Mittel erlaubte ihm, den Blick über den Kreis seiner Umgebung hinauszusenden und so allmählich zum Träger der englischen Ausbreitungspolitik zu werden, die ohne Rücksicht auf Rechte andrer mit allen Mitteln ihr Ziel verfolgt.

Trotz starker englischer Einwanderung überwiegen noch heute unter der weißen Bevölkerung der Kapkolonie die Holländer, und obwohl sie seit 1814 englische Unterthanen sind, sind sie doch nicht zu Engländern geworden, sondern haben ihre eigne Art so bewahrt, daß sie dem Grundsatze huldigen: Afrika für die Afrikaner! und als Werkzeuge für britischen Jingoismus nicht zu haben sind. Ein Teil der Holländer war aber mit der neuen englischen Herrschaft so wenig zufrieden, daß sie zwischen 1835 und 1837 die Kapkolonie verließen und nach dem damals noch unbesiedelten Natal zogen, um dort nach alter Weise als freie Männer zu leben. Sie errichteten einen unabhängigen Staat mit Pietermaritzburg als Mittelpunkt. Aber England, das bekanntlich auf der ganzen Erde „zivilisiren," d. h. alles in seine Tasche stecken muß, und das für die Freiheit aller Völker eintritt, die es nicht selbst unter seiner Faust hat, annektirte 1843 Natal. Zum andernmale ergriffen die Boeren den Wanderstab und zogen in das Land jenseits des Vaal, während

eine andre Abteilung Unzufriedner aus dem Kaplande den Oranjefreistaat gründete. Aber weder die einen noch die andern blieben unangefochten. Dieselbe Politik wie gegen Natal wurde auch gegen sie angewandt, wenn auch nicht mit demselben Erfolge. Der Oranjestaat ward 1848 annektirt und 1854 wieder freigegeben. Transvaal wurde 1877 mit Beschlag belegt, obgleich 6591 von 8000 Wählern dagegen protestirten. Der Protest hatte keine Wirkung, und auch als Gladstone ans Ruder kam, der so gern feurige Reden hält für unterdrückte Völker, der gegen bulgarische, armenische und kretische Greuel von Beredsamkeit überfloß und noch überfließt, blieb es bei dem Gewaltstreich, den er als Führer der Opposition aufs schärfste verurteilt hatte. Natürlich: wenn sich die Kreter gegen türkische Herrschaft erheben, so ist das recht und billig, und wenn die Christen dort außer zwanzig Männern auch vierundzwanzig wehrlose Frauen und einige sechzig Kinder abschlachten, weil sie mohammedanischen Glaubens sind, so macht das christliche England davon nicht viel Aufhebens. Daß es aber die Boeren 1880 wagten, nach vorhergehender Ankündigung sich gegen England zu erheben, ist ein schweres Verbrechen, und daß sie die Frechheit hatten, reguläre königlich britische Truppen bei Madders Spruit, Laings Nek und am Majubaberge zu schlagen, wird ihnen nie verziehen werden.

Seit dieser Zeit herrscht in England ein tiefer Haß gegen die Boeren, und abgesehen von wenigen Stimmen wird die Republik und das Volk der Boeren in den schwärzesten Farben geschildert. Diese boerenfeindliche Stimmung teilte auch Rhodes. Aber als Kaplandpolitiker hatte er mit den ausschlaggebenden Holländern zu rechnen. Das ist es auch, weshalb wir glauben, daß er nicht von Anfang das Ziel im Auge hatte, das ihn schließlich in Konflikt mit dem Transvaal und den Kapholländern brachte. Er schloß sich im Kapparlamente so eng an die Holländer oder Afrikander an, daß er als ihr Vertreter und Führer das Ministerium bilden konnte, an dessen Spitze er bis zu Jamesons Zuge stand. Die Schwierigkeit einer solchen Stellung leuchtet ein und spricht stark für die Fähigkeit des Mannes.

Was ihn veranlaßte, über das Gebiet der Kapkolonie hinauszugehen, das war Deutschland. Erst spät hat Deutschland eine koloniale Thätigkeit begonnen, aber dafür mit um so größerer Kraft. Schon damals, als die deutsche Flagge zum erstenmale auf afrikanischem Boden gehißt wurde, galt Deutschland den Engländern als ein unbequemer Rival. Kein Wunder, daß die Engländer in große Unruhe gerieten. Das Kapland suchte den deutschen Besitz in Südwestafrika anzufechten; aber Bismarcks bündige Erklärung, daß das Gebiet unter deutschem Schutze stehe, machte dem ein Ende, und die „Vormacht“ in Südafrika mußte sich bequemen, eine von ihr unabhängige neue Ansiedlung anzuerkennen. Sofort tauchte nun das Gespenst einer deutsch-transvaalischen Vereinigung auf. Wenn Deutschland sein Gebiet bis an die Grenze

des Transvaal ausdehnte, dann war das englische Südafrika vom Zentrum abgeschnitten. Schon sah man Deutsch-Ostafrika durch einen breiten Landgürtel mit Lüderitzland verbunden und die Schwarzen der englischen „Zivilisation" entrissen. Neid, Mißgunst und Sorge um die Zukunft riefen eine koloniale Bewegung in England hervor, den Landhunger, der alles annektiren muß, nicht weil man es braucht, sondern weil man es andern nicht gönnt.

Thatsächlich lag die Gefahr, von dem nördlichen Hinterlande abgeschnitten zu werden, für England ziemlich nahe. Schon 1884, unmittelbar nachdem das Transvaal durch den Vertrag von London seine Freiheit wiedergewonnen hatte, suchten sich die Boeren nach Westen auszubreiten, um nicht von englischem Gebiet umzingelt zu werden. Der Zug nach Westen würde sie natürlich bis ans deutsche Gebiet geführt haben. Für Rhodes hätte das das Ende aller seiner Pläne bedeutet: „Ich sah, daß Ausdehnung alles war, und daß bei der Beschränktheit der Erdoberfläche das Ziel der gegenwärtigen Menschheit sein müßte, soviel von der Welt als möglich zu nehmen." Menschheit (humanity) ist natürlich immer nur die englische. Nach Rhodes ist die englische Rasse von Natur zur Weltherrschaft berufen, und andre Völker haben damit zufrieden zu sein, daß sie geduldet werden. Er stemmte sich also mit seiner ganzen Kraft gegen die transvaalischen Pläne, und Krüger mußte die neuen Ansiedlungen von Stellaland und Gosen aufgeben, und der Schlüssel von Südafrika, wie ein alter Boer sich ausdrückte, wurde englisch.

Der Weg nach dem Norden war somit gerettet, aber nicht der Norden selbst, und nun begann ein heftiger Kampf zwischen den beiden bedeutendsten Köpfen Afrikas, Krüger und Rhodes. Beide waren darauf aus, den Norden zu sichern, beide sandten Unterhändler, um mit dem Matabelekönig Lobengula einen Vertrag zu schließen. Die englische Regierung war damals wenig geneigt, sich neue Lasten aufzubürden, die Kapregierung wollte sich ebenso wenig auf Abenteuer einlassen. Nur mit Mühe gelang es Rhodes, den englischen Kommissar Sir Herkules Robinson, jetzt Lord Rosmead, zu dem Moffatvertrage von 1888 zu bestimmen, durch den sich Lobengula verpflichtete, kein andres Schutzverhältnis als das englische einzugehen. Verstanden hat Lobengula von der Sache wahrscheinlich gar nichts. Denn nur wenige Tage darauf schloß er mit dem Transvaalgesandten Piet Grobler einen andern Vertrag, der natürlich vor der Priorität des englischen nichtig war. So war Rhodes auch hier siegreich, und der Boerenfreistaat war auch vom Norden abgeschnitten.

Der Moffatvertrag war nur negativ. Ihn durch einen positiven zu ersetzen war nun die nächste Aufgabe. Rhodes Freunde Rudd und Rochfort Maguire erlangten am 30. Oktober 1888 von dem schwarzen Fürsten die Mineralgerechtsame für ein Entgelt von jährlich 1200 Pfund Sterling, die Lobengula freilich nicht lange genoß, und für ein Geschenk von tausend Gewehren mit Munition. Mit dem Moffatvertrage hatte Lobengula den kleinen

Finger gegeben, jetzt gab er die ganze Hand, und ein paar Jahre ſpäter war er und ſein ganzes Volk dem Diamantenkönige verfallen.

Mit dem zweiten Vertrag in der Taſche ging Rhodes nach London. Von der Kap- wie von der Reichsregierung war nichts zu erwarten. Aber das große Publikum war von deutſchfeindlicher Ausbreitungsſucht oder imperialiſtiſchem Jingoismus ergriffen. Schon ein Jahr früher war die britiſche oſtafrikaniſche Geſellſchaft mit einem Freibriefe bedacht worden, und was Mackinnon zuwege gebracht hatte, konnte Rhodes ſpielend erreichen. Zwei ſo reiche Geſellſchaften wie De Beers und die Goldfelder gaben dem Unternehmen Rückgrat, und im Oktober 1889 hatte auch die ſüdafrikaniſche Geſellſchaft ihren Freibrief. Grenzen waren der Sache nicht geſteckt; denn, ſagte Rhodes: „Das große Ziel iſt, ſoviel Gebiet als möglich zu nehmen.“ Wenn doch Caprivi etwas von dieſem Geiſte gehabt hätte!

Die oſtafrikaniſche Geſellſchaft iſt längſt an Atrophie des Geldbeutels ſelig entſchlafen, die ſüdafrikaniſche aber ſcheint ihre Aufgabe würdig zu erfüllen, nämlich eine neue Ausgabe von John Company darzuſtellen, der ehemaligen oſtindiſchen Geſellſchaft, der England manchen Nabob, aber auch den großen indiſchen Aufſtand von 1857 mit der Schlächterei von Cawnpore verdankte.

Zunächſt ſandte die Geſellſchaft, d. h. Rhodes, eine Expedition aus, um das im Norden von Matabeleland liegende Maſchonaland einzunehmen, ohne die Proteſte Lobengulas gegen den Durchzug zu beachten. Die Folge waren Reibereien und Feindſeligkeiten von ſeiten der Matabeles, die natürlich zu der erſehnten Notwendigkeit führten, ſie zu züchtigen und zu unterwerfen.

Thatkraft kann man Rhodes jedenfalls nicht abſprechen. Wie er die Geſellſchaft ins Leben gerufen und ihr einen gewiſſen Pfad vorgeſchrieben hatte, ſo war er auch der Mann, das Begonnene durchzuführen. Wo die Mittel der Geſellſchaft nicht ausreichten, da ſprang er ſelbſt in die Breſche. Er hatte ſchon das Geld für die Eiſenbahn nach Maſeking aufgebracht, hatte aus eignen Mitteln die Beiralinie gebaut und vier Fünftel der Gelder für den ſogenannten transkontinentalen Telegraphen gegeben. Er gab auch die Mittel für den Zug gegen Lobengula her.

Das Ergebnis war vorauszuſehen. Gegen den Hagel der Maximgeſchütze vermochte die Tapferkeit der Matabele nichts. Das Gold, mit dem ſich Lobengula eine Friſt für Unterhandlung erkaufen wollte, ward von zwei ſchurkiſchen engliſchen Soldaten unterſchlagen, und der alte König ſtarb wie ein gehetztes Wild auf der Flucht. Die Macht der Matabele war gebrochen, und die „Ziviliſation“ war wieder einmal gerettet. Das ganze Land fiel dem Sieger zu, und der freie Matabele erhielt die Erlaubnis, dem neuen Herrn nicht als Sklave, denn Sklaverei giebt es ja nicht unter engliſcher Flagge, ſondern als freier Arbeiter zu dienen. Dafür bekommt er neben dem Futter, Trinkwaſſer eingeſchloſſen, eine alte Hoſe oder eine Wolldecke und als monat-

lichen Lohn einen ganzen Schilling, der dort so viel Wert hat wie bei uns ein Zehnpfennigstück. Will er aber von dieser Erlaubnis keinen Gebrauch machen, dann bekommt er „ungebrannte Asche" oder ein gerade zur Hand liegendes Äquivalent zu kosten, bis er erklärt, daß es ihm ungeheure Freude mache, für den weißen Mann zu arbeiten. Nicht mit Unrecht hat Chamberlain in dem Untersuchungsausschuß gefragt, worin sich diese Behandlung vom Frohndienst unterscheide.

So weit hatte also das Glück Rhodes begleitet. Nun wandte es ihm den Rücken. Wie der Appetit mit dem Essen kommt, so reizte ihn der leichte Erwerb weiter Strecken, noch mehr zu verschlucken. Zwar hatte die Boa constrictor Britannica schon genug verschlungen, um ihren Verdauungswerkzeugen für längere Zeit Arbeit zu geben; aber sie hätte am liebsten ganz Afrika durch ihren Schlund wandern lassen. Eine kühn entworfne Landkarte zeigte vom Kap bis nach Alexandria einen breiten roten Streifen: das ganze innere Afrika wurde also als Hinterland der Kapkolonie angesehen.

Für Deutschland wäre es nun besser gewesen, wenn es unter seinen Kolonialenthusiasten auch ein paar Krösusse gehabt hätte, denen es auf einige zehn Millionen Mark im Dienste einer großen Sache nicht angekommen wäre. Aber auch mit beschränkten Mitteln und trotz der Apathie seines zweiten Kanzlers wurde der englische Plan durchkreuzt, und wenn sich auch England die besten, für europäische Besiedlung geeignetsten Landschaften angeeignet hat, so ist doch das deutsche Gebiet auch nicht schlecht, und der weitern englischen Ausbreitung nach Norden ist ein fester Damm entgegengesetzt.

Rhodes versuchte nun, seine Absicht mit Umgehung von Deutsch-Ostafrika zu erreichen. Durch Vermittlung Roseberrys kam der famose Kongovertrag zustande, durch den England einen Streifen des Kongostaats vom Südende des Tanganjika bis zum Nil erwarb. Als auch dieser tiefsinnige Plan an dem Widerspruch Deutschlands und Frankreichs scheiterte, mußte sich der Napoleon von Afrika auf den Süden beschränken, wo ja ebenfalls noch manches schöne Stück Land nicht rot bemalt war. Da waren deutsche und portugiesische Gebiete und vor allem die beiden Boerenrepubliken, die sich unbequem vor Rhodesia legten. Den beiden Europäern wurde das Leben so sauer wie möglich gemacht. Durch eine Verhandlung vor dem Queen's Bench Gerichtshofe in London ist kürzlich offen zu Tage gekommen, daß Rhodes dem Häuptling Gungunhana im portugiesischen Gebiete ein Geschenk von „süßen Weinen" übersandte. Die Sendung bestand aus tausend Gewehren und zwanzigtausend Patronen, wie die Portugiesen gar bald zu ihrem Schaden erfuhren. „Süße Weine" haben auch bei den Hottentottenunruhen in Südwestafrika eine Rolle gespielt.

Wie Portugal sonst mitgespielt wurde, ist von geringem Interesse, wenn man es mit dem großen Komplott gegen die Transvaalrepublik vergleicht.

Die Gründe liegen nahe. Erstens war die geographische Lage des Transvaal für das nördliche Gebiet unbequem. Dann aber, und das ist das wichtigste, war die Boerenrepublik durch die Goldfelder wirtschaftlich in die bedeutendste Stelle gerückt. Kapland und Natal lebten von dem Golde von Johannisburg, und das Transvaal war der wirkliche Mittelpunkt, das Herz, das den Pulsschlag Südafrikas regelte. Das Transvaalgold glänzte zu sehr, als daß es nicht zu einer Übertretung des zehnten Gebotes hätte reizen sollen.

Zuerst wurde der Freistaat an weiterer Ausdehnung verhindert, dann suchte man ihn von der See abzuschneiden durch die Annexion von Amatongaland, wie durch die bekannten Machenschaften in der Delagoabai und der Delagoaeisenbahnfrage. Die Absicht dabei war, die Boeren in wirtschaftliche Abhängigkeit von der Kapkolonie zu bringen, deren Geschicke Rhodes seit dem Jahre 1890 als Premierminister leitete. Bei allem, was er that, konnte Rhodes auf Unterstützung durch die bei der Reichsregierung einflußreichen englischen Mitglieder der südafrikanischen Gesellschaft rechnen. Es geschah ja alles in majorem Britanniae gloriam. Hatte ihm doch die Königin für das große Matabeleschießen die Würde eines Mitgliedes des geheimen Rats mit dem Prädikat „recht ehrenwert" verleihen müssen!

Als Präsident Krüger allen Machenschaften mit Geschick die Spitze geboten hatte, als die Verbindung Prätorias mit der Delagoabai und damit die wirtschaftliche Unabhängigkeit des Transvaal gesichert war, blieb nichts weiter übrig, als die alte Regierung mit Gewalt durch einen Doppelangriff von innen und von außen zu stürzen.

Was es mit den Beschwerden der Ausländer im Transvaal auf sich hat, ist bekannt. Es sind dieselben Beschwerden, die die Deutschen in England vorbringen könnten, wenn sie wollten. Ein Deutscher kann sein ganzes Leben lang in England weilen: so lange er seine Nationalität festhält, muß er wohl Steuern zahlen wie ein Engländer, hat aber keine Stimme bei den Wahlen, trotz des englischen Grundsatzes: Keine Besteuerung ohne Vertretung. Der Grundsatz findet augenscheinlich nur auf Engländer Anwendung. Der Ausländer hat nicht einmal eine Stimme für die Wahl des Dorfgemeinderats. Und wenn die Deutschen vom englischen Parlament deutsche Schulen für ihre Kinder verlangen wollten, so würde ein Sturm der Entrüstung ausbrechen über die bodenlose Unverschämtheit von Ausländern, die nur geduldet sind. Aber die englischen Goldgräber in Johannisburg — ja Bauer, das ist ganz was anders! In Wahrheit sind, nach dem Zeugnisse des ehemaligen Generalanwalts der Kapkolonie, Schreiner, die Beschwerden der Johannisburger stark übertrieben, und die hohen Zölle des Transvaal, von denen so viel Lärm gemacht wird, sind thatsächlich weit geringer als die der Kapkolonie: für Butter und Käse z. B. erhebt die Kapkolonie mehr als fünfmal so viel Zoll als das Transvaal, für Kaffee genau fünfmal und für Thee fast dreißigmal

soviel. Das genügt, um zu zeigen, mit wie viel Wahrheitsliebe der Kampf gegen Transvaal geführt wird. Daß berechtigte Beschwerden vorhanden sind, leugnet niemand, aber sie sind nicht so groß, daß sie solche Mittel rechtfertigten, wie sie angewendet worden sind, und Goldgräber sind nicht immer Vertrauen erweckende Leute. England wäre das letzte Land in der Welt, einem fremden Haufen, der an dem Gedeihen des Landes keinen Anteil nimmt, sondern fortgeht, sobald er Geld gewonnen hat, politischen Einfluß zu gewähren. In den Jahren der britischen Okkupation von Transvaal, 1877 bis 1880, ist es England nicht eingefallen, den Boeren eine Volksvertretung zu gewähren. Sie wurden als eine rechtlose, unterworfne, unmündige Rasse behandelt. Kann man sich wundern, daß Krüger den Engländern nicht traut und von englischer Gerechtigkeit nicht mehr erwartet, als er mit der Flinte in der Faust erzwingen und behaupten kann?

Um die Stimmberechtigung der Goldgräber von Johannisburg war es aber Rhodes auch wenig zu thun. Es wollte das Land mit seinen Goldminen haben. John Bull läßt sich von ein paar schönen Phrasen über Gerechtigkeit auch für die ungerechteste Sache ködern. Daher wurde der schöne Brief vereinbart, der Jameson einlud, englische Frauen und Kinder vor der Abschlachtung durch den grimmen Dom Paul zu schützen. Wenn die Bewegung in Johannisburg wirklich Grund gehabt hätte, die Erhebung wäre nicht ausgebrannt wie ein feuchter Schwärmer. Es war geschickte Mache, aber eben nur Mache, die nur hätte gelingen können, wenn alle Teile des Komplotts genau zusammengepaßt hätten.

Rhodes leugnet nicht, daß er die Erhebung mit Geld unterstützt und den Sturz der Transvaalregierung geplant hat; nur die Verantwortung für den Zug Jamesons gerade zu der Zeit lehnt er ab, obwohl er von Jamesons Vorbereitungen nicht nur wußte, sondern sie selbst angeordnet hatte.

Nach allem, was wir von Rhodes wissen, ist das wohl glaublich. Auch für den Matabelekrieg war er nicht unmittelbar verantwortlich. Er hatte damals Jameson mit allem Nötigen versehen; aber als dieser um weitere Anweisung ersuchte, telegraphirte er kurz: Siehe Lukas 14, 31. Jameson schlug nach und fand: „Oder welcher König will sich begeben in einen Streit wider einen andern König und sitzt nicht zuvor und ratschlagt, ob er könne mit zehntausend begegnen dem, der über ihn kommt mit zwanzigtausend?“ Rhodes meinte: Du bist an Ort und Stelle, du mußt selbst schätzen, ob du mit deinen Kräften imstande bist, die Matabele zu schlagen. Jameson verstand, sah, ging und siegte. In gleicher Weise ließ Rhodes seinem Vertrauten in dem Zuge gegen Transvaal freie Hand; aber die Mine versagte in Johannisburg, Jameson war nur mangelhaft unterrichtet, er wagte und — verlor.

Über die Verwerflichkeit des ganzen Anschlags kann kein Zweifel sein, und der Cynismus, den Rhodes vor dem Untersuchungsausschuß entwickelte, macht

die Sache nicht beſſer. Auf die Frage, ob das Unternehmen nicht eine Verletzung des Vertrags von London geweſen ſei, antwortete er: Ja, aber wenn man bedenkt, daß die Regierungen ihre ganze Zeit damit zubringen, Verträge zu machen und wieder zu zerreißen, ſo braucht man nicht viel Aufhebens davon zu machen. Nun, in England, darin hat er Recht, macht man nicht viel Aufhebens davon; wenn aber auf Seiten der Boeren die leiſeſte Andeutung von einer Änderung des Vertrags gewagt wird, nimmt man den Mund voll von Vertragstreue. Man fühlt nur als Bitterkeit, daß der ſchöne Plan mißlang, und die verhaßte Boerenrepublik noch immer beſteht.

Mit großem Geſchick hat Rhodes als Beweggrund ſeines Unternehmens den Gedanken der Einigung Südafrikas in die Welt geſetzt. Nach Jameſon hat Rhodes große Zuneigung zu den Holländern. Er will ſie verſöhnen, er will gerecht gegen ſie ſein, aber — die britiſche Raſſe ſoll herrſchen. Das iſt es! Verſöhnung, aber die Verſöhnung der Spinne mit der Fliege. Die Boeren haben eine gerechtfertigte Abneigung gegen eine ſolche Verſöhnung. Zweimal haben ſie ihre Sitze verlaſſen, um unabhängig, unter eigner Flagge zu leben und ihre Sprache zu erhalten, ſie haben ihre Unabhängigkeit mit der Waffe verteidigt; ſollen ſie ſie jetzt aufgeben, um ſich von England auffreſſen zu laſſen?

Die blöde ſogenannte öffentliche Meinung von England, die zum Teil von Rhodes und ſeinen Leuten gemacht wird, mag, ſoviel ſie will, von den unterdrückten Johannisburgern reden, ſie gräbt damit nur der eignen Sache das Grab. Auch die Lügen von deutſchen Umtrieben, die von Rhodes erfunden wurden, um die Aufmerkſamkeit von ſich abzulenken, ſind wie Seifenblaſen zerſprungen, und was übrig bleibt, iſt die nackte Thatſache, daß England den Verſuch gemacht hat und noch immer macht, den holländiſchen Volksſtamm in Südafrika zu vergewaltigen. Wir ſagen England; denn die große Maſſe des engliſchen Volks iſt durch deutſchfeindliche jingoiſtiſche Hetzereien, die nicht ohne Beihilfe der Regierung vor ſich gingen (Erklärungen Balfours und Chamberlains im Parlament und das berühmte fliegende Geſchwader), dahin gebracht werden, daß ſie in Rhodes den Verfechter engliſchen Rechts gegen fremde Anmaßung und Bedrückung ſieht.

Es iſt kein Zweifel, daß Rhodes nach Südafrika zurückkehren und dort ſeinen Pfad weiterverfolgen wird; aber wohlthätig wird ſein Wirken nicht ſein. Eine Einigung Südafrikas wird er nicht zuwege bringen. Im Gegenteil, die Holländer, vertreten durch den Afrikanderbund, ſehen in ihm von nun an ihren Gegner. Jahrelang haben ſie ihn unterſtützt, weil ſie in ihm einen Mann zu ſehen glaubten, der ihnen wohlgeſinnt wäre. Jetzt ſind ihnen die Augen geöffnet, ſie erkennen den Pferdefuß des Pananglismus.

Kindliche Gemüter haben geglaubt, die Unterſuchung in London werde Rhodes für die Zukunft unmöglich machen. Sie wird ihm aber eher nützen

als ſchaden. Es liegt nicht im Intereſſe der Reichsregierung, ihm auf den Leib zu rücken; dafür iſt er zu mächtig. Als die Seele dreier Geſellſchaften wie De Beers, Goldfelder und Chartered Company iſt er eine Macht, der die geſamte engliſche Regierung nicht gewachſen iſt. Er hat bewieſen, daß es ihm auf Geld nicht ankommt, wenn er etwas ausführen will, und er hat ein Einkommen, das ſich auf viele Millionen Mark jährlich beläuft. Von den Goldfeldern allein hat er als Direktor in einem Jahre zwiſchen ſechs und acht Millionen Mark bezogen. Überdies glaubt er an ſich ſelbſt und iſt nicht wähleriſch in ſeinen Mitteln. Was ihm widerſteht, muß nieder, gleichviel wie.

Einen nicht geringen Teil ſeiner Erfolge verdankt er der Freiheit, die er ſeinen Helfern in der Ausführung ſeiner Pläne läßt. Er giebt die Grundzüge, die Einzelheiten werden von andern beſorgt. Dieſes Vertrauen hatte ihm den großen Einfluß bei allen ſeinen Untergebnen und auch bei den Afrikanern verſchafft. Seine gewinnende Perſönlichkeit, wie Schreiner ſagt, war es, die ihm die Holländer geneigt machte.

Im allgemeinen iſt dieſes Verfahren richtig, aber es hat auch ſeine Schattenſeiten. Für Jameſons Zug wurde es verhängnisvoll, und auch in der Verwaltung von Rhodeſia brachte es Mängel mit ſich, die zu der großen Erhebung der Matabele und Maſchona im vorigen Jahre führten. Perſönlich hat Rhodes immer gut mit den Eingebornen geſtanden, es ſcheint auch, er will ſie gut behandelt ſehen. Aber als Kapminiſter hatte er ſeinen Sitz fern von dem Gebiete der Geſellſchaft, und die untergeordneten Organe ließen die Anſiedler machen, was ſie wollten. Die Schwarzen wurden kaum wie Menſchen behandelt. Bei Ausbruch des Aufſtands liefen häßliche Gerüchte um von Thaten engliſcher Anſiedler, die an Leiſt in Kamerun erinnern. Wie man in Afrika über Rhodes in Bezug auf Eingeborne denkt, geht aus einem vor kurzem erſchienenen Buche von Olive Schreiner, der Schweſter des erwähnten Generalanwalts, hervor.*) Darin ſpricht ſich ein Soldat folgendermaßen über Rhodes aus: „Es heißt, als er Premierminiſter da unten in der Kolonie war, verſuchte er ein Geſetz durchzubringen, das einem Herrn das Recht gab, ſeine Diener zu peitſchen; aber die andern Engländer wollten es nicht zulaſſen. Doch hier kann er thun, was er will. Das iſt der Grund, daß manche Leute ihn nicht fortgeſchickt ſehen wollen. Sie ſagen: wenn wir die britiſche Regierung hierher kriegen, dann wollen ſie den Niggers Land zum Leben geben, ihnen eine Stimme geben, ſie ziviliſiren und erziehen und all das Zeug; aber Cecil Rhodes, der hält ſie zur Arbeit. ›Ich ziehe Land den Niggers vor,‹ ſagt er. Es heißt, er will ſie verteilen und auf unſerm Lande arbeiten laſſen, ob ſie wollen oder nicht, gerade ſo gut wie Sklaven halten, verſtehen Sie; und man hat nicht die Schererei, für ſie zu ſorgen, wenn ſie

*) Trooper Peter Halket of Mashonaland, by Olive Schreiner. London, 1897.

alt sind. Na, da bin ich eins mit Rhodes. Ich denke, es ist ein ausgezeichneter Streich. Wir kommen nicht hierher, um zu arbeiten. Das ist alles sehr schön in England, aber wir sind hergekommen, Geld zu machen, und wie können wirs machen, wenn wir nicht die Niggers für uns schuften lassen oder ein Syndikat gründen? Er sitzt den Niggers im Nacken, der Rhodes! Man kann mit den Niggers anstellen, was man will, solange man nur ihn nicht in Ungelegenheiten bringt." Daß Rhodes wirklich für das Prügeln sei, dafür liegt kein Beweis vor. Aber daß die Neger nicht besser als wie Sklaven behandelt werden, ist durch das Zeugnis zweier seiner Freunde, Louw und Venter, bewiesen. Diese Behandlung und die periodischen Viehkonfiskationen, auch vor dem Auftreten der Rinderpest, waren genug, die Eingebornen zum Aufstand gegen den Segen der „Zivilisation" zu bringen; nun ist er ihnen aber durch die Maximgeschütze von neuem auferlegt worden.

Rhodes hat für das englische Volk eine weite und wertvolle Strecke Landes erworben, aber der Land- und Goldhunger hat ihn getrieben, auch an ältere verbriefte Rechte Hand anzulegen, und da ist er gescheitert. Um sich die Unterstützung seiner Landsleute und der heimischen Regierung zu sichern, erklärt er sich für einen Imperialisten, dem nichts so sehr als die Größe des britischen Reiches am Herzen liegt. Aber bei näherer Betrachtung steigen gewichtige Zweifel an seiner Ehrlichkeit auf. Derselbe Mann, der sich jahrelang auf die partikularistischen Holländer in der Kapkolonie stützte, der dann in frevelhafter Weise ein selbständiges befreundetes Staatswesen im Frieden überfiel, um eine Union von Südafrika, wie er es nennt, herbeizuführen, derselbe Mann, der in Afrika partikularistisch und unionistisch sein kann, gab auch seinerzeit dem verstorbnen Parnell die Summe von 10000 Pfund Sterling für die Zwecke der irischen Home Rule-Partei, die eine vollständige Trennung Irlands von dem Vereinigten Königreiche anstrebt. Dort eine Verschwörung für Einheit, hier eine Verschwörung für Auflösung der Einheit. Dabei reden die Boeren holländisch und die Mehrzahl der Iren englisch. Wie reimt sich das zusammen? Welches ist das wahre Gesicht des „recht ehrenwerten" Cecil Rhodes?

Wenn wir offen unsre Meinung sagen sollen, wir glauben nicht, daß es Rhodes mit der imperialistischen Idee je Ernst gewesen sei. Der Napoleon von Afrika befreundet sich nicht zu einem solche Zwecke mit Iren und Holländern. Sollte nicht sein Ehrgeiz über die Würde eines Mitgliedes des geheimen Rats oder eines Lords hinausgehen? Man denke sich, die Revolution in Johannisburg wäre geglückt, Jameson hätte mit seiner wohlbewaffneten Truppe den Ausschlag gegeben, das Arsenal von Prätoria eingenommen und Krügers Regierung durch eine andre, Rhodes ergebne, ersetzt, so hätte Rhodes Rhodesia und das Transvaal zu seiner persönlichen Verfügung gehabt. Er brauchte nur zu wollen, und die Republik der vereinigten Staaten von Südafrika war

fertig, und die Holländer wären versöhnt gewesen trotz der Revolution. Natal hätte nicht nein sagen können, und der hochwohlweise und taktvolle Chamberlain im Kolonialamte zu London und John Bull hätten sich mit saurer Miene darein ergeben müssen.

Mit dem Traume der vereinigten Staaten von Südafrika ist es nun fürs erste zu Ende. Die Sympathie der Afrikander ist verloren, Holländer und Engländer stehen einander feindlich gegenüber, und Rhodes muß notgedrungnerweise Imperialist bleiben. Minen vereinigen und Staaten und Völker verbinden ist zweierlei. Aber ausgespielt hat Rhodes seine Rolle noch lange nicht, und das größere Deutschland hat ihn in Zukunft als seinen größten Feind zu betrachten. Er wird es nie vergessen, daß es Deutschlands energische Haltung war, die die englische Regierung abhielt, offen gegen Transvaal aufzutreten und mit den Empörern und Freibeutern gemeinsame Sache zu machen. Die Feindseligkeit der englischen Presse gegen Deutschland, die sich sogar bei der Kaiser-Wilhelmfeier hämischer Bemerkungen nicht enthalten konnte, ist hauptsächlich sein und seiner Verbündeten Werk. Diese Feindseligkeit wird stetig geschürt werden, bis sich eine Gelegenheit bietet, dem deutschen Nebenbuhler an den Hals zu springen. Dann wird Rhodes schon ein paar Millionen übrig haben für einen Feldzug nach Damaraland oder Ostafrika. Die englische Presse macht ja kein Hehl aus ihren freundlichen Absichten für den Fall, daß Deutschland zu unbequem werden sollte, und die Regierung baut Schiffe in unerhörter Menge, obwohl sie kaum Mannschaft für die fertigen hat. Es ist kein Zweifel, England rüstet sich zu einem Waffengange, und der Gegner, den es sich ausersehen hat, ist nicht Frankreich, sondern Deutschland.

Wie Deutschland den Kampf bestehen soll, vielleicht können das die Herren sagen, die eine Flotte für unnötig und zu kostspielig halten. Vielleicht erfinden diese Herren noch Schuhe, mit denen unsre Grenadiere übers Wasser marschiren können. Frankreichs Seehandel ist lange nicht so groß wie der deutsche, und doch hat es eine viel größere Flotte, um seine Schiffe zu schützen. Sollen unsre Schiffe schutzlos dem Gegner überliefert, unser Handel ohne Widerstand vernichtet, unsre Kolonien dem ersten besten englischen Freibeuter überlassen werden?

Wir brauchen Land für den Überschuß unsrer Bevölkerung, wenn wir nicht wie bisher unsre Gegner und Rivalen mit unserm Blute bereichern und stärken wollen. Viele Tausende von Deutschen, und nicht die schlechtesten, haben sich auf englischem Boden niedergelassen, aber ihre Arbeit kam dem fremden Staat zu gute, weil Deutschland keine Kolonien hatte. Jetzt haben wir, wenn auch nur beschränkte, ansiedlungsfähige Landschaften erworben, und unsre Pflicht den kommenden Geschlechtern gegenüber ist es, sie vor Rhodes und ähnlichen Gesellen zu schützen. Gegen festländische Feinde können wir zu Lande fechten. Gegen England haben wir uns unsrer Haut zu Wasser zu wehren.

Wenn wir ſtark zur See ſind, wird ſich England hüten, uns anzugreifen, weil es ſelbſt verwundbar iſt; hat es keinen Schaden am eignen Leibe zu fürchten, dann wird es bald die Gelegenheit vom Zaune brechen, daß „größere“ Deutſchland und damit die Zukunft unſers Volkes zu vernichten.

Dunkler Drang nach einem guten Rechtsweg

Von Richard Goldſchmidt

4

Während die Sonne zur Rüſte geht, haben wir den Gipfel des Berges erreicht, die Schatten des Abends ſenken ſich auf die Stadt zu unſern Füßen, die ſcharfen Schattenbilder der Türme, die das Häuſermeer überragen, verblaſſen und heben ſich nur noch ſchwach von der grauen Dämmerung ab. Hier und dort erſcheinen leuchtende Punkte, die ſich mehren, bald hält der ſtrahlende Lichterkranz Auge und Sinnen gefeſſelt, und die Stadt, in das Dunkel der Nacht verſunken, iſt dem Auge entſchwunden.

Ganz ähnlich ergeht es unſerm geiſtigen Auge, wenn die Gedanken in die Vergangenheit ſchweifen, ſie haften an den Lichtpunkten, das übrige bleibt in Nacht gehüllt. Erzählen doch die Chroniſten von Jahrhundert zu Jahrhundert von der guten alten Zeit, und über die Gegenwart, in der ſie bei dem hellen Tageslicht alles, auch das üble deutlich erkennen, klagen ſie, als wenn es auf der Welt ſo ſchlecht beſtellt wäre, weil ſich die Menſchen zuſehends verſchlechtert hätten. In gleicher Weiſe haben lange Zeit hindurch die hohen Beamten in vorgerückten Jahren die Klage angeſtimmt, daß der Niedergang der Rechtspflege dem juriſtiſchen Nachwuchs zur Laſt zu legen ſei. Es wurden Verfügungen erlaſſen, die Prüfungen der Rechtskandidaten und Referendare ſtrenger zu handhaben, damit dem Mangel an Fleiß der Rechtsbefliſſenen auf der Univerſität und in der praktiſchen Ausbildung abgeholfen werde. Die alten Herren vergaßen ganz, daß in ihrer Studienzeit die Juriſten auch nicht mehr gearbeitet hatten als ſpäter, und das Ausbildungsweſen ſich unter dem Einfluß aufgeklärter, ſachkundiger Leute eher gebeſſert als verſchlechtert hat. Der gegen die Jugend abgeſchoſſene Pfeil prallt zurück, vielleicht ſollte der Angriff auf die jungen Juriſten ebenſo ſehr die ältern treffen, an deren ehrwürdige Häupter man ſich nicht heranwagte.

In den Preußischen Jahrbüchern vom Juli 1895 hat jemand unter dem Namen Aulus Agerius die bevorzugte Stellung der Staatsanwälte für die Mißbräuche in der Rechtspflege verantwortlich zu machen gesucht. Der Artikel ist beachtenswert. Er beweist mit Zahlen, daß die Laufbahn des Staatsanwalts viel aussichtsvoller ist als die des Richters, und zum Nachteil der Richter die Staatsanwälte noch dadurch bevorzugt werden, daß viele von ihnen in höhere Richterstellen einrücken. In Baiern treten in einem regelmäßigen Wechsel Richter und Staatsanwälte von der einen in die andre Laufbahn über, was den großen Vorteil hat, daß weder die Richter dem Strafrecht, noch die Staatsanwälte dem bürgerlichen Recht entfremdet werden können. Im übrigen ist aber die in Preußen übliche Bevorzugung der Staatsanwaltschaft nur für die Richter ein Nachteil, aber nicht für die Rechtspflege. Sind einige der Staatsanwälte, die zu Präsidentenstellen gelangen, nicht mehr fähig, in Streitfragen des bürgerlichen Rechts mitzusprechen, so ist das noch eher zu ertragen, als wenn alte Zivilrichter, die nichts vom Strafrecht verstehen und es bei der überwiegenden Wichtigkeit dieses Zweiges der Rechtspflege doch nicht eingestehen mögen, einen Präsidentenposten bekleiden. Nach preußischem Herkommen und ohne daß es zu den bestehenden Gesetzen in Widerspruch steht, ist jeder Staatsanwalt genötigt, die Ansichten seines Vorgesetzten, wenn es ihm dieser vorschreibt, zu vertreten. Er wird dadurch in eine noch subjektivere Parteirolle als der Rechtsanwalt hineingedrängt, da dieser jede Verteidigung, die ihm nicht paßt, ablehnen kann oder wenigstens keinen mit seiner Überzeugung nicht übereinstimmenden Antrag zu stellen braucht. Der Staatsanwalt hat also freilich die Parteirolle des berufnen Anklägers und vertritt in dieser Stellung auf höhere Anweisung oder auch aus eignem Antriebe meist eine dem Angeklagten ungünstige Auffassung; dennoch ist die Ansicht irrtümlich, daß jeder ältere Staatsanwalt zum Strafrichter schon deshalb weniger geeignet sei, weil er sich zu lange Zeit in einer dem Angeklagten feindlichen Stellung befunden habe. Sobald ein Staatsanwalt ein Richteramt übernimmt, weiß er sehr wohl, daß er nun lediglich seiner Überzeugung folgen darf und muß. So hat sich denn auch mancher frühere Staatsanwalt als ein von der Schuld des Angeklagten nicht leicht zu überzeugender und milder Richter erwiesen.

Richter, Staatsanwalt, Rechtsanwalt, erster, zweiter und höchster Gerichtshof, alle sind mit einander unzufrieden, und der eine sucht immer auf den andern die Schuld zu schieben, daß es nicht besser ist. Vergebliches Bemühen! Denn die einen sind aus keinem andern Holze geschnitzt als die andern. Wollte man das Justizelend auf eine reine Personenfrage zuspitzen, so müßte man wohl zunächst an die Juristen in leitender Stellung, an die Präsidenten und die Mitglieder des Reichsgerichts denken. Da hat nun jeder ältere Berufsjurist seine Erfahrungen gemacht, er hat Leute kennen gelernt, die durch ihre Eigenschaften zu leitenden Stellungen berufen waren und nicht gewählt worden

ſind, und andrerſeits Leute, denen es an Einſicht und Kenntniſſen mangelte, die ſogar ihre Launen nicht zu beherrſchen verſtanden und hohe Stellungen bekleideten. Die Perſonenfrage iſt gewiß ſehr wichtig, aber auch ſehr heikel, ihr näher zu treten hat immer etwas gehäſſiges, es fördert auch nicht, ſie zu erörtern. Selbſt der Miniſter mit dem beſten Willen und der ſtärkſten Urteilskraft kann doch nur wenig ändern, denn die maßgebenden Stellungen ſind bei ſeinem Amtsantritt beſetzt, und ehe ſie frei werden, iſt ſeine eigne Arbeitskraft erſchöpft. Oft überdauern ihn Beamte, die er bei ſeinem Amtsantritt als Greiſe vorfand, denn gerade die greiſenhaften Würdenträger wollen nicht weichen, weil ſie ohne Amt nichts mit ſich anzufangen wiſſen. In einem großen Staat iſt überdies kein Miniſter imſtande, ſich von den Leiſtungen jedes einzelnen ihm untergebnen höhern Beamten Kenntnis zu verſchaffen, er iſt meiſt auf Berichte angewieſen, und mancher Fehlgriff wird ihm ohne eigne Schuld aufgenötigt.*) Eine Beſſerung dieſer Zuſtände iſt umſo weniger zu hoffen, als bei uns die öffentliche Meinung der Perſonenfrage völlig fern ſteht. Ließe ſich aber auch dieſe Frage, was unumwunden verneint werden muß, aufs glänzendſte löſen, ſo wäre damit dennoch keine Geſundung unſers Rechtslebens erreicht.

Die Arbeitsteilung, die wirtſchaftlich ſo wohlthätig wirkt, aber auch hier nicht übertrieben werden darf, hat die Rechtswiſſenſchaft, ſelbſt in ihren allgemeinen Grundbegriffen, der Fachausbildung zugewieſen. In dem Lehrſtoff der Schulen fehlt jede Anleitung zum Verſtändnis des Rechts. Den andern Geiſteswiſſenſchaften iſt es nicht ſo übel ergangen. Auf jeder Dorfſchule wird das Verſtändnis für Religion und Sprache geweckt, aber der übrige Bildungsſtoff fordert auch auf Gymnaſien und in den nicht juriſtiſchen Fächern der Hochſchulen ſo viel Kraftvergeudung, daß für das Verſtändnis des Rechts, das Fleiſch und Blut der Nation ſein ſollte, wie ihre Sprache, nicht die geringſte Anleitung gegeben werden kann. Die wenigſten, die ſich auf der Univerſität für das Rechtsſtudium einſchreiben laſſen, haben eine Ahnung davon, was es denn eigentlich mit ihrer Wiſſenſchaft für eine Bewandtnis habe, und bei dem gewöhnlichen Studiengang verſtreicht wohl das eine und andre Halbjahr, ehe die meiſten dahinter kommen, ehe ſie imſtande ſind, ein juriſtiſches Buch zu verſtehen und mit deſſen abſtrakter Ausdrucksweiſe irgend eine Vorſtellung zu verbinden. Was würde man von einer Sprache ſagen, der ſich nur ein Teil der Gebildeten bedienen könnte? Man würde ſie richtig eine tote Sprache nennen, da doch auch die lateiniſche Sprache, als ſie aufhörte,

*) Der Senatspräſident des Reichsgerichts Henrici hat, als er noch im Amte war, darauf hingewieſen, daß manche ungeeignete Kräfte zu Mitgliedern des Reichsgerichts ernannt werden. Er hat ſeine Klage in Nr. 50 der vorjährigen Grenzboten wiederholt. Aber durch ſeinen Vorſchlag, die Auswahl der zu ernennenden Kräfte auf eine einzige Perſon zu übertragen, kann das von ihm erſtrebte Ziel nicht erreicht werden.

Volkssprache zu sein, tot blieb, obwohl sie Jahrhunderte lang unter Gelehrten, Diplomaten und bei manchen Höfen üblich war. Von der gesamten Rechtswissenschaft sind die wichtigsten Strafgesetze wegen ihrer Natur oder vielleicht auch wegen der allgemein verbreiteten Kenntnis der zehn Gebote der Volksvorstellung noch am ehesten zugänglich geblieben. Aber auch in dem Gebiete des Strafrechts sind graue Theorien zur Herrschaft gelangt, die eine weit ernstere kulturgeschichtliche Bedeutung haben als Mängel in Gesetzen oder Rechtssprüchen, und die die Wissenschaft selbst in Frage stellen.

Unsre hervorragendsten Strafrechtslehrer, Liszt an der Spitze, folgen dem Italiener Lombroso und leugnen die Willensfreiheit des Menschen. Wie der Mensch nicht für die Beschaffenheit seiner Nase verantwortlich gemacht werden kann, so soll er auch nicht für die Beschaffenheit seines Charakters verantwortlich sein. Die freie Willensbestimmung soll ihm nicht nur bei Bewußtlosigkeit oder krankhafter Geistesstörung, sondern regelmäßig und ganz ausnahmslos fehlen. Die Zurechnungsfähigkeit des Menschen wird damit grundsätzlich geleugnet. Wenn Leute, die den Menschen für willensunfrei halten, trotzdem von der Zurechnungsfähigkeit eines Verbrechers sprechen, so wollen sie diese nur in einem bestimmten Sinne verstanden wissen. Sie meinen damit, daß bei Ausübung der That der Verbrecher von keiner solchen Geistesstörung, die eine Übereinstimmung seiner Vorstellung mit dem Vorgestellten verhindert habe, befangen gewesen sei. Im übrigen betrachten sie aber den Verbrecher als einen Kranken, der ein Opfer seiner ererbten Anlagen und der sozialen Verhältnisse geworden sei, unter denen er aufgewachsen ist. Auch die Anhänger der Willensunfreiheit wollen allgemein gegen einen in seinen Vorstellungen geistesklaren Verbrecher die Strafen aufrecht erhalten, aber nicht etwa als Sühne und Vergeltung, sondern lediglich aus Zweckmäßigkeitsgründen zur Sicherung der Gesellschaft oder zur Abschreckung des Verbrechers oder zu dessen Besserung, wenn er überhaupt noch heilungsfähig ist.

Ohne diese Lehren der Kriminalanthropologen eingehender zu würdigen, wird man von vornherein behaupten müssen, daß sie das Ungemach, das auch sie den Verbrechern zugefügt wissen wollen, nicht als Strafe bezeichnen dürfen. Als Strafe ist begrifflich nur eine Handlung der Vergeltung aufzufassen; ein Ungemach aber, das lediglich aus andern Zwecken als dem der Vergeltung zugefügt wird, ist keine Strafe. Strafe und Heilmittel sind begrifflich verschieden, und diese Verschiedenheit bleibt auch bei Anwendung eines sehr schmerzhaften Heilmittels vollständig bestehen. Ein Strafrecht im wahren Sinne des Worts darf es nur geben, wenn der Mensch durchschnittlich für seine Handlungen wenigstens bis zu einem gewissen Grade verantwortlich ist. Es ist früher erwähnt und durch eine Reihe von Beispielen belegt worden, daß es unser Strafrecht nicht immer verstanden hat, sich von Strafverhängungen für Handlungen, die ohne eigentliche Verschuldung begangen worden sind, freizu-

halten. Jene Strafverhängungen wurden als fehlerhafte Ausnahmen betrachtet. Jetzt aber handelt es sich um die viel wichtigere Frage, ob überhaupt bei Strafthaten eine Verschuldung vorliegen könne? Wenn das Strafrecht keine Geheimwissenschaft sein soll, so darf auch der gemeinverständlichen Erörterung der menschlichen Willensunfreiheit nicht ausgewichen werden.

Die Lehre der Willensunfreiheit ist zwar nicht neu, hat aber bis jetzt nur eine kleine Gemeinde. Dennoch birgt sie eine große Gefahr in sich, weil sich zu ihr sehr namhafte Geister bekennen, und weil sie im Verhältnis zu früher stetig an Boden gewonnen hat. Sie hat auch früher schon in den Geisteswissenschaften der Philosophie und Theologie eine bedeutende Rolle gespielt, aber in die Rechtswissenschaft, die das menschliche Verkehrsleben regelt, ist sie erst in unsrer Zeit durch die auf den Darwinismus aufgebaute Kriminalanthropologie gedrungen. Ihr gehört die Zukunft, wenn wir fortfahren, die unmittelbaren Anschauungen unentbehrlicher Vernunftbegriffe durch die logischen Grundgesetze unsers Verstandes zu kritisiren und dadurch jene Vernunftbegriffe zu zerstören, wenn wir uns nicht entschließen können, bei allen logischen Untersuchungen von der völligen Voraussetzungslosigkeit Abstand zu nehmen und die Berechtigung unmittelbarer und unbeweisbarer Anschauungen anzuerkennen.

Das Volk im großen und ganzen hält sich freilich von der Annahme menschlicher Willensunfreiheit noch fern, und das ist ein Glück, denn man kann sich nicht verhehlen, daß ein der Lebensanschauung der Willensunfreiheit huldigendes Volk mit dem Gefühle der Verantwortlichkeit auch seine Daseinsberechtigung sehr bald einbüßen müßte. Die von den Volksmassen sich abhebenden und sie leitenden Schichten der Halb- und Hochgebildeten der Gesellschaft sind wenigstens gegenwärtig noch fest davon überzeugt, daß die Willensfreiheit keines weitern Nachweises bedürfe und sie zu leugnen ein Unsinn sei, der durch die tägliche Erfahrung widerlegt werde, und dem ernstlich auch kein vernünftiger Mensch anhängen könne. Sie geben dabei gern zu, daß Anlage, Erziehung und äußere Gelegenheit, also Erscheinungen, die von dem Willen des einzelnen Menschen unabhängig sind und ihm weder zum Verdienst noch zur Schuld angerechnet werden können, einen nicht zu unterschätzenden Einfluß auf die Entwicklung des Charakters üben. Hiermit ist aber keineswegs eine völlige Verantwortungslosigkeit des Menschen angenommen, sondern es ist seiner Verantwortung nur eine Grenze gezogen. Ebenso ist freilich auch der Gerechtigkeit irdischer Gerichte eine Schranke gesetzt, denn der weltliche Richter wird niemals imstande sein, die Einwirkung aller jener Einflüsse richtig zu veranschlagen. Er ist außerdem auch durch das Gesetz gebunden, daß er ihnen nur eine geringe Berücksichtigung schenken kann. Eine beeinflußte Wahlfreiheit ist unvollkommen, sie ist eine Freiheit, wie sie ganz folgewidrig auch der Materialist Büchner zulassen möchte, der sie mit der Freiheit des Vogels im Käfig vergleicht. Die Hauptsache ist und bleibt immer, daß die Willensfreiheit nicht grundsätzlich

geleugnet, ſondern grundſätzlich behauptet wird, und daß die irdiſche Gerechtigkeit, obwohl ſie von den Mängeln alles Irdiſchen behaftet iſt, ſich nicht als ein von den Durchſchnittsmenſchen an den Verbrechern verübtes Unrecht darſtellt.

Die Anhänger des Darwinismus, die vor deſſen ſtrengſten Folgerungen nicht zurückſchrecken, und dann noch wenige Leute, die ſich ſonſt philoſophiſche Kenntniſſe angeeignet haben, gehören zu dem kleinen Kreiſe der Ausnahmen. Dieſer kleine Kreis iſt von der Unfreiheit des Willens ſo feſt überzeugt, daß er von ihr als einer mathematiſch erwieſenen Thatſache ſpricht und es für eine Unbildung und einen Mangel an logiſcher Urteilskraft hält, von Willensfreiheit zu reden. Schon vor den Philoſophen haben die größten Theologen das Unvereinbare einer vertieften Gottesidee mit der menſchlichen Willensfreiheit nachzuweiſen geſucht. Bei der Wahlfreiheit des Willens wird der Menſch gleichſam ſelbſtſchöpferiſch der Thäter ſeiner Thaten. Solche ſelbſtſchöpferiſche Kraft kann logiſch neben der Allmacht Gottes und der göttlichen Vorſehung nicht beſtehen. Der heilige Auguſtin und Luther haben unerſchütterlich an der ſtrengen Prädeſtinationslehre, der Gnadenwahl mit göttlicher Vorherbeſtimmung feſtgehalten, und von der folgerichtigen Strenge dieſer Lehre iſt man niemals aus logiſchen Gründen, ſondern nur aus praktiſchen Rückſichten auf die Wahlfreiheit und die menſchliche Verantwortlichkeit abgewichen. Spinoza ſucht die Erklärung für den Irrtum, der uns glauben laſſe, eine Wahlfreiheit des Willens zu haben, darin, daß wir uns zwar unſrer Handlungen bewußt ſind, aber nicht der Urſachen, von denen ſie beſtimmt werden. Die verſchiednen philoſophiſchen Syſteme, nach welchen Kunſtausdrücken man ſie auch einteilen mag, ob man ſie Idealismus, Realismus, Materialismus oder ſonſtwie benennt, haben alle mehr oder weniger ſcharf die menſchliche Willensfreiheit geleugnet und leugnen müſſen.

Jede Philoſophie, die ſich auf logiſchem Denken aufbaut, braucht für jede Wirkung eine zureichende Urſache, für jede Folge einen zureichenden Grund. Aber die Urſache iſt ſelbſt nichts andres, als die Wirkung einer zureichenden Urſache, und der Grund nichts andres, als die Folge eines zureichenden Grundes. So geht es fort in unendlicher Abhängigkeit, und jedes innere und äußere Geſchehen vollzieht ſich nach ewigem, ehernem, unabänderlichem Geſetz. Die Logik ſelbſt iſt nichts andres als geſetzmäßiges Denken mit notwendigen Folgerungen, von denen es keine Ausnahme geben darf. Wer logiſch denken will und kann, bringt deshalb auch ſtets bis zu dem Geſetzmäßigen und Notwendigen jedes Geſchehens durch. Für eine Freiheit bleibt kein Raum übrig, ſie müßte denn bis in den über unſre Vorſtellungskraft hinausgehenden Uranfang aller Dinge zurückgelegt werden. Mit welcher Verachtung ein Philoſoph wie Schopenhauer auf ſeine Mitmenſchen herabſieht, die ſich des Wahns der Willensfreiheit nicht zu entledigen vermögen, werden ſeine eignen Worte be-

zeugen: „Alle wirklich tiefen Denker aller Zeiten, so verschieden auch ihre sonstigen Ansichten sein mochten, stimmten darin überein, daß sie die Notwendigkeit der Willensakte bei eintretenden Motiven behaupteten und die Willensfreiheit (das liberum arbitrium indifferentiae) verwarfen, während die oberflächlichen Geister mit dem großen Haufen der Willensfreiheit anhängen. Hobbes zuerst, dann Spinoza, dann Hume, auch Holbach im Système de la nature, und endlich am ausführlichsten und gründlichsten Priestley, haben die vollkommne und strenge Notwendigkeit der Willensakte bei eintretenden Motiven so deutlich bewiesen, daß sie den vollkommen demonstrirten Wahrheiten beizuzählen ist. Und nicht bloß große Philosophen, sondern auch große Theologen, wie Augustin und Luther, und große Dichter, wie Shakespeare, Goethe und Schiller haben diese Wahrheit gelehrt, sodaß nur noch Unwissende und Rohe von einer Freiheit des Menschen in den einzelnen Handlungen zu reden fortfahren können. Es giebt aber noch einen Mittelschlag, der, sich verlegen fühlend, hin und her lavirt, sich und andern den Zielpunkt verrückt, sich hinter Worte und Phrasen flüchtet, oder die Frage so lange dreht und verdreht, bis man nicht mehr weiß, worauf sie hinauslief. So hat es z. B. Leibniz gemacht." Diese Worte Schopenhauers lassen an Deutlichkeit nichts zu wünschen übrig, sie dulden keine Einschränkung und keinen Rückzug, wer sie unbefangen liest und so große Denker und Dichter auf Seiten der Willensunfreiheit findet, muß erstaunt ausrufen: Haben denn diese Männer nicht bedacht, daß alle sittliche Beurteilung menschlicher Handlungen, alle Zurechnung und Vergeltung wegfallen muß, wenn der Mensch nicht frei ist? Daß ferner jedem Menschen sein innerstes Gefühl sagt, er könne den Neigungen zum Bösen widerstehen und seine Pflicht erfüllen, wenn er nur ernstlich wolle? Wenn dem ärgsten Bösewicht sein Gewissen schlägt, wenn er mit dem Vorsatz der Besserung Reue empfindet, so soll das ein leerer Wahn sein, weil er gedankenschwach sich einbildet, daß er seine bösen Handlungen hätte unterlassen können und sollen?

So berechtigt auch diese dem natürlichen und gesunden Denken entspringenden Einwürfe sind, man wird doch anerkennen müssen, daß sich Schopenhauer wenigstens so klar und gemeinverständlich ausgesprochen hat, wie es sonst in der Philosophie leider nicht gebräuchlich ist. Auch er hat trotz der Schroffheit seiner Worte das Unhaltbare der Lehre vollauf empfunden, denn er ist sich selbst nicht treu geblieben. Die großen Dichter hätte er als Eideshelfer aus dem Spiele lassen sollen. Jeder von ihnen hat hie und da eine Anwandlung der Stimmung poetisch verwertet, in der man sich nicht für den Thäter seiner Thaten hält, sondern sich in der Willensunfreiheit gefällt, aber im Grunde genommen sind sie alle davon durchdrungen, daß der Mensch, und wäre er „in Ketten geboren," frei sei. Schopenhauer selbst will ebenfalls der unmittelbaren Anschauung der Willensfreiheit Rechnung tragen, und so hat er sich,

um sich vor seiner eignen Theorie zu retten, im Anschluß an Kant hinter den „intelligibeln Charakter“ geflüchtet. Was bedeutet aber der Begriff dieses von den einen als Entdeckung einer rettenden That gefeierten, von den andern als inhaltloses Wort angefeindeten intelligibeln Charakters?

(Schluß folgt)

Die Memoiren von Paul Barras

(Schluß)

Höchst ergötzlich sind die Geschichten, die Barras aus den intimen Gesellschaften bei sich über Bonaparte erzählt. Barras ist früher, wie wir gesehen haben, mit dem kleinen General sehr vertraut gewesen, und dieser muß sich ganz auf ihn verlassen haben. Er hat mit ihm seine Heiratspläne besprochen, nach einigen mißlungnen Unternehmungen (er muß eine sehr reiche Frau haben) unter Barras Aufmunterung mit Josephine angefangen und sich unmittelbar vor seinem Abgange zur italienischen Armee mit ihr verheiratet. Dies Verhältnis band ihn noch fester an Barras; er ließ seine Gattin unter dem Schutze des Gönners zurück. Aber das hat leider einen weitern Hintergrund. Bonaparte war für sie — auch nach der Hinrichtung des Generals Beauharnais — der erste nicht. Sie hatte ein Verhältnis mit Hoche, dann mit dessen Stallmeister und — mit Barras. Wir finden den Cynismus, mit dem dieser alles das erzählt, nicht weniger entsetzlich als Duruy, aber wir haben darum keine Veranlassung, die Dinge für rein erlogen zu halten, so wenig wie Josephinens Vorliebe für Diamanten und ihre unersättliche Putz- und Verschwendungssucht erfunden sind. Duruy wendet sich an das Gefühl seiner Leser und möchte die Romantik der Josephinenlegende nicht zerstört wissen. Aber die Sitten des Directoire sind bekanntlich gewesen, was die leichtfertigen Moden nur ausdrücken, und wer die allgemeine Versumpfung, die uns aus den Barrasschen Memoiren entgegenweht, für eine Eigenschaft der Zeit hält, findet darin leicht den Platz für Josephine oder Frau Tallien, so wie sie bei Barras erscheinen. Bei Josephine hat man das vergessen, weil sich das Andenken an das Bild der ungerecht Verstoßnen hielt. Mag auch Barras entstellen und übertreiben: ein unbefangner Leser wird sich mit seiner Auffassung in diesem Punkte mehr nach ihm richten als nach dem Herausgeber. Aber das sind nicht die Dinge, die wir ergötzlich nannten. Bonaparte war gegen Barras in früherer Zeit von großer

Offenheit, und das damals Gesprochne hat sich der Beobachter gemerkt und verwendet es nachträglich zu seiner Charakterisirung, wobei man freilich immer im Auge behalten wird, daß der Memoirenschreiber seine eigne Divinationsgabe mit Hilfe seiner Phantasie, wie es leicht zu geschehen pflegt, zurückdatirt.

Zur Zeit, als seine Ehe mit Josephine vollzogen wurde, und er das italienische Kommando bekommen sollte, kam er oft zu Barras. Als es sich entschieden hatte, war er wie toll vor Freude, und nach dem Essen bat er die Thür schließen und etwas Komödie spielen zu dürfen. Man gab ihm eine Idee, und darnach improvisirte er ein Stück, brachte es in szenische Formen und übernahm selbst alle Rollen darin. Er bat um die Erlaubnis, seinen Rock ausziehen zu dürfen, stellte aus Tischtüchern und Servietten verschiedne Kostüme her, in die er sich hinter einem Sessel verkleidete, dann sprang er plötzlich hervor und stellte mit verschiednen Stimmen dar. Bisweilen fing er mit einer Geschichte aus Boccaccio oder einer Episode des Ariost an, ohne, wie er gleich sagte, zu wissen, was folgen sollte, aber immer fand er in unerschöpflicher Erfindung improvisirend ein Ende. Das komischste war, daß er das, was er frei erfand, und über das er sich selbst am meisten lustig machte, ganz ernsthaft abschloß mit den Worten: „Ihr müßt wissen, daß das vollkommen wahr und eine wirkliche Geschichte ist.“ Ja er nahm es übel und konnte grob werden, wenn man das scherzhaft aufnahm und ihm an seiner Wahrhaftigkeit zu zweifeln schien. Barras erzählt dergleichen im Direktorium und will es mit zur Beurteilung seiner Persönlichkeit und ihrer Handlungen berücksichtigt wissen. „Das ist alles ganz gut nach Tische und zum Kaffee, meint dazu Rewbell, aber man darf so eigentümliche Dinge nicht in die Politik übertragen.“ Seit seiner Rückkehr aus Italien konnte er nirgends das Gefühl verleugnen, daß er etwas ganz besondres sei, und bei Barras in dessen Wohnung ging er ganz aus sich heraus. Eines Abends sprach er mit besondrer Lebhaftigkeit von der Gelehrigkeit der Italiener und von der Macht, die er über die Gemüter ausgeübt habe. Sie hätten ihn zum Herzog von Mailand und zum König von Italien machen wollen. Barras staunt, Bonaparte, der es bemerkt, fährt fort: „Aber ich denke an nichts desgleichen, in keinem Lande.“ „Sie thun gut daran in Frankreich, erwidert Barras, denn wenn das Direktorium Sie morgen in den Temple schickte, würden sich kaum vier Leute finden, die auf Ihrer Seite stünden.“ Bei solchen Zurechtweisungen kämpft er nur mit Mühe gegen Gemütsbewegungen an, worin er sich wie ein wildes Tier zum Sprunge erhebt, dann aber plötzlich in seine eigentümliche Ruhe zurückfällt. Frau von Staël, der Barras eine derartige Geschichte erzählt, kopirt Bonaparte, indem sie wie eine Katze spielt. Inzwischen entsteht in seinem Kopfe der Plan des ägyptischen Feldzugs; er malt in Gesprächen die Kombinationen aufs wunderbarste aus, sodaß man an seinem gesunden Verstand zweifeln möchte. Er hat später, als das Unternehmen mißlungen war, die

Auffassung begünstigt, als hätte man ihn wider seinen Wunsch gewissermaßen deportiren wollen. Barras versichert dagegen, daß die Idee durchaus Bonaparte gehöre, dem eine Expedition gegen die englische Küste etwas zu geringfügiges gewesen sei. Er habe ungeheure Mittel verlangt, das Direktorium habe sich schwer entschlossen. Endlich, nicht lange vor der angesetzten Abreise, kommt er mit dem Anspruche, Direktor zu werden, obwohl er das gesetzliche Alter noch nicht hat; er hat sondiren lassen, die beiden Räte werden dafür sein. Als er auch mit Barras spricht, ist dieser auf alles vorbereitet und schlägt ihm sein Anliegen rundweg ab. Nun ist es allerdings Zeit, daß er nach Ägypten geht.

Um dieselbe Zeit, wo der ägyptische Feldzug zuerst glänzend eingeleitet wird, lange vor der Schlacht bei Abukir, ist Bernadotte von seinem Botschafterposten aus Wien zurückgekehrt. Er will nicht wieder nach Italien, sondern zunächst in Paris bleiben, wo seine Anwesenheit bald nützlich werden kann. Denn auf dem Kongreß zu Rastatt kommen die Verhandlungen nicht weiter, der Krieg in Italien und mit Österreich droht schon wieder auszubrechen. Auch Preußen scheint dem Direktorium trotz des Friedensschlusses von Basel nicht mehr zuverlässig zu sein. Jourdan wird nach Italien geschickt, aber er ist nicht fähig zu wichtigen Entschlüssen. Außerdem sind noch die frühern Divisionäre Bonapartes, Masséna und Macdonald, da. Dieser intriguirt gegen den viel bedeutendern Championnet und erreicht auch, daß er abgesetzt wird. Barras erkennt Championnets Verdienste an, kann ihn aber nicht schützen. Er hält ferner viel von Brune, der aber hat wegen seiner niedrigen Herkunft und seines Zusammenhangs mit der Revolution einflußreiche Gegner. Talleyrand ist durch Bonapartes Abreise isolirt, gegen ihn entlädt sich der allgemeine Zorn über die nicht mehr zu leugnende Verschlimmerung der äußern Lage. Bald darauf nimmt Sièyes nach Rewbells Auslosung die Wahl zum Direktor an. Barras hat schon vorher die große Fähigkeit Bernadottes erkannt und gerühmt; er möchte ihn aufs neue bestimmen, das Oberkommando in Italien zu übernehmen. Aber Bernadotte setzt auseinander, mit dem gegenwärtigen Bestande an Truppen sei das unmöglich. Auch Bonaparte habe nicht mit nichts gesiegt. Wenn man auch kein Menschenschlächter zu sein brauche, wie er, der unaufhörlich wie ein Minotaurus die von Kellermann ausgebildeten Nachschübe verschlungen habe, so gebe es doch eine gewisse Menschenzahl, ohne die man im Kriege bei der heute üblichen Massenentfaltung nicht fertig werden könne, wenn man diesen kriegerischen Nationen gegenüberstehe, die sich beständig erneuern und Völker wie eine Sündflut ergössen. Das Direktorium habe Bonaparte immer alles bewilligt, nun solle man auch ihn seinen Plan ausführen lassen. Er reicht ihn ein, aber das Direktorium findet ihn zu kostspielig; der Kriegsminister, Scherer, meint, es ginge auch ohne solchen Aufwand, und findet sich selbst, indem man ihn beim Worte nimmt, zu seinem

eignen Erstaunen zum Kommandirenden in Italien ernannt. Aber man weiß, daß er, wenn auch nicht zu alt, doch kaum kriegstüchtig ist. Bald wird das Unglück größer. Bernadotte wird Kriegsminister und organisirt den Krieg in Italien von der Landkarte aus zur Bewunderung des Direktoriums, und er hat auch Erfolge. Für die Niederlagen aber büßt das ganze Ministerium, das zurücktreten muß, auch Talleyrand. Dieser ist entsetzlich mißliebig, er klammert sich an Barras, aber der kann ihn nicht halten. Als Platzhalter tritt auf kurze Zeit der Schwabe Reinhard ein. Barras behauptet, gewußt zu haben, daß Talleyrand wiederkommen werde. Nun meldet sich auch der Barras längst bekannte einfältige Gauner Fouché wieder an und möchte diesmal — Polizeiminister werden, und er wird es. Aber wie und warum? Man höre. Fouché als alter Revolutionär behauptet Verbindungen mit den patriotischen Generalen Joubert, Brune und Championnet zu haben, die für Talleyrand von Wichtigkeit sind. Dieser, der selbst aus dem Ministerium verjagt worden ist, weil er sich Bestechungen, die nach Millionen berechnet werden, hat zu schulden kommen lassen, wirft sich zum Protektor Fouchés auf und setzt dem Direktor Sièyes, der immer Argwohn hat, folgendes ins Ohr: Wenn die Jakobiner so frech gegen uns sind wie jetzt, kann sie nur ein Mann treffen, der sie so aus der Nähe kennt wie Fouché! Und er wird Minister gegen eine Stimme, die aber nicht die von Barras ist. Trotzdem macht sich dieser über den Vorgang lustig. So ist diese Gesellschaft!

Draußen geht das Unglück weiter. Joubert fällt bei Novi. In Ägypten ist alles verloren. Bernadotte leistet im Ministerium bewundernswertes. Bonapartes Brüder machen ihm den Hof. Sièyes regt an, ob man Bonaparte zurückrufen solle. Bernadotte sagt ihm offen, das heiße, einen Diktator einladen, die Herrschaft zu übernehmen. Aber Bonaparte war plötzlich da, ohne Einladung, im Oktober 1799, und die Diktatur sollte sich bald genug dazu einfinden. Die Stellung des Hauptgegners Barras war schon vorher stark erschüttert. Er behauptet, von Sièyes verdächtigt worden zu sein, weil er die Jakobiner nicht haßte, von Talleyrand und Fouché, weil er den Aristokraten und Royalisten nicht an den Kragen gewollt habe und in Bezug auf Emigrantengesetz, Deportation und eidweigernde Priester menschlich und milde gewesen sei. Außerdem aber stand er in dem Verdacht, sich den Bourbonen nähern zu wollen, und daß er mit Ludwig XVIII. in Unterhandlung stand, wußte man sogar. Für ihn selbst hat begreiflicherweise diese Frage eine große Bedeutung, und er behandelt sie mit entsprechender Ausführlichkeit. Er stellt seine Maßregeln so hin, als hätte er dadurch die Möglichkeit erreichen wollen, ein royalistisches Komplott innerhalb der Grenzen Frankreichs zu bewältigen. Er wollte auch jedenfalls eine Farbe gegen die andre ausspielen. Daß er aber jemals Royalist hätte werden können, ist bei allem, was wir von ihm wissen, ausgeschlossen. Aber seine Gegner sagten es, und das schwächte natürlich

seine Stellung. Nun konnte Sièyes Bernadotte nicht leiden — „falsch und höflich wie ein Béarner," sagte er immer von ihm — und drängte ihn aus dem Ministerium (warum gab das Barras zu? wenn man seinen Bericht liest, muß man sagen, daß er sich mindestens einfältig benahm), und gleich darauf, ganz kurz vor Bonapartes Ankunft in Fréjus, hatte Masséna über die Österreicher und Russen, und Brune über die Engländer gesiegt. Barras Lage konnte in diesem Augenblicke nicht schlimmer sein.

Hier beginnt der vierte Band (Konsulat, Kaiserreich, Restauration). Nach Bernadottes Entlassung hat Barras gegen Bonaparte verspielt. Seine frühere Energie ist nicht mehr zu bemerken. Er ist schlaff und scheint alles abwarten zu wollen. Ob er wirklich diese Resignation, die er sich zuschreibt, damals schon hatte? Oder ist es wieder eine Rückspiegelung seiner Phantasie? Als ob ihn das nichts mehr anginge, berichtet er nun mit vielen Scherzen und Witzworten die kleinen Ereignisse, die den Staatsstreich des ersten Konsuls einleiten. Bonaparte spricht offen von der Notwendigkeit, die Staatsform zu ändern; man müsse im Innern sicher sein. Auch äußerlich sei in seiner Abwesenheit alles verloren gegangen. Wir wissen, daß Sièyes ihm angehört, und daß Talleyrand und Fouché seine Werkzeuge sind. Er nennt Barras einen, der nur an seine Republik denkt, eine Reliquie. Der wichtigste ist offenbar für ihn Bernadotte, durch dessen Sekretär nun Barras alle Nachrichten frisch bekommt. Bernadottes Frau, seine „kleine Spionin," ist die Schwester von Joseph Bonaparte, die ganze Familie Bonaparte umgiebt ihn wie mit einem Netz, um ihn für den Bruder, den „General" schlechthin, zu gewinnen. Als Bonaparte ankam, hätte es nach Barras Auffassung das Direktorium in der Hand gehabt, ihn, wenn Sièyes gewollt hätte, zu vernichten. Er hatte ohne Erlaubnis seinen Posten verlassen. Über die Greuel, die er mit fortwährendem Erschießen und Kopfabschneiden angerichtet hatte, waren ganze Stöße von Nachrichten lange vor ihm eingetroffen. Seine Parteigänger richteten ihm ein Essen an; Bernadotte lehnte die Aufforderung dazu mit dem Scherzwort ab, er wolle nicht mit einem Pestkranken essen (Bonaparte hatte die Quarantäne nicht inne gehalten). Es finden nun Unterredungen zwischen beiden Männern statt. Bernadotte bleibt zunächst der Republik treu; er und Moreau, die sich früher kaum gesehen haben, schwören sich einen Eid in die Hand. Barras ladet beide zu Tische und fragt sich dabei im stillen, wer zuerst seinen Schwur brechen werde. Bonaparte findet sich nun mit dem sich bildenden Anhange bei Gastmählern und ähnlichen Vereinigungen zusammen. Er umgiebt sich mit Zivilisten und Gelehrten, um sich gegen die Militärs, die keine Gelehrten sind, ein Gegengewicht zu geben, während er die Nichtmilitärs durch seine Charge beherrscht. Bald treffen wir alle, auch Moreau und Bernadotte.

Bernadotte entschließt sich am schwersten und macht noch eine Zeit lang Versuche, mit Hilfe des Rats der Fünfhundert und des Rats der Alten die

Republik zu halten, dann gehorcht auch er Napoleon. Der Staatsstreich am 18. und 19. Brumaire wird wesentlich so, wie wir ihn aus der Geschichte kennen, erzählt, allerdings mit vielen neuen Einzelheiten und spannend, weil der Erzählende der Mittelpunkt der Bewegung ist. Seine Schilderungen sind lebendig, seine Urteile hier im höchsten Grade verständig und belehrend. Bonaparte hatte die Fähigkeit, Menschen glauben zu machen, was er selbst nicht glaubte, z. B., daß keine Gefahr sei, wenn sie ihm drohte, daß es keine Opposition gebe, in dem Augenblick, wo er zitternd und unsicher gegen sie auftrat. Darauf, sagt Barras, beruhte, unbeschadet der geistigen Größe des Mannes, der Erfolg solcher Tage, wie dieser beiden. Sodann waren es Offiziere, mit deren Hilfe er handeln mußte. Sie sind, meint Barras, keine Politiker, und wenn sie es zu sein sich eingeredet haben, im Anblick eines Vorgesetzten, wenn er sich nur geschickt benimmt, gehen alle guten Vorsätze mit ihnen durch. Der Riese Augereau, der am Tage vorher die Verfassung retten will, begegnet Bonaparte nach dem entscheidenden Akt mit dem Scherz: „Ei, General, Sie führen einen Streich aus und vergessen Ihren kleinen Augereau dazu zu rufen?“ Bernadottes Verhalten entspringt nach Barras nicht der Wankelmütigkeit des Béarners, sondern dem „Typus des militärischen Charakters.“ Man darf sagen, Barras war ein Kenner der Technik des Bürgerkriegs. Er hat von Anfang an als Zuschauer beobachtet und spricht wiederholt aus, was er dann auch bei seinen eignen Staatsstreichen erfahren zu haben behauptet: der Zufall spielt eine große Rolle, aber in dem, was berechnet werden kann, kommt es beim Bürgerkriege nie auf das Volk, immer auf die Soldaten an. So braucht er denn auch nur sein Fenster zu öffnen, um zu sehen, wie das Ereignis verläuft. Er weiß, daß es zum Widerstande zu spät ist, und legt sein Amt nieder, nachdem ihm Talleyrand vorgelogen hat, daß alle vier Direktoren gethan hätten, was in Wirklichkeit nur zwei thaten. Der Gedanke, mit den zwei andern eine Mehrheit bilden zu können, kommt ihm wohl, und er weiß, daß Talleyrand und sein Begleiter Lügner von Profession sind. Aber es fehlt ihm die Energie, ihnen nicht zu glauben, da es jedenfalls praktisch nichts mehr nützt. Er reist auf sein Landgut ab und ist nun Privatmann. Der neue Konsul sucht ihn durch Anerbietungen zu gewinnen, aber vergeblich.

Was nun noch folgt, seit der Memoirenschreiber nicht mehr aktiver Staatsmann ist, sondern teils als Reisender, von Napoleons Polizei verfolgt, in Italien, teils wieder ansässig in Frankreich lebt, ist keineswegs weniger interessant als der frühere Inhalt des Werkes. Im Gegenteil berührt es uns unzähligemale ganz eigentümlich, wenn diese Menschen, die in der Republik oder doch unter Napoleon ihre Rolle zu Ende gespielt zu haben scheinen, nun, weil ihre Lebenszeit so ganz verschiedne Geschichtsepochen umfaßt, sich nach 1815 noch auf lange Jahre wieder zusammenfinden und sich ihre Sünden gegenseitig vorrechnen: Bernadotte, bald als König von Schweden; Talleyrand

und Frau von Staël, seine Schöpferin und zugleich die von ihm Verfolgte; Fouché, der einstige Schweinehändler, der sich in seinen Erzählungen aus der Revolutionszeit immer als „Herr Herzog von Otranto" im Munde der damaligen Leute einführt, so sehr hat er seine Vergangenheit vergessen, und viele andre. Auch über Napoleon und seinen Hof finden wir sehr viele höchst unterhaltende Erzählungen. Barras hat Sinn für dergleichen, Duruy nennt ihn ja klatschsüchtig, aber es gehört doch entschieden mit zum Stempel der Zeit. So wenn der Emporkömmlung Cambacérès zu seinen Freunden sagt: „Ihr braucht mich, wenn wir unter uns sind, nur Monseigneur zu nennen." Dahin gehören auch die vielen Geschichten, die sich auf den hochgesteigerten Luxus der Zeit beziehen, dem gegenüber z. B. die fremden Monarchen bei ihrem Einzug 1815 durch ihre Einfachheit auffallen. Barras kommt sich mit seinen Erzählungen wie Plutarch vor, der auch dafür sorge, daß seine Helden allerlei kleine Flecken bekämen. Er ist jedenfalls nicht weniger unterhaltend, und manche seiner Erzählungen haben den Vorzug, daß sie viele Helden zu gleicher Zeit besprenkeln. Dafür nur ein Beispiel. Moreau hat sich nach seinem Siege bei Hohenlinden für seine Wohnung eine wundervolle Mobiliareinrichtung machen lassen, die allgemein besprochen wird. Nachdem er verbannt worden ist, schenkt Napoleon als Kaiser das Haus Bernadotte, der darum hat bitten lassen. Als er es aber in Besitz nimmt, findet er „seine" Möbel nicht darin; Josephine, die auch Sinn für dergleichen hat, hat sie inzwischen nach Malmaison und Fontainebleau bringen lassen. Bernadotte klagt durch Joseph beim Kaiser, und dieser beauftragt Fouché, ihn zufriedenzustellen: „Bernadotte spricht immer von seiner Anhänglichkeit an meine Person, vielleicht macht ihn das noch anhänglicher." Was war zu thun? Die Sache mußte in Gelde abgemacht werden, und zuletzt sagt Fouché: „Wenn Bernadotte nicht endlich aufgehört hätte von seinen Möbeln zu sprechen, hätte ich ihn hinauswerfen müssen."

Als Barras unmittelbar vor seinem Tode seinen Angehörigen die Papiere bezeichnete, die sie demnächst vor den Nachsuchungen der Behörde in Sicherheit zu bringen hätten, sahen sie unter anderm eine Anzahl schön eingebundner und recht offenkundig aufgestellter Mappen und meinten, die enthielten das von der Regierung Gesuchte. Aber die waren im Gegenteil bestimmt, den Beamten in die Hände zu fallen, sie enthielten Waschrechnungen, seit Jahrzehnten gesammelt, und ähnliches, und über diesen herrlichen Einfall und die Enttäuschung der demnächstigen Besitzer der Mappen geriet Barras dann so ins Lachen, das er buchstäblich an einem Lachkrampf erstickte. Es wird viel gelacht und viel gespottet in diesen Bänden. Aber zu einer ernstern Betrachtung kann uns Deutsche noch ihr Inhalt veranlassen. Wenn wir uns in die Handlungsweise der vielen ganz verschiednen Personen hineindenken, so wird es uns manchmal merkwürdig, daß sie bei allen Gegensätzen und bei aller persönlichen Feindschaft in einem einig sind, in der Liebe zum Vaterlande. In allen den Bänden

iſt nur von einem die Rede, der es über ſich gewann, aber auch aus Patriotismus, ſich an die Feinde anzuſchließen: Dumouriez. Alle andern fühlen ſich einander immer noch näher als ihnen. Daran könnten wir lernen, wenn ſich ſo etwas lernen ließe.

Neue Erzählungen

Wir machen heute unſre Leſer ohne weitere Einleitung zunächſt mit einem ſehr hübſchen Buche bekannt, das in die Gattung der landſchaftlichen Erzählungen gehört, ohne gerade volkstümlich zu ſein. Das Volk ſelbſt findet an ſolchen Schilderungen ſeiner ſelbſt am wenigſten Gefallen. Jan de Ridder, Erzählung von P. Stursberg (Bremen, Heinſius) iſt für feine, ernſte Leſer beſtimmt und wird auch anſpruchsvollen Menſchen genügen. Schon rein formell zeichnet ſich die Erzählung durch einen ebenſo einfachen, wie für ihren Gegenſtand zutreffenden, beinahe muſtergiltigen Stil aus. Keine Nachläſſigkeit ſtört uns, keine Geſchmackloſigkeit wird uns unangenehm. Die Geſchichte ſpielt in Holland, deſſen Natur und Volksart, ohne daß man viel Mühe bemerkt, anſchaulich geſchildert wird, und unter kleinen, meiſt ſogar recht kleinen Leuten, deren Leben ganz eingehend behandelt wird, auch die Schattenſeiten davon, ohne daß ſich etwas zu derbes oder unanſtändiges breit machte. Obwohl nicht ſchöngemalt wird, ſondern naturgemäß gezeichnet, ſo wird uns dennoch wohl in dieſer Welt der niedrigen Leute. Kurz, man darf ſagen: für den kleinen Lebensausſchnitt, den der Verfaſſer geben wollte, hätte ſich gar keine hübſchere Form finden laſſen.

Die Geſchichte iſt ungemein einfach. Jan de Ridder iſt der junge Kutſcher, Diener und Gärtner bei einem alten Doktorspaar, das zurückgezogen in einer Gartenvilla vor dem Dorfe wohnt. Er hat viele gute Eigenſchaften, aber er iſt nicht ganz feſt gegen das Laſter der Männer des Landes, den Trunk, und bisweilen kommt es darum zwiſchen ſeinem Herrn und ihm zu Auftritten, von denen einer einmal der letzte ſein könnte. Dann wäre er dem Verderben ausgeliefert, denn ſein Vater iſt ein alter, halb blödſinniger Trunkenbold. Von dem hat ers! ſagt die beinahe ebenſo einfältige Mutter, wenn ſie in ihrer Hütte im Dorfe von einer neuen Übertretung ihres Jan hört. Nun heiratet dieſer unſichere Lebensgefährte aber noch außerdem ein ſehr wohlhabendes Bauermädchen, das bei Doktors dient und ſich trotz der Unart des Burſchen

in seine sonstigen Eigenschaften so sehr verliebt hat, daß sie sogar auf die Einwilligung ihrer stolzen Mutter verzichtet und sich von Doktors die Hochzeitsfeier ausrichten läßt. Beide jungen Leute bleiben in dem etwas erweiterten Gärtnerhäuschen der Villa und sind sehr glücklich, bis auf die plötzlich sich wieder einstellenden Rückfälle des Mannes. Daraus entsteht aber allmählich eine Tragödie, die trotz dem kleinen Zuschnitt der Verhältnisse doch etwas sehr großes in sich hat. Die Frau überwindet schließlich das Laster des Mannes und gewinnt ihn aufs neue, und alles geht gut aus. Es kommen noch einige Bauern und Bäuerinnen dabei vor, und eine fast ganz blödsinnige Kostgängerin bei Jan de Ridders Eltern, ferner eine Schnapswirtin im Dorfe, bei der die jungen Leute ihre Groschen vertrinken, also gewiß keine anziehende Gesellschaft. Trotzdem ist das kleine Buch sehr anziehend. Wem das wunderbar vorkommt, der muß es eben lesen. Und wir wünschen, daß das recht viele thun möchten.

Der Titel eines zweiten Buches, das uns nach Schweden führt und eine ebenfalls landschaftlich bestimmte Erzählung enthält, klingt viel vertrauenerweckender: Der Schutzengel, Roman von Ola Hansson (Berlin, Grote), aber der Leser wird darin doch etwas andres finden, als was er sich vorgestellt hat, wenigstens unter dem Schutzengel, denn für Schweden ist das Buch sehr charakteristisch: es ist darin sehr viel die Rede vom Frühstücken, von Hummern und Krebsscheren, Punsch und Toddy, und von den Verhältnissen der Zeitungsschreiber. Der „Schutzengel" ist ein reicher älterer Junggeselle, der früher so ziemlich in allen Fakultäten vergeblich studirt und sich dann als Berichterstatter am „Schonenschen Kurier" in Malmö niedergelassen hat, wo er sich schon seit langer Zeit damit beschäftigt, die Menschen zu beobachten und zu bespötteln und dabei ausgesucht gut zu essen und zu trinken. Als Unterhaltung, so dann und wann abends beim Glase Wein, wäre der Mann nicht übel, denn eine Menge treffende, witzige und beißende Redensarten sitzen ihm sehr lose, aber auf die Dauer? Und nun verkehrt er noch dazu mit zwei blutjungen Redakteuren, die ziemlich grün und persönlich ganz ohne Anziehung sind. Sie scheinen eigentlich nur dazu da zu sein, von ihm aufgezogen zu werden. Der eine redigirt eine Bauernzeitung, hält Vorträge fürs Landvolk und kommt öfter nach dem großen Bauerndorfe Refvie, wo ihm auch eine Tochter des Dorfes wohlgefällt. Aber der „Schutzengel" entscheidet anders über seine Zukunft. Er meint unter anderm: Refvie ist zum Untergang bestimmt. Von unten her kommen die Arbeiter, und die Arbeiter haben die Disziplin. Von oben her kommen die Juden, und die Juden haben die Schläue. Aber Refvie hat weder Disziplin noch Schläue. Refvie ist dumm und stumpf, es trinkt Toddy, spielt Préférence, baut Zuckerrüben, besucht Fortbildungsschulen. Und wenn der letzte alte Bauernhof auf die Gant gekommen ist, dann fällt der ganze germanische Gesellschaftsbau und die ganze

germaniſche Kultur über den Haufen, um ſich nicht wieder aufzurappeln. Amen!

Die Handlung, ſoweit davon die Rede ſein kann, ſpielt teils in Reſvie, teils in Malmö im Redaktionszimmer oder in einem Frühſtückslokal. Einige Menſchen werden noch vorgeführt, aber nicht lange genug der Beachtung gewürdigt, um uns näher treten zu können; nach etlichen anzüglichen Bemerkungen werden ſie wieder entlaſſen. Schließlich heiratet der eine grüne Redakteur ein hübſches Arbeitermädchen, das der „Schutzengel," ohne daß mans weiß, an Kindesſtatt angenommen und zur Erbin ſeines Vermögens gemacht hat. Die langweilige, ehrbare Meinung der Stadt hält den „Schutzengel" für den Abſchaum von Frivolität und Unſitte; er iſt überzeugt, daß er allein der wahren Sittlichkeit dient, und hat wenigſtens das für ſich, daß er intereſſanter iſt als die tugendhaften Leute, wenigſtens ſoweit ſie in Malmö vorhanden ſind.

Die Erzählung („Roman" beruht auf Begriffsverwechslung) iſt nicht etwa aus dem Schwediſchen überſetzt, ſondern für deutſche Leſer geſchrieben. Haben denn aber dieſe wirklich ſoviel Intereſſe an dieſer gewiß ſehr treu geſchilderten Geſellſchaft von Spießbürgern und Roués? Daraus einen Roman zuſammenzudichten, iſt jedenfalls eine Verirrung; als Kulturbild, wenn auch keins von den beſten, wollten wirs uns gefallen laſſen.

Unter Ola Hanſſons Menſchen fängt jedes neue Zuſammenſein mit irgend einer leiblichen Stärkung an, und weil immer gegeſſen und getrunken wird, ſo bleibt für abſtraktere Dinge nicht viel Raum; es iſt merkwürdig, wie wenig Gedanken ſich dieſe Leute mitzuteilen haben, innerhalb eines Umfangs von beinahe zweihundert Buchſeiten kaum eine einzige ordentliche Unterhaltung! Dagegen giebt uns Clara Sudermann einen der bekannten neudeutſchen Liebesromane mit viel Unterhaltung und mehr zurücktretender Schilderung: Die Siegerin (Verlag der „Wiener Mode"). Wir werden in ein oſtpreußiſches Förſterhaus geführt. Die älteſte Tochter iſt mit einem ſehr reichen adlichen Gutsbeſitzer unglücklich verheiratet; ſie hat ihn nur ſeines Geldes wegen genommen, liebt ihn nicht und wird recht ſchlecht von ihm behandelt. Ihre Liebe war ein ebenfalls adlicher Offizier, auf deſſen Hand ſie aber verzichten mußte, weil er arm war. Dieſer iſt nun plötzlich durch Erbſchaft Beſitzer großer Güter geworden und möchte mit Hilfe des alten Oberförſters ſeine neuerworbnen Waldungen aufforſten laſſen. Durch Vermittlung der jüngern Schweſter ſucht er ſich ſeiner einſtigen Braut zu nähern, die zum Unglück gerade ihrem Mann davongelaufen und im Förſterhauſe mit ihren beiden Kindern eingetroffen iſt. Dieſe jüngere — die „Siegerin" — iſt ein Ausbund von kecker, anziehender Anmut und Geſcheitheit, die tanzenden Herren reißen ſich förmlich um ſie, wenn ſie in den Geſellſchaften der benachbarten Gutsbeſitzer als erſter Stern, „wie gewöhnlich," erſcheint. Sie iſt immer

einfach angezogen, weil sie es nicht reicher geben kann, ist aber trotzdem immer die schönste, die unterhaltendste, die gewandteste (ihre verstorbne Mutter war eine Engländerin) und auch recht anspruchsvoll. Sie spricht von diesen auf großem Fuße lebenden Leuten, wie wenn es gerade freundlich genug von ihr wäre, in deren Häusern sich zu vergnügen oder zu langweilen, je nach der Beschaffenheit der Gastgeber. Sie findet auf dem Gute eines Junggesellen mit vieler Dienerschaft die Weine gut, das Essen schlecht.

Was nun zunächst diesen Hintergrund unsers Romans anlangt, so kennen wir die Ostpreußen auch, aber wir kennen sie als ziemlich ruhige, nüchterne, rechnende Menschen und finden es einigermaßen unwahrscheinlich, daß alle diese reichen Familien höhern Standes eine arme Försterstochter umschwärmen und verziehen sollten, deren Haus ihnen keinerlei Erwiderung bietet, die persönlich zum Dank für genossene Gastfreundschaft noch den Söhnen die Köpfe verdreht, die Töchter ausstticht und über die Alten mitleidige Bemerkungen macht. Wir fürchten, solch gute Menschen giebt es selbst in Ostpreußen nicht. Aber dafür sind wir im Reiche des Romans, und gedichtet hat ihn eine Frau.

Maggie, die Siegerin, nimmt die ältere, unglückliche Schwester rührend auf, tröstet sie und will ihr ihren ersten Liebhaber, den nunmehrigen Gutsbesitzer von Sackersdorf, wieder verschaffen, obwohl der gegenwärtige Gatte an alles eher denkt als an Scheidung, und auch der alte Oberförster davon nichts wissen will. Das ist also jedenfalls sehr schwer. Aber was wäre zu schwer für die Heldin eines solchen Romans? In den recht nett geschilderten Unterhaltungen der beiden Schwestern, einigen Besuchen von Papa und Maggie bei Sackersdorf und in dem, was die einsame, getrennte Frau hiervon erfährt und dabei empfindet und darüber spricht, wird der Faden weiter gesponnen. Nachdem wir uns an einige Unwahrscheinlichkeit in dem Laufe dieser kleinen Welt gewöhnt haben, folgen wir den einzelnen Akten mit Interesse. Wir sind sogar gespannt, da die Siegerin allmählich auf das Ziel zusteuert, anstatt für die Schwester für sich selbst den Sackersdorf zu fangen, und ihn auch wirklich fängt. Denn nun wird die Sache kritisch. Die Schwester ist natürlich außer sich über ihren eigennützigen Liebesboten, deren Mann ist auch nicht angenehmer geworden infolge so wunderbar sich überstürzender Neuigkeiten, und nach allerlei Zwischenfällen, die wir übergehen, trägt es sich endlich zu, daß Frau von Kurowski im Forsthause kurz vor der Trauung Maggies Herrn von Sackersdorf einen förmlichen Antrag macht, den dieser mit dem Hinweis auf seine nunmehrige stärkere Verpflichtung noch gerade zu rechter Zeit abschneidet. Sonst hätte Herrn von Kurowski und der künftigen Frau von Sackersdorf dies bedenkliche Zwischenspiel in den engen Räumen des Forsthauses unmöglich entgehen können.

Aber was soll nun aus unserm Roman werden? fragt sorgenvoll der Leser, dessen Gedanken sich ja teilen müssen zwischen den Geschicken der Per-

sonen und der Forderung eines richtigen Schlusses für das Kunstwerk. Kleinigkeit! sagt Clara Sudermann, das läßt sich machen. Nämlich so: Zunächst lange Pause. Nach Jahren, da der alte Oberförster in Ruhestand treten will, kommen die Familien seiner beiden Töchter, um ihn das letztemal im Forsthause zu besuchen. Maggie, nun, die durfte nicht glücklich werden, denn sie hat doch eigentlich recht niederträchtig gehandelt, und das fühlt sie auch längst. Zur Strafe dafür ist sie jetzt nervös, hat keine Kinder, und der blonde, schlanke, ideale Sackersdorf sieht etwas ver—essen aus und macht recht einfältige Bemerkungen, wenn er überhaupt noch spricht. Kurowskis aber sind seelenvergnügt. Er ist noch ein bischen roh und polternd, aber im ganzen doch artig, sie eine gute Hausfrau, denn sie ist „so fromm geworden," wie Maggie schon unterwegs auf der Reise gehört hat (sie hat nämlich zuletzt mit ihrem Manne auf dessen sächsischen Gütern gelebt). Also das ist die Lösung! Und Sackersdorf bemerkt dazu täppisch: „Bei uns zu Hause war das auch so; meine Mutter hielt sehr darauf, daß die Leute kirchlich waren, und eigentlich gehört sich das auch . . . ." Unter „Leute" versteht er natürlich die Dienstboten, worauf die Erzählung weiter geht: Maggie lachte hell . . . Er hielt erschrocken inne. — Was noch folgt, ist unwesentlich.

Frau oder Fräulein Sudermann (wir sind in der neuern Litteraturgeschichte nicht recht beschlagen) hat vor das Buch ihr eigen Bildnis gesetzt mit einem äußerst behaglichen Gesichtsausdruck. Sie selbst scheint also von ihrer Leistung befriedigt zu sein. Das wäre doch wenigsten ein Erfolg des Romans.

Vier kleine Erzählungen in einem hübsch illustrirten Bande (Stuttgart, Bonz u. Comp.) von Hermine Villinger haben den Titel: Aus unsrer Zeit. Aber wer darin realistische, an wirklich vorkommende Dinge erinnernde Schilderungen erwartete, würde sehr enttäuscht werden. Es sind so zu sagen gedichtete Geschichten, aus sehr vielen Unwahrscheinlichkeiten zusammengesetzt, wie sie in Dichtungen weiblichen Ursprungs fast niemals fehlen, aber doch ganz nett zu lesen. Die Motive sind ein wenig verbraucht: ein Nähmädchen, das einen armen Adlichen heiratet und, um die Vornehmheit aufrecht zu halten, lieber die Familie verhungern läßt, sodaß es ihre Söhne vorziehen, nahrhafte Gewerbe zu ergreifen und bürgerliche Mädchen zu heiraten; eine Revisorstochter, die Lehrerin wird, einen wohlhabenden Gastwirt heiratet und ihre ganze Familie wie Hans im Glücke zu sich ins Haus nimmt; eine Verlobung in einem Alpenhotel, die ganz anders ausfällt, als die vielen unbeschäftigten Beobachter anfangs denken. Dazu noch eine Dorfgeschichte von etwas zweifelhaftem Gepräge, der Stimmung nach ganz wirkungsvoll, aber unheimlich und jedenfalls nicht zu den ersten drei, wesentlich komischen Geschichten passend. Sie alle treten nicht anspruchsvoll auf und werden manchen Leser angenehm zerstreuen.

Äußerlich erscheinen uns auch Hans Arnolds Neue Novellen aus alten und neuen Tagen (in demselben Verlag, 3. Auflage) nicht viel anders. Sie sind höchst komisch, manchmal burlesk, hie und da stark aufgetragen, aber ungemein gewandt erzählt und darum nicht unwahrscheinlich. Man sieht auch, daß sehr viel erlebtes darin verarbeitet ist. Darum steht dieses Bändchen seinem Inhalte nach höher als das vorher erwähnte. Noch lieber sind uns allerdings die ernstern Erzählungen, die Arnold früher veröffentlicht hat. Aber so denkt nicht jeder zu jeder Zeit, und wer sich einmal recht angenehm und leicht unterhalten will, für den sind diese Humoresken: Der Fähnrich als Erzieher usw. wie gemacht: witzig, harmlos und durchaus anständig. „Novelle" ist freilich in Bezug auf die bescheidne Gattung zu viel gesagt.

In demselben Verlage und in der bekannten gleichen Ausstattung ist endlich noch ein neuer zweibändiger Roman von Ludwig Ganghofer erschienen: Die Bacchantin, mit ausgearbeiteten Charakteren und anschaulichen Schilderungen, wie man sie bei dem Verfasser zu finden pflegt. Dieser Roman spielt teils in Wien auf der Besitzung eines gewaltig reichen verwitweten Industriebarons, teils in Italien, wohin dessen schöne und geistvolle einzige Tochter geschickt wird, damit sich der Vater ungestört mit einer Theaterprinzessin verloben kann. Die Tochter lernt in Italien einen anziehend dargestellten Bildhauer mit einem geheimnisvollen, fast dämonischen Wesen kennen und fesselt nun ihn, der einst jene „Bacchantin," die baldige Stiefmutter des jungen Mädchens, geliebt hat. Das junge Mädchen sieht ihr Bildnis in dem Atelier, ehe sie weiß, wen es darstellt, und es dauert andrerseits auch noch eine Weile, bis der Bildhauer weiß, was aus seiner einstigen Geliebten geworden ist. Bald aber kommt die neue Baronin nach Italien, und das junge Mädchen kehrt wieder nach Wien zurück. Der Bildhauer folgt ihr nach. Durch das Erscheinen aller drei Hauptpersonen auf demselben Schauplatz, in der Villa des Barons in Wien, kommt die allmählich eingetretne Entwicklung zu einer sehr schnellen und traurigen Entscheidung. Die „Bacchantin" wird von einem wahnsinnigen dritten Liebhaber erdolcht. Der Baron ist Witwer, wie früher. Seine Tochter kann sich unter den schmerzlichen Eindrücken nicht entschließen, dem Bildhauer ihre Hand zu geben.

Dieser Schluß hat insofern etwas ganz unbefriedigendes, als man allein über die Persönlichkeit, an der einem am wenigsten gelegen ist, die nichtsnutzige Bacchantin, etwas endgiltiges erfährt, über die Zukunft aller andern aber ganz im ungewissen bleibt. Es will dem Leser durchaus nicht in den Sinn, daß diese viel interessantern Menschen nichts weiter sein sollen als Statisten für die Solotänzerin. Dafür läßt der Verfasser den Schluß äußerlich sehr wirkungsvoll vor sich gehen, und wenn wir das Buch zumachen, ist uns ungefähr zu Mute, wie nach einem abgebrannten Feuerwerk, das ja aber für viele Menschen in der That das Schönste an einer Aufführung ist.

Der Roman hat übrigens alle Vorzüge, die wir an den Novellen kennen, auch in der Kunst der Schilderung steht er hinter diesen nur wenig zurück. Warum er aber — ganz persönlich verstanden! — nicht so packt, wie es doch seiner vollendeten Kunstvollendung nach sollte, wollte wir noch kurz erwägen. Man ist ja bei Übergängen stets sehr leicht einem Urteilsmißgriffe ausgesetzt, in der Regel aber erklärt man doch auch im Kreise seines Wesens etwas, wodurch man am eine Stufe tief Überstehenden erinnert wird. Oder aber, in diesen neuesten Romane, leben die Teilnehmer alle nur ein typisches persönliches Abendleben. Die Gesellschaft ist, daß sie Stoff zu packenden haben und es auch verstehen, weiß sie gelobten soll. Wahrheit sind sie persönlich mehr oder weniger typusartig, aber über das Niveau und den Ertrag, ungewöhnt Künstler sich thun zu verbreiten, ohne daß es viel Mühe macht, kommt der ungeübte nicht hinaus. Ob wir und z. B. in einem norwegischen jüdischen Werne Gesetz besitzen, was den Dramatiker nicht weiter hört, aber in einer „auch-deutschen" Novelle, wollten wir nicht zu sagen. Wir meinen doch, daß bezüglichen bei einer solchen Kunstfertigkeit die Schilderung zum einfachen „Mittel" gehöre, zum bloßen Werkzeugkaufung nicht zu reden, die es nicht für jeden leicht Gebrauch ist.

Gehe hier sind die Bildungen, z. B. sind die Gesellschaften und Zustände und im Berliner Westlichte nicht nur gesehen, sondern auch erkannt und begriffen. Und bei diesem Anlaß möchten wir noch einen hervorheben, was auch ein an modernen Romanschriftstellern aufgetretenen ist und auch auf einige der Illustrationen der Buch Wunsch und gewisse Willenge zeigt. Den jüngst Wiederkehrt bei den Frauen ist so häufig und überreichen, daß sich hier trotz Wiederkehr abgeleben von Wiederkommen und Wiederkommen nur über die allerwesentlichen Erscheinungen empfiehlt. Gedacht die Ergänzung nur ein paar Zeilen zurückgreift, packt er schon nicht mehr, und bei den Begleitungen eine der Jugendzeit der Verfasser noch er jedem Leser von Gedächtnis lächerlich vorkommen. Ich ist nicht zu verkennen, daß die Eigentümlichkeiten zugleich Geschichtsphilosophischen seien, aber einmal nachdenken über den Zustand, den sie zu Illustrieren haben, könnten sie schon, ehe sie ihren Zweckerfüllt erfüllen.

Midaskinder

Von Hermann Oeſer

(Fortſetzung)

Sechſtes Kapitel

Rüdesheimer trinken iſt auch nicht ſchriftſtellern

ätte Viktor ſeinen Schreibtiſch angeſehen, ehe er ſich zur Ruhe begab, ſo wäre er nicht mit dem Gedanken eingeſchlafen: Alſo morgen nach Au im Winkel. Dort lag nämlich ein abgeriſſenes Blatt, mit Bleiſtift bekritzelt, und Viktor entzifferte mühſam am nächſten Morgen folgende Botſchaft:

Lieber Servaz!

Da komme ich heute hierher und höre rein zufällig von einem Polizeidiener, einem Prachtexemplar dieſer Sorte, der mir den Weg zu deinem Nachbar Säuerlich zeigte, daß du als die derzeitige größte Sehenswürdigkeit Haßlachs hier biſt, und daß man dich entweder bei Frau Schwendeli findet, wovon ich das Gegenteil ſoeben erlebe, oder bei einem Kleinkrämer Allgäuer, den der Himmel kennt, aber nicht ich. O Servaz, benimmt man ſich ſo? Habe die Güte, dich angeſichts dieſes in das Hotel zur Himmelsleiter, Zimmer Nr. 22, zu verfügen! Ich bin nur bis Montag hier.

Dein treuer Pankraz,
königlicher Baugehilfe mit Diäten

Dieſer Zettel verriet mit keinem Worte, daß er während eines Dialogs zu ſtande gekommen war. Alſo hier wohnt wirklich Herr Viktor Narziſſus Zangkel? hatte der Schreiber gefragt, und Frau Schwendeli hatte lächelnd beteuert, er wohne hier. — Hat er immer noch alle ſeine Sachen in ſo beleidigender Ordnung? — Frau Schwendeli ſchlägt die Augen bewundernd zum Himmel auf. — Und iſt er immer noch ſo tiefſinnig-unſpaßhaft? — Frau Schwendeli nickt, lächelt und ſagt: Ja, ein ernſter junger Herr! — Und legt er immer noch zu Hauſe ſchlechtere Kleider an, um die guten zu ſchonen? — Hier verſtummt Frau Schwendeli aus Unkenntnis. — Und ſteht er immer noch ſo unmenſchlich früh auf? brummt der Schreibende weiter und achtet nicht auf die Antwort der Wirtin. Und was zum Henker hat er denn mit den Schulen zu thun, der uniformirte Schreckensmann redete da was von Schulen inſpiziren? — Frau Schwendeli vermutet, daß es mit ſeiner Schriftſtellerei zuſammenhänge.

Digitized by Google

Von diesem denkwürdigen Zwiegespräch also gab der Zettel keine Andeutung, der von Viktor mit großer Überraschung gelesen wurde, und ehe eine Stunde vergangen war, wurde der Herr auf Nummer 22 durch den Zimmerkellner ohne allen Erfolg geweckt, eine halbe Stunde später aber durch Viktors Stimme mit ganz entschiednem Erfolge. Wenn Ernst Windisch, genannt Pankraz, ein paar Tage später seinen Eltern schrieb, Viktor habe ihn in die Kirche geschleppt, er habe ihn dafür zu einem solennen Diner geschleppt, so war diese gewaltthätige Ausdrucksweise doch die Umschreibung zweier unbestreitbarer Thatsachen. Das „solenne Diner" fand in der Himmelsleiter statt, und zwar an einem kleinen Tische, wo die Freunde ungestört von der allgemeinen Tafel sich selbst leben und ihre Erinnerungen austauschen konnten, nachdem Pankraz zuerst den Freund weidlich mit seinem unerklärlichen Interesse am Schulwesen geplagt und dann humoristisch genug seine Irrfahrt in und um Haßlach und seine Rettung durch Belloff vor den schönen Mauern, Türmen und Gräben, die die Stadt noch ungestört im Westen begrenzten, geschildert hatte.

Und denke dir, da ist ein Stadtverordneter Kibitz, der hat den Antrag gestellt, die Mauern und Türme abzutragen und die Gräben auszufüllen, damit man Bauplätze zur Erweiterung der Stadt gewinne. Das nennt der Kerl Hebung der Stadt, wenn er sie flach macht! Und diese Stadtväter nehmen die „Motion Kibitz," wie sie diese Roheit nennen, in Überlegung, statt diesen Kibitz überzulegen, wie es ihm gebührt!

Ja, Ernst, das ist das garstige Geschlecht, das in allem eine Goldgrube für sich findet, und dem alles Schöne und Herrliche nur der störende Schutt und das taube Gestein ist, das sie hinwegwühlen müssen, damit ihr gieriger Sinn zum Golde gelangt, sagte Viktor. Er dachte an Frau Sonnenschein und ihren Zorn über die unersättlichen Midassöhne, aber er sagte nicht, wer ihm von dieser Art Goldgräber geredet hatte.

Nun, Servaz, keiner von uns Gilderichen wird je dieser oder jeder andern „Motion Kibitz" zustimmen, wo in der Welt sie auch eingebracht werde, und was uns ihre Ablehnung auch kosten möge, rief Ernst und stieß mit dem Freunde fröhlich mit goldnem Rüdesheimer an.

Und damit war den Universitätserinnerungen die Thüre weit geöffnet, und sie strömten und drängten sich herein. Die Abende in der kleinen Kneipe, die enge Verbindung der wenigen Freunde, die die „Gilde" bildeten, der Ehrgeiz der „Kibitzkinder," in die Gilde aufgenommen zu werden, und das Ablehnungsgenie der Gilderiche, die „Fahrt nach dem Topfe" zur Erwerbung der sieben gleichen Bierkrüge, die naturgemäße Entstehung der Gildesatzungen, ihre „Selbwachsenheit," wie der Germanist in der kleinen Schar diese Entstehung genannt hatte, das alles zog in lebhafter Rede und Gegenrede mit dem Einklingen der Sehnsucht oder mit frohem Lachen, während sich die Wangen röteten, an den Freunden vorüber. — Servaz, wo ist das Notizbuch? — Ja, das alte, in dem die Satzungen stehen, liegt in Endenburg wohl verschlossen. — Nun, das erste Gesetz, das wird uns allen unvergessen bleiben! — Viktor erwiderte lachend: Wer sich in die Gilde begiebt, kommt darin um. — Ja, sagte Ernst, nachher kam der Trost für die Erschrocknen: Die Gilde ist zartfühlend. — Und, fiel Viktor ein, die Gilde weiß, was sich ziemt. — Ach, das war ein schöner Abend, wo wir diese zwei „Prinzipien" durch Korrolarien erläuterten: Die Gilde ist edelmütig, die Gilde weiß Schmähungen zu vergessen. — Behaglich fiel Pankratius ein: Die Gilde ist leutselig!

Beide lachten und sahen sich an und lachten wieder, das schöne, gottwohlge-

fällige Lachen der Erinnerung an den hochwallenden Strom des Jugendlebens. Die Gläser klangen zusammen, und der alte, liebe Ruf: Heil! Gilde Heil! erscholl wieder wie vordem.

Das war einer deiner Beiträge zu den Satzungen, Servaz: Jeglicher Trinkspruch ist nur eine Umschreibung von Heil! Gilde Heil! — Viktor sah den Freund mit fröhlichen Augen an und sagte: Weißt du noch, wie dein Vater über deinen Anteil an den Satzungen erschrak? — Ja, sagte Ernst, das war ein lustiger Schrecken, als die Mutter in den ersten Weihnachtsferien die Gildesatzungen in meinem Reiseköfferchen fand, und ich mit Stolz meinen Paragraphen vorlas: Die Gilderiche haben kein Eigentum, alles Vermögen gehört der Gilde. Aber wie hieß doch der Satz, den Bonifaz beisteuerte, weißt du noch, damals als wir in der Weinlaube über dem Flusse saßen und der Jüngste davon sprach, daß es Zeit zum Aufbruche sei? — Ach ja, sagte Viktor, da sprach er das große Wort gelassen aus, das sofort in die Satzungen der Gilde aufgenommen wurde: Die Gilde ist schöpferisch, aber nie erschöpft. — Und wie wir uns gegen die Lederköpfe abgrenzten, Leute, die die Karriere in der Tasche und die Jugend in den Examenkompendien hatten: Die Gilde kennt keine Gründe — die Gilde hört selten Neues.

Gerade aber aus diesem Kreise, erzählte Ernst, haben junge Landsleute von mir nach unserm Weggange von der Hochschule eine neue Gilde zu gründen gesucht, aber die Selbwachsenheit fehlte, eine Gilde gründet sich nicht, sie ist immer da, oder sie ist nie da. Höre nur die Namen, die sie sich gegeben haben: Lemmo der Undurchdringliche, Unk von Trist-Einsamkeit, und was sonst noch solcher spitzfindigen, ausstudirten Namen. Wir hatten echte Freude und dann, wenns Not that, auch Verstand; aber diese Lederköpfe haben nur durch ihren Verstand Freude. Wie hübsch machte sich das mit unsern Übernamen. Unser Ältester, das Haupt der kleinen Gemeinde, war am 14. Mai geboren, du, Viktor am 13., ich am 12., der Zufall fertigte das Epigramm, wir verstanden es, lachten und machten es uns zu nutze. — Ja, die andern vier noch mehr: wenn es schlechtes Wetter an den Tagen der Eismänner gab, so wurden wir die drei Tage in alle Kosten des Verfahrens verurteilt, und nur einmal, in dem letzten wunderherrlichen Frühling vor unserm Weggange waren wir „aus Anerkennung unsrer hervorragenden Verdienste um die gute Witterung" die Gäste der andern.

Wieder glänzten die Augen heller, und wieder klangen die Gläser zusammen. Dann verstummten beide. Endlich fuhr Ernst auf: Da haben sie auch von unsern Gildesatzungen etwas läuten hören und auch solche erfunden, ein Bekannter hat mir drei abgeschrieben, höre nur! Die Gilde verwirft nicht die Unterbrechung der Ferien durch das Semester, denn sie ist gesellig; die Gilde lernt die Namen der Professoren aus dem Adreßkalender kennen; die Gilde ist bescheiden, sie wartet auf den Besuch der Professoren! — O, rief Viktor lebhaft aus, wir waren harmlos und fleißig und jung, aber das sind offenbar spitzfindige, faule und blasirte Menschen, die setzen an die Stelle unsers edlen Rüdesheimers einen Liqueur und trinken Jugend nicht aus Römern, sondern aus elenden Spitzgläschen! Ernst, wir kannten diese Sorte noch nicht, das sind keine Lederköpfe, sondern Egoisten, die die Art der Jugend kapitalisiren, um sich den Schein des Reichtums zu verschaffen und das funkelnde Gold der Jugend in ihr schändliches Kibitzgold zu verwandeln!

Pereant! sagte Ernst so trocken, daß Viktor lachen mußte. Dann fuhr er fort: Es ist, als ob Säuerlich ihr Präsident wäre!

Ah, mein Nachbar. Sage, wie kommst du zu dem?

Ich kenne ihn von einem Baubüreau aus, wo wir zusammen gearbeitet haben, und hatte ihn diesmal aus Auftrag zu besuchen; er hat die Pläne zu einem neuen Schulhause hier entworfen, und zwar mit vieler Einsicht (was dich freuen wird); als ich ihn gestern aufsuchte, um seine Pläne vorher noch genau anzusehen und mich dann von ihm führen zu lassen, sah ich, daß der Grimmige Recht hatte und du sein Nachbar bist — o, Servaz, er gab mir ja etwas mit für dich, ich habe es über der Gilde ganz vergessen.

Bei diesen Worten nahm er einen Brief aus der Tasche und reichte ihn Viktor hin. Dieser legte ihn neben sich und sagte: Es eilt nicht, ich breche ihn nachher auf, mir ahnt, was darinsteht. Aber sage nur, was weißt du von ihm? Mir ist, als ob er doch etwas mehr sein könnte als Präsident der Lederköpfe.

Wir stammen aus derselben Stadt, er ging ein paar Klassen vor mir ins Realgymnasium. Hier galt er als ein Rechthaber und Spielverderber und ein Befangenmacher, der an Gegner und Freund rasch die schwache Seite herausfand, sodaß ihm seine Mitschüler den Spitznamen „Accusativ" gaben; auf der technischen Hochschule, die er nachher besuchte, nannten sie ihn „Essig," er mochte sich dagegen wehren, so viel er wollte.

Doch muß etwas an ihm sein!

Ja ja — er ist ehrlich, aber ein Übertreiber. Er hat Freude am Schönen, das sehe ich als Fachmann recht gut; er hat Geschmack, aber es fehlt ihm, damit ich einmal einen Hasen schieße, der auf deinen Feldern läuft, die Magie des Blicks, die über die Außenseite hinausgeht, oder er hat jene Störrigkeit des Auges, die nur eins sehen will und das andre leugnet.

Ja, das muß es sein, sagte Viktor; die tiefern Adern der Gutartigkeit wird erst eine Frau in ihm erschließen, die stärker ist als er, stärker im Glauben, stärker im Lieben, und ihm überlegen durch das ungestüme Samaritertum einer rechten Frau. Da wird er zu sich selbst kommen!

Servaz! Woher kommt dir diese Kunde von der Samariterin und vom Philipp Säuerlich?

Viktor gab auf die zweite Frage bereitwillig Antwort und erzählte von der wunderlichen Sendung, die durch das Fenster zu ihm hereingekommen sei und nur von dem Nachbar herrühren könne, der irgendwie — hier sprach Viktor, als würgte ihn etwas in der Kehle — den Titel des Buches, das er schreiben wolle, erfahren habe. — Ja ja, das kommt von ihm, so ist er, schaltete Ernst ein, über deine Schriftstellerei aber erwarte ich ein umfassendes Bekenntnis! — Und nun hat er die neue Sendung etwas manierlicher beabsichtigt, fuhr Viktor fort, als hätte er Ernsts Zwischenbemerkung nicht gehört, und da kamst du ihm als Vermittler sehr gelegen, offenbar auch darum, daß ich den Absender in beiden Fällen erkennen sollte. Nun höre, was er schreibt, du wirst sehen, daß er kein Kibitzkind ist.

Laß es uns draußen lesen mit dem Blick auf die schönen Türme und bunten Gärten in euerm alten Wallgraben, schlug Ernst vor, da vertrage ich den Bruder Accusativ besser als hier im engen Zimmer.

Und auf einer Bank inmitten blühender Syringenbüsche las Viktor dem Freunde folgendes vor:

Midaskinder

2. Friedensrichter Schaal

Letzten Karfreitag benutzte ich den freien Tag zu einem Ausfluge und fuhr mit dem ersten Frühzug ab. Ich fand leere Wagen und setzte mich in eine Ecke,

wie sie mir paßte, und schaute auf den Bahnsteig hinaus. Da kam eilig ein junger Herr daher, mehr getrippelt, als es ein Gang war, der nach einem rechten Gang aussah, und war ganz über alle Maßen festtäglich gekleidet, „hochfein," alles neu, ich muß sagen geschmacklos neu, denn ein Mensch, der nach dem Laden schmeckt, weiß nicht, wie unfein er aussieht. Dieser Jüngling wußte es wenigstens nicht.

Er steuerte geradeswegs auf mich zu. Offenbar so ein lästiger Mensch, dachte ich, der nicht seinem Schöpfer dankt, wenn er allein fahren darf, sondern der Augen, Ohren und Mund brauchen muß, damit es ihm wohl ist. Er grüßte vertraulich, aber ich nahm keine Notiz von ihm. Dann grüßte er alle, die nach ihm hereinkamen, zuerst. Zwei Soldaten kamen, dann ein Einjähriger von den Ulanen — alle drei gingen in Osterurlaub; endlich erschienen noch zwei Bürgermädchen mit ihrem alten Vater, und mit allen kam er ins Gespräch — mit dem Alten über das Wetter, den Soldaten suchte er sich durch einige Mitteilungen über die zunehmende Schwere des Dienstes und das täglich frühere Ausrücken der Kompagnien angenehm zu machen, die Mädchen fragte er wiederholt in einem rücksichtsvollen Flötenton, ob sie nicht lieber den Rücksitz wollten, und auch mich lächelte er einigemal so etwas fragweise an; aber ich musterte still seine dürren Beine, die wie der ganze leibarme Kamerad in einem hellen, großkarrirten Anzuge steckten, seinen dürren gelben Schnurrbart und machte im übrigen ein Gesicht, als spräche ich nur Spanisch, und er zu viel Deutsch.

Als der Schaffner kam, suchte der eine Soldat sehr lange an seiner Fahrkarte, und sobald der Soldat an einer der nächsten Halte ausgestiegen war, beeilte sich der Großkarrirte zu dem Schaffner zu sagen, wie rücksichtslos doch die Reisenden oft den Herren Kondukteuren gegenüber wären; es könne doch jeder seine Karte bereit halten. Seine Karte stak im Hutband an der Stelle, wo solche Jünglinge sonst Edelweiß zu tragen pflegen. Vielleicht hatte er das auch, ich weiß es nicht mehr.

Mensch, woher kenne ich dich? fragte ich mich immer im stillen. Ich muß dich irgendwo gesehen haben! Aber wo?

Als er nach zwei Stunden abschwebte, unter vielen Entschuldigungen Füße vermied und Füße trat, und seinem Abzug noch etwas von der schwebenden und tänzelnden Art verlieh, sah ich ihm immer noch fragend nach. Wie er aber den Bahnhofsvorstand grüßte, neben ihm stehen blieb und den abfahrenden Zug musterte, dahin und dorthin die behandschuhte Hand zu einem Gruße schwenkte, da fiel es mir auf einmal ein, wer dieser Mensch war. Fast hätte ich laut gesagt: Du bist ja der Friedensrichter Schaal oder sein später, ihm beneidenswert ähnlicher Urenkel! Natürlich! Daß ich dich nicht gleich kannte! Ich kenne ja dich und deinen Bruder! Neulich fuhr deiner Mutter andrer Sohn in einer Wagenabteilung voller Arbeiter, die sich nach harter Tagesarbeit ausruhten, d. h. sie sangen, rauchten, stießen sich mit den Ellenbogen wie Schuljungen und erzählten sich Tagesvorkommnisse in den Fabriken, daß es auf ein allgemeines Geschrei herauskam. Er warf entrüstete Blicke um sich und warf mit Stirnrunzeln und resignirtem Zucken der Achseln die Angel seiner Entrüstung auch in unsre Abteilung, aber ohne jeglichen Erfolg. Als die nächste Station kam, stieg er eilig aus, und nachdem die Thür hinter ihm geschlossen war, und er sich in Numero Sicher wußte, sprang er noch einmal auf das Trittbrett und schrie durch das offne Fenster herein: Ich wünsche Ruhe in meinem Coupee!

Gleiche Brüder, gleiche Kappen! Du hast dir mit deinem flotten Hütchen und deinem goldnen Zwicker und deiner großen goldnen Uhrkette und mit dem

großkarrirten Anzug eine feine Mütze über die Ohren gesetzt; aber sie sind etwas lang und ungeberdig, diese Ohren, mein Guter, sie wollen an das Licht und die Luft und der Welt sagen, daß du so ein armes Mitglied der großen Schar derer bist, die von der Zustimmung andrer leben, die unglücklich sind, wenn ihnen niemand zuhört, wenn sie nicht jemand Recht geben können, wenn sie nicht allen zugleich Recht geben können, und die mitlächeln, wenn andre lächeln, und mitentschuldigen, wenn andre entschuldigen — Menschen, nach unten hochmütig und zugleich auf die Brocken erpicht, die von den Tischen derer fallen, von denen sie nicht ignorirt werden.

Nun, Friedensrichter Schaal, ich verweigere dir die Zustimmung zu deiner Existenz. —

Ernst schwieg, nachdem Viktor dieses Blatt vorgelesen hatte; vielleicht bedachte er Säuerlichs Wesen und diese Kriegserklärung, vielleicht dachte er auch dieselben Gedanken, die dann Viktor äußerte, und denen er mit dem energischen Ausrufe zustimmte: Dieser Schaal ist als sein eigner Großvater auf die Welt gekommen! Im übrigen, Servaz: Heil! Gilde Heil!

Der Tag ging für die Freunde zu Ende, wie sie es in der alten Zeit gewöhnt waren, in belebtem Einklang von Wort und Widerwort, und am Abend verabschiedeten sie sich mit dem Zurufe: Also morgen früh um sieben Uhr nach Au im Winkel! — Auf die Studienreise, fügte Ernst ein wenig satirisch hinzu; Au lag auf seinem Rückwege, aber was Viktor dort zu thun hatte, war ihm doch ein Rätsel.

Siebentes Kapitel

Vielleicht, daß eine Ortsveränderung hilft?

Viktor klopfte zehn Minuten vor sieben an die Thür von Numero 22 und zog sich rücksichtsvoll in das Frühstückszimmer des Hotels zurück, als von innen keine Stimme antwortete. Hier besah er sich zuerst die Bilder fremder Hotels, dann fünf Minuten später die Fahrpläne der großen Seedampferlinien, nach einer weitern Viertelstunde warf er einen Blick in die Zeitung, die zunächst zur Hand lag, und bestellte sich schließlich, um sich das Recht auf die offenbar bevorstehende längere Wartezeit in diesem Raume zu erkaufen, ein Frühstück, dessen er nicht mehr bedurfte, und nahm dann, während er langsam etwas davon genoß, Goethes Gedichte in einer kleinen Ausgabe aus seiner Reisetasche und suchte die rätselvolle Legende von der Frau des indischen Brahmanen auf, in der das liebende Herz des Dichters die tiefe Hiobsklage über die Last anstimmt, die der Mensch von Anbeginn an trägt. Darüber verstrich nun unbemerkt eine lange Zeit, bis Ernst erschien und Viktors Pünktlichkeit und unvergleichliche Zuverlässigkeit rühmte. Dann verging wieder eine geraume Zeit, bis sich Ernst, behaglich frühstückend und behaglich plaudernd, für die Anstrengungen des Wochenanfangs „hinreichend gekräftigt" erklärte, und so kam es, daß Ernsts Bemerkung: Nur gescheite Menschen verstehen miteinander zu schweigen, Servaz, nur dumme Menschen meinen, es müsse immer geredet werden, aber was zu arg ist, ist zu arg! noch sehr nahe bei Haßlach gesprochen wurde, während zehn deutliche Glockenschläge über die beiden jungen Wandrer hinzitterten.

An welchem Kapitel deines Buches arbeitest du eben innerlich? fuhr Ernst dann mit solch karrikirter Bescheidenheit fort, daß Viktor lachen und bekennen mußte, er habe eben wirklich an seinem Buche gearbeitet, und das schöne große Kornfeld,

an dem sie vorhin vorübergegangen seien, habe ihn auf alte Erinnerungen und neue Pläne gebracht.

Ist dir die Woge des Kornfelds noch immer das Bild des Menschen und das ganze Kornfeld das Bild der Welt, das Einzelne, die Woge ein flüchtiger Augenblick und das Ganze, das Kornfeld, noch immer das allein Beachtenswerte und Wirkliche? forschte Ernst mit einem Pathos, das er zu gern noch mit dem sonoren Zusatz des Namens jenes Philosophen verstärkt hätte, dessen Bild einst das Studentenstübchen Viktors geschmückt hatte, wenn er sich nur auf ihn hätte besinnen können.

Das Kornfeld erinnerte mich an Spinoza —

Richtig, Spinoza hieß er, der Kornfeldmann, unterbrach Ernst.

— und Spinoza erinnerte mich an die Stunde, in der die Freundschaft mit Franz begann, und dieser an einen Jungen mit einer Ziege, und der Junge an die Midaskinder —

— und so wären wir denn via Kornfeld und Bonifaz glücklich wieder bei Philipp Säuerlich angelangt, setzte Ernst mit heiterer Miene den Satz fort.

Nein und ja! Aber nun will ich dir doch erzählen, wie das mit Franz war, oder habe ich es dir früher etwa schon erzählt?

Nein, Servaz, nein, nein und abermal nein. Du wolltest nie um deine Philosophien gefragt werden, und ungefragt sagtest du nichts: ergel, wie jener Philosoph seine Reden schloß, der die Leute begrub, vermutlich um sie los zu sein.

Nun, so erzähle ich es dir heute. Alles hat seine Zeit, und denke, du wärst wieder wie ein rechter Sonnenstrahl in meine Haßlacher Tage gekommen, wie du früher zu mir kamst, und hättest mir Lust gemacht, dir von mir zu erzählen.

Ernst faßte Viktors Hand und sah den Freund voll Liebe an, mit jener Liebe, die er sonst am liebsten hinter harmlosen Sarkasmen verbarg. Nicht wahr, Bonifaz ist auch ein Endenburger? fragte er.

Ja, Franz ist auch ein Endenburger Kind. Ich kannte ihn natürlich, ehe wir mit einander bekannt wurden; er hatte im Endenburger Gymnasium einen großen Namen, weil er „Philosophie trieb," und der Sekundaner sah diesen Primaner, dem der Sprung über den großen Graben vom Unvollkommnen und Unreifen hinüber zur Vollendung schon so früh gelungen zu sein schien, mit unbeschreiblichem Respekt an.

So hast du mich nie angesehen, unterbrach Ernst den Freund und schüttelte mißbilligend das übermütige Haupt.

Ein guter, herzlicher Blick Viktors ward ihm dafür zur Antwort, und dieser fuhr fort: Die zwei Jahre, in denen ich ihn dann kaum mehr sah, als wenn die Ferien den Studenten nach Endenburg brachten, waren für mich sehr merkwürdige Jahre. Ganz ohne Schuld des Elternhauses war ich in meinem religiösen Leben gleichgiltig geworden, ja als sich die historischen Zweifel, die ein schlechter Religionsunterricht in den obern Klassen erweckt hatte, den Durst der Übermüdung in naturwissenschaftlichen Werken löschten, so führte das zu einem Bruche mit der Weltanschauung, und mit einer Mischung von idealer Entschlossenheit und von Grauen sah ich mich gezwungen, mich einen Materialisten zu nennen. Ich hatte so ein rechtes Jugendleid darum, daß ich meinen Glauben an das Gute und Schöne an nichts Festes, Unwandelbares und gewissermaßen Heilig-Unentrinnbares anknüpfen konnte. Der lieben Mutter wagte ich mich nicht anzuvertrauen, ihr hätte meine neue Überzeugung zu weh gethan; der Vater hätte mich zu sehr verstanden und mit mir um mich geklagt, statt mich zu leiten.

Da hörte ich, Franz sei gekommen, um sich auf die erste Prüfung ein halbes Jahr zu Hause vorzubereiten. Er war gegen mich immer besonders freundlich gewesen, und ich faßte mir ein Herz, ihn aufzusuchen, damit er mich anhöre und mir ein Licht auf meinen Weg werfe. Es war ein kalter Abend im Vorwinter, die Burgstraße, in der er wohnte, war leer, ein häßlicher Nordwind fegte altes Laub und Halme vorüber. Um in sein Stübchen zu gelangen, mußte ich über einen unbeleuchteten Hof und eine steile, hölzerne Treppe hinauf, die an der Außenwand gedeckt zum ersten Stocke lief, und deren letzte Stufe die Schwelle seiner Thür war. Vor den Schauern des Abends und vor innerer Unruhe war mir fast der Mut zum Anklopfen geschwunden. Dennoch trat ich ein. Seine kleine Stube war behaglich erwärmt. Er saß, aus einer langen Pfeife rauchend, vor einem mächtigen Folianten der Basler Ausgabe des Augustin. Ich kam ihm willkommen, das sah ich gleich. Und so schloß er mir den Mund auf. Während ich sprach, nickte er manchmal mit dem buschiggelockten Kopfe und rauchte still weiter. Als ich schwieg, sagte er wie ein Bruder herzlich: Steht es so mit dir? Er sagte es wie einer, mit dem es auch „so gestanden" hatte. Dann fügte er hinzu: Du mußt Spinoza lesen! Mit wenigen Worten begann er hierauf die Weltanschauung Spinozas zu entwickeln, und mein Herz ward voll Glück, denn eine Welt voll Zusammenhang stand vor mir.

Das war ein folgenreicher Besuch; er machte, wenn ich das Wort von meinem bescheidnen Leben gebrauchen darf, in mir Epoche. Der Gott meiner Kindheit war, so schien es mir damals, unwiderruflich gestorben, aber hier erhielt ich ihn glaubenswürdiger und schöner zurück: nun war alles Gott, dies Ganze war wirklich, aber das Einzelne, das heute kam und morgen ging, der bunte Schein der Einzeldinge war ein lieblicher Trug; auf der Oberfläche der unwandelbaren Weltgesetzlichkeit spielte ein Wellenspiel, das im Werden verging. Ein Gedanke — wie traurig und wie herrlich war er mir! Und nun die Eingliederung meines eignen kleinen Willens in den großen Weltwillen, und das Sicheinsfühlen mit der Schönheit und Heiligkeit dieses tiefen Atemzuges, der das Leben einer ganzen Welt hob und senkte — es war ein Jauchzen, mit dem ich mich in diese heilige Flut warf, um in ihr aufzugehen.

Solche Dinge redetet ihr, unterbrach Ernst, wenn ich zu euch kam, als wir drei dann zur Gilde gehörten. Ich verstand euch nicht, aber das Herz schlug auch mir.

Ja, bestätigte Viktor, das waren Stunden in Franzens Zimmer, denn bei ihm lag nach wie vor die wunderbare Anziehungskraft, und sein kleines Heim war ein Haus zum Magnetberg, das waren Stunden, deren Andenken, Wirkung und Bann, in meinem Leben wenigstens, nicht mehr aufhören kann. Wenn man ihn zum rechten Reden brachte, dann trat die schöne Redlichkeit, die den Zauber vornehmer Kindlichkeit über ihn und alle seine Worte verbreitete, hervor, er hatte den Ernst, der nichts zum Spiele macht, er hatte den hinreißenden Schwung der Gedanken und Empfindungen, die in dem Zuhörer, der etwa sonst nur ein schwächliches ethisches Wünschen hatte, dieses Wünschen und matte Wollen zum Willen und zum Glauben an die Realität des Guten steigerte. So lange man ihn hörte, war man ein Glaubender.

Das hinderte uns aber nicht, sagte Ernst in gutmütiger Ironie, eine Unterbrechung im Gespräch durch den Eintritt andrer als den gesetzmäßigen Stundenschlag anzusehen, der Erhebung und Genuß regelt.

Viktor schwig.

Ernst fuhr fort: Übrigens war es vielleicht der Zeichner und Maler in mir,

daß ich mit eurer Verachtung der Welle und der Anbetung des Kornfeldes nicht recht gleichen Schritt halten konnte. Mir ist eben wie dem Atheisten — der ich aber nicht bin, fügte er lächelnd hinzu — das sinnenfällige Einzelne allein das Wirkliche und Anziehende, und eure Welteinheit, euer Kornfeld ist mir wie jenem ein Nichts.

Es mögen bei mir ähnliche Gründe gewesen sein; genug, ich überwand diesen Spinozismus noch in den Universitätsjahren, aber Spinozas einsame, rührende Gestalt, seine Treue gegen das sittliche Weltgesetz, wie er es verstand, hat den Primaner einst bezwungen und mir etwas in die Seele gepflanzt, das sich mit tausend Wurzeln nun in mir ausgebreitet hat, ich will nicht denken wie er, aber sein wie er.

(Fortsetzung folgt)

Maßgebliches und Unmaßgebliches

Politik, Geschäft und Religion. Vor zwanzig Jahren wurde die Welt noch nicht so ausschließlich vom Geschäft beherrscht wie heute; man hatte noch Ideale, stritt noch um Grundsätze und ließ sich von beiden auch bei der Parteinahme im russisch-türkischen Kriege leiten. Sehr lebhaft nahm man Partei. Die Konservativen und die Frommen — beides fällt ja größtenteils zusammen — sahen in den Russen Gottesstreiter, die an den Türken ein wohlverdientes Strafgericht vollstreckten, geknechtete und gepeinigte Christenbrüder befreiten und an der Stelle der bankrotten Islamswirtschaft eine christliche Ordnung aufrichteten; daß einem richtigen Protestanten der Islam, von der Vielweiberei abgesehen, weniger anstößig sein muß als der grobe Aberglaube und Zeremoniendienst, der sich in Rußland Christentum nennt, wurde in der Begeisterung für das hohe Ziel übersehen. Dagegen geberdeten sich die Liberalen, die sowohl in der Presse wie in den deutschen Parlamenten die Mehrheit hatten, sehr russophob und turkophil, wie man es nannte. Die Russophobie bedarf keiner Erklärung, die Türkenfreundschaft aber verstand sich bei der damaligen geistigen Strömung von selbst, sobald von der andern Seite die Russensache für die Sache des Christentums erklärt worden war. Unablässig wurde der Türke als der einzige anständige Mensch in der Türkei gepriesen, die Rajah als ein verkommnes Gesindel geschildert, und was die bulgarian atrocities anlangt, so hielt man diese für eine Erfindung Gladstones und der Russen. Heute steht Europa, steht Deutschland den Ereignissen weit kühler gegenüber; soweit sich lebhaftere Teilnahme regt, wird sie durch nichts weniger als durch ideale Interessen bestimmt, und die Parteien haben die Stellung vertauscht. Rußland ist heute der Beschützer des Großtürken, demnach nehmen auch unsre Konservativen für diesen Partei. Die Fahrt des Bulgarenfürsten nach Berlin, wo er eine Unterredung mit dem dahin bestellten Krupp hatte, veranlaßt die Berliner Politischen Nachrichten, sich entschieden gegen etwaige bulgarische Anleiheversuche zu erklären, die höchst ungelegen kommen würden in einem Augenblick, wo die deutsche Politik einen Erfolg der türkischen Waffen wünschen müsse. Ja ein Blatt versteigt sich zu der Redensart: „Kein andrer europäischer Staat würde die von der Türkei bewiesene Geduld

so lange bewahrt haben," als ob die Türkei ein Staat wäre wie ein andrer Staat, als ob dieser von der europäischen Diplomatie künstlich gestützte Rest des Kalifats überhaupt ein Staat wäre! Die Liberalen verschiedner Richtung aber, die nach den politischen Gravitationsgesetzen auf der entgegengesetzten Seite stehen müßten, sind nicht allein schwächer als vor zwanzig Jahren, sondern auch geteilter Ansicht, und soweit einige von ihnen für Griechenland ein gutes Wort einlegen, geschieht es mit kühler Zurückhaltung. An dem Bestreben, die armenischen Greuel teils totzuschweigen, teils als eine Erfindung, und soweit sie sich nicht leugnen ließen, als ein Werk Englands darzustellen, haben sich vorm Jahre auch die Liberalen beteiligt; neben einigen kirchlichen Organen hat die einzige Frankfurter Zeitung beharrlich und rücksichtslos die Wahrheit verkündigt. Ursache dieser teils gleichgiltigen teils furchtsamen Ruhe des europäischen Publikums, d. h. der Zeitungen, ist zunächst der wiedererstandne Metternichsche Geist. Das Gleichgewicht Europas darf nicht gestört werden, denn man befindet sich wohl dabei, und eine Störung könnte auch die Ruhe im Innern der einzelnen Staaten gefährden. Dieses Gleichgewicht ist aber ein sehr gebrechliches Kunstprodukt, und darum muß auch die leiseste Lufterschütterung vermieden werden, daß sie nicht eine das wacklige Gebäude gefährdende Lawine ins Rollen bringe. So hat man denn auch schon erklärt, daß man, wie auch der Krieg verlaufen möge, keine Veränderung der Grenzen zwischen Griechenland und der Türkei zulassen dürfe. Zum Glück sind nicht bloß die Völker am Balkan, sondern auch die des übrigen Europas noch zu jung für die Versteinerung. Der andre Grund des geringen Wohlwollens für Griechenland ist bekanntlich sein Staatsbankrott. Narren, die wie Lord Byron für die Befreiung eines Volks Geldopfer zu bringen bereit wären, giebt es — Gott sei Dank! sagt der Philister — heute nicht mehr.

Keinen geringen Anteil an der kläglichen Haltung „Europas" hat der Umstand, daß die Interessen der Geschäftsleute geteilt sind. Während die einen den Frieden vorteilhafter finden, wünschen die andern den Krieg, wobei allerdings jeder von ihnen einen Krieg haben möchte, von dem sein eignes Vaterland nicht betroffen würde. In der Verhandlung über den englisch-amerikanischen Schiedsgerichtsvertrag soll Herr Foraker, Senator von Ohio, einmal ausgerufen haben: Wer wird uns denn noch Kriegsschiffe abkaufen, wenn man Schiedsgerichtsverträge abschließt! Er, Carnegie und andre Großindustrielle arbeiten denn auch gegen den Vertrag. Die Vereinigten Staaten sind freilich der klassische Boden für die Geschäftspolitik. Seitdem sich dort ungeheure Reichtümer angehäuft haben, ist bekanntlich mit dem Geiste puritanischer Einfachheit, der zu Washingtons und Franklins Zeiten herrschte, auch die politische Ehrlichkeit geschwunden, und es gilt der Satz: Dem Sieger gehört die Beute. In den letzten Jahrzehnten haben dann Frankreich durch sein Panama, Italien durch seine Bank- und Eisenbahnschwindeleien gezeigt, wie man mit der Politik Geschäfte im großen machen kann, und neuerdings scheinen die Ungarn alles bis jetzt in dieser Art dagewesene überbieten zu wollen. Nicht in der Größe der Geldsummen, darin können sich die Magnaten und die Juden des verhältnismäßig armen Ländchens mit den reichen Amerikanern und Franzosen natürlich nicht messen, sondern in der Unbefangenheit, mit der das Geschäft betrieben wird, und darin, daß ihm die ganze Politik, die ganze Staatsmaschine vollständig dienstbar gemacht worden zu sein scheint. Alle einzelnen Skandale, mit denen in den letzten Jahren ungarische Politiker sich und ihr Land bloßgestellt haben, verschwinden jetzt gegenüber der Inkompatibilitätsfrage, gegenüber der Frage, ob es den Abgeordneten gestattet bleiben soll, ihren Einfluß auf Gesetzgebung und Regierung zur Begünstigung

und Förderung von industriellen und Bankunternehmungen zu verwenden, von denen sie Geldvorteile ziehen. Nicht darum handelt es sich, ob ein Inkompatibilitätsgesetz erlassen werden soll, das Gesetz besteht seit 1875, sondern darum, ob es angewendet werden soll; offiziös wird erklärt, das Gesetz sei veraltet (Ehrlichkeit wird bekanntlich in allen aufgeklärten Zeiten als altmodisch verspottet), und seine Anwendung würde der Regierungspartei „die besten Kräfte" entziehen; es würden dann nur noch zwei Elemente in den Reichstag gelangen: „der große Reichtum und das im wirtschaftlichen Leben keine Konnexionen besitzende Proletariat." So berichtet A. Szadassy in Nr. 30 der Sozialen Praxis. Er teilt mit, daß in der Industrie 293 Inkompatibilitätsfälle nachgewiesen werden können, woraus jedoch nicht folge, daß 293 Abgeordnete beteiligt seien, weil manche Abgeordnete mehrere, einer sogar 30, Verwaltungs- und Aufsichtsratstellen inne haben; die Zahl der Abgeordneten betrage 89. Das gilt also für die industriellen Aktiengesellschaften; an Bank- und Finanzinstituten sollen 117 beteiligt sein.

Ein Geschäft ist auch der Ausgleich zwischen den beiden Reichshälften, den die Ungarn so unverschämt billig haben wollen. Der Widerstand Cisleithaniens gegen die unverschämten Forderungen Ungarns ist demnach vollkommen gerechtfertigt, und niemand hat es Herrn Lueger zur Unehre angerechnet, daß er eine Zeit lang die Seele dieses Widerstands zu sein schien. Aber das ändert nichts an der Thatsache, daß es sich auch bei diesem Streit um Geld handelt, und darum handelt es sich auch bei der andern Bewegung, die den Antisemitenführer emporgetragen und, schon ehe er Bürgermeister war, zum größten Manne von Wien gemacht hat. „Er traf Samstag mit dem Schnellzuge der Südbahn in Wien ein. Ein Empfang fand nicht statt, da er sich jede Begrüßung verbeten hatte," meldete am 20. April das Deutsche Volksblatt in der richtigen Voraussetzung, daß man niemand andern als Herrn Lueger unter dem Er verstehen werde. Und da ist es denn merkwürdig, daß Lueger in seiner Antrittsrede von den beiden Bewegungen, als deren Führer er vom Volke gefeiert wird, von der antisemitischen und der gegen die Ungarn, auch nicht ein Wort gesagt hat. Freilich hatte er Rücksichten zu nehmen, war doch seine Rede die Antwort auf die Begrüßungsrede des Statthalters, aber eine Anspielung wäre doch wohl erlaubt gewesen. Statt dessen hat er, ebenso wie der Statthalter, den Bau neuer Kirchen als die wichtigste unter den nächsten Aufgaben der städtischen Verwaltung bezeichnet. Wer diesen Frömmigkeitseifer vor dreißig, vierzig Jahren vorausgesagt hätte, wo sich die Herren der vornehmen Welt in Prag und Wien geschämt haben würden, wenn sie die Kirche, an deren Thür sie des Sonntags um 12 Uhr ihre Damen abholten, auch nur mit einem Fuße betreten hätten! Man darf gespannt sein, wie sich im neuen Reichstage die Deutschnationalen den „Verfrommungs"bestrebungen gegenüber benehmen werden; bisher haben sie die katholische Kirche ganz ebenso, wie es bei uns der Evangelische Bund thut, als die unversöhnliche Todfeindin des deutschen Volkes und der Deutschen Kultur behandelt, und der Vaughanschwindel hat ihnen jetzt zur Begründung ihrer Anklagen neues Material geliefert. Ob die amtliche Förderung der Frömmigkeit eine reuige Abkehr von der Geschäftspolitik bedeutet oder diese nur besser verdecken soll, und wie das volksfreundliche praktische Christentum aussehen wird, das die Menge von Luegers Stadtverwaltung erwartet, das werden die nächsten Jahre lehren.

Vom Sparen. In unsern Untersuchungen über die Entstehung des Kapitals haben wir uns gegen die Smithsche Auffassung für die von Rodbertus entschieden,

wonach das Kapital nicht durch Sparen, sondern durch Arbeit gebildet wird. Denen, die gegen diese Auffassung eine heftige Abneigung empfinden, wird es angenehm sein, wenn wir ihnen einen neuen Vertreter der Spartheorie vorführen. J. M. Bösch, Dozent der Philosophie an der Hochschule Zürich, hat unter dem Titel: Die entwicklungstheoretische Idee sozialer Gerechtigkeit (Zürich-Oberstraß, E. Speidel, 1896) eine 245 Seiten starke sehr gute Broschüre herausgegeben, die bestimmt ist, Herbert Spencers Sozialtheorie zu berichtigen und zu ergänzen. Seite 86 erwähnt er, daß der berühmte englische Philosoph das Erbrecht, genauer gesagt das Recht des Staatsbürgers, über sein Vermögen letztwillig zu verfügen, aufrecht erhalten wissen will, schließt sich dieser Ansicht an und begründet sie in einer Erörterung, deren Hauptgedanken wir kurz wiedergeben wollen.

Der Zustand einer Gesellschaft hängt von dem Grade der Energie ab, den ihre Mitglieder entfalten. Beinahe eben so wichtig wie die thätige Energie ist aber die hemmende Energie, die Kraft der Entsagung und Selbstüberwindung, die den Menschen davon abhält, jedem Antrieb zur Befriedigung seiner Begierden nachzugeben, und die dadurch seine Gesundheit schützt, die ihn befähigt, seine Empfindungsäußerungen zu beherrschen, und dadurch ein zivilisirtes Zusammenleben ermöglicht, und die ihn endlich in den Stand setzt, durch die Verzichtleistung auf augenblicklichen Genuß sich und seinen Kindern die zukünftige Bedürfnisbefriedigung zu sichern, das Vermögen der Gesamtheit zu vergrößern und die Produktivität der Arbeit zu erhöhen. Solche Verzichtleistung nennt man eben Sparen. Da die Produktion vom Konsum abhängt — denn niemand produzirt Waren, von denen er voraussieht, daß sie nicht gekauft und verbraucht werden —, so heißt auf gegenwärtige Befriedigung verzichten soviel wie Arbeit überflüssig machen; wer von einem gewissen Zeitpunkt an weniger ißt und weniger Kleider verbraucht als bisher, der macht dadurch Arbeiter überflüssig, die bisher mit der Herstellung von Nahrungsmitteln und Kleidern beschäftigt waren. Diese Arbeiter können nun dazu verwendet werden, entweder Mittel zur Befriedigung höherer Bedürfnisse herzustellen, wie bessere Wohnungen oder Gegenstände des ästhetischen Luxus, oder Maschinen zu bauen und dadurch die Arbeit produktiver zu machen, oder durch Bodenmeliorationen für zukünftige Erhöhung der Produktivität, oder durch Dämme für den Schutz der Produktion, oder durch den Bau und die Bedienung von Eisenbahnen für die raschere Beförderung von Gütern und Menschen zu sorgen. Aber der Sparende setzt nicht allein die Arbeit für diese höhere Bedürfnisbefriedigung frei, sondern er gewährt auch die Mittel dafür, denn die arbeitsteilige Produktion hat mit der Geldwirtschaft zusammen folgende Organisation geschaffen. Der Anteil eines jeden am jährlichen Arbeitsertrage der Nation wird in Gelde berechnet (ihm meistens auch in Geldform übergeben), und die Geldsumme, die seinen Jahresanteil ausdrückt, nennt man sein Einkommen. Dieses Einkommen bedeutet den Anspruch auf eine gewisse Arbeitsmenge, das Recht der Verfügung über eine gewisse Arbeitsmenge, das er sich als Entgelt für die von ihm selbst geleistete Arbeit erworben hat. Er kann nun in der Weise über die ihm zustehende Menge Arbeit verfügen, daß er bloß Kleidungsstücke, Nahrungsmittel, Getränke und Cigarren anfertigen läßt (kaufen ist soviel wie anfertigen lassen!), oder er kann von diesen Dingen etwas weniger für sich anfertigen lassen und sein übriges Verfügungsrecht dazu verwenden, daß er Häuser, Maschinen oder Eisenbahnen bauen läßt. Das kann er entweder unmittelbar als Unternehmer thun, oder mittelbar dadurch, daß er Hypotheken und Aktien kauft. In den wenigsten Fällen kommt dem Sparer diese seine die Produktion fördernde Wirksamkeit zum Bewußtsein. Meistens kauft er nur Wertpapiere, unbekümmert darum, welchem Zweck diese Wertpapiere sonst dienen, wenn

er nur seinen Zins bekommt; dieser Zins ist der gerechte Lohn dafür, daß er auf augenblickliche Genußbefriedigung verzichtet und eine Arbeit ermöglicht hat, die zukünftiger Bedürfnisbefriedigung dient oder die Kultur erhöht.*) Indem nun die Sorge um die Zukunft der Kinder ein noch weit stärkerer Antrieb zum Sparen ist als die Fürsorge für das eigne Alter (für diesen Zweck würde eine weit geringere Summe hinreichen, für die man eine Leibrente kaufen könnte), so ist das Erbrecht ein unentbehrliches Mittel, die Kapitalbildung zu fördern und den Reichtum der Gesellschaft zu erhöhen.

Man kann diesem Gedankengange in jedem Punkte zustimmen und dennoch dabei bleiben, daß das Kapital nicht durch Sparen, sondern durch Arbeit gebildet wird, und kann nach wie vor die nachdrückliche Verkündigung dieser Wahrheit für sehr notwendig halten. Wir haben niemals das Erbrecht angefochten, wenn wir auch eine progressive Erbschaftssteuer für sehr heilsam halten würden; auch Bösch erklärt die Anhäufung übergroßer Privatvermögen für ein Unglück und große Gleichmäßigkeit — nicht absolute Gleichheit — für das zu erstrebende Ideal der Einkommenverteilung. Wir haben niemals geleugnet, sondern ausdrücklich hervorgehoben, daß Sparen für den einzelnen Unbemittelten, namentlich wenn er Familienvater ist, Pflicht sei. Wir verkennen nicht den Wert und die Notwendigkeit der Selbstbeherrschung, die eine Tugend ist, und die sich auch in der Form des Sparens bethätigen kann, aber nicht muß; denn der Philosoph des Altertums, der die Reichtümer verachtete, und der christliche Asket üben diesen Tugend im höchsten Grade, ohne zu sparen. Über all das besteht unter verständigen Menschen keine Meinungsverschiedenheit. Aber Bösch hält die beiden Kapitalbegriffe nicht sorgfältig genug aus einander, deren Vermischung so viel Verwirrung anrichtet. Das Geldkapital, der Anspruch auf die Arbeit andrer, wird oft — nicht immer — durch Sparen erworben, das in realen Gütern bestehende Kapital wird niemals durch Sparen, immer nur allein durch Arbeit geschaffen. Mit allem Sparen kann der Bauer keinen Pflug herstellen, gemacht muß er werden. Verschwendung kann ihn hindern, das Geld für die Anschaffung des Pflugs zu erübrigen, und insofern kann Sparsamkeit allerdings unter Umständen die Produktion fördern, aber im großen und ganzen spielt diese Förderung nur eine untergeordnete Rolle. Auch die unmäßigste Bauernfamilie ist nicht imstande, ihre ganze Ernte aufzuessen; sie braucht nicht zu hungern, um das Saatgetreide übrig zu behalten. Nicht von ihrer Sparsamkeit oder Enthaltsamkeit hängt es ab, ob sie im nächsten Sommer wieder eine Ernte haben wird, sondern von ihrer Thätigkeit. Der Wüstenbeduine ist ein Muster von Enthaltsamkeit, mit dem sich weder ein Kommerzienrat in Berlin West, noch ein polnischer Arbeiter vergleichen kann; dennoch schafft er weder Kapital noch erwirbt er welches, weil er weder arbeitet noch spekulirt, während der Kommerzienrat und der Arbeiter in Wechselwirkung mit einander Kapital schaffen und erwerben, der eine mehr dieses, der andre mehr jenes. Der Spanier ist weit mäßiger im Essen und Trinken und beansprucht weit weniger Komfort als der Engländer, aber Kapital schafft und erwirbt er nicht, weil er zu viel müßig geht. Und auch Bölsch spricht auf S. 90, wo er die Entstehung des Realkapitals darstellt, wohl von Arbeit für den zukünftigen Genuß oder Gebrauch, aber nicht vom Sparen. Nicht das unterscheidet die reichen Nationen von den armen, daß sie

*) Mit der Gerechtigkeit steht das so so; in Zeiten eines wucherischen Zinsfußes erhält man für das Darlehn, das nicht immer eine Frucht der Sparsamkeit ist, sehr hohen Lohn, heute bekommt der wirkliche Sparer — er vor allem — nur drei Prozent und bringt es bei bescheidnem Einkommen niemals zu einem Vermögen, das ihm erlaubte, von den Interessen zu leben, besonders da heute die Wohnungsmiete so hoch ist.

weniger genießen — das Gegenteil ist durchweg der Fall —, sondern daß sie mehr arbeiten. Das muß hervorgehoben werden, weil, wie Rodbertus sagt, der Geldschleier den Blicken der meisten die wirtschaftlichen Vorgänge verbirgt, diese daher nicht verstanden werden, und der Mangel an Verständnis eine falsche Politik zur Folge hat. Wenn der Sparer mit seinem Gelde ein Stück Wüstland kauft und urbar macht, so hat die Sparsamkeit seine kapitalbildende Arbeit ermöglicht; wenn jemand zur Zeit eines industriellen Aufschwungs mit erspartem Gelde eine Eisenbahn- oder Bergwerksaktie kauft, so kann auch dieses noch eine Förderung der Produktion sein, denn möglicherweise wird dadurch einem nützlichen oder auch notwendigen Unternehmen mehr Arbeit zugeführt. Wenn aber jemand „Türken" kauft, so hat das vielleicht keine andre Wirkung, als daß Diamanten, die heute am Halse einer bankrotten ungarischen Edelfrau glänzen, morgen eine Odaliske verschönern, ist also ein volkswirtschaftlich ganz gleichgiltiger und wertloser Vorgang; wenn endlich einer eine Hypothek kauft, so trägt er vielleicht dazu bei, einen Bauer von seinem Hofe zu treiben und das Bauerngut dem Verfall preis zu geben, also die Produktion in einem ihrer wichtigsten Zweige zu hemmen.

Denn dieses ist nun der andre Grund, weshalb die richtige Ansicht von der Entstehung des Kapitals verbreitet werden muß, daß der volkswirtschaftliche Nutzen des Sparens, so weit ein solcher vorhanden ist, seine Grenzen hat und auf einem gewissen Punkte in Schaden umschlägt, und daß dieser Punkt heute vielfach erreicht ist. Können doch eine Menge Industriezweige, wie die Textilindustrie, die Kleiderkonfektion, die Brauerei, die Brennerei, die Tabakfabrikation, die Zeitungsindustrie, nur durch eine unsinnige, zum Teil der Gesundheit und der Sittlichkeit schädliche Verschwendung im Gange erhalten werden, ohne daß daneben die Schaffung des Kapitals im engern Sinne des Wortes, der Häuser- und der Maschinenbau z. B., zu kurz käme. Die Landwirte aller Kulturländer klagen darüber, daß sie durch Hypothekenschulden erdrückt würden. Diese Klagen sind gewiß übertrieben, aber ganz unbegründet sind sie nicht, und was bedeuten sie anders, als daß zu viel Sparkapital vorhanden ist? Zu viel Geldkapital im Verhältnis zur Menge der vorhandnen Realgüter, daß in zu vielen Fällen der Mann, der durch Arbeit das Kapital schafft, und der Mann, der, sei es durch Sparsamkeit, sei es durch Spekulation, sei es durch Erbschaft, in den Besitz von Schuldurkunden, von Ansprüchen auf den Arbeitsertrag der Arbeitenden gelangt ist, daß also diese beiden Männer zwei verschiedne Personen sind? Und nun denke man sich noch, daß sich die untern Stände auf strenges Fasten verlegten, dadurch den Nahrungsmittelverbrauch einschränkten und den Preis der im Überfluß vorhandnen Nahrungsmittel noch mehr drückten, so müßte das Unglück, mit dem uns die Agrarier drohen, unfehlbar eintreten, die Landwirtschaft müßte zu Grunde gehen. Es muß also den politischen Führern klar gemacht werden, daß, so zweifellos heilsam auch die privatwirtschaftlichen und sittlichen Wirkungen des Sparens sein mögen, seine volkswirtschaftliche Wirkung von den Umständen abhängt, namentlich davon, welche Stufe der Produktivität die Arbeit in einer Gesellschaft erlangt hat. Bösch erkennt das übrigens selbst an; ein hoher Zinsfuß beweist nach ihm (S. 115), daß weit weniger gespart wird, als die Gesellschaft bedarf, das Sinken des Zinsfußes beweist, daß die Gesellschaft nahezu genug hat an Ersparnissen, und heute — das erkennt er ebenfalls an — strebt der Zinsfuß der Null zu.

Für die Redaktion verantwortlich: Johannes Grunow in Leipzig
Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig. — Druck von Carl Marquart in Leipzig

Die Grenzboten

Zeitschrift
für
Politik, Literatur und Kunst

56. Jahrgang

Nr. 18

Ausgegeben am 5. Mai 1897

Inhalt:

Seite

Wie ich die Orientpolitik des Reichskanzlers beurteile 209
Zweifler Brang nach einem guten Testimonium. Von Richard Boldschmidt 4. (Schluß) 214
Minister und Abgeordnete. Von Paul Lindau . . . 225
Planen und Wollen. Von Daniel Frymn 234
Rundschau. Von Hermann Grieb. 242
Mitgeteiltes und Anregendes. Von Hermann Jahnke 269

Verlag von Wilhelm Grunow in Leipzig, Hohenzollernstraße 13.

F. Wilh. Grunow
Leipzig.

Alle für die Vorgehenden bestimmten Aufträge und Zusendungen wolle man an den Verleger persönlich richten (Fr. Wilh. Grunow, Firma: Dr. Wilh. Grunow, Adreßbüro) 32).

Die Manuskripte werden deutlich und sauber und nur auf die eine Seite des Papiers geschrieben mit breitem Rande erbeten.

Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig

Licht und Schatten
Eine Hamburger Geschichte
von
Theodore Mügge
Geheftet 3 Mark

Unter den Hilfsmitteln unserer Lektüre-Literatur, mit denen wir heute den Jahrmarkt überschwemmt, nicht zum wenigsten den Sommer-Jahrmarkt, ist Theodore Mügge eine Erscheinung, die wir begrüßen, weil sie einen Fortschritt und keinen Rückschritt bedeutet. Sie ist Hamburgerin und Tochter des Dichters Theodor Mügge, der in seinen Romanen und Novellen die Elemente seiner Heimat mit Vorliebe verwertete. Die Tochter hat diese Elemente ebenfalls nicht verschmäht. Sie schildert ungefähr 20 Jahre zurückliegende Zustände Hamburgs und seiner Umgebung, und wenn sie dabei auch nicht immer ganz frei von Effekthascherei ist, so ist doch ihre Darstellung, ihre Sprache, ihre Charakterzeichnung so gut, daß wir ihr gern folgen. Ihre Heldin, Lucie Hansen, ist eine Gestalt, die sich wohl sehen lassen kann, und ihre Geschichte, die sich um sie und ihre Freundin, Anna Lorentzen, rankt, ist eine spannende und interessante. „Licht und Schatten" ist überall schon günstig aufgenommen worden, und wir können es unseren Lesern als eine gediegene Lektüre für diesen Sommer empfehlen. (Hamburger Nachrichten.)

Die Flüchtlinge
Eine Geschichte von der Landstraße
von
Wilhelm Hoff
Broschiert 2 Mark, in Leinen gebunden 3 Mark

Wir finden hier Leute vereinigt, die trotzdem sie sich von der Landstraße, wenigstens zum Teil, schon lange zurückgezogen haben, doch noch ganz und gar Vagabunden sind, und wenn sie auch Geld und ein Obdach gefunden, doch weiter nichts, wie

Wie sich die Orientpolitik dem Laienauge darstellt

Es ist nicht in dem innersten Zeitgeist des gläubigen Diplomaten liegt, der wird den Orientpolitik will oder andern gegenüber ein „Lüge" heißen wollen. Da heißt man es doch lieber Idee! Idee ist nicht gerade das Gleiß, der, wie von Zeiten Fürst Bismarck, nicht blog die Geschäfte hell eigen Lämpfen, sondern auch die der andern „Mächte" beleuchtet, in dem es recht geschehen, daß es die Dinge mit noch wenger freiem Blick sieht als manches „Laienauge" seltsame Züge, die Andungen seinen im Grunde den Wert erwachsen Erscheinungen hingeben darf.

Was heißt sich zum dem Leienauge die Orientpolitik dar? Ich will möglich recht, daß der Russlands den Krieg auf den Balkanhalbinsel der Schlacht um „freie Dardanellen" ist? Gleiche es gar keine andere Erklärung, daß eine „Temperen der Mächte" für die bedeutenden Dinge, die sich von andern erfassenen Augen abspielen, auch die von Mächten — Ostpreußen zum Ausgleich der Gegensätze — sind, die nur Mächte — Ostpreußen zum Ausgleich der Gegensätze — sind, die nur durch die unwahrscheinliche von inneren Verschiedenheit, nicht aber durch gemeinsam Wesensbereich, durch gleichartige Züge und Ungezwungen auf dem Schachbrette der Politik entstanden wären?

Zeigt man sich, welche „Mächte" denn das größte Interesse dort hinten weit in der Türkei haben, so geben Diplomaten von hoher, Zeitungslesender wie Zeitungsleser einstimmig Deutsche Reichsmacht; doch sind in erster Linie Großbritannien und England, dann folgen Frankreich, Österreich und Italien, schließlich in weiterem Abstande Deutschland, Rumänien und Italien genannt. Aber sind wir alle auf seltsam Irrthum: in erster Linie stehen Rußland und England. Ein Blick in die Geschichte und auch die Karte erklärt das mit voller Deutlichkeit. Rußland strebt an den Meerzugen seinem gewaltigen Reich mit unentbehrlichen Hafenschlichter vor, und jeder Schritt seines Vorwärtsdrängens bedeutet einen Eingriff in die weltumspannende Macht Englands. Denn es ist klar, daß jeder mehr

neben das meerbeherrschende Albion tritt mit Riesenschritten Rußland als zweite eigentliche „Weltmacht." Was das besagen will, darauf hat man sich in England mit großer Unruhe und Sorge besonnen. Ja man hat allem Krämergeist zum Trotz, der schon in Fleisch und Blut übergegangnen Neigung zuwider, alle Vorteile mit möglichst geringen Mitteln durch geschickte Benutzung der „Konjunktur," durch Benachteiligung des unerfahrnen Kunden, durch schlaue Handelskniffe zu erreichen, mit großer Thatkraft und Opferwilligkeit den Ausbau der Flotte in einem ganz außerordentlichen Umfange bewilligt. In Jahresfrist kann England, wenn es sie zu bemannen imstande ist, mit einer Flotte auf den Meeren erscheinen, wie sie die Welt noch nicht gesehen hat. Und wenn es not thun sollte, so kann diese Macht in kürzester Zeit noch verdoppelt, verdreifacht werden — ein Aufgebot von Kraft und Drohung, das der richtigen Erkenntnis entspringt, daß mit ihm Englands stolze Macht steht und fällt. Wohin sich immer der Blick wendet auf der Erdkugel: es giebt keinen Winkel, in dem seine Interessen nicht bedroht wären, ja auf dem Spiele stünden. Australien kann jeden Augenblick den Entschluß fassen, sich unabhängig zu machen. In Indien stand Englands Herrschaft zu keiner Zeit so unsicher da wie jetzt, wo Rußland an seine Thore pocht, wäre es auch nur, um das Gefühl dieser Unsicherheit wachzuhalten. In Südafrika bereiten sich Ereignisse vor, die auf den Unabhängigkeitskampf der Buren gegen die englischen Ausbeuter hinauslaufen. Kanada hat einen sehr mächtigen Freund in den Vereinigten Staaten, die ihre großen Arme nur auszubreiten brauchen, um es freundschaftlichst an das stammverwandte Herz zu drücken. Dazu kommt, daß auf der ganzen Welt das Übergewicht des englischen Handels bekämpft und an vielen Stellen endgiltig besiegt wird, und ferner, daß sich, wie einst im Mittelalter, der Mittelpunkt des weltbewegenden Handels wieder nach dem Osten verschiebt. Mit der Entdeckung Amerikas begann der Zug nach dem Westen: er hat sein Ende erreicht, und die Bewegung flutet zurück. Seitdem haben sich die reichen Gebiete, die lange dem europäischen und vor allem dem englischen Handel und seiner Kultur dienstbar waren, zu selbständigen Staatswesen entwickelt. Es fehlt nicht an Zeichen, daß diese Staaten sogar in dem alten Stammgeschäftshause Europa ihrem Willen Geltung verschaffen werden. Das Übergewicht des Wasserwegs über den Landweg ist seit der Ausdehnung der Eisenbahnen über das ganze Festland nicht mehr so ungeheuer wie einst. Und deshalb muß England nicht bloß „des freien Seewegs nach Indien wegen" daran denken, das Mittelmeer sich — und zwar sich allein — dienstbar zu machen, sondern weil das eine britische Lebensfrage überhaupt ist. Ein gewaltiger Versuch, die Welt zu beherrschen, nicht vom Mutterlande, sondern von einer Gruppe vorgeschobner Posten aus, die, mit äußerster Anstrengung wehrbar gemacht, die Stützpunkte seiner Macht bilden! England weiß, daß es seine schwindende Seemacht nur dann aufrecht erhalten kann, wenn es das Mittel-

meer ohne Widerspruch beherrscht. Gibraltar, Malta, Ägypten und Cypern (das freilich nicht „eingeschlagen" ist) gehören ihm schon. Will etwa Frankreich England an seinen großartigen Plänen, von denen Sein oder Nichtsein des britischen Weltreichs abhängt, hindern, so muß zunächst Ägypten den Engländern mit Gewalt genommen werden. Denn niemand, der England auch nur oberflächlich kennt, hat wohl jemals im Ernste geglaubt, daß es das Nilland, wenn seine „Mission" dort erfüllt wäre, freiwillig wieder herausgeben würde. England wird seine „Mission" erst dann aufgeben, wenn es besiegt und ohnmächtig am Boden liegt. Ist das aber so leicht zu bewerkstelligen? Wird Frankreich einen Kampf auf Tod und Leben um Ägypten und die Vorherrschaft im Mittelmeer wagen? Wenn nicht, und es ist sehr zu bezweifeln, daß es dazu die Kraft findet, nun, dann bleibt eben England in Ägypten.

Damit beherrscht es freilich noch nicht das Mittelmeer. Es fehlt noch das wertvollste Glied in der Kette von allen, und das ist Kreta. Nicht ganz Kreta; es genügte, wenn man sich dort nur still unter der Hand an der richtigen Stelle so festsetzen könnte, wie in Ägypten, „bis Englands Mission erfüllt" wäre! Kreta hat den prachtvollsten, gewaltigsten Seehafen des gesamten Mittelmeers, die Sudabai, eine Ankerstätte, die schon seit Jahrzehnten von der englischen Mittelmeerflotte mit ganz besondrer Vorliebe „besucht" und — nach britischer Gewohnheit — virtually als englische Flottenstation betrachtet wird. Die befestigte Sudabai im englischen Besitz würde aber genügen, England zur Herrin des östlichen Mittelmeers und damit des Orients zu machen. Um diesen Preis würde es sogar in die Abtretung Konstantinopels an Rußland willigen. Es machte dabei doch noch das bessere Geschäft, denn mit der Sudabai in englischem Besitz würde der Wert Konstantinopels ungeheuer sinken. Und ebenso würde Salonichi für Österreich kaum noch von hohem Werte sein.

Und nun bitte ich den Leser, die „Orientpolitik" einmal von der Sudabai aus zu betrachten. Wird von hier aus nicht Englands und Rußlands Politik sehr klar, die Italiens, Österreichs und Deutschlands wenigstens verständlich? Und entwickelt sich nicht hier ein Spiel und Gegenspiel, das nur dem oberflächlichen Blicke als Unthätigkeit und Impotenz erscheint?

Griechenland — ob mit oder ohne Hilfe von englischem Geld — besetzt Kreta. Englische Sympathien, die ja äußerst billig sind, werden auf „Hellas" gehäuft; aber man giebt sie für das, was man dafür erhält. Bleibt Griechenland im Besitze der Insel, so hat natürlich England das erste Recht auf eine kleine Belohnung — man würde zu diesem Zwecke rechtzeitig sogar die Liberalen, die ja ihre auswärtige Politik ganz auf dem Philhellenismus zugeschnitten haben, zur Regierung kommen lassen. Hat England nicht immer das menschlichste Rühren für das herrliche Volk des Achilleus, des Themistokles und des Ypsilanti, und hat es nicht die größte Entrüstung über den unspeakable Turk an den Tag gelegt? Sind nicht die griechischen Millionäre meist auf

englischem Boden gewachsen, und haben nicht unzählige Sovereigns ihren Weg in die Kassen der Ethnike Hetairia gefunden? Also „Kreta für die Griechen, die Sudabai für uns!“ ist ein in eingeweihten englischen Kreisen durchaus verständliches und in dem Bereiche der praktischen Politik liegendes Stichwort.

Wer will England daran hindern? Frankreich müßte den Entscheidungskrieg wagen, aber es fletscht wohl die Zähne nach Ägypten und Kreta hin, die Augen hält es dagegen wie gebannt auf die blauen Vogesen gerichtet, hinter denen der deutsche Rhein ruhig dahinfließt. In einer solchen verzwickten Stellung aber führt man keinen Krieg mit einer ebenbürtigen Macht. Und der Schluß wird sein: ist England einmal auf Kreta, so bleibt es dort, wie es in Ägypten bleibt. Und das ist der geschickte Zug seiner großartig angelegten Diplomatie: Es kann auch zu diesem Ziele kommen, wenn Griechenland nicht Beherrscherin und Verschenkerin der kretischen Insel werden sollte. Wollen die „Mächte“ durchaus nicht einsehen, daß man des Griechenkönigs Thron stützen, die wackern Hellenen, die ja nur, wie einst Italien und Deutschland, um ihre Stammeseinheit kämpfen, beschirmen, die gräßlichen Türken mit Feuer und Schwert ausrotten muß (was natürlich andre zu besorgen hätten), so ist es, denken die Engländer, zunächst auch gut! Wir besetzen Kreta mit den übrigen Mächten zusammen; denn autonom muß es werden, das steht außer Frage.

Gelänge dieser geschickt vorbereitete und durchgeführte Zug, so würde er einen glänzender Sieg der englischen Diplomatie bedeuten. Kreta darf nicht „autonom“ werden, wenn man England hindern will, auch nur den kleinen Finger auf Kreta zu legen. Denn wenn es autonom ist, muß man doch diese Autonomie auch schützen. Zunächst gewinnt man so Zeit zu den schönsten Machenschaften. Außerdem sind ja schon sechshundert Mann dort; von Malta aus lassen sie sich unbemerkt und leicht auf einige Tausend bringen. Die ganze maltesische Flotte kann in der kürzesten Zeit zur Stelle sein. Jeden Schlupfwinkel, jedes Leuchtfeuer der Küste kennt sie, jeden Ort, der sich zur Befestigung eignet, denn man hat seine „Besuche“ auch auf nützliche Arbeit verwendet. Was hindert also England, zu gelegner Zeit einen Gewaltstreich auszuführen und die Sudabai zu besetzen?

Man wird dem entgegenhalten, daß ja auch russische, italienische, französische, österreichische und deutsche Soldaten dort seien, das ganze europäische Konzert. Freilich, aber auf wie lange? Sind doch sogar die Franzosen aus Ägypten hinausmanövrirt worden! Die Deutschen werden sehr bald wieder abziehen; sie machen nur mit, um Rußland zu stützen. Österreich wird auch zu erweichen sein: wer ihm Salonichi „garantirt,“ dürfte ihm willkommen sein, und mit andern Danaergeschenken, die Österreich und Rußland gegeneinander mißtrauisch machen und hübsch auseinanderhalten würden, würde England gewiß nicht sparen. Italien? Wäre nur nicht die Feindschaft mit Frankreich über Tunis, wären nicht die englischen Dienste in Äthiopien traurigen

Gedenkens, wären nicht die lockenden Versprechungen wegen Tripolis, wäre nicht die klägliche Ohnmacht Italiens, das weder Geld noch militärische Kraft hat! Gegen England ist es doch immer nur als ein nicht großer Bruchteil feindlicher Kraft in Rechnung zu stellen; mit England kann es aber allerlei nützliche Sachen gewinnen, und so wird es auch nicht schwierig sein, es zum Verlassen Kretas zu bewegen. Deutschland? Selbst wenn es ein unmittelbares Interesse an Kreta hätte, würde es doch schwerlich England in die Arme fallen können. Aber sein Interesse ist nur mittelbar, freilich deshalb nicht minder lebendig, und ganz gewiß ist sein Gewicht in der Wagschale für oder gegen England von ausschlaggebender Bedeutung. So bleiben noch Rußland und Frankreich. Blickt man von Kreta aus auf Rußland, so wird es klar, weshalb diese Macht mit aller Kraft die Aufteilung der Türkei oder, wie man es im Zeitungswelsch so schön nennt, das „Anschneiden der türkischen Frage" zu verhindern sucht. Mehr als klug ist schon mit der „Autonomie" Kretas der Grundsatz des Quieta non movere verlassen worden. Während England nur gewinnen kann, wenn es den Stein so zum Rollen bringt, daß er einigen der „interessirten Mächte" über den Leib geht, und vorgehen muß, wenn es den Boden nicht unter den Füßen verlieren will, wo und wann immer sich eine Gelegenheit zum Einmischen und Aufeinanderhetzen bietet, so liegt im Interesse Rußlands das gerade Gegenteil. Bei jeder Hetze, die England beginnt, und es hat es in diesem Sportzweig zu einer unnachahmlichen Geschicklichkeit gebracht, gewinnt das Inselreich in demselben Maße, wie das festländische Rußland dabei verliert. Träte dies aus seiner Zurückhaltung heraus und besetzte mit gewaltthätiger Hand Konstantinopel, so wäre Englands Besetzung von Kreta eine Antwort, der niemand mit Erfolg widersprechen könnte. Stellte sich Rußland feindlich gegen die Türkei, so würde England den „kranken Mann" hochherzig an seinen mitleidigen Busen ziehen und als Belohnung für den Freundschaftsdienst ganz à la Cypern Kreta „pachten." Rußland muß also ein Freund der Türkei bleiben; Rußland muß mit allen Mitteln verhindern, daß der Stein ins Rollen kommt, an dem England unablässig rüttelt. Denn es würde nur gewinnen, was ihm bei einiger Geduld ohnehin sicher ist, was aber nur entwertet in seinen Besitz kommen würde, wenn England sein kühnes Spiel durchsetzen könnte.

So dreht sich, von Kreta aus gesehen, der ganze Kampf um England und Rußland. Wie aber steht Frankreich dazu? Es spielt vielleicht die unglücklichste der vielen unglücklichen Rollen, die es in den letzten fünfzig Jahren zu spielen gehabt hat. Politische Witzbolde vergleichen das schöne Land mit einem Haushahn; namentlich zeichnet der Engländer gern den gallischen Vogel, wie er unnatürlich gespreizt dem stolzen, mächtigen, britischen Löwen seinen unangenehmen Gesang ins Ohr schreit. Wir möchten ein edleres Bild für Frankreich wählen. Uns erscheint es wie der Auerhahn, das kluge, schöne und

scheue Wild, dem der Jäger nicht leicht beikommt. Nur einen Augenblick giebt es, wo es — dann allerdings völlig — den Kopf verliert. Man nennt das in der Jägersprache: der Hahn schleift. Frankreich schleift, indem es den Blick auf die Vogesen gerichtet hält, während die Gefahr ganz wo anders droht. Nicht jenseits der Vogesen hängen Gewitterwolken, wohl aber im Süden über dem Mittelmeer, so weit das Auge reicht. In unsäglicher Verblendung, wie in der Hypnose, läßt Frankreich seine Karten eine nach der andern aus der Hand fallen und spielt die Rolle des bekannten Greises in der großen Seestadt Leipzig. Es suchte und fand Rußlands Beistand „im Falle eines Angriffs von jenseits der Vogesen." Nicht sein Interesse — denn ein Kampf auf Tod und Leben mit uns, das anmutige saigner à blanc, kann doch nicht in seinem Interesse liegen —, sondern das Gefühl der Rache bestimmt seine Politik; kann es sich wundern, wenn es dabei den kürzern zieht? Alle Leidenschaften machen blind, die Rachsucht macht auch taub und unfähig zum klaren Nachdenken, England aber müßte weniger geschickt in Geschäften sein, wenn es versäumte, eine solche Unfähigkeit, die Dinge zu nehmen, wie sie sind, und nicht, wie sie sein könnten, zu seinem Vorteil auszunutzen.

Das wahre Interesse Frankreichs fordert die thatkräftige Bekämpfung Englands: es muß also unter allen Umständen auch im Orient mit Rußland gehen. Weshalb aber geschieht das nicht? Rußland mußte, um England Schach zu bieten, die Unterstützung aller Mächte suchen, die dazu bereit waren. Österreich mußte es sein, wenn ihm seine Stellung und Zukunft auf der Balkanhalbinsel gesichert bleiben sollte, was weit wirksamer durch Rußland als durch England geschieht. Denn Salonichi mit einem englischen Kreta davor ist nur ein Ding von zweifelhaftem Werte. Deutschland war es aus einer ganzen Reihe der einfachsten Gründe, die hier nicht aufgezählt zu werden brauchen. Weshalb also schwenkte Frankreich ab? Auch hier trat das Gefühl hindernd in das klare Urteil der von dem Volksempfinden abhängigen französischen Diplomatie. Für Frankreich trat nicht Deutschland an Rußlands Seite, sondern Rußland an Deutschlands Seite. Und das unmittelbar nach der Reise des Zaren, gleich nach Châlons! War das nicht ein moralischer Verrat gegenüber der Abmachung für den Fall eines „Angriffs von jenseits der Vogesen"? Auch hier das Schleifen in der Hypnose: Rußland war offenbar in Deutschlands Fahrwasser, und dennoch verlangte es unter den aufgehenden Strahlen des erneuten Dreikaiserbündnisses von Frankreich unbedingte Heeresfolge im Orient! Da waren doch Englands geschäftig dargebrachten Vorschläge gar nicht so übel. Konnte denn ein türkisch-griechischer Krieg, wie er auch ausgehen mochte, nicht auch im französischen Interesse liegen? England würde Frankreich zu Syrien, zu Tunis verhelfen (die peinliche Sache mit Ägypten wolle man kameradschaftlich einmal aus dem Spiele lassen); England würde, wenn endlich — a consummation devout'ly to be wish'd — die große Abrechnung

mit dem unangenehm übermächtigen Deutschland käme, nicht bloß papierne Schuhsohlen, feuchte Patronen und nicht explodirende Granaten senden, nein, es würde wirklich seine Kanalflotte mobil machen und in der Nähe von Kiel kreuzen lassen. Das war doch nicht zu verachten! Darüber, über den Vogesen, über der verletzenden Rücksichtslosigkeit, mit der Freund Rußland auf Frankreichs wahre Interessen hinwies, über den geschickt aufgeputzten Brocken, die ihm England hinwarf, vergißt Frankreich sein erstes und größtes Interesse: die Beherrschung des Mittelmeers. Es braucht einen Blücher, der ihm sagt:

Wo steht der Feind? — Der Feind? dahier. —
Den Finger drauf, den schlagen wir.

Der Feind steht aber in Ägypten und auf Kreta, nicht hinter den Vogesen.

Deutschland kann in seinem eignen Interesse nur auf Rußlands Seite sein. Seitdem England mit komischem Staunen herausgefunden hat, daß es unsre Politik nicht für sich „eingesponnen" hat, ist es sehr zornig geworden, und da dergleichen Gemütsstimmungen leicht alle Klugheit vergessen machen, hat es seine Karten uns gegenüber mit etwas brutaler Deutlichkeit aufgedeckt. Wir spielen jedoch ruhig weiter, denn wir wissen, daß unsre und der andern Gegenspieler Karten stark genug sind, seiner Weltmachtspolitik ein Halt zu gebieten. Ein solches Halt kann aber dem gährenden Reiche verhängnisvoll werden.

So erscheint dem Laienauge von Kreta aus, von den Höhen, die die Sudabai umziehen, als der Kernpunkt der ganzen orientalischen Frage die großartige, kühne und gefährliche Politik Englands, das nicht nur um den Weg nach Indien, sondern um seine Existenz kämpft. Die „Ohnmacht der Mächte" aber ist eine Zeitungsphrase, die keinen Laien irre machen sollte.

Dunkler Drang nach einem guten Rechtsweg

Von Richard Goldschmidt

4

(Schluß)

Der intelligible Charakter ist wie „das Ding an sich" ein wesenloser Schein, ein Nichts, mit dem nichts anzufangen ist. Was nützt es auch, wenn wir weder in unsern Handlungen, noch in unserm empirischen Charakter frei sind, auf einen „Charakter an sich" zurückzugehen, der frei sein soll? Es ist nicht nötig, eigentlich nicht einmal zulässig, mit dem außerhalb der Erfahrung liegenden

intelligibeln Charakter irgendeine Vorstellung zu verbinden. Das kann aber nicht befriedigen, solche völlige Anschauungslosigkeit ist noch viel unverständlicher als eine logisch unerklärliche unmittelbare Anschauung. Schopenhauer hat deshalb auch den intelligibeln Charakter zu verdeutlichen gesucht. Nach ihm ist der Verbrecher durch den „empirischen Charakter" berechenbar und deshalb für seine That nicht verantwortlich; aber dafür soll er verantwortlich sein, daß sich sein empirischer Charakter zu einem verbrecherischen entwickelt hat, da er ihn bei der Freiheit seines intelligibeln Charakters anders hätte gestalten können. Bei dieser Theorie wird man zu der Frage gedrängt, ob denn der intelligible Charakter angeboren oder eine freie Willensthat des Menschen sei. Verantwortlich kann man doch für seinen intelligibeln Charakter nur dann sein, wenn er, der den empirischen Charakter bestimmt, wenigstens selbst auf einer freien Willensthat beruht. Deshalb bekennt sich auch Schopenhauer zu der Lehre, daß der intelligible Charakter sich selbst bestimme, und nennt ihn causa sui. Schopenhauer ist dadurch mit andern Worten und unter Verschleierungen zu dem Problem zurückgekehrt, von dem der gesunde Menschenverstand von Anfang an ausgeht. Merkwürdig und unbegreiflich bleibt dabei noch immer, daß wir auf unsern empirischen Charakter nur, wie er sich entwickelt hat, nicht aber wie er sich immerfort weiter entwickelt und sich im Einzelfalle erweist, einen zurechenbaren Einfluß haben sollen. Von der unmittelbaren Anschauung der Willensfreiheit kann sich, ohne mit sich selbst in Widerspruch zu geraten, nur die mechanische Weltanschauung des Materialismus losmachen.

Auf dem letzten kriminalanthropologischen Kongreß in Genf Ende September 1896 wurde denn auch mit Begeisterung die Lehre verfochten, die den Verbrecher als unglückliches, krankes Geschöpf hinstellt, das durch Zusammenwirken seiner angebornen Veranlagung und bedauerlicher äußerer Verhältnisse mit Naturnotwendigkeit in die Bahn des Lasters gedrängt worden ist. Denen, die wenigstens ein bescheidnes Maß der Verantwortlichkeit des Verbrechers erhalten wissen wollten, wurde mit großem Geschick entgegnet, daß die Menschheit früher auch die Irren, als vom Teufel besessen, grausam behandelt habe, die unentwickelte Menschheit fühle eben eine Befriedigung darin, jedes Unglück auf ein Verschulden zurückzuführen, während es dem menschlichen Fortschritt vorbehalten sei, in jeder anscheinenden Verschuldung die unglückliche Handlung eines des Mitleids würdigen Thäters zu finden.

Nach der mechanischen Weltanschauung giebt es keine Strafe, die verschuldet, keine Wohlthat, die verdient ist. Jede That, jede Unterlassung erscheint ihr notwendig wie das Schicksal, gleichsam wie das Verhängnis der Alten, dem sich auch die Götter fügen mußten. Das Fatum, das über den Göttern schwebte, soll den Menschen bei jeder einzelnen Handlung leiten. Da giebt es nichts zu loben, nichts zu tadeln, jedes Wollen und Thun ist und

bleibt eine notwendige Fügung in der ewigen Kette von Urſachen und Wirkungen.

Es iſt ſicherlich ſehr bequem, einer Weltanſchauung zu huldigen, bei der man ſich völlig verantwortungsfrei fühlen darf. Und doch würde es mit einer ſo einſeitigen Weltanſchauung recht bald zu Ende ſein, wenn ſie nichts weiter als verführeriſche Bequemlichkeit zu bieten vermöchte. Die große Gefahr, daß ſie von den weltentrückten Denkern auf die Maſſen des Volkes übergeht, liegt aber darin, daß ſie und nur ſie allein die irdiſche Gerechtigkeit in vollendetem Maße verbürgt und ſich dabei mit grobſinnlichen Vorſtellungen verbindet, die ſich noch heute allgemeiner Verbreitung und Anerkennung erfreuen, den Idealismus aber, wenn er ſich auf ſie zu ſtützen ſucht, in die Irre führen. So wenn Montaigne ſagt: „Zur Erhaltung der Körper ſind die Grabgewölbe, zur Erhaltung des Namens iſt der Ruhm beſtimmt.“ Aber der Ruhm iſt eitel, echt iſt nur der Nachruhm, der dem gilt, der nichts von ihm erfahren kann. Der Name iſt Schall und Rauch und ſtimmt oft nicht einmal mit dem Namen deſſen überein, den er bezeichnen ſoll. Die Grabgewölbe, und wenn ſie Pyramiden ſind, vermögen nicht die Körper zu erhalten. Es iſt auch erſtaunlich, daß die Menſchen bis auf den heutigen Tag auf die unveränderte Erhaltung des Leichnams, alſo des gerade beim Tode vorhandnen Körpers einen ſo hohen Wert legen, obwohl ſie den Urſtoffen, aus denen ſich der lebende Körper zuſammenſetzt, eine gleiche Aufmerkſamkeit weder ſchenken können noch wollen. Hat doch der Körper bei Lebzeiten in jeder Faſer, in jeder Blutzelle unausgeſetzt gewechſelt, iſt doch das phyſiſche Leben jedes einzelnen Menſchen ein fortwährender, in jedem Atemzug bethätigter Wechſel der Stoffe ſeines Körpers mit den Stoffen der Außenwelt. In dem Alten Teſtament iſt den Juden verboten, Blut zu trinken, weil in dem Blut die Seele liege, im Homer müſſen die Schatten der Unterwelt, um ſich wieder zu beſeelen, um eine Erinnerung an das irdiſche Daſein zu gewinnen, Blut trinken, und Ariſtoteles ſpricht noch ganz unbefangen aus, daß das Blut die Seele ſei. Dieſelbe Vorſtellung hat ſich im Mittelalter erhalten; wer ſeine Seele dem Teufel verſchreiben will, muß es mit ihr ſelbſt, mit ſeinem Blute thun. Ähnlich ſucht unſer heutiger Materialismus in dem Gefüge und der Erſcheinungsform des Körpers die Erklärung für deſſen geſamte Leiſtungsfähigkeit zu finden und ſchreibt nicht nur das phyſiſche Leben, ſondern auch das Denken einer Eigenſchaft beſonders gefügten Stoffes zu. Auch Du Bois-Reymond teilte dieſe Anſicht und ſcheute nicht davor zurück, ihr den kraſſeſten Ausdruck zu verleihen. Er ſagte in einer Vorleſung vor ungefähr dreißig Jahren: „Bevor ich an einen Gott glauben ſoll, muß man mir ein der Denkkraft dieſes göttlichen Weſens entſprechendes Gehirn vorweiſen.“ Indem wir alſo nach materialiſtiſcher Weltanſchauung täglich in beſtändigem Stoffwechſel nicht nur Teile unſers Körpers, ſondern unſers eigenſten Ichs, unſers Denkens und Fühlens an

die Außenwelt abgeben und von dieser andre Teile empfangen, wird in dem ewigen Lauf der Zeiten auch jedes einzelne Atom zu einem gleichen Maß der Empfindung von Freude und Leid berufen sein müssen. Bei dem Zufallspiel des Roulettes kann in einem größern Zeitraum die schwarze Farbe nicht öfter gewinnen als die rote. In demselben Gleichmaß bewegen sich die Atome, die heute freudig erregt in der Brust eines siegreichen Königs schlagen und in wenigen Jahren die Qualen eines elenden Bettlers teilen, heute die glänzende Schönheit eines triumphirenden Weibes bilden und mit der Zeit den ekelhaften Aussatz eines armen, siechen Leibes darstellen.

Der große Cäsar tot und Lehm geworden
Verstopft ein Loch wohl vor dem rauhen Norden.

Der große Cäsar selbst, nicht nur sein Leib. Auch die Atome, die einst Shakespeare beseelten, sind nicht allein für den Pulsschlag großer Dichter und Denker bestimmt; erstehen sie aus dem Staube zu neuem Leben, so mag man sie in dem Fittich des Adlers, in den Blättern des Lorbeers oder in dem Wurme, der zum Köder für Fische dient, suchen.

Der Materialismus kennt keinen für sein Wollen und Handeln verantwortlichen Menschen, also auch keine menschliche Sittlichkeit, wohl aber eine vollkommen gerechte Weltordnung. Die „schwarzen und die heitern Lose" sind nach ihm unter allen lebenden Wesen unverschuldet und unverdient verteilt und treffen im Laufe der Zeiten jedes gleichmäßig. Ohne Hinweis auf ein besseres Jenseits ruft er anschaulich und beredt: Die ewige Gerechtigkeit ist verbürgt, die Atome, die Leid tragen, gehen einer glücklichen Zukunft entgegen, und die Atome der glückgehärteten Herzen werden des Lebens Leiden zu fühlen haben. Die mechanische Weltordnung ist weder gut noch böse, weder erhaben noch niedrig, sie ist einfach unwahr. Der Homunkulus in der Retorte ist noch nicht hergestellt, wir können keine einzige Tier- oder Pflanzenzelle bilden, noch niemals ist es gelungen, so sehr wir auch jedes Stoffgefüge zersetzen und in seiner Zusammenfügung verändern können, eine Materie mit der Eigenschaft des Denkens zu organisiren. Das allein schon sollte eigentlich den Naturforscher stören, am Materialismus festzuhalten. Ehe Du Bois-Reymond sein berühmtes: „Wir wissen nicht und werden nicht wissen" aussprach, hat er seinen materialistischen Standpunkt mit der wie ein übler Scherz klingenden Redewendung retten wollen, daß die Naturforscher ebenso gut Zellen bauen könnten, wie die Natur, denn die Natur ließe sie wachsen, und der Naturforscher ließe sie auch wachsen. Das sind Worte, die nicht erklären, sondern verwirren. Die Natur schafft durch ihre eignen geheimnisvollen Kräfte, sie läßt nicht wachsen, sondern wächst und der Mensch wiederum kann nicht selbst schaffen, sondern nur die Natur schaffen lassen. Der grundsätzliche Materialismus wird auch niemals eine zulängliche Erklärung für die Erscheinung finden,

daß es bei dem unleugbaren und ununterbrochnen Wechsel aller körperlichen Atome ein beharrendes Ich im lebendigen Menschen, ein den Körper mit Rückerinnerung seines Lebenslaufs beherrschendes stetiges Selbstbewußtsein giebt. Wenn sich trotzdem schon geraume Zeit und ohne Würdigung des Widersinnigen der Lehre unter den Professoren Materialisten von reinstem Wasser befinden, so ist die Befürchtung gewiß berechtigt, daß im Laufe der Zeit die Volksmassen, die noch weniger kritisch angelegt sind als die Professoren, wenigstens vorübergehend einer Weltanschauung huldigen werden, die volle und ausnahmslose Gerechtigkeit verspricht. Steht doch die Vernunftwidrigkeit von Weltanschauungen ihrer Verbreitung unter den Menschen weit weniger im Wege, als gewöhnlich angenommen wird. Der Drang nach Gerechtigkeit ist so überwältigend, daß selbst ein so einsichtiger Mann wie Wilhelm Jordan dem Wahn Ausdruck giebt, in jedem lebenden Wesen gleiche sich die Summe von Freud und Leid im Laufe seines irdischen Daseins aus. So ist wohl auch die abenteuerliche Idee der Seelenwanderung hauptsächlich dem Bedürfnis entsprungen, zwischen Sittlichkeit und irdischer Glückseligkeit ein gerechtes Verhältnis herzustellen. Im Buddhismus hat jeder Einzelne sein Glück auf eine gute, sein Mißgeschick auf eine böse That in seinem zeitigen oder frühern Leben zurückzuführen. Gerade aber deshalb, weil die Anschauung einer mechanischen Weltordnung dem Gerechtigkeitsgefühl der Menschen Genüge leistet, muß ihr so eindringlich als möglich entgegengetreten werden. Um den Preis der Willensfreiheit darf kein lebensfähiges Volk die Gerechtigkeit erkaufen wollen. Mit Begeisterung verteidigen die Gelehrten die Willensunfreiheit, mit Hohn sprechen sie von dem elenden Haufen, der sich für seine Handlungen verantwortlich hält. Wie können aber die Herren bei ihren Anschauungen der eiteln Selbsttäuschung verfallen, sich für eine Meinung zu begeistern, die ihnen mit Naturnotwendigkeit aufgedrängt war? wie können sie andre Leute wegen eines Irrtums verspotten, den diese mit Notwendigkeit für Wahrheit halten mußten? Wie können die Herren überhaupt von einer guten oder bösen That sprechen, wenn jede Handlung dem unfreien Willen entspringt und naturnotwendig ist? In dem willensunfreien Menschen giebt es kein Streben, sondern nur Triebe. In einer materialistischen Weltanschauung, die das Ich in Atome auflöst, giebt es keinen Tod, aber auch kein Leben, sondern nur maschinenartiges Triebwerk. Nur das über die Auffassungsfähigkeit des Verstandes hinausgehende Wunder der Willensfreiheit, die selbstschöpferische freie That ermöglicht die Unterscheidung zwischen Bösem und Gutem, ermöglicht die Sünde. Eine tiefsinnige Überlieferung erzählt, daß es dem Menschen, um ihn vor Sünde zu bewahren, verboten gewesen sei, von dem Baum der Erkenntnis zu essen. Nachdem er aber einmal davon gegessen hat, kann ihm eine gleißnerische Dialektik zwar die Erkenntnis absprechen, aber das Paradies wird sie ihm nicht wiedergeben.

Einseitiges Denken hat alles Unerklärbare des tierischen Instinkts weg-

zuräumen gesucht,*) man sollte aber statt dessen damit anfangen, die instinktähnlichen unmittelbaren Vorstellungen in unserm eignen Denken aufzusuchen. Die unmittelbaren Vorstellungen sind freilich dem Menschen nicht angeboren, aber sie sind auch nicht aus der Erfahrung gewonnen. Sie entwickeln sich auf Grund angeborner Fähigkeit mit Hilfe der Erfahrung. Sie können logisch viel eher zerstört als begründet werden, aber sie werden von dem Erkenntnistrieb der gesunden Vernunft als unentbehrlich und thatsächlich richtig festgehalten. Sie dürfen nicht mit willkürlichen metaphysischen Spekulationen verwechselt werden, denn sie sind allgemein und notwendig. Logisch wird jede Handlung des Menschen von Beweggründen bestimmt, mögen sie aus Gedanken oder Gefühlen bestehen, mögen sie bewußt oder unbewußt sein, aber nach unsrer natürlichen unmittelbaren Erkenntnis hat der Mensch selbst einen bestimmenden Einfluß auf die ihn bestimmenden Beweggründe. Also ein Widerspruch, und dennoch eine Wahrheit. Die Willensfreiheit des Menschen widerspricht in der That seinen eignen Denkgesetzen, und dennoch lebt sie in der Vorstellung aller denkenden Menschen und wird praktisch auch von denen gedacht, die sie theoretisch zu leugnen suchen, denn niemand vermag sich anders als mit bloßen Worten dem Erkenntnistrieb seiner Vernunft zu entziehen. Wohin man kommt, wenn man die objektive Giltigkeit der allgemeinen und notwendigen unmittelbaren Vorstellungen leugnen will, ist in den bisherigen Ausführungen nur im Geistesgebiete des menschlichen Willens verfolgt worden. Im Gebiete der Erscheinungswelt tritt es aber noch viel deutlicher zu Tage, daß man einer allgemeinen und notwendigen Denkvoraussetzung, auch wenn sie sich logisch widerspricht, nicht entgehen kann, ohne in noch größere Widersprüche zu geraten, als die vermieden werden sollen.

Bei unserm Wollen sprechen wir von Beweggründen, bei jeder Veränderung in der Außenwelt von den sie bewirkenden Ursachen. Logisch muß jede Veränderung eine zulängliche Erklärung in der sie bewirkenden Ursache haben, und diese wirkende Ursache ist selbst wieder nur Wirkung einer vorhergehenden Ursache. Ein Abschluß in der Reihe der wirkenden Ursachen läßt sich aber niemals finden ohne den handgreiflichen logischen Widerspruch, daß schließlich doch etwas die Ursache seiner selbst gewesen sein müßte. Wie man gegenüber den bestimmenden Beweggründen logisch richtig die Willensfreiheit leugnet, so muß man mit gleicher Schlüssigkeit jede Veränderung in der Außenwelt für eine sich aus der Richtigkeit der Kausalitätsgesetze ergebende Sinnestäuschung erklären. Wenn nämlich jede Wirkung lediglich der zulänglichen Ursache entspringt und ihr mit Notwendigkeit entspringen muß, dann müssen Wirkung und Ursache auch völlig übereinstimmen. Woher sollte auch ein drittes, die

*) Ich verweise hier auf die im Vorwort zu meiner Schrift: Was ist Geld? (Leipzig, Fr. Wilh. Grunow, 1894) ausgesprochnen Ansichten.

Veränderung kommen, da Wirkung nur das ist, was verursacht wurde, und als Ursache nur das anerkannt wird, was wirksam ist? Wem es darauf ankommt, die Erscheinungswelt nicht zu leugnen, sondern zu erklären, wem es nicht darauf ankommt, den Menschen zu leugnen und in ihm eine willensunfreie Maschine zu sehen, der wird sich zu instinktiven unmittelbaren Vorstellungen bekennen müssen.

Mit solchen Grübeleien mag niemand gern etwas zu thun haben, ist doch auch für das Erkenntnisvermögen die Selbsterkenntnis die schwierigste Aufgabe. Es war aber nötig, auf die große Kluft hinzuweisen, die selbst bei der Beantwortung grundsätzlicher, allgemeiner Fragen zwischen dem Denken des Volks und dem der Gelehrten entstanden ist. Es mußte der Versuch gewagt werden, das grübelnde Denken zu widerlegen, das sich mit der gesunden, unmittelbaren Anschauung des Volks in Widerspruch gesetzt hat.

Wie es keine Verantwortung des Menschen ohne Willensfreiheit geben kann, so giebt es auch keine Sittlichkeit ohne Verantwortung. Ein Strafrecht aber, das nicht als ersten Grundsatz die Verantwortlichkeit aufstellt, verliert mit seinem sittlichen Wert jeden Wert und ist nur Formenkram. Das muß sich natürlich auch bei der Handhabung der Gesetze durch gelehrte Richter geltend machen. Für den Verfall unsrer Strafrechtspflege ist nichts bezeichnender, als daß sie dem Wahnverbrechen Eingang verschafft hat. Hätte z. B. jemand den Vorsatz, einen andern tot zu beten, und glaubte er, daß ihm das gelingen könne, so soll er mit dem zur Ausführung seines Vorsatzes verrichteten Gebet einen Mordversuch begangen haben. Wenigstens würde es sich so darstellen, nach den Grundsätzen eines Urteils der vereinigten Strafsenate des Reichsgerichts, das seit 1880 die gesamte deutsche Rechtsprechung beherrscht. Die Begründung des Urteils ist, um es kurz zu fassen, eine Rückkehr zu dem alten Trugschluß, daß nur das Wirkliche möglich sei. In dem Urteil*) heißt es: „Eine teilweise Vollendung einer Straſthat giebt es nicht, denn kausal für den Erfolg ist eine Handlung nie, wenn ein Erfolg nicht eingetreten, der Nichteintritt zeigt eben, daß sie nicht kausal war.“ Es sind das weder sprachlich noch inhaltlich die verfehltesten Behauptungen des Urteils, aber sie genügen. „Teilweise Vollendung“ ist ein Sprachfehler, ein Widerspruch in sich selbst, es muß „teilweise Ausführung“ heißen.**) „Teilweise Ausführung“ ist aber auch falsch und irreleitend, weil sich eine Straſthat nicht teilen läßt. Man kann davon sprechen, daß ein Bild, ein Gemälde teilweise ausgeführt sei, aber ein Mord, eine Brandstiftung, ein Meineid sind keine körperlichen Sachen und

*) Abgedruckt in der Rechtsprechung des deutschen Reichsgerichts in Strafsachen Bd. 1, S. 819 und in den Entscheidungen des Reichsgerichts in Strafsachen Bd. 1, S. 439.

**) Abgesehen davon, daß teilweise gar kein Eigenschaftswort, sondern ein Umstandswort ist. D. R.

lassen sich nicht teilen. Sie lassen sich aber anfangen, ohne beendet zu werden. Die Logik jedoch, daß die Ausführung einer That, die nicht zur Vollendung gekommen ist, nie angefangen haben kann, ist Scheinlogik, die alles gleichmacht, den Wahn, den Irrtum, die Ungeschicklichkeit des Thäters und das unvorhergesehene äußere Hindernis. Zwischen der Annahme der Willensunfreiheit bei jeder einzelnen Handlung und der Annahme, daß bei jedem einzelnen Erfolg auch nur der wirkliche Erfolg möglich gewesen sei, besteht ein logischer Zusammenhang. Vollzieht sich nämlich das innere Geschehen des Willens nur mit Notwendigkeit, so ist auch in dem äußern Geschehen außer der Wirklichkeit nichts möglich.

Ich kann es mir nicht versagen, wenigstens noch einen Satz aus jenem Urteil anzuführen, der so ziemlich auf das Gegenteil des vorher gesagten hinausläuft. Während vorher in jedem Falle nur das Wirkliche möglich sein sollte, so wird später gesagt, daß allgemein gedacht alles möglich sei, was beabsichtigt wird. Es heißt wörtlich: „Aber es darf auch weiter gesagt werden, daß es im allgemeinen derartige Handlungen, die unter allen Umständen ungeeignet seien, den beabsichtigten Erfolg hervorzurufen, in Wirklichkeit gar nicht giebt.“ In unser geliebtes Deutsch übertragen heißt das einfach, daß „im allgemeinen“ aus einem geschäftig untergelegten Hühnerei ein Kalb ausgebrütet werden könne, wenn dies beabsichtigt wird, und es nur für den einzelnen Fall, wo der beabsichtigte Erfolg nicht erzielt worden ist, unmöglich gewesen sei. Die Gesetze ändern sich im Laufe der Zeit, und mit den alten Gesetzen wird meist auch die Erinnerung an die auf ihrer Grundlage gepflogne Rechtsprechung begraben. Jenes Urteil des Reichsgerichts aber ist durch seine Begründung davor geschützt, jemals der Vergessenheit anheim zu fallen.

Der Leser wird die naheliegende Frage aufwerfen: Warum haben denn die Juristen gegen ein solches Urteil nicht Verwahrung eingelegt? Das hat neben vielen andern auch der Verfasser gethan. Professor Binding in Leipzig hat das Urteil tief bedauerlich genannt. Es war alles vergeblich. Das bedauerlichste an dem Urteil ist die Begründung. Aber gerade an dieser wird am zähesten festgehalten, sie hat sogar Schule gemacht.

Das Mögliche, das Wahrscheinliche und das Notwendige sind Begriffe, die den menschlichen Verstand so wie keine andern in Versuchung führen, zu widersinnigen Schlüssen zu kommen. Solche der unmittelbaren, gesunden oder, wie oben gesagt wurde, instinktiven Anschauungsweise widerstreitende Schlüsse mögen sich Philosophie und Theologie vorübergehend erlauben dürfen, in der Rechtswissenschaft, die es mit dem irdischen Leben, der Ordnung der gesetzlich gesicherten Ansprüche und erzwingbaren Verpflichtungen der Menschen zu thun hat, sind sie unerträglich. Die Schlüsse für sich selbst und die Vergeblichkeit aller gegen sie gerichteten Verwahrungen weisen wieder darauf hin, daß die Gesundung von Recht und Rechtsprechung nicht von den Professoren und nicht

von den gelehrten Richtern, sondern allein vom Volke zu erwarten ist. Wenn diese Wahrheit trotz des Dranges nach Verbesserung der Rechtspflege dunkel geblieben ist, wenn man sich von den Schwurgerichten, statt sie zu vervollkommnen, abwenden oder sie wenigstens in ihrer Zuständigkeit einschränken will, sich in unberechtigten Vorwürfen namentlich gegen die jüngern Richter ergeht und nach Änderungen tastet, die keine Hilfe bringen können, so beweist das deutlich, daß nicht nur die Wissenschaft in falsche Bahnen geraten, sondern auch die juristische Kritik erlahmt ist. Darunter leidet aber neben der Jurisprudenz auch unser gesamtes politisches und wirtschaftliches Leben. Auch die öffentliche Meinung bedarf zwar nicht der juristischen Bevormundung, die an ihrer Stelle denkt, wohl aber eines urteilsfähigen juristischen Beirats, der jedem gerecht werden will und von der ungerechten Einseitigkeit schroffer Parteigegensätze zu überzeugen versteht.

München und Konstanz*)

In München erwies mir Dr. Lossen, der damals noch nicht Professor und Sekretär der königlichen Akademie der Wissenschaften war, so lange Gastfreundschaft, bis ich mit seiner Hilfe eine Wohnung gefunden hatte. Ich mietete zwei möblirte Zimmer in der Türkenstraße, gegenüber dem Eingaug der Türkenkaserne. Als ich einzog, hingen die Wände voll Landkarten. Entschuldigen Sie nur, Herr Dokter, sagte Frau Müller, das wollen wir gleich wegräumen, der Ferdl und die Lulu treiben mit Leidenschaft Geographie. Frau Müller war von kleiner Mittelgröße aber überaus kräftig und in allen ihren Bewegungen energisch; die blonden Haarsträhne hingen zum Teil wirr über ihr freundliches, freudestrahlendes Gesicht, und über ihr tiefes Negligee hatte sie ein rot- und grünkarrirtes Tuch lose geschlungen. Als wir mit dem bischen Einräumen fertig waren, kam sie noch einmal hereingestürzt und rief: Wünschen Sie noch was, Herr Doktor? Ich möchte Sie so recht — so recht gemütlich machen! Dabei machten ihre entblößten muskulösen Armee Stoßbewegungen wie beim Bettenaufschütteln, sodaß es schien, als wollte sie mir durch eine Art Massage zur Gemütlichkeit verhelfen. Gemütlich war es ja nun wirklich bei ihr. Sie war eine herzensgute Frau, dabei voll Arbeitskraft und Lebenslust — und

*) Fortsetzung der Lebenserinnerungen von Carl Jentsch. Vergl. Nr. 8: „Jenseits der Mainlinie."

voll wissenschaftlichen und Kunstenthusiasmus. Sie kochte sehr gut und besorgte, nur von einer Aufwartefrau, die auch bei großer Wäsche half, unterstützt, allein alle Arbeit für die zahlreiche Familie. Diese bestand aus dem Manne, der als Importeur von südländischen Gemüsen und italienischen Kapaunen die deutsche Landwirtschaft schädigte, zwei Kindern von zehn und zwölf Jahren, einem Militärarzt, ihrem Vetter, den sie beköstigte (ich nahm bei ihr außer dem Frühstück nur im Winter das „Nachtessen"), und ihren Eltern, die eine gesonderte Wohnung in demselben Hause hatten. Da kam es denn vor, daß sie des Morgens plötzlich von ihrem Waschschaff wegstürzte mit dem Ausruf: Gott, es ist schon dreiviertel Elf, und um elf Uhr liest Professor Ranke über den Urmenschen! In anderthalb Minuten war die Umkleidung fertig, und Frau Müller flog zur Universität. Und da nun auch ihr Mann und Dr. Feuerbach, ein Sproß der berühmten Familie, gemütlich und unterhaltsam waren, so verflossen die Abende in der Familie sehr angenehm. Natürlich zankten wir auch oft, und da standen denn gewöhnlich die drei Männer gegen die eine Frau, die es jedoch wohl auch mit noch mehreren aufgenommen hätte. Einmal aber habe ich sie mit der pedantischen Rechthaberei, die ein methodisch denkender Mann so schwer zu zügeln vermag, zum Weinen gebracht. Sie schwärmte für antike Kunst, schwärmte zugleich auch für Wagnersche Musik und haßte Christentum und Mittelalter. Da zog sie nun, um den Widerspruch zwischen jenen beiden Schwärmereien aufzuheben, frischweg die Folgerung, daß die Wagnersche Musik klassisch, die von Haydn und Mozart romantisch sei, und ich Esel wollte sie zwingen, das Gegenteil anzuerkennen, was selbstverständlich auch dann nicht möglich gewesen wäre, wenn ich körperliche Folterinstrumente angewandt hätte. Mit dem Christentum, überhaupt mit aller Religion, hatte sie vollständig gebrochen, als ihr der Tod den ältesten Sohn, einen kräftigen und gesunden und, wie sie versicherte, ideal schönen Knaben geraubt hatte; von einem Gott, meinte sie, der so etwas thun könne, falls es einen geben sollte, möge sie nichts wissen. So ergab sie sich denn mit der ihr eignen Schneidigkeit und Entschiedenheit der Feuerbachschen Diesseitigkeitslehre, die ohnehin zur Familientradition gehörte. Ihre praktische Philosophie war übrigens gar nicht übel. Als ich ihr einmal das katholische Heiligenideal empfahl, mit dem ich damals noch nicht ganz gebrochen hatte, entgegnete sie: Damit bleiben Sie mir vom Leibe! Meine Philosophie ist: tüchtig arbeiten, tüchtig essen, freudig genießen. Und bei dieser Philosophie hat sich ihre Familie sehr wohl befunden. Als ich aus München fort war, wurde ihr Ersatz für den verstorbnen Sohn. Sie war darüber natürlich hoch erfreut, aber, wie sie mir schrieb, der Hoftheaterintendant hatte ihr einen dicken Wermutstropfen in den Freudenbecher fallen lassen. Das Bayreuther Weihfestspiel zu besuchen, hatten ihr ihre häuslichen Verhältnisse nicht erlaubt. Nun wurde gerade während ihrer Sechswochen die Nibelungentrilogie zum

erstenmale in München aufgeführt. Sie hatte also die maßgebenden Behörden ersucht, ihr zu erlauben, daß sie die Vorstellung mit ihrem Säuglinge besuche und ihn dabei stille. Und die Grausamen hatten es ihr abgeschlagen mit Rücksicht auf unsre heutigen Sitten, die die Erfüllung heiliger Mutterpflichten für etwas Lächerliches oder gar Unanständiges erklären! Und so war ihr heißer Wunsch, das größte Werk des göttlichen Meisters kennen zu lernen und zu genießen, vorläufig unerfüllt geblieben.

Wenn die gute Frau Müller noch leben und dieses lesen sollte, wird sie mich hoffentlich nicht anklagen, daß ich sie lächerlich machen wolle. Das Komische, worüber wir lachen, liegt ja nur in der Kontrastwirkung, und diese ist nur ein kleiner Ausschnitt aus der großen Tragikomödie des Lebens. Wir finden keine Dame lächerlich, die sich für Musik und Litteratur, für den Fortschritt der Wissenschaften und für die großen Daseinsfragen lebhaft interessirt. Also daß die Frau, die doch so zu sagen auch ein Mensch ist, an den höchsten Interessen des Menschen teilnimmt, kann an sich nichts lächerliches sein. Wenn nun aber die Verbindung von Waschschaff und Philosophie, von Kochtopf und Musiktheorie (Kinderstillen und Ästhetik sind so wenig unverträglich mit einander, daß vielmehr eine stillende Mutter einen der schönsten und edelsten Gegenstände der bildenden Künste abgiebt; auch dem lehrenden Heiland lassen die Maler gern solche zuhören), wenn diese Verbindung komisch wirkt, verliert dadurch etwa das Opfer dieser Komik an Achtungswürdigkeit? Steht die ästhetisirende Dame deswegen über der unbemittelten ästhetisirenden Familienmutter, weil sie es nicht nötig hat, schmutzige Wäsche zu waschen, am Kochofen zu schwitzen und ihren Jungen die Hosen zu flicken? Das Gegenteil wird doch wohl das richtigere sein, vorausgesetzt, daß unter der Ästhetik die Wirtschaft nicht leidet. Oder will man die Arbeitsteilung so weit durchführen, daß man den mit grober Arbeit beschäftigten die Beschäftigung mit den höhern Dingen grundsätzlich verwehrt, d. h. ihnen grundsätzlich verwehrt, ganze Menschen zu sein? Thatsächlich ist es ihnen ja meistens verwehrt, und sofern sie das inne werden, liegt eben darin die Tragik des Menschendaseins. Versuchen sie nun, das Entgegengesetzte zu verbinden, so giebt das allerdings zu lachen. Aber daran dürfen sie sich nicht kehren. Ist es doch sogar ein verdienstliches Werk, seinen Mitmenschen zu lachen zu geben, da Lachen die gesündeste aller Muskelbewegungen und Seelenerschütterungen und eine unentbehrliche Medizin in dieser an Gift und Galle so reichen Welt ist. Zudem ist ein Mensch, der seinen Mitmenschen keinen Anlaß zum Lachen giebt, entweder ein Unhold oder ein ganz unbedeutender Philister ohne geistigen Inhalt und ohne charakteristische Eigentümlichkeiten. Zwar preist man uns auch Heilige und Helden an, über die zu lachen eine Ehrfurchtsverletzung sein soll (von den unglückseligen modernen Majestäten, die der Staatsanwalt vorm Belachtwerden schützt, und denen dadurch die grausame Zumutung gestellt wird, keine Menschen mehr sein zu

sollen, rede ich nicht), aber diese Heiligen und Helden sind ja meistens lackirt; kratzt man den Legendenlack herunter, so findet man genug des Heitern. Die echten Heroen verschmähen den Lack. Cäsar hatte nichts dagegen, daß seine Soldaten Spottlieder auf ihn sangen, und Sokrates saß bei der Aufführung der Wolken in der ersten Reihe, und als seine Karikatur auf der Bühne erschien, drehte er sich um, damit sich die Zuschauer überzeugen könnten, ob die Maske getroffen sei. Mit Aristophanes blieb er gut Freund, und der Verehrung, die er bei seinen Anhängern genoß, that die Verspottung keinen Eintrag.

Die Arbeit für den Merkur — ich war der Hauptmitarbeiter; außerdem lieferten die Professoren Reusch und Michelis das meiste — füllte meine Zeit so ziemlich aus. Da ich des Morgens zeitig anzufangen pflege, habe ichs um 12 Uhr gewöhnlich satt. In München rückte ich — wenn ich nicht gerade um diese Zeit auf der Bibliothek zu thun hatte — regelmäßig Punkt 12 Uhr mit der Wachtparade aus, die damals von der Türkenkaserne gestellt wurde, und freute mich über den mitmarschirenden Trupp junger Arbeiter und Handwerksgesellen, die allesamt gläubige Sozialdemokraten und zugleich warme Verehrer der forschen Militärmusik waren. Ich marschirte mit bis zur Feldherrnhalle und bog dann in den englischen Garten ab, da man bei Heck erst um 1 Uhr Mittagessen bekommt. Bei Regenwetter brachte ich die Stunde in einer der „Theken" zu. Nach dem Kaffee wurden im Museum Zeitungen und Zeitschriften gelesen. Die Abende verlebte ich im Sommer im Freien, im Winter oft bei meinen Wirtsleuten, manchmal im Café Heck, wo man gewöhnlich ein paar altkatholische und auch andre Professoren traf. Besonders lieb waren mir unter ihnen Stieve und der leider in den besten Jahren verstorbne von Druffel, die mir sehr freundschaftlich gesinnt waren, und die ich auch öfter bei Lossen traf, in dessen angenehmem Familienkreise ich, so oft es anging, die Sonntagnachmittage und Abende zubrachte.

Gottesdienst hatte ich fast alle Sonntage zu halten. Manchmal in der Kirche auf dem Gasteig, am äußersten Ostende Münchens, jenseits der Maximiliansbrücke. Es war sehr freundlich von den guten Münchnern gewesen, daß sie den Altkatholiken gerade dieses Kirchlein angewiesen hatten, wodurch sie, von ihrem römisch-katholischen Moralstandpunkte aus gesprochen, die Verdienstlichkeit des Kirchenbesuchs nicht wenig steigerten. Ein Richter, der eine volle Stunde zu marschiren hatte, kam stets und bei jedem Wetter mit seiner Frau, und immer zu Fuß; auch Dr. Lossen, der — sein Haus steht in der Kaulbachstraße — ziemlich weit hat, fehlte niemals. Das Kirchlein war immer dicht gefüllt, und die regelmäßigen Besucher waren zweifellos aufrichtig religiös gesinnte Leute. Am häufigsten hielt ich in Mehring Gottesdienst. Mehring ist ein Flecken zwischen München und Augsburg, dessen Pfarrer, Renftle hieß er, sich gegen die vatikanischen Dekrete erklärt hatte. Da die bairische Regierung diese als nicht vorhanden behandelte, konnte sie die dagegen protestirenden

Geistlichen nicht absetzen lassen. Renftles Gemeinde verhielt sich anders als die Gemeinden der preußischen Staatspfarrer: sie fuhr fort, seinen Gottesdienst zu besuchen und ihn als ihren Pfarrer anzuerkennen. Freilich war er schon viele Jahre lang dort Pfarrer gewesen, während die meisten der preußischen Staatspfarrer den Gemeinden von der Regierung erst in der Konfliktszeit aufgedrängt worden waren, und nichtvatikanische Geistliche zu exkommuniziren und die Exkommunikation den Gemeinden bekannt zu machen haben, so viel ich weiß, die bairischen Bischöfe nicht gewagt. In Preußen ist ein protestirender Pfarrer, Tangermann, sogar mit Gewalt aus seinem Pfarrhause vertrieben worden. Übrigens fehlte natürlich sehr viel daran, daß die ganze große Mehringer Gemeinde aus überzeugten Altkatholiken bestanden hätte. Druffel machte einmal die ganz richtige Bemerkung, die Mehringer seien nicht ihrem Pfarrer, sondern ihrer Kirche treu geblieben, d. h. dem steinernen Bau. Der Ort hat eine große und nach dem Geschmack der Leute auch sehr schöne Kirche, und schon katholische Städter, nun vollends Landleute, hängen mit solcher Liebe an einem ehrwürdigen und schönen Gotteshause, daß ihnen das Opfer, ihre Kirche zu verlassen und eine hölzerne Notkirche zu beziehen, sehr schwer fällt. Renftle wußte es auch, daß ihm der größte Teil der Gemeinde grolle, sah seine Stellung mehr und mehr unhaltbar werden und siedelte bald nach meinem Weggange aus München auf eine badische Pfarre am Südabhange des Schwarzwaldes über, wo ich ihn noch einigemal besucht habe. Er war ein verständiger und gemütlicher Mann, mit dem ich gern verkehrte. Außerdem habe ich vertretungsweise an verschiednen andern Orten Baierns Gottesdienste abgehalten und Amtshandlungen vorgenommen. Eine interessante Bekanntschaft machte ich in einem Orte an der österreichischen Grenze. Ein richterlicher Beamter gewährte mir da Gastfreundschaft, der von seinen preußischen Kollegen für mehr oder vielmehr für weniger als satisfaktionsfähig erklärt werden würde. Des Morgens ging er barfuß und mit aufgestreiften Hosen in Hemdsärmeln in den Garten, um seiner Frau Suppenkräuter und Wurzeln zu holen, und auch sonst unterzog er sich allen möglichen Wirtschaftsarbeiten. Bei Tisch hatte er neben seinem Teller, um diesen zu schonen, ein hölzernes Brettchen liegen, auf dem er das Fleisch schnitt. Das Söhnlein, ein zweieinhalbjähriger strammer Bube, krabbelte, mit einem einzigen Kittelchen bekleidet, zwischen den Tellern und Schüsseln herum, und die guten Eltern freuten sich herzlich, wenn ihm da etwas passirte, wofür andre als Eßgeschirre bestimmt sind. Seine Frau war eine tüchtige Hausfrau und ganz ländlich; in die Gefahr, nach Art der Frau M. komisch zu werden, konnte sie nicht geraten. Als mir der Mann seine Mutter, ein kleines, bescheidnes Bauerweiblein, vorstellte, fügte er bei, aber vollkommen ernsthaft: „Ein sehr schönes Blatt, der Mérkur [so betonte er] 's lieſt'n gern, den Mérkur, 's Mutterl, 's lieſt'n sehr gern; [nach einer kleinen Pause:] ober's versteht'n nicht.“ In dem Sommer, wo ich ihn kennen

lernte, besuchte er die Bonner Synode als Delegirter. Er reiste, der Geld-ersparnis wegen, zu Fuß hin, bei schönem Wetter die Stiefel ans Ränzchen gehängt, in Dorfwirtshäusern und in Scheunen nächtigend, also ganz apostolisch, vielleicht der einzige wirklich apostolische Mann unter allen Synodalen, und es wäre hübsch, wenn einmal auf einer jener Synoden, die mehr für die Welt-geschichte zu bedeuten haben als die Bonner, etwa auf einer Konferenz öster-reichisch-ungarischer Fürstbischöfe oder auf der preußischen Generalsynode, der Vorschlag gemacht würde, in dieser Beziehung zu den Sitten der Apostel zurückzukehren. Natürlich würde ein solcher Vorschlag allgemeine Heiterkeit er-regen, und sollte ihn der Antragsteller ernst nehmen, so würde man ihn be-lehren, daß er ein beschränkter Mensch sei, der an Äußerlichkeiten klebe, und daß der Apostel Paulus, wenn er heute lebte, ganz gewiß mit der Eisenbahn, und zwar allermindenstens zweiter Klasse reisen und sich peracta labore*) ein gutes Diner und eine Mokka mit einer Havanna sicherlich schmecken lassen würde. Dagegen könnte man ja dann am Ende auch nicht viel einwenden, denn es ist wirklich schwierig oder vielmehr unmöglich, zu sagen, was ein Mann früherer Jahrtausende heute unter ganz andern Verhältnissen thun würde.**) Aber gewisse moderne Dinge giebt es doch, von denen man ohne Schwanken behaupten darf: nein, dazu würde sich ein Apostel nimmermehr verstanden haben! An dem Wohnorte jenes Richters hatte ich einmal gerade am Geburtstage des bairischen Königs Gottesdienst zu halten. Da wurde mir gesagt, die Offiziere der benachbarten österreichischen Garnison würden sich zur Königsgeburtstagsfeier in der Kirche einfinden, und da möchte ichs nur hübsch kurz machen (das that ich ohnehin immer), „denn die Herrn hobens eilig zum Frühschoppen." Ich bin überzeugt, daß da Paulus nicht gefällig genickt, sondern den Boten angeranzt haben würde: „Sage deinen Herren, daß ich die Perlen***) nicht vor die Säue werfe; diese Herren gehören überhaupt nicht in unsre Gemeinschaft, sie sollen zu ihrem Herrn und Vater, dem *ἄρχων τοῦ κόσμου τούτου* gehen!"

---

*) So sagte der Stadtpfarrer Herzig in Glatz gern, um junge Kapläne in den Genus-regeln zu prüfen. Dieser alte Herr hatte sich 1813 das Eiserne Kreuz für Kombattanten ver-dient, machte am Altar in vorschriftsmäßig militärischer Form Kehrt und sprach das Dominus vobiscum im Kommandotone.

**) Bischof Ketteler soll einmal auf die Frage: Was meinen Sie, was Paulus heute thun würde? geantwortet haben: Er würde eine Zeitung gründen. Das glaube ich nun schlechter-dings nicht; aber sich in Zeitungen vernehmen lassen, das würde weder dem persönlichen, noch dem Apostelcharakter des Paulus widersprechen.

***) Mit den Perlen ist hier nicht das Menschenwort an sich gemeint, sondern nur das Menschenwort, sofern es dem Gotteswort als Vehikel dient, und die heilige Handlung. Mein alter Pfarrer Bär las mir einmal mit Lachthränen in den Augen aus einer Zeitung vor: „Hierauf geruhten die Allerhöchsten Herrschaften, in der Schloßkapelle dem Höchsten Allerhöchst-ihren Dank abzustatten."

Meine Arbeit am Merkur wurde mir in der ersten Zeit durch den Umstand erleichtert, daß ich, wie die maßgebenden Münchner Herren,*) der konservativen Richtung huldigte und also in ihrem Sinne handelte, wenn ich unsrer Fortschrittspartei und ihrem Führer Riecks entgegentrat. Diese Partei gedachte auf der nächsten Synode ihre beiden Hauptforderungen, die Aufhebung des Zölibats und die Einführung der deutschen Messe, durchzusetzen, und ich richtete dagegen (von Nr. 15 des Jahrgangs 1877 ab) fünf Artikel unter der Überschrift: Vor der Synode. Der damalige Streit hat ja für die heutige Zeit keine Bedeutung mehr, aber manches von dem, was ich damals geschrieben habe, dürfte auch in andern Fällen der Erwägung wert sein, ich will deshalb den letzten Artikel hier mit einigen Kürzungen abschreiben. In den ersten vier hatte ich zu beweisen gesucht, daß eine bloße Übertragung der lateinischen Meßgebete ins Deutsche ohne andre durchgreifende Änderungen eine ganz bedeutungslose Neuerung sein würde, über die zu streiten gar nicht der Mühe lohne, daß dagegen zu einer wirklichen Erneuerung des Gottesdienstes im Sinne des apostolischen Zeitalters die geistigen und geistlichen Kräfte fehlten (in die heikle Zölibatsfrage hatte ich mich nicht eingelassen). Dann fuhr ich fort:

„Man hat nach einem »frischen Lufthauche« gerufen, der unser Schifflein fördern soll. Wenn man unter dem frischen Lufthauche den Geist versteht, der alles Bestehende um und über den Haufen wirft, wenn man, um deutlich zu sprechen, eine Zunahme unsrer Mitgliederzahl von der Einführung der deutschen Messe und der Abschaffung des Zölibats erwartet, so täuscht man sich. Das glauben wir unwiderleglich dargethan zu haben. Es ist aber von Wichtigkeit, den Grund der Täuschung aufzudecken. Wir stellen uns die Sache folgendermaßen vor."

„Ein großer Teil der Gebildeten hat einen sehr unvollkommnen Begriff von der Bedeutung der Religion für das Volksleben und davon, wie tiefe Wurzeln der Katholizismus in den Herzen geschlagen hat. Der Begriff des Katholizismus ist aber so eng verwachsen mit dem des Papsttums, daß bis zum Jahre 1870 nur wenige daran gedacht haben, wie man ein Katholik sein könne, ohne zugleich Papist zu sein. Niemand hat diese Vermischung mehr gefördert als die Protestanten, die in ihrer Polemik stets den Papismus gemeint, den Katholizismus aber genannt und allen Männern, die nicht wütende Papisten waren, den katholischen Charakter abgesprochen haben. Als nun die Krisis des Jahres 1870 eintrat, da kam die Aufklärung über den Unterschied zwischen Katholizismus und Papismus, die drei oder vier Professoren zu verbreiten sich bemühten, viel zu spät. Ein ganzes Volk lernt nicht in sechs

*) Döllinger, der selbstverständlich dieselbe Richtung vertrat, kam insofern nicht in Betracht, als er sich offiziell am altkatholischen Kirchenwesen nicht beteiligte. Ich suchte ihn nur einigemal auf, um mir in litterarischen Sachen Rat bei ihm zu holen. Er war keine imposante Persönlichkeit, wie ich mir ihn vorgestellt hatte, dafür aber sehr freundlich, gefällig und liebenswürdig.

Monaten um, was ihm drei Jahrhunderte lang unabläſſig eingeprägt worden iſt. Die Maſſe der gläubigen Katholiken ſah ſich alſo vor die Alternative geſtellt, entweder mit Pius die äußerſten Konſequenzen des papiſtiſchen Syſtems zu ziehen, oder nach ihrer Meinung mit dem Papismus zugleich den Katholizismus aufzugeben, und ſie wählte — wenngleich mit ſchwerem Herzen — das erſte. Der Teil der Gebildeten hingegen, der, wie geſagt, von der Macht religiöſer Vorſtellungen und kirchlicher Gewohnheiten keine Ahnung hat, der meinte, die Leute müßten es einſehen, welcher Schimpf unſerm aufgeklärten Zeitalter durch den römiſchen Unſinn zugefügt werde. Einige von ihnen ſchloſſen ſich der altkatholiſchen Bewegung an, in der Meinung, dieſe werde nichts ſein als ein bequemer und raſcher Triumphzug der Wahrheit und Aufklärung durchs deutſche Vaterland. Nun iſt aber, wie vorauszuſehen war, alles ganz anders gekommen. Die katholiſche Bevölkerung Deutſchlands iſt römiſch, teils aus Überzeugung, teils aus Furcht vor Schädigung des Chriſtentums, teils als Füllſtoff zwiſchen dieſen beiden feſten Beſtandteilen, an dieſer Thatſache können weder fromme Wünſche etwas ändern, noch Reſolutionen und Geſetze, die in Berlin, Karlsruhe, Bonn oder ſonſtwo gemacht werden. Dieſer Zuſtand, der durch das jahrzehntelange Zuſammenwirken der verſchiedenartigſten — guten und ſchlechten, bewußten und unbewußten — Kräfte herbeigeführt worden iſt, kann wiederum bloß im Laufe von Jahrzehnten durch das Zuſammenwirken vieler Kräfte beſeitigt werden. Der Altkatholizismus tritt als eine ſolche Kraft, und zwar mit Bewußtſein und Abſicht, in Aktion. Er will der erſte Punkt des Widerſtands ſein, an dem die Ziel und Maß überſchreitende papiſtiſche Bewegung ſich bricht, und von dem aus die Maſſen allmählich in eine andre Richtung gelenkt werden. Es iſt jetzt etwa hundert Jahre her, daß einige wenige Männer der damals herrſchenden rationaliſtiſchen Strömung ſich entgegenſtemmten und jene Rückkehr zur Religion, ja zur Myſtik anbahnten, die, nach Art aller menſchlichen Bewegungen, in unſrer Zeit ſo weit über ihr vernünftiges Ziel hinausgeſchoſſen iſt. Es iſt kein Grund vorhanden, daran zu zweifeln, daß unſre Bewegung ebenfalls ihr Ziel erreichen wird, wenn alle dabei Beteiligten ihre Schuldigkeit thun; denn das Große erbaut ſich doch eben nur aus vielem Kleinen, und das Ganze nur aus dem Einzelnen."

„Alſo nicht der Anteil an einem müheloſen Triumphzuge, ſondern die Verpflichtung zu einer mühſeligen, langwierigen und oft recht verdrießlichen Arbeit iſt das Los des Altkatholiken. Davon wollen aber die Ungeduldigen nichts wiſſen, und nachdem ihre erſte Hoffnung getäuſcht worden iſt, ſehen ſie ſich nach einem »friſchen Luftzuge« um, der die Sachlage plötzlich ändern ſoll. Daß ſie zunächſt darauf verfallen ſind, mit einigen kräftigen Reformbeſchlüſſen der Synode die Rettung aus unbequemer Lage zu verſuchen, das liegt in dem Parlaments- und Geſetzmachungsfieber unſrer Zeit. Wenn dem Deutſchen

des neunzehnten Jahrhunderts ein Wagenrad bricht, oder wenn es ihm an Wasser fehlt, so ist nicht sein erstes, daß er zum Wagenbauer oder Brunnenmacher schickt, sondern er beruft eine Versammlung, hält eine Rede, wählt eine Kommission, faßt ein Dutzend Resolutionen und schlägt zwei Dutzend Gesetze vor. Im politischen Leben hat das Fieber schon ein wenig nachgelassen.*) Man beginnt einzusehen, daß neue Gesetze nicht neue Kräfte schaffen, sondern höchstens die Thätigkeit der vorhandnen regeln; daß die Sitte oder Unsitte überall stärker ist als das Gesetz, und daß Gesetze nur dann ausgeführt werden, wenn sie entweder der Willensausdruck einer weit überwiegenden Mehrheit oder eines ohne Widerspruch gebietenden absoluten Herrschers sind. Es ist daher ein Anachronismus, wenn man kirchlicherseits jetzt erst einen Irrweg betritt, den man politischerseits als einen solchen zu erkennen beginnt. Es ist ein Fehlgriff, neue Synodalbeschlüsse vorzuschlagen, ehe die vorhandnen verdaut sind, ein doppelter Fehlgriff, neue Synodalbeschlüsse vorzuschlagen, die nicht durch ein entschiednes Bedürfnis der überwiegenden Mehrheit unsrer Gemeinden geboten sind, und es ist nebenbei eine Gedankenlosigkeit, von dergleichen Beschlüssen auch noch einen Zuwachs zu erwarten. Das Synodalinstitut ist keine Fabrik, die jedes Jahr so und so viel Paragraphen »fertig zu stellen« hätte. Sind nicht neue Umstände eingetreten, die neue Regelungen fordern, so hat die Synode keine Beschlüsse zu fassen. Sie ist darum doch nicht überflüssig. Die Glieder einer weit zerstreuten Gemeinschaft bedürfen einer jährlichen Einigung, Besprechung, Beratung, damit sie sich nicht fremd werden, nicht auseinanderfallen. Vor der Hand ist das Bedürfnis neuer Mitglieder weit dringender als das Bedürfnis neuer Paragraphen."

„Die apostolische Kirche hatte zwei Jahrzehnte großartiger Entwicklung und Ausbreitung hinter sich, während deren sich jede Gemeinde half, wie sie konnte, da erst wurde die erste Synode in Jerusalem gehalten. Auf ihr wurde ein einziger Paragraph gemacht, und dieser enthielt nichts als die Anerkennung eines thatsächlichen Zustandes. Er besagte nämlich, daß den aus dem Heidentum eintretenden das Joch des jüdischen Gesetzes nicht auferlegt werden solle. Es waren eben bereits Scharen von Heidenchristen vorhanden, die sich der Beschneidung nicht unterworfen hatten."

„Als das Konzil von Konstanz die Superiorität des Konzils über den Papst lehrte, formulirte es auch nur die damalige Sachlage als Dogma. Denn die Leute hätten ja verrückt sein müssen, wenn sie nicht eingesehen hätten, daß das absetzende Konzil über den drei abgesetzten Päpsten stehe, und daß einige hundert wirklich vorhandne Konzilsväter mehr wissen müßten, als ein noch nicht vorhandner Papst."

„Den Leuten unsrer Zeit war vor dem Jahre Siebzig ein Konzil ein

*) Ein arger Irrtum! Was mich dazu verleitet hat, weiß ich heute nicht mehr.

gänzlich bedeutungsloser, weil im realen Leben gar nicht vorhandner Gegenstand, mit dem sich nur die Gelehrten zu befassen hätten. Dagegen war der Papst, dem kein Katholik zu widersprechen wagte, dem man fünfundzwanzig Jahre lang halbgöttliche Ehren erwiesen hatte, aus dessen Munde man eine Unzahl von Abläßen und dogmatischen Erklärungen devotest angenommen hatte, eine sehr reale Größe. Die römisch-katholische Christenheit behandelte ihren Pius zwei Jahrzehnte hindurch wirklich als ihren unfehlbaren Lehrer und unbeschränkten Herrn, und als Montalembert und seine Freunde, die das Werk der absoluten Papstherrschaft redlich gefördert hatten, nun endlich sahen, was sie angerichtet hatten, und zu widersprechen anfingen — nun, da war das Werk eben fertig und zu solid, als daß Proteste es hätten einreißen können. Pius sprach eben auch bloß die thatsächliche Lage aus, als er seine Unfehlbarkeit verkündete. Neue Verhältnisse schaffen, das ist unsre Aufgabe; das Paragraphiren derselben wird seinerzeit schon besorgt werden."

„Nachdem wir uns mit denen auseinandergesetzt haben, die reformiren wollen, nur »um die Sache vorwärts zu bringen,« erlauben wir uns noch ein Wort an die zu richten, die aus Gewissensgründen reformiren wollen. Erst im Verlauf der Bewegung ist manchen die Größe des Unterschieds zwischen der Kirche der Gegenwart und der Kirche der Apostel klar geworden, über den man in protestantischen Kreisen längst klar ist. Sie halten sich nun im Gewissen verbunden, in Verfassung und Kultus alles abzuschaffen, was nicht in der Schrift begründet ist. Abgesehen von der Frage, ob bei Reformbestrebungen der Zustand der Apostelkirche nur als Ausgangspunkt und Regulator oder als Ziel aufgefaßt werden soll, möchten wir diese unsre Freunde auf Johann Gottlieb Fichte verweisen. Dieser Apostel deutscher Überzeugungstreue sagt in seinem System der Sittenlehre [es folgten nun zwei Stellen, in denen ausgeführt wird, daß der Geistliche als Gelehrter zwar seiner Gemeinde in der Erkenntnis vorauseilen und die gewonnene Privatüberzeugung in gelehrten Schriften aussprechen darf, daß er aber als Geistlicher nur den Glauben seiner Gemeinde zu verkündigen hat, und daß, wenn er auf der Kanzel Privatmeinungen einmischt, sofern er Staatsbeamter ist, der Staat das Recht hat, es ihm zu verbieten]. Wir müssen es aus Mangel an Raum den Lesern überlassen, die Mißverständnisse, die diese ausgehobnen Sätze veranlassen können, durch eignes Nachdenken oder durch Nachschlagen des Zusammenhangs zu beseitigen, und bemerken nur eins dazu: Privatüberzeugung ist keine Kirchen, überhaupt keine Gemeinschaft bildende Kraft, denn jeder hat eine andre Überzeugung. Kirchen entstehen und erhalten sich nur, wo Glaubenssätze und Kulte als selbstverständliche Grundlage von vielen zugleich angenommen werden, die sich auf diese Grundlage stellen, ohne sie einer Diskussion zu unterwerfen. Die Kirche, der man angehört, kann eine Richtung einschlagen, die so verderblich ist, daß sich viele durch ihre Privatüberzeugung im Gewissen verbunden

fühlen, dagegen zu protestiren. Zu einer entwicklungsfähigen Neubildung führt aber ein solcher Protest nur dann, wenn das, was man aus der frühern Grundlage herübergenommen hat, einer weitern Diskussion nicht unterworfen wird. Wollen dieser Erfahrung zum Trotz einige unsrer Freunde einen Kirchenbau auf Grund gewissenhafter Privatüberzeugung versuchen, so werden wir ihrem Mut und ihrer Überzeugungstreue unsre Hochachtung nicht versagen, halten uns aber verpflichtet, die zwei unvermeidlichen Konsequenzen solchen Beginnens auszusprechen."

„Erstens wäre damit die gesetzliche Grundlage des Altkatholizismus gefährdet. Wenn einige Staaten den Altkatholiken das Recht zugesprochen haben, sich als Mitglieder der katholischen Kirche zu betrachten und ihren Anteil am katholischen Kirchenvermögen zu beanspruchen, so haben sie das Wort Altkatholiken natürlich nicht in dem Sinne verstanden, daß wir bis auf die Apostelzeit zurückgehen und dieser gemäß unser Kirchenwesen rekonstruiren wollen. In diesem Sinne hält sich bekanntlich jede der vorhandnen Kirchengesellschaften für altkatholisch, und jede von ihnen könnte einen Teil des katholischen Kirchenvermögens beanspruchen. Die Gesetzgebung konnte unter Altkatholiken nur solche verstehen, die die vatikanische Neuerung verwerfen, übrigens aber als Katholiken und nicht als Protestanten erkennbar sind, beide Worte in dem allgemein anerkannten Sinne verstanden. Zweitens hört damit die Mission auf, die Deutschen von Roms Herrschaft zu erlösen. Keine der vorhandnen protestantischen Gemeinschaften übt irgend welche Anziehungskraft aus auf das katholische Volk, und es ist nicht abzusehen, woher eine neue kleine Protestantengemeinschaft, die ja für die religiöse Befriedigung ihrer eignen Mitglieder recht zweckmäßig sein kann, solche Anziehungskraft nehmen sollte."

Nachdem dann kurz angegeben worden war, welche Aufgaben der Altkatholizismus meiner Ansicht nach zu erfüllen habe, schloß der Artikel mit den Worten: „Ist durch solche Thätigkeit dereinst das katholische Deutschland von Rom gelöst, dann wird sich ja auch Verfassung und Kultus ändern, denn alles Lebendige ändert sich. Es wird diese Änderung zu gegenseitiger freundschaftlicher Annäherung zwischen Katholiken und Protestanten und vielleicht zu einer deutschen Nationalkirche führen. Aber dieser deutschen Zukunftskirche jetzt in Bonn das Gewand zuschneiden wollen, das wäre ebenso, wie wenn der Stuttgarter oder der Magdeburger Magistrat jetzt die Verfassung machen wollte, die das deutsche Reich im zwanzigsten Jahrhundert haben soll. Die deutsche Zukunftskirche (falls eine solche im Rate der Vorsehung beschlossen sein sollte) wird nicht gemacht, weder in Berlin, noch in Karlsruhe oder in München, noch in Bonn; sondern sie wächst; sie wurzelt und wächst an jeder Stelle, in jedem Dörflein, in jedem Haus, wo ehrliches deutsches Christentum gehegt und gepflegt wird."

(Fortsetzung folgt)

Vlamen und Wallonen

Der Sprachenſtreit in Belgien hat eine Höhe erreicht, die für die Ruhe des Landes gefährlich zu werden droht. Bis jetzt galt das Franzöſiſche, die Schriftſprache der Wallonen, ausſchließlich als Amtsſprache. Aber die Vlamen haben angefangen dieſe Alleinherrſchaft zu erſchüttern, und ſie werden aller Vorausſicht nach die volle Gleichberechtigung erlangen. Ihr endgiltiger Sieg iſt nur eine Frage der Zeit.

Was die Vlamen beſtimmt, ihre Forderungen aufzuſtellen, iſt der Wunſch, gerecht behandelt zu werden. Für den tiefer ſchauenden aber iſt es klar, daß es ſich hier nicht allein um Gerechtigkeit handelt, ſondern daß es zugleich ein Vordringen des moraliſch erſtarkten germaniſchen Elements iſt, das ſich nicht länger vom romaniſchen am Gängelbande führen laſſen will. Die franzöſiſche Raſſe, die ſo lange die führende in Europa geweſen iſt, fängt augenſcheinlich an, altersſchwach zu werden, und dankt zu Gunſten der germaniſchen ab. Der Krieg vom Jahre 1870 war das Vorſpiel des großen Dramas. Andre Akte ſind in Vorbereitung. Einer davon ſpielt ſich in dem Kampfe um das Geſetz Vriendt-Coremans ab, das das Vlämiſche dem Franzöſiſchen völlig gleich ſtellen will. Die Zähigkeit, mit der die Vlamen auf ihrem Rechte beharren, wird die Ränke der „Fransquillons," d. h. der Franzöſiſchgeſinnten überwinden, und dabei iſt ihnen die moraliſche Unterſtützung der national geſinnten Reichsdeutſchen ſicher. Es vergeht keine vlämiſche Demonſtration, wo nicht Telegramme und Briefe aus dem Reiche ankämen, um Sympathie zu bezeugen; ſelbſt aus Öſterreich, das Belgien ſo fern liegt, pflegen Huldigungsſchreiben zu kommen, wie überhaupt das Intereſſe der Deutſch-öſterreicher an dem Aufſchwung der Vlamen größer zu ſein ſcheint als das der Reichsländiſchen. Die Wallonen auf der andern Seite haben die ganze franzöſiſche Nation hinter ſich. Sie ſtärken ſich durch deren Litteratur, durch ihre Zeitungen, ja ſie werden augenſcheinlich auch materiell unterſtützt. Man weiß, daß der frühere Miniſter Rogier, dem man jetzt in Brüſſel ein Denkmal ſetzen will, offen für die Annexion an Frankreich gewirkt hat.

Bei dieſem Gegenſatz zwiſchen den beiden ſo verſchiednen Volksſtämmen, die das heutige Königreich Belgien bilden, iſt es gewiß nicht unintereſſant, zu

Digitized by Google

unterſuchen, wer eigentlich dieſe Wallonen und Vlamen ihrem Urſprunge nach ſind.

Die Germanen nannten Walah die Bewohner des römiſchen Reichs, ein Name, der ſich bis auf den heutigen Tag in verſchiednen Formen erhalten hat. Welſchland, Wallis, Walchenſee, Walachei, Welſch-Tirol, Welſh, Wales: es iſt immer dieſelbe Bezeichnung für das Fremde im Süden. So geht auch das Wort Wallon (vlämiſch Wale, Walenland) auf dieſe Wurzel zurück. Die erſte Erwähnung findet ſich in den Gesta abbatum Trudonensium (Mon. Germ. X, 229), wo es von einem gewiſſen Adelhart heißt: nativam linguam non habuit Theutonicam, sed quam corrupte nominant Romanam, Theutonice Wallonicam.

Die älteſten Bewohner Belgiens waren Gallier, die aber im öſtlichen Teile (in der Gegend des heutigen Lüttich) von Germanen verdrängt wurden. Die Eburonen, Menapier und Tungern (Thüringer) waren Deutſche, und ihr Gebiet wurde erſt ſpät durch den Einfluß der Biſchöfe von Lüttich romaniſirt. Auch Hennegau wurde ſpäter von den Franken beſetzt, ſie müſſen aber dort ſehr dünn geſät geweſen ſein, da ſie die einheimiſche Sprache allmählich, wie in Frankreich, annahmen. Doch kann man fränkiſchen Einfluß in den Mundarten nachweiſen, vielleicht auch in der Orthographie. So iſt es möglich, daß die Zeichen nh, lh, xh, gh (und ch), die das Walloniſche allein anwandte unter den Mundarten der Langue d'oïl, der germaniſchen Sprache entlehnt ſind. Auch das Wörterbuch giebt Auskunft über germaniſchen Einfluß. Namentlich in der Lütticher Mundart (vlämiſch Luik) hat ſich viel Deutſches erhalten. Offenbar wurden beide Sprachen, die romaniſche und die germaniſche, lange neben einander geſprochen. Wann das Germaniſche endgiltig verſchwand, läßt ſich nicht mehr feſtſtellen. Von Rodulfus, der Abt von St. Trond war, wird in den Gesta abbatum Trudonensium unter dem Jahre 1007 berichtet, daß er des Deutſchen nicht kundig geweſen ſei, obgleich er eine ſorgfältige Erziehung erhalten hatte. Alſo muß damals in Mouſtier-ſur-Sambre, ſeinem Geburtsort, der Gebrauch des Deutſchen ſelten geweſen ſein.

Wenn wir nach den Gründen fragen, warum das Romaniſche die Oberhand gewann, ſo müſſen wir berückſichtigen, daß es durch den Einfluß des Lateiniſchen geſtützt wurde, das die Kirchenſprache und die Sprache der Wiſſenſchaft und der Jurisprudenz war. Die Urkunden pflegten ja in lateiniſcher Sprache abgefaßt zu werden. Auch kann man nicht leugnen, daß den romaniſchen Sprachen ihr Satzbau ein gewiſſes Übergewicht über die ſchwerfälligern germaniſchen Sprachen ſichert. Noch heute pflegen in gemiſchten Sprachgebieten die Kinder lieber die romaniſche als die deutſche Sprache zu ſprechen. Dazu kommt das Übergewicht der romaniſchen Bildung im Mittelalter. Die aquitaniſchen Glaubensboten, die das Chriſtentum in Belgien verbreiteten, die Geiſtlichen, die ſich durch die Kenntnis der lateiniſchen Sprache

von den Laien abhoben, die Ritter, die später auf Frankreich als die Quelle der feinen Sitte schauten, die Troubadoure, die die kunstmäßigen Lieder der Provence nach dem Norden verbreiteten, sie alle waren bewußt oder unbewußt Verbreiter des Romanismus.

Die Mischung zeigt sich auch in der äußern Erscheinung und im Volkscharakter. Blonde Wallonen und Nordfranzosen sieht man ebenso häufig, wie man dunkle Vlamen bemerkt; eine scharfe Grenze giebt es nicht, das Entscheidende ist schließlich die Sprache. Um von der alten wallonischen Sprache einen Begriff zu geben, will ich den Anfang der Kantilene auf die heilige Eulalia, eine christliche Märtyrerin, hersetzen, die zugleich das älteste poetische Zeugnis der französischen Sprache überhaupt ist.

Buona pulcella fut Eulalia:
Bel auret corps, bellezour anima.
Voldront la veintre li Deo inimi,
Voldront la faire diaule servir.
Ello nont eskoltet les mals conselliers,
Qu'elle Deo raneiet chi maent sus en ciel.*)

Man sieht, die Sprache hat noch große Ähnlichkeit mit dem Lateinischen. Jetzt hat sie sich natürlich weit davon entfernt, sodaß die heutigen Mundarten auch für den Kenner des Lateinischen und der französischen Schriftsprache schwer zu verstehen sind.

Zu einer Schriftsprache hat es das Wallonische nicht gebracht; der Einfluß der französischen Schriftsprache war zu groß. Im Mittelalter bediente man sich natürlich — ebenso wie in Frankreich — des Dialekts und hat darin einige beachtenswerte Werke (wie die liebliche Novelle Aucassin et Nicolette) geschaffen. Heute wäre es nicht mehr möglich, eine wallonische Schriftsprache zu schaffen; man beschränkt sich auf Volkslieder, Kinderreime und einige Theaterstücke. Eine 1889 gegründete Société du Folklore wallon unternimmt es, alles, was der Volkskunde dienen kann, zu sammeln und herauszugeben.

Der Einfluß Frankreichs, der schon früh begann, hat das Originale bei den Wallonen zerstört, sodaß sie heute mehr oder weniger von Paris abhängig sind. Kein großer Dichter hat in der Neuzeit ihren Ruhm verbreitet, und ihre Schriftsteller verschwinden in der Masse der französischen. Möglichst pariſisch zu sein, der Bohême des Quartier latin anzugehören ist ihr Stolz. So zeigt auch die Presse in allem den Pariser Charakter, sie bringt es über eine Nachahmung der Boulevardpresse nicht hinaus. Die großen Pariser Blätter sind ihr Orakel, und für deutsche oder vlämische Verhältnisse zeigen sie kein Verständnis.

*) Eine gute Jungfrau war Eulalia: Schönen Körper hatte sie, schönere Seele. Wollten sie besiegen die Feinde Gottes, wollten sie dem Teufel dienen lassen. Sie hörte nicht auf die schlechten Ratgeber, daß sie Gott verleugne, der oben im Himmel wohnt.

Auch das haben die Wallonen mit den Franzosen gemein, daß sie für fremdes Volkstum keine Liebe zeigen und sich deshalb selten die Mühe nehmen, Vlämisch zu lernen. Wenn man hört, mit welch unglaublicher Unwissenheit wallonische Senatoren über die vlämische Sprache reden, mit welcher Überhebung und Verachtung sie oft über die Bestrebungen der Vlamländer sprechen, dann fällt einem unwillkürlich der alte Spruch ein: Wen die Götter verderben wollen, den schlagen sie mit Blindheit. So haben sich die Senatoren nicht gescheut, die Vlamen öffentlich Flamendiants zu nennen, um anzudeuten, daß sie nicht mehr als Bettler seien. Dieser Mangel an Gerechtigkeitsgefühl zeigt aber nur, daß es um ihre Sache schlecht stehen muß; denn fühlten sie sich wirklich stark, so könnten sie ja leicht den Gegnern alle Forderungen bewilligen und doch ihren alten Einfluß behaupten, sie würden auch nicht zu verwerflichen Mitteln greifen, um ihn aufrecht zu erhalten. So aber zeigen sie durch ihr unritterliches Verhalten nur zu deutlich ihre Schwäche; all ihr Reichtum, den sie durch eine bedeutende Industrie erworben haben, kann ihre geistige Armut nicht verdecken. Ihrem Charakter ist der germanische Idealismus fremd. Sie sind nüchtern, positiv, sinnlich, raffinirt, gute Advokaten und Industrielle, aber hohe geistige Leistungen darf man von ihnen nicht erwarten.

Die Gegner der Wallonen sind die Vlamländer oder Vläminge, die den nordwestlichen Teil Belgiens bewohnen. Ihr Name geht (nach Professor Kurth an der Universität zu Lüttich) auf das lateinische plana, Ebene zurück, hat also dieselbe Abstammung und Bedeutung wie das spanische llano in Südamerika. Sie selbst nennen sich Vlamingen und ihr Land Vlaanderen, ihre Sprache het Vlaamsch, das Vlämische, oder auch dietsche taal, die deutsche Sprache („Gezahl"). Schon durch die Benennung dietsch wird angezeigt, daß sie dem deutschen Sprachstamme angehören, wenn sie auch durch die langjährige politische Trennung das Bewußtsein dafür verloren haben. Ihre Sprache ist sogar reiner als die hochdeutsche, da sie alle Fremdwörter zu vermeiden sucht, und sie ist auch in vielen Punkten reicher geblieben. So hat man nicht weniger als drei Wörter für „Sprache." Taal und spraak unterscheiden sich etwa wie im Französischen langue und langage: also man spricht z. B. von einer nederduitsche taal, aber von stoute spraak (stolzer Sprache). Daneben gebraucht man noch das Wort tolk (englisch talk), wofür man im heutigen Hochdeutsch etwa Stimme oder „Organ" sagen würde, z. B. tolk der tegenkanting „Organ der Opposition" („Gegenkantung"), oder, wie ich in der letzten Nummer von Vlaamsch en Vrij („Vlämisch und frei") bei der Besprechung der neuen Zeitschrift „Alldeutschland" finde: een vertrouwbare tolk voor wie de Alduitsche beweging kennen wil, „ein zuverlässiges Organ für den, der die alldeutsche Bewegung kennen lernen will."

Um einen Begriff der Sprache zu geben, will ich einige Verse aus einem Gelegenheitsgedicht in deutscher Rechtschreibung anführen, das kürzlich

von dem Dichter Buyſt verfaßt worden iſt, als der Senat gegen das Geſetz Coremans ſtimmte.

Vlaanderens Herleving

Het Land dat vruger soo groot was,
Ons Vaderoord,
Se dachten dat het nü dood was;
Nog leeft het voort.

Germanen sein we gebleven;
Plots is ontwaakt
De Leeuw, de Vlaamsche, van Leven*)
En Vüür doorblaakt.

Husee! De Nacht is geweken;
De Morgen gloort;
En Vlaanderens Haters verbleken
En vlüchten voort!

Husee! De Vlamingen streiden
Voor hünne Taal!
Husee! Na't streiden en leiden
De Segepraal!**)

Das Wort segepraal iſt eine glückliche Wiedergabe des Fremdworts „Triumph.“ Man könnte Hunderte ſolcher Überſetzungen aus dem Niederländiſchen ſchöpfen und dem Hochdeutſchen einverleiben. Deshalb iſt das Studium dieſer intereſſanten Sprache jedem Deutſchen ſehr zu empfehlen, und es iſt bedauerlich, daß ſie nicht an den deutſchen Hochſchulen gelehrt wird, wo man doch ſonſt alles lernen kann.

Die Fransquillons pflegen den Vlamen vorzuwerfen, ſie hätten ihre Schriftſprache einem fremden Volke, nämlich den Holländern entlehnt, aber das iſt ein Irrtum. Schon im Mittelalter bildete ſich eine Schriftſprache in Belgien durch Miſchung verſchiedner Mundarten, die dann ſpäter nach dem Norden übertragen und da weiter ausgebildet wurde. Die erſten großen Sprachkünſtler, wie der große Vondel, waren gerade Belgier, die ſich nach dem freiern Nordniederland geflüchtet hatten. Allerdings iſt es richtig, daß die

*) Anſpielung auf das flandriſche Wappentier, den ſchwarzen Löwen, der plötzlich erwacht iſt.

**) Das Land, das früher ſo groß war, unſer Vaterland,
Sie dachten, daß es nun tot wäre; noch lebt es fort.
Germanen ſind wir geblieben; plötzlich iſt erwacht
Der Leu, der vlämiſche, von Leben und Feuer durchglüht.
Hurra! Die Nacht iſt gewichen; der Morgen leuchtet;
Und Flanderns Haſſer erbleichen und flüchten fort!
Hurra! Die Vläminge ſtreiten für ihre Sprache!
Hurra! Nach dem Streiten und Leiden der Triumph!

Belgier durch den Einfluß der französirten höhern Stände dahin kamen, ihre Muttersprache kaum noch im öffentlichen Leben und in der Litteratur anzuwenden, und es ist auch wahr, daß später ein kleinlicher Streit um die Rechtschreibung ausbrach, der es verhinderte, daß man auf den ersten Blick sehen konnte, daß nordniederländische und südniederländische Sprache eine Einheit bilden. Man kann auch nicht leugnen, daß Verschiedenheiten in der Schreibweise zwischen beiden Völkern auch heute noch bestehen, aber diese landschaftlichen Unterschiede, die etwa in der Art zu denken sind wie die zwischen dänischen und norwegischen Schriftstellern, sind nicht so groß, daß man von einer holländischen und einer vlämischen Sprache reden könnte. Die Mundarten in Vlamland sind allerdings verschieden genug — je nach der ursprünglichen Abstammung der Bevölkerung —, sodaß ein Bewohner von Brügge, wenn er nach Brüssel kommt, oft die dortigen Einwohner nicht versteht; aber bei größerer Berücksichtigung der Schriftsprache in der Schule wird sich das ausgleichen.

Die Vlamen könnten mit mehr Recht den Spieß umdrehen und den Wallonen vorwerfen, sie bedienten sich der Sprache eines fremden Volks, denn sie haben zur Bildung des Neufranzösischen wenig genug beigetragen. Aber die Mehrzahl der Vläminge steht noch so unter dem Einfluß ihrer französischen Erziehung, daß sie nicht daran denkt, das Joch der französischen Kultur abzuschütteln. Die Vläminge wollen bis jetzt nur gleiche Verteilung von Licht und Schatten, und die meisten verehren noch, wenn sie den gebildeten Ständen angehören, die französische Litteratur und behaupten, daß gerade durch das Zusammenwirken beider Nationalitäten mehr geleistet werde, als wenn die Vlamen ganz für sich stünden. Allerdings läßt sich nicht beurteilen, was die Vlamen hätten leisten können, wenn sie nicht unter französischem Einfluß gestanden hätten, und es ist nicht zu bezweifeln, daß die französische Kultur, als die höhere, in einer Zeit nationaler Erschlaffung viel zur geistigen Entwicklung der Vlamen beigetragen hat, ebenso wie das eifrige Studium des Lateinischen und Französischen in Deutschland manches Gute gewirkt hat; die deutschen Klassiker standen ja auch — vielleicht ohne daß es ihnen selbst deutlich zum Bewußtsein kam — unter dem Einflusse der französischen Litteratur. Aber eine zu große Beeinflussung durch eine fremde Nationalität hemmt natürlich die eigne Entwicklung. Ist die Erziehung vollendet, dann macht sich jede Nation selbständig, und hat sie sich einmal selbst gefunden, dann pflegt sie sich auch eine Zeit lang instinktiv gegen fremden Einfluß abzuschließen. Dann ist es aber auch bedenklich, wenn eine zweite Landessprache mit ihrem Einflusse diese natürliche Entwicklung unterbricht und hemmt.

Wir sehen in Böhmen, in Ungarn, in Krain, ja in Preußisch-Polen, wie sich die früher unterdrückte Volksmasse gegen den überlegnen geistigen Einfluß des Deutschen auflehnt und sich mit allen Mitteln von ihm zu befreien sucht. Die Deutschen pflegen das natürlich — ebenso wie die Franzosen bei Belgien —

für unrecht und thöricht anzusehen. Aber hier entscheidet schließlich allein der Erfolg. Wenn es die Slowenen usw. durch ihr energisches Vorgehen zu einer bedeutenden Litteratur bringen — was doch nicht unmöglich ist! —, dann haben sie eben mit ihren deutschfeindlichen Anstrengungen Recht gehabt. Ebenso steht es mit den Vlamen. Das vlämische Volk beginnt sich zu fühlen und will seine eigne Kultur haben. Die Vlamen, die in französischer Sprache schreiben, haben wohl einen größern Leserkreis; aber sie können ihre Eigentümlichkeiten niemals in einer fremden Sprache so gut zur Geltung bringen wie in ihrer eignen. Beherrschen sie aber, wie es wohl vorkommt, das Französische besser als ihre eigentliche Muttersprache, so ist das doch immer ein unnatürlicher, kein normaler Zustand.

Der vlämische Nationalroman Uilenspiegel, der die Geschichte des echtvlämischen Nationalhelden Eulenspiegel zur Zeit Wilhelms von Oranien schildert, ist in französischer Sprache geschrieben. Jedenfalls war sein Verfasser de Koster des Vlämischen zu wenig kundig, als daß er ihn in dieser Sprache hätte schreiben können. Sicher hätte er aber dann größern Erfolg und größere Wirkung gehabt als jetzt, denn sein Roman wird von den des Französischen kundigen sehr wenig gelesen. Der Verfasser, der im größten Elend starb, wurde erst dem größern Publikum bekannt, als ein junger genialer Bildhauer auf einer Ausstellung in Brüssel das Modell seines Denkmals mit den beiden Hauptfiguren des Romans ausgestellt hatte. Jetzt steht das Denkmal zu seiner Ehre aufgerichtet in Brüssel; aber sein Roman wird doch nicht gelesen.

Vor kurzem hat Cyrill Buysse, ein vlämischer Romanschriftsteller, der sich nach dem Haag zurückgezogen hat, einen heftigen Artikel gegen die vlämische Sprache geschrieben und den ganzen Flamingantismus verurteilt. Aber er hat immer mehr französisch als vlämisch gedacht und geschrieben, als er niederländisch schrieb; und der Hauptgrund, den er gegen die vlämische Bewegung anführt, ist auch ganz egoistisch: nämlich daß ein Schriftsteller, der auf die Vlamen allein angewiesen sei, verhungern könne. Freilich, wer für ein kleines Volk schreibt, kann nicht den materiellen Erfolg haben wie einer, der einem großen Volke angehört; aber ebenso wahr ist es, daß allein durch Hochherzigkeit und Opfer eine neue Litteratur geschaffen werden kann. Die Vlamen sind außerordentlich thätig, um ihre Bildung zu erhöhen, und das verdient alle Anerkennung. In der Poesie haben sie auch schon ganz beachtenswerte Leistungen aufzuweisen, während sie in der Prosa natürlich noch zurückstehen, denn die Poesie ist die Sprache des Herzens, des Gefühls, die Prosa aber, die mehr vom Verstande abhängig ist, kann sich erst in einer weitern Entwicklungsstufe eines Volks entfalten, wenn es vom Jünglingsalter in das Mannesalter eingetreten ist. In diese Periode treten die Vlamländer jetzt ein. Sie wissen, was sie wollen, und werden die Mittel zur Durchführung ihrer Zukunftspläne

schon zu finden wissen; sie werden sich langsam entwickeln und allmählich die Wallonen überflügeln.

Freilich kann man sich auch denken, daß beide Nationalitäten völlig gleichberechtigt, in friedlichem Wettstreit ewig neben einander bestehen könnten. Ein Bild dieses Zustandes im kleinen bietet die Studentenschaft der katholischen Universität Löwen, wo die vlämischen Landsmannschaften zusammen ein Kartell bilden, und die wallonischen ebenfalls, alle zusammen aber die Générale. Aber es ist wahrscheinlicher, daß mit der Zeit doch wieder ein Kampf um den Vorrang ausbrechen wird. Es handelt sich dabei nicht bloß um einen Zweikampf auf geistigem und litterarischem Gebiete, sowie auf dem der Sprache, sondern auch auf sozialpolitischem. Die Vlamen vertreten noch das konservative, solide agrarische Element, sie sind auf dem Lande noch religiös, auch körperlich kräftiger; die Wallonen dagegen sind mehr industriell und neigen zur Sozialdemokratie. Bei innern Streitigkeiten werden wohl die Vlamen die Oberhand gewinnen, wie immer die gesündere Rasse den Sieg erlangt über die entartete. Im Grunde beruht ja darauf jede Völkerbewegung.

Schließlich wird aber auch die auswärtige hohe Politik ein Wort mitsprechen. Ob die Belgier ihre Neutralität im nächsten Kriege werden wahren können, ist ungewiß. Jedenfalls zeigt die Verblendung der Regierung, die die allgemeine Wehrpflicht nicht einführen will, daß das Land, das sich nicht verteidigen kann, auch reif ist zum politischen Untergang. Wer auch im nächsten Kriege siegen mag, jedenfalls wird er einen großen Einfluß auf Belgien gewinnen.

Die Vlamen aber sollten sich beizeiten erinnern, daß sie deutscher Abkunft sind; sie sollten auch bedenken, daß es dem deutschen Reiche keineswegs gleichgiltig sein kann, ob französisches Wesen, ob französischer Einfluß mit Hilfe der Wallonen dem Germanentume gefährlich werden könnte. Das Deutschtum aber, das schon so viel durch Ausländerei eingebüßt hat und jetzt das Versäumte gut zu machen strebt, sollte auf alle Weise den bedrängten vlämischen Brüdern zu helfen suchen.

Die Vlamen suchen jetzt die Unterstützung der Nordniederländer, aber sie sollten auch mehr nach dem deutschen Reiche blicken. Sie sollten begreifen, daß dort noch eine Fülle von Kraft schlummert, die, geweckt, Großes ausführen kann; sie sollten sich den Vereinen nähern, die eine Wiederanknüpfung erstreben, wie dem „Alldeutschen Verband“ oder „Alldeutschland,“ und sollten erkennen, daß „an deutschem Wesen noch einmal soll die Welt genesen.“

Harald Arjuna

Midaskinder

Von Hermann Oeser

(Fortsetzung)

nd nun kommt der Junge mit der Ziege, befahl Ernst.

Ja, nun kommt er! Ich ging als Student einmal allein das Böstenbachthal hinauf. Oben, wo es sich ganz verengt — du erinnerst dich, wo das Bauernhaus am Bache steht, und die Straße so am Dache herführt, daß das Heu mit dem Karren unmittelbar vom Wege auf den Heuboden gefahren werden kann —, war ein Quell, der dem Hofe gegenüber aus der felsigen, mit Epheu reichlich bezognen Straßenböschung hervorbrach. Er fiel ganz krystallklar durch eine hölzerne Rinne in einen steinernen Brunnentrog. An dem Troge stand ein Knabe, um zu schöpfen. Als er meine Schritte hörte, sah er mir entgegen nnd stand leicht an die steinerne Kufe gelehnt wie ein vollkommnes Bild. Das schwarze Haar lag ungeordnet und doch voll Anmut über der wohlgeformten Stirn, und aus dem hübschen, gebräunten Gesicht brach ein offner, fast blitzender Blick. Die Haltung des Körpers, die Stellung der Füße, alles war von solch unbewußter Schönheit, daß ich ihn mit Entzücken ansehen mußte. Um die eine Hand hatte er ein Seil gewunden, um seine Ziege nicht loszulassen, und diese zerrte nun heftig an ihm und stieg an der Böschung herauf, um Brombeerranken zu sich herunterzureißen. Ich war so dankbar, daß ich diesen Anblick hatte haben dürfen, daß ich im Weiterwandern wiederholt die Bitte in meinem Herzen bewegte: Gott segne meine Augen. Was ohne Worte mein Herz heftig ergriff, war die Sehnsucht, daß mir nichts Schönes, keine Herrlichkeit des wirklichen Lebens entgehen möge, an der meine Straße je vorüberführe.

Und über diesen Gedanken ward meine Seele einer leidenschaftlichen Liebe zu dem seither aus philosophischen Gründen so übersehenen Einzelnen inne, daß ich erkannte: für mich war nach meiner innersten Natur nur das Einzelne wirklich und schön und liebenswert —

— und mit dem Kornfeld war es aus —

Viktor beachtete diese Unterbrechung nicht und fuhr fort: ja ich erkannte die tiefe, unbarmherzige Fühllosigkeit jener Lehre gegenüber dem so wertvollen und so einzigartigen Geschicke des Menschen. Es war mir länger nicht mehr möglich, zu thun, als ob der Mensch nur so eine arme Welle wäre, die sich ohnmächtig aus dem Meere des Seins erhebt, sie weiß nicht wie, und sich in ihm verlierend wieder auflöst, daß niemand ihren Ort je wieder erkennt. Und wie mir nun der unbeschreibliche Wert des einzelnen Menschen, jedes einzelnen Menschen, die Kraft seiner Gefühle oder der Jammer seiner Sünde als Wirksamkeiten, deren Spur in Ewigkeit nicht mehr auszulöschen ist, wieder aufging, da ward ich in dieser neuen Liebe — nenne es, mein Ernst, mit mir, ohne zu lächeln —, in dieser Mutterliebe zu den Menschen der Anwesenheit des lebendigen Gottes so inne, daß ich in dem

Digitized by Google

lebendigen, seufzenden, sündigenden, sehnenden, liebenden Menschen für mich den Beweis auf immer gewann, daß sie nicht wären, wäre nicht der lebendige Gott.

Ernst faßte still die Hand des Freundes, wie das Landmädchen die Hand ihres Liebsten ergreift, und ließ sie eine lange Weile nicht mehr los.

Viktor fuhr fort: Bald darnach kam der Winter. Damals that ich etwas, das auch Franz nicht erfuhr, du bist der erste, der es hört. Zur Kirche war ich nun lange nicht mehr gegangen, aber jetzt hungerte mich darnach. Da entschloß ich mich zu einem ersten Kirchgange, an den ich bis zur Todesstunde denken will. Ganz abseits von der Universitätsstadt liegt ja das Michelchen, die alte Kapelle über einem verlassenen kleinen Friedhofe. Dorthin ging ich spät abends bei einem funkelnden Sternhimmel, der Schnee lag schon hoch. Ich erkletterte die Mauer und ging auf ihr hin bis zum Kirchlein. Dort sprang ich hinab und kniete dann auf der Schwelle vor der verschlossenen Kapellenpforte und erlebte gute Gedanken; was man Gebet nennt, war es nicht, aber es war ein einziges Wallen und Strömen freundlich-frommer Gesichte und Gedanken. Auf dem Rückwege zu meiner Klause, über die verschneiten Straßen, über die kaum noch ein später Gast ging, faßte ich den Entschluß, einmal ein Buch von dem einzelnen Menschen zu schreiben, oder genauer, ein Buch von Menschenaugen, von dem, was da herausschaut, und dem, was demzufolge da hineinschaut, ein Buch von der geheimen Liebe und Gegenliebe zwischen Seele und Welt, ein Buch von den Midaskindern —

Das stiehlt dir aber jetzt der Säuerlich!

O nein, Ernst; ihn zwingt sein Auge einstweilen noch, anders zu sehen als ich, er schreibt von ganz andern Dingen, als die mich berühren!

Und wie weit bist du nun, Viktor?

Viktor errötete leicht und sagte: Ich habe mit dem Schreiben noch gar nicht angefangen, aber sobald ich wieder in Haßlach bin, soll es rasch an die Arbeit gehen. Mir ist manchmal, wie wenn mein Buch schon fertig vor mir läge; ich brauche eigentlich nur das niederzuschreiben, was ich seit zwei und einer halben Woche erlebt habe.

Und dann kommt das Buch heraus bei Cotta in klein Oktav, und auf dem Widmungsblatte steht: „Meinen geliebten Gilderichen, vor allem meinem insonderheit geliebten Ernst Pankratius Windisch!“

Nein, Ernst! Ich weiß, wem ich das Buch widme, und weiß es nicht.

Eben wollte Ernst sagen: Herr, dunkel ist der Rede Sinn! da schnitt ihm der sich ganz unerwartet aufthuende Blick auf Au im Winkel das Wort ab. Von Berggehängen herab und aus einer breiten Schlucht heraus zog sich ein altes Städtchen in die Ebne. Breite Türme einer alten Zeit stiegen inmitten der Mauerreste hinauf, und schlanke Türme einer jungen Zeit prangten über den Schieferdächern der Kirchen. Ein Wald blühender Apfelbäume zog durch die Felder und Gärten und Gärtchen bis an die Schlucht, die an ihrem Teil den Stadtgraben vertrat, und dann stiegen die blühenden Bäume wieder von der Schlucht herauf zu der Mauer, die hier das Städtchen begrenzte. Aus der Mauer funkelten kleine Fenster, und über der Mauer ragten kleine Schornsteine empor, und dünne Rauchwölkchen stiegen von den bescheidnen Herden der Winkelsgässer empor, die sich ihre Häuslein an die Stadtmauer geklebt hatten und Wäsche oben auf dem breiten Mauerrande trockneten, auf dem die Armbrustschützen vor Alters hinter den Zinnen hinausgeschaut und die befiederten Bolzen hinüber in die Gärten und Baumstücke gesendet hatten, wo der Feind gedeckt heranschlich.

Hier sind wir am Unterthor, sagte Ernst als der Ortskundige, nachdem die Freunde im Anblick der Stadt in langem Schweigen verharrt hatten. Das kleine

Häuschen jenseits der Brücke steht außerhalb des alten Thores und ist das letzte, oder wenn man will, das erste Haus von Au im Winkel. Und dort jenseits der Häuser die gedrückten Türme mit dem geschwungnen Schieferdache — das ist das alte Schloß.

Ein Schloß hier? Ists heute noch bewohnt? fragte Viktor.

Ja, es wohnt der Nachkomme der ehemaligen regierenden Fürsten darin, selbst noch ein Fürst, und sein Städtchen ehrt ihn noch, wie es seinen Vätern gehorchte. Auch an Titeln fehlt es nicht und auch nicht an einer seltsamen alten Garde, die die Ehrenposten am Schlosse besetzt, und ein kleines Pädagogium ist in dem Städtchen, trotz der Nähe Haßlachs, und die ehrenhaften Bürger gehen in Pantoffeln zum Abendtrunk, und die Frauen und Mädchen sitzen auf Bänken vor den Thüren, bis der Wächter vom Stadtturme zehn bläst. Dann kommen die Männer mit Laternlein von den Herbergen zurück, und Au im Winkel schließt die Augen und träumt von seinen Apfelernten und den Mostfäßlein im Keller.

Ich glaube fast, ich hätte hierher gehen müssen, in dieses heimelige Stück Geschichte und Natur, um mein Buch zu schreiben, sagte Viktor lächelnd zu Ernst, während sie die Brücke überschritten, deine Beschreibung macht mir Lust, hier zu bleiben.

Hier würde Gott deine Augen segnen, sagte Ernst mit herzlichem Tone, ganz ohne die Schelmerei, die sonst hinter seinen Worten lauerte, dem Schönen gegenüber stand er auf festem Boden.

Sieh nur, er segnet eben unser beider Augen, sagte Viktor halblaut. Vor dem Hause über der Brücke saß ein hellblondes Mädchen von etwa zehn Jahren auf der Treppe, neben ihr kniete ein jüngeres Schwesterchen und sah gespannt dem zu, was die ältere Schwester that; vor dieser stand ein lichtblonder Knabe von etwa sechs Jahren, augenscheinlich der Bruder der zwei Mädchen, und hielt geduldig still, damit die Schwester ihm aus den langen, weichen Haaren einen Zopf flechten könne, und das geschah mit einem glücklichen Lächeln. Als der Knabe die Fremden sah, ward er um seiner Knabenwürde willen ein wenig verlegen, aber eine Frauenstimme rief ihm vom Fenster neben der Haustreppe zu: Spiel ist Spiel, Reinhold, du mußt dich nicht geniren.

Die Freunde entdeckten die Sprecherin über den Fuchsiastöcken des Fenstersteins und zwischen den Rebenranken, die das ganze Haus überspannen, und grüßten; Viktor sah sich fast wie einen Eindringling an, der mit einem freundlichen Worte Abbitte thun müsse, deshalb sagte er zu dem alten Fräulein: Da nisten ja liebe Schwälbchen an Ihrem Hause und bringen ihm Glück!

Ja, mein junger Herr, gab sie zur Antwort, es sind Nachbarkinder, und sie sind gern bei uns. Nicht, Gertrud, sagte sie neckend zu der Ältesten, ihr seid gern bei uns, bei unsern Aprikosen, Trauben, Äpfeln und bei dem Herrn Präzeptor —

Und bei Ihnen, Jungfer Röhrle! rief die helle Stimme des Knaben.

Ah, mein Fräulein, erlauben Sie eine Frage, beeilte sich nun der praktische Ernst zu sagen: stehen wir etwa hier vor dem Hause des Herrn Präzeptors Röhrle?

Sie stehen vor ihm, sagte das Fräulein und verschwand dann sofort. Gleich darnach öffnete sie die Hausthür; auf der Schwelle erschien eine zierliche Gestalt in einem schlichten grauen Kleide und einem neuen Kragen, der die Arme bis zu den Ellbogen bedeckte. Das schmale Gesicht war schon sehr faltenreich, aber keine Falte veränderte den gescheiten und freundlichen Ausdruck des Gesichts.

Treten Sie ein, meine Herren, sagte das Fräulein mit einer etwas zeremoniellen Handbewegung, die zu ihrer Jugendzeit, aber auch zu den alten Türmen und zu der Residenz paßte.

Die Freunde folgten der Einladung halb zögernd; Viktor dachte an die be-

staubten Kleider, Ernst an die Abfahrzeit des Postwagens, mit dem er sein nächstes Ziel in später Nachtstunde erreichen sollte. Über beides beruhigte das Fräulein, und so folgten sie der wiederholten auffordernden Handbewegung, indem sie mit Vorsicht an den regungslos dasitzenden und sie anstarrenden Kindern vorüber die Stufen der Vortreppe hinaufgingen.

Sie sahen sich in ein helles, wohlgeordnetes Wohnzimmer geführt, in dem nichts neu war; die Stühle hatten eine alte Form, der Sofaüberzug war aus aller Mode, alle Gelüste eines Antiquitätenjägers hätte die Kommode aufgestachelt, und selbst der Vogelbauer war noch ein Geschenk des Urgroßvaters an die Urgroßmutter. Nehmen Sie Platz, sagte das alte Fräulein mit gutherzigem Eifer.

Aber wir stören!

O Sie derangiren mich gar nicht! Wir Unterthörer sind auf Besuch aus, wie der Kibitz auf Kunden, denn wir wohnen am andern Ende der Welt; bis zur Kirche habe ich zehn Minuten und bis zur Base Schlemperlein eine Viertelstunde, da sieht man sich eben nur alle Jubeljahr einmal. Und Sie suchten meinen Bruder?

Ja, sagte Viktor, ich bin von Herrn Allgäuer in Haßlach wegen einer Auskunft an ihn gewiesen.

Das finde ich eben aber wirklich ganz scharmant, rief das kleine alte Fräulein, daß Sie da gleich vor die rechte Thür kommen! Und vom lieben Herrn Allgäuer! Drum eben fanden Sie uns gleich: kinderlieb, gottlieb, unslieb!

Bei diesen Worten sah sie die Freunde unaussprechlich freundlich an und nickte, daß die Schlüssel am Schlüsselringe im Gürtel klirrten.

Nun! der Bruder kommt in wenigen Minuten aus dem Pädagogium, um vier Uhr ist sein Unterricht heute aus. Sind Sie morgen noch da, so steht Ihnen sein freier Nachmittag zu Diensten. Heute geht er um fünf Uhr in die Montagsgesellschaft. Da schlagen Sie drei Fliegen mit einer Klappe: Sie finden dort Ihr Hotel, den Postwagen und die Kapazität von Au im Winkel.

Während dieser Worte hatte sie eine alte, ganz verblaßte, reine gelbe Kaffeedecke über den Tisch ausgebreitet, eine ebenso alte gelblackirte Zuckerdose aus Blech aufgestellt, frisches Brot zurechtgelegt und immer im Ordnen behaglich und zutraulich weitergeplaudert.

Hätten Sie in der Stadt nach uns gefragt, wissen Sie, was man da gesagt hätte, wenn Sie an die rechten Leute gekommen wären, und die fehlen bei uns nicht, Gott seis geklagt; die hätten gesagt: Der Herr Meschänterle wohnt am Unterthor! Jetzt ärgerts mich ja nicht mehr, Gott sei Dank; wenn man in dem Alter ist, wo die Nasen avanciren und die Wangen retiriren, da läßt man die Leute reden, was sie wollen. Aber wie ich jung war, hats mir doch immer einen Stich gegeben. Wie es hinauskam, weiß ich nicht, denn so was hängt man nicht an die große Glocke, per so — gut, ich nannte meinen lieben Bruder Herr Meschänterle, weil er mich Jungfer Charmänterle nannte. Die Neckerei schwirrte eben zum offnen Fenster hinaus, und was fliegen soll, fliegt, sagte der Bauer, als er die Mücke nicht fangen konnte.

Zwischen diesen Reden hantirte das Fräulen Charmänterle aufs zierlichste an dem Tische und zwischen Tisch und Küche, daß Viktor ihr mit fröhlichen Augen zusah. Statt zwei Tassen kamen vier auf den Tisch, Tassen mit alten Formen und alter Bemalung, und die silbernen Löffel dabei, Löffelchen wie für eine Puppenküche, stritten mit den Tassen um den Altersvortritt.

Endlich kam zu all dem Alten, Harmlosen, Feinen und Feierlich-Anmutigen der Hausbesitzer selbst, der Herr Präzeptor Röhrle, eine feine, gleichmäßige Gestalt, auch schon ein ergrauender Mann. Er trat still ins Zimmer und ging mit

ruhig fragendem Blicke schweigend auf die Fremden zu. Allgäuers Name rief ein frohes Lächeln auf dem Gesichte des alten Herrn hervor, und er hieß Viktor und Ernst herzlich willkommen. Was sie zusammen sprachen, blieb Viktor nicht so sehr in der Erinnerung, als wie die zwei Geschwister mit einander lebten, sich verstanden, einander mit Handreichung zuvorkamen. Viktor glaubte zu merken, daß sich hier über ein Leben, das an Entbehrung und innern Leiden für beide vieles gebracht haben mochte, die Zärtlichkeit ausgebreitet hatte, die zugleich tief erinnerungsreich, der Gegenwart froh und der Zukunft sicher ist und so nur alte Leute mit einander verbinden kann.

Achtes Kapitel

Jedenfalls ist die Montagsgesellschaft nicht schuld daran, daß das Buch nicht begonnen wird

Die Gutsbesitzer der nächsten Nähe kannte Herr Röhrle, und hier war keine junge Dame thätig, weiter hinaus in das flache Land war er ohne Beziehungen. An der einzigen Mädchenschule in Au im Winkel war nur eine Lehrerin, die Handarbeitslehrerin, eine Witwe. Aber wie gut, daß Viktor gerade zur Montagsgesellschaft gekommen ist, als Gast ihn einzuführen ist eine Kleinigkeit. Dort war gewiß jemand zu finden, vielleicht der Herr Major, ein großer Jäger, der fernhin alle Wälder, alle Riedbrüche und alle Menschen kannte. Da werde ich auch erfahren, wo das alles hinauswill, denkt Ernst und zwinkert mit den Augen.

Von dem alten Fräulein bis an die Hinkelsgasse begleitet zu einem Abschiede von Viktor, der nicht lange dauern sollte, und von Ernst „hoffentlich nicht für immer," wie beide sagten, suchten die drei ihren Weg durch das alte, giebelreiche, für diese jungen Augen malerisch unvergleichlich herrliche Städtchen zum „Rappen." Auf dem Marktplatze mit seinem rauschenden Brunnen und dem alten Steinbilde der Justitia über den sprudelnden Röhren stutzten beide Freunde vor einem mächtigen blauen Firmenschilde mit großen goldnen Buchstaben: Kilian Fürchtegott Kibitz. Röhrle entging der Eindruck nicht, den dieser Name auf die jungen Männer machte, und er sagte: Sie kennen den Namen gewiß von Allgäuers Haus in Haßlach her. Das ist sein Bruder hier, unser größter Kaufmann (in Gedanken vollendete er seinen Satz: und einziger Wuchrer). Viktor bejahte einfach, Ernst aber sagte: Den Haßlacher Kibitz kennen wir, sehen Sie seinem Bruder hier auf die Finger, er trägt Ihnen sonst diese schönen alten Häuser ab, um Au im Winkel zu „heben"! Röhrle schwieg, er kannte die Brüder.

Der „Rappen" war bald erreicht — ein Haus wie es in Au aussehen mußte: eine spitzbogige Thür und steinerne Wendeltreppen und uralte Holzvertäfelungen. Zum Bücherschreiben, sagte Ernst, als die Freunde hinter dem Wirt, einem Bacchus in gesticktem Wams und mit einer grünen Quastenmütze, die Treppe hinaufstiegen in das Zimmer, das sich Viktor für die Nacht nahm. Bis die Bürste das ihre gethan hatte, war die Montagsgesellschaft vollzählig versammelt, um das zu thun, was sie schon unzählige Montage gethan hatte, einen Vortrag anzuhören oder die Ernteaussichten zu erwägen, die teils an die so hinfällige Apfelblüte, teils an die Sonnen- und Regenaussichten für die Weinberge geknüpft waren, oder zu kegeln. Als die Freunde kamen und der einführende Präzeptor seines Amtes waltete, hörte man alle wissenswerten Namen und hörte sie nicht, die Montagsgesellschaft verbeugte sich vor einem jungen Manne, in dessen Namen ein a vorkam, und verbeugte sich vor einem i, und a und i hörten unerhörte Laute und lernten innerhalb der nächsten zwei Stunden, daß die Träger dieser unverständlichen Familiennamen ein Herr

Major in Pension waren — Viktor namentlich begrüßte die Anwesenheit dieses Mitgliedes mit großer innerer Beruhigung — und ein Herr Oberpfarrer, ein behaglich-ernsthafter Mann, und ein Kammerrat Käflein, vermutlich hochfürstlich Au-im-Winkelischer Kammerrat, und ein Herr Fabricius, der offenbar ganz vortrefflich ohne Titel auskam und wie ein Fabrikant oder Weingutsbesitzer aussah und rheinischen Accent hatte, und endlich ein Oberpräzeptor Amthauer vom Pädagogium, ein lebendiger Herr, an Kleiderweite und weltlicher Sicherheit Röhrles Gegenfüßler, in allem andern sein gutgesinnter Kollege, ein großer Schnupfer, dessen Dose im Gegensatze zu ihrem behäbigen Herrn das Reisefieber hatte, denn sie wanderte fast unaufhörlich.

Es war schon vor Eintritt der Fremden ein Gespräch im Gange gewesen, dessen Gegenstand offenbar alle Herren sehr interessirte, denn man fuhr darin fort, sobald die Plätze alle wieder eingenommen waren, ohne übrigens die drei neuen Ankömmlinge über den Gegenstand zu unterrichten.

Nun ist er den Kibitzkrallen entronnen, sagte der Major, ich habe es von ihm selbst, das Gut ist nun wieder frei, und alles in schönster Ordnung. Ich bin froh für alle, für ihn und seine Kinder. Und alles aus eigner Kraft — Respekt davor!

Wie kam er nur an diesen Kibitz? fragte der Kammerrat.

Ja, wie machens die Leute, wenn ihnen das Wasser bis an die Kehle steigt? sagte Fabricius; zu ihren Freunden kommen sie nicht!

Für die Gemütsart dieses hinterhaltigen Gesellen ist eine Geschichte aus seiner Jugend ganz bezeichnend, warf Amthauer ein, und fuhr dann sehr bereitwillig fort, als er merkte, daß man ihm gern zuhören werde. Mein Schwiegervater hat sie mit ihm erlebt, bei ihm war nämlich Kibitz als Lehrling. Nun — mein Schwiegervater hatte kleine Liebhabereien, er war so was von einem Original, er hatte sich über seinem Magazin ein flaches Dach anlegen lassen — Dächer, Schornsteine, Rauch und Rußregen, soviel man wünschte, natürlich. Aber er freute sich an seiner Wand von Feuerbohnen und dem wilden Wein, der sich redliche Mühe gab, ohne es weit zu bringen. Die meiste Freude aber hatte der alte Herr an einem Springbrunnen. Das Reservoir ward oder wird noch heute von dem Brunnen unten im Hofe gespeist; man stellt den Wasserlauf unten ab, und dann steigt beim Pumpen das Wasser in einer Blechröhre bis in den dritten Stock in das Reservoir. Einmal also will der Schwiegervater wieder seine Freude an der Wasserkunst haben, unten pumpt die gute Mutter, er selbst ist oben in einem kleinen Zimmer, von dem aus man unmittelbar das Dach betreten konnte. Er merkt, daß kein Wasser in das Reservoir läuft, aber auch keins unten in den Trog, dagegen sieht er den Kibitz auf dem Gange des ersten Stocks in den Hof hinunterschauen und wie ein Rumpelstilzchen händereibend von einem Fuß auf den andern tanzen und vor sich hinkrähen: Pumpe nur! pumpe nur! Der Heimtücker hatte oben abgestellt. Nun, was nachher geschah, weiß der Kibitz heute noch — wenn es ginge, möchte er mir jeden Schlag zurückgeben, den er damals bekommen hat — aber es geht nicht, schloß Amthauer und schnupfte sehr hörbar.

Das sieht diesem Kilian Fürchtegott sehr ähnlich, sagte Fabricius. Nun, diesmal hat er sein Opfer unerwartet früh freilassen müssen: da hat alles gearbeitet in dem Hause nach dem Grundsatz: Arbeit ist das reinlichste Geschäft. Da gab es keine Vornehmthuerei, die Söhne haben angegriffen, selbst die Tochter hat geholfen und ist zwei Jahre Erzieherin in Marienborn gewesen.

Und er ist die Frömmigkeit, die Klarheit und die Arbeitsfreude selbst, sagte der Oberpfarrer. Darf ich Ihnen erzählen, wie ich ihn und seine freundliche Frau kennen lernte? Es war zu einer Zeit, wo ich noch nicht wußte, daß ich je in dieses

Land kommen und ihm noch so oft begegnen sollte. Ich war damals Badegast in Misdroy und benutzte eine Vergnügungsfahrt des kleinen Dampfers Neptun, um mir eine Jugendsehnsucht, den Anblick der Insel Rügen, zu erfüllen. Auf dem Verdeck zog mich auf der Hinfahrt eine Gruppe von Reisenden an, vielleicht weil in ihr Deutschland in seinen größten Gegensätzen vertreten war. Vor allem zog mich unter diesen Fremden ein Paar an. Der Mann konnte Forstmann, Landwirt oder Verwaltungsbeamter sein, Adlicher oder ein im guten Sinne kraftbewußter Bürgerlicher; er war breit, elastisch, von raschem, klarem Blick, die Sprache entschieden, er konnte Mitte der zwanzig, ebenso gut auch Mitte der dreißig sein, so luftgebräunte und von der Arbeit herausgearbeitete Persönlichkeiten bestimmt man schwer im Alter; er erinnerte mich an den Herzog Georg aus Luthers Leipziger Disputation. Seine Begleiterin hielt ich zuerst für ein rasch und schlank aufgeschossenes Mädchen von sechzehn Jahren; sie hielt sich nicht besonders, die Kleider — sie trug einen gelben, rotpunktirten „Bauernrock“ — fielen nur um sie herum, ihr Gang hatte etwas müdes; nun, um ihretwillen war ja das Paar wohl auch an der See. Sie wurde auf der Hinfahrt leicht seekrank. Sobald ihr Begleiter das bemerkte, nahm er sie, ohne ein Wort zu sagen, rasch wie ein Kind auf, schlug sorgfältig das Kleid um ihre Füße und trug sie in die Kajüte hinunter: das alles so selbstverständlich, ohne verlegnes, entschuldigendes Lächeln, als machte das die ganze Welt so. Richtig, sie ist seine Tochter, dachte ich. Auf der Rückfahrt sah ich die beiden wieder; wie wir eben an der geheimnisvollen Greifswalder Oie vorüberfuhren, trat sie einmal an ihn heran und schlug ihn leicht auf die Schulter, als er gerade mit den andern Herren Karten spielte. Er drehte sich herum, sah sie fragend an, lächelte nicht, war nicht empfindlich wegen der Unterbrechung, folgte ihrer ausgestreckten Hand, sah die Kirche auf der Oie an, nickte und sah dann aufmerksam in seine Karten. Nein, dachte ich, seine Tochter ist sie nicht, sie muß seine Schwester sein. Gegen Abend kamen wir auf die Höhe von Swinemünde, die See ward in dem Maße, wie die Sonne sich neigte, immer schöner. Auf weite Strecken hin lag sie glänzend wie ein Metallspiegel da; wo kleine Triften die Oberfläche kräuselten, sprang ein Silberblick um den andern auf. Schweigend sammelten sich alle Reisenden am rechten Bord des Schiffes, um das Ufer zu sehen: das Meer, die Molen, der Leuchtturm und der Waldsaum lagen in einer friedlichen, lautlosen, weißen Beleuchtung da. Mein Auge forschte nach den beiden Fremden; sie standen nicht weit von mir, ich sah, wie sie eben ihren Arm mit einer zärtlichen Bewegung unter seinen schob. Sollte dies Kind seine Frau sein? dachte ich fast erschrocken. In Misdroy holte uns ein Boot ab, ich saß neben der jungen Fremden, ich hörte ihre tiefe, charaktervolle Stimme und sah ein Auge, das von Leben wußte, und ich sah deutlich, es waren Frauenaugen, sie war seine Frau. Als wir nahe am Ufer hinfuhren, um die Lände zu gewinnen, glitten die kleinen Schifferwohnungen, wie sie für die Gäste so freundlich hergerichtet sind, an uns vorüber. Da sagte die junge Frau erstaunt-entrüstet, nicht scheltend: Emmanuel, in unserm Schlafzimmer ist ja der Laden vor! Mit der Landung verlor ich das Paar aus den Augen.

Ja ja, riefen die Zuhörer, so sind sie heute noch, wenig Worte und ausharrende Liebe!

Nun hören Sie weiter! Wie ich hier meine erste Predigt hielt, ward ich durch ein Funkeln ein wenig abgezogen, und wie ich nach der Ursache hinsah, erkannte ich sofort die Brosche, die die junge Frau auf dem Neptun getragen hatte, ein großes Goldstück, ich wußte, es war ein Fünfzig-Frankenstück in wundervoller Fassung.

Viktor sprang halb auf, alle Blicke richteten sich auf ihn, aber er setzte sich schnell und sah den Oberpfarrer gespannt an.

Aber ehe dieser sagen konnte, was er etwa noch zu sagen hatte, rief Fabricius aus: Die Geschichte dieser Brosche kenne ich genau. Ist sie einem der Herren etwa bekannt? Nein! Ich dachte es mir. Mir hat sie seine Mutter erzählt, und er hat sie mir bestätigt. Ich denke, mein Freund wird nichts dagegen haben, wenn ich sie erzähle. Statt des Vortrags, der für heute fällig wäre — Fabricius sah den Oberpräzeptor an, und dieser bot ihm für den leisen Stich die Dose an —, haben wir zwei und machen damit auf unsre Gäste einen guten Eindruck. Viktor sah verlegen drein, er nahm an, der feine, klug aussehende Rheinländer sei ihm schon auf der Spur. Aber das war nur sein böses Gewissen!

(Fortsetzung folgt)

Maßgebliches und Unmaßgebliches

Übergangszustände. An sich ist die Redensart, mit der man sich oft über allerlei Unvollkommenheiten unsrer Zustände tröstet: unsre Zeit ist eben eine Übergangszeit, recht thöricht, denn andre als Übergangszeiten giebt es überhaupt nicht. Schon der große Augustinus fand mit allem Grübeln nichts andres heraus, als daß die Gegenwart ein ganz unfaßbares Ding und nichts andres sei, als der Übergang einer Zukunft in eine Vergangenheit. Darum wird das Morgen zwar anders sein als das Gestern, aber daraus folgt noch nicht, daß es besser sein müsse, und ganz gewiß wird es so wenig etwas bleibendes sein wie das Heute, sondern ebenso wie dieses mit dem unabänderlichen Schritte des Zeitablaufs ins Gestern übergehen. Alles Lebendige ist in steter Änderung begriffen, da ja leben gar nichts andres heißt als sich nach bestimmten Gesetzen verändern. Nur zeigen die verschiednen Seiten des Völkerlebens verschiedne Grade der Veränderlichkeit. Das wandelbarste sind — bei den historischen Völkern nämlich, die Naturvölker und die erstarrten Nationen haben eben kein Volksleben, sondern vegetiren bloß —, das wandelbarste sind die wissenschaftlichen und sonstigen Meinungen und die Staaten; die Forschung bleibt nicht ein Jahr lang auf derselben Stelle, und Staaten, deren Verfassungen zehn Jahre und deren Grenzen fünfzig Jahre unverändert bleiben, dürften zu den Seltenheiten gehören. Am unveränderlichsten waren bis in den Anfang unsers Jahrhunderts die Produktionsformen. Der Bauer und sein Pflug haben sich von den Zeiten der sagenhaften römischen Könige bis zu der Einführung des Dampfpflugs in unsrer Zeit nur sehr wenig geändert, und dasselbe ist vom Schuster und vom Schneider, vom Weber und vom Gerber, vom Schmied und vom Tischler zu sagen. Die Lebensverhältnisse dieser Hauptproduzenten haben zwar im Altertum und Mittelalter mannichfache Wechsel erlitten; der Bauer ist abwechselnd Sklave, Höriger und Freier gewesen, der Handwerker war ebenfalls manchmal ein Sklave, manchmal ein Höriger, und er war im Mittelalter Lohnwerker, wie die von Bücher eingeführte Bezeichnung lautet, ehe er mit eignem Material und für den Markt schaffte. Aber die Grundform beider Berufsarten blieb doch bestehen, und man geriet zu keiner Zeit in Verlegenheit, wenn man angeben sollte, was ein Bauer, was ein Handwerker sei. Da nun auf dem Beruf das Dasein des zivilisirten Menschen beruht, so ist ein Zustand unerträglich,

wo der Mensch nicht mehr weiß, ob er den Beruf, den er erlernt hat, morgen noch wird ausüben können, ja wo er oft nicht einmal weiß, was er eigentlich zu erlernen hat, um einen bestimmten Beruf, z. B. die Tischlerei, ausüben zu können, und wo er in neun von zehn Fällen keine Aussicht hat, ihn selbständig ausüben zu können; in diesen Zustand aber sind durch die technische Umwälzung unsrer Zeit unzählige versetzt worden. Ein schlechthin unerträglicher Zustand wird nun eben nicht auf die Dauer ertragen, und daher können wir den gegenwärtigen Zustand der Gewerbe nicht als einen Dauerzustand ansehen und uns auch nicht damit zufrieden geben, daß er, wenn er auch unerträglich bleibt, doch wenigstens täglich anders werde; wir müssen vielmehr hoffen, daß die Umwälzung einen gewissen Abschluß erreichen und daß dann wieder ein Dauerzustand eintreten werde, der selbstverständlich auch nicht schlechthin unveränderlich sein, aber doch die Grundlage für ein leidlich gesichertes Dasein abgeben wird. Aus dieser Hoffnung entspringt die Pflicht, zu der Herbeiführung dieses neuen Dauerzustandes beizutragen, so viel wir können; aber um überhaupt etwas zu können, müssen wir uns zunächst überlegen, wie denn dieser zukünftige Dauerzustand aussehen könnte, und welche seiner möglichen Formen wir als am wünschenswertesten begünstigen sollen. Es scheint hauptsächlich dreierlei möglich zu sein. Entweder es kommt zu einer klaren Scheidung der Gewerbe, die früher handwerksmäßig ausgeübt wurden, jetzt aber der Fabrik verfallen sind, von denen, die als Handwerk fortbestehen können; oder man zieht innerhalb der einzelnen Gewerbe eine Grenze und überweist die Dutzendware der Fabrik, die künstlerisch gestaltete dem Handwerk; oder man läßt die Fabrik vom Einzelunternehmer an Handwerkergenossenschaften übergehen. Gemacht kann das nicht werden; man muß abwarten, was bei der Entwicklung herauskommt, und sich darauf beschränken, die eine oder die andre der jetzt schon hervortretenden Richtungen zu begünstigen; so lange noch fast täglich neue Erfindungen gemacht werden, die immer wieder neue Produktionsänderungen hervorbringen, ist der Beginn eines Beharrungszustandes kaum zu erwarten. Von den Handwerkern selbst aber, d. h. von denen, die sich als Vertreter „des Handwerks“ aufspielen, ist eine verständige Mitwirkung bei der Leitung des Entwicklungsprozesses kaum noch zu hoffen. Sie haben auf ihrem letzten „Tage“ bewiesen, daß sie unbelehrbar und unverbesserlich sind. Sie bleiben dabei, „das Handwerk“ durch die Zwangsinnung und den Befähigungsnachweis retten zu wollen. Nur die rote und die goldne Internationale, sagte Herr Euler, bekämpften die obligatorische Innung. Zu welchen der beiden Internationalen gehören denn da die deutschen Regierungen? Wenn es auf uns ankäme, wir würden zu der Zwangsinnung sagen, was wir zu der Verstaatlichung des Getreidehandels gesagt haben: Thut den Leuten ihren Willen und laßt sie durch Schaden klug werden! Aber wir begreifen, daß eine Regierung, die sich ihrer Verantwortlichkeit bewußt ist, vor der Zumutung zurückschrickt, durch solche Experimente Unheil anzurichten. Wie es im Handwerk aussehen würde, wenn die Zünftler zu dem erstrebten unbeschränkten Selfgovernment gelangten, das kann man aus der „mit Begeisterung“ angenommnen Resolution gegen die Bäckereiverordnung des Bundesrats schließen. Wenn „das Handwerk“ auf keine andre Weise mehr zu halten wäre als durch gesundheitzerstörende Ausbeutung der Gesellen und Lehrlinge, dann müßte man seinen Untergang befördern; Thron und Altar, denen sich diese Art Handwerk als sicherste Stütze empfiehlt, wären erbärmlich fundamentirt, wenn sie keine festern Grundlagen hätten. Glücklicherweise kennen wir Handwerker genug, die ohne Lehrlingsausbeutung wohlhabend werden, und die auf den ganzen Innungsrummel pfeifen. In Wien hat sich kürzlich ein Handwerksmeister gerühmt: Wir Meister behandeln unsre Lehrlinge wie die eignen

Kinder. Leider hat der Staat alle Ursache, sich schon im Interesse der Rekrutirung diese väterliche Behandlung etwas näher anzusehen. Hat doch dieser Tage ein Bäckersohn seinen Vater, der ihn durch Überarbeit und durch Entziehung des Schlafs zum Krüppel gemacht hat, wegen Übertretung der Bäckereiverordnung verklagt. Das Schöffengericht zu Koblenz hat den Mann zu 150 Mark Strafe verurteilt, nachdem der Staatsanwalt „mit bewegter Stimme" sein Bedauern ausgesprochen hatte, daß er keine Freiheitsstrafe beantragen könne. Hier darf man wirklich von einer Schmach des Jahrhunderts sprechen, und diese Schmach soll der Staat auch noch fördern!

Beim Bauernstande liegt die Sache anders. Hier läßt das Geschrei der Agrarier die Umwälzung viel größer erscheinen, als sie in Wirklichkeit ist, und davon, daß der Bauernstand durch die Konkurrenz eines mit Maschinen arbeitenden Großbetriebs gefährdet wäre, kann gar keine Rede sein. Im Gegenteil sind gerade Großgrundbesitzer die gefährdeten, nicht als Landwirte, sondern als Besitzer, und es wirft ein eigentümliches Licht auf die angeblich allein berechtigten Vertreter der bäuerlichen Interessen, daß sie den Bauernverein Nordost in Pommern, der die Interessen des Bauernstandes etwas anders versteht als der Bund der Landwirte, mit Polizeichikanen zu unterdrücken suchen und sogar Versammlungen in Bauernhäusern unter dem Vorwande der Scharlachgefahr verbieten. In Baiern sind es die Bauern selbst, die sich wenig verständig benehmen und in ihren beiden Bünden wie toll um sich schlagen (daß die meisten Prügel, die sie austeilen, auf das Zentrum fallen, kann man den wohlgenährten und zum Teil mehr als wohlbepfründeten Führern dieser Partei zur Förderung ihrer Gesundheit nur gönnen), ohne deutlich zu sagen, was sie eigentlich wollen. Bei den Baiern dürfte die Zumutung, ihrer Bequemlichkeit ein wenig Gewalt anzuthun, die Hauptursache der Beschwerden sein. Sie könnten z. B. den Absatz ihres Viehes ohne die Einfuhrerschwerungen, die sie fordern, erleichtern, wenn sie sich ein wenig zu den modernen Züchtungsmethoden bequemten, und sie könnten eine Nebeneinnahme aus ihren zahlreichen Obstbäumen erzielen, wenn sie diese pflegten. Zwar haben die Agrarier nur Hohn für jeden, der ihnen von Obst und Beeren spricht, aber ihre Klagen über die Einfuhr des amerikanischen Obstes beweisen doch, daß ihnen diese Nebeneinnahme nicht ganz gleichgiltig ist. Von einem Übergang zu etwas völlig neuem und unbekanntem ist also beim Bauernstande nicht die Rede. Der heutige Bauer muß, wenn er gedeihen will, gewisse zeitgemäße Verbesserungen seines Betriebs vornehmen, aber er bleibt Bauer und kann als Bauer bestehen; für die Nation im ganzen handelt es sich nur um die Möglichkeit, die Zahl der Bauernstellen dem Wachstum der Bevölkerung entsprechend stetig zu vermehren. Die bloß finanzielle Krisis, die einen Teil des Bauernstands erfaßt hat, ist also von der Umwälzung des ganzen Gewerbestands wesentlich verschieden.

Dagegen haben wir wieder im Lohnarbeiterstande, im landwirtschaftlichen wie im gewerblichen, eine Bevölkerungsschicht, die, in beständiger Umwälzung begriffen, nach einem zukünftigen Beharrungszustande strebt, von dessen Aussehen wir uns noch keine Vorstellung machen können. Wer sich etwa eingebildet hat, daß die Dinge so bleiben könnten, wie sie sind, den sollten allein schon die Verhandlungen über die Novelle zur Alters- und Invaliditätsversicherung eines bessern belehren. Man fordert so energisch den Sozialdemokraten gegenüber, daß das Verhältnis zwischen dem Unternehmer und seinem Arbeiter, mag es als Vertragsverhältnis oder als Dienstverhältnis aufgefaßt werden, ein persönliches Privatverhältnis bleibe, in das sich kein dritter einmischen dürfe, und wir selbst sehen in einem solchen rein persönlichen Privatverhältnis das Ideal. Aber wo bleibt denn bei den

neuen Gewerbe- und Arbeitergesetzen dieses Ideal? Ist es nicht der Staat selbst, der es zerstört, es zu zerstören durch die moderne Entwicklung gezwungen wird? Jetzt soll schon ein Landesteil dem andern die Versicherungslast tragen helfen, und damit nicht zufrieden, wollen die Agrarier die Versicherungskosten auf dem Wege der allgemeinen Besteuerung aufbringen, wodurch die Lohnarbeiter — vorläufig allerdings bloß im Zustande der Invalidität — zu Staatsbeamten oder Staatssklaven, wie mans nimmt, gemacht werden würden. Vorläufig bloß im Zustande der Invalidität, aber das übrige würde sicherlich nachfolgen; im Zustande des arbeitsfähigen Alters verfallen sie auch heute schon der Staatssklaverei, wenn sie die Arbeit verlieren und in Arbeiterkolonien oder Arbeitshäuser gebracht werden. Schon nimmt man hie und da die Arbeitslosenversicherung und den obrigkeitlichen Arbeitsnachweis in Angriff, und wenn es so fortgeht, wird der Arbeiter im nächsten Jahrhundert ein Mann sein, der dem Staate gehört und von diesem unter gewissen Bedingungen an einen Unternehmer auf Zeit verdungen wird. Erschreckt durch diese sozialistische Aussicht, will der Herr von Hertling zurückkutschiren und die Arbeiter der Landwirtschaft und des Kleingewerbes von der Versicherung ausschließen. Hitze aber ist erstaunt über Anträge von der Rechten, deren man sich eher von den Sozialdemokraten versehen könne; und Stumm bekennt: „Ich gehöre nicht zu den dümmsten, ich habe alle diese Gesetze mitgemacht, aber ich weiß manchmal selbst nicht Bescheid.“ Also diese Lage der besitzlosen Lohnarbeiter, die weder Hörige, noch frei sind, und von denen niemand weiß, wohin sie staatsrechtlich gehören, kann man unmöglich für definitiv ansehen. Und noch manches andre giebt es in ihrer Lage, wobei die Entwicklung nicht stehen bleiben kann. So z. B. erfahren wir aus dem Berichte der preußischen Knappschaftskassen für das Jahr 1895, daß von den 428126 Mitgliedern 241793 erkrankt, daß 43993 Unfälle angemeldet worden sind, und daß im Kohlenbergbau alljährlich von je 1000 Leuten 2,54 tötlich verunglücken. Ist das ein Zustand, bei dem sich die Bergleute, der Staat, das Volk beruhigen dürfen? So sind wir also berechtigt und genötigt, die gegenwärtigen Zustände der Produktion als Übergangszustände anzusehn.

Dr. Karl Peters. Als im Dezember 1882 eine Schar warmherziger Männer, die man damals Enthusiasten nannte, in Frankfurt a. M. den deutschen Kolonialverein gründete, da wurde auch die zuversichtliche Hoffnung ausgesprochen, daß die nationale Bethätigung auf dem kolonialen Gebiet erzieherisch auf das deutsche Volk einwirken würde. Neue Aufgaben würden neue Fähigkeiten erzeugen und schlummernde Kräfte wecken. Der für Viele neue Gedanke erhellte blitzartig die koloniale Dämmerung, in der damals alles herumtappte. Da war etwas ganz Verständliches und Praktisches. Der Schreiber dieser Zeilen erinnert sich recht gut, wie diese Vorstellung, die besonders von dem redegewaltigen Friedrich Fabri vertreten worden war, auf der Rückfahrt von Frankfurt in ihm arbeitete, und wie er sie als feste Überzeugung mit nach Hause trug. Es war unter vielen unklaren Ideen, die über koloniale Dinge umherschwirrten, eins von den gesunden Samenkörnern.

Aber freilich dachte damals niemand an die schwere Enttäuschung, die der Eintritt in eine neue Schule einem herangewachsenen, ja herangealterten Volke bringen muß, vollends in einer Zeit, wo Post, Telegraphie und Presse zusammen arbeiten, nichts im Verborgnen zu lassen: eine Erziehung in weltweiter Öffentlichkeit! Wie die ganze koloniale Bewegung damals von einem wundervollen Optimismus getragen wurde, so nahm man auch die nationale Erziehung nur von der freundlichen Seite. Man hätte sich ja sagen können, daß jede Er-

ziehung nicht nur Tugenden entwickelt, sondern auch Fehler aufdeckt. Aber wie die koloniale Bewegung der achtziger Jahre die nationale Begeisterung von 1870 neu entflammte, so war auch ein Zug von Siegesgewißheit in ihr. Wir verdanken ihm die anfänglichen großen Erfolge bei den Besitzergreifungen, in deren Licht die Fehler und Verluste damals kaum leichte Verdunklungen zu bewirken vermochten. Es wäre wohl besser gewesen, von Anfang an nicht so viel schön zu färben. Aber konnte man eine Bewegung kritisch behandeln, die sich eben erst auszubreiten begann? Man brauchte ihre fortreißende Kraft. Wer tiefer in die Geschichte jener Zeit hineingeblickt hat, weiß, daß schon die ersten Besitzergreifungen viel mehr Schwierigkeiten gemacht haben, als die Optimisten in der Heimat ahnten. Nachtigal ging mit dem Gegenteil von Begeisterung an seine Aufgabe, am Meerbusen von Guinea die Flagge zu hissen; nach seinem frühen Tode, den er geahnt hatte, kamen sehr bald heftige Reibungen zwischen der jungen Kolonialbeamtenschaft und der Marine vor, und solche Reibungen haben sich ja leider auch an andern Stellen wiederholt. Lüderitz setzte seinem verwegnen, schon halb zusammengebrochnen Unternehmen durch die selbstmörderische Schiffahrt vom Oranje nach Angra Pequena 1886 selbst ein Ziel. Als er spurlos verschwunden war, waren auch seine Fehler vergessen, soweit sie überhaupt erkannt worden waren. Volles Licht hat erst das Buch von Schinz: Deutsch-Südwestafrika (1891) darüber verbreitet. Das Gelingen der Erwerbungen in Ostafrika im November 1884 durch Karl Peters, Karl Jühlke und Graf J. T. Pfeil hat den ans Verbrecherische streifenden Leichtsinn verschleiert, mit dem in den darauf folgenden Jahren die Gesellschaft für deutsche Kolonisation eine deutsche Bauernauswanderung in diese größtenteils ungesunden und unfruchtbaren Tropenländer in Bewegung zu bringen suchte. Da zeigte sich schon die Kehrseite der Energie dieser Männer in ihrer skrupellosen Rücksichtslosigkeit. Es ist unnötig, auf später vorgekommne Enttäuschungen einzugehen, die ja zum Teil allgemein bekannt geworden sind. Daß solche Enttäuschungen nicht aufhören, dafür sorgt die Schwierigkeit der Aufgabe, die wir in unsern Kolonien übernommen haben. Schon die wirtschaftliche Entwicklung stellt uns vor die schwersten Probleme. Aber wie viel schwerer ist die Anpassung des deutschen Mannes an die Bedingungen einer tropischen Kolonie, des Lebens unter Farbigen, die er tief unter sich sieht, und ohne deren Arbeit er doch nichts vor sich bringt. Die Probleme der Sklaverei und Leibeigenschaft, des sogenannten niederländisch-indischen Kolonialsystems, der Mission und der Schule und aller andern Versuche, europäische Anforderungen mit eingebornen Gaben und Leistungen zu vereinigen, müssen von uns in neuen Formen noch einmal durchgearbeitet werden. Es giebt dabei Schwierigkeiten, von denen wir uns gar nichts haben träumen lassen, und die sich nun als gewaltig erweisen. Dazu gehört unter anderm auch der Verkehr unsrer Männer mit den farbigen Weibern, worin sie nach allen Urteilen viel weniger Zurückhaltung üben, als man erwarten sollte, und als dem Allgemeinen und der Zukunft unsrer Kolonien gut ist.

So ganz allein stehen wir mit diesen Sorgen nicht. Wer die Verhandlungen des englischen Parlaments über Indien verfolgt, deren Kommentare man allerdings nicht in der Times, sondern in der Truth suchen muß, weiß, daß auch dort die Regierungskunst nicht aus kümmerlichen Kompromissen zwischen der Ausbeutung in Asien und der Moral in Europa herauskommt. Im Opiumhandel und in der Niederhaltung der für die hungernde Bevölkerung der Nordprovinzen nicht mehr zu entbehrenden Baumwollindustrie öffnen sich Abgründe von Brutalität, die Hunderttausende von Menschenleben opfert. Allerdings in aller Stille. Neben den Bergen von Unrecht, die England früher in allen seinen Kolonien aufgehäuft

hat, verschwinden die Sünden einzelner Deutschen in unsern jungen Kolonien. Aber es ist keine Frage, daß die Missionen einen gewaltigen Einfluß auf die Humanisirung der Engländer in den Kolonien ausgeübt haben. Außerdem verleiht die früh eingeprägte Unterwerfung unter Herkommen und Formen dem Charakter des Engländers einen Halt, dessen der gesellschaftlich undisziplinirte Deutsche entbehrt. Der Fall Peters ist die bitterste Erfahrung, die uns die Kolonien bisher gebracht haben. Dr. Karl Peters galt manchem als das leuchtende Muster eines Deutschen, wie ihn die koloniale Ära braucht: energisch bis zur Rücksichtslosigkeit, mit einem unerschöpflichen Glauben an sich und den Beruf seines Volkes ausgestattet, dabei gewandt und anpassungsfähig, geistvoll und mit einem nicht zu verachtenden litterarischen Talent begabt; besonders die jüngere Generation glaubte in diesem Mann ihren Helden gefunden zu haben. Einige Nitzscheaner ahnten schon den Übermenschen in ihm. Deutschland, das Jahrzehnte lang oben und unten an Mangel an Energie gelitten hatte, war geneigt die Energie in allen Formen so sehr zu bewundern, daß es das Gefühl für die Grenze verlor, wo die Roheit anfängt. Es war eine neue Art Trunkenheit, mit der ein berühmter Politiker einmal Peters anschwärmte, als er seinen bekannten Vortrag über die Emin Pascha-Expedition gehalten hatte. Weil unsre nationale Stärke überhaupt mehr die Zähigkeit ist als die sprungkräftige Energie, macht uns diese um so mehr Eindruck. Wir haben uns da einen neuen Narkotismus angewöhnt. Vor einem Menschenalter wäre das als roh und inhuman zurückgewiesen worden, dem man jetzt zujubelte. Es steckt aber immer irgendwo eine Schwäche, wenn die Kraft so blind angestaunt wird. Hier ist es die Schwäche der sittlichen Urteilskraft. Man begreift ganz gut, daß diese Heldenverehrung im Zeitalter Bismarcks epidemisch um sich griff. Aber die Wirkungen, die wir hier sehen, sind geeignet, auf den Unterschied zwischen Heldenverehrung und Personenkultus aufmerksam zu machen. Carlyle schlägt allerdings vor, den fähigsten Mann in einem Volke zu finden, ihn über alle zu erheben, ihm zu gehorchen; das sei das beste Mittel, eine gute Regierung zu schaffen. Aber man muß weiterlesen, wo er sagt: Der fähigste, das ist zugleich der wahrhaftigste, der gerechteste, der edelste Mann! The ablest, the noblest! Statt an den sittlichen Forderungen geprüft zu werden, ist Peters von einem großen Teil des energietrunkenen deutschen Publikums verwöhnt worden. Es gab Jahre, wo die Hochhaltung seines Ruhmes fast ein Bestandteil des nationalen Glaubensbekenntnisses geworden war. Und doch ist es kein Geheimnis, daß jeder, der tiefer in sein Wirken und seine Werke eindrang, sich das Lob manchmal abringen mußte. Aber der Zauber einer ungewöhnlichen Persönlichkeit verscheuchte zuletzt doch immer wieder die Bedenken über eine Renommage, die ans Geschmacklose grenzte, über gewagte oder ungenaue Behauptungen. Kritiker, die noch dem Werk über die Emin Pascha-Expedition ablehnend gegenüber gestanden hatten, ließen sich durch das Buch über Deutsch-Ostafrika gewinnen mit seiner großen Auffassung der Dinge und seiner begeisternden nationalen Zuversicht. Und endlich war doch immer die Summe der ungewöhnlichsten Leistungen da, die unsre junge Kolonialgeschichte gesehen hatte: die Erwerbung Deutsch-Ostafrikas, die Emin Pascha-Expedition mit der Anbahnung der Erwerbung Ugandas; und in der Heimat die Warmhaltung der kolonialen Begeisterung und Opferwilligkeit, die litterarischen und rednerischen Erfolge.

Kann man der Regierung einen Vorwurf daraus machen, daß sie dem Manne, der uns Deutsch-Ostafrika gegeben hat, eine öffentliche Stellung in demselben Deutsch-Ostafrika einräumte? In den ersten neunziger Jahren, als Peters auf der Höhe stand, erschien es vielmehr jedermann selbstverständlich, daß er eine der

ersten Stellen in Deutsch-Ostafrika haben müsse. Wenn damals Zweifel an der Befähigung des berühmten Mannes für ein hohes Kolonialamt bestanden, dann war es bei den Männern der Regierung. Die erste Anregung, Peters ein solches Amt zu übertragen, ist aus der Volksvertretung hervorgegangen. Man wird einst erfahren, was für Schwierigkeiten die Verwirklichung dieses Wunsches gemacht hat. Wenn auch anerkannt wurde, daß Peters in irgend einer Art eine Anerkennung verdiene, so standen der Verwirklichung in der verlangten Art doch die stärkste Antipathien entgegen. Peters hat selbst in seiner Weise die Abneigung Bismarcks ausgemalt, die ihm alle möglichen Hindernisse in den Weg gelegt habe. Sein Erfolg hob sich davon heller ab! Auch später hat er in diesen Höhen gar keine Freunde gehabt, und seine endliche Anstellung im Reichsdienste war nur eine Anerkennung seiner unbestreitbaren Verdienste und mehr noch ein Opfer, das man der öffentlichen Meinung brachte, besonders der im Reichstag, im Kolonialverein usw. vertretenen. Daß die Sache nicht so leicht ging, wie sie erwarteten, hat zuerst die ungemein regen Freunde und Gefolgsleute von Peters in Opposition zu dem damaligen Vorstande der Kolonialabteilung gebracht. Diese um das „Deutsche Wochenblatt" gruppirten Leute haben nicht bloß auf das Publikum, sondern auch auf Peters selbst einen sehr großen Einfluß ausgeübt. Sie hatten ihre Vertreter im Reichstag und ließen sich in erstaunlich vielen Zeitungen vernehmen. Peters war mehr als ihr Stolz, er war ihre Hoffnung. Wenn er selbst sich für zu gut hielt, unter Wißmann am Tanganyika zu dienen, so hofften diese Freunde auf eine Entwicklung der Dinge, die ihn zum Leiter der Kolonialangelegenheiten oder mindestens Deutsch-Ostafrikas machen würde. Die rege und erfolgreiche Preß- und Parlamentsthätigkeit dieser merkwürdigen Gruppe gehört auch zu den bemerkenswerten Erscheinungen des öffentlichen Lebens in diesem letzten Jahrzehnt. Sie hat sich bis in die dunkeln Tiefen der auswärtigen Politik erstreckt, wo sie dem Phantom einer deutsch-französischen Versöhnung auf Grund der Gemeinsamkeit antienglischer Interessen nachjagte.*)

Wenn dieser Gruppe das Reich zu wenig für Peters that, so that es einer andern zu viel. Da diese aber fast ganz aus antinationalen Beweggründen widersprach, gelangte sie erst zu Einfluß, als die Ausschreitungen, die sich Peters hatte zu schulden kommen lassen, an die Öffentlichkeit kamen. Die Reichsregierung hätte ihr den Wind aus den Segeln nehmen können, wenn sie dargelegt hätte, wie lange schon Beschwerden gegen Peters erörtert und Untersuchungen angeordnet worden waren, die allerdings bei der Entfernung des Schauplatzes und bei dem Wechsel der Personen ihre Schwierigkeiten hatten. Daß sie Peters nicht auf den ersten Verdacht fallen ließ, wird ihr niemand verdenken, der die Gründe und Umstände seiner Anstellung im Reichsdienste kennt. Die ersten Beschwerden waren von Kolonialbeamten ausgegangen, deren leidenschaftliche Abneigung gegen diesen Eindringling, Abenteurer usw. man in Berlin kannte. Aber man kannte hier auch die tropische Üppigkeit des deutschen Kolonialklatsches. Auch das ist eine neue Pflanze des kolonialen Zeitalters. Der Klatsch ist allerdings nur aus Deutschland in die Kolonien verpflanzt worden, gedeiht aber herrlich. Auch für seine Kenntnis ist der Fall Peters lehrreich. Kunert, ein Afrikamaler von Handwerksbegabung, trägt drei Jahre lang sein Wissen von der Petersschen Gewaltthätigkeit mit sich herum,

*) Es sei bei dieser Gelegenheit die Randbemerkung gestattet, daß einige von unsern jüngern Afrikanern sich auch sonst gegen den Preßzauber auffallend wenig widerstandsfähig erwiesen haben. Es wäre z. B. sehr erfreulich, wenn man von den Reisen und Jagden des vortrefflichen Herrn von Wißmann weniger häufig in den Zeitungen zu lesen bekäme. Wozu diese Erinnerungen an seine gezwungne Unthätigkeit so fern von dem Boden, auf dem zu wirken sein Beruf ist?

ehe er sich zu einer Anzeige veranlaßt sieht. Oskar Baumann, der verdiente Afrikareisende, spricht im Freundeskreise ungefähr ebenso lange davon. Die Dinge gehörten zuletzt zur Würze der Gespräche unter Leuten, die einmal in Deutsch-Ostafrika gewesen waren. Hunderte waren Mitwisser, aber ohne das Vorgehen der Behörden würden sie alle nur weiter geflüstert haben. Das ist der ganze kleinstädtische Bier- und Kaffeeklatsch ins Koloniale übertragen, ein Gift, das dadurch nicht weniger gefährlich wirkt, daß es tropfenweise eingeflößt wird. Nicht viel anmutiger stellen sich die Deutschen in der Heimat im Lichte dieser Begebenheiten dar. Koterien, Landsmannschaften, Parteien, aber wenig Männer, die menschlich und männlich über die Personen und Vorgänge zu urteilen wissen und wagen. Das reicht bis in den Reichstag hinauf, der in allen Verhandlungen über die Petersche Angelegenheit sich nicht gerade groß gezeigt hat, am allerwenigsten in der letzten, über der etwas unsäglich gewöhnliches lag. Die Auffassung, daß mit Peters eine verbreitete, mächtige Richtung in unserm Volke verurteilt werde, die ihn emporgetragen und die er durchaus nicht erst ins Leben gerufen habe, die auch ohne ihn weiterleben werde, der Kultus des Erfolges mit allen Mitteln, fand da ebenso wenig Ausdruck, wie die offne und ehrliche Schätzung des Großen, das trotz alledem von seinem Werke bleibt. Daß das starke nationale Empfinden und die überlegne Beurteilung der kolonialen Verhältnisse den Mann einst allen national empfindenden, mit wenig Ausnahmen, wert gemacht hatte, davon war fast nichts mehr zu spüren. Dafür war das Bestreben, einen Sündenbock zu schaffen, sehr auffällig. Aber die Regierung, die man gern dazu gemacht hätte, hat sich in dieser ganzen Sache glücklicherweise einmal am wenigsten vorzuwerfen.

Der Sturm, der Peters weggefegt hat, erinnert an die Bewegung, die vor einem Jahrhundert Warren Hastings als Angeklagten vor die Schranken des Parlaments in London brachte. Dabei war allerdings der Unterschied, daß damals das öffentliche Gewissen in England aus einem viel tiefern Schlummer erwachte, der Jahrhunderte gedauert hatte. Dort handelte es sich in der Verwaltung der Indischen Kompagnie um eingewurzelte Mißbräuche, gegen die Burke 1785 die große menschenfreundliche Bewegung wachrief. In Deutschland handelt es sich um eine kräftigere Regung des glücklicherweise nur leicht betäubten Rechtsgefühls gegen Ausschreitungen eines Einzelnen. Man könnte vielleicht auch daran erinnern, daß Warren Hastings ein kühner Träumer genannt wurde. Das war Peters gewiß auch. Leider muß man aber ganz der Hoffnung entsagen, daß eines Tages seine Verdienste um das Gemeinwesen seine Fehler so überstrahlen könnten, wie es bei Hastings der Fall war, vor dem sich 1815 das ganze Parlament erhob, als er in einer indischen Angelegenheit wieder vor dessen Schranken erschien. Die Versuchungen, denen Peters zum Opfer gefallen ist, gehören eben nicht zu denen, die Mill, der Geschichtsschreiber Indiens, als so groß bezeichnet, daß wenige öffentliche Charaktere sie überwunden hätten. Auch in den Hastingsschen Fall spielte bekanntlich das Weibliche hinein. Aber das Verhältnis von Hastings zu der deutschen Baronеß Imhoff blieb tadellos, nachdem er sie nach ihrer Scheidung geheiratet hatte. Das Versöhnende, das über den letzten dreißig Jahren des großen englischen Kolonialpolitikers liegt, in denen sein Land ihn sozusagen wieder gewann, wird dem Fall Peters fremd bleiben; denn hier handelt es sich leider um kleinere und gemeinere Dinge, denen der geschickteste Verteidiger keine Beziehung zum öffentlichen Wohl beizulegen vermöchte.

Für die Redaktion verantwortlich: Johannes Grunow in Leipzig
Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig. — Druck von Carl Marquart in Leipzig

Die Grenzboten

Zeitschrift
für
Politik, Literatur und Kunst
56. Jahrgang
Nr. 19
Ausgegeben am 13. Mai 1897

Inhalt:

Seite
Die Teilung der Provinz Posen 233
Die Stellung der Bezirkskommandeure und Bezirksoffiziere 245
Zur sozialistischen Bewegung in Frankreich 261
Aus den Vereinigten Staaten von Nordamerika 269
Literatur 277

Alle für die Grenzboten bestimmten Aufsätze und Zuschriften wolle man an den Verleger persönlich richten (J. Grunow, Firma: Fr. Wilh. Grunow, Königsstraße 20).

Die Manuskripte werden deutlich und sauber und nur auf die eine Seite des Papiers geschrieben mit breitem Rande erbeten.

Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig

Bilder aus dem Universitätsleben

von

einem Grenzboten

(Ernst Groth)

Broschirt 2 Mark, in Leinwand gebunden 3 Mark

Die Sammlung enthält: Der alte Korpsstudent, das Hohenzollernlied, die Studentin, Pedell Papendick, der Landpfarrer, der jüdische Student, die Wahlschlacht und eine Studentenaufführung, alles kleine, in sich abgeschlossene Skizzen, die den Ernst und den Humor des heutigen akademischen Lebens zumeist vortrefflich widerspiegeln und teilweise, so besonders in der „Studentenaufführung," die davon Kunde giebt, wie Ernst von Wildenbruch zum erstenmal als dramatischer Dichter an die Oeffentlichkeit trat, eine über das Interesse des Tages hinausreichende Bedeutung beanspruchen dürfen. Als Schauplatz der einzelnen Novelletten ist mehrfach Berlin und Leipzig ausdrücklich angegeben; die andern spielen in kleineren nord- und mitteldeutschen Universitäten. Wir können die Lektüre des ansprechenden Büchleins allen Freunden akademischen Lebens, den Jungen wie den Alten in gleicher Weise, angelegentlichst empfehlen.

(Neue Bonner Zeitung)

Italienische Eindrücke

von

Otto Kaemmel

Broschirt 2 Mark 40 Pfennige

Von andern Büchern über Italien unterscheidet sich Kaemmels 192 Seiten starke Schrift dadurch, daß uns der Verfasser nicht etwa eine Beschreibung seiner Reisen giebt, sondern in einer Reihe von Aufsätzen bestimmte, begrenzte Aufgaben behandelt, z. B. Volkscharakter und Volksleben, Italienische Landschaften, die Städte als historische Denkmäler, Volkswirtschaftliches und Soziales. In allen diesen einzelnen Studien spricht sich neben Sachkenntnis große Liebe zu Land und Volk aus. Daneben ist die Behandlung der Themata insofern eine virtuose, als der Verfasser gleichsam die ganze Klaviatur italienischen Lebens alter und neuer Zeit mit einer merkwürdigen Allgegenwart oder doch geläufigen Erinnerungsfertigkeit und Associationsfähigkeit für Gleichartiges und für Kontraste beherrscht und daher durchweg sehr polyphone Accorde greift. Kurz, Kaemmel schildert aus dem Vollen heraus. Das Buch wird namentlich denjenigen Lesern Vergnügen machen, die schon öfter in Italien waren, obwohl es solchen teilweise ihre eignen Erfahrungen und Gedanken wiederholt.

(Bund-Bern)

aus dem Westen

Skizzen

aus unserm heutigen Volksleben

gezeichnet von

Fritz Anders

gebunden 3 Mark 60 Pfennige

Anders einen ganz meisterhaften
'ebens vor uns, der seine Be-
it einem so köstlichen Humor
bietet, daß auch der grämlichste, unkräftigste Be-
wanderzeitsam sie uns
Wir beobachten
in ihr innerstes
ben einzelne
n, sozialen
gut und
geist-
eins-
ern,

Die Teilung der Provinz Posen

Wer im Herbst des vorigen Jahres in Opalenitza vorgeblieben, als Ansiedlungskommission behördliche Maßnahmen auch bei ganz geringfügigen Gegenständen beratschlagte, Verhandlungen mit Hunderten von Bauern führte, Kaufverträge und Bittschriften aufsetzte, der konnte sich leicht einbilden, daß die Welt, die ihnen jenseitigen Kreise hinter sich zurückgelassen hatten, in der Tat nur noch aus diesem Dorfe bestände. Und in der Tat, wenn man sich auf den Standpunkt der Ansiedlungsbehörden stellte, so war es ja auch nur dieses Dorf, das in Betracht kam. Denn hier, in Opalenitza, wurde ja die Entscheidung getroffen, ob die Ansiedlungsbehörden ihre Tätigkeit fortsetzen oder ob sie sich auf die Liquidierung ihrer Geschäfte beschränken sollten.

polnischen Bevölkerung, die deutschen Katholiken unter dem unabläſſigen Druck der polnischen Geistlichkeit für das Polentum gewonnen worden sind.

Die Ursache des Fehlschlagens jener Maßnahmen wird von verschiednen Seiten besonders in der schwankenden Haltung der Behörden der Provinz Posen gesucht. Diesen wird vorgeworfen, daß sie die zu Gebote stehenden Mittel zur Förderung des Deutschtums wiederholt nicht mit der nötigen Kraft und Beharrlichkeit durchgeführt hätten. Statt einer festen Handhabung der Verwaltung wäre trotz der frühern Erfahrungen immer von neuem eine durchaus verfehlte Versöhnungspolitik versucht worden. Durch den trügerischen Schein der polnischen Friedensversicherungen hätte man sich immer wieder blenden und infolge dessen auf das Gejammer der Polen über Vergewaltigung und Bedrückung eine unangebrachte Nachgiebigkeit bei der Ausführung der einschlägigen Bestimmungen walten lassen. Dabei hätten diese Versöhnungspolitik und eine straffere Führung der Zügel fortwährend gewechselt und sich immer wieder einander abgelöst, sodaß man schon deswegen auf dem halben Wege des Erfolgs hätte stehen bleiben müssen. Es sei nun nicht nur nichts erreicht worden, sondern die dortige deutsche Bevölkerung habe dadurch ihren Halt an der Regierung verloren und sei, um ihre wirtschaftliche Existenz zu retten, den auf sie eindringenden polnischen Bestrebungen erlegen. So hätten die Polen das Deutschtum in der Provinz Posen zurückgedrängt und selbst die Oberhand gewonnen.

Allerdings wird von dieser Seite zugegeben und anerkannt, daß die leitenden Posener Regierungsorgane in ihren Entschlüssen nicht immer unbeeinflußt gewesen sind, daß sie bei der vollständigen Verquickung der nationalen Frage mit der gesamten Staatspolitik die Stimmung in Berlin und die Einwirkung der polnischen Fraktion im Reichstage und im Abgeordnetenhause zu berücksichtigen gehabt haben. Das ist umso mehr der Fall gewesen, als das Polentum von der Zentrumspartei in allen nationalen Fragen unterstützt worden ist, seit den Polen die Begriffe „polnisch“ und „katholisch“ im wesentlichen für eins gelten. Die Schuld trifft also nicht eigentlich die Personen, sondern, insofern die polnische Nation in der Provinz Posen die Mehrheit in der Bevölkerungszahl und ihr Hauptquartier hat, die Einrichtungen. Man will daher die posenschen Zentralbehörden, die sich eben dieser Einwirkung nicht entziehen können, aufheben, also die Provinz Posen als solche auflösen und ihr Gebiet andern deutschen Provinzen einverleiben, um so dem Polentum einen Schlag zu versetzen, der geeignet wäre, seinen Bestrebungen am schnellsten ein Ende zu machen.*)

Der Vorschlag hat auf den ersten Blick etwas verlockendes. Auch ist er nicht neu und soll schon zu Bismarcks Zeiten in Erwägung gezogen worden

*) Vergl. die Kölnische Zeitung vom 28. September v. J., Nr. 860.

sein. Da auf sämtlichen Gebieten des öffentlichen Lebens, auf denen die Bevölkerung in der Organisation und Verwaltung teilnimmt, von den Polen alles im national-polnischen Interesse behandelt und, so wenig auch eine Angelegenheit damit zusammenhängen mag, mit der Polenfrage verquickt wird, so sind die Polen immer mehr bemüht gewesen, die polnischen Bestrebungen in jede Körperschaft hineinzutragen. Selbst bei den Wahlen für rein wirtschaftliche Einrichtungen, wie den Provinziallandtag und die Landschaft, handelt es sich für sie nicht um die Tüchtigkeit, sondern vor allem um die Nationalität des Kandidaten. Wenn es den Polen nicht gelingt, in einer Körperschaft die Mehrheit zu erreichen, so streben sie doch unausgesetzt darnach, einen wenn auch nur geringen Einfluß nationaler Art auszuüben und besonders zu betonen. Diese fortwährende Betonung der polnischen Interessen ist wohl in jeder Körperschaft der Provinz Posen vorhanden. Bei der großen Bevölkerungszahl der Polen in Posen, die sich etwa auf 1057413 von 1751642 Bewohnern beläuft,*) ist es deshalb unvermeidlich, daß auch die leitenden Organe der Staatsregierung zu Zeiten diesem Umstande Rechnung zu tragen haben, weil sie sich doch nicht mit der Mehrzahl der Bevölkerung fortwährend in Widerspruch setzen können. Wenn nun die posenschen Gebietsteile andern Provinzen einverleibt würden, so wäre gewiß die Aussicht vorhanden, daß die Polen dann infolge ihrer Minderzahl in den Körperschaften nicht entfernt die Einwirkung ausüben könnten, die sie den posenschen Behörden gegenüber thatsächlich erreicht haben. Es würde, wenn die Teilung der Provinz stattgefunden hätte, in den andern Provinzen mit den Polen nicht mehr als mit einer den Gang der Geschäfte beeinflussenden Partei gerechnet werden. Damit würde natürlich auch die Opposition der Polen gegen die Durchführung der zur Bekämpfung ihrer Bestrebungen auf dem Verwaltungswege vorhandnen Maßnahmen ihren Erfolg verlieren. Die Parlamentsreden der polnischen Fraktion über die Vergewaltigung und Bedrückung ihrer Nation hätten dann keine andre Bedeutung mehr als die von sentimentalen Herzensergüssen. Es würden also ähnliche Zustände entstehen wie in Oberschlesien und Westpreußen, wo das Polentum an sich zwar eifrig agitirt, aber keine maßgebende Einwirkung auf die Gestaltung der öffentlichen Angelegenheiten erreicht.

Einer solchen Teilung der Provinz Posen steht nun erstens die Unmöglichkeit im Wege, die posenschen Gebietsteile deutschen Provinzen zu dem beabsichtigten Zwecke zuzuschlagen. Der geographischen Lage Posens wegen können nur die Provinzen Brandenburg, Schlesien und Westpreußen in Betracht

*) Nach dem Ergebnis der Volkszählung von 1890. Da sich die Bevölkerung der Provinz bis zur Volkszählung am 2. Dezember 1895, deren Material noch nicht vollständig verarbeitet ist, nur um 4,37 Prozent vermehrt hat, dürften die in dem vorliegenden Artikel angeführten Zahlen auch heute noch zutreffen.

kommen. In den beiden letzten sind aber die Polen schon stark vertreten. So hat Schlesien unter 4224458 Bewohnern 1016241 Polen, Westpreußen unter 1433681 Bewohnern 448235 Polen. Nur die polnische Bevölkerung der Provinz Brandenburg kommt nicht in Betracht, aber die deutsche Bevölkerung der Provinz Posen bewohnt vorwiegend die Gebiete, die infolge ihrer Lage zu Brandenburg geschlagen werden müßten. Es würde also ein reichliches Drittel der 1057413 polnischen Bewohner Posens mit einem knappen Drittel der 694229 deutschen Bewohner je an Schlesien und Westpreußen fallen. Wenn auch dadurch in Schlesien die Stärkung des Polentums nicht übermäßig groß werden würde, so wäre doch dieser Zuwachs immerhin unerwünscht, weil die dortige polnische Bevölkerung ganz überwiegend, nämlich 950452 von 1016141, in einem einzigen Gebiete, dem Regierungsbezirk Oppeln, wohnt, dessen Gesamtbevölkerung nur 1577731 Personen zählt, sodaß diese Gegend ein durchaus polnisches Gebiet bildet. Der schon jetzt stark polnische Teil Schlesiens würde den Zuwachs als nächsten Nachbarn erhalten, mit dem ihn dann sämtliche Interessen, auch die kommunalen und wirtschaftlichen, aufs engste verbinden würden. Überall harmonirt der in Schlesien zahlreich vertretene Ultramontanismus mit dem Polentum. Noch weit ungünstiger würden sich die Verhältnisse in Westpreußen gestalten. Dort sind heute die Polen in der Minderheit, da sie noch nicht den dritten Teil der gesamten Bevölkerung ausmachen. Sie bewohnen zwar überwiegend den Regierungsbezirk Marienwerder mit 333206 Personen, doch beläuft sich dessen Gesamtbevölkerung auf 844505 Bewohner, sodaß auch hier die deutsche Bevölkerung bedeutend überwiegt. Durch den Zuwachs dagegen würde sich die Zahl der Polen fast verdoppeln und bis zur Hälfte der gesamten Bevölkerung anwachsen. Das Polentum könnte also auch in Westpreußen leicht zur Mehrheit gelangen, und es wären dann dieselben Zustände zu erwarten, die heute in Posen bestehen und dort beseitigt werden sollen.

Ebenso undurchführbar aber ist ein in der Post besprochner und schon dort widerlegter Vorschlag, nämlich durch Abzweigung der Niederlausitz von Brandenburg, der Oberlausitz von Schlesien und der westlichen Teile von Posen eine neue Provinz zu bilden und den Rest der Provinz Posen mit Schlesien oder Westpreußen zu vereinigen. Man geht bei diesem Vorschlag von der Annahme aus, daß sich die Provinzen mit den Armeekorpsbezirken zu decken hätten. Aus militärischen Gründen ist das aber keineswegs erforderlich, und es ist deshalb auch gar nicht immer der Fall. Überdies gehört zum Bezirke des fünften Armeekorps außer dem Regierungsbezirk Posen der Regierungsbezirk Liegnitz über die Oberlausitz hinaus, während die Niederlausitz dem Bereiche des dritten Armeekorps angehört. Der westliche Teil Posens würde nach diesem Vorschlag freilich deutschen Gebieten zugeteilt werden, aber man würde damit gerade die wesentlich deutsche Bevölkerung aus Posen heraus-

reißen und den meist polnischen Rest zurücklassen. Ob dieser dann zu Schlesien oder zu Westpreußen geschlagen würde, ist gleichgiltig. In Westpreußen würde sofort eine stattliche Mehrheit des Polentums auftreten, in Schlesien würde die polnische Bevölkerung in einem Grade gestärkt werden, daß sie auch dort weit über ihre heutige politische Bedeutung hinaus einen Machtzuwachs erhielte, der in Verbindung mit dem Zentrum sich sehr leicht zur Mehrheit oder doch wenigstens zu einem maßgebenden Einfluß entwickeln könnte. Selbst wenn der Rest von Posen an beide Provinzen, Schlesien und Westpreußen, verteilt werden sollte, würde der polnische Zuwachs doch in bedenklicher Weise zunehmen und die Machtstellung des Polentums in den Gegenden, wo die Polen jetzt eine geringe Rolle spielen, bedeutend fördern. Man würde mindestens mit einer einflußreichen polnischen Minderheit zu rechnen haben.

Ganz ohne Einwirkung aber würde die Auflösung der Provinz Posen auf die Bestrebungen der polnisch-katholischen Geistlichkeit bleiben. Sie ist der stärkste Hort des Polentums, sie bekämpft die wichtigsten Maßnahmen der Staatsregierung mit dem höchsten Eifer und leider auch mit dem besten Erfolg und drängt überdies die deutschen Katholiken zum Übertritt ins polnische Lager. Wie nur der Ultramontane dem katholischen Klerus als rechter Katholik gilt, so sieht der polnische Propst nur in dem Polen den gläubigen Katholiken. Bei dem gewaltigen Einfluß der Geistlichkeit auf die Bevölkerung gelingt es daher den deutschen Katholiken nur selten und unter schweren Kämpfen, ihr Deutschtum zu bewahren. Was der Propst nicht vermocht hat, erreicht schließlich in der häufig vorkommenden Mischehe die von dem Propst fanatisirte polnische Ehefrau. Gelingt es ihr auch nicht immer bei dem Manne, so doch sicher bei den Kindern. Das zeigen die Erfahrungen nicht bloß in den untern Schichten, sondern selbst in den gebildeten Kreisen der Bevölkerung. Besonders der Kulturkampf wird von der Geistlichkeit so dargestellt, als ob es sich dabei um die Ausrottung des Katholizismus gehandelt habe. Mit meisterhaftem Geschick wird die kirchliche Frage mit der nationalen verquickt und jede Maßnahme der Regierung, die lediglich das Polentum und die polnischen Bestrebungen treffen soll, dem Volke als kirchenfeindlich hingestellt. Die Regierung, heißt es, will das Polentum vernichten und sucht ihren Zweck dadurch zu erreichen, daß sie der Bevölkerung ihre eigentlichste Widerstandskraft, die Religion und die Sittlichkeit, entreißt. Ferner verweigert die polnische Geistlichkeit die deutsche Sprache in der Predigt und protestirt unablässig gegen sie im Schulunterricht. Das deutsch gesprochne Gebet wird sogar von Heißspornen für eine Versündigung erklärt. Die Kinder sollen durch die polnische Sprache nur für das Polentum erzogen werden, damit sie später das deutsche Wesen und die deutsche Sprache als etwas fremdartiges, ihrem Wesen feindliches betrachten. Man will die deutschen Katholiken darauf hinweisen, daß, wer auf polnischem Boden leben will, die polnische Sprache sprechen und

die polnische Volksart annehmen müsse. Gelten doch der dem polnischen Klerus nahestehenden Presse die außerposenschen Landesteile des Reichs und Preußens immer nur als „Ausland."

Diese Agitation des Klerus würde durch eine Auflösung der Provinz Posen nicht im mindesten berührt werden, da der Regierung eine wesentliche Einmischung in die kirchlichen Fragen nicht zusteht und von ihr auch nicht angebahnt werden kann. Die Überwachung der Geistlichkeit liegt den kirchlichen Behörden des Erzbistums Posen-Gnesen ob, die die polonisirenden Bestrebungen nach Möglichkeit fördern. Der Erzbischof von Posen, der noch von der polnischen Zeit her die Würde des „Primas von Polen" bekleidet, gilt als der eigentliche Herrscher über das frühere Großherzogtum Polen. Nur in ihm sehen alle Klassen der Bevölkerung ihren Gebieter, vorausgesetzt, daß er selbst aus der polnischen Aristokratie stammt. Denn die fürstlichen Ehren, die dem Erzbischof von Stablewski erwiesen werden, sind dessen Amtsvorgänger Dinder, der als Deutscher sogar evangelischer Gesinnung verdächtigt wurde, nicht in demselben Maße erwiesen worden. Die Ehrenbezeugung gilt dem Polen und nicht dem Kirchenfürsten. Solange also der Erzbischof von Posen weiter als Primas von Polen gefeiert wird, sind die polnischen Bestrebungen des Klerus gut beschirmt und finden in ihm ihren wirkungsvollen Mittelpunkt. Der Gedanke, das Erzbistum Posen-Gnesen aufzulösen, um den Primas und seine Macht zu stürzen, ist wohl noch nie im Ernste erwogen worden. Er hat auch gar keine Aussicht auf Erfolg, weil die Zustimmung des Papstes einfach ausgeschlossen ist. In Rom ist man den Polen aus vollstem Herzen geneigt; sie sind gute Katholiken, und gerade der Erzbischof von Posen ist ein eifriger Fördrer des Katholizismus, sodaß man seine Wirksamkeit um kein Haar breit schmälern möchte. Auch ist es immerhin fraglich, ob die Beseitigung des Primas schließlich einen Erfolg haben würde, der einer Teilung der Provinz Posen auf dem verwaltungspolitischen Gebiete annähernd gleichkäme. Man würde zwar den Polen ihren idealen König nehmen und der Zusammenfassung der klerikalen Bestrebungen zunächst die Spitze abbrechen, aber viel mehr würde man nicht erreichen. Die Agitation der polnischen Geistlichkeit gedeiht auch in Oberschlesien und Westpreußen. Wenn diese Gebiete jetzt auch mit Posen ihre Verbindung haben, sie brauchen diese Verbindung nicht gerade und werden nötigenfalls einen neuen Sammelpunkt zu finden wissen, in welchem Bistum auch die Polen wohnen mögen; denn katholisch heißt eben polnisch.

Endlich müßte aber auch bei einer Teilung der Provinz Posen die im Interesse des Deutschtums geschaffne abweichende Organisation der polizeilichen und kommunalen Verwaltung aufgegeben werden. Jetzt ist in Posen die deutsche Bevölkerung, auch wo sie in der Minderzahl ist, durch die besondern Bestimmungen der Provinzial- und Kreisordnung wie durch deren Anwendung vor

einer Majorisirung durch die Polen geschützt. Dies würde sich aber ändern, sowie der Rechtszustand der andern Provinzen auf die dazu geschlagnen posenschen Gebiete ausgedehnt wäre. In mehreren Gegenden Posens ist der Großgrundbesitz, der in dieser Frage die größte Wichtigkeit hat, meist in polnischen Händen, wir hätten also in vielen Landkreisen eine polnische Kreisvertretung und als Ortspolizeibehörde eine große Zahl polnischer Amtsvorsteher zu gewärtigen, wie wir schon heute in den Kleinstädten und Landgemeinden mit gemischter Bevölkerung meist einen polnischen Bürgermeister und Schulzen haben. Auch könnte sich auf das Verwaltungswesen der teilweise völlig polonisirten Landstädte, wie z. B. Schrodas, das in dieser Hinsicht berüchtigt ist, noch ein weiterer Einfluß äußern, den ein polnischer Kreisausschuß als Aufsichtsbehörde der städtischen Verwaltung ausüben würde. Mit einem Wort: es würde eine Polonisirung der lokalen Verwaltung zu Ungunsten der deutschen Bevölkerung eintreten. Das bedeutet aber bei den heutigen Verhältnissen eine weitere Eindämmung des Deutschtums. Wenn diesen Erwägungen gegenüber auf Oberschlesien und Westpreußen hingewiesen wird, wo die Organisation der polizeilichen und kommunalen Verwaltung keine Abweichung erfahren hat, so ist doch zu beachten, daß der Großgrundbesitz und die Großindustrie dort überwiegend in deutschen Händen sind, und daß durch ihren Einfluß eine Gefährdung der deutschen Interessen in öffentlichen Angelegenheiten erfolgreich fern gehalten wird.

Bisweilen wird als Grund gegen eine Teilung Posens noch die Schwierigkeit angeführt, die bei der reichen Entwicklung und der mannichfachen Gestaltung des provinziellen Gemeinwesens die Bildung neuer Provinzialverbände und die Vermögensauseinandersetzung bieten würden. Ein Ausschlag gebendes Gewicht könnte aber diese Frage auf keinen Fall haben, wenn die Auflösung der Provinz sonst einen Erfolg verspräche. So schwierig auch die Bildung neuer, nicht auf den geschichtlichen Verhältnissen beruhender kommunaler Körperschaften ist, so ist es doch nicht unmöglich, solche Gebilde zu schaffen und Gebiete, die wirtschaftlich einstweilen nicht zusammenhängen, zu einem alle sonstigen Interessen vereinigenden Ganzen zu verbinden.

Aus allem geht hervor, daß der von einer Teilung der Provinz Posen erwartete Vorteil auf keinen Fall eintreten würde, die Auflösung würde sich als völlig verfehlt erweisen und würde die Mühen und Kosten nicht lohnen.

Man wird nun geneigt sein, da das Polentum die deutsche Bevölkerung immer mehr zurückgedrängt hat, den Wert der von den Behörden bis jetzt zur Ausführung gebrachten Mittel in Zweifel zu ziehen. Aber die gegenwärtige Lage in Posen ist nicht durch die Untauglichkeit der bisherigen Maßnahmen, sondern nur dadurch verschuldet worden, daß man, ganz abgesehen von der immer wieder versuchten Versöhnungspolitik, den Gang der allgemeinen Staatspolitik auf die Behandlung der Polenfrage hat einwirken lassen. Das

ob der eigentliche Übelstand. Nämen man, wie es seinen Gesinnungen, an den maßgebenden Stellen zu dem selben Ergebnisse wie der politischen Gesinnungen ohne jede Rücksicht auf die Strömungen der Tagespolitik überhaupt zu bekämpfen und den Verdächtigen und jeden Hetz zu fangen und zu steuern, so würde der Erfolg auch dieser nicht ausbleiben. Die beständigen Änderungen des Personenes brauchten dabei besonderes wichtig zu werden, aber sie gehören ebenfalls Nachgiebigkeit beim die politische Agitation immer wieder auf neue. Sie kommen auch hier wieder der alte englische Grundsatz zu seinem Rechte: Wenn, so neuwenn.

Die Stellung der Bezirkskommandeure und Bezirksoffiziere

Die Bezirkskommandeure sind in Preußen bekanntlich aus den vor der Mobilmachung bei Ersatz im Jahre 1860 bestehenden Landwehrbezirksinspektionen hervorgegangen, und dieser Ursprung mag ihnen mitgegeben haben, ihre Stellung nicht über sehr eigene Grenzen zu setzen. Jedenfalls blieb während fast 40 Jahren ihre Wirksamkeit eine sehr enge. Unbegreiflich erscheint es heute, daß ihnen Befugnisse, wie sie den Landwehrinspekteuren beigegeben waren, nicht verliehen, obgleich dieser Wunsch wiederholt laut wurde.*) Man hielt sich Gegründung der Bezirkskommandeure bei wenig Jahren verfehlen, die Dienst hat es Einberufung, Bekleidung und Bewaffnungsmaßregeln angewiesen, aber wenn auch der Dienstbetrieb sich entwickelt, so ist doch die Stellung der Kommandeure unverändert geblieben. Sie sind heute lediglich geblieben, wie sie über schematischen Verhältnisse niemal wähler zu prüfen.

Die Landwehrbezirkskommandeure waren in erster Linie Truppenbefehlshaber und als solche berufen, den Landwehrstammen ihren Bezirk in Krieg und bei allen Zwischenübungen zu führen. Die gehörten dem älteren Dienstalter an und mußten nicht allein alles Anforderungen an Selbstständigkeit vollkommen entsprechen, sondern auch zu meisten Rücksicht gezogen sein. Die mit dem Kommando und Besitzgenehm, mit der Mobilmachung alle verbundenen Arbeiten waren vorzüglichmeise nebenhergehen und erforderten eine große Tätigkeit.

Die Bezirksoffiziere dagegen hatten völlig auf, Truppenoffiziere zu

*) Zuerst wurden sie beigeordnet als Kommandeure bei den Stammbataillonen (Landwehrregimenter), denen sein Landwehrbezirkskommando N. gehört bei Landwehrinspektion N.

sein, und verwandelten sich in Verwaltungsoffiziere mit verblaßtem Ansehen. Dem Namen nach sollten sie zwar aktive Offiziere sein, in der That aber hat diese Aktivität in den Anschauungen des Offizierkorps ihre eigentliche Bedeutung eingebüßt. Dadurch, daß die Arbeit des Bezirkskommandeurs vorzugsweise Büreauarbeit ist und er, abgesehen von einer einmaligen, wenig bedeutenden Charaktererhöhung, auf weitere Erhöhung nicht rechnen kann, verliert er einen großen Teil jenes Nimbus, der bei aktiven Offizieren der Hauptträger des militärischen Selbstbewußtseins ist. Er kommt sich gedrückt vor, und zwar umso mehr, je mehr er mit Leib und Seele Frontsoldat war. In dieser Stimmung fühlt er sich überall zurückgesetzt. Mag hieran auch die Einbildung einen gewissen Anteil haben, so ist doch nicht zu leugnen, daß solche Empfindungen sehr oft begründet sind.

Auch als man den anfänglichen Modus, charakterisirte Majore an die Spitze der Bezirkskommandos zu bringen, mehr und mehr aufgab und patentirte, meist ältere Stabsoffiziere an deren Stelle setzte, gewann das äußere Ansehen der Stellung nur wenig. Nur in den seltnen Fällen, wo der Bezirkskommandeur zugleich Garnisonältester ist, kann er sich soweit zur Geltung bringen, daß er auch von der Truppe als „mit dazu gehörig" betrachtet wird. Leider kann dieses Relief über Nacht zerstört werden, und der Betroffne gerät dann in eine umso peinlichere Lage. Ein Truppenmajor der Garnison rückt zum patentirten Oberstleutnant unter einstweiliger Belassung in seiner bisherigen Stellung auf. Sofort tauscht er mit dem bisherigen Garnisonältesten, der nur charakterisirter Oberstleutnant ist, die Rolle. Aus dem Untergebnen wird der Vorgesetzte. Solche Vorgänge pflegen dann auch in der „offiziellen Gesellschaft" Nachspiele zu haben, die nicht minder schmerzlich empfunden werden als die Rangverschiebung.

Daß in vereinzelten Fällen und bei außergewöhnlichen Veranlassungen eine Patentirung der nur mit einem „Charakter" behafteten Bezirkskommandeure vorgekommen ist, ist ebenso richtig, als daß es einige wenige Posten giebt, auf denen die Bezirkskommandeure den Rang der Regimentskommandeure haben, aber was bedeutet das gegenüber der allgemeinen Regel?

Es darf auch nicht unerwähnt bleiben, daß die Militärbehörde im Anfang der siebziger Jahre den Versuch machte, wieder aktive Offiziere in dem frühern Sinne zu Bezirkskommandeuren zu machen. Sie betonte dabei besonders die zunehmende Wichtigkeit der Stellung. Der Versuch scheiterte, erstens, weil der Reichstag Beförderungsmachenschaften dahinter witterte, dann aber auch, weil er die Ansicht vertrat, daß sich die bisherige Einrichtung sehr gut bewährt hätte. An eine anderweite Hebung der Stellung mag er, wohl aus Mangel an Kenntnis und Teilnahme, kaum gedacht haben. Und dennoch wäre eine solche schon damals recht und billig gewesen. Wenn wir daher hier eine Lanze dafür brechen, so sind wir überzeugt, daß wir das nicht nur im Sinne

der Nächstbeteiligten, also sämtlicher Bezirkskommandeure sowie der Offiziere des Beurlaubtenstandes, sondern auch im Interesse der Armee thun.

Seit jener Zeit, wo im Reichstage die Wichtigkeit der Stellung der Bezirkskommandeure an maßgebender Stelle hervorgehoben wurde, ist wieder eine lange Reihe von Jahren verflossen; das Heer ist zu einer ungeahnten Größe angewachsen, und der Wirkungskreis der Bezirkskommandeure ist ganz bedeutend erweitert worden. Selbst bei mittlern Bezirkskommandos ist eine Fülle der verschiedenartigsten Arbeiten (Ersatz- und Kontrollwesen, Mobilmachung, Invalidensachen, Auswahl und Zuführung von Übungsmannschaften zu den Truppen, Offizierangelegenheiten usw.) zu bewältigen, deren Leitung und glatte Erledigung große Aufmerksamkeit, unausgesetzte Kontrolle und feste Zuverlässigkeit erfordert.

Der schwierigste und heikelste Punkt der gesamten Thätigkeit liegt aber in der Leitung der oft übermäßig starken Offizierkorps, in denen sich Männer der verschiedensten Berufsklassen, der verschiedensten Anschauung und Erziehung zusammenfinden, und gerade das ist ein Umstand, der nicht immer gebührend berücksichtigt wird. Die Einrichtung der Reserve- und Landwehroffiziere ist in unserm Volksheer ein so überaus wichtiges und zugleich empfindliches Glied, daß man in seiner Ausbildung und Pflege des Guten nicht leicht zuviel thun kann.

Der Kommandeur eines Regiments kennt seine Offiziere persönlich, kann fortwährend unmittelbar auf sie einwirken und wird darin von den ältern Offizieren nachdrücklich unterstützt, er hat, wie man zu sagen pflegt, das ganze Offizierkorps „an der Schnure." Der Bezirkskommandeur dagegen sieht seine Offiziere selten, zum Teil gar nicht, kennt sie infolge dessen wenig, und seine persönliche Überwachung und Einwirkung können und dürfen sich nur diskret geltend machen. Handelt es sich nun um Vorkommnisse, die das Einschreiten des Kommandeurs unvermeidlich machen, so steht dieser viel häufiger, als man in fernerstehenden Kreisen ahnt, vor Schwierigkeiten, deren korrekte Erledigung außerordentlich viel Takt, Welt- und Menschenkenntnis, Besonnenheit und Wohlwollen erfordert. Wie manche sind gescheitert, weil ihnen diese Eigenschaften nicht in genügendem Maße zur Seite standen! Und wieviel mehr würden noch diesem Schicksal verfallen, wenn nicht die Scheu vor irgend welchem „Eklat" die Offiziere abhielte, alles das auf den Weg der Beschwerde — von der Öffentlichkeit wollen wir gar nicht reden — zu bringen, was sich gerechterweise dazu eignete. Es ist keine Übertreibung, wenn wir sagen, daß ein Offizier, dem die erwähnten Eigenschaften mehr oder minder abgehen, in der Truppe viel weniger Unheil anrichten kann als an der Spitze eines Bezirkskommandos. Es muß deshalb bei der Auswahl der Kommandeure besonders Gewicht darauf gelegt werden, daß sie in dieser Beziehung volle Gewähr bieten.

Aber auch noch andre Gründe sprechen dafür. Es kommen nicht selten Offiziere in diese Stellung, die sich nicht an die Thatsache gewöhnen können, daß die Angehörigen des Beurlaubtenstandes keine Truppe bilden, die in hohem Kommandoton gemeistert werden soll. Das in langen Dienstjahren geübte militärische Auge entdeckt überall Dinge, die den alten Soldaten in den Harnisch bringen. Daraus entstehen dann Reibungen, die mindestens verstimmend wirken und auf die Dauer den Offizieren die Lust an der „Soldaterei" verleiden. Die Kommandeure vergessen leicht, daß sie es zum großen Teil mit ältern Herren zu thun haben, die über das Leutnantsalter, vielfach sogar über das Hauptmannsalter hinaus sind und weder die militärische Routine des Berufsoffiziers haben können, noch die tänzelnde Form des gewiegten Leutnants. Namentlich sind es die in den Offiziersammlungen oft beliebten Belehrungen über militärischen Anstand, Grüßformen, Umgang usw., die Anstoß erregen. Wohl soll der Kommandeur sein Offizierkorps bei vaterländischer Gesinnung und guter Kameradschaft erhalten, aber die militärische Erziehung der Offiziere des Beurlaubtenstandes hat ihren Schwerpunkt in den Übungen bei der Truppe. Der Kommandeur darf daher nicht zu „schneidig" sein, wenn ihm hierin bei seinen Offizieren Mängel und Lücken begegnen. Er kann recht gut einmal fünf gerade sein lassen, wenn nicht die Grundlagen des Heerwesens auf dem Spiele stehen. Und um die handelt es sich ja nicht, sondern meist um Kleinigkeiten des militärischen Lebens. Aber sie können in der Hand eines Kommandeurs, der seine Stellung unrichtig auffaßt, zu einer unerschöpflichen Quelle von Nörgeleien und Quengeleien werden und manchen tüchtigen Offizier veranlassen, den Abschied zu nehmen, oder wenn er noch wehrpflichtig ist, durch Übertritt in die Landwehr zweiten Aufgebots den Verkehr mit der Militärbehörde auf das zulässig geringste Maß zu beschränken. Manche kommen auch zu solchen Entschlüssen, weil sie finden, daß die Opfer an Zeit und sonstigem Aufwand, die ihnen übermäßige Anforderungen der Bezirkskommandos auferlegen, außer Verhältnis stehen zu dem, was die Offizierstellung bietet. Es sind uns Fälle bekannt, wo Offiziere den Abschied nahmen, weil ihnen die Bearbeitung umfangreicher taktischer Aufgaben zugemutet wurde. Welch eine Verkennung der thatsächlichen Verhältnisse! Man sollte überhaupt bedenken, daß die Mehrzahl aller Offiziere des Beurlaubtenstandes durch Berufspflichten vollauf in Anspruch genommen ist, daher nicht auf jeden Wink und Wunsch des Bezirkskommandos zu Gebote stehen kann; daß sie alle vom besten Willen beseelt sind, daß ihr Verbleiben in der Reserve oder Landwehr ersten Aufgebots über die gesetzliche Zeit hinaus an sich ein Opfer bedeutet; daß es von großer Wichtigkeit ist, die tüchtigen ältern Offiziere dem Dienst nicht zu entfremden, ihre Lust und Liebe zur Sache zu fördern und sie nicht wie eine erweiterte Korporalschaft zu betrachten oder ihnen Dinge zuzumuten, die die Grenze ihrer Verpflichtungen überschreiten.

Eine weitere Veranlassung, eine Prüfung auf die angeführten Charaktereigenschaften vorzunehmen, liegt in gewissen diskreten Anforderungen, die an die Kommandeure gestellt werden und in der Heer- und Wehrordnung nicht paragraphirt sind. Hierzu gehört es unter anderm, die Kriegervereine des Bezirks im Auge zu behalten, in unauffälliger Weise Einfluß auf sie zu gewinnen und über alle sie betreffenden Vorgänge unterrichtet zu sein, eine schwere und mühevolle Aufgabe, deren Lösung nicht jedermanns Sache ist. Daß Bezirkskommandeure sogar zu politischen Berichterstattungen herangezogen werden, sei hier nur nebenbei erwähnt.

Aus dem Gesagten dürfte zur Genüge hervorgehen, daß die Stellung der Bezirkskommandeure eine sehr verantworliche ist und ihre Ausfüllung Eigenschaften voraussetzt, die nicht bei jedem Stabsoffizier selbstverständlich sind. Die Erfahrung lehrt, daß Fehlgriffe in der Auswahl nicht zu den Seltenheiten gehören. Bei größerer Sorgfalt könnten sie vermieden werden. Namentlich sollten sich die Vorgesetzten, die die Auswahl treffen, mehr von dem Gedanken frei machen, daß die Bezirkskommandos bequeme Ablagerungsstätten oder Versorgungsanstalten für Offiziere seien, die sie gern „lossein" möchten. Nein, der Posten verlangt tüchtige und erfahrene Männer mit voller Arbeitskraft, und deshalb ist seine Hebung eine Notwendigkeit, die man auf die Dauer nicht wird von der Hand weisen können.

Dabei denken wir zunächst an die Hebung der äußern Stellung, und zwar so, daß sie als völlig gleichwertig mit den entsprechenden Stellungen in der Truppe gilt. Es müßten also die Bezirkskommandeure nicht, wie es bisher die Regel war, nur auf ein Aufrücken zu rechnen haben, das sie für immer an das unterste Ende ihrer Charge bannt, sondern sie müßten regelrecht bis zum patentirten Oberst aufrücken. Wenn ältere Majore zuerst die kleinern Bezirkskommandos erhielten und, bei entsprechender Bewährung und Beförderung, an die Spitze größerer Bezirke gelangten, würden viele als Oberst, einige als Generalmajor und ohne jede Verstimmung in den Ruhestand treten. Es bliebe ihnen, solange sie die Dienststellung inne haben, die Demütigung erspart, sich gelegentlich hinter jeden Ranggenossen drücken zu müssen, wenn dieser ein Patent hat. Freilich wäre es nötig, das Streben etwas zu dämpfen, durch raschen Wechsel in der Besetzung der Bezirkskommandos ein Aufrücken zu schaffen. Hierfür spricht auch der Umstand, daß die Thätigkeit der Kommandeure um so ersprießlicher zu werden verspricht, je länger sie auf dem Posten sind. Das scheint auch in früherer Zeit die vorherrschende Meinung gewesen zu sein; denn Offiziere, die sich bewährten, blieben eine unbestimmte Reihe von Jahren, feierten in einzelnen Fällen sogar ihr fünfundzwanzigjähriges Jubiläum und brachten es bis zum General. Jetzt heißt es, daß eine bestimmte „Tragezeit" — das Wort erinnert an einen Kommißstiefel — für sie angesetzt sei. Man spricht von fünf Jahren. Nun, da weiß ja jeder, was ihm bevorsteht; aber man wolle nun nicht erwarten, daß eine solche

Wissenschaft seine Liebe zur Stellung und seinen Schaffensdrang besonders erhöhe. Sollte wirklich eine derartige, allgemein geltende Bestimmung in Kraft sein, so würde das eine weitere Herabdrückung der Stellung bedeuten.

Die Gehaltfrage ist von untergeordneter Wichtigkeit. Wir sind überzeugt, daß in den beteiligten Kreisen schon große Befriedigung herrschen würde, wenn die Stellung in der angedeuteten Weise gehoben würde. Aber die eine Frage zieht die andre nach sich. Billig wäre es, wenn die Funktionszulage der beabsichtigten Gehaltsaufbesserung entsprechend erhöht würde. Will man jedoch von einer Gleichstelluug mit den Truppenoffizieren, vielleicht unter dem nicht ganz unberechtigten Hinweis auf die geringern Ausgaben der Bezirkskommandeure, absehen, so sollte man ihnen wenigstens eine angemessene Alterszulage gewähren, die auch bei der Pensionirung in Anrechnung kommen müßte.

Die Bezirksoffiziere sind seit dem Jahre 1887 an Stelle der Landwehrkompagnieführer oder Kontrolloffiziere getreten und verdanken ihre Entstehung weniger dem Streben, einem dringenden Bedürfnis abzuhelfen, als der Absicht, das Aufrücken in Fluß zu erhalten und Offizieren, die in der Truppe nicht mehr verwendbar erscheinen, für einige Jahre ein passendes Unterkommen zu schaffen. Zugleich wurde dabei ins Auge gefaßt, diesen im Truppendienst gut vorgebildeten Offizieren bei Ausbruch eines Krieges mobile Truppenteile anzuvertrauen. Ihre Stellung regelt sich nach denselben Grundsätzen, die bei der Anstellung der Bezirkskommandeure maßgebend sind, nur stehen sie noch ungünstiger als diese. Viele kommen als Hauptleute zweiter Klasse, einige nur als Premierleutnants in die Stellung, und bei der Kärglichkeit ihrer Pensionen ist die jährliche Zunahme so gering, daß diese Art von Versorgung eine fragwürdige Wohlthat bleibt, solange eine Verbesserung der Bezüge grundsätzlich ausgeschlossen ist. Da wäre doch bei der kürzern „Tragezeit" zu erwägen, ob die betreffenden Offiziere nicht besser thäten, eine solche halbmilitärische Durchgangsstufe, die die Arbeitsfähigkeit für einen bürgerlichen Beruf im allgemeinen nicht steigert, aufzugeben und von vornherein die Erlangung einer Zivilstelle anzustreben, die ja doch das Ende vom Liede zu sein pflegt.

Hier ist eine Änderung ebenso nötig wie bei den Bezirkskommandeuren. Wir halten es deshalb für richtig, daß auch den Bezirksoffizieren die Möglichkeit geboten werde, in höhere Stellen mit Patent und entsprechender Gehaltserhöhung aufzurücken. Es ist nicht einzusehen, warum diese Offiziere, wenn sie sich eignen, nicht bis in die Stellung der Kommandeure kommen sollten. Insbesondre muß die Härte beseitigt werden, daß Hauptleute zweiter Klasse nicht in den Pensionssatz der ersten Klasse aufsteigen können. Mit den bessern Aussichten würde auch ein andrer Geist über diese Offiziere kommen, die, schon in jungen Jahren auf ein totes Geleis gebracht, sich zu schmerzlichem Stillstand verurteilt sehen.

Einer weitern Vermehrung der Bezirksoffizierstellen vermögen wir nur da zuzustimmen, wo die Einrichtung eines selbständigen Meldeamts mit ge-

sonderter Mobilmachung in Frage kommt. Hier findet der Offizier einen wenn auch bescheidnen Wirkungskreis. Bei den Stäben beschränkt sich seine Thätigkeit wesentlich auf das Abhalten von Kontrollversammlungen, die, wie eine langjährige Erfahrung zeigt, ohne Nachteile auch von Kontrolloffizieren abgehalten werden können. Jede neue Bezirksoffizierstelle zieht das Eingehen zweier Kontrollstellen nach sich und nimmt der Militärbehörde schätzbare Mittel, brauchbare Offiziere des Beurlaubtenstandes an sich zu fesseln. Auch das sollte man bei der Vermehrung berücksichtigen.

Zum Schluß können wir die Frage bezüglich der Verwendung der bei den Bezirkskommandos thätigen Offiziere im Mobilmachungsfalle nicht unberührt lassen. Sie ist nicht so ganz einfach. Diese Offiziere sind zur Disposition gestellt worden, weil man meinte, von ihrer fernern Verwendung im Truppendienst Abstand nehmen zu müssen, sie sollen aber im Kriegsfall womöglich zur Führung „mobiler" Truppen in Aussicht genommen werden. Das klingt widerspruchsvoll und hat doch eine gewisse Berechtigung. In der Kriegsnot ist man eben weniger wählerisch, besonders wenn es sich um Truppen handelt, die erst in zweiter Linie auftreten sollen. Man darf nur keine übertriebnen Hoffnungen hegen. Was in dieser Beziehung auf dem Papier steht, gilt noch lange nicht für die Wirklichkeit. Die Eigentümlichkeit der Stellung bei den Bezirkskommandos fördert die Unlust am Truppendienst, lähmt die körperliche Leistungsfähigkeit, beim Infanteristen namentlich auch die Reitfertigkeit und die Freude am Pferde und erzeugt in verhältnismäßig kurzer Zeit bei zahlreichen Offizieren ein größeres oder geringeres Unvermögen, eine Feldstelle auszufüllen. Zöge man die für solche Stellen bestimmten Offiziere alljährlich zu Truppenübungen heran, so würde sich bald herausstellen, daß ein großer Teil schon nach wenigen Jahren höchstens noch bei Ersatz- und Besatzungstruppen zu verwenden wäre.

Man sollte daher von der Verwendung der Bezirkskommandeure in Feldstellen, wie es ja bei den reichsländischen Armeekorps bereits geschieht, völlig absehen. Man ist dort der Ansicht, daß das Verbleiben des geschulten Kommandeurs auf seinem Posten gerade im Mobilmachungsfalle von hervorragender Wichtigkeit sei. Das trifft den Nagel auf den Kopf. An eingearbeiteten Stellvertretern ist großer Mangel, und ein Neuling, der den inaktiven Offizieren entnommen und überdies des alten Bezirksadjutanten beraubt ist, kann nur eine traurige Rolle spielen. Etwas anders liegen die Dinge bei den Bezirksoffizieren. Sie sind auf ihrem Posten entbehrlich und stehen noch in Jahren, wo die Felddienstfähigkeit weniger gelitten hat als bei den durchschnittlich mindestens zehn Jahre ältern Kommandeuren. Man müßte sie aber durch alljährliche Übungen truppentüchtig erhalten, wenn man ihrer Verwendung in Feldstellen sicher sein wollte. H. S.

Zur antisemitischen Bewegung in Frankreich

Der antisemitische Kongreß in Lyon am 25. November 1896 verdient in mehrfacher Beziehung Beachtung. Wie sich der Kongreß geistig den Rundgebungen der Bischöfe und der republikanischen Ehrenmänner angeschlossen hat, so ist auch mehr als bei früheren Gelegenheiten der innere, sachliche Zusammenhang zwischen der katholischen und der antisemitischen Bewegung in Frankreich bemerkbar geworden. Die Bischöfen der Drohung gegen Juden hatte, der behaupten Zusammen und dem Glauben, die jetzt Priester sind und eine thätliche Rolle zu spielen berufen zu sein scheinen wie früher ihre Landsleute und ehemaligen Glaubensgenossen, die Brüder Theodor und Alfonse Rattisbonne, die Stifter der Ordensgemeinschaft Notre Dame de Sion, wie die ältere Literatur über die Stellung der katholischen Kirche zur Judenfrage vorliegt hat, z. B. die Schriften von Haugarten des Mainzkongr. Le Juif, le Judaisme et le Judaisation des peuples chrétiens, von Abbé Chabauty: Les Juifs, nos maitres, von Saint-Robert: Francs maçons et Juifs, dem Inhalte nicht entgehen, daß ein Eifern gegen die Juden planmäßig vorbereitet wurde, daß die Juden nicht nur als Feinde der katholischen Religion, sondern auch als Feinde der französischen Nation angeklagt und als Mitglieder einer internationalen freimaurerischen Verschwörung gekennzeichnet wurden, die es auf den katholischen Glauben nicht minder abgesehen hätten wie auf das katholische Kapital. Als Trumenard La France juive benutzt, da war hier diese Bewegung längst in Gange. Der Zusammenhang dieser klerikalischen und sozialistischen Bestrebungen aber bekundete sich besonders deutlich durch den einstimmigen Beschluß des Kongresses von Lyon, durch den der Antrag des neuen Führers der Antisemiten, d'Hulligaroy, angenommen wurde, der lautet: „In Erwägung, daß die Juden die verwerflichsten Mittel zur Erreichung ihrer Absichtung in Frankreich eingeführt, Wucher und den Diebstahl begünstigende Gesetze ins Land gebracht haben, daß sie das Vaterland zu verraten sich nicht scheu, daß sie Gold sogar von 1791, daß sie Juden in den bürgerlichen Rechten aufgenommen hat, und daß das Dekret vom 1870, das den Juden von Algier die Rechte französischer Staatsbürger verleiht hat, aufgehoben werden; in Erwägung solcher Gesetze aber sollen einstweilen die Juden von der Stadtwahl als Wähler, als Richter, Beamte oder Offiziere ausgeschlossen werden."

Digitized by Google

Dieser Antrag enthält in der Begründung wie in der Schlußfolgerung nur Dinge, die von der katholischen Litteratur längst in allen Tonarten wiederholt worden sind. Josef Lémann z. B. hat in seiner 1886 erschienenen und seitdem schon in achter Auflage gedruckten, von J. Bechtold auch ins Deutsche übersetzten Schrift: „Der Eintritt der Israeliten in die bürgerliche Gesellschaft der christlichen Staaten“ den Satz aufgestellt, die Emanzipation von 1791 sei eine Übereilung gewesen, die Schraube müsse zurückgedreht, das Gesetz müsse wieder aufgehoben werden, und dann möge man zusehen, wie man etwa stufenweise die Israeliten in die bürgerliche Gesellschaft wieder einführen könne. Das Buch ist nicht nur mit Genehmigung des Kardinal-Erzbischofs Caverot von Lyon gedruckt worden, der zuvor ein Gutachten des Senators Lucien Brun eingeholt hatte; auch die Bischöfe von Nancy, Montpellier, Clermont, Perrigueux, Rodez, die Erzbischöfe von Aix, Tours, Chambéry und Bourges, der Nuntius Rotelli in Paris und der Kardinalvikar Parrochi in Rom haben den Verfasser beglückwünscht. Wir haben es also ohne Zweifel mit einer Schrift zu thun, die, wenn auch nicht im Auftrage, so doch ganz im Sinne der Kirche geschrieben worden und nicht als vereinzelte Meinungsäußerung eines Privatmannes zu betrachten ist.

Der Senator Lucien Brun hatte in dem erwähnten Gutachten die Meinung ausgesprochen, ein besondrer Wert der Schrift von Lémann bestehe darin, daß sie dem Wunsche Papst Leos XIII. entspreche, daß die katholischen Schriftsteller auf geschichtlichem Boden vorgehen und aus den Quellen Beweise für die unzähligen Wohlthaten schöpfen möchten, die die bürgerliche Gesellschaft der katholischen Religion verdanke. In der That hat Abbé Lémann im zweiten Teil seiner Schrift den Gedanken ausgeführt, daß sich die katholische Kirche in der Vergangenheit den Juden gegenüber stets einer rührenden Sanftmut, echt evangelischer Milde und liebevoller Nachsicht befleißigt und den Juden vollständige Gewissensfreiheit und ungestörte Ausübung des Glaubens gestattet habe; die Kirche habe sich darauf beschränkt, am Karfreitage für die Bekehrung der Juden beten zu lassen, sie habe durch Predigten und öffentliche Disputationen auf die Irrenden einzuwirken gesucht, den Unterricht im Hebräischen zur Förderung der Bekehrung verbreitet, die mosaischen Bücher mit Ehrfurcht behandelt und nur den Talmud verbrennen lassen. Die Kirche habe auch stets die Juden gegen die Laien geschützt, die sie ausrotten wollten; die Kirche sei es gewesen, die den Verfolgten in Rom und in Avignon Zufluchtsstätten bereitet habe. Eins allerdings habe sich die Kirche immer zur Pflicht gemacht, die Juden von der christlichen Gesellschaft fern zu halten. Nicht die katholische Kirche, sondern gerade deren Feinde, Muhammed, Luther, Voltaire usw. seien auch die erbittertsten Gegner der Juden gewesen.

Wir wollen diese Ausführungen auf sich beruhen lassen. Wir glauben nicht, daß es den Gebrüdern Lémann gelingen wird, durch solche Erörterungen

ihre ehemaligen Glaubensgenoſſen zu bekehren, wie der bekehrte Rabbiner Jerome de Sainte-Foi auf dem Kongreß von Tortoſa (1413) zwölf der anweſenden Rabbiner von der Falſchheit ihres Glaubens überzeugt hat, den ſie ſofort abſchwuren, worauf Tauſende von Juden ihrem Beiſpiel folgten, ähnlich wie Salomon, der Sohn des Levi, zum Chriſtentum bekehrt und zum Biſchof von Burgos gewählt († 1435), mit ſeinen drei Söhnen, darunter zwei Biſchöfen, als Bekehrer mit ſo großem Erfolge thätig geweſen iſt.

Nicht minder bedenklich ſcheinen die Ausführungen des Abbé Joſef Lémann zu ſein, durch die bewieſen werden ſoll, daß es Ludwig XVI. geweſen ſei, der die Emanzipation der Juden durch das Edikt von 1784 vorbereitet habe und an der vollen Verwirklichung ſeiner Abſichten nur durch die Revolution verhindert worden ſei. „Die Revolution iſt eine Diebin," ſagt Abbé Joſef Lémann, denn ſie hat dem Königtum die Ehre der Emanzipation der Juden weggeſchnappt, wie der Teufel von Anbeginn, den die Kirchenlehrer den „Affen Gottes" nannten. Damit ſoll wohl nur für das Königtum in Frankreich unter den unbekehrten Juden geworben werden. Der Patentbrief vom 10. Juli 1784, der ſich nur auf die Juden im Elſaß bezieht und die Juden zur Wahl eines feſten Wohnſitzes zwingt, fremde Juden verbannt, die Eheſchließung der königlichen Genehmigung vorbehält, die Ausübung von Gewerben von ſchweren Bedingungen abhängig macht, einer Judenfamilie nur die Erwerbung eines ihren Vermögensverhältniſſen entſprechenden Hauſes mit Garten geſtattet, wäre alſo nach Lémann ein erſter Schritt zur Emanzipation der Juden geweſen; als ſolcher könnte aber höchſtens die Aufhebung des Thorzolls der Juden durch das Edikt vom Januar 1784 betrachtet werden. Dieſe Abgabe (impot du pied fourchu) wurde von Juden und vom Vieh nach ähnlicher Abſtufung erhoben. Die Vorgeſchichte des Patentbriefes vom Juli 1784 dagegen weiſt ſchon darauf hin, daß der König nicht die Rechte der Juden erweitern, ſondern Ordnung ſchaffen wollte. Seit 1779 war nämlich im Elſaß, wo Juden aus der Schweiz, aus Deutſchland und Polen, beſonders als Pferdehändler für den Bedarf des Heeres, Aufnahme gefunden hatten, eine außerordentliche Verſchuldung des Bauernſtandes, vorzüglich im Sundgau zu Tage getreten. Damals wurden plötzlich allenthalben von den Schuldnern, die verklagt worden waren, gefälſchte hebräiſche Quittungen vorgewieſen, als deren Urheber der Landvogt Hell zu Landſer verdächtig war. Vergeblich ſicherte der König durch Patentbrief vom 27. Mai 1780 den Schuldnern Strafloſigkeit zu für den Fall, daß ſie auf die Geltendmachung der falſchen Quittungen verzichteten; vergeblich bemühte ſich der Conseil Souverain zu Kolmar, der mit der Ordnung der Angelegenheit beauftragt war, einen Ausgleich zu ſchaffen. Das Gericht zu Kolmar verlangte von den jüdiſchen Klägern zur Entkräftung der Quittungen die Eidesleiſtung nach jüdiſchem Ritus, wie es in Deutſchland üblich war, und auch der Patentbrief vom 10. Juli 1784 (Art. 18) beſtätigte dieſe An-

ordnung des Gerichtshofes zu Kolmar. Die Forderungen der Juden im Elsaß wurden damals auf zwölf bis fünfzehn Millionen Livres berechnet; der elsässische Abgeordnete Rewbell erklärte in der konstituirenden Versammlung am 27. September 1791, die Juden wollten sich mit vier Millionen zufrieden geben, wenn der Staat diese Leistung übernähme. Die Versammlung beschäftigte sich aber mit dieser Angelegenheit nicht weiter.

Es ist sehr belustigend, zu sehen, wie im Gegensatze zu den Ausführungen der katholischen antisemitischen Schriftsteller und der Redner beim Kongreß von Lyon die hervorragenden Persönlichkeiten, die die Redaktion des Blattes Archives Israélites aus Anlaß des hundertsten Jahrestags des Beschlusses der Nationalversammlung vom 27. September 1791 um ihre Meinung über die Bedeutung des Ereignisses befragt hatte, von Verdiensten der katholischen Kirche und des französischen Königtums um die Juden nichts zu sagen wußten. Barthélemy Saint-Hilaire meinte, ohne das Alte Testament wäre das Neue nicht möglich gewesen; es sei das Verdienst Voltaires, den Geist der Duldung verbreitet zu haben, obwohl er selbst nicht duldsam gewesen sei. Jules Simon erklärte, die Katholiken seien der Nationalversammlung ebenso viel Dank schuldig wie die Juden; denn sie habe den Juden die Eigenschaft als Verfolgte, den Katholiken die Eigenschaft als Verfolger genommen. Ähnlich andre Größen. Nur im Figaro schalt Philipp de Grandlieu die Juden, weil sie vergessen hätten, daß der edle König Ludwig XVI. die Emanzipationsdekrete unterzeichnet hätte, während sie doch infolge dieses hochherzigen Entschlusses des Königs heute sagen könnten, wie Mardochai in Racines Esther: „Ich regiere das Reich, in dem ich Sklave war." „Am 27. September 1791 waren die Juden in Frankreich nichts, das war nicht genug; am 27. September 1891 sind die Juden in Frankreich alles, oder fast alles, ist das nicht zuviel?"

Daß die Franzosen von 1891 das Verdienst der Emanzipation von 1791, das die Katholiken sich und dem Königtum zumessen, dem Volke, der großen Nation zuerkennen, ist ja begreiflich. Die Auseinandersetzung über diese Meinungsverschiedenheiten können wir füglich den Franzosen überlassen.

Uns Deutsche berührt zunächst eine andre Frage. Gelegentlich des Gedenktags von 1791 ist ebenso wie beim antisemitischen Kongreß in Lyon der in der antisemitischen katholischen Litteratur aus früherer Zeit, besonders von den Brüdern Lémann mannichfach ausgeführte Gedanke wiederholt worden, daß die französische Nation allein die Hochherzigkeit und den ritterlichen Sinn gehabt habe, die zu einem so großen Entschlusse wie der Emanzipation der Juden nötig seien, kein andres Volk sei dazu imstande gewesen.

Solcher Überhebung gegenüber dürfte es am Platze sein, darauf aufmerksam zu machen, daß einerseits die Mittel zur Ausführung des Gedankens, daß den Juden die vollen bürgerlichen Rechte zu gewähren seien, schon vor der

französischen Revolution beraten wurden, und zwar nicht in Frankreich, sondern in Deutschland, und nicht von Franzosen, sondern von Angehörigen aller Nationen Europas, und daß andrerseits Frankreich allerdings zuerst durch die Nationalversammlung den Gedanken verwirklichte, daß aber dieser Beschluß nicht nur im Elsaß und in Lothringen, sondern ebenso im südlichen Frankreich heftigen Widerspruch erfuhr, und nicht nur vonseiten der Christen, sondern ganz besonders vonseiten der französischen Glaubensgenossen der Juden. Dabei ist beachtenswert, daß die klerikalen Antisemiten in Frankreich jetzt bestrebt sind, diese Thatsachen zu dem Zwecke wieder hervorzuholen, den ganzen Unwillen der französischen Antisemiten über die Emanzipation auf die Freimaurer und insbesondre auf die deutschen Freimaurer abzulenken und die Judenhetze gegen die Juden deutschen und elsässischen Ursprungs zu richten, und zwar, wie wir sehen werden, im Einklange mit alten Überlieferungen.

Man mag den französischen Martinisten die Ehre zuerkennen, zuerst in Frankreich das Interesse für die Sache der Juden in weitern Kreisen verbreitet und Beziehungen im Auslande angeknüpft zu haben; Toland hat für die Juden in England schon 1715 die Naturalisation verlangt. Die erste That folgte doch erst viel später; das war die Zulassung der Juden in den Freimaurerorden. Diese Aufnahme wurde vorbereitet durch die Illuminaten in Baiern, an deren Spitze Professor Weishaupt in Ingolstadt stand; sie wurde beschlossen oder erfolgte thatsächlich 1781 in dem Konvent zu Wilhelmsbad bei Frankfurt, der unter dem Protektorate des Herzogs Ferdinand von Braunschweig und unter Zustimmung andrer deutscher Fürsten abgehalten wurde. In Deutschland hatte Lessing Schule gemacht und durch die dem Decamerone des Boccaccio entlehnte Parabel von den drei Ringen den Geist der Duldsamkeit geweckt. Lessings Schüler Moses Mendelssohn erwarb sich gerade dadurch die Sympathien der damals sogenannten „fortgeschrittnen Kreise Berlins“ (le cercle avancé de Berlin), daß er durch seine Versuche, zwischen den Bekenntnissen zu vermitteln, ganz besonders aber durch seine deutsche Übersetzung und durch Berichtigung des Pentateuch den Zorn der orthodoxen Glaubensgenossen, besonders der polnischen Juden auf sich gezogen hatte; Mendelssohn wirkte aber auf die öffentliche Meinung nachdrücklich und machte sie empfänglich für die Schrift des Archivars und nachmaligen Diplomaten Christian Wilhelm Dohm „Über die bürgerliche Verbesserung der Juden.“ Mirabeau, der sich 1786 in Berlin aufhielt, knüpfte mit Dohm, Nicolai, Leuchsenring usw. Beziehungen an und fand im Salon der schönen und geistreichen Henriette Herz in Berlin Anschluß an die Freunde Mendelssohns und an den „fortgeschrittnen Kreis“; seine 1788 in London erschienenen Schriften über Moses Mendelssohn und über die politische Reform der Juden waren die Frucht seines Aufenthalts in Deutschland. Wir kennen nicht die Beziehungen der französischen Logen zu diesen Kreisen Berlins; sicher ist aber, daß die Juden

im Elsaß in der schon erwähnten Angelegenheit der falschen Quittungen durch den Hoflieferanten Cerfbeer*) von Bischheim bei Straßburg sich an Mendelssohn gewendet hatten, der, in der Meinung, daß die Sache besser und nachdrücklicher durch einen Christen vertreten würde, die Sache Dohm überließ; eine französische Übersetzung der vorerwähnten Schrift von Dohm erschien 1781 in Dessau und wurde durch Cerfbeer in sechshundert Exemplaren nach Frankreich verschickt, dort aber angehalten und eingestampft.

Cerfbeer stand auch in Beziehungen zu Malesherbes, den Ludwig XVI. 1788 zum Vorsitzenden einer Kommission berufen hatte, die über die Mittel zur Besserung der Lage der Juden beraten sollte. Cerfbeer war selbst Mitglied dieser Kommission; er war der erste Jude des Elsaß, der 1775 vom König naturalisirt worden war. Das Gutachten und der Entwurf eines Edikts, die dem König von Malesherbes unterbreitet wurden, blieben zunächst ohne weiteres Ergebnis; der König hatte keine Macht mehr, und sicher drangen die Stimmen, die sich gegen den Entwurf erhoben, bis zum Hofe.

Während nämlich Cerfbeer und Mirabeau, Abbé Grégoire und deren Genossen aus Deutschland, wie wir gesehen haben, Zustimmung und Unterstützung fanden, erwuchsen dem Unternehmen aus dem Lande selbst mächtige Gegnerschaften. Das ganze Elsaß erhob sich dagegen. In den Vorstellungen der Provinzialstände des Elsaß über die Wünsche und Klagen, die der Nationalversammlung unterbreitet werden sollten, wurde in dringlichster Weise „vor dieser neuen Gefahr, die der Provinz drohe," gewarnt. In diesen cahiers des voeux et doléances wird eine so ruhige, sachliche, aber nachdrückliche Sprache geführt, daß der Eindruck, als handle es sich um religiöse Unduldsamkeit, beim Durchlesen dieser Schriften gar nicht entsteht; die ganze Bauernschaft scheint durch Wucher zu Grunde gerichtet gewesen zu sein. Selbst die Stadt Straßburg verlangte, daß der von Cerfbeer durch falsche Angaben erschlichne königliche Patentbrief, der ihm Hausbesitz und Aufenthalt in der Stadt gestattete, zurückgezogen werde. Am 4. September 1789 berichteten die städtischen Abgeordneten in Paris von Türckheim und Schwendt an den Magistrat in Straßburg: „Wir sind von einer neuen Landplage bedroht: die Juden verlangen bürgerliche Rechte in ganz Frankreich. Das Elsaß wird sich wehren; wir können uns zwar nicht für den Erfolg in dieser Sache verbürgen, die Ihnen so sehr am Herzen liegt; wir werden uns aber jeder Anstrengung unterziehen, um unser Heimatland vor diesem neuen Unheil zu bewahren." Der elsässische Abgeordnete Rewbell forderte in einem offnen Briefe Camille Desmoulins auf, sich einmal selbst ins Elsaß zu begeben und nach dem Rechten

*) Cerfbeer war von Ludwig XVI. zum directeur des fourrages militaires ernannt worden. Der Landgraf von Hessen, der Fürst von Nassau und der Herzog von Zweibrücken, die die Fremdenregimenter stellten, hatten ihm den Titel Kommerzienrat verliehen; seine Enkel waren die Brüder Ratisbonne, die schon erwähnten bekannten Konvertiten.

zu ſehen; „ein paar Stunden würden genügen, ihn von ſeinem Wahne zu bekehren, als wären die Juden die Bedrückten, die zu befreien wären; ſeine Teilnahme würde ſich im Gegenteil dieſer tüchtigen und arbeitſamen Bevölkerung zuwenden, die durch eine grauſame Horde von Afrikanern in der ſchrecklichſten Weiſe ausgebeutet werde.“ Die Nationalverſammlung erkannte am 24. September 1789 nur den Proteſtanten und den Komödianten die bisher vorenthaltnen bürgerlichen Rechte zu, die Frage der Juden ſetzte ſie von der Tagesordnung ab. Man unterhandelte; man unterſchied zwiſchen den „deutſchen Juden im Elſaß,“ die ſich an die Munizipalität von Paris gewendet hatten und durch Dekret vom 16. April 1790 unter den Schutz des Geſetzes geſtellt wurden, und den aus Portugal und Spanien eingewanderten und den in Avignon ſeßhaften Juden, denen die Fortſetzung des bisher durch königliche Patentbriefe geſicherten Schutzes durch Dekret vom 28. Juli 1790 zugeſichert wurde. In der That hatten die Juden aus Spanien und Portugal ſeit Jahrhunderten Naturaliſationsbriefe erhalten; den Juden in der Grafſchaft Avignon waren die früher von den Päpſten verliehenen Freiheiten wiederholt erneuert worden. Warum aber wurde dieſe Unterſcheidung gemacht, und wie erklärt ſich das Zögern in dem Entſchluſſe dieſer Verſammlung, die doch die großen Grundſätze der Freiheit, der Gleichheit und der Brüderlichkeit ausgerufen hatte? Die Frage der Emanzipation der Juden wurde noch am 30. April 1790 vertagt, und erſt am 27. September 1791 räumte die Konſtituante mit allen Vorbehalten auf und ſprach allen Juden die Bürgerrechte zu. Dieſe Zögerung iſt nicht nur durch die energiſchen Gegenvorſtellungen aus dem Elſaß zu erklären, ſondern wohl ganz beſonders durch den Widerſtand der längſt naturaliſirten, als Handelsleute und Grundbeſitzer anſäſſigen hochgeachteten Juden im Süden Frankreichs. Die portugieſiſchen Juden von Bordeaux und Bayonne hatten ſchon 1788 ihrem Gönner Malesherbes erklären laſſen, daß ſie um den Preis einer Gleichſtellung mit den Juden aus dem Elſaß auf eine Verbeſſerung ihrer durchaus erträglichen Lage gern verzichten wollten; ſie hätten keineswegs den Wunſch, den Juden aus allen Teilen der Welt gleichgeſtellt zu werden, da ſie eine unüberwindliche Abneigung gegen die Vermiſchung mit verſchiednen Gattungen von Juden hätten. Damit war insbeſondre auf den Gegenſatz zu den Juden von Avignon und vom Elſaß, auf den Gegenſatz zwiſchen den fortſchrittlich geſinnten Juden des Südens und den Anhängern des Talmud im Elſaß hingewieſen. Die portugieſiſchen und ſpaniſchen Juden betonten aber auch den Unterſchied der Abſtammung. Die Juden von Bordeaux und Bayonne beriefen ſich darauf, daß ſie immer eine überlegne Stellung in der Nation eingenommen hätten wegen ihrer reinen, ungemiſchten, durch uralte Überlieferungen beſtätigten Abſtammung von den Häuptlingen aus der Zeit der Gefangenſchaft in Babylonien, während damals, wie auch ſpäter, über das Her-

kommen der elsässischen, deutschen und polnischen Juden in verächtlicher Weise gesprochen wurde.

Der Beschluß der Nationalversammlung vom 27. September 1797 glich jedoch alle Unterschiede in der Nation zwischen Christen und Juden und zwischen den Juden unter sich völlig aus. Der Grundsatz der Gleichheit und Brüderlichkeit war ausgerufen worden, und man hätte füglich erwarten können, daß damit, wenn auch nicht die Anschauungen und Sitten sofort umgewandelt sein würden, doch die Aufgabe der Gesetzgebung abgeschlossen sein würde.

So kam es aber nicht. Die Hoffnung, daß sich die Juden des Elsaß nach der Gleichstellung mit ihren Mitbürgern einem anderm Erwerb als dem Schacher und Wucher zuwenden würden, erfüllte sich nicht. Die Verschuldung der elsässischen Landwirte, die man 1780 auf zwölf bis fünfzehn Millionen berechnet hatte, wurde 1807 infolge des Schachers mit Assignaten auf siebzig Millionen berechnet, durchweg Guthaben jüdischer Gläubiger. Napoleon I., der eine große Vorliebe für das Elsaß hatte, aus dem er so tüchtige Soldaten bezog, beschloß der verarmten Provinz aufzuhelfen und zugleich den elsässischen Juden eine Aufmahnung zu besserm Verhalten zu erteilen. Durch Dekret vom 30. Mai 1806 wurde für alle Klagen von Juden gegen Landwirte in den Departements der Saar, der Ruhr, Donnersberg, Ober- und Niederrhein, Rhein und Mosel, der Mosel und der Vogesen ein Moratorium von der Dauer eines Jahres verfügt und auf den 15. Juli eine Versammlung der hervorragendsten Juden des Reichs nach Paris berufen, denen Fragen zur Beantwortung vorgelegt wurden, um der Regierung ein Urteil darüber zu verschaffen, ob nicht die Glaubenssätze der Juden mit den Satzungen der bürgerlichen Ordnung in Widerspruch stünden. Für solche Fälle war in den Eingangsworten des Dekrets Unterordnung unter das bürgerliche Gesetz in Aussicht gestellt. Die Antworten waren im allgemeinen beruhigend. Der Kaiser wollte noch eine religiöse Garantie für die Richtigkeit dieser meist von Laien erteilten Antworten in der Form einer authentischen Interpretation; kurz, der Kaiser wollte noch eine Art von „Gallikanischen Artikeln" feststellen, ähnlich der katholischen Deklaration von 1682. Der Kaiser berief den „Großen Sanhédrin" auf den 4. Februar 1807 nach Paris, um ihm die Antworten der assemblée d'individus professant la réligion juive et habitant le territoire français zur Bestätigung vorzulegen. Befriedigt war der Kaiser durch die Beschlüsse des Großen Sanhédrin sicher nicht. Durch mehrere Dekrete vom 17. März 1808 wurde zwar das Moratorium von 1806 aufgehoben, aber weiter verfügt, daß alle Schuldurkunden von Minderjährigen, von Ehefrauen, die ohne Zustimmung der Ehegatten, von Soldaten und Offizieren, die ohne Zustimmung ihrer Vorgesetzten Schuldurkunden unterschrieben, null und nichtig sein sollten; Forderungen, die mehr als zehn Prozent Zinsen ent-

hielten, sollten ebenfalls für nichtig erklärt werden; die Gerichte sollten ermächtigt werden, den Zinsfuß bis auf fünf Prozent herabzusetzen und überdies den Schuldnern Zahlungsfristen zu gewähren. Keinerlei Schuldurkunde zu Gunsten eines Juden (mit Ausnahme der Handelsschulden) sollte beigetrieben werden können, wenn nicht der Beweis geführt würde, daß der Schuldbetrag ganz und ohne Wucher geliefert worden sei. Juden sollten Handel oder Gewerbe irgend welcher Art, ohne vorher beim Präfekten ein jährlich zu erneuerndes Patent gelöst zu haben, bei Vermeidung der Nichtigkeit jeder Handlung nicht betreiben können. Im Ober- und Niederrhein sollte kein Jude mehr Wohnung nehmen dürfen, in keinem Departement des Reichs aber sollten Juden zugelassen werden, die nicht schon irgendwo im Reiche ein Domizil hätten. Von der Befugnis, Stellvertreter zum Heeresdienste zu stellen, sollten Juden ausgeschlossen und zur persönlichen Dienstleistung angehalten werden (erst 1812 wurde Stellvertretung durch Glaubensgenossen gestattet). Diese Dekrete sollten zunächst zehn Jahre in Geltung bleiben; auf die eigentlichen französischen Juden in Bordeaux und in den Departements der Gironde und des Landes sollten sie keine Anwendung finden (n'ayant donné lieu à aucune plainte et ne se livrant pas à un trafic illicite). Die Dekrete waren also Ausnahmegesetze gegen die deutschen Juden im Elsaß; den südfranzösischen Juden wurden durch Dekret vom 26. Dezember 1813 die von Paris gleich gestellt. Der Kaiser hatte den festen Vorsatz ausgesprochen, durch solche Mittel die Juden des Elsaß in die bürgerlichen Sittengesetze des Landes einzuführen, und hatte zu diesem Zwecke Maßregeln ergriffen, die 1718 gegen die Juden von Metz vom Staatsrate verhängt worden waren. Schon 1806 hatte der Kaiser der Versammlung jüdischer Abgeordneten in Paris durch den Minister eröffnen lassen: „Ihr habt keinen Grund mehr zur Klage; ihr könnt euch also künftig nicht mehr durch die alten Klagegründe rechtfertigen."

Als die Bourbonen durch die Charte von 1814 die Grundsätze der Gleichheit wieder hergestellt hatten, galten gleichwohl die Dekrete von 1808 noch für anwendbar nach dem Satze: Lex posterior generalis non derogat priori speciali, da das Ausnahmegesetz als ein örtliches galt. Als die Frist für die Giltigkeit der Dekrete sich ihrem Ende näherte, wurden aus verschiednen Departements, ganz besonders dringlich aus dem Ober- und Unterelsaß Anträge der Generalräte an das Ministerium gerichtet, daß die Ausnahmedekrete gegen die „deutschen Juden" auf weitere zehn Jahre verlängert oder doch ein Übergangsgesetz erlassen werden möchte. Die Anträge, über die die Kammer der Pairs zur Tagesordnung überging, wurde von der Kammer der Deputirten der Regierung mit nachdrücklicher Begründung zur Erwägung überwiesen (Sitzung vom 26. Februar 1818). Das israelitische Oberkonsistorium zu Paris richtete im Mai 1818 ein Rundschreiben an die Konsistorien der unter dem Ausnahmegesetze stehenden Departements mit der Mahnung, die

Glaubensgenossen möchten ihren Schuldnern Erleichterungen gewähren und alles unterlassen, was die alten Vorurteile wieder beleben könnte. Die Regierung brachte keinen weitern Gesetzentwurf ein, und damit hätte die Sache erledigt sein sollen. Aber die Gerichtshöfe des Elsaß waren andrer Ansicht. Der Appellhof in Kolmar hatte am 10. Februar 1809 entschieden, daß der Eid, durch den die „deutschen Juden" die Richtigkeit einer beanstandeten Forderung zu erhärten hatten, more judaico zu schwören sei, und zwar nach der alten Formel, die die entsetzlichsten Verwünschungen für den Meineidigen enthielt. In der weit überwiegenden Mehrzahl der Fälle wurde die Eidesleistung abgelehnt; nach Nachrichten aus jener Zeit wurde durch Handhabung des Dekrets von 1808 das Ergebnis erzielt, daß sechzig von siebzig Millionen der jüdischen Guthaben für nichtig erklärt wurden. Die Verurteilungen gegen Wucher im Bereiche des Appellhofes in Kolmar erfolgten fast ausschließlich gegen Juden, während z. B. der Appellhof in Nimes am 10. Januar 1827 die Erklärung abgeben konnte, daß seit 1808 im ganzen Süden Frankreichs unter den vielen Tausenden von Urteilen wegen Wuchers nur zwei gegen Juden gerichtet gewesen seien. Während die Juden im Süden Frankreichs längst durch Grundbesitz, durch feste Handelsgeschäfte oder Gewerbe die Wahlfähigkeit hatten, zählte man um 1845 im ganzen Oberelsaß nur vierundsiebzig wahlberechtigte Juden; im ganzen Elsaß war damals nur ein einziger Jude Beamter; die Juden des Elsaß waren noch immer strenge Talmudisten, und da sie sich für den Vorabend des Sabbath und für diesen selbst wie während der zahlreichen Festtage jeder Arbeit enthielten und überdies sich der durch die Bourbons wieder eingeführten Heiligung des Sonntags fügen mußten, feierten sie fast während der Hälfte des Jahres und waren für ständige Arbeiten nicht zu gebrauchen. Die geachteten Namen von Juden in Frankreich gehörten damals alle dem Süden, der Einwanderung aus Portugal, an.

Der Gerichtshof in Kolmar hielt auch nach 1818, d. h. nach Ablauf der Geltungsfrist für die Dekrete von 1808, an der Rechtsprechung über den Beweiseid der Juden fest. In einer Entscheidung vom 13. Januar 1828 führte der Gerichtshof in Kolmar aus, das bürgerliche Gesetz (§ 121 des Code de procédure civile) habe nur die bürgerliche Form des Eides geregelt, aber nicht dessen religiösen Inhalt, den das Edikt von 1784 festgelegt habe, das demnach für die nach dem Talmud betenden elsässischen Juden noch bindend sei, während die portugiesischen, dem reinen Mosaischen Ritus anhängenden Juden schon 1728 bezüglich des Eides den Christen hätten gleichgestellt werden können. Auch den Quäkern sei durch einen Spruch des Kassationshofes vom 28. März 1810 gestattet worden, nach ihrer Art zu schwören; die Juden nähmen auch keinen Anstand, in Rechtsstreitigkeiten unter sich nach jüdischem Ritus zu schwören. Diese Entscheidung blieb noch volle siebzehn Jahre maßgebend für den Gerichtsbrauch. Erst 1846 verwarf der Kassationshof auf einen

Rekurs aus dem Elsaß, vertreten durch den Advokaten Crémieux, die Rechtsprechung von Kolmar verworfen; der junge Advokat, der damals einen so glänzenden Sieg erfocht, wurde später der Gründer der Alliance universelle Israélite.

Damit war die letzte Unterscheidung zwischen Juden portugiesischer und deutscher Herkunft in Frankreich beseitigt. Im Elsaß und in den angrenzenden Departements war man über diese Wendung der Dinge sehr bestürzt, und noch kurz vor 1870 wurde in den zahlreichen Schriften über jüdischen Wucher im Elsaß das Bedauern ausgesprochen, daß diese wirksamste Schranke der Ausbeutung der Landwirte gefallen sei. Im übrigen Frankreich blieb die Sache ziemlich unbemerkt, da die „deutschen Juden" nur in geringer Anzahl in das Innere Frankreichs zogen. In dieser Beziehung ist seit 1870 eine Änderung der Dinge eingetreten. Seitdem Elsaß-Lothringen deutsch geworden ist, hat sich die Zahl der Juden im Reichslande stetig verringert. 1871 waren in der Gesamtbevölkerung des Reichslandes 40938 Juden gezählt worden; 1895 hat man nur 32859 ermittelt, während unter normalen Verhältnissen eine starke Vermehrung sich hätte ergeben sollen. Die Auswanderung war hauptsächlich nach Frankreich (Paris und den östlichen Departements) gerichtet, daneben auch nach Algier, Kanada, Argentinien usw.

Eine Änderung der Dinge war aber auch insofern eingetreten, als die jüdische Einwanderung aus dem Elsaß und aus Deutschland sich bald in unliebsamer Weise bemerkbar machte. Schon ehe die jüngsten Finanzskandale offenkundig wurden, gab Abbé J. Lémann dem Präsidenten Carnot, dessen Großvater für die Emanzipirung der Juden in Frankreich gestimmt hatte, und dessen Vater noch unter Ludwig Philipp als Abgeordneter beantragt hatte, Frankreich möge sich an die Spitze einer Bewegung für die Durchführung der Emanzipation in allen Ländern stellen, den Rat, er möge „den Elysépalast von dem hebräischen Einflusse frei halten, der ein Erbstück seiner Familie sei."

Wenn der katholische Klerus in Frankreich die antisemitische Bewegung, und sei es auch nur in verschämter Zurückhaltung, fördert und unterstützt, so ist ein solches Unternehmen schon aus dem Grunde begreiflich, weil es der Kirche nicht gleichgiltig sein kann, wenn das dem Stuhle Petri steuerpflichtige Kapital mehr und mehr in die Hände von Ungläubigen gerät. Der Antisemitismus in Frankreich kann aber nur ein Ziel haben: er kann sich nicht gegen die längst völlig nationalisirten Juden portugiesischen Ursprungs richten — das würde man in Frankreich nicht recht begreifen; mit diesen haben sich die Mitbürger und Zeitgenossen längst abgefunden. Der Antisemitismus in Frankreich kann sich nur gegen die Juden deutscher und elsässischer Abstammung richten; diese allein können als Eindringlinge betrachtet und bezeichnet werden. Sie werden auch in den antisemitischen Schriften stets als Deutsche, als Preußen, als Fremde bezeichnet, die eine Nation in der Nation, „einen Staat im Staate"

zu bilden bestrebt seien, wie einst Richelieu von den Protestanten gesagt hat. Und in der That richtet sich auch die neueste Hetze gegen die Protestanten im Süden Frankreichs gegen „die Bekenner einer aus dem verhaßten Deutschland eingeführten Irrlehre.“ Der Klerus kann eine religiöse Bewegung gegen die Juden in Frankreich als Irrgläubige nicht fertig bringen; darum wird ein nationaler Feldzug eingeleitet. Es ist aber ein unverdientes Schicksal der Juden elsässischer Herkunft, wenn sie als deutsche Juden verschrieen werden, da doch die Mehrzahl nach dem Kriege die Heimat verlassen hat, in der Hoffnung, in der Republik, in dem Lande der Gleichheit bessere Erfahrungen zu machen, als die Leute von Deutschland erwarten zu dürfen glaubten.

Den Juden in Frankreich könnte wohl nichts erwünschter sein, als wenn der katholische Klerus mit seinen Bestrebungen offen aufträte. Dieser Einsicht verschließt sich auch der Klerus nicht, und deshalb werden auch nur Plänkler und Schwärmer ins vordere Treffen geschickt, Leute, von denen man sich jederzeit lossagen kann. Es läßt sich aber nicht verkennen, daß die Antisemiten in Frankreich in den Dienst der Revanche, der Deutschenhetze getreten sind. Daß die Führer im Streite die Klerikalen sind, darüber können keine Zweifel bestehen.

Es zeigt sich hier wieder einmal, daß in unsrer Zeit kaum ein politischer, religiöser oder wirtschaftlicher Gegensatz gedacht werden kann, der ohne Beimengung fremder, zur Sache nicht gehörigen Motive ausgefochten werden könnte. Es ist eine Folge unsers Parteilebens, daß ohne solche Legirungen kein genügender Anhang aus den verschiednen Gruppen von Parteien geworben werden kann. Selbst wirtschaftliche Fragen werden nicht mehr nach ihrem wirtschaftlichen Feingehalt beraten und entschieden, sondern nach den Interessen der Parteien. Zur Beurteilung der antisemitischen Bewegung in Frankreich schien besonders für deutsche Beobachter eine Aufklärung über die Stellung von Interesse zu sein, die der katholische Klerus in der Sache einnimmt; um aber die öffentliche Meinung in Bewegung zu setzen, bedarf es wieder eines kräftigen Koeffizienten, und diesen bildet die Hetze gegen Deutschland, das in jeder Gestalt verächtlich gemacht und hassenswert dargestellt wird, hier in der Gestalt deutscher Freimaurer und deutscher Juden, mögen auch diese deutschen Juden dem Elsaß angehören, dessen Wiedergewinnung Frankreich mit allen Mitteln anstrebt. Wenn der katholische Klerus in Frankreich das Land der ersten Söhne der Kirche, der allerchristlichsten Könige, von Protestanten und Juden gründlich säubern will, dann muß vor allen Dingen auf die Wiedererwerbung des Elsaß verzichtet werden. Sind vielleicht in diesem Sinne die vereinzelten ab und zu gehörten Meinungen zu verstehen, das deutsche, stark verketzerte und verjüdelte Elsaß möchten die Deutschen behalten, das französische, katholische Lothringen aber müsse wieder französisch werden?

Aus den Denkwürdigkeiten zweier Kunstforscher

Von Adolf Philippi

Es sind hervorragende Männer, die zu den Begründern einer noch jungen Wissenschaft gehören, wenden und sind dem stolzen Alter schon ziemlich vertraute Persönlichkeiten. Zufällig sind sie gerade gleichaltrig, denn beide wurden 1825 geboren. Während der eine, Max Jordan, dem Manne von Wissenschaft einer längst bekannt gewordenen Gestalt der historischen Malerei, zum Jurgen gehörenden Gestalt der historischen Malerei, zum Jurgen gehörenden Gestalt der historischen Malerei, zum Jurgen gehörenden

ganzen Verlaufe klar und anziehend geschildert vor; er legt uns selbst die Summe seiner Lebensarbeit dar, besser als es ein andrer vermöchte, und darum ist das Buch,*) abgesehen von seinem mannichfachen unterhaltenden Inhalte, für jeden, der sich in Deutschland mit dem Studium oder auch nur der Betrachtung der Kunst beschäftigt, höchst belehrend. Wir wollen uns zunächst dem zweiten Buche zuwenden.

Falkes äußerer Lebensgang ist für den eines deutschen Gelehrten sehr merkwürdig, wenn er auch lange nicht so wechselvoll war wie der des Engländers. Falke machte schon in seinen mittlern Jahren, z. B. 1868, wo ich ihn zum erstenmale sah, den Eindruck eines Süddeutschen, und doch stammte er aus Ratzeburg, war ein Jahr lang Schulamtskandidat in Hildesheim, sollte gerade nach Celle versetzt werden und wäre nach aller menschlichen Voraussicht in diesem Pflichtenkreise und in diesen landschaftlichen Grenzen alt geworden, wenn ihn nicht ein äußerer Umstand und ein zunächst allerdings noch sehr unbestimmtes Interesse für bildende Kunst auf einen andern Weg gebracht hätten. Er hatte in Celle gut gefallen und sollte nur noch eine Probelektion halten. Er kannte die Stadt, die, kleines mit großem zu vergleichen, sich ungefähr zu Hannover verhielt wie Graz zu Wien. Es war die zweite Stadt des Adels, der Beamtengesellschaft, der Intelligenz und der Bildung im Königreich, und dazu die Stadt des angeblich reinsten Deutsch. Was war, so meint Falke, in einer solchen Gesellschaft ein Gymnasiallehrer? Anstatt die sandige Wüste, in der er mit den Füßen tief einsinkend spazieren gegangen war, als Stätte seines Berufs zu wählen und dazu die Poesie der umgebenden Lüneburger Heide, für die er nicht unempfänglich war, als Sonntagsvergnügen zu genießen, entschloß er sich gegen den Rat seiner Kollegen, die das Sichere der Aussicht ins Ungewisse vorzogen, als Erzieher in das Haus des Prinzen Wilhelm von Solms-Braunfels, eines Stiefbruders des nachmaligen Königs Georg von Hannover, einzutreten. So kam er an den Rhein, nach Österreich und nach Wien, der Stadt, die es ihm vom ersten Augenblick an anthat, nach dem Süden überhaupt, und der Süden mit seiner ältern, höhern Kultur und seinem reichern Leben ließ ihn nicht wieder los. Trotz mancher Gelegenheit, nach Norddeutschland zurückzukehren, und trotz seiner warmen Empfindung für seine Heimatgegend fühlte er sich bald auch innerlich als Angehöriger des Landes, in das ihn sein Beruf geführt hatte. Aber erst allmählich und auf mancherlei Umwegen gelangte er dauernd nach Wien. An der Wissenschaft, der er sich nun widmen sollte, war alles neu: die Art und die Entstehung, die Methode und die Menschen, die Kunsthistoriker selber. Alle kamen von einem andern Berufe her, es gab keine Schule und keinen Unterricht. Die Männer sind durch ihren Eifer und ihr feuriges Interesse zu ihren Leistungen

*) Lebenserinnerungen von Jakob von Falke. Leipzig, G. H. Meyer.

gekommen und zu dem geworden, was sie sind. Die einen kamen von der Rechtswissenschaft, die andern von der Philologie, und sie haben sich dann selbst weiter bilden müssen. Heute giebt es Schulen, Professoren, Institute und Sammlungen, die Kunstschriftsteller werden schulmäßig herangebildet. Selbst auf den Gymnasien soll ihnen schon das „Nötigste" beigebracht werden, und „ehe noch der Geist hinlänglich gereift, ehe noch das wissenschaftlich gelernte verdaut ist, fliegen schon die jungen Kunstbeflissenen durch die Welt von Petersburg bis Madrid, von Rom bis Stockholm. So leicht wurde es uns Alten nicht gemacht."

Falke erzählt uns, wie er zur Kunst gekommen ist. Bei ihm war es nicht Absicht und Wille; sein eigentlicher Lebensweg und seine besondre Anlage blieben ihm lange verborgen. Als Schüler und Student in Erlangen und Göttingen hatte er noch kein entschiednes Interesse für das, worin er später so ausgezeichnetes leisten sollte; nicht einmal in Hildesheim bekam er bestimmende Eindrücke. Erst in Düsseldorf, wo der Prinz einen Teil des Jahres zuzubringen pflegte, und im Verkehr mit Künstlern, dann in Wien, wohin er die Familie zum Besuche des verwandten fürstlich Liechtensteinschen Hauses begleitete, wurde es ihm klar, daß die Gegenstände der Kunst ihm die Unterlage werden müßten für eine ganz besondre, auf seiner persönlichen Richtung beruhende Art der Behandlung. Das Kunstwerk jeder Gattung und jeder Zeit, als Zeugnis einer bestimmten Kultur und als Denkmal seiner nicht mehr erhaltnen Umgebung, seines „Milieu," mit allem, was es uns lehren kann, so etwa läßt sich Falkes Interesse an dem Objekt seiner Wissenschaft bezeichnen. Der Stoff war ihm ganz neu, er vermehrte ihn täglich durch frische Eindrücke. Von seinen Universitätsstudien brachte er dazu nur eine energische Richtung auf alles Geschichtliche mit; den größten Einfluß für seine spätere Entwicklung bekennt er zwei Büchern zu verdanken, in deren Verehrung ich zu meiner Freude mit ihm zusammentreffe: Johannes von Müllers Jahrbüchern der allgemeinen Geschichte und Schnases Niederländischen Briefen. Von Hildesheim aus hatte er auch einmal die nun längst verkaufte Galerie des Grafen Stolberg in Söder aufgesucht und als hauptsächlichen Eindruck festgehalten, daß man die Säle nur auf Filzschuhen durchwandern durfte. Es flößte ihm große Ehrfurcht vor den alten Meistern ein, sie in dieser Weise geehrt zu sehen, denn er meinte, es geschähe ihretwegen. Das war das erstemal in seinem Leben, daß er eine Galerie besuchte, und er und seine Freunde thaten dabei sehr kunstverständig. „Wie man sagt, bleibt ja immer etwas hängen; diesmal war es ein Hase von Weenix, den wir sehr bewunderten." Also mit der Bewunderung fing er sein Kunststudium an. „Heute macht man es gewöhnlich umgekehrt. Da die Kunst Gemeingut geworden ist, so fängt man mit der Kritik an und läßt diese weiten Weges dem Verständnis vorausgehen. Arme und Beine ist das erste, was der Laie kritisirt; seine Kenntnis

zu bethätigen findet er immer zuerst Zeichenfehler. Male die Seele und kümmere dich nicht um Arm und Beine, rät darum ein englischer Künstler.“ Aber zwischen der Seele und den Armen und Beinen liegt noch viel andres, was verstanden sein will. Er dringt nun in Düsseldorf von der Bewunderung vor zu dem Nachdenken über die Entstehung eines Kunstwerks, er fragt sich, wie die Idee vom Kopfe in die Hand gelangt und von da aus Gestalt annimmt, er sieht die Künstler arbeiten und nimmt teil an ihren Gedanken. Von da aus gewinnt er den Standpunkt für die Betrachtung des fertigen Kunstwerks als eines Produktes seiner Zeit und für die Ermittlung der Umstände seiner Entstehung. Das gilt, wie es scheint, zunächst nur für vergangne Zeiten und alte Werke, aber wie bald verändert sich doch die Welt, die Gegenwart wird Vergangenheit, und was uns heute noch beeinflußt und unklar ist, das verstehen wir vielleicht schon morgen, wenn es als abgeschlossene Erscheinung hinter uns liegt. So interessirt uns manches als Zeugnis einer Vergangenheit, was an sich unvollkommen ist. „Sein absoluter Wert mag nichtig sein, sein relativer kann umso höher stehen.“ Was ihn in Düsseldorf die arbeitenden Künstler lehren, das verwendet er auf die Erkenntnis der fertigen, vergangnen Kunst, und allmählich wird ihm der Grundsatz einer kulturgeschichtlichen Auffassungsweise klar, und er beginnt im einzelnen dazu die Methoden zu suchen. Wie daraus einmal ein Lebensberuf werden sollte, war einstweilen nicht abzusehen; es galt bloß zu lernen. Voll Dank für seine fürstlichen Gönner und Freunde benutzte er die Gelegenheit, bei vielfachem Ortswechsel durch immer neue Anschauung und bei beschränkter eigner Zeit für sich zu arbeiten. Dann aber, nach fast drei Jahren, gab er die Stellung auf und ging Anfang 1854 nach Wien, um nach Jahresfrist von da nach Nürnberg überzusiedeln als Konservator an den Sammlungen des damals neu gegründeten Germanischen Museums. Das Leben dort schildert der Kulturhistoriker als mehr denn spießbürgerlich, die Küche so, daß er in langem Leben und bei vielen Reisen nirgends in der zivilisirten Welt eine schlechtere angetroffen habe als die Nürnberger. Aber die Schule am Museum unter Massen von Sammelgegenständen jeglicher Art, die zu ordnen und zu beschreiben waren, wurde für ihn von so großem Werte, daß er alles äußere Ungemach und die ungewöhnlich unbequeme und anstrengende Berufsarbeit gern ertrug, denn nirgends hätte er soviel lernen können, wie hier in den unfertigen und äußerlich wenig glänzenden Verhältnissen. Das Ganze beruhte auf dem idealen Sinn und Thun des vortrefflichen Freiherrn von Aufseß und auf den Anstrengungen seiner kärglich besoldeten Mitarbeiter. Falke fand nach einigen Jahren wieder den Weg nach Wien: er wurde 1858 als Bibliothekar und Kunstbeirat des regierenden Fürsten von Liechtenstein berufen. Nach der Gründung des neuen Museums für Kunst und Industrie 1864 wurde er außerdem dessen zweiter, und nach Eitelbergers Tode 1885 erster Direktor. Damit hatte das äußere Leben seine

endgiltige und zwar eine sehr glückliche Gestaltung gefunden. Und auf das, was er geistig erreicht und mitgeschaffen hat, kann er fürwahr mit hoher Befriedigung zurücksehen.

Er hebt es öfter hervor, daß er die für sein Leben entscheidenden Wendungen nicht durch bewußten Willen hervorgerufen habe, sondern daß er sie als empfangnes Glück ansehe. Zu diesen glücklichen Fügungen gehörte es aber auch, daß gerade um die Zeit, wo er zu lernen aufgehört hatte und anfing selbständig zu leisten, in der äußern Organisation des Kunstlebens sich eine neue Bewegung mit praktischen Zielen geltend machte, für die seine bisherige Studienrichtung wie geschaffen erscheinen mußte. Was heute jedermann, ohne vielleicht etwas dabei zu denken, Kunstgewerbe nennt, das entstand damals vor vierzig Jahren in Deutschland als Idee, Plan oder Fach, früher im Süden und am frühesten in Wien unter Anregungen aus London und Paris, und Falke, heute ohne Frage die hervorragendste Autorität dieses Faches in Deutschland, konnte gegenüber einer Zeitgenossenschaft, die bald nach neuen Möbeln, Stoffen oder Geräten verlangte, sein kulturgeschichtliches Wissen und seine Kunstkennerschaft in ganz andrer Weise verwerten, als wenn es sich nur, wie früher, darum gehandelt hätte, etwas wissenswertes zu lehren und interessante Bücher zu schreiben. Das Leben mit seinem praktischen Inhalt in den Formen der Industrie und des Handels, das Sinnen und Erfinden trat in Wechselwirkung mit dem Wissen und Erkennen und der Kritik des sachverständigen Forschers. Falkes große Bücher über die Ästhetik des Kunstgewerbes, über Hauseinrichtung, Gartenkunst und Trachtenkunde sind längst bekannt, sie und seine zahlreichen Einzelschriften haben einen Einfluß ausgeübt, dem man in der Geschichte jedes Zweiges nachgehen könnte. Seinen persönlichen Anteil an der ganzen Bewegung kann man natürlich nicht so leicht feststellen. Daß er aber sehr groß gewesen ist, zeigt das vorliegende Buch, das uns unterhaltend, einfach, bescheiden, feinsinnig mit dem bedeutenden Lebensinhalt seines Verfassers vertraut macht. In besondern Abschnitten wird das Germanische Museum und das Museum für Kunst und Industrie behandelt: dort wollte man wertvollen, zum Teil von der Zeit verkannten Stoff vor dem Untergange schützen und für einsichtsvollere Nachkommen bewahren und sichten, hier wollte man das hervorbringende Gewerbe fördern und hat dadurch ganze Industrien neu ins Leben gerufen, Glas-, Lederarbeit, Kunststickerei, Teppichweberei, Spitzenfabrikation und vieles andre. Daran schließt sich ein Kapitel über die ästhetische Reform des Kunstgewerbes und eines über den hauptsächlichen Nutzen der einzelnen großen und der vielen kleinern Ausstellungen für den Fortschritt der ganzen Bewegung. Diese vier Kapitel geben in anziehender, leichter Form einen Überblick über das, was nach Falkes Überzeugung auf dem Gesamtgebiete des Kunstgewerbes wirklich erreicht ist, so präzis, wie es, meine ich, noch nirgends von jemand versucht worden ist. Es berührt wohl-

thuend, daß gegenüber den viel verspotteten Verirrungen des „Schmücke dein Heim!“ und den schwermütigen Betrachtungen über Erfindungsarmut, Stilwechsel, Altertumssucht, Japonismus, gegenüber dem einseitigen Hinweisen andrer Theoretiker auf die Notwendigkeit, einen möglichst unhistorischen, nur auf dem Gebrauchswert beruhenden Stil z. B. für Möbel zu erfinden, von dem doch das Publikum trotz aller Anweisungen, wie es scheint, nicht viel wissen will, es berührt alledem gegenüber wohlthuend, daß ein wirklicher Kenner, der mitten in der Arbeit gestanden hat, das positive, das wirklich geleistete hervorhebt und damit zugleich auch für seine eigne Arbeit Zeugnis ablegt. Denn er weiß, daß er fleißig mitgearbeitet hat, und auch über seinen Erfolg hat er eine vollkommen klare Meinung, aber es widerstrebt ihm, darauf einzugehen. Der Leser findet von selbst, daß auch an der Gründung des Wiener Museums nach der Idee des South Kensington Museums Falke einen bedeutenden Anteil hat. Was also ist, wenn man es gegen den Zustand um die Mitte unsers Jahrhunderts hält, in der Sache erreicht? Damals stand man im Mobiliar und im Gerät unter den Nachwirkungen des Empire, soweit von einem Stil die Rede sein konnte, übrigens aber brachten, unbekümmert um jeden Stil, persönliche Einfälle fast täglich neue Verschönerungen, deren Geschmacklosigkeit nur ganz wenige empfanden. Inzwischen hat man alle Stile durchgemacht, in Nürnberg und am Rhein die Gotik, in Wien italienische, in Deutschland deutsche Renaissance und Barock, in München den Stil Ludwigs XIV. und das Rokoko, und zuletzt ist man über Ludwig XVI. wieder bei dem Empire angelangt, womit man das Jahrhundert eröffnete. Ein neuer Stil ist nicht erfunden worden, nicht einmal ein einziges neues Kapitell ist entstanden innerhalb der riesigen Bauthätigkeit in unsern erweiterten und erneuten modernen Städten, und es ist nicht zu erwarten, daß die Menschen von heute etwas dem Stil nach neues erleben werden, weder in der Architektur, noch im Kleingewerbe. Die neuerdings gepflegte Volkskunst, so löblich sie ist, wirft doch nur kleinen Ertrag ab für Nebengebiete, Dekoration, Gewebe, Stickerei und dergleichen. Der Japonismus aber ist seinem Stilprinzip nach unsrer ganzen europäischen, zuletzt auf die Griechen zurückgehenden Art der Ornamentirung entgegengesetzt, und er hat auch bereits abgewirtschaftet infolge des Überdrusses an der massenhaft eingeführten Schundware, die für die Urteilslosen eigens hergestellt wurde und nur den Vorzug hatte, nach mehr auszusehen, als sie kostete.*)

*) Den auf der japanischen Verzierungsweise beruhenden aus England (Walter Crane usw.) gekommnen Stil im Kunstgewerbe kennt Falke natürlich auch, denn man sieht ja seine Erzeugnisse jetzt in jedem bessern Schaufenster. Er wird ihm aber, da er ihn nicht erwähnt, kein langes Leben zutrauen. Wie mir scheint, mit gutem Grunde, denn z. B. die Möbel sind zu zerbrechlich und wegen der vielen unerläßlichen Detailarbeit außerdem für uns zu teuer. Ob sie aber schön sind? Viele, die bei uns im Kunstgewerbe arbeiten, finden es. Wer Recht behält, das wird ja die nächste Zukunft, d. h. das kaufende Publikum entscheiden.

Aber die historischen Stile sind nicht etwa einer durch den andern abgethan worden. Man hat sie kennen gelernt und versteht darin zu arbeiten. Das Gewerbe kann jedem Geschmack und allen Ansprüchen genügen. Herstellen kann man alles, man wartet nur auf die Bestellungen der reichen Gönner, ohne die auch die Renaissance in Italien nicht hätte leben können. Man hat Farbensinn und Herrschaft über die Form erlangt, man hat verlorne Techniken erneut, wie Schmiedeeisen und alle Arten des Emails; geblasenes, geschliffnes, gravirtes Glas übertrifft alles, was in den letzten Jahrhunderten hergestellt wurde, und wetteifert mit den Gefäßen der Renaissance. Die großen Werkstätten sind auf jeden Wunsch eingerichtet, und an Kennern, die wissen, was richtig und stilwidrig ist, fehlt es ebensowenig. Es kommt nur auf das kaufende Publikum an. Was kann man sich alles aussuchen und zusammenstellen nach seinem persönlichen Geschmack, wovon man vor vierzig Jahren nicht eine Ahnung hatte! Und deswegen, weil vieles darunter billig und vieles zu billig und darum gering ist, darf man nicht übertreibend behaupten, das Gute werde nicht mehr gemacht. Gemacht wird alles, es muß nur bezahlt werden. „Und das sage ich mit ganz besondrer Beziehung auf Wien und Österreich. Was fehlt, sind Aufträge, wie sie der Pariser Industrie aus der ganzen Welt zu teil werden. Die Künstler, Zeichner, Modelleure, die heute arbeiten, sind jeder Aufgabe gewachsen — man gebe sie ihnen nur —, was vor fünfzig Jahren in keiner Weise der Fall war, und die ausführenden Hände, die Goldschmiede, die Schnitzer, die Emailleure, die Schlosser wissen ihren Anforderungen zu folgen. Wo waren sie, die einen wie die andern, da das Werk der Kunstreform begann?“

Es ist wichtig, auf diesen Teil des Falkischen Buches hinzuweisen, weil nach dem, was wir in Norddeutschland (München scheint ja noch ganz zufrieden zu sein mit seinen Leistungen) manchmal reden hören und gedruckt lesen, den Eindruck bekommt, als wären alle diese Bestrebungen fehl geschlagen, sodaß man die verantwortlichen Männer fragen möchte: Wozu habt ihr denn das Geld ausgegeben, da man die Erfahrung doch früher machen konnte? Sollte es nicht doch ganz richtig sein, daß man gut thäte, das Sorgen um den neuen Stil ganz beiseite zu lassen, da und solange ihn keiner braucht, weil jeder an den vorhandnen Stilen genug hat? Der Anstoß zu etwas neuem müßte doch von unten, durch das Verlangen kommen, nicht von oben, durch das Suchen. Wird das zugegeben, so hat man vielmehr Grund, sich über die heute gegebne Möglichkeit einer reichen Auswahl zu freuen, und es kommt auf die Einzelnen an, das richtige zu wählen. Sagen wir also: Das Kunstgewerbe hat einstweilen seine Arbeit ganz gewiß gethan, denn vielleicht in keinem gleichen Zeitraume ist so vielerlei und darunter so viel gutes hervorgebracht worden, wie seit vierzig Jahren. Nun kommt die Reihe an das kaufende und urteilende Publikum, zu zeigen, ob es diesen Reichtum verdient

und mit ihm umgehen kann. Aber vielleicht behandeln wir das alles viel zu wichtig, darum spottet man ja auch mit Grund über die Stilsimpelei, die sich tief nach unten verbreitet hat, während noch vor einem Menschenalter nur hie und da einer von den besser gestellten für dergleichen Interesse hatte, ohne daß er es hätte befriedigen können. Es wäre also vielleicht schon zuviel gethan im Kunstgewerbe, aber jedenfalls nicht zu wenig! Zum Klagen über die Leistung ist demnach kein Grund. Das Publikum thut es auch weniger von sich aus; theoretische Kenner reden es dem Einzelnen ein, daß alles beklagenswert sei. Aber machen kann man alles, sagt Falke. Also haben und in gewissem Sinne auch kaufen kann man alles, und wir fühlen uns in Bezug auf diese Dinge doch auch recht behaglich. Man könnte die Sache also wohl vorläufig etwas mehr gehen lassen. Wir haben ja auch noch andre Sorgen als Zimmereinrichtung.

Außer dem fachmännischen Teile ist noch mancherlei aus dem Buche hervorzuheben. Teilnahme wird es erwecken, wie der Verfasser, abgesehen von seinem besondern Beruf, seine Anpassung an das vielerlei Neue, was ihm sein Lebensgang entgegengebracht hat, erzählt und damit seine Entwicklung beschreibt. Er weiß uns über das historische Interesse an dem Inhalt seiner Biographie hinaus auch psychologisch zu fesseln. Das gilt nicht nur von dem, was er über sich mitteilt. Sein Sinn für das Menschliche und das Intime umgiebt alles, wovon er spricht, mit einer gewissen Wärme, die den Leser für den Gegenstand gewinnt. Auch mit geistig und gesellschaftlich hochstehenden Personen ist er viel zusammengekommen, und davon versteht er hübsch zu erzählen. Wer sich nicht als Flügeladjutant oder im Kammerherrendienst vielleicht noch eingehendere Erfahrungen erworben hat, der wird aus dem Leben der Allerhöchsten kaum interessanter berichten können, als es Falke thut über seinen Aufenthalt bei dem König von Schweden und bei dem rumänischen Königspaar auf dem Schloß Sinaja. Ein Kapitel handelt von Irland. Von dort stammte seine Frau, deren Tod ihn bewogen hat, sich aus dem Geschäftsleben zurückzuziehen. Auch von mancherlei kleinern Reisen und Aufenthalten an fremden Orten ist die Rede. Immer spricht der Beobachter und, wenn auch noch so kurz, der Kulturhistoriker. Ich möchte das Buch ein kleines Denkmal nennen: eine Zeit in wichtigen räumlichen Ausschnitten, gesehen durch die Wahrnehmung eines sehr unterrichteten Schilderers — so könnte man vielleicht nach hundert Jahren denken, wenn man sich dann auch wahrscheinlich anders ausdrückt. Was wird man wohl aus unsrer Litteratur des vorigen Jahrhunderts einem derartigen Buche an die Seite stellen wollen? An einem solchen Beispiel könnte man sich klar werden darüber, worin der Fortschritt der Zeiten liegt.

(Schluß folgt)

Midasfinden

Von Hermann Oeser

(Fortsetzung)

Es ist etwa fünfundzwanzig Jahre alt war, begann Fabrikrat, und seinem Vater in der Vorstellung, daß der Gast so geheißen hatte, nie mir erfahren, daß er es erfahren kann, bevor er einmal Lieb und andere, ein wenig der Welt zu sehen. Der alte Herr hatte derzeit Grundsätze. Die weltverständliche Ausbildung hatte er seinem Sohne gegeben, und es sich gehörte, aber in den Zeiten hatte er die innere zu Hause behalten, und nun wollte dieser Vogel einmal fliegen. Als kamen schöne Septembertage, der Hirsch hat den Urlaubsmut zu einer mehrmonatigen Wanderung an, der alte Herr sagte: Die Zeiten sind schwer, wir Landwirte wissen nicht einen jungen Krieger gebrauchen. Der Sohn sagte, er habe ein paar Hunderten zusammengelegt, die Reise teilen den Vater nicht stehen. Die Mutter sagte sich mit Mimut, endlich sagte der alte Herr: Nun denn, dann packe und gehe, gehe gleich, wenn du willst, aber mit Gott! Unser Herrgott war in wenigen als einer Mutterbrüder verstorben, und der Abschied zerfloss beiden schweigsamen Menschen wenig mehr Worte gefallen haben. Als der Sohn aber nach den Garten ging, um zum letzt die Lindenlinde zu verneigen, erblickte sein Vater oben am Fenster und wusst dem Sohne ohne ein Wort zu sagen ein Fünfzigfrankenstück in Gold durch und winkte ihm einen Gruß nach.

Kinder, das war nicht roh, unterbrach Fabrikrat seine Erzählung, da eine Bewegung im Zuhörerkreis das Verschieben des alten Herrn zu verursachen schien; der alte Herr war ein edler, lieber Charakter; er machte den Seinen nicht alles leicht, das ist wahr. Aber seinen Sie einmal den Sohn von seinem Vater reden! Und er hat an der Straße, wo er das Geldstück auflas, einen seinen Grundsatz errichtet mit der Zuversicht des Tages. Sie sehen, wer er bei arbeit!

Nun wohl, der junge Mann ging über Hessisch auf den Gedanke zu, er konnte ein paar Jugend auf und hatte sich vorgenommen, einmal die Leute hinter Thoren sehen Vergleich kennen zu lernen und womöglich wobei das goldene Fünfzigfranken von der Reise wieder mit nach Hause zu bringen. Wie er jetzt Vorsichtsorten das Gedenge hinaufging, traf er auf eine Reisegesellschaft, Vater, Tochter, Diener, die sich das Kloster angesehen und dort gezeichnet hatten und nun über den Hofpflasters hinüber zu ihrem Gefährt gehen wollten, bat ihnen die Heil zu der Wahn dort ihren irgendwo abgelegt hatte. Sie waren bei Wagen anlandig, und

als nun unser Freund daherkam, so einfach gekleidet und so braun gebrannt, wie es für uns natürlich ist, die mit dem Acker oder dem Weinberg zu thun haben, so rief ihn der ältere Herr an: He, junger Mann — sind Sie vielleicht ortskundig?

Der junge Mann merkte sofort, daß man ihn für einen Bauernburschen oder Waldhüter halte, und wie er den stillen Humor seines Vaters auch hatte, nahm er sich vor, das zu sein, wofür man ihn hielt. Er gab alle Auskunft und erklärte sich dann auch bereit, die Gesellschaft zu führen. Diese hatte es nicht zu bereuen, und er auch nicht. Er konnte die Berge benennen und wußte, wohin die Kirchtürme gehörten, die ferne auftauchten und verschwanden; er kannte die Pflanzen so ausgezeichnet, daß der Vater der jungen Leute ihn einmal fragte: Sie haben gewiß Schullehrer werden wollen? Er aber hatte noch mehr von seiner Führung; wie er heute noch auf die Menschen aufmerksam ist, und seine stille Art ja nur die Stille eines geschlossenen Bienenstocks ist, hinter dessen Wänden die schönste Arbeit verrichtet wird, so achtete er auf die Leute, die er führte, hörte auf ihre Gespräche, ohne zu verraten, daß er sehr gut mitreden könne, und sah, daß er auf Menschen gestoßen war, wie er sie schätzte.

Er gefiel auch den Fremden, und sie fragten ihn am Ziele dieses Reisetags, ob er sie nicht durch das ganze Gebirge führen wolle. Er sagte zu, obgleich ihm sein eignes Reiseziel nun weit entrückt wurde. Er nahm in den Dörfern und Städtchen, wo sie übernachteten, nicht im Hotel seine Wohnung, sondern in kleinen Wirtschaften; er saß abseits bei den Rasten und in den Hotelgärten abseits zu seinem bescheidnen Mahle, er beherrschte sein gescheites Auge, daß es nicht verriet, wie sehr er an allen Gesprächen ebenbürtig Anteil nehmen konnte und innerlich nahm.

Herr Amthauer lächelt und denkt, jetzt kommt das große Warum! Ja, er wollte, durch nichts gestört und unbefangen, das schweigend durcherleben, was ihm hier geworden war: er hatte seine ganze Neigung auf das junge Mädchen gesetzt, sobald er einmal, als sie eine Auskunft von ihm forderte, gesehen hatte, daß ihr Auge von einer Seele sprach, die liebzuhaben, deren Wert zu erkennen und der zu dienen das Glück seines Lebens ausmachen müsse. So gelang es ihm, eine Woche die zarte Gestalt zu sehen, unauffällig ihr zu Dienst zu sein und allen ein Gefährte zu werden, der langsam in diesen Kreis hineinwuchs, man wußte nicht wie. Auch dem jungen Mädchen war der schweigsame, ernste, taktvolle Führer lieb geworden. Wenn es von ihm hieß, sobald man sich ohne ihn sprach: Schade um ihn, in einer Stadt wäre der kluge, anstellige und eigentlich über seinen Stand feine junge Mensch doch etwas ganz andres geworden, so hatte sie das Gefühl, er *sei* etwas, eine Kraft von eignem Werte.

Nach siebentägiger Wanderung ward die große Bahnlinie erreicht, auf der die Reisenden den Rückweg in die Heimat antreten wollten. Der Führer erhielt den bescheidnen Lohn, den er auf ihre Frage genannt hatte, lehnte jeden Kreuzer darüber bestimmt ab und nahm dann so Abschied, daß man nachher sagte: Auf dem Lande sind die Menschen eben doch noch viel ursprünglicher und anhänglicher als in der Stadt!

Unser junger Mann hatte dann seine einsame Fußwanderung wieder aufgenommen, er hatte die Straße so gewählt, daß er den Zug noch einmal sehen konnte, der ihm die Geliebte entführte. Die Reisenden hatten inzwischen einen Bekannten getroffen, der aus Haßlach stammte, und den sie in der Sommerfrische vor wenigen Wochen kennen gelernt hatten; sie plauderten lebhaft mit ihm und tauschten alle Erlebnisse seit der Trennung aus. Plötzlich rief der neue Ankömmling bei einem Blick hinaus in das Freie: Ach, das ist ja der junge Herrenhäuser, wie kommt der

hierher? Fast gleichzeitig hatte das junge Fräulein gerufen: Sieh, Vater, unser Führer, er winkt! — Wer ist das? sagte der Haßlacher. — Wer ist das? sagte der alte Herr. — Das ist ein Gutsbesitzer, er wohnt drei Stunden von Haßlach, ich kenne ihn von Kind auf. — O nein, das ist ein junger Bauer, er hat uns diese Woche durch das ganze Gebirge geführt!

Nun beide hatten Recht. Er brachte das Goldstück nach Hause zurück und sagte, wozu er es bestimmt habe. Als die Landarbeit im Vorwinter zu ruhen anfing, reisten Vater und Sohn nach der Heimat des jungen Fräuleins, und der Herr Oberpfarrer hat damals das junge Paar wohl so ein, zwei Jahre nach seiner Verheiratung kennen gelernt, sie werden damals wohl schon auf dem Wiegandshäuserhof gewohnt haben.

Es werden ihnen auf dem Wiegandshäuserhof heute die Ohren geklingelt haben, sagte der Kammerrat mit einem Blick, als hätte er alle die Mitteilungen zu machen gehabt, und eine Schlacht für den Mann geschlagen, der dem Kibitz entronnen war.

Wo liegt der Hof? fragte der Präzeptor Röhrle, und er erhielt von vier Stimmen die gleichzeitige Antwort: Er liegt fünf Stunden von hier, mitten zwischen katholischen Dörfern am nächsten bei Remchingen. — Man sieht wieder einmal, daß der Herr Präzeptor besser im Himmel bewandert ist als auf der Erde, sagte der Major mit scherzhafter Mißbilligung. Wären Sie Jäger, wie sichs gehörte, so kennten Sie den Hof, denn wer Bekassinen schießen will, muß sie dort suchen.

Röhrle wollte dann noch die weitere Frage thun, die ihm eigentlich schon lange auf den Lippen gelegen hatte: Von wem habt ihr denn eigentlich gesprochen? aber ein bittender Blick Viktors verriet ihm, daß Viktor aus allem, was seither erzählt worden war, die Antwort auf die Frage erhalten hatte, wegen deren er nach Au im Winkel und zu ihm gekommen war, und er schwieg.

Mit dem Schlage sieben ging diese denkwürdige Sitzung der Montagsgesellschaft zu Ende.

Die nächste Stunde aber trennte die Freunde. Ernst rief seine Pflicht zurück; er nahm anders Abschied als in frühern Zeiten, er ging ungern von dem Freunde fort und empfand es stark, daß Viktors Wesen eine erziehende Gewalt über ihn ausüben werde, der er sich nicht entziehen dürfe. Trotzdem war das letzte Wort, das er noch weit aus dem Postwagen vorgebogen dem Freunde zurief, ein Scherzwort: Wie war das doch mit der goldnen Brosche, Viktor? Viktor aber konnte dem Wagen nur noch nachrufen: Gedulde dich noch eine kleine Weile!

Als er bald darnach sein Zimmer betrat, das Herz voll unruhig wogender Gedanken, fand er einen großen Bogen Papier, den offenbar Ernst bei dem Umordnen seines kleinen Gepäcks zurückgelassen hatte. Viktor erinnerte sich, es war der Bogen, in den die Pläne des neuen Schulhauses in Haßlach eingeschlagen gewesen waren. Er trug mit Bleistift geschrieben den Entwurf zu einem Midasaufsatze Säuerlichs. Viktor nahm das Blatt an sich, um es den wartenden Freunden zu zeigen.

Neuntes Kapitel

Man erfährt, woher die Midaskinder kommen und wohin sie gehen, aber das Buch rückt nicht vor

Ehe sich Röhrle von den beiden Freunden verabschiedet hatte, hatte er die Zusage Viktors erhalten, am Abend noch sein Gast am Unterthor zu sein. Dann war Röhrle gegangen, bald darnach der Freund. Nun brannte Viktor darauf, ohne

Zeugen den Namen zu erfahren, der ihm seit zwei Wochen die Ruhe des Lebens gekostet hatte. Er fand den Wirt noch im Garten, damit beschäftigt, den Himmel anzuschauen, den Wetterhahn auf einem Kirchturme nachdenklich zu betrachten, der dem Rappen näher war als der Rappe ihm, und einem jungen Aufwärter zuzusehen, wie er Gießkanne um Gießkanne über die Beete des Gartens ausgoß. Viktor fragte zögernd: Wissen Sie vielleicht, Herr Ohnimus, wie der Gutsbesitzer heißt, von dem heute Abend erzählt wurde?

Ihr Diener, Herr — Doktor, das ist der Zangkel vom Wiegandshäuserhof.

Wie — Zangkel? Kennen Sie seinen Vornamen?

Aufzuwarten, Herr — Doktor, er heißt Emanuel Narzissus Zangkel. Ah, Sie kennen ihn! Ist Ihnen nicht wohl?

Dem Wirte war die tiefe Bewegung nicht entgangen, in die Viktor durch den Namen versetzt worden war, und Viktors Antwort: O nein, nein — kam so hastig, daß er nun erst recht annahm, sein Gast sei einer Ohnmacht nahe gewesen.

Wie Herr Ohnimus diesem Zustande durch eine gewisse Flasche in seinem Liqueurschranke abhelfen könne, war eine Überlegung, die er leider allein zu Ende verfolgen mußte, denn ehe er sich dessen recht bewußt war, hatte ihn Viktor nach raschem Gruße allein gelassen und hatte sein Zimmer aufgesucht, um das Unerwartete zu fassen und sich hoffnungsvoll auszulegen. Von fernen Verwandten in Süddeutschland hatten die Eltern geredet, aber wie man sie in einer weiten, fremden Welt finden solle, war eine manchmal aufgeworfne Frage gewesen, und nun hatte die sanfte, schüchterne Stimme der Frau Schwendeli Viktor auf die Straße gestellt, auf der man zu diesen halb märchenhaften Angehörigen gelangen konnte — auf einen Waldweg zum nassen Winkel, und eine Straße an Rebenhügeln und Waldrändern und Kornfeldern und blühenden Apfelbäumen vorüber nach Au im Winkel, und nun auf die Straße, über die eben die Abendschatten sanken und Au im Winkel, Remchingen und den Wiegandshäuserhof zudeckten. Der Mond kam in breiter, silberner Halbschied im Osten über den hohen Kastanienbäumen des Gartens herauf. Viktor wäre am liebsten sofort aufgebrochen, um die unbekannte Straße zu suchen, einsame, unerkennbare Wandrer zu fragen, mißtrauische Hofhunde in schlafenden Dörfern zu alarmiren, jedes ferne Licht für das Licht zu halten, das in dem ersehnten Sestos für den Mann aufgestellt sein mußte, der den Hellespont junger Sehnsucht mit mutigem Arme durchteilte.

Aber heute löschte der Präzeptor Röhrle diese glänzende Ampel unbarmherzig aus. Das Versprechen, den Abend am Unterthore zuzubringen, war so bestimmt gegeben, und Herr Ohnimus schon einmal durch Ernsts unbillig frühe Abfahrt, auf die sein energisches, flottes und studentenmäßiges Eintreten in den Gasthof die Menschenkenntnis des Wirts durchaus nicht vorbereitet hatte, schwer gekränkt worden, daß es doch nicht anging, zwei Häuser in dem gutartigen Au im Winkel auf einmal zu enttäuschen, wenigstens nicht für Viktor.

Und bald leuchtete ihm ein dreifaches Licht zum Dank für seine Selbstüberwindung dreifach liebreich: freundliche Wirte behandelten ihn wie den langerwarteten Gast, die Lampe strahlte in der grünumsponnenen Gartenhütte und leuchtete auf die uralten Festungsreste über der Schlucht hinab, auf denen die Hütte wie ein grünes Türmchen schwebte, und durch das Laub der Hütte und der nahen Bäume brach in das Licht der Lampe der Glanz des Mondes. Sie kämpfte an den Grenzen, wo ihre Leuchtkraft versagte, mit seinem blassen Geisterlichte um den Besitz der Rosenstöcke und Lilien und Königskerzen, die da und dort über kleine Gerölhalden heraufgeklettert waren und sich in die Höhe reckten, um einen Über-

blick über alle Terrassen dieses blütenreichen Gartens und über die Rose und über deren schlichte Schwester zu gewinnen, die über die breiten Sträucher der Heckenrose ihre zarten Blüten als das Brautkleid der Vorsommerwelt reich und überreich ausgebreitet hatte.

Und die Königskerze sah im Schein des Mondes über das alles weg und blickte in die Hütte und sah das schmale Gesicht des Fräuleins Charmänterle und das ebenso schmale und durchgeistigte Gesicht des Herrn Meschänterle, und sah den Fremdling, von dem sie seither nichts erfahren hatte, und dachte: Da sind drei Königskinder in Präzeptors Hütte, und ich stehe Schildwacht über der Schlucht.

Das that sie bis elf Uhr. Dann wanderte die Lampe aus dem Garten, die Glockenrufe wurden vernehmlich, als sie niemand mehr bedurfte; der Mond wanderte bedächtig über Remchingen hin nach Westen weiter, und die Rosen zogen ihre Blätter an sich, denn ein kühler Lufthauch wehte aus der Schlucht in die Ebene hinab, er nahm Staub von den Blättern und streute Feuchtigkeit über das Laub, das nach ihr verlangte, aber die Worte, die in der Hütte getauscht worden waren, ließ er dort weiter weben, damit die Menschen, die hier zu Freunden geworden waren, den festen Ort der Erinnerung nicht verlören.

Zuerst ging die Rede von Allgäuer hin und her, und Viktor sprach von dem Bilde und ertrug den Blick, den die beiden alten Geschwister sofort prüfend auf den Jüngling richteten — der Präzeptor ohne Bewegung, die Schwester mit kräftigem Kopfnicken —, weil er eine Frage stellen wollte, die dem Sprachkenner in Röhrle galt, und die ihm eine Antwort bringen sollte, auf die er seit Samstag Abend innerlich spannte. Sie wissen, begann er, daß mein lieber Freund Windisch heißt, in seiner Familie weiß man, daß die Voreltern eingewanderte Wenden sind, und daß ihr also ihr wendischer Familienname verloren gegangen, dagegen ihr Vaterlandsname aus einem Übernamen zu einem neuen Geschlechtsnamen geworden ist. Das hat mich auf den Gedanken gebracht, ob nicht Allgäuer ebenso ein später Schleier ist, der den eigentlichen Familiennamen verdeckt, daß also etwa ein Vorfahre unsers verehrten Freundes aus dem Allgäu eingewandert und von seinen neuen Landsleuten um seinen eigentlichen Familiennamen Zangkel gebracht worden ist, weil es ihnen merkwürdiger war, daß er ein Allgäuer war, als ein Zangkel.

Per se, unterbrach das alte Fräulein, das ist gerade wie mit dem Hamburger am Steinthore. Ich glaube, der Mosjö weiß selbst nicht mehr, daß er Boyesen heißt, kein Mensch nennt ihn anders als Hamburger, denn dorther stammt er. Aber das Geld, das wir ihm für sein schlechtes Schuhwerk bezahlen müssen, stammt aus Au im Winkel und heißt leider gewöhnlich Gulden und nicht anders!

Es mag sein, sagte Röhrle nachdenklich, es mag sein. Sie haben nicht viel Ähnlichkeit mit Allgäuer, aber —

Zweiglein heiß ich jung, Baum heiß ich alt! unterbrach die Schwester.

Ja ja, Sie gehören gewiß zu diesem Baum, sagte Röhrle mit freundlichem Aufblick in das Auge Viktors. Aber stammt Ihre Familie aus dem Allgäu?

Aus Süddeutschland jedenfalls, mehr wissen wir nicht. Nun erzählte Viktor, was er von der Geschichte seiner Familie wußte, am herzlichsten von dem Ahnherrn und dem Urgroßvater.

Und nun muß ich Ihnen sagen, fuhr Viktor mit einer gewissen Entschlossenheit des Tones fort, daß ich heute andre Ihrer Landsleute mit voller Sicherheit als meine Verwandten erkannt habe: der Gutsbesitzer, von dem im Garten des Rappen erzählt wurde, ist ein Zangkel und gehört zu uns, denn auch er trägt als zweiten Vornamen den Namen Narzissus — das kann kein Zufall sein!

Und Sie, mein lieber junger Freund, haben zugleich gefunden, was Sie suchten, sagte Röhrle herzlich zu Viktor, um ihm die weitere Mitteilung zu erleichtern.

Ja, erwiderte Viktor mit leuchtendem Auge, und morgen werde ich diese Verwandten aufsuchen und die Freundschaft erneuern, die suchende Herzen in Endenburg und gewiß auch im Wiegandshäuserhof durch ihren Zug nach den Verschollnen geschlossen haben, ehe sie begründet werden konnte. Und was meine Eltern vor allem beglücken wird, wie es mich beglückt hat, ist das, was wir beide heute Abend erfuhren, daß auch diese Zangkel, wie es bei mir zu Hause von den Leuten unsers Geschlechts hieß, ertrunken sind in einer Flut, die nicht verschlingt, sondern an die Küste der ewigen Heimat trägt.

Es erbt der Väter Segen, nicht ihr Fluch, sagte Röhrle sanft und nachdenklich mit den tröstlich süßen Worten, die Pylades an den Tantalusenkel richtet, und die der alte Sinner sich doch selbst nicht ganz zu eigen machen konnte.

O lassen Sie mich Ihnen ein Blatt aus dem Gedankenkreise der Tantalusvorstellung vorlesen und dann eine Frage wegen solcher auffallenden Zusammenhänge im Familiengeschick an Sie richten. Das Blatt stammt aus der Feder eines Bekannten Ernst Windischs, zugleich meines Nachbarn in Haßlach. Ich muß ihn irgendwie, ich ahne aber nicht wie, auf die Midasvorstellung gebracht haben, aus der heraus ich ein Buch schreiben möchte — da Fräulein Regine Ulrike Röhrle ihren Gast nun mit einem ganz besondern Anteil ansah, geriet Viktor in große Verlegenheit und redete etwas stotternd weiter —, ein Buch von herrlichen Seelen, die vor Lust am Schönen nicht Zeit dazu haben, das Unschöne zu sehen, und nun hat Herrn Säuerlich, so heißt mein Haßlacher Nachbar, die Midassage offenbar in einem andern Zuge mehr angesprochen, er hat diesen aufgegriffen, und während ich nicht zum Schreiben komme, schreibt er und sorgt dafür, daß mir sein Fleiß auf Schritt und Tritt sichtbar wird. Diesmal aber ist mir das Zeugnis seines Schriftstellereifers, das ich hier habe, vielleicht ohne seine Absicht zugekommen, obgleich ich das kaum glauben kann. Darf ich lesen?

Die Geschwister waren so bereit zu hören, daß es Viktor fast einen Stich ins Herz gab, daß es sich nicht um ein Blatt handelte, das zu seinem Werke gehörte, und so las er denn:

Midaskinder

3. Vater Tantalus

Ich kenne einen, der seinen Ahnherrn als Mütze über die Eselsohren zieht.

Ich traf ihn seit unsern Sekundanerjahren, aber es war für mich kein Auskommen mit ihm, und ich denke, für ihn kein Auskommen mit mir. Ich hielt ihn für einen Wichtigthuer, der hinter seiner Löwenhaut von feinen Kleidern, langem Haar, blassen Wangen, dem müdemachenden Zitiren von Anastasius Grüns „Schutt" und dem schwersten Tabak, der damals bei uns zu haben war, ich glaube, er hieß La Guayra, einen Willen verbarg, der so schwach und pampelig war wie der ganze Mensch.

Erst war das ein Renommiren mit „Schutt," alle wollten es ihm nachthun, und das Buch wurde bei jeder Bücherausgabe am Donnerstag um vier Uhr verlangt. Dann kam derselbe Lärm mit Schopenhauer. Die Parerga und Paralipomena lagen in zwei schönen großen Bänden auf seinem Tische, und man war gar nicht sicher, daß er einem nicht mit einem dieser pompösen Bände auf einem Spaziergange begegnete — „einsame Gänge" nannte er sie, es durfte ihn niemand begleiten, obgleich sie alle darnach hungerten, mit ihm „einsam" sein zu dürfen. Dann

kamen Stunden, in denen er düstere Bekenntnisse seines Seelenzustandes verlauten ließ — einmal war ich unfreiwillig Zeuge, aber diese nervöse Art der Selbstanklage war zu gemischt, als daß ich sie hätte vertragen können, da war Selbsterkenntnis, Selbstinteressantheit und Steigerung des Wortes durch das Wortmachen so unentwirrbar ineinander gemengt, daß ich das Fenster nicht bloß wirklich aufmachte, um dem Guayraqualm zu entkommen, sondern auch figürlich.

Später kam der deutsch zurecht gemachte Darwin in Mode, und da entdeckte er sofort seinen Vater Tantalus. Er begriff sein Leben, er war das bejammernswerte Ergebnis einer ganzen Reihe von Kräften, die es offenbar drauf abgesehen hatten, einen Schwächling zu erzeugen, eine unglückliche Diagonale im Parallelogramm der Kräfte. Wenn er sich wie ein Tropf benommen hatte, und das brachte er vorzüglich fertig, so schalt er den Vater Tantalus. Wenn das Geld, das am Ersten eingetroffen war — und es floß für diesen Kameraden zu reichlich —, ihm am Fünfzehnten das letzte Lebewohl sagte, wenn er Katzenjammer hatte, wenn er in Abenteuer verwickelt war, deren Entdeckung er fürchtete, dann hörte man ihn: O Tantalus, Tantalus! murmeln, wenn er neben den andern herging, und diese ehrten seine große unglückliche Seele mit einer Ängstlichkeit und Teilnahme, die mir an ihnen gefiel, aber ich konnte sie nicht empfinden, ich sah eben keinen Tantaliden, sondern einen Menschen, der nicht steuern und nicht rudern wollte. —

Das ist ein scharfer Herr, sagte das alte Fräulein, als Viktor geendet hatte.

Viktor aber, der sich genötigt sah, jedes Wort Säuerlichs zu unterschreiben, erwiderte: Ich habe noch nie gesehen, daß ein edler Mensch diese Deckung hinter Verhältnissen, Elternschuld und Vorvätererbe gesucht hätte.

(Schluß folgt)

Maßgebliches und Unmaßgebliches

Die Arbeiterbewegung und die nationalen Ziele. Auch dieses Jahr wieder haben sich die Sozialdemokraten mit einer verunglückten Maifeier blamirt. Was würden ihre Führer darum geben, wenn sie den unüberlegten Beschluß, der alljährlich ihre Ohnmacht gegenüber der bestehenden Gesellschaftsordnung offenbart, zurücknehmen könnten! Aber unfehlbare Päpste können nichts zurücknehmen; die Herren Bebel, Liebknecht und Mehring hätten von den Päpsten vorher die Klugheit lernen müssen, ehe sie die Unfehlbarkeit für sich in Anspruch nahmen. Für eine leere Demonstration den Brotverdienst und vielleicht gar Freiheit, Blut und Leben zu wagen, fällt den deutschen Arbeitern nicht ein. Damit soll nicht gesagt sein, daß sie auch nichts wagen würden, wenn es sich um ernstere Dinge handelte. In Wien ist die Maifeier von Jahr zu Jahr immer großartiger ausgefallen. Warum? Weil sie dort den Zweck hatte, den Arbeitern einen Anfang politischer Rechte zu erkämpfen. Jedes Jahr demonstrirten sie vor dem Parlamentsgebäude, und es hat dabei massenhaft Verwundungen, Verhaftungen und Verurteilungen gegeben. Dieses

Jahr haben sie ihren Sieg gefeiert, denn wenn sie auch in Wien selbst unterlegen sind, so ist es doch vorzugsweise den Wiener Demonstranten zu danken, daß man eine fünfte Kurie geschaffen hat, und daß einige Arbeitervertreter in den griechischen Tempel an der Ringstraße eingezogen sind. Diesmal haben sie daher nicht mehr vor diesem Gebäude demonstrirt, weil sie, wie sie sagen, darin sitzen; sie haben sich — 100000 Mann stark mit Frauen und Kindern — erst im Prater gesammelt, und dort sind, dank dem friedlichen Zusammenwirken der Polizei mit den 2000 sozialdemokratischen Ordnern, alle Schwierigkeiten überwunden worden, die aus der Bewegung solcher Massen und aus ihrer Verwicklung mit zahlreichen Kutschen und den Wagen der elektrischen und der Pferdebahn entstehen. Welche revolutionäre Kraft einer beharrlichen Rechtsverweigerung innewohnt, das hat sich in neuerer Zeit nirgends deutlicher gezeigt als in Galizien; haben doch die galizischen Bauern, diese halbverhungerten, armseligen Analphabeten in der Zeit der Wahlen Tag und Nacht ihre Dörfer umstellt und bewacht, um den Wahlkommissarius abzufangen und ihn zu hindern, nach Schlachzizensitte die Wahl ohne die Wähler vorzunehmen, und sie haben sichs Tote und Verwundete kosten lassen.

Man wird auch wohl bei uns wenig Lust haben, eine ausgesprochen arbeiterfeindliche Politik zu treiben. Das ginge allenfalls, wenn die „eine reaktionäre Masse" in allem übrigen so einig wäre wie in ihrem Gegensatze zur Sozialdemokratie, aber wie es damit steht, braucht nicht breit erörtert zu werden, und mit der Bekämpfung der Sozialdemokratie allein läßt sich doch keine Politik treiben. Bei der stetig wachsenden Zahl der Elemente, aus denen sich die Sozialdemokratie rekrutirt, bleibt nichts übrig, als mit ihnen als mit einem wesentlichen Gliede des Staatskörpers zu rechnen; ja sie und der Bauernstand bilden die zwei Gruppen, mit denen der Staat vorzugsweise zu rechnen hat. Denn es sind die beiden Gruppen, die bei größter Kopfzahl am gleichartigsten in ihrer Zusammensetzung sind, mit denen ins klare und zu gemeinschaftlichem Handeln zu kommen also am leichtesten sein muß. Die weit schwächern Mittelparteien bestehen aus sehr verschiedenartigen Elementen, und beim Zentrum vermag der konfessionelle Mantel nur notdürftig eine Menge widersprechender Interessen und Bestrebungen zu verdecken. Demnach ist es eine Lebensfrage für unsre Politik, Ziele aufzustellen, die auch die Lohnarbeiter zu den ihrigen machen können, und ihre grundsätzliche Feindschaft gegen den Staat allmählich zu überwinden.

Selbst wenn alle dahin gerichteten Versuche aussichtslos wären, würde es Pflicht sein, damit fortzufahren, aber sie sind nicht so aussichtslos, wie es scheint. Anzeichen von Strömungen in der Arbeiterpartei, die sich vom Radikalismus abwenden, haben wir oft genug zu verzeichnen gehabt. In neuerer Zeit sind dazu gekommen ein stärkeres Interesse für möglichst unpolitische Gewerkschaften, die bekannten Erklärungen Schoenlanks gegen Liebknecht und eine Reihe von Aufsätzen Eduard Bernsteins, die dieser neben Kautsky bedeutendste unter den lebenden Theoretikern der deutschen Sozialdemokratie unter dem Titel: Probleme des Sozialismus in der Neuen Zeit veröffentlicht hat. Der wichtigste ist der letzte in Nr. 30 und 31 über die sozialpolitische Bedeutung von Raum und Zeit. Bernstein führt darin folgende Gedankenreihe aus. Die Sozialdemokratie hat bisher eine Frage vernachlässigt, der sogar schon frühere Utopisten die gebührende Aufmerksamkeit gewidmet haben, die Frage der sozialpolitischen Gebietseinheiten und die damit eng verbundne Frage der sozialpolitischen Verantwortlichkeiten. Nicht jede beliebig große Gemeinschaft kann jede beliebige soziale Aufgabe lösen. Demokratische Selbstverwaltung ist nur in ganz kleinen Gemeinwesen möglich, in großen, wie unsre

Staaten sind, bleibt die Demokratie ein leerer Schein, wenn gefordert wird, daß jedes Glied der Gemeinschaft unmittelbar aufs Ganze einwirken soll. Sollte die Einwirkung etwa in Form einer Volksabstimmung über die Verwaltungsmaßregeln vor sich gehen, so müßte, selbst wenn nur über die wichtigsten abgestimmt würde, „der glückliche Bürger der Zukunft alle Sonntage einen Fragezettel vorgelegt bekommen, bei dem ihm Hören und Sehen vergehen würden.“ Selbstverständlich könnte auch nicht ein einziger über die zur Entscheidung aller dieser Fragen erforderliche Sachkenntnis verfügen. Außerdem würde das Bewußtsein der Verantwortlichkeit fehlen, denn dieses Bewußtsein nimmt mit der Zahl derer ab, mit denen man die Verantwortung teilt; eine Zehnmillionteverantwortlichkeit ist gar keine mehr. Die Staaten in lauter kleine von einander unabhängige Gemeinwesen aufzulösen, ist bei den heutigen industriellen und Verkehrsverhältnissen unmöglich und würde, wenn es möglich wäre, einen unaufhörlichen und nichts weniger als schönen Interessenkleinkrieg zwischen diesen Gemeinwesen erzeugen. Müssen demnach die kleinen Gemeinwesen zu großen Verbänden zusammengefaßt werden, so ist kein Grund einzusehen, warum man von den schon bestehenden, den Nationalstaaten, abgehen sollte, zumal da Vernichtung der Volkseigentümlichkeiten durch Zusammenkneten aller Völker in einen Brei als etwas kulturwidriges nicht wünschenswert wäre. So haben wir einerseits die Notwendigkeit, die allgemeinen Angelegenheiten von fest angestellten Sachverständigen, also von Beamten, besorgen zu lassen, und diese Notwendigkeit steigert sich von Jahr zu Jahr, da jede Volksvermehrung und jeder Fortschritt der Technik neue Verwicklungen schafft und neue Organe erfordert; Mollusken und Würmer können aus gleichartigem Gewebe bestehen, die höhern Tiere kommen nicht ohne reiche Differenzirung aus und bedürfen namentlich eines Knochengerüstes und eines Nervensystems. Andrerseits werden diese großen Verwaltungskörper ungefähr mit unsern heutigen Staaten zusammenfallen müssen, d. h. mit andern Worten: der Zukunftsstaat ist seinem Wesen nach nichts andres als unser gegenwärtiger Staat, nur daß darin besser als in diesem dem Mißbrauch der Staatsgewalt für Sonderzwecke vorgebeugt wäre. Auch die Strafrechtspflege wird der Zukunftsstaat nicht entbehren können. „Selbst wenn er den Verbrecher als Kranken behandelt, ist das nur der Form, nicht dem Wesen nach eine Änderung. Ob jemand wegen Notzucht zu Zuchthaus verurteilt oder als »geschlechtskrank« in ein Haus für moralisch Kranke gesperrt wird, kommt in der Hauptsache auf dasselbe hinaus.“ Auch die Sorge um das eigne Fortkommen und die Verantwortlichkeit für sein eignes Schicksal kann dem Bürger des Zukunftsstaats nicht abgenommen werden. Das Gemeinwesen kann niemals eine Versorgungsanstalt für Menschen werden, die selbst aller Sorge überhoben wären, denn es kann nicht mehr leisten, als es von seinen Mitgliedern empfängt. Die Regel, daß, wer nicht arbeiten will, auch nicht essen soll, bleibt demnach bestehen. Der Sozialismus kann also die Pflicht der wirtschaftlichen Selbstverantwortlichkeit nicht aus der Welt schaffen, er kann nur ihre Erfüllung erleichtern. Zum Bewußtsein dieser Pflicht müssen die Arbeiter mehr als bisher durch die Thätigkeit in Genossenschaften und Gewerkschaften erzogen, und ihre Aufmerksamkeit muß mehr als bisher auf die Zwischenglieder zwischen dem Einzelnen und dem Staate, auf Gemeinde, Kreis und Provinz gerichtet werden. Denn die Reform des Staates, die das einzige denkbare Ziel eines vernünftigen Sozialismus ist, wird vorzugsweise in der Dezentralisirung der Verwaltung zu bestehen haben, darin, daß alle Aufgaben, die nicht ihrer Natur nach an die Zentralbehörde gebunden sind, den kleinern Verbänden übertragen werden, in denen allein eine wirkliche, lebendige Teilnahme jedes Einzelnen an der

Verwaltung möglich ist, während die Demokratie ein leeres Wort bleibt, so lange der Einzelne unvermittelt einer Gesamtheit von vielen Millionen gegenübersteht.

Ein Ei kann dem andern nicht genauer gleichen, als diese Ansicht Bernsteins der unsern. Nur ein Punkt fehlt bei ihm noch zur vollständigen Gleichheit: daß der Zukunftsstaat die Erleichterung, die er bringen soll, nur bringen kann, wenn er die Bodenfrage löst. Gegen die Anerkennung dieser Wahrheit sträuben sich vorläufig noch sowohl die Sozialdemokraten als die Agrarier. Aber Bernstein hat nur noch einen Schritt bis dahin, da er die aus der Volksvermehrung entspringenden Schwierigkeiten anerkennt, und in einem agrarischen Organ, Fühlings Landwirtschaftlicher Zeitung, stößt ein Rittergutsbesitzer Wadsack mit der Nase darauf. Er klagt darüber, daß seit 1871 die Landbevölkerung in Deutschland von 63 auf 49 Prozent gesunken, die städtische von 37 auf 51 Prozent gestiegen sei. Aber die Sache liegt doch nicht so, daß die Verschiebung bei gleichbleibender Einwohnerzahl erfolgte. Die Grundursache ist das Bevölkerungswachstum, das den ländlichen Überschuß zur Abwanderung und zur Verstärkung der industriellen Bevölkerung zwingt, und erst daraus entwickeln sich die übrigen Ursachen, die dann die ländliche Bevölkerung stellenweise — keineswegs überall — geradezu vermindern. Ein Dutzend mal haben wir ausgeführt, was Wadsack zum Lobe des Landlebens sagt und von der Notwendigkeit, den Leuten die Lust und Liebe zum ländlichen Leben zu erhalten; aber was nützt das alles, wenn der Landmann abwandern muß, weil er es entweder aus Mangel an käuflichem Acker zu keiner Selbständigkeit bringt, oder weil ihn, wenn er schon selbständig war, der Hypothekengläubiger heruntertreibt? Und wie können die Agrarier diesem Zustande abzuhelfen hoffen, wenn all ihr Bemühen auf die Erhöhung des Bodenwerts gerichtet ist, während gerade der unerschwingliche Bodenpreis, in dem sich die Bodenknappheit ausdrückt, die Vermehrung der ländlichen Bevölkerung hindert? Nachdem die Intensität der Bewirtschaftung einen gewissen Grad erreicht hat, giebt es nur noch ein Mittel, das richtige Verhältnis zwischen der landwirtschaftlichen und der industriellen Bevölkerung aufrecht zu erhalten: Erwerbung neuen Bodens.

In Uarda schildert Ebers, wie ein Knabe durch tägliche stundenlange Einschnürung in Brettchen zum verkrüppelten Zwerge gemacht wird. Daß zu enge Landesgrenzen auf ein wachsendes Volk genau ebenso wirken müssen wie Einschnürungen in Bretter auf einen Knaben in der Zeit des Wachstums — der Leser möge selbst den Vergleich zwischen den physiologischen Wirkungen der einen Prozedur mit den wirtschaftlichen, politischen und psychologischen der andern im einzelnen durchführen —, das ist eine so einfache, so offenbare, so allgemein seit Jahrtausenden anerkannte Wahrheit, daß sich ihr nur ein schon der Verkümmerung und Verkrüppelung anheimgefallenes Philistergehirn verschließen kann. Man stelle sich doch nur einmal die grauenhaften Zustände vor, die in England eingetreten sein müßten, wenn alle die Engländer zu Hause geblieben wären, von denen die sechzig bis siebzig Millionen Menschen englischer Abkunft in den englischen Kolonien und in den Vereinigten Staaten stammen! Uns Deutsche haben unsre jämmerlichen politischen Verhältnisse in den letzten drei Jahrhunderten verhindert, uns für weitere Entwicklung Raum zu sichern. Und wie denn immer ein Übel das andre erzeugt: unsre heutige geographische Lage, die Enge und die Gestalt unsrer Grenzen zwingen uns zu einer straff militärischen Staatsverfassung, und diese bildet wieder ein Hindernis der Expansion. Einmal beschränken die militärische Dienstpflicht und das mit dem militärischen Wesen in enger Wechselwirkung entstandne büreaukratische und polizeiliche Wesen unsers Vaterlands die Bewegungsfreiheit seiner Bürger in

einem Grade, der schließlich ihre Unternehmungslust und ihren Unternehmungsgeist lähmen und sie für großartige Kolonisation unfähig machen kann, sodann erzeugen die vielen Freiheitsbeschränkungen und Belästigungen eine solche Abneigung gegen den Heimatstaat (die nicht gleichbedeutend ist mit Abneigung gegen das eigne Volk und Vaterland), daß der Deutsche gerade solche Auswanderungsgebiete bevorzugt, wo er der väterlichen Fürsorge der heimischen Behörden, so weit sich diese nicht auf den Schutz vor Fremden bezieht, entrückt ist. Alexander Tille, dessen biologische Ansichten wir jüngst bekämpft haben, mit dem wir aber in manchen andern Dingen übereinstimmen, hat einmal die Staatsgrenzen als das Haupthindernis einer gesunden Entwicklung bezeichnet; ohne sie würden, meint er, die Deutschen im Kampfe ums Dasein alle Völker schlagen — durch ihre Arbeitsleistungen; deshalb fordert er die Aufhebung der Staatsgrenzen. Die ist nun freilich nicht möglich; aber jedenfalls müssen wir uns aus der verhängnisvollen Verkettung einander verstärkender Übel herauszuwickeln suchen. Ein Anfang wenigstens ist ja mit unsern bescheidnen Kolonialunternehmungen gemacht. Hätten wir Kolonien, die für Einwanderung im großen Stile geeignet wären, so wäre damit eine der Fesseln des deutschen Unternehmungsgeistes gelöst, da dann die Dienstpflicht in den Kolonien geleistet werden würde; auf etwas dergleichen scheint auch das dem Reichstage vorliegende Auswanderungsgesetz abzuzielen. Für das Bestreben, unsre Auswanderung in Gebiete zu lenken, wo die Auswandrer in lebendiger Verbindung mit dem Heimatsstaate bleiben könnten, liegen die Verhältnisse insofern günstig, als die Vereinigten Staaten, die bisher die stärkste Anziehungskraft auf europamüde Deutsche ausgeübt haben, heute keine verlockenden Aussichten mehr bieten und noch dazu die Einwanderung Mittelloser erschweren. Andrerseits wird man aber auch den vollkommen richtigen Leitsatz nicht übersehen dürfen, den Fürst Bismarck im Beginn unsrer Kolonialbewegung entwickelt hat, daß nämlich nur Kolonien nach englischem, nicht solche nach französischem Muster Aussicht auf Gedeihen haben, d. h. Kolonien, wo nicht der Staat vorangeht, sondern der Kaufmann (oder der Handwerker, der Bauer), der Staat aber nur nachfolgt in dem Maße, als die Besiedlung Wurzel faßt, des Heimatstaats Schutzes oder Beistandes bedarf und ihn fordert. Büreaukraten können zwar durch regelmäßige Verbreitung zuverlässiger Berichte über die Zustände in den Auswanderungsgebieten großen Nutzen stiften, aber sie können daheim in der Residenz unmöglich herausbekommen, in welcher Gegend des Auslands dem deutschen Bauer wohl sein und wo es ihm gut gehn wird, oder wo der Kaufmann Geschäfte machen kann; das müssen die beiden selbst herausfinden. Fehlt einem Volke dieser Spürsinn, so ist es unfähig zu kolonisiren, und Erwerbungen, etwa durch Eroberung, die der Staat macht, bleiben ein toter Besitz. Den Deutschen hat dieser Spürsinn niemals gefehlt, und sollte er gegenwärtig eingeschlummert sein (bei den Bauern und Handwerkern nämlich, die Kaufleute beweisen ihn ja im erfreulichsten Maße), so würde er sich wohl wieder erwecken lassen; er ist doch auch bei den Engländern germanisches Erbteil.

Litteratur

Der große Kurfürst Friedrich Wilhelm von Brandenburg. Von Martin Philippson. Erster Teil. Berlin, Verlag Siegfried Cronbach [sehr schön], 1897

Ob man die Matthäuspassion von Bach in einer matten Aufführung hört oder ein langweiliges Buch über den großen Kurfürsten liest, der Eindruck ist derselbe: schade um den schönen Stoff, um ein Prachtstück unsrer deutschen Geschichte, wenn es so dürftig reproduzirt wird. Je größer das Original, desto größere Anforderungen stellt es an den Nachschöpfer von heute, ob dieser nun Kapellmeister oder Historiker heißt. Philippson sagt in seinem Vorwort: „Im Rahmen weiterer Ziele haben J. G. Droysen und Erdmannsdörffer in berühmten Werken das Thun Friedrich Wilhelms auf glänzende Weise gewürdigt. Aber es fehlt noch immer an einer Lebensbeschreibung, in der der große Kurfürst im Mittelpunkt der Darstellung steht, die sein Wirken nach allen Seiten hin entwickelt. Diese Lücke wünsche ich einigermaßen auszufüllen. Es kommt mir nicht sowohl darauf an, aus Archiven und Bibliotheken neuen Stoff herbeizutragen, als vielmehr, soweit dies angeht, aus dem schon veröffentlichten Materiale und den Hunderten von Einzelschriften ein möglichst zusammenhängendes und klares Bild von dem Wollen und Wirken Friedrich Wilhelms von Brandenburg zu formen.“ Dieser Stellung der Aufgabe entspricht der vorläufig vorliegende erste Band so, daß in zwei Büchern von zusammen 264 Seiten die rein politischen Verwicklungen und Verhandlungen Brandenburgs von 1640 bis 1660 dargestellt werden und darauf in einem dritten Buche von 80 Seiten die „innern Zustände“ in den zwei Kapiteln „Regent und Stände“ und „Regierung und Regierte,“ von denen das letzte den nach dieser Überschrift ahnungslosen Leser in der Art der „kulturhistorischen“ Schwanzkapitel politischer Historiker in einem Nu mit omnibus rebus et quibusdam aliis überschüttet, als da sind Finanzen, Kolonisation, Post, Handwerkerwesen, Bauern, Justiz, religiöse Bestrebungen, Berlin, Kunst und Wissenschaft, Heeresorganisation, Kriegsflotte, Unterrichtswesen — wohl bekomms! Und Friedrich Wilhelm? Nun, wo und wie er eingreift, berichtet Philippson natürlich an Ort und Stelle, aber „im Mittelpunkte der Darstellung“ steht der Fürst nur dank dem Zufall, daß sich der photographirende Historiker mit seinem Objektiv gerade Berlin gegenüber aufgestellt hat, nicht dank einer künstlerischen Notwendigkeit, wie wir sie bei solchen Aufgaben allerdings vom Geschichtsschreiber fordern. Und wie die Stellung des großen Kurfürsten innerhalb der Ereignisse, die das Buch erzählt, nicht genügend zum absoluten Schwerpunkte gemacht worden ist, so ist auch seine Persönlichkeit zu schwach gezeichnet; hier fehlt es vor allem an einer reichlichen Ausnutzung seiner eignen Äußerungen.

Die Söhne des Herrn Budiwoj. Eine Dichtung von August Sperl. München, Bck. Zwei Bände

Wenn sich ein dramatischer Dichter einen historischen Stoff nimmt, so thut er es, weil ihn bestimmte überlieferte Persönlichkeiten anziehen und ergreifen. Der Romanschreiber dagegen sucht meistens in den Umgebungen, auch wohl in der Ausdrucksweise, kurz in den Formen einer vergangnen Zeit nur eine Einkleidung für seine innern Erlebnisse. Bekannte, ausgeprägte Gestalten der Geschichte kann er im Vordergrunde seiner Handlung nicht brauchen, denn die Hauptpersonen will er selbst erfinden; ihm liegt an dem „Milieu,“ an den Farben und Stimmungen, worin sich uns eine bestimmte vergangne Zeit zu zeigen pflegt. Er wird auch wohl, namentlich wenn er keine sehr lebendigen Menschen erdichten kann, auf das

äußere Gewand ganz besondre Sorgfalt verwenden, als ob er die Aufgabe hätte, uns über vergangne Dinge zu belehren, anstatt zu dichten. Wenn aber andrerseits seine Phantasie stark und fruchtbar genug ist, warum überträgt er nicht seine innern Erlebnisse geradeswegs in die Dichtung, sondern wählt den Umweg durch die Formen einer Zeit, die doch nicht mehr seine eigne ist? Wenn alles natürlich und gesund dabei zugegangen ist, so sollte man meinen: weil die Umgebung seines Romans, Ort und Zeit, seine Phantasie gleich anfangs so ergriffen haben, daß er die Gegenstände seiner dichtenden Erfindung nicht mehr von den Formen trennen kann. Nun fragt es sich: kann er uns, abgesehen von den Äußerlichkeiten, auch als Dichter, Menschen schaffend (denn das ist das Entscheidende) befriedigen? Das fremde Kostüm überhebt ihn dieser Pflicht nicht, es erleichtert sie ihm nicht einmal. So wären wir an dem Punkte angelangt, von wo aus die mancherlei Abwege, Spielarten und Fehler des historischen Romans zu betrachten wären. Wir wollen das heute unterlassen. Die Grenzboten haben vor kurzem an einigen Beispielen den „Verfall des historischen Romans“ entwickelt (Heft 2). Diesmal sind sie in der angenehmen Lage, über ein Buch dieser Art ihre Freude aussprechen zu können.

Der Verfasser hat sich bereits durch eine kleinere Erzählung aus demselben Volkskreise (Deutschböhmen) bekannt gemacht. Die neue ist größern Stils, ernst und mit dem Ausgang einer Tragödie. Der Verfasser hat das ganz richtige Gefühl gehabt, das auf dem Titel durch das Wort Dichtung ausdrücken zu müssen. Wir werden in eine wilde Zeit geführt und unter ein Geschlecht von Heroen, das nach furchtbaren Kämpfen mit Ehren untergegangen ist: das deutsche Rittertum in Böhmen unter Ottokar und Rudolf von Habsburg. Der Schauplatz ist die Stadt Prag oder eine der vielen Burgen des Böhmer Walds. Der Verfasser hat sehr gründliche Geschichtsstudien gemacht und giebt uns ein treues und überzeugendes Zeitbild. Seine Menschen nötigen uns Teilnahme ab, ihr Ergehen fesselt uns bis zu Ende, der Inhalt des hier geschilderten Lebens macht einen bedeutenden, feierlichen Eindruck. Der Verfasser hat nach unserm Gefühl die Wirkung, die er für seine Erfindung erstrebte, durch die Art seiner Erzählung vollkommen erreicht, und wir stehen nicht an, die „Söhne des Herrn Budiwoj“ für einen der besten historischen Romane zu erklären, die in den letzten Jahren geschrieben worden sind. Der Roman erzählt uns das Leben dreier Brüder, der Söhne des Herrn Budiwoj, von ihren Knabenjahren auf der Waldburg an bis zu ihren Kämpfen gegen und für König Ottokar (die zwei ältesten kämpfen für Rudolf, der jüngste ist auf Ottokars Seite geblieben), der Schlacht auf dem Marchfelde, wo Ottokar fällt, und der Zeit, wo dessen Sohn Wenzel längst erwachsen und mit einer Tochter Rudolfs verheiratet ist. Der älteste, Zawisch, eine heldenhafte und ungemein sympathische Persönlichkeit, ist Gemahl von Ottokars Witwe und dadurch Vormund des Knaben Wenzel geworden. Daran knüpft das Verhängnis an. Die Brüder werden durch die Böhmen von ihrer Höhe herabgestürzt und erleiden ein trauriges Ende. Das Böhmentum siegt, und dieses ganze Geschlecht muß untergehen.

Der Verfasser ist Meister in Schilderungen sehr verschiedner Art. Ein Prachtstück ist die der großen Schlacht auf dem Marchfelde: sie wird von Ottokars Seite aus, wo der jüngste Bruder steht, aus dessen Erlebnissen und Wahrnehmungen heraus gegeben, von Anfang bis zu Ende. Sehr oft macht der Verfasser auch von dem Mittel Gebrauch, Katastrophen nur berichten zu lassen, er verdeckt dadurch grausige Vorgänge, die er nicht schildern will (gekonnt hätte ers), und hat dadurch den Vorteil, die große Reihe der Ereignisse etwas abzukürzen. Die lang aus-

gedehnte Zeit — wohl dreißig Jahre — macht es, daß wir nicht, wie im Drama, eine schnell vorwärts treibende Handlung bekommen, sondern einzelne Abschnitte, abwechselnd Schilderungen, Berichte, lange Pausen. Das ist ja an sich kein Vorzug, aber wenn man nicht entweder auf die schönen Szenen aus der Knabenzeit der drei Helden verzichten oder den ausgeführten Schluß (Zawischs Hinrichtung durch die Böhmen) aufgeben wollte, so ließ sich nichts andres machen, als das dazwischenliegende zusammenzuziehen. Die Hinrichtungsszene ist großartig durch ihre Veranlassung sowohl als in der Art, wie uns ihre Ausführung mitgeteilt wird. Voran geht eine Art Monolog, eine Betrachtung, die den körperlich gebrochnen Mann noch einmal das Glück und die Stimmung der Kindheit wie im Traume erleben läßt. Das ist echte Dichtung, so natürlich und rührend, wie Orests Monolog in der Iphigenie („Noch einen usw.") oder auch Postumus Traum in Shakespeares Cymbelin, wo dieselbe Stimmung aus den Versen im Bänkelsängerton auch den Härtesten an die Seele greifen muß. Bei Sperl ist es getragne Prosa. Der Hinrichtung vorher geht eine andre Szene, die grausig natürlich geschildert ist: zwei Anhänger Zawischs werden gefangen eingebracht und von den Böhmen auf Steinbalken gesetzt, die hoch oben am Bergfried unter zwei Thüren in die Luft hinausspringen, bis sie sich nicht mehr halten können und uns das letzte Schreckliche nur durch Andeutung mitgeteilt wird. Die Seele des Romans ist nicht etwa ein Liebesverhältnis — dergleichen kommt auch vor, aber nur in Nebenszenen —, sondern das Zusammenhalten der drei Brüder trotz ihrer verschiednen Naturen und ihres nicht gleichen politischen Standpunkts.

Wir sind überzeugt, daß das ausgezeichnete Buch weitere Auflagen erleben wird. Es könnte sogar vielleicht ein Drama oder eine Oper daraus hervorgehen. Darum und nicht um etwas auszusetzen, deuten wir einige Verbesserungen an. Das Stück muß unbedingt, da sich einmal kein freundlicher Schluß geben ließ, mit dem traurigen Tode Zawischs enden, die chronikartig nachklappenden Mitteilungen über das Ende der jüngern Brüder schwächen den Eindruck ab. Das mag sich jeder selbst fortsetzen; etwas will ein Leser oder Hörer auch zu denken haben. Die eingelegten Verse könnten ohne Schaden etwas gekürzt, ebenso die am Anfang jedes Kapitels sich regelmäßig einstellenden, an sich ganz hübschen Naturschilderungen um etliche vermindert werden. Endlich sprechen die tschechischen Edelknaben der Königin zu sehr im Mausefallenhändlerstil: Bruder meiniges. Besser ist die Ausdrucksweise des jüdischen Handelsmanns in Prag geraten. Auch die archäologischen Kleinigkeiten, z. B. eia oder pfuch, könnten zum Vorteil des Gesamtstils etwas eingeschränkt werden.

Briefe Samuel Pufendorfs an Christian Thomasius (1687—1693). Herausgegeben und erklärt von Emil Gigas. München und Leipzig, R. Oldenbourg, 1897

Dieses Bändchen, die zweite Nummer der von der Redaktion der Historischen Zeitschrift herausgegebnen Historischen Bibliothek, ist eine ergiebige Quelle für die Geistesgeschichte am Ausgange des siebzehnten Jahrhunderts. Die Briefe gewähren genauere Einblicke in die ersten Tage des sich eben gegen die Orthodoxie erhebenden Rationalismus, sind ein merkwürdiges Zeugnis in der Geschichte der litterarischen Fehde und zeigen, welche Stütze Pufendorf in Berlin für die Hallischen Anfänge seines jungen Freundes Thomasius war, stellen überhaupt die tüchtige, kluge, derb humoristische Natur Pufendorfs in helles Licht.

Für die Redaktion verantwortlich: Johannes Grunow in Leipzig
Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig. — Druck von Carl Marquart in Leipzig

Preis vierteljährlich 4 Mk. 50 Pf.

Die Grenzboten

Zeitschrift
für
Politik, Literatur und Kunst
54. Jahrgang
No. 20
Ausgegeben am 20. Mai 1895

Inhalt.

Die Deutschenfeindlichkeit der alten polnischen Verwaltungsbeamten . . . 769
Minchen und Berlin. Lösungsversuch . . . 814
Aus der Parlamentsgeschichte unserer Nachbarstaaten. Von Wolf Schierer . . . 828
Episoden aus Bismarcks Leben. . . . 831
Bibliographie der Literatur über Bismarck . . . 838
Bibliographie der Bismarckliteratur. Von Dr. Hermann Rollett. — Zur Literatur der Bismarckfeier . . . 845
Literatur . . . 851

Verlag von Friedrich Luckhardt in Berlin.
Redigirt unter Verantwortlichkeit des Verlegers.
Druck von Ernst Hedrich Nachf. in Leipzig.

F. Wilh. Grunow
Leipzig

Alle für die Besprechung bestimmten Bücher und Zeitschriften werden nach wie vor Interessenten gerne zur Verfügung stehen. Adresse: Dr. Wild, Grunow, Klingelhöfer 20).

Die Schriftleitung werden deshalb auch weiter nur auf die eine Seite des Papiers geschrieben und breitem Rande reichen.

Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig

Die Kunst der Rede
Eine deutsche Rhetorik
von
A. Philippi
Geheimen Z. Rat

Im Mittelpunkt dieses Buches steht die Rede, aber auch schriftliche Arbeit, wie sie bei der Theorie, namentlich der Aufstellung der Disposition, in Betracht kommt, wird eingehend behandelt. Es ist ein Buch, das sich an alle wendet, die sich mit der Kunst der Rede befassen, sei es, daß sie sie selbst ausüben wollen, sei es, daß sie sie lehren sollen

Das Dreiklassenwahlsystem

Drei ernste Lehren preußischen Demokratiegedankens

Es ist eine eigentümliche Erscheinung unserer Zeit, die freilich end-
lich einer Besserung entgegenzugehen scheint, daß sich bei vielen
Menschen, und gerade bei solchen, die sich sonst so scharf und kri-
tisch mit den Problemen unserer Zeit auseinandersetzen, eine ganz
merkwürdige Unklarheit über Wesen und Bedeutung der Demokratie
findet. Es ist ja nicht zu leugnen, daß sich in der Tat in der Geschichte
der Demokratie, besonders in der neueren Zeit, manche Erscheinungen
finden, die nicht gerade dazu angetan sind, ihr Ansehen zu erhöhen.
Man denke nur an die Herrschaft des Pöbels während der Französischen
Revolution, an die Schreckensherrschaft der Jakobiner, an die Ver-
brechen der Kommune, an die Korruption in manchen Republiken
Südamerikas, an die Unfähigkeit der Parlamente in manchen Staaten
Europas, an die Unsicherheit der Regierungen in Frankreich, an die
Unmöglichkeit, in manchen Ländern Ministerien zu bilden, an die
Unfähigkeit der Parteien, sich zu einigen, an die Unmöglichkeit, in
manchen Ländern Gesetze durchzubringen, an die Unsicherheit der
Rechtsprechung, an die Bestechlichkeit der Beamten, an die Unzu-
verlässigkeit der Wahlen, an die Unmöglichkeit, in manchen Ländern
Steuergesetze durchzubringen, an die Unsicherheit der Rechtsprechung,
an die Bestechlichkeit der Beamten, an die Unzuverlässigkeit der
Wahlen, an die Unmöglichkeit, in manchen Ländern Steuergesetze
durchzubringen, an die Unsicherheit der Rechtsprechung, an die Be-
stechlichkeit der Beamten, an die Unzuverlässigkeit der Wahlen, an die
Unmöglichkeit, in manchen Ländern Steuergesetze durchzubringen, an
die Unsicherheit der Rechtsprechung, an die Bestechlichkeit der Beamten,
an die Unzuverlässigkeit der Wahlen, an die Unmöglichkeit, in manchen
Ländern Steuergesetze durchzubringen, an die Unsicherheit der Rechts-
prechung, an die Bestechlichkeit der Beamten, an die Unzuverlässigkeit
der

es noch den Verhältnissen unsrer Zeit entspreche, ist es aber erforderlich, zu zeigen, wie es seiner Zeit entstanden ist und sich entwickelt hat.

Die Städte- und Gemeindeordnungen, die nach der Fremdherrschaft im Anfange des Jahrhunderts für Preußen erlassen wurden, enthalten die Dreiklassenwahl noch nicht. So gab die Steinsche Städteordnung vom 10. November 1808 bei der Wahl der Stadtverordneten allen Bürgern gleiches Wahlrecht und schloß nur solche Unangesessene davon aus, deren Einkommen in kleinen Städten noch nicht hundertfünfzig Thaler, in großen Städten noch nicht zweihundert Thaler betrug. Die Stadtverordneten wurden bezirksweise gewählt nach dem Verhältnis der darin wohnenden Bürger und in geheimer Abstimmung. Die revidirte Städteordnung vom 17. März 1831 machte die Erwerbung des Bürgerrechts von einem für damalige Verhältnisse sehr hohen Zensus abhängig: der geringste Wert des Grundeigentums, dessen Besitz zur Erwerbung des Bürgerrechts berechtigte und verpflichtete, sollte in kleinen Städten nicht unter dreihundert Thalern, in größern nicht über zweitausend Thaler betragen, ebenso die geringste Einnahme aus einem stehenden Gewerbe, dessen Betreibung in gleicher Weise zur Erwerbung des Bürgerrechts berechtigte und verpflichtete, zweihundert bis sechshundert Thaler, und daneben waren nur die zur Erwerbung des Bürgerrechts berechtigt, die aus andern Quellen ein Einkommen von wenigstens vierhundert bis zwölfhundert Thalern bezogen und zwei Jahre in der Stadt gewohnt hatten. Aber auch diese Städteordnung gab zunächst noch allen Bürgern gleiches Wahlrecht. Sie enthielt aber daneben die Bestimmung, daß die Bürger in größern Städten für die Wahl der Stadtverordneten in mehrere Versammlungen zu teilen seien, und zwar nach den Stadtbezirken, worin die Bürger ihre Wohnungen hätten, und sie gestattete insofern eine Klasseneinteilung, als der § 52 bestimmte: „Diese Verteilung (der Bürger in mehrere Versammlungen) kann ferner in solchen Städten, worin die verschiedenartigen Verhältnisse der Einwohner es rätlich machen, nach Klassen der Bürger geschehen, welche aus der Beschäftigung oder Lebensweise hervorgehen.“ Die nähere Bestimmung war den Statuten vorbehalten. Diese revidirte Städteordnung ist nicht allgemein eingeführt worden, es ist mir auch nicht bekannt, wie weit von der Bestimmung des § 52 Gebrauch gemacht und wie sie ausgeführt worden ist, jedenfalls war es noch nicht die Absicht, die Klasseneinteilung allein nach der Steuerleistung vorzunehmen und die Zahl der Klassen auf drei festzustellen. Andrerseits ging das Streben bei Erlaß dieser Städteordnung schon dahin, die weniger Vermögenden von der Verwaltung der Städte auszuschließen, denn § 56 bestimmt, daß zu Stadtverordneten nur Bürger gewählt werden dürften, die in dem Stadtbezirk Grundeigentum hätten, dessen geringster Wert in kleinen Städten nicht unter tausend Thalern, in größern Städten nicht über zwölftausend Thaler betragen solle, oder ein jährliches Einkommen, dessen geringster Ertrag sich auf zwei-

hundert bis zwölfhundert Thaler belaufe. Stellt man sich die damaligen Wertverhältnisse vor, so wird man begreifen, ein wie großer Teil der Bürgerschaft besonders in den Städten, die damals als größere angesehen wurden, von der Wahl in die Stadtverordnetenversammlung ausgeschlossen war. Diese Einschränkung war offenbar für die kleinen Bürger noch weit ungünstiger als das Dreiklassenwahlsystem; dies giebt zwar die Entscheidung den Höchst- und Hochbesteuerten, gewährt aber doch dem kleinen Bürger der dritten Klasse noch die Möglichkeit, Stadtverordneter zu werden und ein Wort mitzureden, wenn er den Mut dazu hat.

Von den in Aussicht gestellten Landgemeindeordnungen kam damals nur eine, die für die Provinz Westfalen vom 31. Oktober 1841 zu stande, und auch diese enthielt das Dreiklassenwahlsystem noch nicht. Die Teilnahme an den Wahlen stand nur den „Meistbeerbten," d. h. denen zu, die ein Haus besaßen und eine Hauptgrundsteuer entrichteten, die nach den Ortsverhältnissen nicht unter zwei und nicht über fünf Thaler betrug und durch den Oberpräsidenten nach Vernehmung der Gemeindebehörde festgesetzt wurde; ferner solchen, denen das Gemeinderecht besonders verliehen worden war. Die Meistbeerbten waren freilich für die Wahlen in zwei Klassen geteilt, aber nur darnach, ob ihre Höfe schon vor 1806 in den Katastern aufgeführt oder dem Gesetz über die bäuerliche Erbfolge vom 18. Juli 1836 unterworfen gewesen waren oder nicht, und zu der zweiten Klasse wurden auch die gerechnet, denen das Gemeinderecht besonders verliehen worden war. Auch konnte, wenn die Gemeinde aus Bauerschaften mit zerstreut liegenden Besitzungen und aus einem geschlossenen Dorfe bestand, aus den im Dorfe wohnenden Meistbeerbten eine dritte Klasse gebildet werden.

Unterm 23. Juli 1845 wurde dann „nach Vernehmung Unsrer getreuen Stände auf den Antrag Unsers Staatsministeriums" die Gemeindeordnung für die Rheinprovinz erlassen, die mit einigen durch das Gesetz vom 15. Mai 1856 verfügten Abänderungen noch jetzt für die Landgemeinden der Rheinprovinz giltig ist, und die bestimmt, daß die zur Teilnahme an den öffentlichen Geschäften der Gemeinde berechtigten Mitglieder der Gemeinde (die „Meistbeerbten") zu den Wahlen nach ihrem Einkommen oder den von ihnen zu entrichtenden Steuern in drei Klassen geteilt werden sollen, und zwar so, daß auf jede Klasse ein Dritteil der Gesamtsumme des Einkommens oder der Steuerbeträge aller Meistbeerbten fällt. Demnach bilden, wie es in dem Gesetze heißt: „diejenigen, welche das höchste Einkommen besitzen, bis zur Summe eines Dritteils des Einkommens aller Meistbeerbten die erste Klasse, die zweite Klasse besteht aus den nächst jenen am meisten Begüterten, welche das zweite Dritteil des Einkommens aller Meistbeerbten besitzen; die dritte Klasse umfaßt alle übrigen Meistbeerbten." Hier ist die Entstehung und erste Anwendung des Dreiklassenwahlsystems zu suchen. Die Gründe, die damals

zur Annahme geführt haben, würden nur aus den Akten der Rheinischen Stände oder des Staatsministeriums zu ersehen sein, sie werden aber wohl dieselben gewesen sein, die dann mit Erlaß der Verfassung zur Annahme desselben Wahlsystems für die Wahlen zur zweiten Kammer geführt haben und in der Motivirung der betreffenden Vorlagen dargelegt worden sind.

In der deutschen Bundesakte war die Einführung landständischer Verfassungen in allen deutschen Bundesstaaten zugesagt, und die Regierungen der kleinern deutschen Staaten hatten sich mehr oder weniger beeilt, diese Zusage zu erfüllen. In Preußen, wo sich freilich die große Masse des Volks durch das patriarchalisch-absolutistische Regierungssystem kaum bedrückt fühlte, wurde erst im Jahre 1847 durch Bildung des Vereinigten Landtags ein Schritt in dieser Richtung gethan und dann infolge der revolutionären Ereignisse des Jahres 1848 eine konstitutionelle Verfassung gegeben. Zunächst kamen unter Zuziehung des Vereinigten Landtags die Verordnung vom 6. April 1848 über einige Grundlagen der künftigen preußischen Verfassung und das Wahlgesetz vom 8. April 1848 für die zur Vereinbarung der preußischen Staatsverfassung zu berufenden Versammlung zu stande. Dieser „Nationalversammlung" wurde dann der Entwurf eines Verfassungsgesetzes für den preußischen Staat vorgelegt, die Verhandlungen wurden aber durch Auflösung der Versammlung im Dezember 1848 abgebrochen, zugleich wurde unterm 5. Dezember 1848 eine Verfassungsurkunde oktroyirt und unterm 6. ein neues Wahlgesetz erlassen und dann mit den auf Grund dieser Gesetze einberufnen beiden Kammern wegen der vorbehaltnen Revision der Verfassungsurkunde weiter verhandelt. Aber auch diese Verhandlungen wurden wieder durch Auflösung der zweiten Kammer und Vertagung der ersten im April 1849 unterbrochen, und es wurde die Verordnung vom 30. Mai 1849 über die Wahl der Abgeordneten zur zweiten Kammer erlassen, die noch heute giltig und durch das Gesetz vom 11. März 1869 auf die neuen Landesteile ausgedehnt worden ist. Mit der neu berufnen Landesvertretung wurde dann die Verfassungsurkunde vom 31. Januar 1850 vereinbart.

In dem ersten Wahlgesetze vom 8. April 1848 ist bestimmt:

§ 1. Jeder Preuße, welcher das vierundzwanzigste Lebensjahr vollendet und nicht den Vollbesitz der bürgerlichen Rechte infolge rechtskräftigen richterlichen Erkenntnisses verloren hat, ist in der Gemeide, worin er seit sechs Monaten seinen Wohnsitz oder Aufenthalt hat, stimmberechtigter Urwähler, insofern er nicht aus öffentlichen Mitteln Armenunterstützung bezieht.

§ 2. Die Urwähler wählen auf jede Vollzahl von fünfhundert Seelen einen Wahlmann. In Gemeinden von mehr als tausend Seelen erfolgt die Wahl nach Bezirken, welche die Gemeindebehörden in der Art zu begrenzen haben, daß in einem Bezirke nicht mehr als fünf Wahlmänner zu wählen sind.

§ 3. Jeder ist nur in dem Wahlbezirke zum Wahlmann wählbar, worin er als Urwähler stimmberechtigt ist.

Hiernach sollte also sämtlichen Urwählern gleiches Wahlrecht gegeben werden. Vollkommen gleichlautend sind auch die Bestimmungen in der Verfassungsurkunde vom 5. Dezember 1848 und in dem Wahlgesetz für die zweite Kammer vom 6. Dezember 1848; doch ist in dem Verfassungsentwurfe die Bemerkung enthalten, daß bei der Revision zu erwägen bleibe, ob nicht ein andrer Wahlmodus, namentlich durch die Einteilung nach bestimmten Klassen für Stadt und Land, wobei sämtliche bisherige Urwähler mitwählen würden, vorzuziehen sein möchte. Eine Einteilung nach Maßgabe des Einkommens oder der Steuerleistung wurden aber auch hierbei noch nicht ins Auge gefaßt. Das Reglement zur Ausführung des Wahlgesetzes, das unterm 8. Dezember 1848 erlassen wurde, schrieb übrigens geheime Wahl vor, es bestimmte, daß der Wahlvorsteher durch die Stimmzähler gestempelte, für jede Abstimmung noch besonders zu bezeichnende Stimmzettel an die einzelnen Wähler auszuteilen und jeder Wähler auf den ihm übergebnen Zettel den Namen des von ihm gewünschten Wahlmanns zu schreiben habe.

Durch die Verordnung vom 30. Mai 1849 wurde nun für die Wahl der Abgeordneten das Dreiklassenwahlsystem angeordnet und dann auch in der Verfassungsurkunde vom 31. Januar 1850 gesetzlich festgestellt. Zugleich wurde die geheime Wahl beseitigt und bestimmt, daß die Wahlen abteilungsweise zu Protokoll zu geschehen hätten. Beide Abänderungen wurden in einem Bericht des Staatsministeriums vom 29. Mai 1849 an den König näher begründet. Dort heißt es:

Ferner sind die Vorschriften des Wahlgesetzes vom 6. Dezember v. J., welche auf die Form der Stimmgebung sich beziehen, teils unvollständig, teils unzweckmäßig. Denn während die Verfassungsurkunde darüber keine Festsetzungen enthält, schreibt für die Wahl der Abgeordneten der Art. 10 des Wahlgesetzes zwar vor, daß dieselbe durch selbstgeschriebne Stimmzettel bewirkt werden soll, allein nur nach Analogie dieser Bestimmung ist bisher auch bei den Wahlen der Wahlmänner mit Zetteln gestimmt worden. In beiden Fällen darf nach unserm pflichtmäßigen Dafürhalten die geheime Abstimmung nicht ferner zur Anwendung kommen. Sie steht in Widerspruch mit der in allen übrigen Zweigen des Staatslebens laut und mit Recht geforderten Öffentlichkeit, sie verhüllt den so bedeutungsvollen Wahlakt mit einem Schleier, unter welchem alle die Bestrebungen, welche das Licht zu scheuen haben, sich verbergen können, wogegen die öffentliche Stimmgebung den Erfolg hat, daß man die abgegebne Wahlstimme als das Resultat selbständiger Überzeugung betrachten kann. Daher wird die öffentliche Abstimmung von allen denen gewünscht und angestrebt, welche die konstitutionelle Monarchie dauernd begründen und davon das verderbliche Spiel politischer Leidenschaften und Intriguen fern halten wollen. Auch in diesem Punkte darf dem Volke die Öffentlichkeit nicht länger vorenthalten bleiben; wir haben das Prinzip derselben in der Verordnung ausgesprochen und werden die Festsetzungen über die Modalitäten der Ausführung in das Reglement aufnehmen. . . .

Drittens endlich hat es sich als innere Unwahrheit und deshalb als einen Keim großer Gefahren erwiesen, daß bisher die Stimmen aller Urwähler ohne

Unterscheidung zusammengezählt worden sind und in ganz gleichem Verhältnisse zum Resultate der Wahlen beigetragen haben. Diese scheinbare Gleichheit ist in der That eine Ungleichheit und Ungerechtigkeit; sie bietet keine Bürgschaft dafür, daß die verschiednen Interessen des Wahlbezirks in der Körperschaft der Wahlmänner verhältnismäßig vertreten werden.

Bei Zusicherung des allgemeinen Stimmrechts konnte es nicht die Absicht sein, die Entscheidung der großen politischen und sozialen Fragen in die Hand aller zu gleichen Rechten zu legen, auf diese Art das numerische Übergewicht als das Bestimmende hinzustellen und dem unrichtig aufgefaßten Prinzip der Gleichberechtigung zu Gefallen eine gerechte und einsichtige Gesetzgebung unmöglich zu machen. Die Verfassungsurkunde verhindert nicht, daß bei Ausübung des Wahlrechts diejenigen zusammentreten, welche gleiche Lebensweise und gleiche Bedürfnisse zu gleicher Anschauung und gleichen Wünschen verbinden. Sie sichert jedem selbständigen Preußen eine Teilnahme an den politischen Rechten, ohne den Grundsatz umzustoßen, daß dieselbe nur nach den gegenüber stehenden Pflichten bemessen werden könne, sie steht mit der lauten Forderung der verhältnismäßigen Vertretung der einzelnen Elemente nicht in Widerspruch und will den Fleiß, den Besitz und die Intelligenz nicht dem Übergewichte der Kopfzahl zum Opfer bringen. . . .

Unser Vorschlag verwirklicht nicht die in der Anmerkung zum § 67 der Verfassungsurkunde der Revision vorbehaltne Klassenvertretung.*) Das gleiche Interesse der einzelnen Bevölkerungsschichten tritt äußerlich nicht so erkennbar hervor, als es innerlich tief begründet ist, und die Bemessung des Verhältnisses der Berechtigungen zu einander ist eine so schwierige, daß wir es nicht unternehmen mochten, Ew. Majestät zu raten, darüber im Wege der Verordnung Festsetzung zu treffen. Wir haben uns demnach an das einfachste äußerliche Kennzeichen jener Verhältnisse, die Beteiligung bei der Steuerzahlung gehalten. Indem nur drei Abteilungen der Wähler gebildet sind, haben wir der Assoziation der Interessen einen weiten Spielraum gelassen und auf die eigentümlichen Verhältnisse jedes Orts und jeder Gegend dadurch gebührende Rücksicht genommen, daß die Abteilungen in jeder Gemeinde oder jedem aus mehreren Gemeinden zusammengesetzten Wahlbezirke, je nach dem Steuerquantum, welches sie aufbringen, und nicht nach demselben bestimmten Steuersatze für den ganzen Staat gebildet werden sollen.

Auf dieselbe Weise ist die Wahlverordnung in der Denkschrift des Staatsministeriums vom 12. August 1849 begründet, womit sie den Kammern zur verfassungsmäßigen Beschlußnahme vorgelegt wurde. Diese Denkschrift führt aus, daß sich die Staatsregierung schon beim Scheitern des ersten Vereinbarungsversuches wegen Revision der vom Könige gegebnen Verfassung nicht die Gefahren verhehlt habe, die mit Beibehaltung des ungeregelten lediglich auf die Kopfzahl begründeten Repräsentativsystems verknüpft sein würden; aber erst nachdem die Verfassung von dem Volke und seinen berufnen Vertretern als rechtsgiltig anerkannt worden sei, habe sie den Zeitpunkt zur besondern Prüfung der betreffenden Artikel der Verfassungsurkunde und zur Reform des

*) Diese Anmerkung lautete: Bei der Revision der Verfassungsurkunde bleibt es zu erwägen, ob nicht ein andrer Wahlmodus namentlich der der Einteilung nach bestimmten Klassen für Stadt und Land, wobei alle Urwähler mitwählen, vorzuziehen sein würde.

Wahlausführungsgesetzes für gekommen erachtet und erwartet, daß die am 26. Februar 1849 eröffneten Kammern hierzu alsbald die Initiative ergreifen würden. Nach Auflösung der zweiten Kammer und als die Revision der Verfassungsurkunde nicht mehr als die Hauptaufgabe der neuen zweiten Kammer anzusehen gewesen sei, habe die Staatsregierung zu erwägen gehabt, ob sie es verantworten könne, die neuen Wahlen wieder nach den alten Bestimmungen ohne irgend eine Abänderung des Gesetzes vom 6. Dezember 1848 ausführen zu lassen, oder ob es nicht ihre heiligste Pflicht sei, auf eigne Gefahr die Abänderungen zu treffen, die die höchsten Interessen des konstitutionellen Staats nun dringend und unaufschieblich zu fordern schienen. Jedem besonnenen Beobachter sei es mehr als zweifelhaft geworden, ob sich die neue Ordnung der Dinge bei dem bisherigen Repräsentativsystem befestigen und einer gedeihlichen Entwicklung der Dinge entgegengehen könne, und da es auch immer klarer geworden sei, daß man auf diesem Wege eher der Auflösung der staatlichen Ordnung und den Gefahren des Umsturzes verfallen, als zu einem dauernden Zustande geordneter Freiheit gelangen werde, so habe sich die Regierung nach ernster, reiflicher und gewissenhafter Prüfung entschlossen, dem Könige den Erlaß der Verordnung vom 30. Mai 1849 zu empfehlen. Dann heißt es weiter:

Man wird es gerechtfertigt finden, daß die Regierung sich am meisten davor gescheut hat, einseitig solche Neuerungen vorzunehmen, welche die Wirkung haben mußten, einem Teile der bisherigen Urwähler sein Stimmrecht gänzlich zu entziehen. . . . Bei weitem wichtiger war die bereits angedeutete Frage, in welcher Weise das allgemeine Stimmrecht der Urwähler auszuüben sei, um dem Bedürfnisse einer gerechten Vertretung der Interessen aller Staatsbürger zu entsprechen. Es sind vornehmlich zwei Prinzipien, durch deren Aufstellung die Regierung diese Frage, so viel es ihr für den Augenblick möglich erschien, zu lösen versucht hat: 1. die Dreiteilung der Wähler nach ihren Steuerbeiträgen, 2. die Öffentlichkeit und Mündlichkeit des Wahlverfahrens.

Wenn das wahre allgemeine Stimmrecht unverkennbar darin besteht, daß nicht allein dem zahlreichsten Teile der Bevölkerung, sondern allen Gliedern und Elementen des Staatsverbandes eine ihre Interessen gleichmäßig schützende, ihrer sozialen und politischen Bedeutung entsprechende Vertretung gesichert wird, so kann es nicht zweifelhaft sein, daß das lediglich auf die Kopfzahl begründete System ein fehlerhaftes und daß der einfache Zensus ein ungenügendes Auskunftsmittel ist. Das letztere hat nur insofern eine gerechte Grundlage, als es, was bei seiner Anwendung nicht allein bezweckt zu werden pflegt, nur diejenigen ausschließt, die der politischen Selbständigkeit oder der Einsicht und Teilnahme in Bezug auf die öffentlichen Angelegenheiten gänzlich ermangeln.

Die Kräfte der Staatsbürger, auf deren harmonischer Zusammenwirkung das Bestehen und Gedeihen der Gesellschaft wesentlich beruht, sind teils physischer oder materieller, teils geistiger Art. Unter den materiellen nimmt die Steuerkraft eine vorzügliche Stelle ein. Sie giebt den allgemeinen Maßstab der individuellen Leistungen für das Gemeinwesen ab. Es liegt daher auch nahe, nach dem Verhältnis der Besteuerung das Stimmrecht zu regeln, indem man damit der Forderung „gleiche Pflichten, gleiche Rechte“ zu genügen strebt und dabei besonders des

Moments gedenkt, daß ein sehr wichtiges Recht der Abgeordneten, um deren Wahl es sich handelt, in der Steuerbewilligung besteht. Dessenungeachtet kann dieser Maßstab an und für sich nur als ein sehr unbefriedigender betrachtet werden. Dennoch ist von der Verteilung des Stimmrechts nach der Besteuerung ein richtiges Verhältnis zu erwarten, weil die Verhältnisse im großen und ganzen so gestaltet sind, daß, wie in den ärmern Mitgliedern der Staatsgesellschaft die größere Summe der physischen, so in der reichern das höhere Maß der geistigen Kräfte zu liegen pflegt und somit dasjenige Gewicht, welches man anscheinend dem materiellen Vermögen beilegt, in der That der höhern Intelligenz zu gute kommt.

Daß außerdem die Größe des Besitzes mehr oder weniger für das Interesse an dem diesen Besitz schützenden Staatsorganismus maßgebend ist, bedarf einer weitern Ausführung nicht.

Dies sind im wesentlichen die Betrachtungen, welche die Regierung zu der Annahme des Prinzips einer Einteilung der Wähler nach der Besteuerung bestimmt haben. Wenn man sich hierbei zu der Dreiteilung entschlossen hat, so beruht dies nicht allein darauf, daß sie für die am wenigsten gehässige Art der Teilung gehalten wird, oder daß sie weniger als die Zweiteilung der Parteibildung Vorschub leistet, sondern vielmehr wesentlich auf der Erfahrung, daß sich in der Regel überall drei Hauptschichten der Bevölkerung nach dem Maße des Vermögens unterscheiden lassen, deren Angehörige auch in den übrigen Verhältnissen am meisten mit einander gemein zu haben pflegen. Somit ist dies System in der That organischer, als es auf den ersten Blick erscheint.

Die Denkschrift verkennt dabei übrigens nicht, daß das Wahlsystem manche Unvollkommenheiten habe, und führt als solche auch an, daß die erste Abteilung nicht selten zu wenig Mitglieder habe, um als ein ordentlicher Wahlkörper betrachtet werden zu können, sie hofft aber später hierin durch Änderung in der Bildung der Urwahlbezirke Besserung erlangen zu können.

Die Öffentlichkeit der Wahl begründet die Denkschrift mit dem allgemein angenommnen Prinzip der Öffentlichkeit und Mündlichkeit in den Verhandlungen über öffentliche Angelegenheiten mit dem Beispiel Englands und andrer deutscher Staaten und mit dem Krebsschaden der Intrigue, der unter dem Deckmantel des heimlichen schriftlichen Verfahrens ungestört wuchern könne; sie führt ferner an, daß einem freien Volke nichts so unentbehrlich sei, als der persönliche Mut des Mannes, seine Überzeugung offen auszusprechen, daß sich auf keinem andern Wege die Parteien besser kennen, achten und verständigen lernen würden, und daß gerade die Wähler, die von den Gegnern der offnen Stimmgebung vor Einflüssen geschützt werden sollen, des angeblichen Vorzugs des geheimen schriftlichen Verfahrens am wenigsten würden teilhaftig werden, weil die des Schreibens unkundigen Männer der ärmern Klassen doch genötigt sein würden, ihre Abstimmung dem Wahlvorstande anzuvertrauen, das öffentliche Verfahren aber alle gleichstelle und niemand der Demütigung einer exzeptionellen Behandlung aussetze.

Gerade bei diesem Verfahren werden Wahlumtriebe, Bestechungen und sonstige Unlauterkeiten am wenigsten verborgen bleiben. Die öffentliche Meinung wird sie richten und die Prüfung der Wahlverhandlungen ihre Wirkung vereiteln. Wer

seinen Einfluß über andre dazu mißbraucht, sie wegen der freien Äußerung ihrer Beteiligung zu benachteiligen, wird dafür von der Presse gebrandmarkt werden. Demjenigen, der seiner pflichtmäßigen Gesinnungsäußerung wegen zu Schaden kommt, wird es an hilfreicher Teilnahme andrer nicht fehlen.

Nachdem die Wahlverordnung sanktionirt worden war, kamen dann die Bestimmungen der Verfassungsurkunde über die Bildung der Kammern zunächst in der zweiten Kammer zur Verhandlung. In der Kommissionsberatung traten zwei Ansichten einander gegenüber: die eine wollte im wesentlichen das System beibehalten, auf dem das Wahlgesetz vom 30. Mai 1849 beruht, die andre war aber auf die Einführung direkter Wahlen mit einem angemessenen Zensus gerichtet. Die Anhänger der zweiten hoben dabei hervor, wenn eingewandt würde, daß mit Einführung eines Zensus eine Menge selbständiger Staatsbürger von dem Wahlrechte willkürlich ausgeschlossen werde, so lasse sich der Vorwurf der Willkür mindestens in gleichem Maße gegen die Einteilung der Wähler in drei Klassen richten, da kein Rechtsgrund dafür anzuführen sei, daß man eben drei Klassen und nicht zwei oder mehr bilde. Die Dreiklassenwahl wurde dagegen von der andern Seite als gerechter angesehen, weil sie die Möglichkeit gewähre, auch die untern Klassen zu dem politischen Recht heranzuziehen, wenigstens insofern sie auf der Stufe des bürgerlichen Lebens stünden, die eine gewisse Selbständigkeit gewähre, und mit der eine, wenn auch nur kleine Beteiligung an der direkten Steuerzahlung verbunden sei. Es wurde ferner angeführt, daß dieses System in der Rheinischen Gemeindeordnung bestehe und voraussichtlich auch für die allgemeine Gemeindeordnung zur Annahme kommen werde, daß schon einmal darnach gewählt worden und von einem Wechsel eine Schwächung und Verwirrung des politischen Bewußtseins zu befürchten sei, und daß die Ungleichheit in der Verteilung des Wahlrechts der bestehenden Ungleichheit der Verhältnisse entspreche.

Der Antrag auf Annahme des gleichen Wahlrechts unter Beschränkung durch einen Zensus wurde in der Kommission mit fünfzehn gegen fünf Stimmen verworfen, und mit dreizehn gegen sieben Stimmen beschlossen, das Dreiklassenwahlsystem für die Wahlen zum Abgeordnetenhause durch die Verfassungsurkunde festzustellen.

In den Verhandlungen der zweiten Kammer selbst wurde gar nicht mehr versucht, für das gleiche Wahlrecht Stimmen zu gewinnen, es wurde nur beantragt, auch die Bürger, die keine direkte Steuer zahlten, aber sonst wahlfähig wären, in die dritte Klasse aufzunehmen, aber die Anträge fanden keine ausreichende Unterstützung. Gegen die Dreiteilung wurde von keiner Seite ein Einwand erhoben, und so wurde denn in beiden Kammern die Festsetzung des Dreiklassenwahlsystems für die Wahlen zum Abgeordnetenhause durch die Verfassungsurkunde angenommen. Hiernach ist dann dasselbe Wahlsystem in die Gemeindeordnung vom 11. März 1850 und in die spätern Städte- und

Landgemeindeordnungen übergegangen, ohne auf ernstlichen Widerstand zu stoßen. Auch für die Gemeindeordnung vom 11. März 1850 wurde zur Begründung der Dreiteilung angeführt, daß in der Regel drei Hauptschichten der Bevölkerung nach dem Maße ihres Vermögens zu unterscheiden seien, deren Angehörige auch in den übrigen Verhältnissen am meisten mit einander gemein hätten. Daneben wurde die Dreiteilung noch durch folgende Anschauung als gerechtfertigt angesehen: wenn zugegeben werde, daß dem, der einen zehn-, hundert- oder tausendfach höhern Beitrag zu den Kosten des Gemeindewesens zu leisten habe, auch ein größerer Anteil an der ihn besteuernden und das Gemeindevermögen verwaltenden Vertretung gebühre als dem, der nur den einfachen Beitrag entrichte, so ergebe sich von selbst die Notwendigkeit, eine mittlere Abteilung zu bilden, die den Ärmsten und Reichsten gleich nahe stehe.

Diese Auffassung geht nicht von einer erkennbaren Unterscheidung von drei Hauptschichten der Bevölkerung aus, sondern sieht nur unten die Ärmsten und oben die Reichsten, und dazwischen die große Masse derer, die weder zu den Reichsten noch zu den Ärmsten gerechnet werden können.

(Schluß folgt)

München und Konstanz

(Fortsetzung)

Entsprach also meine Haltung den Neuerern gegenüber den Ansichten und Wünschen des Münchner Komitees (so nannte sich die leitende Körperschaft, weil es eine anerkannte Pfarrei nicht gab), so galt das doch weniger von meiner Auffassung der gesamten Lage, die ich am Schlusse meiner „Wandlungen" dargelegt habe. Die leitenden Männer waren noch zu sehr erfüllt von den hohen Erwartungen des Jahres 1870, als daß sie sich zu meiner Auffassung der Altkatholikengemeinschaft als einer Nothütte für obdachlos gewordne hätten bequemen können, und war vielleicht der eine oder der andre damals schon so weit, so ließ er sichs doch nicht anmerken. Ebenso wenig dürfte meine Auffassung von der Aufgabe des Deutschen Merkur allgemeinen Beifall gefunden haben. Als er gegründet wurde, war seine Aufgabe durch seine Entstehung gegeben: Bekämpfung der vatikanischen Dekrete und des Geistes, aus dem sie geflossen waren. Das konnte doch aber nicht so fortgehen, denn erstens nützte es nichts weiter — man stand vor der vollendeten Thatsache, daß der Vatikanismus auf der ganzen Linie gesiegt hatte —, und zweitens war schon alles gesagt

worden, was sich über diese Gegenstände sagen ließ. Daß sich die neuen Dogmen weder aus der Schrift, noch aus den Vätern, noch aus den Konzilien rechtfertigen ließen, war bewiesen, die Schandthaten der Päpste und der Jesuiten waren aufgedeckt, alle abergläubischen Dummheiten der römischen Kirche und der katholischen Völker waren zum Vergnügen des aufgeklärten protestantischen Publikums gebührend lächerlich gemacht, der Widerspruch in dem juristisch-büreaukratischen, nach Weltherrschaft strebenden römischen Kirchentum und seine grundsätzliche Staats- und Deutschenfeindschaft waren gehörig ins Licht gesetzt worden, und mir war das Wiederkäuen langweilig, abgesehen davon, daß es mir zwecklos schien. Denn wen eine päpstliche Missethat nicht davon überzeugt, daß der Papst nicht der vom heiligen Geist erfüllte Lehrer der Menschheit sein kann, den werden auch hundert und tausend Skandale aus der Papstgeschichte nicht überzeugen; entweder er hält menschliche Unvollkommenheit für vereinbar mit der vermeintlichen übermenschlichen Aufgabe des Papsttums, oder er folgt dem Grundsatze — und das thun die meisten Katholiken —, nichts von dem zu glauben, was die „Feinde der Kirche" sagen, sodaß also die Wiederholung und Vermehrung solcher Anschuldigungen nur erbittert und ein völlig zweckloses Gezänk zur Folge hat, wenn man nicht eben die Beschaffung eines reichlicheu Zankstoffs für das Blatt als Zweck betrachtet. Mit solchem Stoff versorgte mich besonders reichlich ein alter Pfarrer, der im Konflikt auf sein Amt verzichtet hatte — er war auch schwerhörig —, ein bissiger und brummiger Mann, grundehrlich, wie brummige Bullenbeißer zu sein pflegen, aber nicht nach meinem Geschmack. Er hatte eine bedeutende Bibliothek, und darin waren besonders jene seltnen Büchlein aus der Renaissancezeit stark vertreten, die dem Kulturhistoriker und dem lüsternen alten Junggesellen wert, den Frommen aber ein Greuel sind. Auch mir waren die Darstellungen des kirchlichen Lebens, die der alte Grimmbart aus solchen Quellen schöpfte, ein Greuel. Nicht daß ich so fromm wäre, daß mich die Darstellung des nach kirchlichem Begriff Sündhaften an sich verletzte, sondern weil ich beides verwerfe, sowohl die Verunreinigung einer religiösen Stimmung durch eine sinnliche als die Befriedigung des Skandalbedürfnisses unter dem Deckmantel der konfessionellen Polemik.*) Ich habe nichts gegen Boccaccio und Martial; aber wenn ich einen von beiden aufschlage, so weiß ich, daß das

*) Oder gar unter dem Deckmantel der Erbauung und Bekehrung; in dieser Weise sündigen bekanntlich sowohl katholische als muckerische Keuschheitsprediger. Wie ich aus der vorjährigen Nr. 15 des Magazin erfahre, hat im Jahre 1891 ein spanischer Jesuit, Luis Coloma, einen Roman geschrieben, worin er die Verderbtheit der heutigen spanischen Aristokratie geißelt, zu welchem Zweck er sie natürlich schildern muß. Der Mann scheint ein ehrlicher Fanatiker zu sein, aber ohne einiges Wohlgefallen an solchen Dingen würde er sie kaum naturgetreu darzustellen vermögen. Coloma billigt ausdrücklich die naturalistische Romanschriftstellerei, die der Welt den Spiegel vorhalte. Er mag Recht haben, aber gerade wenn, nach dem von Schiller verspotteten Rezept, der Teufel dazu gemalt wird, erregt das Verdacht.

Buch kein kirchliches Organ ist, und daß der Verfasser keinen Anspruch darauf erhoben hat, mich in meinem Christentum zu fördern. Abgesehen von der schon hervorgehobnen unpassenden Verbindung fand ich auch noch eine andre in diesen Aufsätzen. Dergleichen Dinge wollen scherzhaft vorgetragen und nicht in einem bissigen Tone erzählt sein. Ist einer so fromm und so rein, daß er nicht darüber lachen kann, sondern nur Trauer oder Entrüstung und nichts andres dabei empfindet, so — spricht und schreibt er gar nicht darüber; deshalb halte ich auch den Juvenal nicht für ganz ehrlich. Das Bissige lag nun freilich in des Mannes Wesen. Er hatte in jüngern Jahren eine Symbolik geschrieben, das ist eine Darstellung der Unterscheidungslehren. Die fiel mir einmal zu der Zeit, wo ich noch gläubiger Katholik war, in die Hände. Ich las aber nur ein paar Seiten darin und klappte sie wieder zu; das ist, sagte ich mir, keine Symbolik, sondern bloß ein Pamphlet gegen die Reformatoren. Mir persönlich war der Mann außerordentlich freundlich gesinnt, aber das machte mir seine Beiträge nicht angenehmer. Zurückweisen konnte ich sie nicht, denn wir hatten keinen Überfluß an Mitarbeitern, und N.s Aufsätze waren im übrigen sehr gelehrt und teilweise theologisch wertvoll. Ebenso wenig wie an dieser Art Polemik war mir an den Berichten über die örtlichen Katzbalgereien zwischen Altkatholiken und „Römischen" gelegen, bei denen es sich um Kirchen, Kirchenvermögen, Sterbesakramente, Leichen, Glockengeläut, Angriffe auf der Kanzel oder in Lokalblättern und dergleichen handelte. So fragte ich mich denn, was man nun eigentlich als Hauptinhalt des Blattes in Aussicht zu nehmen habe, und ich sagte mir: soweit das Christentum nicht orthodoxer Katholizismus ist, befindet es sich in einer Gährung und teils im Streit, teils in Vermischung mit Zeitideen, und niemand hat eine Ahnung davon, was dabei herauskommen wird. Da läßt sich vorläufig weiter nichts thun, als diesen Prozeß aufmerksam verfolgen, und hierfür wird ein altkatholisches Preßorgan deswegen ganz besonders geeignet sein, weil es keinen Glaubensrichter über sich hat (ein solcher sieht bekanntlich nicht bloß den katholischen sondern auch den protestantischen Theologen auf die Finger), daher ganz unbefangen, unparteiisch und weitherzig sein kann. Merken wir also alles an, was auf religiösem und kirchlichem Gebiete wichtiges geschieht, und stellen wir unsre Betrachtungen darüber an! Es schwebte mir ein Organ vor, das etwa die Mitte gehalten haben würde zwischen Rades Christlicher Welt und Schrempfs Wahrheit, und an dem Angehörige aller Konfessionen hätten mitarbeiten können. Die Ausführung der Idee hätte den Deutschen Merkur unabhängig gemacht von dem weitern Gang der altkatholischen Bewegung, aber ich wäre freilich nicht der Mann dazu gewesen, weil ich zwar selbst leidlich schreiben kann, aber zum Organisator eines Unternehmens nichts tauge, besonders nicht zum Redakteur, der andre zum Schreiben veranlassen, der ein Acht-, Achtzehn- oder Dreißiggespann teils fauler, teils wilder und nach allen Seiten ausschlagender.

teils eigensinniger, in ihre eigne Gangart verrannter Pferde zusammenhalten und in gleichen Trab mit einander bringen soll. Diese Ansicht von der Aufgabe des Merkur habe ich zwar nicht dem Komitee vorgetragen, sondern nur einem der Herren im Vertrauen mitgeteilt, aber man hat es dem Blatte doch angesehen, daß ich diese Richtung einschlug. Die meisten schienen ja auch nichts dagegen zu haben, aber einer der einflußreichsten, so wurde mir mitgeteilt, äußerte einmal, das Blatt werde jetzt mehr von Protestanten und von Römischen als von Altkatholiken gelesen (das erstrebte ich ja eben); das sei nicht richtig; im nächsten Jahre, wo er Zeit dazu haben werde, werde er sich wieder mehr des Merkur annehmen. Nun wußte ich, wie die Sache kommen würde: nach ein paar Monaten würden die beiden sich in konvergirenden Bahnen bewegenden Lokomotiven an einander rennen, und meine würde als die schwächere arg zerstoßen zurückweichen müssen oder beiseite geschleudert werden. Ans Zurückweichen dachte ich nun natürlich nicht; ich beschloß beiseite zu gehen, ohne mir vorher Beulen zu holen. Überdies ließ sich voraussehen, daß der Zusammenstoß sehr ungemütlich ausfallen würde. Der betreffende war der einzige unter den maßgebenden Männern, den ich nicht leiden konnte, und ich hatte Grund, zu vermuten, daß die Antipathie gegenseitig sei, besonders da ich, wie das bei gegenseitiger Abneigung zu gehen pflegt, in dem persönlichen Verkehr mit dem Herrn einigemal Pech gehabt hatte. Ich weiß nicht mehr, ob ich nicht auch schon damals die Erwägung angestellt habe, die mir heute am allernächsten zu liegen scheint. Die Abonnentenzahl des Deutschen Merkur war in den sieben Jahren seines Bestehens auf die Hälfte der ursprünglichen herabgegangen, und ich konnte im besten Falle hoffen, den weitern Rückgang zu verzögern, aber nicht ihn gänzlich aufzuhalten. Damals deckten die Einnahmen noch die Kosten; in ein paar Jahren, so mußte ich denken, wird das nicht mehr der Fall sein, der Redakteurgehalt wird dann zum Teil aus den Beiträgen der Gemeindemitglieder gedeckt werden müssen, und dann wirst du dich in einer äußerst peinlichen Lage befinden.

In diese Erwägungen hinein traf die Nachricht, daß die fränkische Parochie frei werde. Diese altkatholische Parochie ist beinahe so groß wie das Breslauer Bistum, denn sie umfaßt die Städte Erlangen, Nürnberg, Bamberg und Baireuth und alles dazwischen und darum liegende Land, worin es freilich für den in Erlangen residirenden altkatholischen Pfarrer nicht übermäßig viel zu thun giebt. In Nürnberg hatte ich schon einmal Gottesdienst gehalten, und es hatte mir dort gut gefallen. Ich beschloß also, es noch einmal mit der Seelsorge zu versuchen und mich um diese Stelle zu bewerben. Die Münchner Freunde waren verwundert und mißbilligten den Schritt, konnten mirs aber natürlich nicht verwehren. An einem Sonntag im Spätherbst sollte ich in Erlangen Gottesdienst halten und mich mit den Gemeindevorstehern besprechen. Man sagte mir in München, ich möchte in der Blauen Glocke ein-

kehren, übrigens würde ich jedenfalls von ein paar Vorstandsmitgliedern auf dem Bahnhof abgeholt werden. Ich kam Sonnabend Nachmittag in Erlangen an; niemand war auf dem Bahnhof, niemand in der Blauen Glocke. Ich bestellte mir Feuer, machte einen Spaziergang in die ziemlich verschneite Umgebung der Stadt, überlegte hierauf in meinem Zimmer ein wenig die Predigt und ging dann zum Abendessen. Während ich dabei saß, kam ein halbes Dutzend Herren herein. „Also hier sind Sie? Wir haben Sie überall gesucht! Im Walfisch haben wir Ihnen ein so schönes Zimmer heizen lassen!“ Habe keine Ahnung gehabt, daß es hier einen Walfisch giebt, erwiderte ich. Es waren übrigens sehr angenehme Leute, und der Abend verfloß in lebhafter Unterhaltung ganz gemütlich. Die Herren begleiteten mich in mein behaglich durchwärmtes Zimmer, das ihnen aber gar nicht gefiel. Sie riefen den Wirt, schalten ihn, daß er mir ein so schlechtes Zimmer gegeben habe, und forderten das beste im Hause. Aller Proteste ungeachtet wurde ich in einen großen eiskalten Saal geführt und bekam ein eiskaltes Bett angewiesen, in dem ich mich so erkältete, daß ich in der Nacht aufstehen mußte; ich hatte über einen offnen Balkon zu gehen, was die Sache nicht eben verbesserte. Doch traten die schlimmsten Wirkungen der Erkältung erst ein paar Tage später ein, sodaß der Gottesdienst und das Mittagessen in einer sehr angenehmen Juristenfamilie (ich weiß nicht mehr, ob der Herr Rechtsanwalt oder Richter war) noch leidlich ablief. Es wurde ausgemacht, daß ich am Weihnachtsheiligentage wieder in Erlangen und am zweiten Feiertage in Nürnberg den Gottesdienst abhalten sollte, und daß man sich dann entscheiden würde; es habe sich nämlich mittlerweile noch ein zweiter Bewerber gemeldet. Da konnte ich mir freilich keine große Hoffnung mehr machen, denn es war vorauszusehen, daß man dem Schwerhörigen den andern vorziehen würde, wenn dieser nicht an andern schlimmen Mängeln litte. Die Folgen der Erkältung, Katarrh usw., waren noch nicht ganz überwunden, als ich am Heiligen Abend zu Mittag von der Arbeit weg, wegen der ich diesmal einen spätern Zug benutzen mußte, auf den Bahnhof rannte. Ich kam ziemlich spät am Abend an, zum augenscheinlichen Verdruß des Personals im Walfisch, wo ich natürlich einkehrte, und fand in einem eiskalten Zimmer Gelegenheit, meinen weichenden Katarrh aufzufrischen. Gott, hieß es am andern Morgen, wir hatten Ihnen ja in der Blauen Glocke ein Zimmer heizen lassen! So nebenbei erfuhr ich, daß man sich wohl für den andern Bewerber entscheiden würde. In Nürnberg hielt ich am zweiten Feiertage bloß Gottesdienst, ohne mit einem der Vorsteher zu sprechen. In der Stimmung, die sich aus diesen Umständen und Erlebnissen ergab, hatte ich an meinen alten Gönner, den Oberregierungsrat P. in Liegnitz, zu schreiben aus Anlaß des Todes unsers beiderseitigen Freundes, des Schulrats A., und da fragte ich denn bei der Gelegenheit an, ob ich wohl Aussicht auf eine evangelische Pfarrstelle haben würde, wenn ich um eine solche einkäme. Un-

Digitized by Google

mittelbar darauf bekam ich einen Brief von Intlekofer. Dieser bat mich im Auftrag der Gemeinde, nach Offenburg zurückzukehren, da man sich mit meinem Nachfolger schlechterdings nicht vertragen könne. Ich sagte zu und bat in Bonn um die Bestätigung der Offenburger Wahl. Diese wurde natürlich gleichzeitig von Offenburg aus nachgesucht; mein an sich nicht nötiges Gesuch kam nur gelegentlich in dem Briefe an einen der Bonner Herren vor, worin ich diesem zum Neujahr gratulirte, meine Anfrage an den Liegnitzer Regierungsrat mitteilte und diese mit einer Erörterung der Lage und meiner Ansicht darüber begründete. P. schrieb mir, er sei ein grundsätzlicher Feind jedes Konfessionswechsels, und es würde ihm sehr unangenehm sein, wenn ich mich dazu entschließen sollte; übrigens könne er mir auf eine bessere evangelische Pfarrei keine Aussicht machen. Dagegen würde es mir leicht sein, eine katholische Staatspfarre zu bekommen; eben habe man eine sehr gute in nächster Nähe, Rotbrünnig, zu vergeben. Ich antwortete ihm, daß es mir nicht einfalle, mich um eine Staatspfarre zu bewerben; denn der Altkatholizismus sei zwar auch eine Dummheit in praxi, aber wenigstens edel im Prinzip, der Staatskatholizismus dagegen sowohl unedel im Prinzip als auch eine Dummheit in praxi; zudem hätte ich mich bereits für Offenburg entschieden.

Mein Nachfolger in Offenburg war außer sich, als ihm die Gemeinde kündigte, und lief Knall und Fall davon; Intlekofer schrieb mir daher, ich möchte nur so bald als möglich, jedenfalls vor Ostern kommen und dafür sorgen, daß die Bestätigung der Wahl, die sonderbarerweise noch nicht eingegangen sei, beschleunigt würde. Ich bat also die Bonner Behörde, die Bestätigung so bald wie möglich zu schicken. Darauf erhielt ich ein Schreiben, worin es hieß, da ich in meinem Briefe an Herrn N. (den Herrn, dem ich zum Neujahr gratulirt hatte) das Recht eines unbeschränkt subjektiven Urteils in religiösen Dingen für mich in Anspruch genommen hätte, so müsse man mir die Bestätigung der Wahl sowohl für Offenburg wie auch für jede andre Gemeinde, von der ich etwa gewählt werden könnte, versagen. So ungefähr hieß es. Das Schriftstück selbst habe ich nicht mehr; es ist mir samt der ganzen Korrespondenz über die Angelegenheit abhanden gekommen. Nur soviel weiß ich noch, daß mir, gerade so wie in dem Schreiben des Kanonikus Lämmer, das ich in den „Wandlungen" S. 281 angeführt habe, der schrankenlose Subjektivismus darin vorgeworfen wird. Auch noch in einer andern Beziehung nötigten die beiden Schreiben zu einer Vergleichung. Lämmer hatte von meinem Privatbriefe an ihn keinen amtlichen Gebrauch gemacht, der Bonner Herr hatte das gethan; er hatte meinen Brief der Synodalrepräsentanz vorgelegt. Als ich mich darüber beschwerte, erhielt ich zur Antwort, es sei ja ein amtlicher Gegenstand darin verhandelt worden. Ich erwiderte, der sei doch nur privatim erwähnt worden, das amtliche Gesuch um Bestätigung der Wahl sei ja ordnungsgemäß von der Offenburger Gemeinde eingereicht worden; mein Brief habe

sich ja schon durch das Format des Papiers als Privatschreiben angekündigt. Darauf wurde entgegnet, ich hätte auch vorher schon ein paarmal für amtliche Sachen gewöhnliches Briefpapier genommen. Das war richtig. Es war nämlich in altkatholischen Kreisen so viel gegen alles büreaukratische Wesen in der Kirche, gegen die Auffassung der Kirche als eines dem Staate ähnlichen Rechtsinstituts und gegen den „Würdenkult" geeifert worden, und man hatte so unablässig gefordert, daß in der Kirche alle nur Brüder sein, einander als Brüder behandeln und im Wechselverkehr keinen andern Grundsatz zur Geltung bringen sollten als die Liebe, daß ich die Bonner Herren zu beleidigen fürchtete, wenn ich mich büreaukratischer Formen bediente. In diesen Formen war ich durch langjährigen Verkehr mit Behörden leidlich geübt und wußte genau, was sich für eine jede schickt. Aber wenn eine Behörde nicht so recht weiß, ob sie sich als Behörde im Sinne des neunzehnten Jahrhunderts oder als apostolische Brüderschaft geben soll, so ist man übel daran mit ihr, denn man weiß nicht recht, wie man sich zu ihr stellen soll. Zuletzt setzt sich doch das Zeitgemäße gebieterisch durch, und man hat einen neuen Beweis dafür, daß der erste Schritt zur Verwirklichung der Idee der Abfall von ihr sein muß. Das altkatholische Kirchenwesen bewegt sich heute wie jedes andre Kirchenwesen in den juristisch-büreaukratischen Bahnen aller gesetzlich anerkannten Körperschaften. Die Kanzlei, Registratur und Kassenverwaltung der Altkatholikengemeinschaft sind klein und einfach, weil sie selbst klein ist, aber wenn sie so viel Millionen Mitglieder zählte, wie sie jetzt Tausende zählt, so würde das alles so groß, verwickelt, ungemütlich und unapostolisch sein wie in der römischen Kirche. Leider konnte ich in jenen Tagen nicht mit dem Vorsitzenden des Komitees, dem Professor Cornelius sprechen, der mit seiner großen Ruhe und Rechtschaffenheit die Sache wohl ins gleiche gebracht hätte — er war durch einen Trauerfall in seiner Familie in Anspruch genommen. So führte denn das Münchner Komitee den Bonner Auftrag, mir die Erlaubnis zur Ausübung geistlicher Amtshandlungen und die Redaktion des Deutschen Merkur zu entziehen, einfach aus, und es blieb mir nichts weiter übrig, als mich von den Bonner Herren zu verabschieden; es geschah das in einem umfangreichen Schriftstück, dessen hervorragendste Tugend die Liebenswürdigkeit wohl nicht gewesen sein wird.

Die Bonner Behörde hatte allerdings in diesem Falle insofern alles büreaukratische, juristische und kanonische verschmäht, als sie die förmliche suspensio ab officio et beneficio*) verhängt hatte ohne Verhör und Untersuchung, ohne jede Spur von so etwas wie Prozeßformen. So kurz war doch das Breslauer Generalvikariatamt bei weitem nicht verfahren, obwohl es die

*) Dieser Ausdruck kam freilich in dem amtlichen Schreiben nicht vor, aber es war doch genau dasselbe.

Entschuldigung für sich hatte, daß eine öffentliche Erklärung von mir vorlag und Gefahr im Verzug zu sein schien. Wenn ich die Geschichte dieser Suspension, die beinahe wie eine Exkommunikation aussah, samt dem Wortlaut der Aktenstücke in der Druckerei der Germania herausgegeben hätte, so würde ich in jenem letzten Abschnitt des Kulturkampfs — Anfang 1878 — den Katholiken ein höllisches Vergnügen bereitet und selbst wahrscheinlich ein schönes Geschäft damit gemacht haben. Aber das lag mir fern. Ich hatte die christlich-soziale Bewegung, die damals in Berlin so viel Aufsehen machte, mit sympathischem Interesse verfolgt und schrieb an den Pastor Todt, ob es mir seiner Ansicht nach möglich sein würde, mir durch die Teilnahme daran eine Existenz zu gründen oder wenigstens das Leben zu fristen. Er antwortete, er könne mir nichts versprechen und nichts verbürgen. Ich beschloß dennoch aufs Geratewohl nach Berlin zu gehen. Da kam ein Brief von Michelis. Er könne nicht zugeben, daß ich fortginge; er habe mit den Bonner Herren verhandelt, und wenn ich erklärte, daß ich den Religionsunterricht nach den amtlichen Handbüchern erteilen wolle und mein Bedauern darüber aussprächе, daß mein Abschiedsschreiben nicht ganz parlamentarisch ausgefallen sei, so würden sie die Maßregel zurücknehmen. Das konnte ich nun ganz leicht thun, denn das fragliche Schreiben war aus leidenschaftlicher Erregung hervorgegangen, und den Religionsunterricht anders als nach den amtlichen Handbüchern zu erteilen war mir niemals eingefallen. So bekam ich denn die Bestätigung der Offenburger Wahl, aber natürlich — zu spät. Denn die Offenburger hatten sich mittlerweile nach einem andern umgesehen und hatten einen gefunden, der eine römisch-katholische Pfründe mitbrachte, von der er leben konnte, sodaß ihm die Offenburger Gemeinde nichts oder nur einen unbedeutenden Zuschuß zu zahlen brauchte; natürlich griff sie mit beiden Händen zu. Da er aber erst im Herbst antreten wollte, wurde ausgemacht, daß ich Offenburg vom 1. April bis zum 1. Oktober versehen sollte. Daß ich nicht nach Berlin ging, war ein Glück, denn zum Agitator tauge ich weder geistig, da ich mich keiner Parteischablone füge und immer und überall für die Bestrebungen meiner nächsten Freunde einen unglücklich scharfen Blick habe,*) noch körperlich, da ich weder Bier und Tabakqualm noch late hours vertrage. Freilich gilt das wohl nur für Deutschland; im Süden, wo alles im Freien abgemacht wird, wo man kein Bier trinkt, und wo ohnehin jedermann einen Teil des Nachtschlafs durch die Siesta ersetzt, würde mich mein Naturell weniger hindern. So schlimm war diese Existenzkrisis für mich nicht, wie es die frühern gewesen waren, weil das Jahr vorher meine Mutter gestorben war.

*) Vielleicht ist das eine Rückwirkung meiner leiblichen Kurzsichtigkeit, die es mit sich bringt, daß ich Federchen nur auf meinem eignen Rockärmel sehe.

In der freien Zeit, die ich von Anfang Februar bis zum 1. April hatte, brachte ich täglich einige Stunden auf der Universitätsbibliothek zu. Ich exzerpirte ein paar Bände der Pertzschen Monumenta, was eine Thorheit war. Denn um Spezialist für ältere deutsche Geschichte zu werden, war es zu spät für mich, und soviel, als dazu gehört, den Charakter jener Mönchslitteratur kennen zu lernen, hatte ich schon früher gelesen. In den sechs Wochen hätte ich mir ein wenig allgemeine Litteraturkenntnis erwerben und interessante Sachen aus verschiednen Gebieten kennen lernen können, besonders da ich zum Katalogsaal freien Zutritt hatte. Aber es gehört eben zu allem Schulung, auch zur Benutzung einer Bibliothek, und die fehlte mir, da ich immer nur für mich in dem herumgestümpert hatte, worauf mich die Umstände gerade führten. Freilich hatte ich für jene Wahl einen besondern Beweggrund. Ich arbeitete nämlich noch einiges für den Merkur, um mir meinen Gehalt fürs laufende Vierteljahr zu verdienen, insbesondre eine Reihe von Aufsätzen, die von Nr. 32 ab unter dem Titel „Kirche und Schule“ erschienen, und dazu suchte ich denn Stoff in jenen Klostergeschichten. Ein paar Jahre lang schickte ich dem Blatte dann noch Beiträge; gänzlich brach ich den Verkehr erst ab, als ich auf die Feder angewiesen war. Wieder nach ein paar Jahren lud mich aber ein Münchner Freund ein, die Arbeit gegen Honorar wieder aufzunehmen, und so habe ich denn in den Jahren 1885 bis 1889 noch eine Reihe von Aufsätzen geliefert.

Für die Abende blieb mir in der Zeit der Spannung, die zwischen den Münchner Freunden und mir eingetreten war, nur die Familie Müller. Da ich nicht gerade jeden Abend bei ihr zubringen wollte, ging ich manchmal in die eine oder die andre Kneipe. Merkwürdigerweise habe ich das Hofbräuhaus niemals betreten, und mit dem vortrefflichen Regiewein des Ratskellers hat mich der noch vortrefflichere Pfarrer Gatzenmeier, der die Zeit über in freundschaftlichem Verkehr mit mir blieb, erst ein paar Tage vor meiner Abreise bekannt gemacht. Einigemal war ich in einem Zirkus. Ich hatte von dem bunten Volke und seinen Künsten seit meiner Knabenzeit nichts mehr gesehen und fand nun, daß die alten Römer keinen schlechten Geschmack gehabt hätten, wenn auch mein Wohlgefallen an der Sache nicht so weit reichte, daß ich tagelang in der Bude hätte zubringen mögen. In die Oper ging ich nicht mehr, weil ich nicht mehr in die Wolfsche Druckerei kam, deren Faktor mich mit Karten für gute Plätze versorgt hatte. Das Schauspiel gehört zu den Gebieten, die mir ganz verschlossen geblieben sind, und wenn ich von dem Othello oder Hamlet des Herrn So und So lese, so denke ich mir gar nichts darunter. Als Schulknabe habe ich eine Liebhabervorstellung, als Gymnasiast ein von einer Truppe gespieltes Lustspiel gesehen. In der Studenten- und Kaplanzeit haben mir Mittel und Umstände nicht mehr als vier oder fünf Theaterbesuche erlaubt, und da habe ich, da ich die Musik

liebe, Opern vorgezogen. In München hätte ich öfter ins Theater gehen können, aber ich wußte, daß ich auf der Bühne gesprochnes nicht mehr verstehen würde, und so blieb ich bei der Oper, für die mein Gehör noch reichte. Später habe ich dann an andern Orten noch eine Anzahl Opernvorstellungen genossen, jetzt habe ich auch davon nur noch so wenig, daß sich der Besuch kaum lohnt. Aber ich weiß wenigstens, was eine Oper ist, während ich nicht weiß, was ein gespieltes Stück ist, und nur das Buchdrama kenne. Auch den Gesang der Vögel giebt es nicht mehr für mich, den ich aber glücklicherweise ebenfalls kennen gelernt habe und in der Erinnerung festhalte. Es ist interessant, eine solche Absperrung der Seele von ganzen Welt- und Lebensgebieten zu beobachten. Zunächst wird einem dadurch die ganze Bedeutung des Satzes klar: Nihil est in intellectu, quod non antea fuerit in sensu, eines Satzes, der von den Anhängern einer teils phantastischen, teils dogmatischen Seelenlehre immer noch vernachlässigt wird. Dann lehrt einen diese Beobachtung einen Satz der praktischen Lebenskunst. Beschränkung ist das Wesen des Individuums, des einzelnen Geschöpfes. Kein Wesen könnte ein einzelnes Wesen sein, wenn es alle Wesen wäre, und es müßte alle Wesen sein, wenn es alles wissen, alles können, alles selbst erfahren und erleben, alles genießen sollte. Die Schranke ist also Daseinsbedingung für das Einzelwesen, aber für den Menschen, dem es gegeben ist, die Schranke denkend zu überfliegen, dessen Vorstellen und Wünschen, dessen Sehnen und Streben keine Schranken kennt, zugleich höchster Schmerz, ein Satz, dessen einseitige Hervorhebung zum Pessimismus führt. Die Lebenskunst, die den Pessimismus zu überwinden vermag, besteht nur darin, daß man sich einerseits in die Schranken fügt, die einem Begabung, Leibesbeschaffenheit und Verhältnisse ziehen, andrerseits aber die Schranken nicht aus Trägheit, Feigheit oder Mutlosigkeit voreilig zu eng steckt; ehe einer nicht tot ist, weiß er weder, was er zu erringen, noch was er zu leisten vermag. Daher ist Luftschlösser bauen bis zu einem Grade eine nützliche und löbliche Beschäftigung. Daß nun die Absperrung vom Schauspiel zu den Entbehrungen und Einengungen gehörte, die mir Schmerz verursacht haben, kann ich nicht sagen; mir ist die Sache stets vollkommen gleichgiltig gewesen. Und ich vermute, daß sie der großen Mehrzahl meiner Mitmenschen ebenso gleichgiltig ist. Millionen Dörfler und Kleinstädter bekommen in ihrem Leben kein Schauspiel zu sehen (wenigstens war das früher der Fall; die allgemeine Dienstpflicht und der durch die Bahn vermittelte lebhafte Verkehr mit den größern Städten könnte das wohl geändert haben), und andre Millionen, die ab und zu einmal ins Theater gehen, können es ebensogut auch lassen, ohne daß sie das als eine Entbehrung empfinden. In den großen Zeitungen wird freilich das Theater als eines der allerwichtigsten Lebensgebiete behandelt. Wenn man nun bedenkt, wie gering die Zahl der Personen ist, für die das Theater wirklich Bedeutung hat, so kommt man zu

dem Glücke, daß die Zeitung in seinen Kreis hin getretene Spiegel der Welt sahen ist, ich muß voraussagen, daß sie es noch auch in anderen Blicken sein wird. In München kann ich das Glück, einmal eine Ehrenbezeichnung des Ehrlichkeit zu Theil zu werden, nicht zu hören; auch bei Wien: Mit Wilde und Liebert angehen, sagte ich mir: Mag (oder mag) eigentlich Lyrik, da bei Thomas beliegt!

Noch einen besonderen und genialischen Blick von den Münchner Zeitungen bemerkte ich noch Offenburg gesehen, wo sich unter den ausgewählten Theilchen das Leben weniger ausgewählt gestalten mochte als das erstemal. Ich konnte auf den zwei Monate nicht erst noch einmal eine Besprechung nennen. Ich blieb also ein Ausgewählt und bildete den beiden Gesellschaften den irgen Blicke meiner lebendigen Liebe von Berlin und herzlichen ein. Alles den mir bemerkenswert, weil Blicke gewordener Umgang mit den alten Zeitungen mache ich einigermaßen durch eine genialische Lebhaftigkeit entschädigt, und die Lebhaftigkeit brachte ich mit langen Ausgangsjahren im Gedächtnis. Diese Lieber verlorene mich mit Blicken, die meine eigenen in Blicken verpaßt bleiben mußten. Im Gemeinen hatte Blicke Reichhaus eine Inobenbestrahlung in Offenburg, ich auch länger mich bei der Gelegenheit, ob ich als Theorieer bei verschiedene erhaltenen Blicken Zeitungen mich aus zusammenlaß auch Reichhaus getan wollte. Selbstverständlich wollte ich.

(Schluß folgt)

Aus den Denkwürdigkeiten zweier Kunstforscher

Von Adolf Philippi

(Schluß)

Rosette hatte ich einmal Lange Zeit zusammengelebt von beiläufig Jahren im Nordischen Hause, von ich den einen ersten freilichen Blicke zwei Jünnenchen bewahren, deren einzelnstehen, zuweilen Verlegen dem ganzen Umgehen erregte. Alle Nachbleiben zusammen bis Zeichnen und Abendessen und Gesellschaft, und er stellte allerlei für sich übermenschliche Meinen und sich wohl an den Blicken seiner Gesellschaftsgenossen vorzüglich Einblick thun. Die Liebe ich die Genaue seiner meine Ferne gerichtet, denen ich einmal zu verbinden hätte. Als Eine Zeitschrift Lenau verbinden mich seine persönliche Erinnerung meiner, als daß ich ihn im Anfang der siebziger Jahre, als er in Schloß Gemnich

konsul war, einigemale auf der Straße habe gehen sehen, eine große, hagere, echt englische Gestalt mit einem schmalen, geistigen Gesicht, durchdringenden Augen und einem langen, ins rötliche spielenden Bart. Ich sah ihm wohl bewundernd nach, weil ich seine Werke über die flandrischen und italienischen Maler kannte, ich wußte auch, daß er Kunsthistoriker nur „im Nebenamte" war, hatte aber keine Vorstellung davon, wie viel er in seinem Hauptamte bedeutete, und daß das, was ich allein an ihm kannte, für ihn nur die Nebenbeschäftigung einer mühsam erkämpften Muße gewesen war. Sonst hätte ich gewiß den Versuch gemacht, diesen unglaublich willenskräftigen und vielseitig begabten Mann kennen zu lernen. Bei dem ungemein reichen Inhalt seines Buches, worin er an das Wunderbare streifende Erlebnisse und Thaten schlicht, wie ein Annalist, als etwas selbstverständliches berichtet, muß sich der Leser gegenwärtig halten, daß sich das alles auf einen Mann bezieht, der da, wo seine Darstellung endet, erst fünfunddreißig Jahre alt war.

Er stammte aus einem adlichen, für englischen Zuschnitt keineswegs bemittelten Hause und verbrachte seine erste Jugend in Paris, wo sein Vater als angesehener Berichterstatter für englische Zeitungen thätig war. Ohne einen andern Unterricht, als den ihm sein Vater selbst erteilte oder durch Privatlehrer geben ließ, ohne jemals eine höhere Bildungsanstalt zu besuchen, mußte er seit seinem vierzehnten Jahre als Stenograph und dann als Zeitungsberichterstatter in London sich seinen Unterhalt verdienen und ganz aus eigner Kraft unter Schwierigkeiten, die oft unüberwindlich schienen, seinen Lebensweg sich selbst machen. Durch die planvolle, harte und fast rücksichtslose Erziehung eines energischen Vaters, dem das Leben selbst nichts erspart hatte, war er körperlich zu allem geschickt und sehr früh selbständig geworden, ein echt englischer Knabe, dem die Welt offen stand, der sie sich aber selbst erobern mußte. Dieser Lebenslauf an und für sich, in seiner ganz abnormen Pädagogik, scheint mir unter dem vielen merkwürdigen seines Buches das allermerkwürdigste zu sein. Er hatte Talent zum Zeichnen und hatte zugleich mit seinem Bruder, der Maler wurde, in einem Pariser Atelier gearbeitet. Er hatte großes Interesse für die Malerei der vergangnen Zeit, und von der unsichern Laufbahn eines Zeitungsschreibers aus, die ihn zunächst ernähren mußte, strebte er viele Jahre lang, eine feste Stellung an einem Museum zu erreichen, aber vergeblich: alle Bemühungen schlugen fehl. Dann versuchte er eine Anstellung im politischen Dienst eines Ministeriums oder im Auswärtigen Amt zu bekommen. Auch da stellten sich ihm alle erdenklichen Hindernisse entgegen, bis er endlich 1860 in den ersehnten Hafen als Konsul in Leipzig einlaufen konnte. Davor liegt nun der ganze Inhalt dieser Memoiren.

Aus einem bloßen Journalisten wurde also ohne den Bildungsgang in einer regelmäßigen Laufbahn ein bedeutender und zuletzt einflußreicher Diplomat. So etwas, denkt man wohl, ist nur in England möglich, wo der Mann mit

seinen Fähigkeiten mehr gilt als der vorgeschriebne Weg. Aber das Buch dürfte uns lehren, daß das doch so allgemein ausgesprochen nicht richtig ist, und daß dazu ein Mann gehörte wie dieser, der auch in England nicht alle Tage seinesgleichen findet. Der junge Crowe hatte vielerlei Verbindungen, in der Politik und im Zeitungswesen z. B. schon durch seinen Vater, in der Litteratur und im Kunstleben durch angesehene Männer, die er sich selbst zu Gönnern gewonnen hatte, er war bekannt geworden mit Forster, Thackeray, Eastlake, Scharf und mit den Besitzern einzelner großen Zeitungen, für die er arbeitete. Von da aus fand er ganz auf eigne Hand Zutritt zu Diplomaten, auch auswärtigen, wie dem preußischen Gesandten Bunsen, denen er mit Nachrichten öfter einen Dienst erweisen konnte. Aber soviel er auch leistete, und so sehr er durch Leistungen, die uns bei seiner Jugend in Erstaunen setzen, seine Auftraggeber befriedigte, und so gut ihm auch in manchen einzelnen Fällen gelohnt wurde: es reichte doch immer nur für die allernächste Zeit, dann saß er wieder auf dem Trocknen. Die Konkurrenz war groß, alles war Geschäft des Augenblicks, nichts sicher, und außer den Launen des täglichen Marktes trieb auch die Intrigue ihr Spiel.

Er hatte in diesen Jahren vielfach kleinere und größere Reisen in England und auf dem Festlande gemacht, teils um sich zu bilden und von der Arbeit zu erholen, teils aber auch zur Förderung seiner Geschäfte. Das Jahr 1852 war sehr arbeitsreich gewesen. Eine mit gutem Wochenlohne bezahlte Thätigkeit am Globe schien eine dauernde Stellung zu versprechen: er schrieb Leitartikel und hielt Wahlreden. Aber die liberale Politik und die Sache seines Kandidaten hatten Erfolg, nur er nicht, und plötzlich wußte er, daß der Globe seiner nicht mehr bedürfe. Warum, das erfuhr er so wenig, wie er wußte, auf wessen Empfehlung ihm die Stellung angetragen worden war. So setzte er denn mit dem Beginn des Jahres 1853 in halbverzweifelter Stimmung und auf ganz eigentümliche Weise seine Studien über die altflandrischen Maler fort. Cavalcaselle, sein Reisekamerad von früher her, lebte in England; er war in Italien politisch verdächtig und wäre bei einem Haar auf Radetzkys Befehl erschossen worden. Er konnte deswegen auch nicht, wie er wünschte, zu Ankäufen von Staats wegen in Italien gebraucht werden (wozu Sir Charles Eastlake, wie man weiß, Otto Mündler zu verwenden pflegte), wurde aber später wenigstens dürftig durch Aufträge zu Restaurationen und dergleichen unterstützt, bis er zurückkehren konnte und sein eingezognes Gut von der neuen Regierung wiedererhielt. Mit diesem seinem Freunde saß nun Crowe zusammen in einem Zimmerchen von höchstens zwanzig Quadratfuß, in dem sich nur ein Tisch und drei Stühle befanden. Morgens frühstückten sie Thee und Brot, das Mittagessen und Abendbrot war unsicher. Ohne Feuer hielten sie sich durch Decken warm. Aber eines Tages im Frühling 1853 war selbst der Thee ausgegangen, und das Morgenbrötchen fehlte. „Tags vorher hatten

wir mittags nichts zu essen gehabt und wurden infolge des Hungers früh munter. Um sechs oder sieben standen wir auf. Die Sonne schien hell, wir zogen uns an und gingen auf die Straße und von da in die Parks. In Kensington ruhten wir uns auf einer Bank aus und erfreuten uns an der schönen Luft, als ein zerlumptes Individuum auf uns zukam und bat, wir möchten uns seiner erbarmen, er hätte kein Frühstück gehabt. Ich sah Cavalcaselle an und lachte bei dem Gedanken geradeheraus, wer von uns dreien wohl am schlimmsten daran wäre. Doch an demselben Tage kam auch die Besserung."

Er bekam Aufträge zu Flugschriften über öffentliche Arbeiten in Indien, über die Wahlen in Frankreich und andre politische Gegenstände; das Honorar dafür hielt ihn eine Zeit lang über Wasser. Aber bald kam auch wirkliche Hilfe, der erste große Auftrag, der wenigstens auf längere Zeit den Unterhalt sicherte. Im Herbst des Jahres begab er sich an Stelle Thackerays, der abgelehnt hatte, als Zeichner und Berichterstatter für die Illustrated London News auf den russisch-türkischen Kriegsschauplatz mit einem Gehalt von zehn Pfund wöchentlich unter Ersatz aller Auslagen. Diesen Krieg hat er im englischen Lager von seinem Anfange in der Türkei an bis zu seinem Ende auf der Krim mitgemacht, und er hat seine Erlebnisse namentlich vor Sebastopol anschaulich und ausführlich beschrieben. Aber nach zwei Jahren harter Arbeit, in der er nicht selten sein Leben aufs Spiel hatte setzen müssen, fand er dennoch bei seiner Rückkehr nach London bei seiner Zeitung nur noch einen einzigen kleinen Auftrag und außerdem nur viele entschuldigende Reden, daß die Zeit so schlecht sei, und sich nichts interessantes mehr ereigne. Im Frühling 1857 finden wir ihn plötzlich in Indien, und zwar als Lehrer an einer Zeichenschule, daneben aber auch als sehr thätigen politischen Korrespondenten auf eigne Hand. Es war ja die Zeit des großen Aufstands. Kurz vor seiner Abreise nach Indien war auch das Buch über die niederländischen Maler bei Murray erschienen. Er hatte es zweimal auf Wunsch des Verlegers umarbeiten müssen. Jetzt waren schon vor dem Erscheinen fünfhundert Exemplare bestellt, und bald kritisirten die Zeitungen aller Richtungen das Werk, wie nicht anders zu erwarten war, aufs günstigste. Die Bedingungen waren die bekannten des halben Gewinnanteils. Mr. Murray weissagte, daß sie niemals einen Pfennig zu teilen haben würden, und der Autor findet es, nachdem sechsunddreißig Jahre verflossen sind, zu verwundern, daß Mr. Murray es überhaupt herausgegeben hat. Man sieht daraus: so einfach und leicht, wie wir es uns denken, ist es mit dem Bücher schreiben und verkaufen in England doch auch nicht. Die Auseinandersetzungen des Verfassers über sein Verhältnis zu Cavalcaselle entsprechen wohl in der Hauptsache dem, was man bei uns in den Fachkreisen darüber gewußt hat. Aber gern wird es jeder in der edeln Sprache selbstbewußter Bescheidenheit noch einmal vernehmen.

Der indische Aufenthalt dauerte reichlich zwei Jahre und endete nicht nur wieder ohne weitere Aussichten, sondern noch dazu mit allerlei körperlichen Leiden infolge des Klimas. Aber gleich nach seiner Ankunft in London fand er in seinem Klub einen Brief des Leiters der Times, der zu einem dritten und zwar dem äußerlich glänzendsten Feldzuge des tapfern Journalisten führte. Der österreichisch-französische Krieg in Italien war gerade ausgebrochen, und die Schlacht bei Magenta eben geschlagen. Die Times hatte in beiden Lagern einen Berichterstatter, war aber mit dem auf der österreichischen Seite, einem Obersten der Armee, nicht zufrieden und wollte ihn durch den bekannten William Russel ersetzen; da aber dieser zur Zeit nicht reiten konnte, so sollte Crowe statt seiner schleunig gehen, mit achtzig Pfund monatlich und Ersatz aller Unkosten. Das war freilich verlockender als im Krimkriege, jetzt im kaiserlichen Hauptquartier mit einer Uniformmütze zu reiten, mit zwei Dienstpferden, Ordonnanzen und einem Wagen versehen, und da kann man wohl wirklich von den außergewöhnlich großartigen Umständen einer englischen Berichterstattung reden, wogegen unsre deutschen Preßverhältnisse auch mit ihren besten Geboten nicht aufkommen. Man meint es auch dem überlegnen, ich möchte fast sagen lächelnden Tone dieses italienischen Kriegsjournals anzumerken, welche Sicherheit dem Berichterstatter seine Stellung giebt. Er beobachtet alle Äußerlichkeiten und verteilt sie nun mit ruhigem Blick dahin, wo sie in seinem Berichte wirken. Man möchte meinen, es sei nicht leicht etwas für einen Laien interessanteres über diesen kurzen Feldzug geschrieben worden. Auch die politische Seite des Krieges hat ja noch jetzt in der Erinnerung für uns großes Interesse. Crowe berührt die Politik des Prinzregenten von Preußen einsichtig und teilnehmend mit der Kenntnis und den Erfahrungen der bald darauf folgenden Jahre. Sein Urteil über die österreichische Heeresleitung und die Mannschaften trifft wohl im ganzen mit der herkömmlichen Meinung überein, aber auch wer die Zeit mit Interesse erlebt hat und in der Litteratur belesen ist, wird noch durch vielerlei Einzelheiten gefesselt werden. Ich empfehle besonders die Schilderung des Rückzugs von Solferino und der Vorbereitungen auf den Frieden von Villafranca.

Crowe hatte seine Aufgabe glänzend gelöst. Die Andeutungen seiner Berichte waren nachträglich durch Ereignisse bestätigt worden, und die entscheidenden Thatsachen erschienen nach seiner Darstellung früher in der Zeitung, als diese die Mitteilungen des Kollegen aus dem französischen Lager bringen konnte. Trotzdem wäre vielleicht auch diese Leistung ohne einen wesentlichen Ertrag für das weitere Leben eines so ungewöhnlich begabten Menschen geblieben, wenn nicht eines Tags im Klub in London ein Freund ihn förmlich gezwungen hätte, sich in einem diktirten Briefe an Lord John Russel dem Ministerium für jede Verwendung zur Verfügung zu stellen. Nach drei Wochen, im September 1859, erhielt er die Mitteilung, wenn er mit dreißig Schilling

täglich und unter Erstattung der Reisekosten Deutschland einige Zeit bereisen wolle, so möge er sich sofort nach Berlin begeben und dort auf der Gesandtschaft Ihrer Majestät seine Instruktionen holen. Er reiste also nach Deutschland. Diese Angelegenheit ist wichtig genug, um sie mit einigen Strichen in die Geschichte der Zeit einzureihen.

Das Kabinett wollte auf John Russels Vorschlag in Bezug auf Deutschland, Österreich und Frankreich eine neue Politik einschlagen. Man wünschte die Stimmung in den einzelnen Gegenden Deutschlands gegenüber Preußen und der am Horizont heraufsteigenden Abrechnung mit Österreich kennen zu lernen, man wollte wissen, ob sich Preußen durch seine Armeereform den status quo einer Großmacht sichern könne, und man hoffte mit Hilfe solcher Kenntnisse die Bündnisse auf längere Zeit hinaus „festlegen" zu können. Aber was darüber zu ermitteln und an das Auswärtige Amt in London zu berichten war, das mußte er sich, wie er zu seinem Erstaunen von dem englischen Gesandten in Berlin erfuhr, auf eigne Hand, ohne eine Empfehlung an deutsche Persönlichkeiten verschaffen, denn wenn Ihrer Majestät Regierung das Gewünschte durch die gewöhnlichen der Diplomatie zugänglichen Kanäle erlangen könnte, so hätte sie ihn nicht zu bemühen brauchen. Lächelnd entließ ihn der Gesandte, als er erklärte, zunächst nach Heidelberg gehen zu wollen: was er denn dort wohl über Preußen erfahren könne! Er kannte nur einen, von dem er etwas hoffte, Bunsen, der dort zurückgezogen lebte. Dieser nahm ihn freundlich auf und empfahl ihm, Gervinus zu besuchen, der im Nachbarhause wohnte. Der erklärte Crowe gegenüber seinen Nachbar für einen Doktrinär, während Bunsen Gervinus als Visionär bezeichnete. Sie hatten beide Recht, hätten aber mit demselben Rechte die Prädikate auch tauschen können. Es scheint aber mehr als eine bloße Freundlichkeit gegen den Gastfreund zu sein, wenn Crowe Bunsen einen fähigen und erfahrnen Staatsmann nennt, auf dessen Weisheit er gelauscht habe, denn seine Politik mag dem Engländer besser erschienen sein, in Deutschland war sie vielleicht schon damals Kinderspott. Bunsen empfahl Crowe an Usedom, der Gesandter in Frankfurt war. Das war wertvoll, denn nach seiner Rückkehr nach Berlin erlangte Crowe Zutritt in die Arsenale mit Ausnahme der Spandauer Geschützgießerei und gewann das Interesse Willisens, dem er seine Kriegserlebnisse erzählte, um dafür Mitteilungen über militärische Dinge und preußische Politik zu erhalten. Dann begab er sich in die großen Städte des Ostens und nach Leipzig und Dresden, nach München zu Sybel, nach Gotha, dem Mittelpunkte des Nationalvereins, und nach Koburg, wo er bei dem Herzog die freundlichste Aufnahme fand, nach Stuttgart zu Wolfgang Menzel und Hackländer, und als er darauf wieder nach Berlin zurückkehrte, war er bei den Diplomaten und Staatsmännern, auf die es ihm ankam, aufs beste eingeführt. Er verkehrte auf der englischen Gesandtschaft, saß bei einem Diner unter lauter bevollmächtigten Ministern und

freute sich im stillen über das verdutzte Gesicht seines Tischnachbarn, des russischen Barons Budberg, der hier „einen ganz fremden antraf, der ohne diplomatischen Rang doch alles wußte, was vor sich ging, und die halbe Welt bereist hatte." Abends brachte er seine Zeit mit Freunden zu. „Dann vergaß der Attaché seinen Zopf, der preußische Minister seine Uniform mit steifem Kragen, Litteratur, Kunst, Klassiker und Politik wurden Gegenstände der Unterhaltung, und Männer, die den Tag über kaum Zeit zu einer Verbeugung hatten, gingen nach zehn Uhr ganz aus sich heraus." Bei diesen der Außenwelt unbekannten späten Zusammenkünften entzückten ihn besonders Morrier, der später sehr bekannt gewordne englische Diplomat, ein „gewandter und hinreißender Gesellschafter" (wir haben ja hinlänglich Gelegenheit gehabt, seine Gewandtheit zu erfahren!), ferner Usedom, der jetzt in Berlin war und ihn mit allen Mitteilungen versah, „der beste und fähigste Minister in Preußen," und Abeken, „ein grämlicher, häßlicher Quasimodo (wahr, aber wenig schmeichelhaft!), aber voller Geist und die eigentliche Seele des Ministers Schleinitz."

So geht es weiter, aber der Leser mag es selbst nachlesen. Wir begleiten nun Crowe auf seinen fernern Reisen, nach Hannover, wo er Bennigsen trifft, und wo ihn als Engländer der blinde König empfangen will: der General von Brandis holt ihn ab zur Audienz, erfährt aber, daß er keine Uniform irgend welcher Art besitzt, worauf große Verlegenheit des Abgesandten eintritt. Gleich darauf erhält Crowe die Mitteilung, daß „Seine Majestät sehr bedauerten, aber unter diesen Umständen es vorzögen, mich nicht zu sehen." Crowe besucht die Hansestädte, geht nach Karlsruhe zu Roggenbach, der bald Minister werden sollte, verweilt wieder bei dem Herzog von Koburg und erlebt gleich darnach den Ersatz des Ministers von Schleinitz durch den Fürsten von Hohenzollern. Bismarck war schon ein Jahr vorher von Frankfurt nach Petersburg gekommen, und der englische Beobachter giebt ihm noch seinen Platz in einem kurzen Überblick über die nachfolgenden Ereignisse. Damit schließt das Buch.

Als Crowe im März 1860 nach England zurückgekehrt war, hörte er von Lord Russel zu seiner hohen Genugthuung, daß der Prinzgemahl über seine Berichte bemerkt habe, sie seien „die Arbeit eines Mannes, der über deutsche Angelegenheiten bewundernswürdig unterrichtet sei." Sie wurden für wichtig genug angesehen, „um darnach die Politik der Regierung Ihrer Majestät zu gestalten." Der Dank dafür war die Stelle in Leipzig, und so sah Crowe endlich seinen frühgehegten Plan verwirklicht, sich eine Anstellung im öffentlichen Dienste Englands zu erarbeiten. Gleich darauf heiratete er eine Deutsche, die Stieftochter seines politischen Freundes Otto von Holtzendorff in Gotha, der in zweiter Ehe mit ihrer Mutter verheiratet war, „der liebenswürdigsten und gebildetsten Frau, die ich je das Glück hatte kennen zu lernen."

In welchem Maße man bei uns in Deutschland am Ende der fünfziger und am Anfange der sechziger Jahre mit der Stimmung oder dem Verhalten der englischen Regierung rechnete, in welchen Kreisen man ihr Wohlwollen nötig zu haben glaubte und auch wohl geradezu zu gewinnen suchte, das ist jetzt längst bekannt und zuletzt unter anderm in einer bekannten Biographie des Prinzen Albert und in den Memoiren seines Bruders, des Herzogs von Koburg, mit vielen Zeugnissen belegt worden. Mit dieser Zeitrichtung hängt es ja zusammen, daß der Verfasser unsers Buches überhaupt nach Deutschland kam. Ihre Anhänger, die gleich ihm den Ritter von Bunsen für einen „fähigen und erfahrnen Staatsmann“ ansahen, sind unter uns jedenfalls nicht mehr zahlreich. Und alle übrigen, die froh sind, daß die Zeit vorüber ist, werden in ihrer Freude nicht gestört durch die Erinnerung an die Art, wie Crowe die ihm zugewiesene Aufgabe angriff. Denn er war für Deutschland nicht nur ein wohlwollender Beobachter, sondern, was mehr ist, ein verständnisvoller und vorausschender. Seine Aufzeichnungen haben als zeitgeschichtliche Dokumente selbständigen Wert. Besonders hervorgehoben zu werden verdienen noch die Worte, die ihm, als er eben in Deutschland eingetroffen war, sein Vater schrieb: Europa würde in seiner Erstarrung verharren und so lange Rückschritte machen, bis Deutschland in politischer Beziehung die Initiative ergriffe. Alle andern Länder würden Europa bloß falsch leiten, Deutschland allein könne Europa retten. Aber würde Deutschland den Mut haben? Doch man dürfe seine Hoffnungen nicht lediglich auf die Regierungen und die Diplomatie setzen. Deutschland, durch eine große Volksbewegung, aber ohne Aufstände aus dem Schlafe erweckt und unter einem Führer, dem es vertraue, zu neuem Leben angefacht, würde den nötigen Impuls geben, und wenn Preußen bereit wäre, diese Rolle zu übernehmen, so würde eine neue Ära anbrechen. Ich erkannte bald, setzt der Sohn hinzu, daß die Aussichten auf eine neue Ära stark verdunkelt, wenn auch nicht ganz hoffnungslos waren.

Apotheken oder Winkelapotheken?

Durch die Manchesterlehre, die in den siebziger Jahren durch englisches Geld und englische Federn verbreitet wurde, ist jene unheilvolle Wirkung auf die Gesetzgebung ausgeübt worden, infolge deren jedermann sich Baumeister nennen und die Thätigkeit eines solchen ausüben, jedermann den Arzt spielen darf, wenn er nur seine Gewerbesteuer bezahlt. Dieser Lehre zuliebe wollte man damals auch das Apothekergewerbe für jedermann freigeben. Da dies nun nicht

anging, ohne den ganzen Stand völlig zu ruiniren, begnügte man sich damit, eine Anzahl von Arzneimitteln dem freien Verkehre zu überlassen. Am 4. Januar 1875 erschien die bekannte Verordnung, die den Handel sämtlicher Droguen freigab mit Ausnahmen, die in zwei Verzeichnissen festgesetzt wurden. Das Verzeichnis A enthielt die Arzneiformen, die den Apotheken vorbehalten blieben, das Verzeichnis B die Droguen, deren freier Verkehr wegen ihrer Schädlichkeit oder aus andern Gründen untersagt war.

Hier wurde nun schon ein Fehler gemacht insofern, als man nicht streng genug schied und einfach sagte: Arzneien gehören in die Apotheke, Droguen zum technischen Gebrauch sind dem Verkehr freizugeben. Dieser Grundsatz, der der allein richtige ist, wurde durchbrochen; man überließ dem freien Verkehr Dinge, die lediglich Arzneimittel sind, die Malzextrakte, die Arnikatinktur, die Baldriantinktur, den Pepsinwein, die Hoffmannschen Tropfen, die Mineralpastillen und Mineralwasser, den Seifenspiritus, den Kampferspiritus, den Ameisenspiritus, die Arzneikapseln usw. Damit schuf man Apotheken außer Kontrolle, Winkelapotheken. Die nun zahlreich entstehenden Krämer, die sich Droguisten nannten und außer Stearinkerzen, Ofenlack, Konditorwaren, Tinte, photographischen Artikeln, Farbwaren, Bürsten und Pinseln, Kämmen und Parfümerien auch Arzneiwaren hielten, erweiterten bald den Kreis ihrer Thätigkeit. Das Publikum, ja der Arzt selbst war darüber im Unklaren, was eigentlich in einem Droguenladen zu haben sei und was nicht, denn wer konnte jene Ausnahmen auswendig lernen? So wurde es Gewohnheit, auch verbotne Arzneimittel in den angeblich billigern Droguenläden zu fordern, und die Droguisten beeilten sich, der Nachfrage zu genügen.

Ein zweiter Fehler war das Verzeichnis der nicht frei gegebnen Droguen und Chemikalien. Es tauchen ja fast täglich neue Mittel auf, die bei den Ärzten Verwendung finden, und alle diese sind frei, weil sie in jenem Verzeichnis keine Aufnahme haben finden können, wenn sie nicht etwa unter die den Apotheken vorbehaltnen Arzneiformen gehören. Warum nicht umgekehrt eine Liste der Droguen und Chemikalien, die dem freien Verkehr überlassen sind?

Auch der Umstand, daß dieses Gesetz die Droguen und Chemikalien im Großhandel völlig freigiebt, ohne zu bestimmen, was unter Großhandel zu verstehen sei, ist unzweckmäßig gewesen. Großhandel ist der Handel zwischen Kaufmann und Kaufmann oder zwischen Fabrikant und Kaufmann zum Weiterverkauf an den Verbraucher. Ob der Apotheker fünf Gramm eines Präparats bezieht oder fünf Kilo, ist gleichgiltig, es ist Großhandel; und wenn der Konsument fünf Kilo Senfpulver zu Fußbädern kauft, so ist das Kleinhandel. Das ist aber den Richtern nicht klar geworden, sie haben oft Droguisten freigesprochen, wenn sie von einem verbotnen Artikel größere Mengen an Verbraucher verkauften, in der Meinung, daß das Großhandel sei.

Leider hat die verbesserte Verordnung vom 27. Januar 1890 genau dieselben Fehler. Auch der Umstand, daß die genannten Artikel nur dann dem freien Verkehr entzogen sein sollen, wenn sie zu Arzneizwecken dienen, dagegen frei sein sollen, wenn sie zu anderm Gebrauch, z. B. zu Desinfektionszwecken gekauft werden, gab zur Erweiterung der Befugnisse der Droguisten Veranlassung.

Die Droguisten dürfen auch kuriren, wie es gesetzlich allen, mit Ausnahme des Apothekers, erlaubt ist; sie können also ihren Waren auch damit Absatz verschaffen.

Unter diesen günstigen Verhältnissen vermehrten sich bald die Droguisten, es bildete sich ein abgeschlossener Stand mit Organisation, Fachschule und Fachzeitung. Der Mangel an Aufsicht, die Seltenheit und Geringfügigkeit der Bestrafung machte sie immer kühner. Jetzt geht man so weit, daß man den Laden zur Täuschung des Publikums wie eine Apotheke einrichtet, das Firmenschild heißt: Flora-Droguerie, Adler-Droguerie oder dergleichen,*) schon von weitem kennzeichnet das rote Kreuz den Ort, wo der Leidende alles haben kann. Droguengeschäfte, in denen entlassene Apothekerlehrlinge zum Rezeptiren gehalten werden, sind keine Seltenheit, namentlich in den Großstädten. Die Sache ist ja auch einträglich. In Berlin kannte ich einen Droguisten, der drei Filialen hatte, in denen munter rezeptirt wurde. Der Droguist braucht kein Examen zu machen, er braucht keine Konzession, kein Laboratorium, auch alle die andern Räume nicht, die dem Apotheker vorgeschrieben sind, hat keine größern Kapitalien zu verzinsen, hat keine Taxe,**) keine Verantwortung. Erst wenn einmal ein Unglücksfall vorkommt, wird er bestraft. Daß er jedes

*) Oder vielmehr Drogerie — denn diese falsche Form greift jetzt immer mehr um sich, ebenso wie Drogen, als ob es wie Eloge, Blamage, Horlogerie auszusprechen wäre. Schreibt vielleicht jemand Intrige?

**) Daß die Droguisten billiger seien als die Apotheken, ist ein verbreitetes und vielfach geglaubtes Märchen. Die Rezepte, die als bei Droguisten gemacht vorgelegen haben, halten sich ausnahmslos an den Preis der Arzneitaxe, nur daß oft Glasstöpselgläser berechnet waren, wo sie ein Apotheker nicht hätte geben dürfen. Folgendes Beispiel aus neuester Zeit ist bezeichnend (vergl. die Pharmazeutische Zeitung vom 30. Januar 1897). Der Droguenhändler Franz Fehlauer in Graudenz hatte an zwei Damen fortgesetzt Morphium verkauft, und zwar täglich zwei Gramm zum Preise von 5 Mark für das Gramm (der Taxpreis ist 45 Pfennige). Selbst als die morphiumsüchtigen Damen in eine Heilanstalt gingen, schickte er ihnen dorthin Morphium. An die eine Dame hatte er nach gerichtlicher Feststellung auf diese Weise für 800 Mark Morphium verkauft und daran 765 Mark verdient, an die andre Dame ungefähr ebenso viel. Er wurde wegen fahrlässiger Körperverletzung zu 600 Mark Strafe verurteilt. Es verblieb also nach Abzug seiner Strafe noch ein Reingewinn von 1130 Mark! In Handverkaufartikeln wie Insektenpulver, Benzin u. dergl. mögen ja die Droguisten billiger sein als manche Apotheken. Doch ist der Apotheker auch so weit Kaufmann, daß er der Konkurrenz folgen wird; er darf aber nur die beste Ware führen, während der Droguist billigere Sorten haben kann.

Rezept macht, das ihm in die Hände fällt, und die Stoffe einfach wegläßt, die er nicht auf Lager hat, thut nichts, er ist ja „Kaufmann."

Die von den Aufsichtsbehörden angeordneten Nachforschungen nach verbotnen Stoffen haben nur geringen Erfolg. Ein Kreisphysikus erzählte, daß die Herren viele Dinge, die sie nicht halten dürfen, einfach im Komptoir haben. Kommt Revision, so hängt der Droguist ein Schild vor die Thür: Privatkomptoir. Damit ist dem amtirenden Physikus der Eintritt abgeschnitten. Finden sich dennoch verbotne Stoffe, wie Morphium, Opium u. dergl., so heißt es: das ist für den Großhandel.

Die in neuerer Zeit bei öfter bestraften Droguisten angeordneten Haussuchungen sind offenbar das letzte verzweifelte Mittel der ratlosen Aufsichtsbehörde dem ungesetzlichen Treiben der Droguisten gegenüber. Sie haben denn auch den Unwillen der Herren so erregt, daß sie sich beschwerend an den Reichstag wenden wollen, gleichzeitig, um noch mehr Arzneimittel für ihren Verkauf zu erlangen. Es ist also die höchste Zeit, eine grundsätzliche Grenze zu ziehen, um diese Geister zu bannen, die unter dem Vorwande, dem Publikum gegen die angeblich teuern Apotheker zu helfen, nur ihre Geschäfte besorgen. Arzneimittel in die Apotheke, technische Waren in den freien Verkehr, soweit sie nicht Gifte sind und den für diese vorgeschriebnen Beschränkungen unterliegen — so sollte es sein. Es wird niemals gelingen, durch Kontrolle und Revisionen die Winkelapotheken in die gesetzlichen Schranken zu weisen. Dazu sind nur hohe Geldstrafen und in Wiederholungsfällen Gefängnisstrafen geeignet, auch Schließung des Lokals, wo ärztliche Rezepte widerrechtlich angefertigt worden sind. Ein Droguist, der 500 Mark Strafe bezahlt hat, hütet sich; drei Mark machen ihn lachen.

Da es im medizinalpolizeilichen Interesse langer Vorbereitung, eines Staatsexamens und eines Diensteides bedarf, um eine Apotheke zu verwalten, so müssen die, die sich das anmaßen, ebenso bestraft werden wie die, die Patente verletzen, fremde Etiketten nachmachen oder ohne Berechtigung den Doktortitel führen. Nur strenge Strafen können hier helfen.*)

*) Medizinalassessor Dr. Springfeld beim Polizeipräsidium in Berlin äußert sich in einer amtlichen Schrift folgendermaßen: Die Ungenirtheit, mit der hier in Berlin die kaiserliche Verordnung übertreten wird, ist nach meiner Erfahrung von Jahr zu Jahr größer geworden, sodaß ich mich gar nicht mehr gewundert habe, daß eine Protestversammlung der Droguisten neuerdings erklärte, daß kein Droguist ohne die üblichen Kontraventionen mehr leben könne. Daß ein Droguist, bei dem alle Ankäufe gelingen und der alle gangbaren Apothekerwaren auf Lager hat, sich bei seinen bewußten Übertretungen auf unschädliche Mittel beschränke und die Rezeptur verabscheue, ist nicht zu glauben. Man wird kaum fehlgehen, wenn man auf Grund der Durchsuchungsprotokolle den Grad der illoyalen Droguistenkonkurrenz in Berlin auf den Nahrungsstand von mindestens zwanzig Apotheken schätzt, die Apotheke zu 8000 Mark Reingewinn gerechnet. Fragt man, wie bei diesem Konkurrenzkampf das Publikum fährt, so kann man nur sagen: es muß die Kosten bezahlen.

Auf keinen Fall darf die Gesetzgebung auf dem verkehrten Wege der Freigebung von Arzneimitteln weiter gehen, wenn sie nicht die Winkelapotheken noch weiter vermehren und den schon jetzt bestehenden Übelstand unheilbar vergrößern will.

Midaskinder

Von Hermann Oeser

(Schluß)

Röhrle saß in sich versunken da, in Gelände entrückt, wo es nicht Ost und West giebt. Als er dann das Wort ergriff, sprach er so, als hätte Viktor die von ihm angekündigte Frage gestellt, und er führe nun mitten in einem schon laut gewordnen Gedankenzusammenhange fort:

Die Wissenschaft wird kaum zu einer andern Erklärung gelangen können, als die ist, die der arme junge Mann für sich bequem gefunden hatte, von der Ihr Nachbar uns eben erzählt hat. Die Dinge wenden ihr bis ans Ende der Zeiten immer nur eine Seite zu, wie uns der Mond, und so gewährt sie keine Weltanschauung, sie nimmt das ihr Sichtbare, zergliedert und ordnet es. Sie sieht, wie äußere Familienzüge durch Jahrhunderte, äußere Völkerzüge durch Jahrtausende wiederkehren, sie sieht Eigenschaften der Vorväter und Väter in den Kindern wieder auftauchen, sie findet mit ihrer Psychologie keinen freien Willen, und kann es nicht, weil sie bis zu der Tiefe, zu der sie hinabreicht, immer noch sieht, daß der Mensch in seinem Gedankenvorrat und der Richtung seiner Wünsche und der Art seiner Entschließungen von fremden Einflüssen und Vorbedingungen, die zum Teil vor seiner Zeit liegen, schmerzlich abhängig ist, aber die Wissenschaft verfügt nur bis in eine gewisse Tiefe und Breite über die Durchsuchung des Bodens, gerade wie der Bergmann, und so sagt sie denn für sich und damit für viele Menschen, die von ihr die letzten Antworten erwarten: Der einzelne Mensch ist das Ergebnis vieler erkennbarer Vorbedingungen, man muß ihn aus seinem Milieu verstehen!

Excusez, Euer Gestrengen, hängt meinen Vater und nicht mich! fuhr die Schwester dazwischen und klapperte entrüstet mit den Nadeln ihres Strickzeugs.

Die Erklärung des Charakters, des ganzen Zuges einer Persönlichkeit aus Vererbung hat so den Vorzug der Augenscheinlichkeit für sich, daß es schwer fällt, sich von ihr freizumachen, sagte Viktor, aber sie widerspricht den Selbstaussagen unsers Bewußtseins und unsers tiefsten Lebensgefühls, das sich nur als sich selbst weiß. Und dann muß ich sagen: so gern man lieben Voreltern und Eltern jeden angebornen guten Zug im eignen Wesen verdanken möchte, wie darf man das Gute von ihnen ableiten, wenn man ihnen das angeborne Böse in uns niemals zurechnet?

Ja, Herr Zangkel, unterbrach ihn das alte Fräulein, sagen Sie es nur

gerade heraus, Sie wollen das Rechte aus sich selbst und nicht so quasi zwangsweise, weil eine Schar braver Vorfahren hinter Ihnen steht und schiebt, wie die Mutter den Stoffel zur Braut schiebt. Eigner Rauch ist besser als fremdes Feuer!

Freuen Sie sich Ihrer Voreltern, setzte Röhrle hinzu. Jeder Sohn und Enkel und Urenkel hat die That Ihres Vorvaters und die Gesinnung, aus der sie geschah, mit eignen freien Händen wieder übernommen, sie ist nur von Geschlecht zu Geschlecht bei Ihnen allen die belebende Musik gewesen, aber keine Schlachtmusik hilft, wo die Helden fehlen, und erst der Held macht den Hörnerruf und Trommelklang zur Schlachtmusik! Freuen Sie sich vor allem der zwei größten Helden unter Ihren Voreltern, von denen Sie uns erzählten, derer, die sich im Tode und im Leiden als die edelsten Midaskinder bezeugten. Nach irdischem, natürlichem Maßstabe sind große Kriegsleute, Staatsmänner, Künstler, Gelehrte, überhaupt alle, die etwas Erdengroßes geschaffen haben, die, die man berühmt nennt, und von denen man spricht; aber Gott spricht nicht von ihnen, sie sind ihm zu klein und unbedeutend. Aber jeder unberühmte und verborgne Mensch, der sein Schicksal trägt, ist vor Gott berühmt, und von ihm spricht Gott. Nicht daß er die Peterskirche gebaut und seinen Moses geschaffen hat, macht Michelangelo groß — so ist auch König Friedrich nicht groß, weil er sieben Jahre Schlachten gewonnen und Schlesien behauptet hat — groß sind sie nur, weil sie tapfer gelitten haben. Aber freuen Sie sich *aller* Midaskinder, die Ihnen je begegnet sind, und die Ihr freundliches Auge noch entdecken wird, und glauben Sie dem alten Geisterseher in Au im Winkel, daß kein Midaskind der Welt je war, was es sein *mußte*, sondern immer, was es sein *wollte*! Und so lassen Sie mich zu dem Gedanken zurückkehren, dem ich vorhin folgte, und sagen: Wenn die Gelehrten den Menschen aus seinem Milieu, also der Summe aller seiner Daseinsbedingungen ableiten, so sehe ich das Entgegengesetzte: jeder Mensch hat das Milieu, das er verdient! Die Nachtigall sucht die grüne Einsamkeit, der Schmetterling die bunte Blume, der Falke die hohen Wipfel, der gute Mensch neigt sich zum guten Menschen, der unerfreuliche Charakter sucht seinesgleichen. So trifft nach einem Gesetze, das wir nur ahnen können, die vorirdische Seele auf ihrer Wanderschaft zur Erde dort ein, wo sie ihresgleichen findet.

Spitzbuben gehen nicht in den Rappen, sondern in die „Fidele Geige," erläuterte Fräulein Regine Ulrike.

Die Seele, die irdisch wird, erhält das Milieu, das sie sich vor der Erde erworben, also verdient hat.

Aber die Menschen, die dann während der Lebenszeit auf der Erde „aus der Art" schlagen? bemerkte Viktor zögernd.

Katzen schlagen nicht aus der Art, Hühner schlagen nicht aus der Art, und Menschen schlagen nicht aus der Art, sagte das alte Fräulein mit großer Bestimmtheit.

Viktor aber warf ein: Es giebt doch in jeder großen Familie „verlorne Söhne," und in jeder irgendwie gezeichneten Familie den bekannten weißen Raben!

O, sagte Röhrle mit großem Ernst, wenn man von den Menschen das Verschwiegne hörte, dann könnte man gerade von den weißen Raben hören, wie sie in stillen Nächten nicht die Totenuhr im Holzwerk, sondern den Strom des geistigen Blutes ihrer Familie in ihren Adern kreisen hörten. Es wird doch dabei bleiben, daß keiner in ein Haus geboren wird, wohin er nicht gehört, und er findet seinen Weg dahin, wie, wir wissen es nicht.

Und es kommt keiner in ein Haus, wohin er nicht gehört! sagte mit herzlich-fröhlichem Tone das alte Fräulein. Darum Glück auf, Herr Zangkel, in unserm

Heim! Beide Geschwister nickten Viktor liebevoll zu, und sein Herz rief nach den fernen Eltern, daß sie bei ihm seien und diese treuen Seelen mit ihm erlebten.

Wie jedes Wort auf eine Weile verstummte, sprach unten das rasche, kleine Wasser, und ferne Schritte waren von der Landstraße zu hören. Bäume rauschten einmal und wieder, dann verstummte das Rauschen, blaß glänzten die Sterne am mondhellen Himmel — eine göttliche Traurigkeit umhauchte alle Dinge und zitterte durch diese Menschenherzen. Viktor ward alles dessen inne, und es wob sich in die eine große Lebensempfindung hinein, die ihn mit andern Weiten verband, er fühlte die Geisterreihe, wie sie ungesehen zur Erde zog, um dort ihr Leben, Irren und Geraten zu finden, und wie sie weiter von dannen zog aus diesem Hause zu neuen Erden mit weniger Irren und frohem Geraten in dem neuen Milieu, das man hier verdient und dort erhalten hatte.

Röhrle ehrte das stille Sinnen des jungen Gastes. Dann aber fuhr er fort: Die Schwalbe weiß nichts von Afrika, wie die vorirdische Seele von der Erde, dann kommt für die Schwalbe die Zeit, da sie spürt, die Tage werden kalt, die Blüten fallen, die Nahrung wird knapp — da kommt für die Seele die Stunde, wo ihr Leib nachläßt und zerfällt — und die Schwalbe schwingt sich auf und erreicht ihr Afrika, und die Seele schwingt sich auf und erreicht ihre Erde, die Schwalbe findet ihr Nest vom vorigen Jahre, und die Seele findet ihr Haus, wo sie leben, irren und wachsen soll. Von Gott gewichen, nach heim verlangend, wandert die Seele, bis ihr Innerstes, das kein Milieuforscher ableiten und auflösen kann, der aus der Welt Gottes mitgebrachte, heimlichste Kern sich von den fremden Flocken befreit hat, die sich ihm in der Verhaftung in die körperliche Welt angesetzt haben; die Midaskinder tragen aber aus Fernen eine Seele in unsre Zeit, die in immer wachsender Andacht und Gottesliebe von Stern zu Stern näher zur Heimat die wunderbaren Kreise der Entwicklung zieht und hier schon dem Ewigen näher ist, als andre noch tief in der Zeit und Materie Verhafteten. Sie trinken aus dem heiligen Kelche der Schönheit dem Vater aller Seelen den Morgengruß zu, wenn die Läden aufspringen und die Thüren sich zur Tagesarbeit öffnen, und sie grüßen mit diesem Kelche den heiligen Osten, der sich im Todesfeuer des Westens vorbereitet: Gott geht ihnen nicht unter, wie die irdische Sonne. Siehe, er ist bei ihnen alle Tage und Nächte!

Viktor sah schüchtern in das alte Antlitz, und eine starke Liebe lohte in ihm zu dem ergrauten, schmächtigen, von der Zeit unbesiegten Mann empor.

Eine Glocke rief. Das kleine alte, fleißige Fräulein legte das Strickzeug zusammen und küßte den Bruder auf die Stirn. Dieser aber ergriff schweigend die Lampe. Wenige Augenblicke später traten zwei alte Menschen über die Schwelle und folgten dem jungen Wandrer über die Treppe hinab auf die Straße, und welkende Hände drückten die junge Hand, und alte, tiefe Herzen liebkosten ohne Worte das junge, bewegte Herz, das neuen Schicksalen entgegenging.

Zehntes Kapitel

Herr Belloff muß sich endlich dreimal verwundern, Viktor nur einmal, aber sehr

Daß man sich einmal in seinem Leben so verwundert, wie man sich noch nie verwundert hat, kommt häufig vor, daß es aber demselben Menschen dreimal geschieht, ist gewiß eine große Ausnahme, und Herr Belloff machte diese Ausnahme.

Das erstemal kam diese Verwunderung, wie er noch keine erlebt hatte, über ihn an jenem Montag, wo Viktor mit Ernst nach Au im Winkel wanderte. Herr Belloff ging an der Schiffländе auf und ab, das Wohl von Haßlach forderte das; da er nicht die Absicht hatte, irgend jemand Schrecken einzuflößen, so entsprach das Benehmen aller Vorübergehenden ganz seiner Absicht, sie nickten ihm freundlich zu, oder bekannt zu, oder zogen die Mütze vor ihm, und er vergalt gleiches mit gleichem, nur behielt er die Mütze auf, seinem militärischen Ehrgefühl entsprechend.

Selbst die junge Dame, die von dem kleinen Kanaldampfer mit einem Köfferchen kam, fürchtete sich nicht vor ihm, sondern kam lächelnd auf ihn zu, als kennte sie Belloffs Herz, und fragte ihn mit offenbarem Zutrauen, ob er ihr sagen könne, wo man einen Wagen nach Remchingen finde. Da keine Spitzbuben mit dem Dampfer gekommen waren, auch nicht solche die Rückfahrt auf dem Dampfer zu beabsichtigen schienen, fühlte sich Belloff geneigt, dem feinen Fräulein den Weg zur „Kanne" zu zeigen, wo man Wagen sehr ungleicher Güte für Tagesfahrten haben konnte, und fühlte sich auch geneigt, das Köfferchen zu tragen. Aber sie gab es einem Jungen.

Ein Fräulein wie eine Rosa-Hyazinthe, sagte er später zu Frau Schwendeli, und so schöne Augen, braun und freundlich, und den Kopf hat sie gehalten, gerade wie ein Weihnachtstännchen. Und eine Brosche hat sie getragen, so was hab ich all mein Lebtag noch nicht gesehen. Und was meinen Sie, Frau Schwendeli, was das für einen alten, wetterfesten Polizeidiener, der sein Leben lang nur Spitzbuben in das Gesicht sehen muß, für ein Plaisir ist, wenn er da so ein liebes junges Blut ansehen darf, das wie der leibhaftige Sonntag ist?

Unterwegs fragte das schöne Fräulein, ob nicht ein junger Schriftsteller hier in Haßlach wohne. Und ob! bestätigte Herr Belloff, wir haben einen fremden jungen Schriftsteller, wohnhaft in Miete bei Frau Schwendeli Witwe, er studirt das Mädchenschulwesen in Haßlach seit vorigem Montag, und hat sich vor allem nach der Verwendung der Lehrerinnen und ihren Namen genau erkundigt. Das Fräulein errötete, und Herr Belloff sah dies, denn Gemütsbewegungen hatte der Mann des Gesetzes und der öffentlichen Sicherheit von Amts wegen zu beobachten, und es war ein Gedanke in seiner Seele zögernd unterwegs, der mit einemmale köpflings ans Ziel stürzte. Als das Fräulein fragte: Wie heißt er denn? und er erwiderte: Viktor Narzissus Zangkel, da wurde das Fräulein so rot, daß Belloff sich sagte: Aha, läuft der Hase über den Krautacker? Und dann kam eine Verwunderung über ihn, wie er — so sagte er am Montag Abend zu Frau Schwendeli — in seinem ganzen langen Leben in und außer Dienst noch keine erlebt hatte, die Verwunderung, daß er nicht gleich auf den Gedanken gekommen war, daß der junge, hübsche, feine Herr offenbar nur eine einzige Lehrerin gesucht hatte. Und hätte er die gefunden, schloß Belloff, dann lag ihm an den Schulhäusern der Haßlacher so viel, wie mir und Ihnen am Herrn Kibitz! Über diesen höchsten Grad der Gleichgiltigkeit mußten die zwei alten Haßlacher Freunde so lachen, daß Frau Schwendeli auf den nächsten Stuhl sank, und Herr Belloff einen Hustenanfall bekam, der seine Schrecklichkeit wesentlich erhöhte.

Die zweite Verwunderung, wie er doch in seinem langen Leben noch keine erlebt hatte, kam genau vierzehn Tage später über ihn, wieder an einem Montag; diesmal mehr gegen Abend. Auch diese Verwunderung hing mit der Rosa-Hyazinthe und Herrn Viktor zusammen und war auf folgende verwickelte Art möglich geworden.

Dienstag Morgen hatte Viktor früh aufbrechen wollen, aber es kam so schwer dazu. War es Bangen, war es wirklich allein der Brief, der den Eltern kindlich

offen von der Entdeckung der schönen jungen Verwandten und dem Herzenswunsche, der sich an sie knüpfte, erzählte, oder war es der auffallende Mangel an Schreibübung, denn die Feder wollte nicht vorwärts, oder war es das Gedicht von der Frau Sonnenschein, das ihm in der Seele erklang und festgehalten werden wollte — war es alles zusammen? Der Morgen ging ohne Zweifel über dem allen dahin, und Herr Ohnimus drückte seinem Gaste die volle Billigung dafür aus, daß er erst noch das Mittagbrot abgewartet habe.

Es schlug drei Uhr, als Viktor endlich unter dem alten gotischen Bau des Steinthores hindurchschritt, es schlug vier Uhr, als er die lange, herrliche Lindenallee verlassen, die von Au im Winkel hinaus in die Ebene bis zu dem Wehrzollhause führte. Hier schaute ein Vöglein vom hohen Schieferdache still und aufmerksam in die Gegend hinaus, die Viktor nun zu durchwandern hatte, und unten am Hause stand ein Wegweiser und wies in die gleiche Richtung; es schlug fünf von einer Dorfkirche herüber, da war es Viktor, als hätte ihn eine von Obstbäumen eingefaßte Straße an buntblühenden Wiesen und schönen Feldern vorübergeführt; die nächsten Stunden veränderten das Land, stille Altwasser lagen wie Seen mit schweigendem Wälderkranze im weiten Lande da, und die Straße mußte ihren Windungen folgen, wie sie einst zur Zeit der Römer dort noch dem rauschenden Fluß gefolgt war, den elementare Kräfte und Menschenwille seitdem so weit nach Westen gerückt hatten, daß nur diese wald- und schilfumstandnen Altwasser zurückgeblieben waren.

Die Dämmerung kam, vorübergehende Bauern, die von der Arbeit heimkehrten, rückten mit ihrer Angabe das Ziel immer näher und bezeichneten immer übereinstimmender das Wirtshaus zur Krone in Remchingen als das, wo auch die Jäger übernachteten, daß Viktor fröhlich ausschritt, von dem Gefühle getragen, wie nahe nun die sei, die er gesucht hatte. Doch brach das Dunkel völlig herein, bis wieder einmal ein Licht aufleuchtete — offenbar Remchingen, und davor oder daneben oder dahinter, jedenfalls nahe dabei der Wiegandshäuserhof. Viktor mußte singen vor Bewegung, und er jubelte die Worte heraus, die er heute von Frau Sonnenschein gesungen hatte, indem er ihnen die Melodie gab, die der Augenblick erschuf.

Über seinem Gesange war er, ohne es zu merken, nahe an einige Spaziergänger herangekommen, die ihrerseits in ihrer lauten Unterhaltung geschwiegen hatten, sobald die frische, kräftige und wohlklingende Jugendstimme noch in einiger Entfernung ihr Lied begonnen hatte. Viktor sah unerwartet diese dunkeln Gestalten neben sich und hatte sofort das Gefühl, die Begegnenden könnten keine Bauern sein. Auf seine Frage: Das Licht gehört wohl zu Remchingen? erhielt er die kurze und bestimmte Antwort:

Nein, das ist der Wiegandshäuserhof. Der Antwortende war ein gebildeter Mann; Viktor hörte das aus dem Ton heraus. Froh überrascht sagte er: Ah, der Wiegandshäuserhof, den ich suchte.

Und was suchen Sie dort? wurde wieder sehr bestimmt zurückgefragt.

Viktor erwiderte: Den Besitzer und die Seinen.

Vater, es ist unser Vetter Zangkel!

Viktor vernahm Dorotheens Stimme mit Herzklopfen. Da fühlte er seine Hand gefaßt, und dieselbe Männerstimme sagte offenbar freudig ernst: O, unser Vetter, der so unerwartet vor uns aufgetaucht ist! Seien Sie willkommen!

So hielt denn Viktor seinen Einzug in den Wiegandshäuserhof, indem er glaubte, daß die dunkeln Gestalten neben ihm die Eltern und Brüder Dorotheens wären; daß aber Dorothee selbst neben ihm ging, wußte er, ihre Stimme hätte er

aus tausenden wieder erkannt. Und am Familientische leuchtete die Lampe auf die neuen und ihm doch ganz vertrauten Gesichter, und ihnen war er wohl vertraut. Er erzählt von den Eltern und Großeltern, von Endenburg, von der halben Kunde von den fernen Verwandten, von dem, was die Seinen von dem Ahnherrn wissen, und das ist für die Wiegandshäuser Leute eine köstliche Kunde, sie verstehen nun, wo sie von seinem Tode in den Wellen hören, das Bild, das einst das „Herrenhaus" schmückte und alle Zuhörer nehmen den frischen, ernsten, treuherzigen Mann in ihr Herz auf, soweit das nach den Beobachtungen des geschultesten Menschenkenners in Haßlach nicht schon früher geschehen war. Das Du wird mit ihm getauscht, und drei Tage später liest es in Endenburg die Mutter mit Thränen, und der Vater mit Lächeln, wie es der Sohn gefunden hat. Sie macht in Gedanken sofort die schöne Mansardenwohnung in ihrem herrlichen Gärtnerhause für die Kinder frei, und der Vater teilt mit ihr die Zimmer dieser kleinen, allerliebsten Wohnung für das junge Paar ein, und hundert kleine Fältchen spielen an seinen Augen.

Viktor schwieg die nächsten Tage von seinen Wünschen. Aber die feine, stille Mutter Dorotheens, in der alle Sanftmut als ein Trost und eine Zuflucht für den starken Mann, für die Kinder und alle Hausgenossen wohnte, und der Vater, der auf die Menschen teilnehmend acht zu haben gewöhnt war, sahen bald, wie es stand, und verbargen es ihm nicht, als sich die Gelegenheit ungewollt ergab. Sie saßen abends alle vor der Thür, die aus dem Garten in das Haus führte, so ausruhend, wie man auf dem Lande ausruht. Da begann der Hausherr: Dorothee hat uns erzählt, daß du in Haßlach ein Buch schreiben wolltest; wie weit bist du damit gekommen? Viktor sagte mit einem halb fröhlichen, halb verlegnen Lächeln: Soll ich deine Frage der Wahrheit gemäß beantworten? Dorothee stand auf, sie hatte noch etwas im Hause zu thun, wie sie sagte. Als sie gegangen war, erzählte Viktor, daß sein Herz darauf bestanden habe, Dorotheen wiederzusehen, und daß er alle Schulen und Institute Haßlachs eine Woche lang belagert habe, da sie ihm gesagt hätte, daß sie Lehrerin sei.

Da thatest du wohl daran, mein Sohn, daß du sie suchtest, sie verdiente es, sagte Dorotheens Vater, die Mutter aber reichte ihm die Hand.

Dann vergeht ein Tag, so erinnert sich Viktor, wenn er später an diese sonnigen Tage zurückdenkt, und auch Dorothee meint, ein Tag. Der Briefbote kommt und geht. Und einen Tag später sagt die Sonne: Es ist so schön draußen! — Es geht ein Weg durch einen Wald, wie vordem der nasse Winkel war, dunkle Wasser überdecken den Waldboden, und Hagebuchen wachsen in hohen Lodenschößlingen prächtig aus diesem dunkeln Grunde herauf, und mitten durch diesen, in seinen Wipfeln lichten und sonnigen Wald führt ein Dammpfad, fest aufgeworfen, sicher, aber nicht breit; zwei Leute können nebeneinander darauf gehen, am sichersten allerdings, wenn sie sich umfangen, und aus diesem Grunde offenbar gehen Viktor und Dorothee diesen von Sonnenlichtern überspielten, von schwebenden Schatten verdunkelten, von Gräsern überglitzerten Pfad tief, immer tiefer in den Wald hinein, langsam, Hand in Hand, Arm in Arm, umschlingend und umschlungen, und diese Weise zu gehen scheint beiden die sicherste. Und sie sieht ihn an, wie ihn noch kein Auge angesehen hat, und er hat einen Blick und hat Worte und hat ein Schweigen — Dorotheen überschüttet das alles das starke, junge Herz mit Freudenschauern, von denen sie nichts wußte, als sie den Weg zur Großmutter ging, und ein junger Wandrer sie einholte.

Und so verwunderte sich Herr Belloff zum zweitenmale, wie er sich noch nie

in seinem Leben verwundert hatte: er stand am Montag Abend auf dem Markte und beobachtete alles Bemerkenswerte, eine Arbeit, die ihn nicht eigentlich anstrengte, denn es fiel nichts Bemerkenswertes vor. Da trat mit wohlgefüllter Brieftasche der Briefträger Wildenthaler auf seinem letzten Postgange an ihn heran, froh die Treppen zu Belloffs Dachwohnung erspart zu haben, und winkte seinem alten Schul- und Kompagniekameraden schon aus der Ferne mit einem Briefe zu. Belloff rollte die Augen, wich aber nicht von der Stelle. So kam der Prophet zum Berge und gab ihm eine zierliche Verlobungskarte. Und hier geschahs, hier kam die große Verwunderung übermächtig über ihn: da standen die zwei jungen Leute mit demselben Familiennamen — womöglich Vetter und Base! dachte Herr Belloff — und beehrten sich, ihm ihre Verlobung anzuzeigen, und Belloff freute sich bis in den Grund seines wackern alten Herzens hinein, und er fühlte, daß er sofort zu Frau Schwendeli eilen müsse, oder zu Herrn Allgäuer, es zog ihn zu beiden, und er sah bald unruhig nach der Richtung hin, in der die Zotzelsgasse lag, bald nach dem Altmarkte, es war ein schwerer Kampf. Und da er in der Weise nicht zu beenden war, wie es sein Herz verlangte, daß er gleichzeitig in zwei Häusern die Nachricht verkündigte, so war es gut, daß in dem Augenblicke, wo seine innere Not und sein qualvolles Mienenspiel auf das höchste gestiegen war, von der Zotzelsgasse her im Sturmschritte Frau Schwendeli mit einem Briefe heraneilte, und vom Altmarkte her, ohne Brief, Allgäuers Waisenkind. Hören Sie, Belloff, keuchte Frau Schwendeli — ach, Herr Belloff, rief das Mädchen, und dann kam ein Dreiklang reiner Freude. Frau Schwendeli hat soeben eine Verlobungskarte erhalten, Herr Belloff hat soeben eine Verlobungskarte erhalten, Herr Allgäuer hat einen Brief bekommen — einen Brief, denn er ist ein Vetter, so glauben sie, von Braut und Bräutigam, aber von lange her, „sieben Suppenschnitten weit," meint das Mädchen. Und nun kommt eine ganz neue Verwunderung. Herr Belloff sieht Frau Schwendeli an und schweigt, Frau Schwendeli sieht Herrn Belloff an und faltet die Hände, und eine reine Freude ist über ihnen, und Viktor sieht sie, so fern er von ihnen ist, denn zwischen Remchingen und Haßlach liegen acht Stunden Wegs.

Und endlich kommt die dritte Verwunderung, wie er sich nun aber wahrhaftig noch nie in seinem langen Leben verwundert hat, und diese kam über ihn nicht lange nachdem, so meint Herr Belloff, sehr lange nachdem, so meint Viktor, in der That aber nicht so lange nachdem das junge Brautpaar Herrn Belloff auf der Straße getroffen und ihn zuthunlich begrüßt, bei Frau Schwendeli Viktors kleinen Besitz gepackt und sich von der gutherzigen Frau mit aufrichtigem Danke verabschiedet, bei Allgäuer gute Stunden verbracht, die Großmutter im Herrenhause besucht und mit ihr noch einmal bei Allgäuer vorgesprochen hatte. Nicht so lange nachher kam eine zierlich gestochne Karte an Herrn Belloff, diesmal aber kam sie zu ihm herauf in seine Wohnung, wie es sich geziemte, und ein „Hofmeister" Ludwig Narzissus Zangkel lud im Auftrage seiner Schwester und ihres Verlobten Herrn Polizeisergeanten Michael Leopold Belloff zu ihrer Hochzeit zu Au im Winkel auf Dienstag, den 3. September ein. Trauung um ein Uhr, murmelt Herr Belloff, denn er ist sprachlos, Festmahl im Gasthof zum Rappen um zwei Uhr — beim Ohnimus, spricht Herr Belloff lauter und gesammelter, und er sieht seine kahle Stube, seinen unpolirten Tisch und seinen zerbrochnen Spiegel an, als ob sie ihm bei ihrer größern Fertigkeit im Lesen lateinischer Kursivschrift sagen müßten, ob er sich etwa verlesen hätte. Aber es stand alles so da, wie er es gelesen hatte, und er setzte sich auf einen Strohstuhl mit sehr brüchigem Geflechte und strich sich über die Stirn und seufzte und rollte die Augen. Auf so etwas war er doch nicht gefaßt gewesen. Ja ja, das ist ein

nobler Herr! Nein, das ist ein guter, treuer Mensch — von der alten Sorte! Lädt den alten Belloff ein! Und die junge, liebe Braut — auch von der alten Sorte! So giebts heutzutage gar keine Menschen mehr!

Es bleibt dabei — er ist eingeladen. Aus der Hauptstadt, von Haßlach, von Remchingen, von Endenburg, von da und dorther rollen Wagen heran nach dem Städtlein, wohin der Wiegandshäuserhof eingepfarrt ist. Ernst wohnt mit andern Gästen im Rappen und begründet dauernd eine gute Meinung bei Herrn Ohnimus. Fabricius, der alte Freund des Herrn Emmanuel Narzissus, beherbergt im geräumigen Hause die Braut und alle die Ihren, am Unterthore aber, bei dem alten Gottesschauer und seiner hurtigen Schwester wohnen die Eltern Viktors mit dem Sohne und dem „Herrn Vetter," denn so heißt Allgäuer bei den Alten fortan und auch bei den Jungen, nur das Brautpaar ist ihm in der Anrede näher getreten, aber sie lieben ihn alle und teilen alle seine Überzeugung, daß er zu ihnen gehöre und sie zu ihm, und er wird am 3. September den lange heimgegangnen Großvater Dorotheens, Ludwig Narzissus Zangkel, an der Seite der grauen Herrin des Herrenhauses vertreten, und er wird eine Gabe zum Feste bringen, die dem jungen Paare vielleicht über alle Gaben gehen wird, das Bild des Ahnherrn.

Der 2. September warf Kastanienblätter in Menge auf die Straßen und Raine, gelbe Lindenblätter wirbelten von hohen Ästen herab und suchten neckisch den breitrandigen Hut der Braut, da sie mit Viktor langsam die Lindenallee nach Radlos und dem Wehrzollhause wandelten; holde Worte gingen zwischen ihnen und Gedanken von zarter, stiller Liebe und das Leben besiegender Lauterkeit woben schweigend hinüber und herüber. Viktor glaubt schon das ganze Leben vor sich zu sehen, wie es wird, und Dorothee hört ihm frohgemut zu.

Aber eins sah er, der Kluge, nicht voraus, eine Überraschung, die Dorothee für ihn hatte. Herr Belloff leitete sie im rechten Augenblicke ein. Am 3. September abends, als die Festfreude durch den Saal wogte, erzählte er die Geschichte seiner drei Verwunderungen und übersah in seinem Eifer, wie groß der Kreis war, der ihm zuhörte, denn es war niemand da, der seine Art falsch verstanden hätte.

Glaubst du wohl, sagte Viktor zu seiner jungen Frau, daß ich den alten Belloff auch unter die Midaskinder bringe? — Nein, ich glaube es nicht, sagte sie mit einem leuchtenden Lächeln. — Und warum nicht? — Du, mein Viktor, erlebst die Midaskinder, da kommt man nicht zum Schreiben, und andre schreiben sie. Bei diesen Worten nahm sie neben einem Blumenstocke, wo sie das Geheimnis verborgen hatte, ein zierliches Bändchen mit glänzender Goldpressung und schlug den Titel auf. Viktor las mit einer Verwunderung, die noch über die drei Verwunderungen des Herrn Belloff hinausging: Midaskinder. Vierzig Umrißzeichnungen von Philipp Säuerlich. Stuttgart, Verlag der J. G. Cottaischen Buchhandlung.

Maßgebliches und Unmaßgebliches

Von der Donau. Kürzlich lasen wir irgendwo, der politische Wetterwinkel liege jetzt nicht mehr an der untern Donau und am Bosporus, sondern in Hinterasien, und andern scheint er nach Südafrika verlegt zu sein. Doch werden wohl alle internationalen Verwicklungen daran nichts ändern können, daß jedem das Hemd näher sitzt als der Rock, daß die Donau am Schwarzwald entspringt, und daß es unmöglich gleichgiltig sein kann für die Deutschen, ob in den Ländern zwischen dem Erzgebirge und dem Goldnen Horn Türken, Russen, ein Gemisch kleiner Slawenstämme oder Deutsche herrschen. Mit dem vorläufigen Abschluß der jüngsten Balkankrise ist ja, wie es scheint, alle Welt zufrieden, einschließlich der Demokraten und der Anhänger der Großdeutschlandsidee. Diese halten es für ein Glück, daß die Entscheidung hinausgeschoben worden sei, weil wir bei dem gegenwärtigen Zustande unsrer Flotte nicht imstande gewesen wären, in die Regelung der orientalischen Angelegenheiten thätig einzugreifen und unsre Ansprüche an die türkische Erbschaft geltend zu machen, während jene sich freuen, daß durch die Stärkung der Türkenmacht dem Vordringen der Russen ein Riegel vorgeschoben sei. Jedenfalls aber, und das bleibt die Hauptsache, kann die gegenwärtige Entscheidung nicht für endgiltig angesehen werden. Daß die Türken gute Soldaten, geborne Soldaten sind, hat niemand bezweifelt; eben dadurch sind sie ja Jahrhunderte hindurch der Schrecken Europas gewesen, und daß sie diese Eigenschaft in unserm Jahrhundert nicht eingebüßt haben, davon hat sich die Welt im letzten russisch-türkischen Kriege überzeugt. Aber an ihrer Unfähigkeit, einen den heutigen Anforderungen entsprechenden europäischen Staat einzurichten, kann diese einseitige Begabung so wenig etwas ändern wie an der Thatsache, daß sich ihre Zahl stetig vermindert, während bei den nach der türkischen Erbschaft lüsternen Völkern die Kopfzahl steigt.

Für uns ist es verhängnisvoll, daß unsre natürliche Brücke zum Orient, das österreichische Deutschtum, von Tag zu Tage morscher wird. Der Lärm, den die Deutschen am 6. und 7. Mai im österreichischen Abgeordnetenhause verführt haben, macht nicht den Eindruck erwachenden Kraftgefühls, sondern den des Bewußtseins der Ohnmacht; der Starke lärmt nicht, sondern er handelt. Auf das Handeln aber haben die vereinigten oppositionellen deutschen Parteien unmittelbar nach dem großen Radau verzichtet. Sie hatten feierlich ihre Absicht, Badeni durch Obstruktion zu stürzen, verkündet, und als sich die erste Gelegenheit zur Obstruktion darbot, machten sie davon keinen Gebrauch. Am 10. Mai stand der bulgarische Handelsvertrag zur Beratung, und die Abgeordneten der deutschen Linken nahmen daran teil, als ob nichts vorgefallen wäre. Wenn sie das damit entschuldigen, daß sich die Obstruktion nicht auf Gegenstände des Volkswohls erstrecken dürfe, so ist das eine faule Ausrede. Denn bei Gegenständen, die das Volkswohl nicht berühren, läßt sich gar keine wirksame Obstruktion treiben; auch kann das Volkswohl unmöglich von dem augenblicklichen Abschluß eines Handelsvertrags mit dem kleinen Bulgarien abhängen, und überdies wird heute den Handelsverträgen in aller Welt so viel Böses nachgesagt, daß die Verhinderung eines solchen keineswegs allgemein als ein Attentat auf das Volkswohl angesehen werden würde. Der Justizminister Graf Gleispach wird also wohl Recht gehabt haben, als er am 7. Mai die Worte aussprach, die den tollsten von allen tumultuarischen Auftritten der beiden Tage hervorriefen, es stehe für Juristen wie für Nichtjuristen fest, daß sich die Regierung mit der Sprachenverordnung keiner Rechtsverletzung schuldig gemacht habe, und daß

die Herren, die den Antrag auf Versetzung der Minister in den Anklagezustand unterschrieben hätten, eine solche Anklage gar nicht ernsthaft gewollt hätten. Ganz derselben Ansicht sind auch die Wiener Arbeiterzeitung und die Schlesische Zeitung, und da kein Mensch die eine dieser drei Autoritäten im Verdacht haben kann, daß sie sich von einer der andern beiden beeinflussen lasse, so darf dieser Übereinstimmung wohl einiges Gewicht beigelegt werden. Die Schlesische hält auch schon die Entrüstung der Deutschliberalen über die Sprachenverordnung nicht für echt, während sie bei den Deutschnationalen gewiß echt sei; jene heuchelten sie nur, um sich ein Plätzchen in der Regierung zu erzwingen. Unter diesen Umständen fallen die groben Schimpfworte, mit denen die oppositionellen Redner die Minister überhäuft haben, auf sie selbst zurück. Geradezu wahnsinnig aber muß man es nennen, daß der deutschnationale Abgeordnete Wolf die Tschechen ein „kulturell minderwertiges Volk“ nannte. Niemand kann gründlicher als wir davon überzeugt sein, daß die Slawen mit den Deutschen verglichen minderwertig sind, aber wenn man die Stellung einer deutschen Minderheit in einem Staate befestigen und ihren Einfluß erweitern will, so fängt man nicht damit an, die Mehrheit tötlich zu beleidigen. Die Deutschen machen in ganz Österreich-Ungarn ein Viertel, in Cisleithanien ein Drittel der Einwohnerschaft aus, die oppositionellen Deutschen aber haben von diesem Drittel noch nicht einmal die Hälfte. Denn die klerikalen Älpler sitzen mit den Slawen in der Mehrheit, und die Antisemiten Luegers gelten als heimliche Verbündete der Klerikalen. Von dem so verbleibenden Sechstel wird nun noch dazu die eine Hälfte als „judenliberal“ verschrieen und beschuldigt, daß sie jederzeit bereit sei, die nationalen Interessen gegen einen Platz in der Regierungsmehrheit zu verschachern, während die leidenschaftlichsten unter den Deutschnationalen, die um Schönerer, nicht bloß mehr über die Grenze *schielen*, sondern auch schon über die Grenze zu *gehen* anfangen, nach Dresden usw., wodurch sie die Regierung mehr und mehr den Slawen in die Arme treiben. Und schließlich fällt jenes Sechstel der Parteigänger nicht etwa mit dem Sechstel der Bevölkerung zusammen, denn die meisten deutschen Arbeiter sind ebenso wie ihre tschechischen und polnischen Genossen Sozialdemokraten und pfeifen auf den Nationalitätenstreit.

In solcher Lage kann dem Deutschtum nicht mit wüstem Geschimpf und lärmenden Auftritten geholfen werden, sondern nur mit Einigkeit und indem man durch überragende Kulturleistungen moralische Eroberungen macht. Auf das zweite muß umso mehr Gewicht gelegt werden, als die der Zahl nach stärkste Slawennation, die tschechische, nicht in dem Grade minderwertig ist, daß sie im wissenschaftlichen, künstlerischen, gewerblichen und politischen Konkurrenzkampfe mit den Deutschen gar keine Aussicht hätte. Daß ihre politischen Führer denen der Deutschen an Talent nachstünden, wird man kaum behaupten können. Im Gespräch mit einem Vertreter der Neuen Freien Presse, die am 15. April darüber berichtete, hat der frühere jungtschechische Abgeordnete Professor Masaryk Ansichten entwickelt, an deren Mäßigung und Verständigkeit sich die Deutschnationalen ein Beispiel nehmen, und aus denen die Deutschliberalen so manches lernen könnten. Wir wollen daher, obgleich diese Unterredung schon vor mehr als vier Wochen stattgefunden hat, die Hauptgedanken Masaryks nachträglich noch der Beachtung empfehlen. Auf das sogenannte böhmische Staatsrecht, mit dem sich die Tschechen brüsten, legt er kein Gewicht; er bestreitet daher, daß sich die tschechischen Arbeiter durch ihre Teilnahme an der sozialdemokratischen Erklärung gegen die „vergilbten Pergamente“ eines Verrats an ihrer Nation schuldig gemacht hätten, und er wünscht kein böhmisches Staatsrecht, kann sich auch keins denken, das gegen die Deutschen

gerichtet wäre; er sieht die „Ehrenaufgabe" der Tschechen darin, mit den Deutschen einen ganz ehrlichen Frieden zu schließen, damit beide Völker ruhig neben einander arbeiten können. Die Staatsverfassung müsse selbstverständlich modern sein, und nicht das historische, sondern das Naturrecht müsse ihr zu Grunde liegen. In der Sprachenfrage habe demnach nichts andres zu entscheiden als das Bedürfnis. Dieses aber erfordere allerdings die Zweisprachigkeit, nicht zwar der Beamten, aber der Ämter. Nicht alle Beamten brauchten in tschechischen Bezirken deutsch, in deutschen tschechisch zu können, es genüge, wenn durch einige zweisprachige Beamte für das Bedürfnis gesorgt sei. Manche Bestimmungen der Verordnung gingen zu weit; um einer bloßen Lappalie willen auf eine deutsche Eingabe deutsch zu antworten, könne einem tschechischen, das entgegengesetzte einem deutschen Gerichte nicht zugemutet werden. Auch dürfe man die deutschen, tschechischen und gemischten Bezirke nicht mechanisch nach der Kopfzahl abgrenzen, da z. B. zehn deutsche Fabrikanten in einer tschechischen Stadt dem Gericht und dem Steueramte mehr zu schaffen machten als tausend andre Einwohner. Was die gegenwärtige Haltung der jungtschechischen Partei anlangt, so glaubt er, daß sich in der Wählerschaft eine starke Opposition dagegen erheben werde. Denn der Eintritt in die Regierungsmehrheit bedeute unter den gegenwärtigen Umständen nichts andres als die Begünstigung des Klerikalismus, von dem die Tschechen nichts wissen wollten. Nachdem sich die Liberalen durch ihre arbeiterfeindliche Haltung um allen Einfluß gebracht hätten, sei leider die Sozialdemokratie als der einzige entschiedne und organisirte Gegner des Klerikalismus und — Antisemitismus übrig geblieben. Masaryk ist nämlich nicht bloß ein entschiedner Gegner der Klerikalen sondern auch der Antisemiten, und er bedauert es, daß die Jungtschechen mit den Klerikalen und auch mit den Antisemiten anbändeln. „Ein Abgeordneter, der sich den Klerikalen verschreibt, ist kein Jungtscheche mehr, und eine Partei, die einen solchen Abgeordneten in ihrer Mitte duldet, ist keine jungtschechische Partei." Wie weit die tschechische Wählerschaft diese Auffassung des Professors teilt, können wir nicht beurteilen. Sicher ist nur so viel, daß die Tschechen in jedem Falle vorläufig bessere Aussichten haben als die Deutschen, und daß, wenn diese sich nicht ganz gewaltig zusammenraffen, dem südöstlichen deutschen Bollwerk das Schicksal des nordöstlichen droht, dem man in Anbetracht seiner exponirten Stellung und der Schwäche seiner Besatzung das Zeugnis geben muß, daß es sich tapfer gehalten hat.

Soziales. Herman Grimm läßt in seinem neuesten, sehr gedankenreichen Buche (Beiträge zur deutschen Kulturgeschichte) in Bezug auf Carlyle noch einmal abdrucken, was er schon vor vier Jahren gelegentlich einer Biographie Carlyles von Nichol gesagt hatte, er muß es also für ebenso zutreffend wie bisher nicht genügend beachtet ansehen. Wir lesen da unter anderm: „Bücher, die heute über ihn geschrieben werden, können einstweilen nur Kompromisse sein. Die weitere Litteratur erst, die sich mit Carlyle beschäftigt, wird zum Vorschein bringen, worin das liegt, was den Mann so bedeutend und unentbehrlich machte." „Möglich ist heute nur, einige der Linien zu ziehen, in deren Umrissen Späterlebende Carlyle vielleicht einmal erblicken werden." Vielleicht einmal! Das ist freilich wenig. Und alles ist übersubtil ausgedrückt, und wenn man näher darüber nachdenkt, so weiß man doch nicht recht, was es praktisch bedeuten soll. Viele lesen in Deutschland Carlyle, manche lesen ihn wiederholt und bleiben dauernd dabei, was bei seiner Ausdrucksweise doch kein oberflächliches Vergnügen ist. Vielleicht haben sie aus seinen Büchern nicht alles behalten, haben auch wohl manches einzelne nicht bis auf den Grund

erwogen, aber sollten sie nicht den Mann in seiner Bedeutung und den Wert seiner besondern Mitteilung erkannt haben oder wenigstens erkennen können, und zwar nicht bloß in Linien, die erst nach Menschenaltern zu Umrissen werden können? Man sollte im Gegenteil meinen: was für Carlyle fast alles bedeutet, die soziale Frage, wäre noch niemals, solange die Welt steht, jedem einzelnen Menschen so nahe getreten wie heute, und da sollten wir allesamt solche Tölpel sein und noch nicht sehen können, worin Carlyles Größe lag? Wozu also solche Subtilitäten, die uns etwas an eine Redensart einer alten Tante erinnern, nur daß darin die Zeitrichtung umgekehrt und aus dem „noch nicht" ein „nicht mehr" geworden war. Wenn man nämlich mit ihr über eines ihrer Lieblingsbücher sprechen wollte, so pflegte sie das alsobald mit der Wendung abzuschneiden: Man hat dafür kein Verständnis mehr. Mit dem „man" meinte sie natürlich alle außer sich.

Auch das folgende Urteil H. Grimms dünkt uns seltsam. „Wer sich heute mit Carlyles Leben beschäftigt, wird nicht umhin können, von den vier Bänden der Briefe Notiz zu nehmen, die seine Frau schrieb, und die Froude herausgegeben hat. Lassen wir auf sich beruhen, ob es gut war, diesen ungeheuern Kehrichthaufen häuslicher Existenz sichtbar werden zu lassen; er ist nun einmal da, und es muß damit gerechnet werden. All dieser Schund wird die Zeit verzögern, wo wir den Mann unbefangen nur nach seinen bleibenden Werken beurteilen." Diese Bücher sind nun fast fünfzehn Jahre alt, sie sind längst ins Deutsche übersetzt worden, und unzählige Leute haben nicht etwa bloß „nicht umhin gekonnt," von ihnen Notiz zu nehmen, sondern sie haben sie wirklich gelesen. Und viele wieder unter diesen würden es ohne Frage bedauern, wenn dieser „Schund" nicht erschienen wäre, für so wertvoll halten sie ihn. Wir lernen nämlich daraus für Carlyle, was doch wahrlich zum Wesen seiner Wissenschaft gehört, daß er — praktisch — sich selbst nicht helfen konnte. Er hat eine Weltanschauung, mit der er uns nachdenken lehren kann, er kann uns über manches trösten, vielleicht auch einzelne Menschen in einzelnen Dingen bessern, aber die Welt ändern und verbessern, das kann er so wenig, wie es jemals eine Wissenschaft oder Kunst können wird. Das also sehen wir an seinem eignen Leben. Und wenn übrigens ein so einsichtsvoller Mann das Material dafür als Kehricht ansieht, so wäre es wohl an der Zeit, einmal ein besondres Kapitel über Herrn und Frau Carlyle für deutsche Leser zu schreiben.

Daß ein kleines Buch von Schulze-Gaevernitz (Carlyle, seine Welt- und Gesellschaftsanschauung. Berlin, Ernst Hofmann u. Comp.) nun schon in zweiter Auflage erscheint, beweist doch auch, daß man sich bei uns jetzt viel mit Carlyle beschäftigt, vielleicht nicht immer so gründlich, um Essays darüber veröffentlichen zu können, aber doch gewiß nicht immer mit dem Verzicht, das Gelesene auch zu verstehen und es in weiterm Nachdenken sich fruchtbar zu machen. Das Buch ist keine Biographie, sondern es versucht, Carlyles Weltanschauung systematisch nach ihren einzelnen Abteilungen darzulegen. Es ist klar und gut geschrieben, interessant zu lesen und eignet sich besonders gut zur Einführung in das Studium Carlyles. Der Verfasser ist bekanntlich Nationalökonom (der Ausdruck dismal science für seine Wissenschaft rührt übrigens nicht von Carlyle her, sondern von dessen Freunde, dem Ästhetiker Ruskin). Er ist der Meinung, daß Carlyles sozialpolitische Anschauungen sich in neuerer Zeit folgerichtig fortgebildet hätten in der Organisation der englischen Gewerkschaften und Genossenschaften. Was Carlyle auf Grund seiner Kenntnis der wirtschaftlich zurückgebliebnen Verhältnisse der dreißiger und vierziger Jahre noch nicht hätte wissen können (er starb freilich erst 1881), das sähen wir, d. h. zunächst Schulze-Gaevernitz, erfüllt und beinahe vollendet in der friedlichen

Disziplinirung der englischen Arbeitermassen. Ausführlicher hat Schulze-Gaevernitz, wie man weiß, diese Meinung in einem größern Werke, dem „Sozialen Frieden," zu begründen versucht. Weil aber dieses Buch inzwischen vergriffen, und er zur Zeit nicht in der Lage ist, es neu zu bearbeiten, so hat er der zweiten Auflage seines Carlyle eine Abhandlung angehängt, die zuerst 1895 als Flugblatt bei Vandenhoeck und Ruprecht in Göttingen erschien: „Die Genossenschaftsbewegung der englischen Arbeiter." Von den darin vorgetragnen Ansichten gilt wohl zunächst, wie ein Redner des Reichstags kürzlich mit feiner Ironie bemerkte, daß sie dadurch nicht richtiger werden, daß man sie öfter wiederholt. Andre Kenner der englischen Zustände haben vielmehr den Eindruck gewonnen, daß sich das Verhältnis zwischen Unternehmern und Arbeitern gerade in neuester Zeit recht weit vom sozialen Frieden entfernt habe, und es scheint demnach mindestens nicht, als ob mit dem Maße von Lebenserfahrung, wie es bis jetzt dem Verfasser zu Gebote steht, eine endgiltige Abschätzung der ungeheuer verwickelten Bewegung erreicht werden könnte.

Den Vortrag, den Lujo Brentano vor kurzem in dem sozialwissenschaftlichen Verein der Münchner Studirenden gehalten hat: Die Stellung der Studenten zu den sozialpolitischen Aufgaben der Zeit (München, Beck), haben wir schon im 10. Hefte eingehend besprochen. Wer etwas ungewöhnlich klares im Bereich der nationalökonomischen Redeweise lesen will, der lese diesen Vortrag. Wir sind mit seinem Inhalte durchaus einverstanden. Der Student hat zu arbeiten, und wenn seine Arbeit auf praktische und umstrittene Fragen trifft, erst zu lernen, wie es mit Recht und Unrecht steht, ehe er öffentlich urteilen und im Kampf der Meinungen als Schriftsteller auftreten darf. Daß es freilich eine Wissenschaft gebe, die in diesem Kampfe zeigte, wo Wahrheit und Recht sei, und wo nicht, die also in hundert Einzelfragen ermitteln und lehren könnte, nach welcher Seite das Ganze, der Staat mit seiner Entscheidung oder Gesetzgebung eingreifen soll, das läßt sich ja nicht behaupten und auch für die Zukunft nicht erwarten. Aber wir wissen trotzdem nicht, was ein Professor seinen Schülern besseres sagen könnte, als daß er ihnen für später rät, das Ganze vor den Teilen zu achten und anstatt der Sonderinteressen dem Allgemeinen zu dienen. Und wenn er ihnen schließlich auf diesem Wege den Sieg verheißt, so beruht diese Hoffnung auf dem Glauben an ein Ideal, und Ideale haben ist in jedem Falle schön.

In der Presse ist über den Vortrag viel geschrieben worden. Den Liberalen, die Brentano erwähnt, konnte seine Redeweise so wenig gefallen wie den Nationalsozialen, die er nicht nennt. Den einen scheint er zu mißtrauisch gegen die Unternehmer zu sein, den andern mißfällt es, daß er, der ehemalige Kathedersozialist, den gebildeten Jüngling nicht ohne weiteres zu ihrem fröhlichen Jagen losläßt. Die Zeit meint, und die Münchner Akademische Revue bringt das empfehlend in Erinnerung: „Die Bildungskreise haben eine sehr hohe politische Bedeutung, aber sie können nichts andres thun, als sich einer aufstrebenden Schicht anschließen, wenn deren Aufstreben für das Vaterland nötig geworden ist. In diesem Sinne gingen vor fünfzig Jahren die Studenten mit dem sich emporringenden Unternehmer, und in demselben Sinne werden sie nun je länger desto mehr mit dem aufstrebenden gelernten Arbeiter gehen wollen. Der bürgerliche Liberalismus hat ohne seine Akademiker nicht siegen können, und der Sozialismus braucht dieselben Helfer, wenn er Erfolge erringen soll." Das soll gewiß nicht bloß auf die Studirenden der Nationalökonomie gehen und soviel heißen, als daß sie in ihren Seminararbeiten früher zu Gunsten der Unternehmer ihre Erhebungen angestellt hätten und jetzt mit größerm Vergnügen für die Arbeiter erheben und aussagen möchten — obwohl

das ja auch teilweise mit gemeint sein mag —, sondern es soll allgemein für die sozialen Anschauungen und Neigungen der Studenten gelten. Wenn uns nur jemand sagen wollte, wie das gemacht werden könnte, dieses mit den Arbeitern gehen, und worin die „Erfolge“ bestehen sollen! Doch nicht bloß darin, daß die Arbeiter Universitätskurse besuchen und dadurch klüger werden? Vielleicht wäre es dann zunächst einfacher, daß die Studenten noch etwas weniger lernten, damit sich das Zusammengehen leichter machte. Aber das Ziel? Bekanntlich haben die Nationalsozialen den Satz aufgestellt, wie die Bildung und die Wissenschaft im achtzehnten Jahrhundert den dritten Stand geschaffen hätten, so sollten sie im neunzehnten oder zwanzigsten den vierten nicht etwa nur heben (denn das wollen wir doch wohl alle), sondern an die Spitze bringen. Wir meinen: das ist Geschichtsphilosophie oder, wie man früher sagte, Doktrinarismus, denn sobald man darüber nachdenken wollte, wie das zu machen wäre, würde man auf Unsinn kommen. Ein nationalsozialer Professor der Volkswirtschaft hat sich vor einiger Zeit auf einem Parteitage seiner Richtung zu folgender Tirade verstiegen: „Das Drohende unsrer Lage ist, daß die bürgerlichen Klassen als Träger der Machtinteressen der Nation zu verwelken scheinen, und noch keine Anzeichen dafür vorhanden sind, daß die Arbeiterschaft reif zu werden beginnt, an ihre Stelle zu treten.“ Ähnliches hat man seither öfter gelesen, und wer gewohnt ist, hinter Worten einen Sinn vorauszusetzen, könnte wohl auch hier seine Gedanken anstrengen, eine Wahrheit zu finden. Also Arbeiter, die unsre Interessen vertreten, auch nach außen vertreten, die also gebildet sein müssen wie Minister und erfahren wie Generale: wenn sich jemand das als jemals erreichbar vorstellen, oder wenn er glauben kann, daß Nähmädchen künftig zugleich Musikvirtuosinnen sein und Kritiken schreiben, oder daß Hausknechte Litteraturabende haben werden, dann hat jener Satz für ihn einen Sinn. Sonst nicht, und das scheint uns vielmehr das Bedrohliche unsrer Lage zu sein, daß Männer, denen um ihrer Stellung willen die große Menge ein gewisses Vertrauen entgegenbringt, jetzt so oft Phrasen veröffentlichen, über deren sinngemäßen Inhalt sie sich nicht (vielleicht darf man auch sagen: noch nicht) genügend klar geworden sind.

Zur Statistik des Apothekerwesens. Anfang des Jahres 1893 las ich im Münchner Tageblatt folgendes: „Auffallend ist die große Zahl der Selbstmorde unter den Pharmazeuten. Erst jüngst hat sich hier ein junger Pharmazeut erschossen, und gleichzeitig haben zwei andre in Preußen Selbstmord begangen. Nach Dr. Bremer machen allein in München jährlich zwei bis drei Pharmazeuten ihrem Leben durch Selbstmord ein Ende. Dr. Bremer schreibt das den bekannten Verhältnissen zu. Die Umstände, sagt er, die sich unter dem Staatskonzessionssystem entwickelt haben, sind nicht länger zu ertragen, und wenn dieses System auch aus keinem andern Grunde abgeschafft werden müßte, dann müßte es allein wegen der unglücklichen Lebensverhältnisse der Pharmazeuten verlassen werden.“

Die von Dr. Bremer gemeldeten Thatsachen interessirten mich aus zwei Gründen. Erstens beschäftigte mich gerade das herrschende Apothekerwesen, und sodann schien hier der Anfang einer Berufsselbstmordstatistik vorzuliegen, wie sie schon längst erstrebt wird. Erkundigungen nach den erwähnten Selbstmordfällen ergaben aber, daß die Angaben ungenau waren, weitere Erkundigungen nach der Person des Herrn Dr. Bremer, daß er, ein Vorkämpfer des unzufriednen pharmazeutischen Nachwuchses und Redakteur eines gelegentlich fast sozialdemokratisch gefärbten Fachblattes, eifriger Verfechter der Personalkonzession sei — beides Thatsachen, die mich reizten, selbst Versuche einer Statistik zu machen, obwohl inzwischen

thatsächlich die Regierung der alten Apothekereinrichtung ein Ende gemacht hat und nur noch Personalkonzessionen ausgiebt.

Meine Zahlen können bei einem Häufchen von Berufsgenossen, das sich am 1. Juli 1894 auf 11091 belief und mit rund 11000 angesetzt werden mag, nicht mit den „großen Zahlen" des Statistikers verglichen werden. Sie kranken außerdem an denselben, wenn nicht an größern Fehlern wie die allgemeinen Statistiken. So gut auch die pharmazeutische Presse, die meine Quelle gewesen ist, bedient wird, so kann ihre Berichterstattung doch nicht als völlig zuverlässig angesehen werden. Um die Hinterbliebnen zu schonen und aus andern Gründen wird ein Selbstmord oft verheimlicht.

Auch ist die Thatsache des Selbstmords oft nicht objektiv festzustellen; die Zeugen der That oder die Personen, die die Leiche fanden, können ein Interesse an der Verschleierung der Sache haben, oder im Interesse des Toten die Todesursache als zufällig, fahrlässig oder dergleichen bezeichnen. Endlich steht auch der Begriff des Selbstmords nicht unbedingt fest. Der Morphinist, der Leichtsinnige, der seinen Leib zu Grunde richtet, ist im Grunde ein Selbstmörder, und denselben Vorwurf hätte sich trotz alles Helden- und Edelmuts Pettenkofer gefallen lassen müssen, wenn ihm das Experiment, das er zum Beweise der Unschädlichkeit der Cholerabazillen an seinem eignen Körper anstellte, den Tod gebracht hätte. Diese Verhältnisse werden die Zahl der statistisch verarbeiteten Selbstmorde wie im deutschen Reich überhaupt, so in meinen Aufzeichnungen im Vergleich zu den thatsächlich vorgekommnen unzweifelhaft in ihrem Werte herunterdrücken, ja sie würden bei meinen Zahlen vielleicht noch mehr zu berücksichtigen sein, wenn nicht die immer geschäftige böse Nachrede Verschleierungsversuche ausgliche.

In Deutschland giebt es bis jetzt noch keine genügende Selbstmordstatistik. Aber nach Erhebungen mehr privater Natur (ich folge den Angaben von Georg v. Mayr in dem Handwörterbuch der Staatswissenschaften) kamen in den Jahren 1881 bis 1893 (am wenigsten im Jahre 1881, nämlich 8987, am meisten im Jahre 1893, nämlich 10699, und auf eine Million berechnet im Jahre 1888 193, im Jahre 1883 223) im Durchschnitt der genannten dreizehn Beobachtungsjahre auf eine Million Einwohner 210 Fälle vor. Es ist das eine Regelmäßigkeit, die verblüffen muß, und die die oft erzählte Fabel von einer Zunahme der Selbstmorde in Deutschland Lügen straft.

Im deutschen Apothekerstande kamen nun in den Jahren 1883 bis 1896 vor:

1883: 2	1884: 2	1885: 0	1886: 2	1887: 2	1888: 7	1889: 0
1890: 2	1891: 2	1892: 1	1893: 2	1894: 4	1895: 5	1896: 1

zusammen 32 Selbstmorde, also im Durchschnitt 2,28 Fälle auf 11000 oder 205,2 auf eine Million Menschen, d. h. weniger als die Zahlen angeben.

In der Monatsstatistik zeigen die allgemeinen Beobachtungen eine auffällige Häufigkeit in den Monaten April bis Juli, nicht, wie man annehmen sollte und häufig sagen hört, in den dunkeln Herbst- und Wintermonaten. Diesen Beobachtungen sprechen meine Zahlen Hohn. Ich habe unter dreißig Fällen (für zwei fehlen die Angaben) verzeichnet für:

Januar: 3	Februar: 2	März: 5	April: 0	Mai: 0	Juni: 2	Juli: 4
August: 1	September: 2	Oktober: 3	November: 3	Dezember: 5		

Als Thatort konnte von vornherein das Land nicht in Frage kommen. In den meisten Fällen dürften die Räume der Apotheke gewählt worden sein, zweimal

war die That in einem Hotelzimmer geschehen, einmal ereilte der Tod den Unglücklichen, als er verzweifelnd an dem Bett der kranken, dem Tode geweihten Braut zum Giftbecher griff, um mit ihr vereint in den Tod zu gehen.

Bezüglich der „Technik" des Selbstmords ergaben die Untersuchungen in Preußen, daß in den Jahren 1874 bis 1893 von hundert Selbstmördern den Tod suchten durch

Erhängen	Ertrinken	Erschießen	Vergiften	
64	13	15	2,5	Männer
43	35	1,1	8,7	Frauen

Ganz anders stellen sich natürlich die Zahlen bei einem Stande dar, dem im Scherz der Beiname „Giftmischer" gegeben wird; es erschossen sich 9,31 Prozent, 56,7 Prozent vergifteten sich. Die übrigen Fälle zersplitterten sich.

Die Bevorzugung des Giftes ist im Apothekerstande so natürlich, wie die Wahl der Schußwaffe beim Soldaten oder beim Forstmann. Über die Natur des Giftes fehlen in 34,3 Prozent nähere Angaben. In 9,3 Prozent der Fälle wurde das fast augenblicklich wirkende Cyankalium, in 6,2 Prozent die leicht zersetzliche, daher in der Wirkung unsicherere, sonst auf derselben Stufe stehende Cyanwasserstoffsäure gewählt, und ebenso oft griff der Lebensmüde zum Morphium.

Bezüglich des Alters habe ich eine Thatsache feststellen können, die unendlich traurig ist, sich aber auch bei den Soldaten und Dienstmädchen findet. Das Verlassen des Elternhauses, die Einflüsse des Heimwehs, das Aufgeben des ungebundnen Lebens dort oder im Handwerk, das Eintauschen des anstrengenden, einförmigen Dienstes im Hause, die straffe Disziplin, das Leben an einem aufgenötigten Ort, vermeintliche Plackereien der Vorgesetzten, Hänseleien der Kameraden machen das Leben des jungen, seine Gefühle noch nicht meisternden Menschen zur Hölle, und er sucht Erlösung im Tode. Doppelt stark sind die unseligen Mächte, die auf den Apothekerlehrling einstürmen. Er verläßt das Elternhaus, die Schule, deren Freiheiten er nicht selten zu stark ausgenutzt hat, und tauscht dafür einen anstrengenden, einförmigen und dabei höchst verantwortlichen Dienst in engen Räumen und in einer von allen möglichen Düften geschwängerten Atmosphäre ein. Sollte ihn die stattliche Reihe von Giften nicht locken, wenn er dem geschilderten Dasein oder den Folgen leichtsinniger Streiche entrinnen will?

Unter 5135 Durchschnittsselbstmördern sind nur 295 oder 5,9 Prozent Jünglinge von fünfzehn bis zwanzig Jahren, unter den Apothekern dieser Altersklasse sind neun Lehrlinge oder 28,1 Prozent! Auch das Alter von zwanzig bis dreißig Jahren ist für die Apotheker verhängnisvoll. Statt, wie es die Norm wäre, 21,2 Prozent, töteten sich in diesen Jahren sieben Apothekergehilfen und drei Studenten, oder 31,2 Prozent, natürlich aus Gründen, die mit den von Dr. Bremer beklagten unglücklichen Lebensverhältnissen des jungen Apotheker nichts zu thun haben können. Hätte Dr. Bremer Recht, so müßten die traurigen Folgen der von ihm beklagten Konzessionsverhältnisse im höhern Lebensalter zum Ausdruck kommen. Denn nur ältere Gehilfen können unter ihnen leiden. Während aber im allgemeinen 19,3 Prozent Selbstmörder im Alter von vierzig und fünfzig Jahren die Regel sind, töteten sich nur 6,25 Prozent in diesem Alter stehende besitzlose Apotheker. Traurige Schlagschatten dagegen wirft meine Statistik auf andre pharmazeutische Berufsverhältnisse.

Der Apothekergehilfe hat in der Regel gar keine Erfahrung in geschäftlicher Beziehung. Kauft er nun, meist ohne eigne Mittel, eine Apotheke, und wird er von den ersten, vielleicht nur ausnahmsweise schlechten Tageseinnahmen entmutigt,

so zieht er den Tod der gefühlten Schande eines Bankerotts vor. Nehmen wir an, daß die Apothekenkäufer dreißig bis vierzig Jahre alt sind, so übersteigt die Zahl der hierher gehörigen Selbstmörder die Zahl der Durchschnittsselbstmörder um mehr als ein Drittel, denn sie beträgt 19,75 statt 14 Prozent.

Daß die Zahl der Selbstmörder über vierzig bis fünfzig Jahren viel niedriger als die allgemeine Durchschnittszahl ist, daß sie nämlich nur 15 statt 19,3 Prozent beträgt, spricht für die relative Behaglichkeit des Standes der Apothekenbesitzer.

Den Grund des Selbstmords fand ich nur in der Hälfte der hier verzeichneten Fälle angegeben. Von diesen sechzehn Fällen betraf die Mehrzahl, nämlich sechs, eben in Besitz gekommne junge Apotheker, während nur einen ältern Herrn pekuniäre Schwierigkeiten in den Tod trieben. „Familienverhältnisse“ gaben von fünf verheirateten Apothekern nur einmal Veranlassung zum Selbstmord, einer entzog sich der Hand des irdischen Richters durch den Tod, weil er ein Eigentumsverbrechen sühnen sollte, ein andrer, weil er ganz unnötigerweise Strafverfolgung für eine unbedachte Beleidigung des Physikus fürchtete. Zwei Lehrlinge und einen Gehilfen trieb Liebeskummer in den Tod, einer sühnte seinen Leichtsinn, und zwei thaten den Schritt in „geistiger Umnachtung.“

Die geographische Verbreitung meiner Selbstmordfälle scheint den unheilvollen Einfluß der großen Verkehrszentren zu bestätigen. An der Spitze steht die Mark mit neun Fällen (darunter Berlin mit sieben), dann kommen die Rheinprovinz und Holstein mit je drei, Pommern, Posen, Preußen, Hessen, Baiern und Sachsen mit je zwei, Schlesien, Westfalen, Mecklenburg, Anhalt und das Ausland mit je einem Fall.

Eine Unterscheidung der Selbstmorde nach dem Geschlecht kann bei der Pharmazie nicht in Frage kommen, da sie bis jetzt den Männern vorbehalten geblieben ist. Werden aber die Bemühungen der Frauen, auch hier festen Fuß zu fassen, von Erfolg gekrönt, so dürfte die Selbstmordstatistik bald genug traurige Folgen zeigen. Denn die Apothekerin stünde nicht allein unter den Einflüssen, die der Beruf auf die jungen Apotheker ausübt, sondern auch unter denen, die Emanzipationsgelüste und das unnatürliche Streben, es dem Manne gleich zu thun, ausüben, und denen die englischen Frauen den traurigen Vorzug verdanken, die höchste Zahl der Selbstmorde unter den Frauen aller Kulturstaaten zu haben.

Wehlheiden H. Schelenz

Litteratur

Neuere Veröffentlichungen über das Bauernhaus in Deutschland, Österreich-Ungarn und in der Schweiz. Von Hans Lutsch. Berlin, Wilhelm Ernst und Sohn, 1897

In den Forschungen zur Hauskunde scheinen die Architekten den Archäologen, Ethnographen und Sprachforschern den Rang ablaufen zu wollen; jedenfalls sind sie allein im völligen Besitze des technischen Verständnisses, und das ist eben doch bei diesen Arbeiten die Hauptsache. Auch die vorliegende knappe, aber reiche kleine Schrift hat einen Architekten zum Verfasser. Es ist eine von kurzen Urteilen begleitete, sehr sorgfältige Bibliographie der neuern, immer zahlreicher werdenden

Arbeiten auf diesem Gebiete (die ältere verzeichnet annähernd vollständig Meitzens großes neues Werk „Siedelung und Agrarwesen der Westgermanen und Ostgermanen, der Kelten, Römer, Finnen und Slawen") mit nachdrücklichem Hinweis in der Einleitung auf das, was bis jetzt vielfach noch nicht genügend bei ihnen berücksichtigt worden ist: die örtlichen Grundlagen des betreffenden Wirtschaftslebens und die Besiedlungsgeschichte; germanistische Unterstützung wird sich namentlich in den Hilfswissenschaften der Ortsnamenkunde und der volkstümlichen Benennungen von Haus und Gerät nötig machen.

Deutsches Wörterbuch von Hermann Paul. Halle, M. Niemeyer, 1897

Auf Einzelheiten dieses „schönen," nun vollendeten Werkes — man vergleiche S. 400 darin den Artikel schön — wollen wir nach der Anzeige der ersten Lieferung (Grenzboten 1896, III, 134) nicht noch einmal eingehen, dafür das Ganze unsern Lesern umso lebhafter empfehlen. In dem berechtigten Sinne, in dem Goethe das Dilettiren in der Kunst für wichtig für die Bildung ansieht, muß man auch ein wissenschaftliches Dilettantentum unter den Gebildeten gut heißen; es für unsre Muttersprache in der rechten Weise heranzuziehen, dafür ist dieses Paulsche Wörterbuch wie geschaffen, was die Auswahl des Stoffes wie die Art der Behandlung betrifft. Es verzichtet auf Vollständigkeit und beschränkt sich auf die Wörter, bei denen es für den gebildeten Laien etwas zu fragen und zu sagen giebt. Namentlich auf drei Gebiete hat dabei der Verfasser sein Augenmerk gerichtet: auf solche landschaftliche Wörter und Wortbedeutungen, die in die lokale Schriftsprache und die Umgangssprache der Gebildeten hereinragen, auf die verschiednen Sprachen der Berufszweige (natürlich auch hier entsprechend auswählend) und auf die Abweichungen der heutigen Sprache von der unsrer Klassiker — sie sind beträchtlicher, als man gewöhnlich annimmt, und namentlich sie zu kennen ist lehrreich und erziehend für gewissenhaften Sprachgebrauch. Und dieser reiche, interessante Stoff liegt vor, durchtränkt und gesättigt von einer peinlichen und keuschen Wissenschaftlichkeit, die mit gleicher Ruhe mundartliche Tiefen und philosophische Höhen durchwandert und in jeder Zeile unter der Zucht der Idee steht, die das ganze Werk hat entspringen lassen.

Der Verfasser spricht in der Vorrede aus, daß er in erster Linie an das Bedürfnis der Lehrer gedacht habe, die Unterricht im Deutschen zu erteilen haben. Auf dasselbe kommt der Wunsch hinaus, der uns bei andauerndem Lesen in dem Buche — wie viele Wörterbücher vermögen dazu anzureizen? — wiederholt aufgestiegen ist: mit einer dem Gehalte dieses Wörterbuches möglichst entsprechenden Bildung in der deutschen Sprache sollten unsre Abiturienten die Schule verlassen.

Berichtigung. In Heft 16 muß es auf Seite 158 Zeile 10 von oben statt Angaben heißen Ausgaben, auf Seite 159 Zeile 20 von oben Hyperästhesie statt Hyperästhetik.

Für die Redaktion verantwortlich: Johannes Grunow in Leipzig
Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig. — Druck von Carl Marquart in Leipzig

Als für die deutschen Schiffe und Seeleute wollte man an den Werken persönlich mithelfen (J. Grunow, Bremen: Fr. Wilh. Grunow, Adalbertstraße 20).

Die Mannschaften werden deutlich und sachlich und auch auf die eine Seite des Themas gerichtet mit kleinen Kunde stehen.

Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig

Deutschlands Seemacht

sonst und jetzt

Nach einem Vortrag über die Geschichte der deutschen Flotte

von

Georg Wislicenus

Kontreadmiral a. D.

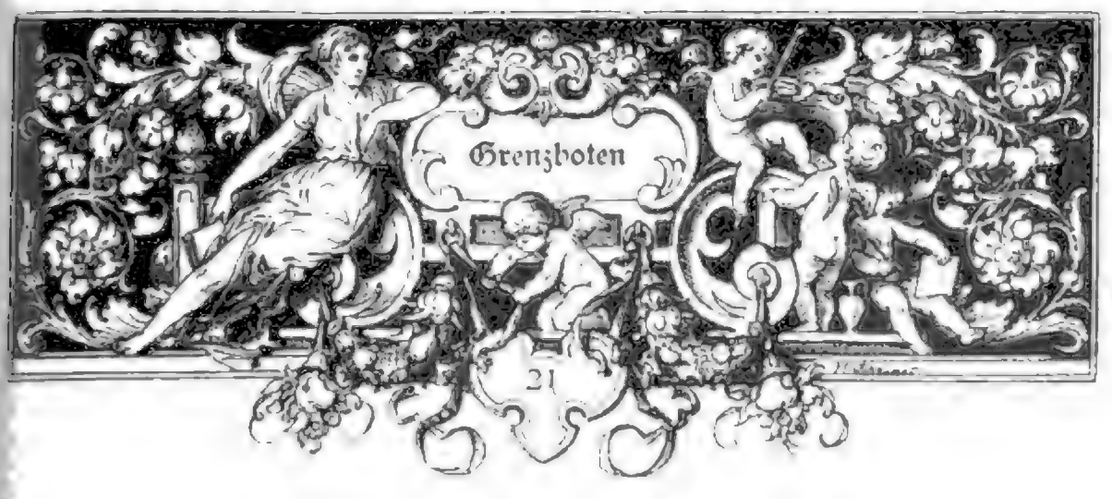
Geheftet durch 63 Bilder von Marinemaler Willy Stöwer

Zehn fortsetzte 10 Mark

Inhalt:

Erster Abschnitt: Seemacht entscheidet Weltgeschicke. — Zweiter Abschnitt: Spanien beherrscht Seemacht und verliert Übermacht zur See. — Dritter Abschnitt: Die Seemacht hat den Niederländern den Niederbruch des Reichs. — Vierter Abschnitt: Die Schlachtflotte. — Fünfter Abschnitt: Der Krieg mit Südamerikanischen. — Sechster Abschnitt: Der Krieg mit Nordamerika. — Siebenter Abschnitt: Frankreichs der Kriegsflotte. — Achter Abschnitt: Deutschlands Seemacht. — Deutschlands Zukunft.

Wir erkennen, daß das Buch die beiden wichtigen Fragen, ob überall die Flotte jungen oder neuen Ursprungs ist, und ob sie sich in Kriegen bewährt hat, in der Weise beantwortet, daß es die Geschichte der Flotten in Kriegen, in denen jeweiligen Besitzstand durch die Flotte, besitzt, in Kriegen, in denen Flotte, besitzt Flotte sich aus der Geschichte der Seeschlachten überhaupt und den Einfluß auf die Geschichte der Flotten, die sich in Kriegen bewährt haben, beschäftigt. Das Buch durch ist schon jetzt bei. Wir wissen persönlich Begeisterung für seine Werke und ihre Verbreitung. Wir wissen, daß es in Kriegen, in denen Flotte, besitzt Flotte sich aus der Geschichte der Seeschlachten überhaupt und den Einfluß auf die Geschichte der Flotten, die sich in Kriegen bewährt haben, beschäftigt. Das Bu



Die ostdeutsche Landwirtschaft

Ob Deutschland ein Industrieland sei, ob es auf dem Wege sei, ein Industrieland zu werden, und ob die Entwicklung erwünscht sei, oder ob von alledem das Gegenteil der Fall sei, darüber ist in den letzten Jahren oft gestritten worden, ohne daß die Sache wesentlich klarer geworden wäre. Die Frage kann aber in dieser Form gar nicht beantwortet werden: das deutsche Reich besteht aus zwei Teilen, die in dieser Beziehung völlig entgegengesetzte Verhältnisse zeigen, die fast so verschieden von einander sind wie Belgien und Polen. Der Westen, das alte Deutschland, ist Industrieland, der Osten, das Kolonialland, ist Agrarland; im Westen bringt die Industrie das Geld ins Land, im Osten die Landwirtschaft. Dementsprechend sehen wir im Westen ein Überwiegen der Städte, des Bürgertums; dies ist dort der eigentliche Kulturträger, während sich die Landwirtschaft den städtischen und gewerblichen Verhältnissen anpaßt, und ihr Gedeihen von dieser Anpassung abhängt. Fast dreimal so viel Getreide auf den Kopf der Bevölkerung wird dagegen im Osten gebaut, und abgesehen von einigen Hauptstädten und den großen Seeplätzen ist das Gewerbe und das Großbürgertum hier nur gering entwickelt. Den Höhe- und Mittelpunkt der Kultur bildet hier das Rittergut; an die Rittergutsbesitzer schließt sich das Beamtentum und das Offizierkorps der Landstädte an; alle drei zusammen bilden die oberste soziale Schicht. Stadt und Land stehen viel weniger in wirtschaftlicher Wechselwirkung, als im Westen: der Rittergutsbesitzer bezieht seine Bedürfnisse meist aus der fernen Großstadt und verkauft auch lieber im großen.

Dieser Gegensatz des Ostens und des Westens findet seine Erklärung in der Geschichte des Landes. Der Osten ist ein dem Slawentum abgerungnes Kolonialland. Während die staufischen Kaiser und ihre Nachfolger ihre Kräfte in Hausmacht- und Universalpolitik erschöpften, ging ein mächtiger Strom deutscher

Auswandrer ostwärts über die Elbe. Die Germanisirung dieser weiten Landschaften ist mit Recht die Großthat des deutschen Volkes im Mittelalter genannt worden. Alle Stände beteiligten sich daran in rühmlichem Wetteifer: die Fürsten, die Kirche, die Ritter- und Mönchsorden, namentlich die Cisterzienser, das weltliche Rittertum, Bürger und Bauern. Ein gewaltiger Wandertrieb war erwacht und führte die überschüssige Bevölkerung Westeuropas teils nach dem Morgenlande, teils in die slawischen Grenzländer. Im Nordosten vollzog sich die Germanisirung hauptsächlich durch die wirtschaftliche Verdrängung der Slawen. In den Städten siegte der intelligentere und thätigere deutsche Kaufmann und Handwerker, auf dem Lande arbeitete der deutsche Bauer fleißiger und mehr als der Slawe. Da der Deutsche also auch mehr Abgaben zahlen konnte als der Slawe, wurde er in jeder Weise vom Grundherrn begünstigt. Die Überlegenheit der Rasse und der Kultur machte sich auf allen Gebieten geltend, es war eine thatenfrohe Zeit voll glänzender Erfolge. Der Bauer war völlig frei und saß auf einer drei- bis viermal so großen Hufe als im Mutterlande, von deren Erträgen er an den Landesherrn meist Naturalabgaben lieferte.

Das vierzehnte Jahrhundert bringt einen Umschwung. Es beginnt die Entwicklung, die im Osten den Ritter zum gnädigen Herrn und Rittergutsbesitzer, den freien Bauer zum Leibeignen, seine Kinder zu Knechten und Mägden der Herrschaft macht, während im rheinischen Deutschland der Adel schon vor der Fürstenmacht zu sinken beginnt.

1. Die Entstehung des Ritterguts

In den Besiedlungsgebieten war der niedre Adel nicht allmählich wie der Bürgerstand aus dem Bauernstande emporgestiegen, sondern er war von den Markgrafen als Wehrstand ins Land gezogen und neben den Bauerschaften angesiedelt worden. Die Ritter — freie und Dienstmannen — hatten zu ihrer Ausstattung vier bis sechs Hufen erhalten (zweihundert bis dreihundert Morgen) und waren von Steuern befreit worden. Auch lag es in der Natur der Dinge, besonders in kriegerischen Zeitläuften, daß die Bauern dem Ritter bei der Bestellung seines Ackers wie bei der Ernte behilflich waren. So waren die Ritter von Haus aus weniger als der westliche Adel auf Bauernabgaben, dagegen mehr auf Eigenwirtschaft mit Bauernhilfe angewiesen. Die eigentümlichen Herrschaftsverhältnisse der Marken wurden auch für den weitern Gang entscheidend. Bei seiner Entfernung von dem Machtschwerpunkte des Reichs hatte der Markgraf in seiner politisch und militärisch gefährdeten Lage eine viel selbständigere Stellung als jeder andre Territorialfürst. Eroberungen und Besiedlungen hatten sein Gebiet mehr und mehr vergrößert, und bald war es das größte der deutschen Teilfürstentümer geworden. Mit der wachsenden Größe hatte aber die Macht im Innern nicht zugenommen; bei den dürftigen

Verkehrsmitteln war das Land ſchon gegen das Ende der Askanierherrſchaft zu groß geworden, um noch überall ein kräftiges Einwirken der Landesherrſchaft zu geſtatten. Nach dem Ausſterben der Askanier wechſelte die Landeshoheit in dem für die Entwicklung wichtigſten Zeitabſchnitt in den Marken dreimal. Faſt hundert Jahre bildete die Mark das Anhängſel der Hausmacht eines fremden Fürſtengeſchlechts, nämlich der Wittelsbacher und Luxemburger. Aus dieſer Schwäche der Regierung iſt es zu erklären, daß ſich hier die Auflöſung im kleinen wiederholte, die im Reiche die Zentralgewalt zu Gunſten der Teilfürſten immer mehr ſchwächte. Natürlich waren die Herrſchafts- und Gutsbezirke mit den Burgen der Ritter ihrer Kleinheit wegen noch viel weniger zu wirtſchaftlichen Trägern halbſouveräner Exiſtenzen geeignet als die reichsunmittelbaren Territorien. In dem Kampfe zwiſchen hohem und niederm Adel, zwiſchen Fürſten und Rittern, ſiegt im Weſten der hohe Adel, der ſeine Hoheitsrechte ſelber dem Kaiſer abgerungen hat und zu wahren weiß, im Oſten unterliegt die ſtatthalterliche Markgrafengewalt trotz ihrer größern Machtfülle infolge der eignen Schwäche.

Nachdem ſich die Hohenzollern die erſten Grundlagen der Landesherrſchaft wieder erkämpft hatten und die Huſſitenkriege vorüber waren, begannen die Zeiten friedlicher zu werden. Die kleinen Fehden wurden ſeltner, in den Kriegen verwendete man Fußſöldner. Die Reformation beſeitigte die Pfründen, mit denen nachgeborne Kinder ſtandesgemäß verſorgt werden konnten. So blieb dem Ritteradel nur die Landwirtſchaft als Grundlage ſeines Unterhalts neben dem Raubrittertum, dabei wurden die Güter durch Erbteilungen geſchmälert. Der Ritter hatte nichts mehr zu thun und nicht mehr genug zu leben. Da kamen ihm nun die Hoheits- und Grundherrenrechte, die er ſich unter den ſchwachen Regierungen teils auf privatrechtlichem Wege erworben, teils angemaßt hatte, trefflich zu ſtatten. Nach der Reformation begann die Blüte der ſtändiſchen Libertät, die Fürſten hatten ſich über die Stände erhoben, aber ſie waren noch nicht ſtark genug, ein wirkliches Regiment über allen Klaſſen und Parteien zu errichten, ſie bedurften des Adels und mußten ihm nach unten freie Hand laſſen; da ſie ſich ſeiner bedienten, ſo war der Adel die legitime Obrigkeit auf dem Lande.

Durch Zerſchlagen von Staats- und Kirchengut war der Ritteracker ſchon beträchtlich gewachſen. Zu ſeiner Beſtellung mußte der Bauer dienen. Zunächſt wurde die Freizügigkeit beſeitigt, der Bauer wurde an die Scholle gefeſſelt, dann wurden die bis dahin mäßigen Dienſte geſteigert. Urſprünglich war es zum Vorteil beider Teile geweſen, wenn die bäuerlichen Abgaben ganz oder teilweiſe in Arbeitsdienſte umgewandelt wurden. Der Ritteracker war klein geweſen und hatte zerſtreut unter den Bauernäckern auf derſelben Flur im Gemenge gelegen. Zeit und Art der Beſtellung war dieſelbe geweſen. Je mehr der Ritteracker durch Staats- und Kirchengut oder durch frei ge-

wordnes oder frei gemachtes Bauernland wuchs, um so mehr häufte sich die von dem einzelnen Bauer zu leistende Arbeit, und bald mußte sich der Bauer jede Steigerung gefallen lassen.

Die Arbeiter waren da, die Arbeit mußte umsonst verrichtet werden, und so strebte man natürlich, mehr und mehr Land zu Ritteracker zu machen. Im Jahre 1540 erhielten die Ritter von dem schwachen Joachim II. das Recht, den Bauernhof auch gegen den Willen des Bauern zum Ritteracker zu ziehen, den Bauer zu „legen." Eine willkommne Hilfe bei diesen Bestrebungen fand die herrschende Klasse in dem römischem Recht. Während der altdeutsche Brauch alle Bauernabgaben an den Grundherrn mit dem Namen Pacht bezeichnet hatte, wurde nun der römisch-rechtliche Sinn des Worts benutzt, um die Theorie aufzustellen, daß alles Bauernland Ritteracker und der Bauer nur kündbarer Zeitpächter sei, und die Praxis säumte nicht, die ihr daraus erwachsenden Vorteile einzuheimsen: in den zwei Menschenaltern vor dem großen Kriege wuchs das gutsherrliche Areal um fünfzig Prozent. Was aus dem freien Bauer in drei und einem halben Jahrhundert geworden war, zeigt eine von Lamprecht angeführte Verfügung des Kurfürsten von Sachsen vom Jahre 1580: „Die armen Bauersleute, die man sonst wohl in der Woche brauchen kann, sollen am Sonntage nicht mit Frohnen, Diensten und anderm beladen werden, da man auch das Vieh und die Ochsen am Feiertage ruhen läßt."

Die schrecklichen dreißig Kriegsjahre förderten die herrschende Strömung mächtig dadurch, daß eine sehr große Zahl von Bauern zu Grunde ging; die Ernten wurden vernichtet, das Vieh fortgetrieben, die Höfe niedergebrannt. Die Menschen wurden erschlagen oder zogen fort, Pest und Hunger wirkten in manchen Jahren noch schlimmer als die rohen Söldner. Viele Dörfer starben aus. Fast zwei Drittel der vor dem Kriege vorhandnen Bauernhöfe sind jetzt verschwunden. Brandenburg, Pommern und Magdeburg standen unter den verwüsteten deutschen Ländern obenan. „Die Äcker sind Wald geworden, von den 2245 Hufen, die der Kurfürst in Niederbarmin hat, genießt er nicht das geringste. Ein Bote, der von Kursachsen nach Berlin eilte, ging vom Morgen bis Abend über unbebautes Land, durch aufschießendes Nadelholz, ohne ein Dorf zu finden, in dem er rasten konnte" — heißt es in der Schilderung eines Zeitgenossen.

Der Ritter konnte nun so viel Land, als er wollte, zu Gutsland machen; der Bauer, durch seine Seltenheit kostbar geworden, wurde um so strenger an den Boden gefesselt. Auch der Große Kurfürst konnte daran nichts ändern, alle Reformen können nur langsam vorwärts gehen, der Adel blieb die Obrigkeit des platten Landes und blieb mit Steuererhebung, Gerichtsbarkeit, Polizei und Patronat betraut.

Die Folgen dieser Zustände hebt ein Ministerialbericht von 1710 hervor: „Die Verwaltungsbehörden sind keineswegs geneigt, die königliche Absicht, daß

Digitized by Google

die Unterthanen geſchont werden ſollen, zu verwirklichen; daher pflegen die Vornehmſten im Lande die beſten Äcker, Wieſen und Holzungen zu ihren Rittergütern und Vorwerken einzuziehen und das Land ſogar frei von der darauf ruhenden Kontribution (Grundſteuer) zu machen."

Dieſe wenigen Striche werden genügen, die in neueſter Zeit mit Vorliebe betonte Intereſſengemeinſchaft der Rittergutsbeſitzer und der Bauern in das rechte Licht zu ſetzen. In Wahrheit hat der Ritter dem Bauer ſein Land genommen und ihn zum Leibeignen gemacht. Dann haben ſich die preußiſchen Könige der Unterdrückten angenommen und die Bewegung zum Stillſtand gebracht. Da, wo ſie ſich am längſten und freieſten in „freier Entwicklung der natürlichen Kräfte" ausleben konnte, in dem Regierungsbezirk Stralſund, dem ſchwediſchen Pommern, hat ſie vier Fünftel alles Landes zu Rittergütern umgewandelt.

Auch der freiſinnigſte Freiſinn wird Carlyle darin zuſtimmen, daß Regieren immer gut ſei, wenn es weiſe iſt, ſchlimm nur dann, wenn es nicht weiſe iſt, daß es aber ein verzweifelter Gedanke ſei, das Regieren ganz aufzugeben. Nur langſam gelang es den Anſtrengungen der größten preußiſchen Könige, die Reformen unter dem äußerſten Widerſtreben der Stände durchzuſetzen. Noch 1725 erlangten dieſe den Geſindezwang für ihre „Unterthanen," dann kam es zu einem Stillſtand, aber noch 1794 beanſtandeten die Stände der Neumark und Uckermark die Einführung des Allgemeinen Landrechts als einen Eingriff in ihre Vorrechte.

Immerhin wurde viel erreicht. Die Reformen begannen bei den Domänenbauern, und dieſe umfaßten ein Viertel bis ein Drittel aller Bauern. Bei der Domänenwirtſchaft wurden die Frohnden abgeſchafft und Tagelöhnerbetrieb eingeführt, der Domänenpächter mußte ſich vertragsmäßig verpflichten, auf Frohnarbeit und Geſindezwang zu verzichten. Der Bauer leiſtete Geldabgaben ſtatt Frohnarbeit. Auf den Rittergütern vermochte die Krone den Zuſtand nicht zu ändern, die landesherrliche Gewalt reichte nur bis zur Gutsherrſchaft. Die Gutsherren waren Vaſallen des Königs, die Privatbauern ihre Privatunterthanen, noch nicht Staatsbürger. Das blieb auch ſo, aber der mehrfach angeordnete, ſeit 1749 durchgeführte Beſtiftungszwang verbietet dem Gutsherrn, Bauernhöfe ſelbſt zu bewirtſchaften. Jedem Bauer konnte nach wie vor der Hof genommen werden, aber an die Stelle des „abgemeierten" mußte ein andrer Bauer kommen. Dieſe Maßregel ſteuerte der weitern Verminderung des Bauernſtandes und Bauernlandes und trat der Vorſtellung entgegen, als ob der Ritter wirklicher Eigentümer des Landes aller ſeiner frohnpflichtigen Bauern ſei.

Nach dem ſiebenjährigen Kriege machte die Landwirtſchaft große techniſche Fortſchritte, denen eine günſtige Marktkonjunktur entgegenkam. Es mußte mehr für die Städte und für die Ausfuhr produzirt werden. Um den tech-

nischen Fortschritten folgen zu können, löste sich das Rittergut mit staatlicher Hilfe aus der Gemengelage; die Betriebsweise mit leibeignen Fröhnern genügte den neuen Anforderungen immer weniger.*) Der Ritter trieb die schon durch Absonderung des Landes gesteigerten Leistungen der Bauern so hoch, als es dessen Kräfte zuließen. Natürlich war stets Zank und Streit über Ansprüche und Leistungen. „Die Verfassung ließ den Bauer immer ärmer, stumpfsinniger und träger werden," sagt Knapp in seiner „Bauernbefreiung," dem wir in der Schilderung dieses Abschnitts im wesentlichen gefolgt sind. So waren die Übelstände längst unerträglich, als die Katastrophe von Jena hereinbrach und durch ihre Folgen der Regierung endlich den Anstoß gab, die allgemeine Bauernbefreiung auszusprechen.

Die Folgen der Befreiung waren für den Bauer: 1. der Gesindezwang und die Frohndienste fielen weg, für alles bäuerliche Eigentum trat das freie Erbrecht ein; 2. es erlosch die Pflicht des Gutsherrn zur Lieferung von Bauholz, Erhaltung der Gebäude und Unterstützung bei Unglücksfällen und Mißwachs; 3. der Bauer konnte frei verkaufen und fortgehen. Als Entschädigung erhielt der Ritter ein Drittel des Bauernlandes, der Bauer behielt zwei Drittel als freies Eigentum.**) Der Staat gab durch Aufhebung des Bestiftungszwanges den Bauernschutz auf, Gutsherr und Bauer traten gleichberechtigt neben einander.

Wie immer, so kam natürlich auch hier die Gewährung der Rechtsgleichheit dem Mächtigern zu gute, und es begann sofort der wirtschaftliche Kampf um den Besitz des Landes. Die Folge dieses Kampfes war, daß von 1816 bis 1848 hunderttausend preußische Bauernhöfe verschwanden. Die dann noch nicht abgelösten Bauern lösten sich unter staatlicher Vermittlung durch Rentenzahlungen, nicht mehr durch Landabtretung ab. Aber so lange die günstige Marktkonjunktur dauerte, so lange dauerte auch die Verminderung des Bauernlandes. 1837 bis 1867 hat der zwischen dreißig und dreihundert Morgen schwankende bäuerliche Besitz in den Provinzen Preußen und Westfalen fast um drei Millionen Morgen oder acht Prozent seines Gesamtbestands abgenommen, wovon wahrscheinlich die Hälfte vom Großgrundbesitz aufgesogen worden ist. Der landwirtschaftliche Berichterstatter im Landesökonomiekollegium hat 1883 diese Zahlen mit Recht haarsträubend genannt.

Wir haben gesehen, wie die zur Zeit bestehende Bodenverteilung geschichtlich entstanden ist. Wie aber der gegenwärtige Bestand durch zweckmäßige und energische Anwendung politischer und wirtschaftlicher Macht-

*) Es galt allgemein für richtig, daß ein Tagelöhner so viel arbeitet wie zwei Bauern, zehn Hofpferde so viel wie zweiunddreißig Bauernpferde. Der Fröhnerbetrieb war also ganz unwirtschaftlich geworden.

**) Nur bei den bestgestellten Bauern wurde so geteilt, die weniger gut gestellten mußten zwei Drittel abgeben.

mittel — und das Geld gehört auch dazu — entſtanden iſt, ſo kann er ohne Zweifel auch in gleicher Weiſe geändert werden, wenn unter veränderten Verhältniſſen ſeine Nachteile die Vorteile der wenigen Beſitzenden bedeutend überwiegen. Eine ſachliche Prüfung in dieſer Beziehung läßt ſich nur ermöglichen, wenn man ſich von dem parteiiſchen Standpunkt der Intereſſenten fern hält und alle Schlagworte wie Staatsſozialismus, Liebesgabe uſw. vermeidet.

2. Das Rittergut in neuerer Zeit

Um die Mitte unſers Jahrhunderts war das Rittergut der Vertreter des techniſch vollendetſten landwirtſchaftlichen Betriebs. Die Brache war von 33 Prozent der alten Dreifelderwirtſchaft auf 7 Prozent zurückgegangen. Die Haupterzeugniſſe waren Getreide, Wolle und Vieh; in Getreide und Wolle war das Rittergut der Hauptproduzent des Weltmarkts, die Getreideproduktion war ſeit dem Anfange des Jahrhunderts um 50 Prozent geſtiegen. Dem entſprachen ſteigende Preiſe der Erzeugniſſe und des Bodens. Der Hauptabnehmer der oſtdeutſchen Landwirtſchaft war das ausſchließlich gewerbtreibende England; ihre glänzendſte Zeit kam mit der Abſchaffung der engliſchen Kornzölle. Aber daß dieſe Landwirtſchaft eines fremden Induſtrielandes als Abnehmer bedurfte, darin lag auch ihre Schwäche. Die Verkehrsmittel hoben ſich rieſig, mit dieſer Hebung ging das Sinken beſonders der Schiffsfrachten Hand in Hand. Die Folgen davon waren unermeßlich. Nun richteten die überſeeiſchen Länder ihre Produktion auf die Ausfuhr ein. Dadurch wurde in Oſtdeutſchland zunächſt die Wollproduktion unrentabel, ſpäter gingen die fremden Märkte, beſonders der engliſche, auch für den Getreidehandel an die überſeeiſche Einfuhr verloren. Der Rittergutsbeſitzer, bis dahin ein begeiſterter Freihändler, fing an, über die Vorteile des Schutzzolles nachzudenken und kam bald zu der Loſung: Schutz für die nationale Arbeit!

Noch um die Mitte des Jahrhunderts bildete das Rittergut eine Produktivgenoſſenſchaft mit monarchiſcher Spitze. Die Arbeit wurde meiſt durch dauernd mit dem Gute verbundne verheiratete Inſtleute beſorgt. Der Inſtmann war mit ſeiner Familie an der Arbeit des Gutes beteiligt und auf die Erzeugniſſe des Gutes angewieſen. Der Geldlohn war ſehr gering, er glich einem Taſchengelde; dagegen hatte der Inſtmann außer der Wohnung ein Stück Feld vom Gutsherrn, meiſt mit Kartoffeln beſtellt, eine Kuh, Flachs und vom Getreide einen Bruchteil des Druſches. Das Dreſchen war die Hauptarbeit im Winter. Dieſe Getreideeinnahme war ſo groß, daß ſie nicht nur die Familie reichlich ernährte, ſondern auch noch den Verkauf eines Überſchuſſes erlaubte. Viele Erzeugniſſe des Guts wurden von den Gutsangehörigen unmittelbar verbraucht, denn der Verkehr war noch wenig entwickelt. Dem Arbeiter war wie dem Gutsherrn an hohen Getreidepreiſen gelegen.

Nun kam die neue Zeit. Die guten Marktpreiſe veranlaßten viele Bürger-

liche — darunter oft geweſene Inſpektoren —, auch mit geringem Kapital ein landwirtſchaftliches Geſchäft zu gründen. Auch der Gutsherr begann ernſtlich zu rechnen, der Konkurrenz halber mußte er die Produktionskoſten verringern. Das Dreſchen wurde durch die Dreſchmaſchine beſorgt. Der Arbeiter wurde mehr und mehr auf Geldlohn und Akkordarbeit geſetzt. Damit erloſch die Gemeinſamkeit der Intereſſen. Der Landarbeiter, weſentlich zum Konſumenten geworden, wurde der wirtſchaftliche Gegner des Herrn, es war ihm an niedrigen Nahrungsmittelpreiſen gelegen.

Der entſcheidende Wendepunkt der alten und der neuen Zeit war die Ausbreitung des Rübenbaus. Die Landwirtſchaft war in gewiſſem Maße auch früher ſchon „Saiſon"arbeit geweſen, und der Landwirt hatte es verſtehen müſſen, die Arbeit für ſeine ſtändigen Arbeiter möglichſt gleichmäßig auf das ganze Jahr zu verteilen. Aber jetzt war die Zeit vorüber, wo der Gutsbeſitzer ein wirtſchaftlich befriedigtes Leben auf ſeinem Gute führte, wo er für ſeine Leute gut ſorgte, nur mit den Offizieren und Beamten der nächſten Stadt und mit der „Nachbarſchaft" verkehrte. Ohne beſonders üppige Lebensführung kam der Rittergutsbeſitzer unter den neuen Verhältniſſen des vergrößerten Preußens und des deutſchen Reichs überall in Berührung mit dem Großbürger, dem Induſtriellen und dem Kaufmann des Weſtens und des Südens. Der Verſuch, mit dieſen Schritt zu halten, koſtete viel Geld, man mußte ſuchen, dies aus dem Gute herauszuwirtſchaften.

So wurde der Gutsbeſitzer durch das Eindringen der Geldwirtſchaft, durch die Teilnahme an der Konjunktur des Marktes und durch die vermehrten Lebensanſprüche ein kapitaliſtiſcher wirtſchaftlicher Unternehmer. Dieſe Entwicklung iſt nicht ſeine Schuld, nicht ſein Verdienſt, es iſt die naturnotwendige Folge des Verkehrs, und die Welt ſteht ohne Widerrede im Zeichen des Verkehrs.

Für den landwirtſchaftlichen Unternehmer iſt es nun ein reines Rechenexempel, wie er ſich die nötige „Arbeit" am billigſten verſchafft. Da hat denn ohne Zweifel die Saiſonarbeit mit Wanderarbeitern manche Vorzüge. Durch die ſtändigen Arbeiter entſtehen ſozialpolitiſche Geldlaſten, Armenlaſten, es müſſen beſſere Wohnungen hergeſtellt werden uſw., kurz, es erſcheint ſparſamer, ein Abkommen mit dem Unterhändler zu treffen auf Stellung von ſo und ſo viel Arbeitern zu den und den Bedingungen auf beſtimmte Zeit. Ob das Polen und Ruſſen ſind, iſt für die Arbeit gleichgiltig; der Slawe macht in Bezug auf Lohn, Unterkunft, Verpflegung und gute Behandlung beſcheidnere Anſprüche, iſt alſo ein willkommner Arbeiter.

So kehrt ſich nun die Aufgabe um: nicht gleichmäßige Verteilung der Arbeit auf das ganze Jahr wird mehr erſtrebt, ſondern möglichſte Zuſammendrängung auf kurze Perioden, um den Hauptteil mit Wanderarbeitern beſorgen zu können und nur wenige ſtändige Arbeiter halten zu müſſen.

Für den deutschen Landarbeiter bedeuten alle diese Veränderungen einfach die Unmöglichkeit, in solchen Verhältnissen auszuharren. Der deutsche Landarbeiter wandert ab, woraus für Staat und Volk soziale und nationale Gefahren entstehen. Der Abwanderung der Landarbeiter schließt sich die Auswanderung der kleinern Bauern an, die unter den bestehenden Verhältnissen ein weiteres Herabsinken ihrer Kinder befürchten und dies vermeiden wollen.

Die in Agrarierkreisen verbreitete Vorstellung von der zufriednen seßhaften Landbevölkerung des Ostens ist völlig irrig. Der Rittergutsbetrieb mobilisirt heute die Bevölkerung, die ortsbürtige Bevölkerung bleibt am wenigsten auf den Gütern, der Ab- und Zuzug der Rittergutsgegenden erreicht fast den von Berlin, das Rittergutsland ist der eigentliche Herd der Aus- und Abwanderung der deutschen Bevölkerung, und die leergewordnen Plätze füllt die bedürfnislosere slawische Rasse aus. Die in die Hand des Rittergutsbesitzers gelegte Rentengutsbildung leistet dieser Slawisirung Vorschub, der Rittergutsbesitzer verkauft seine schlechten Außenschläge zu hohen Preisen, sodaß das neue Bauerngut keine deutsche Bauernfamilie trägt; der bedürfnislosere und wirtschaftlich leichtsinnigere Pole läßt sich leichter auf einen solchen Kauf ein.

Die aus dem Rittergutsbetrieb entstehenden Gefahren sind also: 1. die Kleinbauern und solche Arbeiter, die sich die zur Auswanderung erforderlichen Mittel erspart haben, wandern aus; 2. die besitzlosen Landarbeiter wandern nach dem Westen, teils endgiltig als Industriearbeiter, teils zeitweise als zurückkehrende Wanderarbeiter (Sachsengänger); 3. unsre östlichen Landesteile werden durch die nachdringenden Polen und Russen, die sich seßhaft machen, slawisirt.

Die deutsche Auswanderung hat keineswegs in der Übervölkerung ihren Hauptgrund, wie man so oft annimmt. Nach der Zählung von 1880 lebten auf dem Quadratkilometer

in Sachsen	198,3	Einwohner
in Rheinland	151,0	„
in Westfalen	101,2	„
in Baden	104,1	„
in Posen	58,8	„
in Pommern	51,2	„
in Mecklenburg-Schwerin	43,4	„

dagegen betrug die Auswanderung von 1871 bis 1800

in Sachsen	6,3	vom	Tausend
in Rheinland	4,5	„	„
in Westfalen	7,4	„	„
in Baden	18,1	„	„
in Posen	34,1	„	„
in Pommern	44,0	„	„
in Mecklenburg-(?) . .	44,9	„	„

der Bevölkerung von 1875. Die Auswanderung ist also am stärksten in den am dünnsten bevölkerten Gegenden. Nach Jannasch gingen im Jahre 1881 25000 Pommern über den Ozean, „davon aus dem Regierungsbezirk Stralsund über drei Prozent der ganzen Bevölkerung, während der natürliche Zuwachs kaum ein Prozent betrug, und seit zwanzig Jahren sowohl die absolute Seelenzahl auf dem Lande, als auch die Steuerkraft im Abnehmen begriffen ist." Die Gegenden des Rittergutsbetriebes sind die Gegenden der Bevölkerungsabnahme und der gegenwärtigen landwirtschaftlichen Not.

Neben der Auswanderung fällt aber auch die Abwanderung nach dem Westen bedeutend ins Gewicht. Die dauernd Abwandernden wenden sich den Hafenstädten und der westdeutschen Industrie zu und bilden eins der Haupthindernisse, daß sich dort die Arbeiterverhältnisse ruhig weiter entwickeln und zu einer entschiednen Hebung der gelernten Arbeiter, d. h. zur Bildung eines neuen konservativen Mittelstandes führen. Aber auch die periodische Abwanderung, die Sachsengängerei ist noch sehr bedeutend. Über die Elbe zieht Jahr für Jahr ein Strom von 80000 Männern nach Westen auf Arbeit, während das Rittergut Not an Arbeitern hat. Bei den Kleinbesitzern muß die Frau mit den Kindern die häusliche Feldarbeit verrichten, der Mann lernt zwar im Westen für Geld fleißig arbeiten, da wo die Arbeit lohnt, er lernt aber auch die höhere Kultur kennen und mit den heimischen Zuständen vergleichen. Im Herbst kommt er dann mit seinen Ersparnissen nach Hause und sucht den Winter hinzubringen, wie es geht. Das auf diese Weise dem Osten zuströmende bare Geld ist für diesen von größter Bedeutung, wie auch nicht zu verkennen ist, daß die Sachsengängerei immerhin die völlige Abwanderung und damit ein noch stärkeres Nachdringen der Slawen verhindert.

Die Statistik zeigt im Osten sowohl in den Kreisen der Kleinbesitzer wie in den Arbeiterkreisen ein umso größeres Überwiegen des Slawentums, je geringer die Einkünfte von Besitz oder Arbeit sind. Der Deutsche kann es nach seiner ganzen Lebenshaltung in Bezug auf Bedürfnislosigkeit so wenig mit dem Slawen aufnehmen, wie der Nordamerikaner mit dem Chinesen. Niedere Rasse oder Kultur, niedere Lebenshaltung, geringere Arbeitsleistungen und niedere Löhne hängen eng mit einander zusammen. Die Auffassung, die in jedem Versuch der deutschen Arbeiter, ihre wirtschaftliche Lage zu verbessern, nur Begehrlichkeit, Unzufriedenheit und Auflehnung gegen die natürliche Autorität sieht, ist daher der Todfeind des deutschen Volkstums und der deutschen Gesittung in dem Kampf mit Slawen und Italienern. Von diesem Gesichtspunkt aus lautet also die Frage des Rittergutsbetriebes, ob der Rittergutsbesitzer auf Kosten des deutschen Volkstums immer weiter mit Unterbilanz arbeiten soll oder nicht. Denn zur Zeit arbeitet er unter ungünstiger Konjunktur, und eine Besserung der Zustände steht nicht in Aussicht. Die australische Wolle und das russische, amerikanische und indische Getreide haben die Preise auf dem Markte, an dem das Rittergut vorher gern teilgenommen und viel ver-

dient hat, so weit herabgedrückt, daß die Marktproduktion nicht mehr genug lohnt. Seitdem ist der Rittergutsbesitzer „notleidender Landwirt“ und Schutzzöllner geworden. Der schlimmen Konkurrenz zu entgehen, dazu sollten die Getreidezölle dienen, und sie waren in der That notwendig und heilsam als eine Maßregel, die den raschen Preisfall hemmte und verzögerte, aber es darf niemals verkannt werden, daß sie eine Steuer sind, die der Gesamtheit auferlegt wird zu Gunsten der Getreideverkäufer, mit denen die Gesamtheit diese Getreideverkäufer über Wasser hält.

(Schluß folgt)

Das Dreiklassenwahlsystem

Von einem höhern preußischen Verwaltungsbeamten

(Schluß)

Wir haben gesehen, daß die Gemeindegesetze der ersten Jahrzehnte unsers Jahrhunderts allen Bürgern gleiches Wahlrecht gaben, es aber nach unten durch einen Zensus beschränkten. Die Gesetzgebung von 1848 verzichtete auch auf diese Beschränkung hinsichtlich des gleichen Wahlrechts für die Volksvertretung, aber wie die Gemeindeordnung für die Rheinprovinz zuerst das Dreiklassenwahlsystem annahm, und wie dasselbe System dann für die Wahlen zum Abgeordnetenhause und für die Gemeindewahlen der alten Provinzen angenommen wurde, so trat allgemein wieder eine Beschränkung des Wahlrechts nach unten ein, insofern das Wahlrecht zur zweiten Kammer die Befähigung zu den Gemeindewahlen voraussetzte, diese aber überall von einem bestimmten Vermögensbesitz oder einer bestimmten Steuerleistung abhängig ist.

Die Gründe nun, die bei der Einführung des Dreiklassenwahlsystems maßgebend gewesen sind, werden auch für die Beantwortung der Frage, ob dieses System für die Gegenwart noch berechtigt sei, zum Anhalt dienen müssen. Da aber die Frage neuerdings namentlich in Bezug auf die Gemeindewahlen erörtert worden ist, und das Wahlrecht für die Volksvertretung zunächst die Befähigung zu den Gemeindewahlen voraussetzt, so soll sie auch hauptsächlich mit Rücksicht auf das Gemeindewahlrecht untersucht werden. Fiele das Dreiklassenwahlsystem für die Gemeindewahlen, so ließe es sich auch für die Wahlen zum Abgeordnetenhause nicht länger erhalten. Ebenso wird auch zur Vergleichung nur das gleiche Wahlrecht berücksichtigt werden, wie es neben dem Dreiklassenwahlsystem bisher in Preußen in Frage gekommen ist.

Das gleiche Wahlrecht aller Bürger war in den angeführten Gesetzen von den Erfordernissen des Alters, der Unbescholtenheit usw. abhängig gemacht und nach unten hin durch einen Zensus, d. h. durch das Erfordernis eines gewissen Vermögensbesitzes oder einer gewissen Steuerleistung beschränkt. In gleicher Weise ist das Wahlrecht nach dem Dreiklassenwahlsystem von solchen Erfordernissen abhängig und durch das einer gewissen Steuerleistung in der Gemeinde nach unten hin beschränkt. In dieser Beziehung stehen also beide Wahlsysteme einander gleich, und es ist gegen das gleiche Wahlrecht, wie es hier in Frage gekommen ist, ohne Grund das Bedenken erhoben worden, daß es einen Teil der Bürger wegen geringer Steuerleistung von der Wahlberechtigung von vornherein ausschließe. Das ist bei dem Dreiklassenwahlsystem ebenso der Fall, insbesondre in den Städten, wo nur der das Bürgerrecht erlangen und damit wahlberechtigt werden kann, der ein Wohnhaus besitzt oder ein Gewerbe mit Gehilfen betreibt oder einen Steuerbetrag zahlt, der auch den jetzigen niedrigsten Steuersatz übersteigt. Nur erst die Wahlberechtigung für den deutschen Reichstag ist in dieser Beziehung keiner Beschränkung mehr unterworfen.

Die grundsätzliche Verschiedenheit jenes gleichen Wahlrechts von dem Dreiklassenwahlrechte liegt darin, daß nach jenem in Bezirken gewählt wurde, die auch für die übrige Gemeindeverwaltung gebildet waren, daß dagegen nach dem Dreiklassenwahlsystem die Wähler zwar unter Umständen auch nach Bezirken eingeteilt werden müssen, daneben aber immer nach Klassen, und zwar lediglich nach der Steuerleistung geteilt werden, und daß die Zahl dieser Klassen auf drei festgesetzt worden ist.

Vergleicht man diese Unterschiede nach ihren Wirkungen auf die Ergebnisse der Wahlen, so tritt uns zunächst in allen größern Gemeinden, besonders in den Städten die Erscheinung entgegen, daß die Einwohner nach der Verschiedenheit ihrer äußern Verhältnisse auch räumlich getrennt sind, d. h. daß die Reichen und Wohlhabenden meist andre Stadtteile bewohnen als die weniger Wohlhabenden und Ärmern. Insbesondre suchen die kleinen Bürger solche Stadtteile auf, wo sich ihnen Wohnungen zu einem ihren Verhältnissen entsprechenden billigen Mietpreise darbieten. Und unter dem Einfluß der neuern baupolizeilichen Vorschriften, der Errichtung von Landhausvierteln, der Zoneneinteilung und der Verweisung der Fabrikbetriebe in bestimmte Stadtteile usw. werden diese Abgrenzungen nur noch befördert und befestigt werden. Werden also die Gemeinden, wie es im allgemeinen für die Gemeindeverwaltung zweckmäßig erscheint, nach diesen Rücksichten in Bezirke eingeteilt und wird nach solchen Bezirken gewählt, so wird das Ergebnis auch bei gleichem Wahlrechte sein, daß alle Klassen der Bürgerschaft eine ihren Verhältnissen entsprechende Vertretung in der Gemeindeverwaltung erhalten. So ist es auch dort gewesen, wo bei gleichem Wahlrechte nach Bezirken gewählt wird, wie z. B. in den hannoverschen Städten, und aus diesem Grunde hat sich auch die hessische Bevölkerung für Beibehaltung des gleichen Wahlrechts ausgesprochen.

Als seinerzeit die Aufhebung des gleichen Wahlrechts beabsichtigt wurde, ist diese Einwirkung der Bezirkseinteilung gar nicht zur Sprache gebracht, sondern in den Äußerungen des Staatsministeriums nur hervorgehoben worden, daß die gleiche Wahl keine Bürgschaft dafür biete, daß die verschiednen Interessen des Wahlbezirks in der Körperschaft der Wahlmänner verhältnismäßig vertreten würden, daß die scheinbare Gleichheit in der That eine Ungleichheit und Ungerechtigkeit sei, daß das gleiche Interesse der einzelnen Bevölkerungsschichten äußerlich nicht so erkennbar hervortrete, wie es innerlich begründet sei, und daß sich daher die Staatsregierung an das einfachste äußerliche Kennzeichen jener Verhältnisse, die Beteiligung an der Steuerzahlung gehalten habe. Einfacher ist auch die Bemessung des Wahlrechts nach der Steuerleistung unzweifelhaft, denn man braucht nur die Steuerlisten aufzuschlagen, es ist im allgemeinen auch billig, dem, der zur Erhaltung des Gemeinwesens einen höhern Beitrag leistet, einen größern Anteil an der Verwaltung zu sichern, aber es ist keineswegs richtig, das allein nach der Geldleistung zu bemessen. Denn abgesehen davon, daß der Reichste für die Verteidigung des Vaterlandes an Leib und Leben nicht mehr einsetzt als der Ärmste, kann auch der Nutzen, der dem Gemeinwesen aus der Arbeit eines kleinen Bürgers erwächst, für das Gemeinwohl weit wertvoller sein, als der hohe Steuerbeitrag eines Reichen, der unbekümmert um das Wohl seiner Mitbürger nur auf sein eignes Wohlleben bedacht ist. Und ebenso wenig trifft für unsre Zeit noch allgemein zu, daß in den reichern Mitgliedern der bürgerlichen Gesellschaft das höhere Maß der geistigen Kräfte zu liegen pflege. Die bessere Schulbildung, die sich der Reiche erwerben kann, giebt keineswegs immer eine größere Befähigung zur richtigen Beurteilung der Fragen des praktischen Lebens. Wie viele große Männer, deren geistige Thätigkeit bahnbrechend für ihre Zeit gewesen ist, sind aus kleinen Verhältnissen hervorgegangen! Deshalb ist wohl auch in der Denkschrift des Staatsministeriums vom 12. August 1849 gesagt, daß der Maßstab der Steuerleistung für die Bemessung des Wahlrechts nur als ein sehr unbefriedigender betrachtet werden könne. Wie sehr haben sich aber die Verhältnisse seitdem geändert, wie sehr hat sich die Zahl der großen Vermögen vermehrt, zum Teil sicherlich durch Arbeit, in Verbindung mit Intelligenz, aber doch auch vielfach durch bloße Spekulation und durch Werterhöhung der Vermögensgegenstände, wie z. B. der Grundstücke infolge der Ausdehnung der Städte, für die ebenso wenig ein höheres Maß geistiger Kräfte erforderlich ist wie für die Erlangung eines Vermögens durch Erbschaft.

Nach alledem muß die Bemessung des Wahlrechts lediglich nach der Steuerleistung von vornherein als ungerechtfertigt und unbefriedigend erscheinen. Seine praktische Wirkung liegt aber nun wesentlich darin, daß die Wahlberechtigten in drei Klassen geteilt werden und jede dieser drei Klassen für das Abgeordnetenhaus ein Drittel der Wahlmänner, für die Gemeindeverwaltung ein Drittel der Gemeindevertretung zu wählen hat.

Die Dreizahl ist immer als etwas besondres angesehen worden; auf zweimal drei Jahre werden die Gemeindevertreter gewählt und zu einem Drittel aller zwei Jahre ergänzt. Aber schon die Minderheit der zur Beratung der Verfassung berufnen Kommission hat hervorgehoben, daß kein Rechtsgrund dafür anzuführen sei, daß man für die Wahlen gerade drei Klassen und nicht zwei oder mehr bilde. Andre Gründe sind allerdings dafür angeführt worden; so ist in der Denkschrift des Staatsministeriums vom 12. August 1849 gesagt, daß die Dreiteilung für die am wenigsten gehässige Art der Teilung angesehen werde — eine Äußerung, die nicht recht verständlich erscheint —, daß sie weniger als die Zweiteilung der Parteibildung Vorschub leiste, und daß sich in der Regel überall drei Hauptschichten der Bevölkerung nach dem Maße des Vermögens unterscheiden ließen, deren Angehörige auch in den übrigen Verhältnissen am meisten mit einander gemein zu haben pflegten. Diese Auffassung ist auch bei der Begründung der Dreiteilung für die Gemeindeordnung von 1850 geltend gemacht worden, aber in der eigentümlichen Annahme, daß von vornherein die Reichsten und die Ärmsten einander gegenüber stünden und es deshalb geboten sei, zwischen diese noch eine Abteilung einzuschieben, die den beiden andern Abteilungen gleich nahe stehe. In der Verfassungskommission ist dann noch hervorgehoben worden, daß schon einmal nach diesem System gewählt worden, und daß es auch für die Gemeindeordnungen in Aussicht genommen sei. Daß es in den Kammerverhandlungen damals nicht ernstlich bekämpft worden ist, kann bei der nach der Bewegung von 1848 eingetretnen Befürchtung weiterer Angriffe auf die staatliche Ordnung, und da die zweite Kammer selbst aus diesem Wahlsystem hervorgegangen war, nicht auffallen, die zweite Kammer hätte sich sonst gewissermaßen selbst verleugnen müssen. Wenn man aber die Begründung näher ins Auge faßt, so läßt sich schwer beurteilen, ob sich damals wirklich drei Hauptschichten der Bevölkerung nach dem Maße des Vermögens haben erkennen lassen. Es wird vielleicht noch die alte Anschauung von Einfluß gewesen sein, daß die Gesellschaft aus drei Ständen bestehe. Die alten drei Stände der Adlichen, der Bürger und der Bauern unterschieden sich indessen weniger nach ihren Vermögensverhältnissen als nach ihren politischen Berechtigungen, und schon 1848 war von einem vierten Stande die Rede, der von der Ausübung der staatsbürgerlichen Rechte nicht mehr lange würde ausgeschlossen werden können. Und dann ist doch nicht zu leugnen, daß sich die Vermögens- und Einkommensverhältnisse der Bevölkerung seit der Mitte des Jahrhunderts, besonders in den letzten Jahrzehnten infolge der ungeheuern Steigerung des Verkehrs und der industriellen Unternehmungen gegen früher außerordentlich verändert, daß sich die großen Vermögen in so ungeahnter Weise vermehrt haben, daß jetzt niemand mehr in der Bevölkerung drei Hauptschichten nach dem Maße des Vermögens erkennen und unterscheiden wird. Und wie es klar vorliegt, daß sich mehr große Vermögen gebildet haben, so bedarf es auch kaum eines statistischen Nachweises,

daß die Vermögenden durch das Dreiklassenwahlsystem in der Gemeindeverwaltung ein Übergewicht erlangt haben, unter dem das allgemeine Wohl oft leidet.

Man spricht noch immer von einem „Mittelstande," aber die, die sich in mittlern Vermögensverhältnissen befinden, sind fast überall in die dritte Klasse gedrängt, eine kleine Anzahl Höchstbesteuerter bildet die erste Klasse, und die zweite Klasse wird in der Regel von solchen gebildet, die sich in der Mehrzahl bedeutend über den Mittelstand erheben. Und wenn es bei Einführung des Dreiklassenwahlsystems die Absicht war, dem Bedürfnis einer gerechten Vertretung der Interessen aller Staatsbürger zu entsprechen und zur Vermittlung des Gegensatzes, in dem die erste und die dritte Klasse stehen würden, eine zweite einzuschieben, so war doch von vornherein durch die ungerade Dreizahl die Herstellung des notwendigen Gleichgewichts erschwert. Eine gerechte Vertretung aller Interessen konnte und kann durch Vermittlung der zweiten Klasse nur dann erreicht werden, wenn sich diese Klasse zur Abwehr von Übergriffen der ersten Klasse mit der dritten und zur Abwehr von Übergriffen der dritten mit der ersten verbindet oder sich selbst teilt und auf diese Weise ein Gleichgewicht herstellt, das geeignet ist, Übergriffe von unten wie von oben zu verhindern und bei einem Widerstreit der verschiednen Interessen eine Vereinbarung zu ermöglichen. Eine solche Teilung wird aber kaum stattfinden, und so stehen stets zwei Klassen einer gegenüber, und wie nach den jetzigen veränderten Verhältnissen die zweite Klasse kaum noch irgendwo den andern beiden Klassen gleich nahe, sondern in der Regel der ersten in allem näher stehen wird als der großen Masse der dritten, so werden ihre Vertreter auch regelmäßig mit denen der ersten Klasse stimmen, und die Folge wird eine Unterdrückung der dritten Klasse sein. Wie alle bedenklichen Folgen des Dreiklassenwahlsystems, so tritt natürlich auch diese mehr in den Städten als in den gleichmäßigern Verhältnissen der Landgemeinden hervor, und darin wird auch gewöhnlich nichts durch die Bestimmung der Städteordnungen geändert, daß die Gemeindevertreter, die Stadtverordneten, an keinerlei Instruktion oder Aufträge der Wähler gebunden sind, daß sie in allen Fällen verpflichtet sein sollen, das Gemeinwohl aller im Auge zu haben. Es ist eine natürliche Folge der menschlichen Schwäche, daß auch in solcher gemeinnützigen Thätigkeit stets Einzelinteressen von Einfluß sind, und der erwähnte Bericht des Staatsministeriums vom 29. Mai 1849 erkannte es ausdrücklich als berechtigt an, daß bei Ausübung des Wahlrechts die zusammentreten, die gleiche Lebensweise und gleiche Bedürfnisse zu gleicher Anschauung und gleichen Wünschen verbinden. Gleiche Wünsche beruhen auf gleichen Interessen, das ganze Klassenwahlsystem will den Wählern die Möglichkeit sichern, daß ihre Interessen nach Maßgabe ihres Vermögens und Einkommens zur Geltung gebracht werden, und so ist es die natürliche Folge der Dreiteilung, daß in der Gemeindeverwaltung jetzt in erster Linie die Interessen der Hoch- und Höchstbesteuerten zur Geltung kommen und für die Angehörigen der dritten Klasse, obwohl sie

ein Drittel der Steuern aufzubringen haben, nicht viel abfällt. Die Angehörigen der dritten Klasse haben auch mehr und mehr erkannt, wie gering die ihren Vertretern verbleibende Einwirkung auf die Gemeindeverwaltung ist, und so kommt es denn nur zu häufig vor, daß sie gar nicht einen Angehörigen ihrer Klasse, sondern einen Angehörigen der ersten oder zweiten Klasse in die Gemeindevertretung wählen, weil sie hoffen, daß dieser noch eher eine Berücksichtigung ihrer Interessen zu vermitteln imstande sein werde.

Daß der Mittelstand, der bei Annahme des Dreiklassenwahlsystems doch die zweite Klasse bilden sollte, durch die veränderten Verhältnisse durchweg in die dritte Klasse gedrängt, also durch dieses Wahlsystem am meisten benachteiligt ist, bestätigen die Ermittlungen des statistischen Amts aus dem Jahre 1893, wonach in diesem Jahre der Prozentsatz der Wähler der ersten und zweiten Klasse nur den höchsten Satz von 29,29 in den größern Städten, von 18 in den kleinern Städten und von 27 in den Landgemeinden erreichte. Aus diesen Zahlen ergiebt sich aber auch, daß eine wesentliche Besserung und Abänderung des Dreiklassenwahlsystems zu Gunsten der Angehörigen der untern Steuerklassen nicht durch die Bestimmung erreicht werden kann, daß ein bestimmter Prozentsatz der Wähler der ersten und zweiten Klasse angehören müßte, wenn man nicht diesen Prozentsatz sehr hoch annehmen will. Ein Prozentsatz von 5 Prozent für die erste und 10 Prozent für die zweite Klasse, wie er in Bezug auf die neue Städte- und Landgemeindeordnung für Hessen-Nassau vorgeschlagen worden ist, kann wohl verhindern, daß einige wenige Höchstbesteuerte die Gemeindeverwaltung beherrschen, aber sonst macht es keinen wesentlichen Unterschied, ob die erste und zweite Klasse 10 oder 15 oder 30 Prozent der Wähler umfassen, und ob die große Masse der Wähler mit 90 oder 85 oder 70 Prozent in die dritte Klasse gedrängt ist. Eine gründliche und gleichmäßige Besserstellung der weniger hoch Besteuerten und besonders des Mittelstands kann, wenn die Bemessung der Wahlberechtigung allein nach der Steuerleistung erhalten werden soll, nur durch Vermehrung der Klassen erreicht werden, d. h. es müssen, um in der bei der Einführung des Dreiklassenwahlsystems angenommnen Auffassung zu bleiben, zwischen die Ärmsten und Reichsten nicht nur eine, sondern mehrere Klassen eingeschoben werden. Dann wird wieder ein Verhältnis erreicht werden, wobei die eingeschobnen Klassen den sie begrenzenden Klassen nach oben und nach unten nahe stehen, und alle Interessen gleichmäßig zur Geltung kommen. Schon bei vier Klassen würde in nicht zu großen Gemeinden ein Gleichgewicht geschaffen werden, in größern Gemeinden kann bei fünf Klassen durch die mittlere Klasse eine Ausgleichung zwischen den Interessen der obern und der untern Klassen herbeigeführt werden, und bei sechs Klassen würden wir wieder ein Gleichgewicht erhalten, das die Unterdrückung der Mehrheit der Steuerzahler verhindern würde. Statistische Feststellungen würden hierin einen nähern Anhalt verschaffen, aber unzweifelhaft dürfte es sein, daß schon bei Vermehrung der

Klassen von drei auf vier ein großer, vielleicht der größte Teil des Mittelstands aus der jetzigen dritten Klasse in die neue dritte Klasse hinaufrücken würde, ohne daß sich die Zahl der Wähler in der ersten und zweiten Klasse wesentlich ändern würde.

Nach der Vergleichung der beiden besprochnen Wahlsysteme kann es nicht zweifelhaft sein, daß ich dem frühern gleichen Wahlrechte den Vorzug gebe, sowohl für die Gemeindewahlen als für die Landtagswahlen, und daß ich im Vorstehenden nur Vorschläge habe machen wollen für eine Reform des Dreiklassenwahlsystems, damit, so lange es noch nicht völlig beseitigt werden kann, wenigstens einer allzu schroffen Bevorzugung einzelner Klassen vorgebeugt werde. Daneben würde sodann noch eine doppelte Beschränkung von eingreifender Wirkung sein, nämlich daß die Wähler der einzelnen Klassen wie nach dem Wahlgesetze vom 8. April 1848 nur Angehörige ihrer Klasse wählen dürften, und daß, wenn eine bestimmte Zahl von Gemeindevertretern angesessen sein soll, wenigstens in den Städten diese Zahl der Hausbesitzer auch nicht überschritten werden dürfte. Durch die erste Beschränkung würde den untern Klassen, jetzt der dritten Klasse, etwas Mut gemacht werden, sich gegen Übervorteilung zu schützen, und wie sich die Mehrheiten der Hausbesitzer in den Stadtverordnetenversammlungen vielfach beeilt haben, die Überweisung der Realsteuern zu ihrem Vorteile und zum Nachteile der Nichthausbesitzer, deren Zahl und Leistungsfähigkeit doch mehr und mehr die der Hausbesitzer überstiegen hat, auszunützen, ist noch in frischester Erinnerung. Die in beiden Beziehungen jetzt geltenden Bestimmungen haben unverkennbare Mißstände erzeugt.

Um zum Schluß noch auf die Form des Wählens zurückzukommen, so hatte es seinen guten Grund, daß seinerzeit die Öffentlichkeit der gerichtlichen Verhandlungen, der Kammerverhandlungen usw. gefordert wurde, und das Staatsministerium mag aufrichtig gemeint haben, daß dieselben Gründe auch zur Beseitigung der geheimen Abstimmung führen müßten; Wahlbeeinflussungen, wie sie sich im Laufe der Zeit entwickelt haben, konnte man damals noch nicht voraussehen. Aber auch in dieser Beziehung haben sich die Verhältnisse sehr geändert, die Entwicklung des Verkehrs, die Verstaatlichung der Eisenbahnen hat ein ungeheures Personal von Staatsbeamten erzeugt, dessen Abstimmungen bei den Wahlen aller Art, auch für die Gemeindevertretungen von Einfluß sind, und die Industrie hat Hunderttausende in eine abhängige Stellung gebracht, wie man sie in den frühern Verhältnissen nicht kannte. Es ist recht schön gesagt, daß der Mann den Mut haben solle, seine Überzeugung öffentlich zu vertreten, aber die öffentliche Meinung und die Presse vermögen schon lange nicht mehr die Wahlbeeinflussungen zu verhüten und noch weniger sie zu bestrafen. Auch bei geheimen Abstimmungen sind, wenigstens in kleinen Kreisen, Wahlbeeinflussungen nicht ausgeschlossen, die öffentlichen Wahlen sind ihnen aber völlig schutzlos preisgegeben, denn sie ermöglichen es einem abhängigen

Manne, z. B. dem Beamten, nicht einmal, sich durch Abgabe eines weißen Zettels der Abstimmung zu enthalten.

Die Gemeindeordnung für die Rheinprovinz von 1845 bestimmte noch, daß die Gemeindeverordneten durch Stimmzettel zu wählen seien, die Gemeindeordnung von 1850, die bald wieder beseitigt wurde, schrieb dann die öffentliche Abstimmung vor, dies wurde aber mit Erlaß der spätern Städteordnungen wieder durchbrochen, da nach diesen die Wahl der Bürgermeister und Magistratsmitglieder durchweg durch Stimmzettel geschieht. Man muß also doch bei Einführung der öffentlichen Wahlen von den Vorzügen des Verfahrens nicht völlig überzeugt gewesen sein und seine Gefahren gefühlt haben, und so wird auch immer wieder die Wiederherstellung allgemeiner geheimer Abstimmung für alle politischen und Gemeindewahlen mit Grund gefordert werden.

Die Frage, ob das Dreiklassenwahlsystem für die Gegenwart berechtigt sei, ist noch nicht abgeschlossen, sie wird auch durch die Einführung in Hessen gegen den Widerspruch der Bevölkerung nicht abgeschlossen und immer wieder brennend werden. Nach den Erfahrungen in meiner amtlichen Thätigkeit kann ich es mir auch, ungeachtet der Resignation, worein die benachteiligten minder begüterten Bürger nach und nach versunken sind, nicht als möglich denken, daß sich dieses Wahlsystem in der Gemeindeverwaltung, insbesondre in den Städten noch lange wird halten lassen, weil die Voraussetzungen, von denen man bei der Einführung ausgegangen ist, nicht mehr zutreffen. Und wenn es in der Gemeindeverwaltung nicht mehr zu halten ist, so muß es auch für die Wahlen zum Abgeordnetenhause fallen. Aber jeder patriotisch denkende Mann muß wünschen, daß die Reform nicht zu lange verzögert werde, denn zu lange verzögerte Reformen gehen nur zu oft über die Grenzen des Notwendigen hinaus und erzeugen dann wieder in andern Richtungen neue Übelstände.

Alte und neue Kunst in Berliner Museen

Zu Ende des vorigen Jahres haben zwei Ereignisse in dem Berliner Kunstleben, über dem seit Jahren eine bleischwere Wolke lastet, eine gewisse Bewegung hervorgerufen. Es waren nicht künstlerische Thaten kraftvoller Persönlichkeiten — auf diese haben wir in dem kunstfreundlichsten aller Zeitalter längst verzichtet. Die Alten sind trotz des mächtigen Schutzes von oben müde und unlustig geworden, weil ihnen die Revolution von unten, die an den höchsten Stellen, wie es scheint, noch nicht in ihrer ganzen Gefährlichkeit gewürdigt wird, die

Freude am Schaffen verdirbt, und die jungen Revolutionäre arbeiten schon zehn Jahre daran, daß, wie ihre Lobredner sagen, der gährende Most in ihren Schläuchen endlich zu trinkbarem Weine werde. Aber bis jetzt gährt der Most immer noch, und selbst die Weisesten unter den neuen Kelterern vermögen nicht zu sagen, wann sich der Most endlich abklären wird. Inzwischen darbt alles. Am meisten die Revolutionäre selbst, und nächst ihnen die Kunsthändler, die seit 1871 nach sieben fetten Jahren sieben magre gehabt haben und jetzt schon wieder auf zwölf Jahre zurückblicken, von denen gerade das letzte so traurig ausgefallen ist, daß man nach den Ursachen solcher Wirkungen fragt. Wir haben hier weder die geschäftlichen Interessen der Künstler noch die der Kunsthändler zu vertreten, wir übernehmen nur die Rolle des ehrlichen Maklers, der zwischen dem unpersönlichen Begriff Kunst und dem unpersönlichen Begriff Publikum vermittelt. Nach den Beobachtungen des Maklers nun, der mit voller Objektivität nur die Bewegungen eines Markts nach Angebot und Nachfrage festzustellen hat, stellt sich die Lage des Kunstmarkts jetzt so dar. Der radikale Bruch zwischen alter und neuer Kunst hat sich auch in den Kreisen der Käufer vollzogen. Die reichen Leute, die früher Tausende für Bilder von Menzel, Knaus, A. und O. Achenbach, Vautier, Piloty, Defregger, Grützner, A. v. Werner, Karl Becker, E. v. Gebhardt usw. ausgegeben haben, erfahren jetzt durch die Mehrzahl der politischen Tagesblätter, auch durch die alten Kunstzeitschriften, auf die sie früher geschworen hatten, daß der von ihnen erworbne Bilderkram ganz und gar nichts wert sei. Bisher war der Respekt dieser Revolutionäre, hinter denen ein leeres Nichts steht, wenigstens vor Menzel und Lenbach stehen geblieben. An Lenbach haben sie sich, trotz seiner vielfachen, angriffsfähigen Schwächen, auch jetzt noch nicht hinangewagt, vielleicht weil sie wissen, daß Lenbach ein Mann ist, der nicht mit sich spaßen läßt, vielleicht auch, weil er jetzt als Präsident der Münchner Künstlergenossenschaft aus strategischen Gründen geschont werden muß. Aber gegen den bisherigen rocher de bronze des norddeutschen Realismus, gegen Menzel, ist nun auch eine Mine gelegt worden, freilich nicht von einem der zum Umsturz geneigten Maler, sondern von einem Kunstbeamten, dem das Wohl der größten deutschen Sammlung deutscher Kunstwerke des neunzehnten Jahrhunderts anvertraut worden ist. Es ist Hugo von Tschudi, ein Österreicher schweizerischer Abstammung, der als Nachfolger Max Jordans Direktor der königlichen Nationalgalerie in Berlin geworden ist. Seine Ernennung hatte allgemein überrascht; es waren einige Männer genannt worden, deren persönliche Kunstanschauung mit der des Kaisers nahe verwandt war, jedenfalls oft die Billigung des Kaisers gefunden hatte. Als dann die Sache anders kam, fand man sich schließlich mit dem Gedanken ab, daß der bisherige Direktorialassistent an der Gemäldegalerie im alten Museum ein unbeschriebnes Blatt wäre. Erst abwarten, dann urteilen! Lange haben wir nicht zu warten brauchen. Nachdem einige

unbequeme Sonderausstellungen zum Gedächtnis verstorbner Künstler, wie sie Jordan zur Freude und Erhebung vieler Kunstfreunde, zum Vorteil der Kunstforschung eingeführt und bis zuletzt durchgeführt hatte, geschäftsmäßig erledigt worden waren, zeigte der neue Direktor sein wahres Gesicht. Seine Studien waren lange Zeit nur auf das Gebiet der alten Kunst gerichtet. Nachdem er sich in Wien durch die Herausgabe eines Prachtwerks über die Landesgemäldegalerie in Budapest bekannt gemacht hatte, kam er zu Anfang der achtziger Jahre nach Berlin und dann bald in die Schule Wilhelm Bodes, wo er meist mit Katalogisirungsarbeiten beschäftigt wurde. Was davon sein Eigentum oder das Eigentum Bodes ist, vermag nur der Eingeweihte zu unterscheiden. Als eigne litterarische Persönlichkeit ist Tschudi, wenn man von einigen fachwissenschaftlichen Untersuchungen im „Repertorium für Kunstwissenschaft," in dem „Jahrbuch der königlich preußischen Kunstsammlungen" usw. absieht, eigentlich erst in einem Artikel der wunderbaren, in den Grenzboten gründlich, über Verdienst gründlich abgefertigten Zeitschrift Pan hervorgetreten. Da lernen wir denn einen Mann kennen, dem die Bildnisse Menzels „nur ärmlich geraten" erscheinen, weil Menzel nicht „in die Tiefe des Charakters dringt." Bisher hatten wir immer das Gegenteil geglaubt und Menzel, auch wenn er uns die knorrige Seite seiner künstlerischen Physiognomie nicht vorenthalten hat, gerade als gründlichen Kenner des menschlichen Charakters, der menschlichen Seele bewundert. Diese Bewunderung hat auch das Ausland, insbesondre Frankreich mit uns geteilt. Die Franzosen haben das selbst in der Zeit, wo die Wunden des großen Krieges noch bluteten, laut und lebhaft anerkannt. Und nun will uns ein Mann von schweizerischer Abstammung, der über Wien nach Berlin gekommen ist, unsern Menzel verkleinern, den nationalsten Künstler, den wir überhaupt haben, den einzigen, der aus dem Boden Preußens zu einem Riesen gewachsen ist, der überall, wo er mit einem Öl- oder Gouachebilde, einer Zeichnung oder einer Radirung erscheint, den Ruhm der deutschen Kunst mehrt! Dabei ist Menzel nichts weniger als international in seiner Gesinnung. In dem Augenblick, wo wir diese Zeilen schreiben, klingt in unsern Ohren noch die Mahnung des Meisters nach, die er am 1. Mai bei dem Festessen zur Eröffnung der großen Kunstausstellung — als Antwort auf eine überraschende Huldigung — an seine Kunstgenossen gerichtet hat. Sie sollten, so sagte er in kurzen, abgebrochnen Sätzen, auch wieder einmal der deutschen Kunst den Enthusiasmus entgegenbringen, den sie bisher immer für die fremde Kunst übrig gehabt hatten.

Es würde für die Öffentlichkeit vollkommen gleichgiltig sein, was Direktor von Tschudi über Menzel denkt und schreibt, wenn nicht gerade ihm das Wohl einer Kunstsammlung anvertraut wäre, die die vollendetsten Schöpfungen Menzels zu ihren köstlichsten Schätzen zählt und gerade in den unvergleichlichen Porträtstudien zu dem Bilde der Krönung Wilhelms I. in Königsberg

das beste Material besitzt, um Tschudis absprechende Meinung über Menzel als Bildnismaler zu widerlegen. Wir haben in Berliner Blättern mit Schrecken gelesen, daß es in der Absicht des neuen Direktors liege, alle Bilder, die sich auf die preußische Geschichte beziehen, aus der Nationalgalerie auszusondern und aus ihnen den Grundstock zu einer Art von historischem Nationalmuseum, vielleicht gar einer Filiale des Hohenzollernmuseums zu bilden. Die Folge wäre dann, daß auch Menzels Flötenkonzert in Sanssouci, seine Tafelrunde Friedrichs des Großen, die Skizze zu seinem Königsbilde und die Abfahrt König Wilhelms zur Armee im Juli 1870 verbannt werden würden. Das Gegenständliche eines Bildes, der Inhalt, hat eben in den Augen der Vertreter der modernsten Kunst, der ihnen gleichgesinnten Galeriedirektoren und ihrer Wortführer in der Tagespresse keinen Wert mehr. Die Erzähler müssen aus den Galerien verbannt werden, damit das Publikum nicht mehr am Stoffe kleben bleibe, sondern so sehen lerne, wie es die großen und kleinen Tyrannen des modernen Geschmacks haben wollen.

Wir wären geneigt, jene Andeutung Berlinischer Blätter für grundlos oder übertrieben zu halten, wenn nicht die erste, zu Ende vorigen Jahres veranstaltete Ausstellung neuer Erwerbungen der Nationalgalerie, das eine der beiden im Anfang dieses Aufsatzes erwähnten Ereignisse in dem Berliner Kunstleben, zum guten Teil das Gepräge der Kunstanschauungen des neuen Direktors trüge. Es handelt sich im ganzen um etwa achtzig Gemälde, Zeichnungen und Bildwerke, deren Kosten aus drei verschiednen Quellen geflossen sind: aus dem Dispositionsfonds des Kaisers, aus den Mitteln der Akademie der Künste, der die Hälfte des Überschusses der Kunstausstellung von 1895 nach den Bestimmungen zum Ankauf von Kunstwerken zur Verfügung stand, und, wie in dem Vorwort zum Katalog dieser Sonderausstellung gesagt wird, aus Mitteln, „die von einer Reihe hochherziger Berliner Kunstfreunde der Direktion zur Verfügung gestellt wurden." Diese Mittel erlaubten es — und nun kommen die Äußerungen, die über Tschudis Stellung zur modernen Kunst keinen Zweifel mehr übrig lassen —, „eine Anzahl von hervorragenden fremdländischen Werken anzuschaffen, die für die Erkenntnis der modernen Kunstentwicklung einschneidende Bedeutung haben. Ohne einen Blick auf das Ausland wird ein tiefergehendes Verständnis auch der deutschen Kunst der neuern Zeit nicht möglich sein. Die Mehrzahl der großen Anregungen und Wandlungen, die sich während des neunzehnten Jahrhunderts auf künstlerischem Gebiete ereigneten, sind von England und Frankreich ausgegangen und haben erst nachträglich die deutsche Produktion in ihre Kreise gezogen. Vieles, was in dieser letztern unvermittelt und schwer erklärlich scheint, gewinnt, in den Zusammenhang der allgemeinen Kunstbewegung hineingestellt, Berechtigung und Wert. Neben dem historischen ist es auch das rein ästhetische Interesse, das zwingt, den fremden Meistern an der Seite der einheimischen in einem Museum der

modernen Kunst Platz einzuräumen. Gerade die Bahnbrecher, jene, über die man zuerst lacht und sie(!) dann nachahmt, sind die starken Individualitäten, die ihre Zeiten überdauern."

Wir haben diesen langen Absatz aus der Vorrede einschließlich ihres groben Stilfehlers wörtlich wiedergegeben, weil er über die Art, wie Tschudi die Kunstgeschichte des neunzehnten Jahrhunderts begriffen hat, und wie er über die Bestimmung der Nationalgalerie denkt, die für seine Beurteilung nötigen Aufklärungen giebt. Die „Nationalgalerie" wäre also ein überwundner Standpunkt, und wir hätten uns nun an das „Museum der modernen Kunst" zu gewöhnen. Die Inschrift an der Vorhalle des Tempelgebäudes lautet aber immer noch „Der deutschen Kunst." Aus der prächtigen Festrede, die der frühere preußische Kultusminister Dr. von Goßler am 20. März bei der Feier der Akademie der Künste zum hundertsten Geburtstage Kaiser Wilhelms I. gehalten hat, haben wir erfahren, daß der Kaiser diese Inschrift selbst festgesetzt hat, indem er aus dem ihm vorgelegten Entwurf „König Wilhelm der deutschen Kunst" die beiden ersten Worte strich. Nun soll das alles anders werden, und die Inschrift, die der Kaiser selbst gewählt hat, soll ihren Inhalt verlieren.

Der geistvolle Amtsvorgänger des Herrn von Tschudi hat einmal in einer Festrede bei Eröffnung einer internationalen Kunstausstellung in Berlin gesagt, daß es schädlich sei, wenn sich die deutschen Künstler immer nur in dem eignen Spiegel besähen. Internationale Kunstausstellungen sollten ihnen die Einseitigkeit ihrer Anschauungen nehmen, und er gab auch schon zu verstehen, daß es nützlich wäre, wenn auch ausländische Kunstwerke für deutsche Sammlungen angekauft würden. Wir sind keineswegs blind gegen das Körnchen Wahrheit, das in dieser Äußerung liegt, und Jordan ist auch, so lange er die Macht hatte, mit Ankäufen fremder Kunstwerke sehr vorsichtig gewesen. Wenn wir der Sache auf den Grund gehen, so liegt auch gar kein Anlaß dazu vor, daß die öffentlichen Sammlungen durch Aufwendung staatlicher Gelder die Vermittlung zwischen den deutschen und den fremden Künstlern herstellen. Das Geschäft, die deutschen Künstler nach und nach von ihrer Nationalität zu entwöhnen, wird hinreichend durch die großen internationalen Ausstellungen in München, Berlin und Dresden und durch die privaten, aller drei Wochen und noch häufiger ihren Inhalt wechselnden Ausstellungen der Kunsthändler besorgt, die überwiegend ausländische Kunstwerke und solche Werke deutscher Künstler, die die Ausländer nachäffen, auf den Markt bringen, unter lebhaftem Beifall aller „modernen" Kunstschriftsteller und der gleichgesinnten Galeriedirektoren, die schützend die Fittiche ihrer amtlichen Würde über ihre Pioniere in der Presse breiten. Wenn nun einmal durchaus Frankreich, eigentlich nur Paris, als das Vorbild aller sklavischen Auslandsanbeter in Geschmacksachen gelten soll — warum nehmen sie sich nicht auch ein Beispiel an der kühlen Zurückhaltung,

die die französische Regierung bei ihren Ankäufen für das Luxembourgmuseum, die „französische Nationalgalerie," gegen das Ausland beobachtet? Ankäufe fremdländischer Kunstwerke sind dort ganz selten. Man will das Nationaleigentum im Lande behalten; wenn trotzdem Werke von Nichtfranzosen angekauft werden, so werden meist solche berücksichtigt, deren Urheber in Frankreich leben und dort ihr Geld verzehren. Wie überall, wird der diensteifrige deutsche Michel auch bei diesen Ankäufen in Paris am schlechtesten behandelt. Aber Schläge und Fußtritte reizen keineswegs so sehr seinen Stolz, daß er etwa auf den Gedanken käme, gleiches mit gleichem zu vergelten. Im Gegenteil, er reißt die Thüren seiner Museen so weit weit wie möglich auf, um so viele französische Kunstwerke — um diese handelt es sich meist — hereinzulassen, wie er erlangen kann, nicht bloß in Berlin und Dresden, sondern auch anderwärts. Für solche Sachen haben wir immer noch heidenmäßig viel Geld, nur nicht für Kriegsschiffe zum Schutz unsrer Küsten, unsers überseeischen Handels und der deutschen Ehre auf den Weltmeeren! Wenn wenigstens für das schöne Geld wirklich echtes ausländisches Kunstgut in unsre überfüllten Sammlungen hineingepfercht würde! Aber ein moderner Galeriedirektor müßte sich ja vor seinen Gesinnungsgenossen schämen, wenn er Werke der „altmodischen" Richtung ankaufte! Er schwimmt mit Wonne in der naturalistischen Strömung, und so genießen wir das erhebende Schauspiel, daß für die deutsche Nationalgalerie dank der Geldspende „hochherziger Berliner Kunstfreunde" Bilder von Courbet, Manet, Monet, Degas, den Führern des französischen Naturalismus und Impressionismus, und ein Ölgemälde und drei Zeichnungen von dem ihnen geistesverwandten Italiener Segantini angekauft worden sind. Da diese und andre Werke von Franzosen und Belgiern durchweg Schenkungen sind, so trifft ja den Direktor der Nationalgalerie nicht der Vorwurf, Staatsgelder für zweifelhafte Erwerbungen aufgewendet zu haben. Er hat genommen, was ihm geboten worden ist. Aber es entsteht doch die Frage, ob die Vertreter so extremer Richtungen überhaupt einen Platz in einer Sammlung verdienen, die der „deutschen Kunst" gewidmet ist.

Herr von Tschudi hat freilich in dem Vorwort des erwähnten Katalogs daran erinnert, daß schon die Sammlung des Konsuls Wagner, die „den Grundstock der Nationalgalerie bildet, mehrere für die ausländische Kunst der dreißiger Jahre wichtige Gemälde, insbesondre von den Hauptmeistern der belgischen Historienmalerei" — es kommen namentlich Gallait und de Biefve in Betracht — enthält. Aber gerade diese Berufung sollte zu tieferm Nachdenken und zur Besonnenheit mahnen. Schon vierzig Jahre nach dem Triumphzug der belgischen Historienmaler durch Deutschland sind sie so gut wie vergessen, und kaum ist noch irgendwo in der lebendigen Malerei unsrer Tage ein Nachklang ihres Wirkens zu spüren. Sollte nicht ein gleiches Schicksal, vielleicht noch schneller, den französischen und italienischen Naturalisten und Impressionisten,

deren Bilder jetzt ihren Einzug in die deutsche Nationalgalerie gehalten haben, beschieden sein? In Frankreich taucht schon jetzt hie und da die Meinung auf, daß Courbet, der Bahnbrecher des französischen Naturalismus, ein überwundner Standpunkt sei. Wie lange wird es dauern, bis auch Manet daran kommt, zum alten Eisen geworfen zu werden, wenn man auch jetzt noch in Paris den Verlust seines für die Berliner Nationalgalerie angekauften Bildes „Das Treibhaus" als eine Art von nationalem Unglück betrauert. Selbst ein so ernsthaftes Blatt wie die Chronique des arts, das Beiblatt der Gazette des beaux arts, hat diesen Verlust beklagt. Das hat sie aber nicht gehindert, in der Nummer, die diesem Schmerzensruf folgte, dem neuen Direktor der Nationalgalerie ein sehr ehrenvolles Zeugnis auszustellen. In einer Korrespondenz aus Deutschland heißt es in der Nummer vom 26. Dezember vorigen Jahres: „Von der Zeit, wo Herr von Tschudi zur Direktion der Berliner Nationalgalerie gelangt ist, datirt für dieses Museum ein Fortschritt, der mit einem seltnen Glück von Initiative, Kampf und Urteil bewerkstelligt worden ist." Dann folgt eine Liste der Erwerbungen, und die Korrespondenz schließt mit folgendem Dithyrambus: „Dank der Energie und dem Vertrauen des Herrn von Tschudi kann ein so neuer Geist herrschen und eine Kunst aufzwingen, die vielleicht in Frankreich besser erkannt, aber sicherlich weniger gut verteidigt wird als in Preußen. Und während diese modernen Werke eine offizielle Weihe erhalten, werden Stücke, die nur eine gewöhnliche Geschicklichkeit (une habilité banale) aufweisen oder das Mittelmaß des Talents nicht überragen, in die Provinzmuseen und sogar in die Speicher verbannt. Es ist dabei ein doppelter Nutzen: Fortschritt und Reinigung."

Wir wollen zur Ehre des deutschen Namens annehmen, daß diese „Korrespondenz aus Deutschland" nicht von einem Deutschen, sondern von einem Franzosen geschrieben ist, weil sie von Beleidigungen des deutschen Nationalgefühls strotzt. Die Werke deutscher Künstler sind also gerade gut genug, in den Provinzmuseen oder in den Magazinen der hauptstädtischen Museen untergebracht zu werden, damit Platz für französische Kunstwerke gewonnen werde! Es wäre hier ein Anlaß, in patriotischer Entrüstung aufzuflammen. Aber damit verliert man sein Spiel gegenüber den phlegmatischen Cynikern, die die deutsche Kunst der Gegenwart, die nicht im Fahrwasser der „Moderne" segelt, mit Schmutz bewerfen und immer mit höhnischem Grinsen auf ihre Abgötter in Frankreich und ihre bedientenhaften Nachahmer in Deutschland hinweisen. Nur rein sachlich bemerken wir, daß die Provinzen in Preußen genau soviel politisch und wirtschaftlich wie die Hauptstadt Berlin bedeuten, und daß die Fürsorge der Staatsregierung zwischen Berlin und irgend einer Provinzialhauptstadt sachlich keinen Unterschied zu machen hat. In seinem Verhältnis zum Reich hat Berlin nur dadurch sein Übergewicht vor den Hauptstädten der übrigen Bundesstaaten, daß es der Sitz des Reichstags und der meisten Zentral-

behörden ist. Ein offizielles Kunstzentrum ist es nicht, und darum haben Ankäufe für die Berliner Nationalgalerie in Deutschland keineswegs die Bedeutung wie in Frankreich Ankäufe für das Luxembourgmuseum in Paris, der Hauptstadt, die wirklich das Herz von Frankreich ist. Um so schwerer ist die Beleidigung für die preußischen Provinzen, wenn von Berlin aus in einer französischen Kunstzeitschrift die Nachricht verbreitet wird, daß mittelmäßige Bilder, die der Berliner Nationalgalerie nicht mehr würdig sind, an die Provinzialmuseen verteilt werden sollen. Wir nehmen an, daß es sich zur Zeit noch um unreife Pläne handelt. Aber eine Warnung halten wir für nötig, in der Hoffnung, daß sie irgendwo an entscheidender Stelle Gehör finden werde. Es liegt in den ewigen Gesetzen alles menschlichen Schaffens, das sich zwischen Werden und Vergehen abspielt, daß Kunstwerke ebenso schnell veralten wie jedes andre Werk von Menschenhand. Es ist möglich, daß selbst Menzel, den wir jetzt als den ersten unsrer Kunst schätzen, diesem Schicksal — wenigstens in einem Teil seiner Werke — nicht entgehen wird. Diese Erwägung muß aber gerade den Hüter einer öffentlichen deutschen Sammlung dazu treiben, nur Werke solcher Künstler zu erwerben, die in dem Plane seiner Sammlung liegen. Wenn er sich in diesen Grenzen hält, wird ihm die Nachwelt auch dann keinen Vorwurf machen können, wenn er sich einmal geirrt hat. Er hat dann wenigstens der Devise auf dem ihm anvertrauten Kunsttempel „der deutschen Kunst" gedient, und niemand wird sagen können, daß er deutsches Geld dem Auslande zugewandt habe, während die deutschen Künstler während seiner Amtsführung gedarbt haben. Wir sind darauf gefaßt, daß man diesen Standpunkt als engherzig, philisterhaft, verbohrt bezeichnen wird, aber wir können uns darauf berufen, daß der wirkliche Erbauer und Förderer der Berliner Nationalgalerie, Kaiser Wilhelm I., den vaterländischen, den deutschen Charakter dieser Sammlung immer entschieden betont hat. Schon in seiner Kabinettsordre vom 16. März 1861 hatte König Wilhelm nur von „einer vaterländischen Galerie von Werken neuer Künstler" gesprochen, und niemals ist ihm der Gedanke an eine Sammlung internationaler Kunstwerke gekommen. Der frühere Kultusminister von Goßler hat im Anhang zu seiner erwähnten Gedächtnisrede eine Anzahl von Aktenstücken veröffentlicht, die über die Sorge des Kaisers um die Vermehrung der Nationalgalerie seit 1871 im einzelnen unterrichten. Es war für den Kaiser durchaus selbstverständlich, daß nur deutsche Künstler in Betracht kämen, und nur in wenigen Fällen ist es vorgekommen, daß Schenkungen ausländischer Kunstwerke mit Rücksicht auf die Geber nicht abgelehnt wurden.

Wir sind nicht so pessimistisch, daß wir glauben, es könne unter der Herrschaft des Enkels jetzt anders kommen. Nach allem, was verlautet, ist Kaiser Wilhelm II. den Naturalisten und Impressionisten durchaus nicht hold, und so wird diese Episode der „Schenkung Berliner Kunstfreunde" an die Nationalgalerie hoffentlich nur eine Blase in dem unruhigen Meer unsrer Zeit

bilden, die schnell zerplatzen wird. Die unruhigen Köpfe werden ohnehin nichts mehr daraus lernen, da sie in den Berliner Privatausstellungen schon Bilder gesehen haben, die Manet, Monet, Degas und Konsorten weit hinter sich lassen. Es ist also anzunehmen, daß die Berliner Nationalgalerie mit ihren Fortschrittsgelüsten zu spät gekommen ist.

Das zweite der beiden Ereignisse in dem Berliner Kunstleben, die den Anlaß zu diesem Aufsatz gegeben haben, war die erste Lebensäußerung des „Berliner Museumsvereins," der in aller Stille am 28. April 1896 begründet worden ist. Damit sind die langen Mühen des Direktors der Gemäldegalerie und des Museums von Skulpturen der christlichen Zeit, Dr. Wilhelm Bode, der als die eigentliche Seele des Vereins zu betrachten ist, gekrönt worden. Da die durch den Staatshaushalt zur Verfügung gestellten Mittel zur Vermehrung der königlichen Sammlungen den hochfliegenden Plänen und dem glücklichen Erwerbungstalent Bodes nicht genügen, war er schon bald nach Übernahme seines Amts bestrebt, Kunstfreunde zur Hergabe ihrer überflüssigen Mittel für Museumszwecke zu bewegen. Was in Frankreich von vielen reichen Leuten als selbstverständliche Ehrenpflicht angesehen wird, den Louvre alljährlich um bedeutende Kunstwerke zu bereichern, konnte unsern deutschen oder — in diesem Falle — preußischen Landsleuten nur sehr langsam und mit Mühe beigebracht werden, obwohl, wie erst jüngst aus Anlaß der Forderungen für Marinezwecke statistisch nachgewiesen worden ist, Deutschland mindestens so viele reiche Leute hat wie Frankreich. Der Unterschied ist nur der, daß die reichen Franzosen ihr Geld viel vornehmer auszugeben wissen und viel mehr Kunstsinn haben als die reichen Leute in Deutschland. Wer Gelegenheit hat, bei uns in reichen Kreisen zu verkehren, wird mit Staunen bemerkt haben, wie Leute, die ein Jahreseinkommen von einer oder mehreren Millionen haben, oft die kleinlichsten Bedenken tragen, wenn sie dreihundert oder fünfhundert Mark für ein in Öl gemaltes Konterfei ihrer werten Person ausgeben sollen. Erst in neuester Zeit ist hierin eine Wendung zum bessern eingetreten, indem einige Erzmillionäre den Entschluß gefaßt haben, sich von jungen Künstlern malen zu lassen, die zu den bevorzugten Bildnismalern eines hohen Herrn gehören und sich diese Ehre von andern natürlich entsprechend bezahlen lassen.

Bodes Regsamkeit und Energie ist unter diesen Verhältnissen um so höher anzuschlagen. Freilich hat er, wie aus dem von ihm verfaßten ersten Bericht über die Thätigkeit des Museumsvereins hervorgeht, noch mit mancherlei Schwierigkeiten zu kämpfen. Man liest da allerlei von Vorschüssen, von vorläufigen Erwerbungen, von „leihweiser Überlassung" von Kunstwerken usw. Die wirklichen Schenkungen bestehen meist aus Werken der Kleinplastik und einigen Gemälden untergeordneten Ranges. Klarheit über die Zwecke des Vereins wird erst gewonnen werden, wenn der Verein die Rechte einer juristischen Person erlangt haben und dann seine Satzungen veröffentlichen

wird. Zunächst scheint es, als ob die Mittel des Vereins dazu dienen sollten, durch rechtzeitiges Einschreiten den Verkauf hervorragender Kunstwerke ins Ausland zu verhindern, und daß dies geschehen wird, dafür bürgt die Wachsamkeit Bodes, die allerdings, wie man sich bei dem schwankenden Gesundheitszustande des verdienstvollen Mannes nicht verhehlen kann, nur auf seinen zwei Augen steht. Vorläufig haben wir darum noch nicht zu sorgen. Dank den Mitteln des Vereins ist es gelungen, den Franzosen eine Perle der französischen Malerei des fünfzehnten Jahrhunderts abzujagen, ein fast einen Quadratmeter großes Bild, das als die einzig beglaubigte Tafelmalerei des namentlich durch seine Miniaturen bekannten französischen Malers Jean Fouquet gilt, wenn der Beweis für seine Urheberschaft auch nur durch einen Vergleich mit seinen Miniaturen geführt werden kann. Ob nun das Bild wirklich von Fouquet herrührt oder von einem andern, sicher ist, daß es die Schöpfung eines Künstlers ist, der ein großer Charakterdarsteller war, etwa in der Richtung der van Eyck, nur noch größer und herber in der Auffassung. Das Bild stellt zwei Personen dar, wie aus dem Vergleich mit einer Miniatur Fouquets hervorgeht, den französischen Schatzkanzler Etienne Chevalier in andächtiger Haltung vor einem unsichtbaren Gegenstande der Anbetung und seinen ihn empfehlenden Schutzpatron, den heiligen Diakonus Stephan, der wohl ebenfalls eine Porträtfigur ist, zu der ein hagerer Laienpriester oder Mönch Modell gesessen hat. Beide Figuren werden erst verständlich, wenn man weiß, daß man nur die eine Hälfte eines Diptychons vor sich hat, dessen andre Hälfte, eine Madonna mit dem Kinde von Engeln verehrt, sich im Museum zu Antwerpen befindet. Auffällig ist, daß diese zweite Hälfte dem Berliner Teile in Malerei und Charakteristik bedeutend nachsteht.

Von den übrigen teils geschenkten, teils geliehenen Kunstwerken sind noch zu nennen ein männliches Porträt von Memling, der Studienkopf eines Juden von Rembrandt, eine kleine, intime Landschaft von Ruisdael, ein glasirtes Madonnenrelief von Luca della Robbia, eine dem Tilman Riemenschneider zugeschriebne bemalte Holzstatue und die Steinfigur eines französischen Königs, die vermutlich vom Hauptportal der Kathedrale zu Rouen stammt, ein sehr kostbares Stück, da Proben französischer Plastik des dreizehnten Jahrhunderts in deutschen Museen noch nicht zu finden sind.

Der Anfang ist so glücklich gemacht worden, wie es in Deutschland nur möglich war. Das ist allein das Verdienst Bodes, das ihm niemand bestreiten kann, und wir wünschen nur, daß er sich ungeteilt dieser schönen Aufgabe widmen möge. Leider hat ihn in den letzten Jahren die Neigung gefaßt, sich auch mit der modernen und — im Gegensatz zu seinen frühern Studien — sogleich mit der allermodernsten Kunst zu beschäftigen. Er ist ein eifriger Parteigänger der „Modernen“ geworden, die außer Klinger, Liebermann, Uhde und andern dieser Art alle übrigen verachten. Gemeinschaftlich mit ihnen läuft

er Sturm gegen die Kunstakademien, die er für Brutstätten von Stümpern hält, und bei dieser Polemik ist ihm das Mißgeschick begegnet, daß er sich in einem Aufsatz über die Berliner Akademie zur Feier ihres zweihundertjährigen Bestehens in der unter seiner Obhut stehenden Zeitschrift Pan, um seine vernichtende Kritik der jetzigen Zustände der Akademie zu rechtfertigen, auf eine Kabinettsordre Friedrichs des Großen vom 21. Januar 1786 berief, die weder unter diesem, noch unter einem andern Datum jemals erlassen worden ist. Diese Unvorsichtigkeit, die dadurch noch schlimmer wurde, daß Bode aus der angeblichen Kabinettsordre Einzelheiten „in freier Umschreibung" mitteilte, hat den Direktor der Kunstakademie, A. von Werner, gereizt, der Sache auf den Grund zu gehen, und das Ergebnis seiner Bemühungen, das er in einem Aufsatz des Januarhefts der Deutschen Revue ausführlich geschildert hat, war, daß Bode nicht nachweisen konnte, woher er seine Nachrichten über die Kabinettsordre Friedrichs des Großen geschöpft hatte. Er entschuldigte sich damit, daß er den Aufsatz auf einer Reise nach Italien habe schreiben müssen, und daß er nach Vollendung des Aufsatzes „das Konzept und die Exzerpte nicht mit zurückgebracht habe." Auf den Artikel Werners hat er bisher nichts erwidert. Er hat die Kabinettsordre immer noch nicht nachweisen können. Er würde die erlittne Schlappe leicht in Vergessenheit bringen, wenn er in Zukunft darauf verzichtete, sich auf einem Gebiete zu bewegen, das ihm erst in spätern Lebensjahren bekannt geworden ist. Die Förderung der alten Kunst würde durch eine solche Zurückhaltung nur gewinnen, und die moderne Kunst würde wieder andre, vielleicht richtigere Wege einschlagen, wenn die trefflichen Direktoren von Gemäldesammlungen alter Meister sich nicht in den Gang der lebenden Kunst einmischen, sondern sich wieder auf ihre eigentlichen, viel wichtigern Aufgaben besännen.

Die Tierfabel

Von Heinrich Schurtz (in Bremen)

Sie ganze menschliche Geschlechter, die einst ruhmvoll geglänzt haben, zuletzt aussterben und vergehen, so verschwinden auch manche Kunstgattungen, denen einst die Besten ihre Kraft widmeten, und die der allgemeine Beifall begünstigte, zuweilen in überraschend kurzer Zeit aus der Litteratur. Meist sind es Gewächse aus fremden Zonen, die, auf den heimischen Boden übertragen, sich

einer kurzen Blüte erfreuen, wie jene orientalischen Dichtungsformen, die im Anfang unsers Jahrhunderts begeisterte Verehrer fanden und jetzt nur noch von Einzelnen geschätzt und von wenigen Nachzüglern gepflegt werden. Keine Art der Dichtung aber ist in unsrer Zeit so schnell und so gründlich von ihrer Höhe herabgestürzt wie die Fabeldichtung, die im Altertum selbst einen Geist wie Plato verleiten konnte, sie als erste Gattung der Poesie zu bezeichnen, und die im vorigen Jahrhundert eine glänzende Nachblüte feierte, durch Lafontaine in Frankreich, durch Gellert, Hagedorn, Lichtwer und andre in Deutschland zur dichterischen Lieblingsform des Volkes erhoben und durch Lessings theoretische Untersuchung und schöpferische Neugestaltung geadelt wurde. Wolf, der charakteristischste und einflußreichste Philosoph seiner Zeit, sah wie Plato in ihr die vorzüglichste Form der Dichtkunst, und selbst Gottsched und die Schweizer, sonst die erbittertsten Feinde, waren einig in dem Preise der Fabel. Wenn etwas damals einer glänzenden Entwicklung entgegenzugehen und fortan einer unbestrittenen Geltung gewiß zu sein schien, so war es die Fabeldichtung. Jetzt liegt sie traurig am Boden, und wir können nicht hoffen, vielleicht nicht einmal wünschen, daß sie sich wieder erhebe. Kaum daß sich in der Kinderstube und in den untern Schulklassen noch dankbare Hörer und Leser finden. Die wenigen neuern Versuche der Fabeldichtung sind, wenn sie sich nicht unmittelbar an die Kinder wandten und der kindlichen Anschauung anpaßten, ohne Beifall geblieben.

Die Frage, wie ein solches Schicksal zu erklären sein mag, wie ein ehemals so frischer und blühender Zweig der Dichtkunst so rasch und so hoffnungslos zu Grunde gehen konnte, verdient wohl den Versuch einer Antwort. Um was handelt es sich eigentlich bei der Fabel? Bekanntlich hat Lessing versucht, eine scharfe, endgiltige Definition der Fabel zu geben und ihr damit nicht nur eine bestimmte Stellung in der Dichtkunst anzuweisen, sondern auch ihren Zweck und Ursprung aufzuklären.

Lessing bekämpft in seinen „Abhandlungen über die Fabel" zunächst die Erklärungen einiger seiner Vorgänger. De la Motte nennt die Fabel „eine unter der Allegorie einer Handlung versteckte Lehre," Richer „ein kleines Gedicht, das irgend eine unter einem allegorischen Bilde versteckte Regel enthält," Batteux sogar einfach „die Erzählung einer allegorischen Handlung." Lessing erkennt dagegen ganz richtig, daß die Hauptseite der Fabel in ihrer Verwendung menschlich sprechender und handelnder Tiere oder selbst unbelebter Gegenstände liegt, so wenig er sich auch von der Anschauung losmachen kann, daß der lehrhafte Inhalt der Fabel Kern und Zweck des Ganzen sein müsse. So bleibt er auf halbem Wege stehen; auch in seinen Augen wendet der Fabulist nicht die sprechenden Tiere an, weil er sie bereits in der Volksanschauung vorfindet, sondern er verhüllt absichtlich eine menschliche Begebenheit in die Tierfabel, er erfindet die Fabel, weil sie für seine Zwecke die brauchbarste

Form ist. „Die wahre Ursache, sagt Lessing wörtlich, warum der Fabulist die Tiere oft zu seiner Absicht bequemer findet als die Menschen, setze ich in die allgemein bekannte Bestandtheit der Charaktere. Gesetzt auch, es wäre noch so leicht, in der Geschichte ein Exempel zu finden, in dem sich diese oder jene moralische Wahrheit anschauend erkennen ließe, wird sie sich deswegen ohne Ausnahme von jedem darin erkennen lassen? Auch von dem, der mit den Charakteren der dabei interessirten Personen nicht vertraut ist? Unmöglich! ... Man hört: Britannicus und Nero. Wie viele wissen, was sie hören? Wer war dieser? Wer jener? In welchem Verhältnisse stehen sie gegen einander? Aber man hört: Der Wolf und das Lamm; sogleich weiß jeder, was er hört, und weiß, wie sich das eine zu dem andern verhält." Als weitere Ursache, warum der Fabeldichter die Tiere verwendet, führt dann Lessing noch an, daß die Schicksale der Tiere weniger unsre leidenschaftliche Teilnahme erregen, und daß sie deshalb geeigneter sind, unserm Verstand einen moralischen Satz zu verdeutlichen. Im übrigen freilich hält er die Tiere keineswegs für unentbehrliche Bestandteile der Fabel, von seinem Standpunkte aus mit Recht. „Wenn wir, sagt er, einen allgemeinen moralischen Satz auf einen besondern Fall zurückführen, diesem besondern Falle die Wirklichkeit erteilen und eine Geschichte daraus dichten, in der man den allgemeinen Satz anschauend erkennt, so heißt diese Erdichtung eine Fabel." Indem er dann noch die eben angeführten Gründe für die Bevorzugung der Tiere hinzufügt, glaubt er nicht nur erwiesen zu haben, wie die Fabel sein soll, sondern auch gleich ihrer geschichtlichen Entwicklung gerecht geworden zu sein — ein Irrtum des Zeitalters, dem sich auch dieser geniale Geist nicht zu entziehen vermochte.

Für Lessing war vom Standpunkte seiner Zeit die Frage nach dem Wesen der Fabel durch seine Theorie in der That vollkommen erledigt; für den gegenwärtigen Stand der Wissenschaft ist damit nur das Ergebnis einer langen Entwicklung genau bezeichnet, aber gerade das, was für uns jetzt das anziehendste und lehrreichste ist, die Entwicklung selbst, völlig vernachlässigt. Es giebt kaum ein besseres Beispiel als dies, um den Unterschied zu zeigen zwischen der ältern philologisch-ästhetischen, im Grunde ganz subjektiven Betrachtungsweise litterarischer Dinge, und der neuern, die entscheidend von der naturwissenschaftlichen, rein objektiven Untersuchungsart beeinflußt ist. Wir antworten nicht nur anders auf die Fragen, wir fragen schon anders, wenn wir über Probleme der geistigen Kultur ins Klare kommen möchten. Dem Menschen des vorigen Jahrhunderts, der vor dem Lichte der Aufklärung endlich die Nacht der „mittelalterlichen Barbarei" weichen sah, lag vor allem daran, eine Norm und ein Ziel seiner Bildung zu finden, zu lernen, wie er sich das Wesen reinen und edeln Menschentums dauernd zu eigen machen könnte. Die Kultur der Alten schwebte ihm als ein vielleicht erreichbares, aber schwerlich zu übertreffendes Ideal vor Augen, als ein Maßstab aller Dinge, die mit der

Digitized by Google

ästhetischen Seite des Daseins zu thun haben. Ein Sohn dieser Zeit, der sich der Fabeldichtung als Forscher oder als Poet zuwandte, konnte nicht gut eine andre Frage stellen als die eine: Wie muß eine gute, also eine der Auffassung der Blütezeit des Altertums entsprechende Fabel beschaffen sein? Was sind die Gesetze, nach denen sich die Fabel zu richten hat, und nach denen sie beurteilt sein will?

Wie anders der heutige Forscher! Er fühlt sich nicht mehr schlechthin als Schüler der Alten, denn er hat sich durch manche bittre Erfahrung zu der Erkenntnis durchgerungen, daß niemals eine Kultur, mag sie die edelste und beste sein, ohne weiteres auf einen fremden Boden zu verpflanzen ist, sondern daß sie bei aller Anregung von außen her doch nur in gesunder Kraft aus dem eignen Volkstum emporwachsen kann. Damit aber erweitert und verschiebt sich der Kreis dessen, was für ihn lehrreich und des tiefern Nachforschens wert ist. Nicht bloß die Kultur in ihrer höchsten Blüte scheint ihm nun anziehend, sondern auch jene Keime, jene zahllosen ungeschickten und doch hoffnungsvollen Versuche und Anfänge der Entwicklung, die dem Menschen des vorigen Jahrhunderts abnorm, barbarisch und infolgedessen verächtlich erscheinen mußten; wir wollen nicht mehr die Gemälde oder Statuen ausschließlich betrachten, wie sie rein und glänzend aus der Werkstätte des Künstlers hervorgehen, wir wollen selbst in die Werkstatt eindringen, die mühseligen Vorarbeiten prüfen und an ihnen das lernen, was das vollendete und erhabne Kunstwerk vor uns verschließt. Auch die Menschheit hat ihre Werkstätten der geistigen Bildung, und in der eines jeden Volks, mag auch nichts äußerlich glänzendes aus ihr hervorgegangen sein, dürfen wir hoffen zu lernen und uns zu eigner Arbeit zu kräftigen. Jede Erkenntnis andrer ist ja zugleich ein Stück Selbsterkenntnis. Und indem wir somit die geistige Entwicklung des Menschengeschlechts ins Auge fassen, folgen wir nur jenem großen Zuge der neuern Wissenschaft, dem die Welt nicht als etwas Starres, Gegebnes erscheint, sondern als ein Bewegliches, Aus- und Ineinanderfließendes. Einst schrak man vor dem Unentwickelten zurück, und die Übergangsformen verwarf man als der festen Norm nicht entsprechend; jetzt sucht man diese mit Unrecht verachteten Bindeglieder wieder auf und findet im Unvollkommnen die Erklärung des Vollendeten, in der unscheinbaren Wurzel den Ursprung der Blüten und der Früchte.

Die Ästhetik ist so ziemlich die letzte der Wissenschaften, die diesen Weg eingeschlagen haben, ja vielfach hat sie kaum damit begonnen und beschäftigt sich noch ganz in alter Weise, statt zu beobachten, mit der Aufstellung fester Kunstregeln, um die sich der wahre Künstler nicht kümmert. Als rein geistige Disziplin wird die Ästhetik freilich niemals in derselben Weise zu forschen vermögen wie die Naturwissenschaften, denn es fehlt ihr deren wichtigstes Hilfsmittel, das Experiment. Sie kann nicht willkürlich eine Entwicklung hervorrufen und in ihren einzelnen Abschnitten verfolgen. Diesen Mangel aber kann

und muß sie durch Sammeln einer möglichst großen Zahl einzelner Erfahrungen ersetzen, und da sie in diesem Sinne nicht bei der Kunst eines Volks oder einer Rasse stehen bleiben darf, sondern die Bestrebungen der ganzen Menschheit überschauen muß, so ist die Ästhetik, die sich mit der Entwicklung der Kunst beschäftigt, nichts andres als ein Zweig der Völkerkunde; mit den Mitteln und Methoden dieser Wissenschaft hat sie zu arbeiten.

Für die Untersuchung gerade der Fabeldichtung ist diese Erkenntnis von vornherein wertvoll. Die Völkerkunde zieht unter anderm bedeutenden Nutzen aus der Beobachtung der Kinder, denn jeder Mensch durchlebt im Kleinen noch einmal die Geschichte und die Erziehung der Menschheit, und die verschiednen Stufen seiner Bildung sind denen der Völkerentwicklung mehr oder weniger parallel. Wie sehr nun die Fabel, die gegenwärtig noch der kindlichen Anschauung eines gewissen Lebensalters vollkommen zusagt, während sie von den Erwachsenen nicht mehr recht geschätzt wird, in ihren Ursachen durch eine Prüfung der kindlichen Denkweise aufgeklärt werden kann, leuchtet ohne weiteres ein. Jakob Grimm, der sich zum erstenmale mit der Tierfabel im Sinne der neuern Wissenschaft beschäftigte, hat auch sofort auf diesen Weg der Forschung hingewiesen, den man freilich immer nur mit Vorsicht und wo bessere Wege mangeln, betreten sollte. Vorläufig fehlt es noch fast ganz an Beobachtungen auf diesem Felde, denn selbst unter den Lehrern, denen das herrlichste Material zur Verfügung steht, hat sich bisher kaum Teilnahme für diesen wichtigen und lohnenden Zweig der Forschung gezeigt, und gar von einer zusammenfassenden Behandlung ist noch keine Rede.

Die Völkerkunde bietet zum Glück noch andre Hilfsmittel. Es ist eine der wichtigsten Thatsachen, die sie uns kennen lehrt, daß in der Entwicklung das Mittel oft eher da ist als der Zweck, oder, um es verständlicher auszudrücken, daß nicht nur Gegenstände des Gebrauchs, sondern auch Sitten und Einrichtungen neuen Zwecken dienstbar gemacht werden, ohne daß sich ihre äußere Form dabei sonderlich ändert. Im Grunde ist das nicht so merkwürdig, wie es auf den ersten Blick scheint: auch wir verwenden, wenn plötzlich eine neue Aufgabe, ein neuer Zweck an uns herantritt, aushilfsweise Dinge, die ursprünglich einer ganz andern Absicht dienen sollten. Wozu muß nicht, um ein alltägliches Beispiel zu wählen, unter Umständen ein Taschenmesser dienen, das doch zunächst nur als schneidendes Werkzeug gedacht ist; bald soll es den Korkzieher ersetzen, bald ein Stemmeisen, einen Meißel, einen Bohrer, es dient als Briefbeschwerer, ja der Bevölkerung mancher Gegenden als gefährliche Wurfwaffe. In ähnlicher Weise verwendet der Neger des Kongogebiets die Speerklinge nebenbei zugleich als Spaten, als Messer und sogar als Geldmünze. Mit dem geistigen Kulturbesitz der Menschheit steht es nicht anders: eine Sitte, ein Brauch, oder, um der Fabel gleich mit gerecht zu werden, eine Kunstgattung kann zu verschiednen Zwecken benutzt werden, und während sich

anscheinend ihr ganzes Wesen nicht eigentlich ändert, wechselt sie in dem zweckbewußten Leben des Volkes vollständig ihre Stelle. Ironie und Satire vermögen sogar die ursprüngliche Absicht der Form vollständig umzukehren, gewissermaßen die ausgehöhlte Schale mit einem neuen Inhalt zu füllen. Nichts wäre also kurzsichtiger, als den augenblicklichen vernünftigen Zweck irgend einer Sitte als ihren Anfang, ihre Grundursache zu betrachten.

Diese Bemerkungen mußte ich notgedrungen vorausschicken, um die Art und Weise zu rechtfertigen, in der ich im Gegensatz zu der Theorie Lessings die Tierfabel erläutern und ihre Entstehung darstellen möchte. Die Völkerkunde lehrt uns, daß auf die Frage nach dem Zweck einer Sache, also in diesem Falle nach dem Zwecke der Tierfabel, überhaupt keine bestimmte und einfache Antwort zu geben ist, daß die ganze Fragestellung nichts taugt. Man kann sogar, ohne weiter untersucht zu haben, behaupten, daß die Fabel, soweit sie zur wirklichen Dichtkunst gehört, schon an und für sich keinen ursprünglich praktischen Zweck gehabt haben kann, sondern daß alle Absichten erst nachträglich in sie hineingetragen worden sind. Ob man freilich die Fabel ohne weiteres zur Dichtung rechnen darf, mag dahingestellt bleiben. Einen wirklichen Einblick in das Wesen und die Entwicklung der Tierfabel vermag uns nur die ruhige Betrachtung alles vorhandnen, der Forschung zugänglichen Stoffes zu geben, die sich freilich nicht einfach auf den Inhalt der fabelhaften Erzählungen beschränken darf, sondern auch die Umgebung, in der sie entstanden sind, die ganze Vorstellungsschicht, aus der sie stammen, zu berücksichtigen hat.

Im Anfange unsers Jahrhunderts begann die deutsche Wissenschaft eine breitere Grundlage der litterarischen Forschung zu legen. Die unbedingte Bewunderung des klassischen Altertums wich einer liebevollen Betrachtung der heimischen Vorzeit und ihrer Reste. Die beiden Männer, denen unser Volk vor allem die Erkenntnis und Schätzung seiner ursprünglichen Eigenart zu danken hat, die Brüder Grimm, sind es nun auch gewesen, die der Untersuchung der Fabel eine ganz neue, hoffnungsvolle Bahn anwiesen, die an die Stelle der Forderung Lessings „So muß die Fabel sein!“ die bescheidnere, aber tiefere Frage setzten „Wie ist die Fabel entstanden?“ Nicht der Zufall führte sie darauf, sondern die Thatsache, daß auch das deutsche Volk eine Tierfabel hatte, auf die das Schema der altklassischen Überlieferung nicht paßte, und die doch in ihrer Frische und Eigentümlichkeit vollberechtigt neben der äsopischen Fabelweisheit stehen durfte. Zugleich aber war durch die vergleichende Sprachwissenschaft der Erkenntnis Bahn gebrochen worden, wie die ursprünglich eng verbundnen indogermanischen Stämme eine Fülle gemeinsamen Kulturbesitzes ihr eigen nennen konnten. Nun wandte sich der Blick auch den andern Zweigen der Arier zu, und mit freudigem Erstaunen entdeckte man nicht nur bei den Slawen, sondern auch im fernen Indien die Tierfabel als einen Bestandteil alter Überlieferung des Volkes. Was lag näher als der

Gedanke, daß alle die einzelnen Tierfabeln der Arier nur Reste einer alten gemeinsamen Fabeldichtung seien, die vielleicht gerade im deutschen Tierepos ihren wichtigsten und am treuesten erhaltnen Ausläufer hatte? In der Begeisterung über diese neue Erkenntnis ist Jakob Grimms Einleitung zum Reinhart Fuchs geschrieben, die trotz heftigen und zum Teil berechtigten Widerstandes der Fachgenossen anregend und erschütternd nach allen Seiten gewirkt hat. Der alte Streit über die notwendigen Eigenschaften einer guten Fabel verstummte vor dem frischen Hauche einer neuen und siegreichen wissenschaftlichen Methode, und auch die klassische Philologie mußte die neuen Waffen benutzen lernen, die sie bisher achtlos verschmäht hatte.

Mit schärferm Blicke betrachtete man nun auch die äsopische Tierfabel, die noch der so kritisch angelegte Lessing unbedenklich als das einheitliche Werk einer bestimmten Persönlichkeit hingenommen hatte, und auch die Person des Äsop, über dessen Lebensumstände anscheinend so sichere Nachrichten aus dem Altertume überliefert sind, mußte sich eine genauere Prüfung gefallen lassen. Die Ergebnisse waren überraschend. Man darf jetzt behaupten, daß Äsop, wenn er überhaupt gelebt hat, nur der erfolgreichste Sammler der überall umlaufenden Tierfabeln gewesen ist, daß aber die Fabeln als solche aus sehr verschiednen Quellen stammen und in ihrer jetzigen Gestalt schon das Ergebnis einer langen Entwicklung und einer Mischung mit ursprünglich fremdartigen Bestandteilen sind. Daß Äsop als witziger Sklave in verschiednen Städten Griechenlands gelebt, Fabeln zusammengetragen und vielleicht durch eigne Schwänke seine Sammlung noch vermehrt hat, ist möglich; aber die Erzählungen über seine spätern Schicksale sind ganz unglaubwürdig, und zahlreiche Anekdoten sind nur dadurch entstanden, daß man die Entstehung mancher Fabeln mit den Lebensschicksalen des Äsop zu verknüpfen suchte: mehrmals soll er sich durch Erzählung von Fabeln aus schwierigen Lagen gerettet, zuletzt aber auf dieselbe Weise seinen Untergang herbeigeführt haben, indem ihn die Delphier, durch eine anzügliche Fabel gereizt, eines Verbrechens beschuldigten und ohne weiteres totschlugen. Jedenfalls tritt Äsop als dichterische Persönlichkeit nun ganz zurück, und so sind denn auch die äsopischen Fabeln nicht nur nicht als Zeugnisse der frischen, unbefangnen Fabeldichtung zu betrachten, sondern sie bedürfen selbst einer Sichtung auf Grund der Ergebnisse, die uns eine Prüfung einfacherer, ursprünglicherer Formen gewährt, wie wir sie bei Naturvölkern finden. Zu diesem Zwecke dürfen wir uns natürlich nicht darauf beschränken, die indischen Fabeln heranzuziehen, um nun, wie es Keller gethan hat, einfach den Kern der äsopischen Fabeln aus Indien herzuleiten und das deutsche Tierepos wieder auf griechische Anregungen zurückzuführen, sondern wir müssen einen Blick auf die Völker der ganzen Erde werfen.

Diese Umschau auf der Erde wird nun wenigstens nach einer bestimmten Richtung hin reich belohnt. Fast bei allen Völkern finden sich Tiersagen und

Tiergeschichten, teilweise in ganz auffallend entwickelter Form und mit jenen stehenden Typen, wie sie die äsopische Fabel und noch mehr das germanische Tierepos aufweist, und aus denen Lessing die Verwendung der Tiere in moralischen Erzählungen herleitet. Ganze Fabelkreise haben sich in den verschiedensten Teilen der Erde entwickelt, wobei meist einige bestimmte Tiere die Hauptrollen übernehmen, gerade wie im deutschen Epos der Fuchs, der Wolf und der Löwe. So hat Bleek in seinem bekannten Werke „Reineke Fuchs in Südafrika" eine große Sammlung südafrikanischer Fabeln veröffentlicht, die an das germanische Tierepos erinnern, in Japan findet sich die Fuchsfabel ebenfalls, wenn auch in andrer Weise entwickelt, in Indien tritt der Schakal in den Vordergrund, ebenso im Sudan und in Senegambien, im indischen Archipel teils der Elefant, teils der Affe, bei manchen Indianerstämmen der Coyote usw. Manche Tiergeschichte hat ihre schlagenden Parallelen in Europa, Asien und Afrika oder selbst in Amerika, und so stehen wir denn, wie so oft bei völkerkundlichen Forschungen, wieder einmal vor der schwierigen Frage, ob diese Geschichten von Volk zu Volk gewandert oder ob sie an verschiednen Punkten der Erde selbständig entstanden sind. Daß die Tierfabel besonders leicht und rasch von Mund zu Mund geht, ist freilich erwiesen; bei Völkern, denen die Schrift fehlt, vertreten Erzählungen dieser Art die geschriebne Litteratur, man bewahrt sie sorgfältig im Gedächtnis und vermehrt den vorhandnen Schatz gern durch gelegentliche Entlehnungen. Der Händler oder der Flüchtling, der in fremdem Lande umherschweift, empfiehlt sich seinen Wirten durch nichts mehr als durch neue Fabeln und Geschichten, und wer ein gutes Gedächtnis für dergleichen hat und freigebig von seinem Reichtum mitteilt, darf überall auf freundlichere Aufnahme rechnen als der stumme Gast, der den Mund nur aufthut, um zu essen.

Aber fast noch mehr als diese Ähnlichkeiten des Inhalts fällt ein gemeinsamer Zug dieser einfachsten, überall vorhandnen Tierfabeln auf, die durch litterarische Strömungen noch nicht verändert und verfälscht sind, ein Zug, der im grellsten Widerspruch zur Fabeltheorie Lessings steht: die primitiven Fabeln haben — mit sehr wenigen Ausnahmen — keine Moral. Und damit bricht denn auch die Anschauung rettungslos zusammen, daß die Fabel als eine Tochter der Sittenlehre, der moralische Inhalt als ihre Ursache und gleichzeitig ihr Zweck zu betrachten sei.

Ganz unerwartet ist dieses Ergebnis freilich nicht. Schon die deutsche Tierfabel wollte sich gar nicht recht dem Schema fügen; die Erzählung von den Thaten des Reineke Fuchs, diese heitere „Weltbibel," wie sie Goethe genannt hat, scheint eher das Lob der Schlauheit und Dreistigkeit zu singen, als den Zweck zu haben, in sinnbildlicher Form Moral zu predigen, ja ein Sittenlehrer jener unglücklichen beschränkten Art, der für Witz und Heiterkeit jeder Sinn fehlt, müßte entschieden vor dem Reineke Fuchs als einer unwürdigen

Verherrlichung der Schelmerei warnen. Freilich würde das germanische Tierepos nach der Theorie Lessings gar nicht unter den Begriff der Fabel fallen. Aber selbst die äsopischen Fabeln, diese klassischen Musterkinder, lassen bei näherer Untersuchung erkennen, wie wenig sie ursprünglich das sein sollten, was erst im Laufe der Zeit aus ihnen gemacht worden ist. Wohl ist hinter jeder von ihnen die Moral mit aller wünschenswerten Deutlichkeit angegeben. Doch ist längst nachgewiesen, daß diese Sittensprüche oft äußerst schlecht zur eigentlichen Erzählung passen, daß sie nicht der ursprüngliche Kern der Fabel sein können, sondern künstlich und zuweilen sehr mühselig an sie angeklebt sind, kurz, daß diese moralischen Sprüche späte, vielleicht sehr späte Zusätze sind, etwa aus der Zeit, wo man die Fabeln Äsops als beliebte Übungsstücke in den athenischen Schulen mißhandelte. Diese Ansicht hat schon Jakob Grimm ausgesprochen. „Lehrhaft, sagt er, ist die Fabel allerdings, doch mich dünkt ihr erster Beginn nicht Lehre gewesen . . . Überall, wo uns das zur Moral vergohrne Getränk dargeboten wird, ist nicht mehr die frische epische Tierfabel, sondern bereits ihr Niederschlag vorhanden.“ Die neuere philologische Forschung hat diese Anschauung durchaus bestätigt. Damit ist denn ein bedeutender Schritt vorwärts gethan, das Problem geklärt: die moralische Tierfabel, dürfen wir jetzt sagen, ist nur ein Ausläufer der ursprünglichen Fabel, die als Schöpfung der Phantasie keinen engbegrenzten sittlichen Zwecken dient, und deren Ursprung auf einem andern Gebiete liegen muß, als auf dem der trocknen Sittenlehre.

Als eigentlichster Kern der Tierfabel bleibt somit, wenn die Moral wegfällt, nur der Parallelismus zwischen Tier und Mensch übrig. In allen Fabeln, sie mögen entstanden sein, wo sie wollen, erscheinen Tiere und ausnahmsweise auch Pflanzen oder unbelebte Dinge wie verkleidete Menschen, doch so, daß meist Hauptzüge ihres ursprünglichen Wesens unter dieser Hülle noch kenntlich bleiben. Wenn aber die Anschauung, der noch Lessing huldigte, in dieser Verkleidung eine besondre Absicht suchte, die allenfalls auch auf einem andern Wege erreicht werden könnte, so erkennen wir angesichts des aus aller Welt zusammenströmenden Stoffes, daß hier von absichtlicher Mummerei überhaupt keine Rede ist. Die Fabel enthält nicht Charakterzüge und Lehren, die mit Bewußtsein von Menschen auf das Tier übertragen sind, sondern sie entspringt einer bestimmten Vorstellungsschicht, aus der sie mit natürlicher Frische erwächst, und die allen Völkern der Erde gemeinsam ist oder doch war. Die scharfe Trennung der Menschheit vom Tiere, das Gefühl unbedingter Überlegenheit des Menschen ist ein Ergebnis der Kultur; der primitiven Anschauung dagegen sind Tier und Mensch im wesentlichen gleich, sie sind einander verwandt, gehen auseinander hervor und ineinander über, und wie der Mensch vielleicht schon vor seiner Geburt als Tier lebte, so glaubt er auch nach dem Tode in dieser Daseinsform fortzubestehen oder selbst während des irdischen

Lebens mit Hilfe zauberhafter Kräfte die menſchliche Hülle zeitweilig ablegen und in Tiergeſtalt umherſchweifen zu können. Und wie er ſelbſt, ſo verſchmähen auch Götter und Geiſter nicht die Metamorphoſe in Tiere.

Früher hätte man ſich wohl, nachdem man bis zu dieſer Erkenntnis gelangt war, mit der billigen Erklärung beruhigt, daß die Tierfabel aus religiöſen Vorſtellungen erwachſen ſei. Mit dem Worte „Religion“ iſt den primitiven Anſchauungen und Verhältniſſen gegenüber viel Unheil geſtiftet worden, denn Religion, wie wir das Wort nun einmal herkömmlicherweiſe brauchen, iſt eine Kulturerrungenſchaft, ein ſehr zuſammengeſetzter, aus verſchiednen Quellen zu einer neuen Einheit zuſammengefloſſener Begriff. Suchen wir nach ihm bei Naturvölkern, ſo finden wir wohl einzelne Züge des Ganzen, aber niemals die Vereinigung aller, und der unfruchtbare Streit, ob es religionsloſe Völker gebe oder nicht, iſt nur eine Folge dieſes verkehrten Verfahrens. Vielleicht iſt der Vorſchlag, die drei Hauptquellen der Religion als Mythologie, Kultus und Myſtik auseinanderzuhalten, vorläufig der beſte. Unter dem Namen Mythologie wären dann alle Verſuche zuſammenzufaſſen, das Welträtſel im ganzen und die vielen Rätſel des Daſeins im einzelnen durch mehr oder weniger phantaſtiſche und launenhafte Erklärungen zu löſen oder richtiger in derſelben Weiſe zu verhüllen, wie wir die geheimnisvolle Tiefe eines Theaters durch einen buntbemalten Vorhang verſtecken.

In dieſem Sinne iſt die Fabel der Naturvölker ein Teil ihrer Mythologie, denn als ein Verſuch, rätſelhafte Eigentümlichkeiten der Tiere zu deuten, tritt ſie uns in ihrer einfachſten Form entgegen. Dieſe Erklärungen ſehen freilich ganz anders aus als die Ergebniſſe wiſſenſchaftlicher Forſchungen der Gegenwart, aber ſie ſind doch im Grunde nicht nur Anfänge religiöſer Glaubensformen, ſondern auch die erſten Spuren der Wiſſenſchaft; die beiden ſonſt oft ſo feindlichen Brüder, Wiſſenſchaft und Religion, ſind eben in ihren Keimen nicht zu trennen. Phantaſtiſche Deutungen, wie ſie die Tierfabel giebt, haben auch noch lange der wirklichen Forſchung zu ſchaffen gemacht. Die chineſiſche ſogenannte Wiſſenſchaft giebt neben wenigen vernünftigen noch eine Unmaſſe Erklärungen natürlicher Vorgänge, die es zwar nicht an Phantaſie, aber doch an Sinnloſigkeit mit den Fabeln der Naturvölker aufnehmen können, und die Wiſſenſchaft des europäiſchen Mittelalters bleibt in dieſem Punkte nicht zurück. Von dieſem Standpunkte aus kann man die Tierfabeln auch als die erſten kindlichen Anfänge der Naturforſchung bezeichnen. Der Drang, die Urſachen der Dinge zu erkunden, iſt die vorzüglichſte Eigenſchaft des Menſchen, die ihn vor allen andern Geſchöpfen des Erdballs auszeichnet, und die der höchſten Entwicklung fähig iſt. Auch der primitivſte Menſch fühlt, daß in dieſem Suchen nach den Urſachen ſeine Stärke und die Zukunft ſeiner Raſſe liegt. Wir ſind ja an ſich nicht als beſonders kraftvolle oder mit furchtbaren natürlichen Waffen verſehene Weſen auf dieſe Erde geſtellt, im Gegenteil, wir könnten wenig ge-

eignet erscheinen, den Kampf ums Dasein mit so glänzendem Erfolg zu kämpfen, wie es thatsächlich geschehen ist und noch geschieht. Aber die Waffe des Menschen ist der Geist, wenn man so will, das Gehirn, und was er in den Bereich dieser Waffe ziehen, mit andern Worten, was er erforschen und erklären kann, das ist ihm verfallen, und früher oder später muß es seine Überlegenheit anerkennen. Was aber steht dem Menschen ursprünglich näher, was kämpft verzweifelter mit ihm um Raum auf der Erde, als die Tierwelt? Über sie vor allem muß er sich klar werden, gegen sie muß er den geistigen Kampf aufzunehmen suchen, und als früheste, künstlerisch veredelte Spuren und Nachklänge dieses uraltens Ringens um die Weltherrschaft sind uns die Tierfabeln erhalten.

Freilich kann uns die Tierfabel zugleich lehren, wie ungeschickt der Naturmensch zunächst seine geistige Waffe braucht. Das Nachdenken ist ihm eine harte, ermüdende Arbeit, viel unwillkommner als ein erfrischender Kampf mit Faust oder Keule, und er erlahmt dabei sehr rasch. Eine Erklärung freilich möchte er für alles haben, aber er begnügt sich auch gern mit der ersten besten, die ihm gerade einleuchtet, oder die ihm einmal der Zufall bietet. Man kann vermuten, daß gerade jene Erklärungen tierischer Eigentümlichkeiten, wie sie die primitive Fabel giebt, in der Regel nicht durch eigentliches Nachdenken gefunden worden sind, sondern mehr einem plötzlichen, durch irgend ein Ereignis angeregten Einfalle ihre Entstehung verdankten. Das entspräche ganz der Art, wie Kinder noch jetzt auf ihre oft so wunderlichen Erklärungen kommen. Ein Vogel fliegt ins Feuer und wird verkohlt wieder herausgezogen. „Jetzt weiß ich auch, mag da einer der Umsitzenden ausrufen, warum der Rabe so schwarz ist. Er ist auch einmal ins Feuer geflogen und hat sich verbrannt." „Ja, fügt vielleicht ein andrer hinzu, und das mag damals geschehen sein, als wir noch kein Feuer hatten. Er wird uns das Feuer gebracht haben und hat dabei seine Federn versengt." Da ist denn gleich eine mythologische Fabel entstanden, wie sie noch heute in dieser Art in Nordwestamerika erzählt wird. Die Erfinder der Geschichte sind sich vielleicht noch bewußt, daß das Ganze nur eine phantastische und willkürliche Deutung ist, aber schon die nächsten, denen sie erzählt wird, nehmen sie als gegeben hin, und mit überraschender Schnelligkeit gewinnt die neue Erzählung eine Art künstlicher Patina und läuft als alte, anerkannte Wahrheit um.

Auch die äsopische Sammlung enthält einen Stamm von Erklärungsfabeln, die freilich zu der Zeit, wo sich die Fabeltheorien bildeten, nicht mehr ernst genommen wurden; dennoch mögen dergleichen Geschichten auch noch später entstanden sein, weil die bequeme Form leicht zu andern Zwecken zu benutzen war, sodaß es zuweilen zweifelhaft erscheint, ob wir ursprünglichen Ernst oder nur spielende Nachahmung vor uns haben. Als Beispiel mag die äsopische Fabel von der Fledermaus, dem Dornbusch und dem Tauchervogel dienen, die gleich

die Eigenheiten aller drei Wesen durch eine einzige Erzählung zu deuten sucht. „Die Fledermaus, der Dornbusch und der Tauchervogel thaten sich zusammen und beschlossen Kaufleute zu werden. Die Fledermaus steuerte Geld bei, das sie geborgt hatte, der Dornstrauch nahm Kleidungsstücke mit, der Tauchervogel aber eherne Gerätschaften, und so fuhren sie ab. Als aber ein schrecklicher Sturm entstand, und das Schiff unterging, konnten sie sich kaum mit Verlust ihrer ganzen Habe ans Land retten. Seitdem läuft der Tauchervogel immer am Strande hin und her und sucht, ob nicht irgendwo das Meer sein Erzgerät auswirft. Die Fledermaus wagt sich aus Furcht vor ihren Gläubigern am Tage nicht heraus, sondern geht nachts ihrer Nahrung nach. Der Dornstrauch endlich packt die Kleider der Vorübergehenden, weil er immer glaubt, sie wären sein Eigentum." Hinzugefügt ist die erzwungne Moral: Die Fabel lehrt, daß wir gerade durch das, was wir am eifrigsten erstreben, am leichtesten ins Unglück kommen.

Daß die Form bleiben, der Zweck aber vollkommen wechseln kann, kann uns Lessing selbst beweisen. Auch er hat eine Erklärungsfabel geschaffen (Zeus und das Pferd), die äußerlich ganz den ursprünglichsten Fabeln gleicht und mit ihnen verwechselt werden könnte, in Wahrheit aber nur einen moralischen Satz verdeutlichen soll. Die Zähigkeit der einmal geschaffnen Formen tritt hier besonders schön zu Tage.

Alle primitiven Fabeln, die sich mit den Eigenheiten der Tiere beschäftigen, enthalten dagegen ursprünglich ganz ernst gemeinte Erklärungen. Wie man sich dabei beruhigen konnte, ist uns Kulturmenschen, bei denen Glaube und Nichtglaube scharf getrennt sind, fast unbegreiflich. Verständlicher können wir uns den Vorgang machen, wenn wir erwägen, daß der Geist des primitiven Menschen nicht nur weniger geübt ist als der unsrige, sondern daß auch sein Denken wohl nicht ganz in derselben Weise stattfindet, wie bei den Angehörigen eines Kulturvolkes. Wir denken ja fast ausschließlich mit Hilfe unsrer hochentwickelten Sprache; das Tier, das überhaupt keine eigentliche Sprache hat, kann nicht wohl anders denken als in Bildern und Vorstellungen sinnlicher Eindrücke, ungefähr so, wie auch wir im Traume nicht mehr folgerecht in Worten denken, sondern unmittelbar Bild an Bild knüpfen und dabei oft die wunderlichste Logik entwickeln. Es ist nun sehr wahrscheinlich, daß bei den Naturvölkern das gegenständliche Denken noch nicht so völlig zurückgedrängt ist wie bei uns. Wo wir eine logische Erklärung suchen, genügt dem primitiven Menschen ein Bild, eine Ähnlichkeit, um ihn zu überzeugen. Dem Buschmann ist der Mond ein an den Himmel geworfner Schuh, der noch gelb ist von dem Staube seiner Heimat; die Ungereimtheit der ganzen Vorstellung stört ihn weiter nicht. In diesem Sinne erscheinen namentlich die Ideen, die sich an die Sonne und ihr Schicksal beim Untergang knüpfen, ungemein lehrreich, da die seltsamsten und widersprechendsten Deutungen oft gleichzeitig bei

demselben Volk im Umlauf sind: bald glaubt man, daß die Sonne abends in eine Höhle hinabsteige, bald daß sie im Meere bade und dabei ertrinke, daß sie verbrenne, herunterstürze, ein Schiff besteige usw. Ganze Naturvorgänge sind in mythische Erzählungen verwandelt, und der bloße Parallelismus der Erscheinung genügt dem geistig unentwickelten Menschen als logische Erklärung.

Zum Teil schon auf dieser Art des Denkens beruht es, daß in der Fabel die Tiere durchaus als verkappte Menschen auftreten, daß sie menschlich fühlen, reden und handeln. In noch höherm Maße jedoch wirkt hier die Vorstellung der engsten Verwandtschaft zwischen Mensch und Tier ein, die sich besonders in den Ansichten über das Fortleben nach dem Tode äußert.

(Schluß folgt)

Berichtigung

Olvenstedt bei Magdeburg, den 16. Mai 1897

Die Redaktion der Grenzboten in Leipzig ersuche ich unter Berufung auf § 11 des Gesetzes vom 7. Mai 1874 um Abdruck folgender Berichtigung in nächstfolgender Nummer der Zeitschrift: Die Grenzboten.

1. Karl Jentsch behauptet in Nr. 8 der Grenzboten vom 25. Februar d. J. S. 391, daß er von mir für seine Beiträge kein Honorar bekommen hätte. Diese öffentliche Mahnung an Zahlung von Honorar ist unbegründet. Jentsch hatte nichts zu fordern, und ich aus naheliegenden Gründen nichts zu zahlen.

2. Die Mitteilungen, welche Karl Jentsch unter Hinweis auf meine angeblichen Worte und Briefe, die privater und vertraulicher Natur waren, über seine einzigartige Anständigkeit und die Unanständigkeit aller andern, meine Verdienste und das Hindernis andrer, sind teils unrichtig, teils beruhen sie auf Mißverständnissen.

3. Karl Jentsch behauptet, ich hätte ihn in mein Haus geladen, um ihn gegen die Herren vom Münchner Komitee mit Mißtrauen zu erfüllen. Diese Behauptung ist unwahr.

4. Karl Jentsch schreibt: „In der nächsten Nummer des Altkatholischen Boten las ich als Korrespondez aus Offenburg: J. ist so taub, daß er höchstens noch predigen kann [woraus man schließen mußte, daß ich die Orgel nicht mehr hörte und daher kein Hochamt halten könne]; er ist deshalb nach München übergesiedelt, um dort am Deutschen Merkur zu arbeiten (oder so ähnlich)."

Diese Darstellung ist unrichtig. Eine ähnliche Notiz hat nach dem Besuche im Altkatholischen Boten nicht gestanden. Dagegen brachte dieses Blatt vier Wochen vorher folgende Korrespondenz aus Offenburg: „Die Schwerhörigkeit unsers Herrn Pfarrer Jentsch hat sich im letzten Jahre so verschlimmert, daß er keinen Unterricht mehr geben und in der Seelsorge, Gottesdienst und Predigt etwa ausgenommen, nicht länger thätig sein kann. Er ist daher genötigt, sich ausschließlich der litterarischen Thätigkeit zu widmen und sich zu diesem Zweck nach München zu begeben. Die hiesige Pfarrei ist sofort anderweit zu besetzen. Nähere Auskunft erteilt der Kirchenvorstand. Notar Serger in Offenburg." Die damalige Schwerhörigkeit wird auch von Jentsch selbst S. 235 der Grenzboten vom 4. Februar d. J. konstatirt.

5. Karl Jentsch behauptet weiter: „Intlekofer schrieb mir entrüstet, er habe einen für mich sehr ehrenvollen Bericht eingeschickt, den habe Rieks in den Papierkorb geworfen, Rieks aber beschwerte sich in einem Briefe an mich über die Offenburger, die so unverschämt seien, daß sie ihm Vorschriften darüber machen wollten, was er in sein Blatt aufzunehmen habe. Wie Intlekofers Bericht gelautet haben mag, konnte ich aus dem entnehmen, den er an den Merkur schickte; der war so überschwänglich, daß mir der Anstand verbot, ihn in mein eignes Blatt aufzunehmen, obwohl es nicht als das meine galt, da Meßmer vor wie nach als Redakteur zeichnete. So erfuhr die Welt weiter nichts von mir, als was Rieks in seinen Boten gesetzt hatte, und das konnte mir sehr hinderlich werden, wenn ich es noch einmal mit der Seelsorge versuchen wollte."

All diese Mitteilungen sind, so weit sie mich belasten, von A bis Z unwahr. Unmittelbar nach dem Besuche des Herrn Karl Jentsch bei mir brachte der Altkatholische Bote am 27. Januar 1877 aus der Feder des Direktors Intlekofer in Offenburg folgenden „überschwänglichen" Artikel: „Unsre altkatholische Gemeinde ist für einige Zeit ohne Pastoration. Herr Pfarrer Jentsch ist mit Anfang dieser Woche nach München übergesiedelt. Bei seinem Scheiden zeigte es sich so recht lebhaft, wie er sich die allgemeine Verehrung und Liebe gewonnen. In der Gemeindeversammlung und bei einem ihm zu Ehren veranstalteten, sehr zahlreich besuchten Abschiedsessen wurde dem gegenseitigen Gefühle Ausdruck gegeben. Ein Nachruf im Ortenauer Boten hebt mit Recht seine Begabung, sein vielseitiges Wissen, seinen tadellosen Wandel und seine Herzensgüte, die begeisterte Hingabe an seinen Seelsorgerberuf und sein Prediger- und Rednertalent hervor. Wir werden ihn schwer vermissen und wünschen uns einen Nachfolger, der mit gleichem Eifer den ausgestreuten Samen in seine Obhut und Pflege nehme."

Daraus geht hervor, daß ich ihm nicht hinderlich gewesen bin, um es noch einmal mit der Seelsorge zu versuchen.

6. Die weitern Behauptungen von Karl Jentsch, daß ich ihm „in den

Briefen stets Recht gegeben, gleichzeitig mit einem solchen Briefe gewöhnlich einen niederträchtigen Artikel in den Boten schrieb," sind ebenso unwahr wie ehrenrührig. Die von Jentsch geschmähten Artikel verteidigen durchaus berechtigte Interessen und waren zumeist von Fridolin Hoffmann, Dr. Buchmann, Professor Bauer, Dr. Zeroni und einer Anzahl andrer verfaßt.

7. Jentsch schreibt: „Mir dämmerte der naheliegende Gedanke auf, daß Rieks fürchten möge, der Merkur werde unter meiner Leitung seinem Boten eine gefährliche Konkurrenz machen."

Eine solche Furcht habe ich niemals gehabt.

8. Jentsch schreibt weiter: „Ein Jahr später verbreitete er in badischen Blättern, ich sei um eine schlesische Staatspfarre eingekommen und hätte sie nicht erhalten. Was dieser Lüge zu Grunde lag, soll später mitgeteilt werden."

Diese Behauptung ist unwahr. Den Vorwurf der Lüge und Illoyalität weise ich zurück.

9. Jentsch behauptet weiter: „Ich brach den Verkehr mit ihm ab. Sein Blatt wurde mir immer widerwärtiger usw."

Die Unwahrheit dieser Behauptung geht schon daraus hervor, daß Jentsch, als er von München im folgenden Jahre nach Offenburg zurückgekehrt war, an das genannte Blatt einen Bericht sandte und sich später seitens seiner Freunde in Konstanz und Neiße bis Oktober 1882 in „überschwänglichen" Artikeln des Altkatholischen Boten rühmen ließ.

10. Jentsch schreibt weiter: „Als Theologe und Historiker war Rieks in dem engen Gesichtskreise des ältern Rationalismus befangen."

Wie aus meiner ersten vom Würzburger Professor Dr. Franz Hoffmann 1871 eingehend besprochnen Schrift und aus allem folgenden hervorgeht, habe ich niemals weder dem ältern noch modernen Rationalismus gehuldigt.

11. Auf die weitern grundlosen Behauptungen von Karl Jentsch auf S. 392 und die irreführenden Bemerkungen im Hefte vom 6. Mai S. 229 einzugehen verzichte ich. Dr. Rieks, Pfarrer

Herr Karl Jentsch schreibt uns hierzu:

Da ich empfangne Briefe mit wenigen Ausnahmen grundsätzlich verbrenne und kein Exemplar des Altkatholischen Boten besitze, so habe ich das alles nur aus dem Gedächtnis geschrieben. Dabei sind mir, wie ich jetzt sehe, freilich ein paar kleine Irrtümer untergelaufen, aber die Thatsachen, die mir Herrn Rieks zu einer charakteristischen Zeiterscheinung und zu einem Gegenstande psychologischer Untersuchungen gemacht hatten, hafteten zu tief in meiner Erinnerung, als daß ein Irrtum in wesentlichen Dingen möglich gewesen wäre. Im einzelnen bemerke ich zu der Berichtigung:

1. Das war nur historisch berichtet und sollte keine Mahnung sein.

2. Darin dürfte sich bei mir schwerlich ein Erinnerungsfehler eingeschlichen haben.

3. Ich empfing nun einmal den Eindruck aus der Unterredung.

4. Diese „Korrespondenz" meinte ich. Irrtümlich habe ich sie in die Zeit nach meinem Fortgange verlegt. Jetzt erinnere ich mich, daß ich sie in Offenburg mit meinen Freunden besprochen habe, und daß sie deren Unwillen erregte. Die Form hat ihr nämlich nicht ein Offenburger gegeben, die hat sie in Heidelberg bekommen. Die Offenburger wußten nichts davon, daß sich das Übel im letzten Jahre merklich verschlimmert habe, Rieks, mit dem ich lange Unterredungen gepflogen hatte, freilich auch nicht. Ich habe jetzt ein Exemplar des Altkatholischen Boten und sehe daraus, daß Herr Rieks eine kleine Fälschung verübt. Die Korrespondenz sieht in seiner Abschrift so aus, wie wenn sie vom Notar Serger unterschrieben wäre. Im Boten sehe ich nun, daß hinter der Geschichte von der Taubheit ein Absatz gemacht wird. Der amtliche Zusatz lautet: „Die hiesige Pfarrei ist sofort anderweit zu besetzen. Nähere Auskunft erteilt der Kirchenvorstand (Notar Serger) in Offenburg." Serger ist also für diese Korrespondenz nicht verantwortlich. Wenn ich mich recht erinnere, war er es, der bei meiner Abfahrt an den Wagen herantrat und sagte: Ich dächte, Sie stiegen wieder aus und blieben bei uns. Es ist auch wohl nicht ganz bedeutungslos, das im Original die Worte: Gottesdienst und Predigt etwa ausgenommen, eingeklammert sind, in der Berichtigung dagegen die Klammern fehlen. Das „etwa" beweist übrigens, wie genau ich mir, trotz des Irrtums in den Worten, die Sache gemerkt habe.

5. Daß außer jener ersten Korrespondenz noch eine zweite über meinen Abschied im Boten gestanden hat, hatte ich vergessen, und damit ist allerdings meine Ansicht, die Welt habe weiter nichts von mir erfahren usw., hinfällig geworden. Aber daß Intlekofer über Nichtaufnahme oder willkürliche Veränderung einer mich betreffenden Korrespondenz entrüstet war, weiß ich genau. Es wäre die Möglichkeit vorhanden, daß es sich dabei um die erste, nicht um die zweite gehandelt hätte, und daß Intlekofer seinen Unwillen nicht in einem Briefe, sondern im Gespräch ausgedrückt hätte; möglich aber auch, daß er einen längern Bericht eingeschickt, Rieks aber nur jenen kurzen gebracht hat. Genau weiß ich, daß mir Rieks aus diesem Anlasse schrieb, der Offenburger Kirchenvorstand wolle ihm Vorschriften darüber machen, was er in sein Blatt aufzunehmen habe. Sofern ich in diesem Punkte das Konto des Herrn Pfarrer Rieks ungebührlich belastet habe, bitte ich ihn hierdurch um Verzeihung.

6. Der Widerspruch zwischen den privaten Äußerungen des Herrn Pfarrer Rieks und den Artikeln seines Blattes hat mich wiederholt unwillig gemacht. Inwieweit diese Artikel von ihm selbst oder von seinen Mitarbeitern herrührten, darauf kann ich mich heute nicht mehr besinnen.

7. Dann bleibt es mir aber unverständlich, warum er mir so eifrig von der Annahme der Redakteurstelle in Offenburg abgeraten hat.

8. Die Mitteilung davon machte mir Pfarrer Hamp, der sich Anfang 1878 in München aufhielt und mich dort besuchte.

9. Daß ich im Sommer 1878 von Offenburg aus einen Bericht an den Altkatholischen Boten geschickt habe, ist schon möglich; dazu kann ich durch meine Stellung genötigt gewesen sein, und daraus folgt nicht, daß ich in freundschaftlichem Verkehr mit dem Herausgeber gestanden hätte. Wenn aus Konstanz und Neiße Berichte über mich an den Boten eingesandt worden sind, die mir günstig waren, so ist das natürlich ohne mein Vorwissen und Zuthun geschehen.

10. Das scheint mir nach allem, was ich von Rieks weiß, ganz unglaublich; seine erste Schrift habe ich allerdings nicht gelesen.

11. Das wäre mir nun aber gerade das Interessanteste gewesen, wenn Herr Rieks darauf eingegangen wäre. Ich habe nämlich da (in Nr. 8 S. 392) die Vermutung ausgesprochen, daß Rieks der Verfasser jenes kurzen Lebensabrisses sei, mit dem mich vor ein paar Jahren der Reichsbote im agrarischen Interesse zu diskreditiren versuchte. Dieser Bericht enthielt, außer der Erwähnung meiner Schwerhörigkeit, zwei unwahre Behauptungen: erstens die unter Nr. 8 erwähnte, und zweitens noch eine, die Herr Rieks unklugerweise noch einmal in einer von der Redaktion der Grenzboten zurückgewiesenen „Berichtigung" anzubringen versucht hat.

In der Differenz zwischen uns beiden handelt es sich weniger um Thatsachen als um grundsätzliche und Gemütsunterschiede, von denen die Beurteilung der Thatsachen abhängt. Obwohl ich durch die Angelegenheit mit dem Reichsboten gewissermaßen genötigt war, mein Verhältnis zu Herrn Rieks gelegentlich einmal darzustellen, würde ich mich doch wahrscheinlich einer schonendern Ausdrucksweise befleißigt haben, wenn ich gewußt hätte, daß er jetzt ein evangelisches Pfarramt bekleidet.

Litteratur

Luther als Kirchenhistoriker. „Je eindringlicher man sich mit Luther beschäftigt, um so größer und imposanter wird er dem Forschenden." Mit dem Bekenntnis dieser Wahrheit, die jeder, der in Luthers Schriften liest, an sich erfährt, beginnt die Einleitung des sehr verdienstlichen Werkes: Luther als Kirchenhistoriker. Ein Beitrag zur Geschichte der Wissenschaft. Von Dr. Ernst Schäfer. Gütersloh, C. Bertelsmann, 1897. Der erste Teil erzählt die Geschichte der kirchengeschichtlichen Studien Luthers; der zweite Teil berichtet über die von Luther benutzten Quellen und weist die Benutzung in seinen Schriften nach; im dritten Teile endlich wird zusammenhängend dargestellt, was Luther über die einzelnen Gegenstände der Kirchengeschichte, namentlich über die apostolische Zeit, die Kirchenväter, die Lehrstreitigkeiten, die Scholastiker, die Konzilien, über Papsttum und Päpste, Klerus und Mönchtum gewußt, gedacht, geschrieben und geurteilt hat. In diesem letzten Teile finden sich unter anderm längere Stellen aus der wenig bekannten, aber vom Verfasser mit Recht trefflich genannten Schrift „Von den Conciliis und Kirchen," und die bisher ganz unbeachtet gebliebne Schrift „Papsttreu Hadriani IV. und Alexanders III. gegen Kaiser Friedrichen Barbarossa geübt" wird vollständig abgedruckt. Es versteht sich, daß ein solches Werk nicht ohne die eingehendste Kenntnis des ganzen Luther und des sehr umfangreichen Quellenmaterials, das dieser benutzt hat, geschrieben werden konnte.

Man ersieht aus dem Buche, daß Luther sehr gründliche kirchengeschichtliche Kenntnisse gehabt hat, die bei dem damaligen Zustande der Quellen und bei dem gänzlichen Fehlen von Hilfsmitteln um so achtungswürdiger, ja beinahe wunderbar erscheinen, und daß er ein berühmter Professor nicht allein der Kirchengeschichte, sondern der Weltgeschichte hätte werden können, wenn ihn Gott nicht zum Refor-

mator bestimmt hätte. Zuverlässig waren allerdings seine Kenntnisse nur in dem Gebiete der patristischen Zeit, in dem mittelalterlichen konnten sie es nicht sein, weil die mittelalterlichen Chroniken, abgesehen von ihrer Kritiklosigkeit, damals meistens unzugänglich, und Urkundensammlungen überhaupt noch nicht vorhanden waren. Was damals erkannt werden konnte, das hat Luther auch erkannt, unter anderm die historische Unhaltbarkeit der Ansprüche des römischen Bischofs. Das wesentliche von dem, was vor fünfundzwanzig Jahren in den Streitschriften gegen das vatikanische Konzil gesagt worden ist, hat Luther alles schon gesagt, und in weit wirksamerer Weise gesagt, als es diese späten Ährenleser bei ihren bescheidnen Anlagen zu sagen vermochten, und wenn unwiderlegliche Beweisführungen ein Reich zu stürzen vermöchten, so stünde von dem stolzen Bau des Papsttums schon seit viertehalbhundert Jahren kein Stein mehr auf dem andern. An der damals seltnen Gabe des historischen Sinnes hat es Luthern, wie Schäfer richtig hervorhebt, wahrlich nicht gefehlt. Überall tritt in seinen Reden und Schriften ein kräftiger, klarer, nüchterner Wirklichkeitssinn hervor, der im schärfsten Gegensatz steht zu den logischen Luftkonstruktionen der Scholastiker. Kann man diese besser charakterisiren, als wie es Luther thut, wenn er von Thomas von Aquin sagt, er sei „ein großer Wescher gewest, qui pro varietate verborum diversitatem finxit rerum“? Man ist also von vornherein geneigt, bei Luther historischen Sinn vorauszusetzen, und durch Schäfers Stellensammlungen sieht man diese Voraussetzung vollauf gerechtfertigt. Um von hundert Beweisen nur einen anzuführen: eine wie scharfe und richtige Auffassung einer damals vollständig verdunkelten Sachlage und einen wie glücklichen Blick für historische Zusammenhänge verraten folgende zwei Sätze aus einem Briefe, den Luther vor der Leipziger Disputation an Spalatin schrieb: Ego nego Romanam Ecclesiam omnibus Ecclesiis superiorem, non nego eam nostris (ut nunc regnat) superiorem. Quando enim Eccius probabit, quod Constantinopolis, aut ulla Graeciae ecclesia, quando Antiochena, quando Alexandrina, quando Africae, quando Aegypti sub Romana fuerint, aut episcopos confirmatos acceperint? . . . Nos Germani tantum, accepto imperio Romanos Pontifices stabilivimus, quantum potuimus. Ideo in poenam rursus eos passi sumus, was bekanntlich beides bis auf den heutigen Tag geschieht. Aber wenn der Kirchenhistoriker in Luther dem Reformator vorgearbeitet, ja zusammen mit dem über den Ablaß entrüsteten sittlichen Menschen den Reformator erzeugt hat — nicht ohne heftiges Widerstreben gab Luther die ihm eingepflanzten Meinungen der erkannten geschichtlichen Wahrheit preis; wie schmerzte es ihn, als er erkennen mußte, daß er ein Hussit sei! —, hat dann später der Kirchenhistoriker unter der Aufgabe des Reformators leiden müssen. Diese forderte eine neue Kirchengründung, und die war nicht möglich ohne Dogma. Dogma und Geschichte aber stehen in einem unversöhnlichen Widerspruch mit einander, denn jenes ist starr, und diese ist flüssig und leidet kein Starres. Das kirchliche Dogma zwängt die Erscheinungen der Welt in die beiden Kategorien Gott und Teufel, oder gut und böse, und kann ihnen daher niemals gerecht werden. Erst die vom Kirchenglauben befreite moderne Philosophie vermochte festzustellen, daß der eine Weltgrund seine Ziele durch gegen einander wirkende Kräfte erreicht, die in der geistigen Welt so wenig in göttliche und teuflische geschieden werden können wie in der Körperwelt, wo z. B. das Wort negativ bei der Elektrizität weiter nichts bedeutet, als daß der eine Strom dem andern entgegenwirkt. In der Kirche aber kann der Anhänger des einen Dogmas die Anhänger des entgegengesetzten für nichts anders als für Teufelsbrut halten, und die Katholiken dürfen darum Luther nicht lesen, weil sie sonst seine tiefe und aufrichtige Frömmigkeit

kennen lernen und durch die gute Meinung, die sie von ihm bekämen, an ihrem Glauben irre werden würden. Aber auch Luther durfte die geschichtliche Notwendigkeit des Papsttums, die ihm Berechtigung verleiht, nicht erkennen, sondern mußte zu der Überzeugung gelangen, daß es vom Teufel gestiftet, und der Papst der Antichrist sei. Und so führte ihn denn die dogmatische Ansicht, die er sich bildete, auch in Dingen von untergeordneter Bedeutung mitunter irre. So z. B. verabscheute er den Ketzer Arius, der die Gottheit Christi leugnete, und hielt eben deswegen die Väter von Nicäa, die ihn verdammt haben, für wackere und fromme Männer. Nun hat sich aber dasselbe Konzilium auch für den Priesterzölibat ausgesprochen, was er natürlich mißbilligte. Wie half er sich da? Er meint, es seien ja auch „viel ungeschickter, falscher Bischoffe unter dem frommen Haufen" gewesen, „wie Mäusemist unter dem Pfeffer," und solche, namentlich „die Arianer mit ihren Rotten," möchten wohl das Unheil angerichtet haben. Aber trotz dieser dogmatischen Befangenheit enthalten seine Betrachtungen über kirchliche und politische Vorgänge viele gesunde und zum Teil auch heute noch beachtenswerte Urteile. Übrigens hat es niemand deutlicher eingesehen und bitterer beklagt als er, in welchem Grade allerlei Vorurteile die geschichtliche Wahrheit verdunkeln. In einer Vorrede zu einem vergessenen Buche (Galeatius Capellas Geschichte des Mailändischen Krieges) schreibt er: „Es gehört dazu [zur Geschichtsschreibung] ein trefflicher Mann, der ein Löwenherz habe, unerschrocken die Wahrheit zu schreiben. Denn das mehrer Teil schreiben also, daß sie ihrer Zeit Laster oder Unfall, den Herrn oder Freunden zu willen, gern schweigen, oder aufs beste deuten, wiederumb geringe oder nichtige Tugend allzu hoch aufmutzen, aus Gunst ihres Vaterlandes, und Ungunst der Fremden, die Historien schmücken oder judeln, darnach sie jemand lieben oder feinden. Damit werden die Historien über die Maße verdächtig, und Gottes Werk schändlich verdunkelt." Unsrer besondern Empfehlung bedarf ein Buch nicht, das Luthern ein Paar hundert Seiten lang reden läßt; bereitet doch jeder Satz aus Luthers Munde oder Feder Erquickung in dieser ledernen Zeit des öden Geschwätzes, der konventionellen Phrase, der diplomatischen Redekünste und eines Partei- und Geschäftsstils, den zusammenzubrauen sich Gewinnsucht, Verlogenheit, Hasenherzigkeit, Gedanken- und Geschmacklosigkeit vereinigt haben.

Tagebuch der Maria Baschkirtseff. Übersetzung aus dem Französischen von Lothar Schmidt. Zwei Bände. Breslau, Frankenstein, 1897

Maria Baschkirtseff war eine nicht unbeachtet gebliebne russische Malerin, die, erst 24 Jahre alt, 1884 in Paris an der Schwindsucht starb. Sie war ein ganz ungewöhnlich vielseitig begabtes Mädchen, dazu von einer Frühreife, wie sie nicht leicht vorkommt. Sie vereinigte männliche Eigenschaften, Mut, Körperstärke, kritisches Urteil mit vielumfassender, leidenschaftlicher weiblicher Empfindung, und sie tritt uns in ihrem Tagebuche wirklich entgegen, wie ein kleines Wunder der Schöpfung. Sie hat sich von früh an vorgenommen, alle ihre äußern und innern Erlebnisse rücksichtslos wahr, auch wenn es für ihr Bild nicht vorteilhaft sein sollte, aufzuzeichnen, damit doch etwas von ihr übrig bleibe, wenn keine andre Leistung ihr ein Andenken bei der Nachwelt sichern sollte. Sie hat einen brennenden Durst nach Thaten und nach Auszeichnung. Aber er sollte in ihrem kurzen, ruhelosen Leben nicht gestillt werden. Sie lebte seit ihrer Kindheit mit den weiblichen Angehörigen ihrer Familie in Nizza, Rom oder Paris, dazwischen besuchte sie den Vater auf seinen Gütern in Kleinrußland, und da sie auch Spanien und Deutsch-

land bereiste, so ward sie früh mit der großen Welt fast ganz Europas bekannt. Ihre Familie war vornehm, und der Zuschnitt ihres Lebens für unsre Verhältnisse sehr reich. Ihr aber genügte er nicht, denn was uns als Luxus erscheint, war ihr selbstverständlich und unerläßlich, und ohne daß man sie genußsüchtig oder verschwenderisch nennen könnte, fängt doch ihre Unbefriedigung bei den äußern Dingen an: „Wie viele glückliche Leute es doch giebt, und wie wenig glücklich ich bin, obwohl ich eigentlich alles besitze, um es zu sein.“ Oder: „Ich brauchte zuviel, um glücklich zu sein, und das Schicksal hat es mit sich gebracht, daß mir alles fehlt.“ Unter diesem „alles“ versteht sie zwei Möglichkeiten, eine Heirat oder einen Lebensberuf, denn das Gesellschaftsleben und das bloße Genießen immer neuer Eindrücke, wenn auch noch so erlesener, sieht sie schon früh als wertloses Nichtsthun an. Heiratsgelegenheiten trifft sie mehrere, aber der Mann, den sie braucht, muß vornehm, sehr reich, beachtenswert, in seinem Berufe tüchtig und geistig bedeutend sein, außerdem muß er sie um ihrer selbst willen begehren, nicht ihrer Mitgift wegen, kann aber von Charakter ein Teufel sein, denn sie wird schon mit ihm fertig werden. Weil sie aber immer etwas komisches, etwas lächerliches, dummes, ungeschicktes, langweiliges im Manne entdeckt, und weil dann alles aus ist, so zweifelt sie, ob sie sich jemals ernstlich verlieben und ihren Herrn und Meister finden werde. Darum zieht sie es zunächst vor, „die Hochzeit ihrer Träume“ zu feiern. Glückt ihr das nicht, so kann sie sich ja immer noch, wie das so Sitte ist, mit Hilfe ihrer Mitgift verheiraten. Sie kann also einstweilen ruhig sein. Es zieht nun eine große Menge bunter Bilder an uns vorüber, worin der ausgesuchte Glanz eines vornehmen Lebens alltäglicher Zierat ist, Menschen aus allen höhern Lebenskreisen vorkommen, und Erlebnisse vom Range kleiner Abenteuer mit unterlaufen. Es ist in diesen zwei Bänden reichlich soviel Inhalt wie in einem guterfundnen Roman, sie haben aber noch den besondern Vorzug, daß sie uns erlebte und wahr erzählte Dinge geben. Einer dieser Hochzeitsträume, ein Verhältnis mit einem jungen Römer, dessen angesehene Familie durch eine reiche Heirat ihre Vermögensverhältnisse aufzubessern gesucht hatte, wühlte ihr Inneres auf und ließ in der Erinnerung einen gerade für sie besonders schmerzlichen Stachel zurück, insofern sie sich als die Verschmähte anzusehen hatte. Sie zergliedert ihre Empfindungen und seine Natur, so wie sie ihr erscheint. Man wird das mit großem Anteil lesen. Aber es ist tieftraurig. Das Weib ist zum Leiden geschaffen, selbst wenn sie den besten Mann bekommt, meint ihre Mutter. „Das Weib vor der Ehe, sagte ich, ist Pompeji vor dem Ausbruch. Und das Weib nach der Heirat ist Pompeji nach dem Ausbruch des Vesuvs. Ich habe vielleicht Recht.“ Nun ergreift sie oft eine große Niedergeschlagenheit über die Leere ihres Lebens: „Zu sterben, o Gott, zu sterben, ohne etwas zurückgelassen zu haben! Zu sterben wie ein Hund! Zu sterben, wie hunderttausend andre Frauen gestorben sind, deren Namen kaum auf dem Grabstein zu lesen ist. Ich bin eine Thörin, die nicht sieht, was Gott beabsichtigt. Gott will, daß ich auf alles verzichte und mich der Kunst widme.“ Interesse und Talent dafür hat sie immer gehabt, aber nun soll das zu etwas anderm führen. Die Männer haben sechsunddreißig Karrieren, das Weib nur eine, die Heirat. Gleichheit zweier so verschiedner Wesen zu verlangen, findet sie dumm, auch verlangt sie nichts, denn das Weib hat alles, was es haben soll, aber sie grollt, daß sie ein Weib ist, weil sie vom Weibe nur das Äußere hat. Ein andermal meint sie, wenn man die Weiber genau so erzöge wie die Männer, so wäre die von ihr beklagte Ungleichheit nicht vorhanden, und nur die, die in der Natur des Weibes selbst liege, bliebe

übrig, und dieſe Art von Gleichheit wäre wohl in hundert Jahren zu erreichen. Jedenfalls will ſie verſuchen, der Geſellſchaft dieſe Gleichheit zu geben, indem ſie ihr ein Weib zeigt, das es zu etwas bringen wird trotz der Nachteile, die ihm die Geſellſchaft bereitet. Sie unterzieht ſich nun ſieben Jahre lang in Paris den ernſtlichſten und mühevollſten Studien, während ihre Geſundheit von Woche zu Woche ſchwächer wird. Von hier an enthält das Werk mancherlei beachtenswerte Mitteilungen über Malerei und originelle Urteile über Richtungen und einzelne Werke der ältern Kunſt, und dadurch wird es, wie die Verfaſſerin vorausgeſetzt hat, alle, die ähnliche Intereſſen verfolgen, anziehen und feſſeln. Nach einer Bemerkung des Überſetzers im Vorworte ſcheint es, als könnte auch die Frauenbewegung davon Nutzen haben. Ja; aber gewiß nicht die vom linken Flügel, wenigſtens wenn man das Buch genau leſen und richtig verſtehen will! Denn Maria Baſhkirtſeff war außer der Reihe begabt, energiſch und durch äußere Mittel gefördert, wie es nicht leicht wieder vorkommen wird. Denn wer, wie ſie, in ſeiner Wohnung Künſtlerdiners und offne Abende abhält, während er übrigens lebt und ſchafft, wie die fleißigſte der armen Atelierſchülerinnen mit der zweifelhaften Toilette, wer Tauſendfrankbillets an die Armen giebt, weil er glücklich iſt, daß er ein Bildchen für fünfzig Franken verkauft hat, der kann doch kaum ein Exempel ſein für ſolche, die ſich, ohne das alles zu haben, einen Beruf ſuchen, der ſie ernähren ſoll. Was aber hat dieſes arme, begabte, vom Ehrgeiz getriebne Geſchöpf nach ſoviel Jahren erreicht? Rechneriſch ausgedrückt, d. h. wenn man nur das in Anſchlag bringt, was allgemein gilt, eine einzige „ehrenvolle Erwähnung“ im Salon, nicht einmal eine „dritte“ Medaille, auf die ſie noch gehofft hatte! Das weitere ſehen die ſich dafür intereſſirenden Leſerinnen aus den Betrachtungen, die Maria Baſhkirtſeff ſelbſt in genügender Menge anſtellt. Was ſie trotz aller unſäglichen Mühe nicht leiſtet, das leiſten die Männer um ſie her wie etwas ſelbſtverſtändliches, weil es ihr Beruf iſt, und meint ſie endlich etwas erhebliches geleiſtet zu haben, ſo heißt es, ihr Lehrer habe ihr dabei geholfen. Und ſie, die nur noch Männer verehrt und mit ihnen verkehrt, wenn ſie etwas bedeutendes leiſten, mögen ſie übrigens geſellſchaftlich ſein, was ſie wollen, ſie geſteht ſich doch manchmal im ſtillen, daß ſie um das Glück einer wirklichen Liebe alles, was ſie ſeither getrieben, hätte hingeben mögen. Das eine iſt ihr nicht geworden, und was ſie dafür von andern bekommen hat, befriedigt ſie nicht. „Ich hatte ganz Recht: man kann nicht leben, wenn man wie ich iſt, und wenn die Umſtände wie die ſind, die mein Leben gebildet haben.“ Damit legen wir das intereſſante Buch aus der Hand. Das weniger ſympathiſche daran, das ruſſiſch-franzöſiſche, Schwärmerei für Gambetta und Revanche, für die königliche Geſtalt des Don Carlos, für Luiſe Michel, und andres, was auch ſeine Liebhaber finden wird, haben wir außer Betracht gelaſſen.

Frau H. v. L., geb. U. Leider können wir die Sache nicht in die Hand nehmen, wir bitten um freundliche Angabe der Adreſſe. Die Redaktion

Für die Redaktion verantwortlich: Johannes Grunow in Leipzig
Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig. — Druck von Carl Marquart in Leipzig

Die Kreuzpolen

Zeitschrift
für Politik, Wirtschaft und Kunst

Herausgeber: Dr. Ernst Tanzer
Verantwortlicher Redakteur: Dr. Ernst Tanzer
Verlag: Die Kreuzpolen, Wien
Druck: Adolf Holzhausens Nachfolger, Wien

Erscheint monatlich
Bezugspreis: Halbjährig 2 Kronen
Einzelnummer 40 Heller
Anzeigenpreis: Laut Tarif
Schriftleitung und Verwaltung: Wien, VIII., Josefstädterstraße 15
Telephon: 13.500

Nr. 1 Jahrgang 1 1. Juli 1918

Das Ein-Zentimeter-Quadrat
Ein Lehrbuch der Mathematik und Physik
Von Dr. Hans Lorenz
Mit 1 Abbildung
Kartoniert 1.80 RM

Handbuch Deutscher Kur-Orte
Herausgegeben von Dr. Hans Lorenz
Kartoniert 1.80 RM

Elsterbrücke
Von Jochen Klepper
Kartoniert 1.80 RM

Lehrbuch der Stenographie
Von Dr. Hans Lorenz
Kartoniert 1.80 RM

Anmeldung

Der Kaiserliche Kapitän Herr von Wißmann hat, wie Sie wissen, die Absicht, nach Deutsch-Ostafrika zurückzukehren, um dort eine Truppe zu bilden, welche die Küste gegen Araberaufstände schützen soll. Er hat mich aufgefordert, ihn zu begleiten, und ich habe mich bereit erklärt, dies zu thun. Ich werde also Afrika wiedersehen, das Land, das mir so viel Freude und so viel Leid gebracht hat, das Land, das mir so ans Herz gewachsen ist, daß ich es nie vergessen konnte.

Ich habe mich entschlossen, diese Reise zu machen, obgleich meine Gesundheit nicht die beste ist. Ich bin nun ja fast vier Jahre in Europa gewesen, und das Klima hat mir in dieser Zeit nicht gut gethan. Aber ich will es wagen, denn ich weiß, daß ich in Afrika wieder gesund werden kann.

Ich habe mich entschlossen, diese Reise zu machen, weil ich weiß, daß ich dort ein Ziel habe, weil ich weiß, daß ich dort eine Aufgabe zu erfüllen habe, weil ich weiß, daß ich dort Menschen finde, die mich brauchen, die mich lieben, die mich verstehen, die mich nicht verlassen werden, wie so viele Menschen, die ich hier für Freunde hielt, weil ich weiß, daß ich dort Menschen finde

zu gleicher Zeit Zerstörung jeder Ursprünglichkeit, also gerade dessen, was die Natur zur Natur macht.

Im allgemeinen wird man zugestehen müssen, daß der Süden Deutschlands dem Norden gegenüber noch immer das größere Maß von Frische, von gesunder Volkstümlichkeit bewahrt hat. Dem entspricht in gewisser Hinsicht das äußere Bild des Landes. Noch sind Baden, Württemberg, Baiern mehr oder weniger verschont geblieben von den Folgen einer so gewaltsamen landwirtschaftlichen Maßregelung, wie sie die meisten Gegenden Nord- und Mitteldeutschlands oft in empörender Weise entstellt hat.*) Die hier seit einem halben Jahrhundert eingeführte Verkoppelung (d. h. Zusammenlegung der bäuerlichen Grundstücke zu dem Zwecke bequemerer Bewirtschaftung) überträgt das kahle Prinzip der geraden Linie und des Rechtecks so blind in die Wirklichkeit, war und ist darum in ihrer praktischen Durchführung so brutal, daß eine Feldmark, über die das Unwetter dieser Regulirung dahingezogen ist, aussieht wie ein fleischgewordnes nationalökonomisches Rechenexempel. Die Herrschaft des Menschen über die Dinge der Außenwelt ist hier nicht mehr die des Hausvaters über sein Gesinde, die dem Untergebnen neben aller Dienstbarkeit doch auch ein gewisses Recht selbständigen Daseins zugesteht: nein, die Natur ist zur Sklavin erniedrigt, der ein Joch abstrakter Nutzungssysteme, das ihr völlig fremd ist, gewaltsam aufgezwängt, deren Leistungsfähigkeit ausgepreßt wird bis auf den letzten Tropfen. Begradigte, zu Gräben umgewandelte Bäche, begradigte Waldgrenzen, schnurgerade, breite, unter Umständen steil bergansteigende Feldwege, nirgends mehr ein Hohlweg oder eine feuchte Stelle mit der ihr eignen wilden Pflanzen- und Tierwelt, nirgends eine Hecke oder ein Busch am Ackerrand oder in der Wiese, wo ein Landmann, ein Wandrer rasten, ein Singvogel nisten könnte**) — das ist das trostlose Bild einer so zugerichteten Gegend.

Wer an der eignen Heimat solche Verstümmelung erlebt hat, der atmet dann freilich auf, wenn er im badischen Lande die Freiheit natürlicher Linien, die schöne, gleichsam liebevolle Vermählung wiederfindet, die die verschiednen

*) Eine erquickliche Ausnahme macht das Fürstentum Lippe-Detmold.

**) Zu der Zerstörung der Vogelbrutstätten bei uns, die nicht nur eine Folge der Verkopplungen und Gemeinheitsteilungen, sondern überhaupt des kahlen Rationalismus unsrer wirtschaftlichen Maßnahmen ist, gesellt sich der Vogelmassenmord auf der ganzen Erde. Zum besten der Millionen von Modenärrinnen der zivilisirten Welt, die ihre Hüte in haarsträubender Geschmacklosigkeit mit Vogelfedern und Vogelleibern herausputzen, werden die herrlichsten Arten der Tropenwelt, Silberreiher, Kolibris usw. der Vernichtung preisgegeben. Und wenn nicht in den südeuropäischen Mittelmeerstaaten dem leichtsinnigen Morden unsrer Rotkehlchen, Meisen, Schwalben und andrer Singvögel durch strengste Gesetzgebung gewehrt wird, so wird es bald dahin kommen, daß auch dieses Stück unsers Naturlebens zu den Toten geworfen wird. Wollen die Regierungen nicht endlich die Augen aufthun und sich zu gemeinsamen Schritten diesem drohenden Elend gegenüber aufraffen?

Teile der Landschaft, Wald, Bach, Wiese, Acker, Busch und Obstbaum, Weg und Steg mit einander eingehen.

Und auch in den Dörfern und Weilern, wie reichlich ist in manchen badischen und schwäbischen Landstrichen noch die alte, volkstümliche Bauart erhalten, im Vergleich wenigstens zu Nord- und Mitteldeutschland, wo leider das Fabrikschema oder roter Backsteinkasten oder andrer großstädtischer Häßlichkeiten auch in den Dörfern schon viel allgemeinen Eingang gefunden hat. Die äußersten Grenzwarten — im Süden die Alpen, im Norden die Heiden und Moore — schienen bis vor kurzem vor solcher Unbill gesichert. Aber wie sich in dem niedersächsischen Tiefland neuerdings das mächtige, uralte, beinahe noch Taciteische Haus nach zweitausendjähriger Bewährung und Alleinherrschaft die Nachbarschaft schaler moderner Eindringlinge gefallen lassen muß, so beginnt man gar auch in den bairischen und Tiroler Bergen statt der malerischen, lebensvollen Gebirgshäuser Villen nach städtischer Schablone zu bauen.

Daß es in den Städten, die für jedes Neue den Ton angeben, noch zehnmal schlimmer aussieht, versteht sich von selbst. Wohl bestehen Gradunterschiede der Geschmack- und Pietätlosigkeit zwischen der einen und der andern, aber im großen und ganzen ist die Durchsetzung mit Mietkasernen, mit prahlerisch massiger moderner Architektur überall dieselbe; Spekulationswut, gedankenlose Sucht nach Neuerung und leerer Eleganz räumen hier wie dort mit dem charaktervollen Erbe der Vorzeit auf.

In Konstanz — um ein Beispiel gerade aus dem Badischen anzuführen — agitiren zur Zeit, wie verlautet, gewisse Kreise dafür, daß in dem prächtig ehrwürdigen Konzilienhaus der große Saal, in dem sich Huß vor dem geistlichen Gericht zu verantworten hatte, „nutzbar" gemacht werde. Diese Leute möchten den mächtigen Raum, der zwar vor einigen Jahrzehnten in leider nicht ganz geschmackvoller Weise renovirt wurde, immerhin aber doch in seiner ursprünglichen Gestalt im wesentlichen bis heute erhalten worden ist, zu einer Sängerhalle herrichten und mit dem Ganzen einen dementsprechenden Umbau vornehmen. Hoffentlich ist man an maßgebender Stelle Manns genug, diesen und ähnlichen Gedanken, die auf die Schändung eines der bedeutendsten Baudenkmäler Deutschlands abzielen, so abzufertigen, wie sichs gebührt.

Die Kommission zur Erforschung und zum Schutz der Denkmäler der Provinz Sachsen erließ kürzlich einen Aufruf, dem die ernsteste Beachtung und Beherzigung nicht nur in Konstanz, sondern allerorten zu wünschen wäre. Darin heißt es unter anderm: „Mehr als je sind die Denkmäler der Vergangenheit unsers deutschen Volkes in der alles umgestaltenden Gegenwart des Schutzes bedürftig. Das gesteigerte Erwerbs- und Verkehrsleben unsrer Tage bedroht die Schöpfungen der Vorzeit wie nie zuvor und vermindert ihren Bestand in weit höherm Maße, als es vordem Brände, Kriege oder

rohe Zerstörungswut gethan haben. Unsre Städte, unsre Dörfer verwandeln fast vor unsern Augen ihr Aussehen; die alten Bauernhäuser in ihrer scharf ausgeprägten Eigenart, die alten Häuser der Städte mit ihren sinnvollen Inschriften, dazu Thore und Türme und mit ihnen die alten malerischen Straßenbilder schwinden mehr und mehr; und mit den Häusern zugleich schwinden die alten Kunstwerke, die sie schmückten, schwindet der alte edle Hausrat, der sie füllte. Selbst vor manchen Kirchengebäuden und vor andern denkmalartigen Bauten hat der vorwärts hastende Schritt der Gegenwart nicht Halt machen wollen und hat sie in ihrem Bestande bedroht. Diese Denkmäler der Vorzeit, die Zierde unsers Landes, der Stolz unsers Volks, wie sind sie doppelt teuer dem, den sie als altvertraute Bilder aus der Kindheit bis ins Alter begleiten, dem sie die Stätte seines Lebens und Schaffens bedeutungsvoll bezeichnen! Und doch sind sie noch mehr: als Schöpfungen der Kunstübung unsrer Väter sind sie uns nicht bloß Quellen des Genusses, sondern auch vielfach Vorbilder für das eigne Schaffen." Die letzten Worte sind vor allem auch in dem Sinne zu betonen, daß es nicht genug ist, wie es jetzt so vielfach geschieht, etwa eine einzelne gotische Kirche zu erhalten und herauszuputzen, rings um sie her aber sich ungescheut im „Freilegungswahn" (nach Sittes*) Ausdruck) und in der Errichtung von modernen Phrasenbauten jedes Schlages und Stiles zu ergehen, sondern man sollte sich bemühen, von den gedankenreichen, gemütvollen, wahrhaft schöpferischen Werken der Alten zu lernen und in ihre Nähe nichts andres zu bringen wagen, als was ihrem Geist und Sinn gemäß ist. Daß das erste hie und da geschieht, dafür zeugt freilich eine Reihe von Bauten ernstgerichteter neuerer Architekten. Dennoch sind und bleiben wir von dem zweiten noch immer unendlich weit entfernt, weil der Tüchtigkeit einzelner Künstler ein Heer fabrikmäßig arbeitender Bauunternehmer gegenübersteht, die in allen Stilgattungen herumpfuschen, und denen wir es zu danken haben, daß gewisse neue Stadtviertel und Villenvororte, die besonders elegant sein sollen, aussehen, als ob mit den Flicken aller Zeiten und Länder Komödie gespielt werden sollte. Dem entspricht dann die Gesamtstimmung unser Zeit, die ohne jedes Verständnis für ideale Bestrebungen ausschließlich in dem Jagen nach äußerm Glanz und Effekt, nach Bequemlichkeit und materiellem Genuß befangen ist. Das höchste, wozu sich die Mode versteigt, ist ein deutschtümelndes Kokettiren mit einigen Äußerlichkeiten mittelalterlicher Stile, das dann auf dem Hintergrunde der allgemeinen Banalität einfach abstoßend wirkt.

Was sind für die ungeheure Mehrheit der heutigen Menschen geschichtlicher Sinn und echtes Schönheitsgefühl! Verklungne Worte, deren Bedeutung sie kaum mehr ahnen. Wenn die Durchschnittsleute der Gegenwart ein Haus,

*) Vgl. das geistvolle Buch des Wiener Architekten Sitte über den modernen Städtebau.

eine Straße, eine Stadt „schön“ nennen, so kann man sicher sein, daß sie so ziemlich alles dessen bar sind, was ihnen in den Augen eines vernünftigen Menschen Reiz und Interesse verleihen würde. Ja die Traulichkeit, die früher, und zwar in den verschiedensten Stilzeiten, so sehr den Grundzug des deutschen Hausbaus ausmachte, daß die ganze Erscheinung des Hauses auch nach außen hin erwärmend von ihr durchdrungen war, ist wie verschollen. Nichts ist dafür bezeichnender als die vom Rohbau unzertrennlichen, nach Eisenbahnschuppen schmeckenden flachen Bogen der Fensterumrahmungen und die noch allgemeiner verbreiteten möglichst großen Fensterscheiben ohne Kreuzungen: eine der ungemütlichsten Erfindungen der Neuzeit, der Inbegriff des Hohlen, Glatten, Langweiligen, aber trotzdem das Ideal aller Vornehmthuer vom Millionär bis zum Schuhflicker. Wie ferner ein an sich richtiger Gedanke durch Übertreibung endlich zum Aberwitz werden kann, das beweist die wahrhaft lächerliche Ausartung des Strebens nach Luft und Licht. Ihm zu Ehren prangen die meisten Modepaläste mit Fensteröffnungen von Scheunenthorgröße, jedem Gefühl für Verhältnisse in Gemeinschaft mit der unvernünftigen Höhe der Stockwerke Hohn sprechend; aber das um diesen Preis errungne Sonnenlicht wird durch dreifache, dicke und dünne, helle und dunkle Vorhänge so gründlich wieder unschädlich gemacht, daß ein gewöhnlicher Sterblicher aus Mangel an Luft und Licht am liebsten das Zeug zerreißen und die Riesenscheiben zerschlagen möchte.

Ludwig Richter schildert in seinen Lebenserinnerungen das alte malerische Meißen, wo er sieben Jahre seines Lebens von 1828 bis 1835 zubrachte, und schließt dann mit der Klage: „Die moderne Kultur hat allerdings manche grelle, häßlich störende Dissonanzen in dies harmonische Gebilde getragen, die für das Künstlerauge eine Wirkung hervorbringen, wie der gellende Ton einer Dampfpfeife in einem Mozartschen Hymnus.“ Wie viel schlimmer ist es geworden, seit diese Worte geschrieben sind, und wie wenig Stellen in Deutschland giebt es noch, von denen man sagen könnte, diese Schilderung treffe nicht zu! Sie würde ja für die meisten Städte heute viel zu gelind gehalten sein. Der Unverstand, die kalte Rücksichtslosigkeit, mit der die äußersten Widersprüche neben einander gestellt werden, macht sich besonders peinlich in Norddeutschland fühlbar, wo der Rohbau,*) von den Baugewerkschulen immer neu gezüchtet, als Modekrankheit in Stadt und Land grassirt und die Unvereinbarkeit des Alten und des Neuen schon durch die Härte seiner Farbenwirkung ins grellste Licht setzt. Städte wie Braunschweig, Hameln, Hildesheim, Halberstadt und andre liefern hierfür die beklagenswertesten Beispiele. Dem gegenüber kann Tübingens Vorgang zur Nachahmung empfohlen werden, wo die

*) Es ist wohl nicht nötig zu bemerken, daß die Plattheiten dieses modernen Rohbaus nichts gemein haben mit der reizvollen, feingegliederten Backsteinarchitektur des Mittelalters.

Stadtverwaltung wenigstens das durchgesetzt hat, daß in dem altertümlichen Teile der Stadt kein Haus gebaut werden darf, das den einheitlichen Charakter der Umgebung durch Stil und Verhältnisse stören würde.

Es ist bekannt, daß in Preußen bis vor kurzem für die ganze Monarchie nur ein einziger Mann damit betraut war, die Überwachung der Baudenkmäler und sonstigen Altertümer zu besorgen. In diesem Jahre ist endlich der erfreuliche Fortschritt zu verzeichnen, daß für jede preußische Provinz ein besondrer Konservator ernannt und auch Bezirkskommissionen eingerichtet worden sind. Aber wie wenig hat eine solche Maßregel zu bedeuten, solange sie sich nur auf Gebäude und Gegenstände bezieht, die sich im öffentlichen Besitz befinden! Eines der schönsten, stattlichsten mittelalterlichen Privathäuser, durchaus wohlerhalten und auch durch seine Lage ausgezeichnet, war der „Stern" am Kohlmarkt in Braunschweig. Als sich vor einigen Jahren ein Bauspekulant, dem Gerücht nach mit Aussicht auf Erfolg, bei dem Besitzer um den Platz bemühte, war die Entrüstung in gebildeten Kreisen der Stadt so groß, daß die Wohlhabendern eine bedeutende Summe aufbrachten, um das Gebäude anzukaufen und zu retten. Aber der Spekulant bot noch höher, und der alte „Stern" hat einem großen, elegant aufdringlichen Neubau weichen müssen. Ist es nicht unerhört, daß die unersetzlichsten vaterländischen Besitztümer bis zum heutigen Tage schutzlos sind, daß es keine Gesetze giebt, das jedes irgendwie wertvolle Vermächtnis der Vorzeit, auch wenn es sich in Privatbesitz befindet, vor leichtfertiger Vernichtung oder Entstellung sichert, sei es durch Zwangsenteignung oder in welcher andern Form?

Der oben erwähnte Erlaß der sächsischen Provinzialkommission nennt die Denkmäler ein teures Erbe, an dem sich das Verständnis für die Geschichte unsers Volks bilden, an dem sich die Heimats- und Vaterlandsliebe kräftigen kann und soll, und denkt dabei natürlich zunächst an die Denkmäler von Menschenhand. Aber diese Worte gelten in gleichem Maße für die Gestaltungen der landschaftlichen Natur, die mit Kunstdenkmälern vereint erst die gesamte überlieferte Physiognomie des Vaterlands bestimmen. Ebenso wie sie sind sie idealer Gemeinbesitz des Volks, und ebenso wie sie sind sie für alle Ewigkeit unersetzlich, wenn sie einmal dem Drange, dem Scheinvorteil des Augenblicks, dem kleinen Begehren des Einzelnen hingeopfert sind. Diese kostbaren Erbgüter der beständigen Gefährdung, der sie durch die Rücksichtslosigkeit des modernen Materialismus preisgegeben sind, zu entziehen, in der Jugend Ehrfurcht und Liebe für sie als für die unverletzlichsten Heiligtümer zu wecken und zu pflegen, das wäre ein solideres Förderungsmittel für Heimat- und Vaterlandsliebe als Feuerwerk und Blumenguirlanden samt allen schönen Reden, mit denen heute patriotische Festtage im Übermaß gefeiert zu werden pflegen. Ja das würde die wahre „Ehrung" der großen Heldengestalten sein, denen wir die Einigung des Vaterlands verdanken, bedeutungsvoller und frucht-

bringender als die gutgemeinte, aber herzlich geschmacklose Errichtung von Erz- oder Steindenkmälern an Orten, wo sie nicht hingehören und nur die tiefere poetische Weihe der Stätte stören, wie auf dem Kyffhäuser und an der Porta Westfalica.

Über die tiefgreifenden Entstellungen, die die Landschaft im nördlichen und mittlern Deutschland durch die Vorkoppelungen erlitten hat, ist schon gesprochen worden. Mit ihnen pflegen die Gemeinheitsteilungen Hand in Hand zu gehen, die mit den Angern auch Hirten und Herden verschwinden machen, schöne, lebendige Bilder ländlicher Ursprünglichkeit vernichten und die ungesunde Stallfütterung an die Stelle der natürlichen Verhältnisse der Viehzucht setzen. Schon Hoffmann von Fallersleben klagt:

Und der Winter war vergangen,
Und der Sommer ging herum,
Und es zog mich heiß Verlangen
Nach der Heimat wiederum.
Doch es trieb kein Hirt zur Weide
Seine Herd' am Waldessaum,
Denn sie teilten sich die Heide,
Jeden Strauch und jeden Baum.
Ja, so haben sies getrieben:
Alles wurde Wies' und Feld!

So trieben sies und treiben es noch heute und vertreiben mit jeder Poesie und jedem Reiz des natürlichen Lebens zugleich die guten Geister, die für die Erhaltung der Seßhaftigkeit und des naiven Wohlgefühls der Landbevölkerung*) sorgen halfen. Tief in dasselbe Gebiet gehören endlich auch die Forstablösungen mit ihren in das soziale Leben der ländlichen Bevölkerung eingreifenden, verhängnisvollen Folgen, die darzulegen hier zu weit führen würde. Die Wirkung aller dieser Dinge auf die Landschaft liegt auf der Hand: wie eine gemachte Blume nie zu einer wirklichen wird, wie ein Pflanzwald eigentlich kein Wald mehr ist, so ist alles, was die Natur oder der unmittelbare Trieb des Volkes (der auch Natur ist) schöpferisch hervorbringt, auf keine Weise zu ersetzen durch die Erzeugnisse rationeller Maßregelungen. Auch die Gestaltung der Feldmarken mit ihren Wegen und Begrenzungen ist ein geschichtliches Naturprodukt, und wie vernünftig jener Volksinstinkt verfährt, während vom grünen Tisch aus die unglaublichsten Thorheiten mit Wasserläufen und Erdboden vorgenommen werden, das muß man erlebt haben, um es in seiner ganzen Tragweite zu begreifen. Die Forstabfindungen, deren Wirkung für die Erscheinung abgesehen

*) Über die Verödung des Landlebens und die daraus entspringenden Gefahren sagt Heinrich Sohnrey vortreffliches in seiner Schrift „Die Bedeutung der Landbevölkerung im Staate."

von den neuen künstlichen Begrenzungen sich auch in der Verminderung des Waldbestandes kundzugeben pflegt, während sie in sozialer Beziehung den Grund zur Verarmung und Lockerung der von ihnen betroffnen Gemeinden legen helfen, kennzeichnen zugleich das Bestreben, das in der modernen Forstwirtschaft jede andre Rücksicht verdrängen zu wollen scheint. Der Wald mit seinen Erträgen wird zur Ware herabgewürdigt. Er soll nichts weiter sein als ein Kapital, dessen Nutznießung auf den höchsten Grad zu steigern ist. Die peinliche Ausnutzung des Bodens, das Verschwinden aller Lichtungen, aller Waldwiesen, dieser reizenden Sammelplätze des Wildes mit ihren einsamen Blumen und Insekten, die oft übertriebne Reichlichkeit von Weganlagen für die Holzabfuhr, von weithin sichtbaren Abgrenzungen der Reviere, die erbarmungslose Ausrottung aller Bäume und Büsche, die das Unglück haben, auf die Proskriptionsliste der sogenannten „Forstunkräuter" gesetzt worden zu sein, obwohl sie zum Teil zur Wiederbelebung der Holzindustrie von größtem Nutzen sein könnten — alles dieses und noch vieles andre deutet auf dieselbe Quelle. Am einschneidendsten aber macht sich die Herrschaft des pekuniären Gesichtspunkts in dem Aussterben wirklich alter Waldbestände fühlbar, in den immer knapper werdenden Zeiträumen des Umtriebes. Nicht nur daß die eigentlichste Herrlichkeit und Ehrwürdigkeit des Waldes mit dieser Baumriesenwelt zu Grabe getragen wird: auch der volkstümlichen Bauart, die wesentlich an die starke Mitwirkung des Holzes, namentlich des Eichenholzes gebunden ist, wird damit der Todesstoß versetzt, und zu gleicher Zeit wird der Holzindustrie, besonders der häuslichen, vollends der natürliche Boden entzogen. Und was tritt an die Stelle? Vor allem die Pappe und das Papier. Im Harz z. B. räumt ein Laubwald nach dem andern der Fichte den Platz, deren dichtgedrängte Pflanzbestände nach kurzem Wachstum geschlagen werden, um an „Kartonnagefabriken" zur Umwandlung in Pappe und Papier verkauft zu werden. Wir aber genießen dafür das Glück, jedes Stück Seife, jedes halbe Pfund Eiernudeln in besondern Kartons nach Hause zu tragen und unsern Papierkorb täglich mit unzähligen Emballagen von der dünnsten bis zur dicksten Sorte, mit bedrucktem Briefpapier und Briefumschlägen, mit opulenten Anzeige-, Einladungs- und Glückwunschkarten, mit Heften, ja Büchern ungelesener illustrirter Reklamekataloge frisch füllen zu können. Eine Anhäufung halb widerlicher, halb lächerlicher Überflüssigkeiten. Nicht überflüssig bloß für die Herren Fabrikbesitzer, die bei ihrer Fabrikation reich werden, und für den Staatssäckel, der den doppelten Vorteil genießt, seinen Wald möglichst rasch in möglichst viel Geld umzusetzen, zugleich aber auch die Steuern seiner Großindustriellen einzuheimsen.

Während aber die genannten Verwaltungsmaßregeln nur allmählich für den flüchtig Durchreisenden kaum bemerkbar ihr Zerstörungswerk vollziehen, giebt es andre Dinge, die auch dem Blödesten in die Augen springen. In

einem Teile des Wesergebirges hatte kürzlich ein Oberförster die ganze Reihe prächtiger, den Kamm des Bergzuges schmückender Dolomitklippen an eine Aktiengesellschaft verhandelt, die sie abbrechen und daraus Thomasphosphatmehl herstellen wollte zur Düngung der Äcker. Zum Glück kreuzte die vorgesetzte Behörde den Plan. Jetzt tauchen dieselben oder ähnliche Spekulanten an andrer Stelle wieder auf, wo es sich leider um Privateigentum handelt, und wo eine Felsgruppe, die sogenannte Lippoldshöhle, gefährdet wird, die im frühen Mittelalter mit ihren Spalten und Gängen zu einem burgartigen Schlupfwinkel ausgestaltet wurde. Noch ist es ungewiß, ob es gelingen wird, die Vernichtung dieses einzigen, ebenso geschichtlich interessanten wie landschaftlich reizvollen Punktes zu retten. Die empörenden Verwüstungen, die die Felspartien der Sächsischen Schweiz, namentlich am Elbufer, durch Steinbrüche erlitten haben, sind bekannt. Fast überall läßt sich dort Sandstein brechen, also auch an einer Fülle von Punkten, wo die Landschaft keine wesentliche Einbuße erzielen würde. Aber die bequemere Gelegenheit für den Transport, der größere Geldgewinn, der in Aussicht steht, giebt den Ausschlag. Am rechten Rheinufer, etwa Remagen gegenüber, werden neuerdings Basaltkegel angetastet, deren wundervolle Linien im Verein mit denen des Siebengebirges bisher, von der Bonner Gegend aus gesehen, ein Gesamtbild gaben, wie es in Deutschland einzig dasteht. Schon jetzt beginnen die Spuren des Zerhackens die herrlichen Umrisse zu schädigen; aber noch wäre es Zeit, das Schlimmste abzuwenden. Im Vergleich damit sind die Steinbrüche im Neckarthal erfreuliche Erscheinungen. Sie vernichten nicht malerische, von der Natur selbst geschaffne Felsbildungen oder Bergkonturen, sondern treffen meist gleichgiltiges Gelände, ja sie werden, wenn sie verlassen und verwittert sind, eher den Eindruck der Thalwände beleben. Freilich ist ihre Zahl schon jetzt sehr beträchtlich, und sie dürfte kaum noch vermehrt werden, ohne dennoch das Landschaftsbild dauernd zu beeinträchtigen.

Von den zahllosen Grausamkeiten gegen die Natur, die die Eisenbahnen auf dem Gewissen haben, ist eine der unverantwortlichsten die, die gegen das Höllenthal bei Freiburg im Breisgau verübt worden ist. In so wundervoller Fülle auch noch heute der herrlichste Wald die Abhänge bedeckt, so unvergleichlich malerisch auch Fels und Burgtrümmer am Hirschsprung die Welt abzuschließen scheinen, die große, einsame Poesie dieses Thales verträgt nicht den Dampf der Lokomotive; die riesenhaften Steindämme, die errichtet werden mußten, um den Schienenstrang zu tragen, die rauchgeschwärzten Löcher der Tunnel, die kahlen Telegraphenstangen mit ihren Drähten, das alles durchbricht so beständig das Bild, daß man nirgends mehr imstande ist, voll und frei die Stimmung nachzuempfinden, die ehemals über dieser wunderbaren Schlucht lag.

Deutschland hat neben einer bedeutenden Anzahl schöner alter und auch neuer Steinbrücken leider eine mindestens eben so große Zahl eiserner, die fast

ausschließlich häßlich*) sind: Eisenbahnbrücken und andre. Allen diesen ist es mehr oder weniger gelungen, ihre Umgebung gleichsam auszulöschen, mag sie an sich noch so anmutig sein, so z. B. oberhalb Dresdens, wo die Elbufer seit einigen Jahren durch ein riesiges Stangenwerk verbunden werden, das beinahe die halbe Höhe des Loschwitzer Abhangs erreicht. Die brutalste Wirkung aber bringt doch der ungeheure Eisenkasten hervor, der auf zwei Riesensteinpfeilern ruhend den Eingang zu dem wilden Seitenthal des Höllenthals, zur Ravennaschlucht bei Höllsteig überbrückt. Freilich an und für sich gewiß ein erstaunliches technisches Kunststück! Aber was soll man dazu sagen, wenn die beispiellose Verunglimpfung, die dieses Ungetüm an dieser Stelle hervorbringt, auch noch photographirt und in allen Gaststuben und allen Schaufenstern der Kunstläden ausgehängt wird? Ganz nach dem Muster der großen Dampfbrauereien und sonstigen Fabriken, auf deren Reklameschildern alle Häßlichkeiten ihrer Betriebsgebäude und Schornsteine auf dem Hintergrunde der armen von ihnen ruinirten Landschaft sich wohlgemut breit machen, je ungeschlachter, um so besser. Unwille und Trauer über die Höllenthalbahn sind um so berechtigter, als ihr Nutzen in keinem Verhältnis zu dem Schaden steht, den sie gebracht hat — nicht nur zu der Einbuße an Poesie und Schönheit, sondern auch in andern Beziehungen. Wer bei den ernstern Leuten dort anfragt, der wird hören, daß die Zustimmung der Regierung wesentlich auf das ungestüme Drängen zweier Neustädter Firmen hin erfolgt ist, die für ihre Fabrikate bequemern Absatz wünschten. Die Erwerbsverhältnisse der ländlichen Bevölkerung aber haben unter dem Umschwung, den das neue Verkehrsmittel brachte, gelitten. Es erstickte die alten Verkehrsmittel und machte damit die Fuhrleute, die die Holzabfuhren in dem waldreichen Gebiet besorgten, die Schmiede und andre Handwerker, die dabei in Frage kamen, brotlos. Die alte Poststraße, die den Verkehr von Schwaben her nach dem Rhein seit Jahrhunderten vermittelte, und von deren außerordentlicher Belebtheit die nun verwaist stehenden mächtigen Stallgebäude der ehemaligen Posthalterei Höllsteig Zeugnis ablegen, ist verödet. Während sonst im Winter wie im Sommer das gesunde, volkstümliche Leben in dem stattlichen Gasthaus nie still stand, das von der ersten Hälfte des fünfzehnten Jahrhunderts an den Mittelpunkt des Verkehrs bildete, jagen jetzt die Eisenbahnzüge vorüber, und der Verdienst ist auf das beschränkt, was etwa Sommerpensionäre und Touristenschwärme während der heißen Monate einbringen. Knechte aber und Dienstmägde sind nicht zu haben, weil alles gewinn- und vergnügungssüchtige junge Volk den Weg zur Fabrikarbeit in der Stadt sucht. So ist zum Vorteil weniger eine natürliche Daseinsform künstlich beseitigt, bei der jedes einzelne Glied der Gesamtheit auf seine Rechnung

*) Man sollte nie andre Eisenbahnbrücken bauen als solche, bei denen der Bogen unterhalb des Übergangsniveaus bleibt. Ein leises Herüberragen eines einzelnen Bogens, wie bei der Koblenzer Eisenbahnbrücke, ist allenfalls erträglich, jedes Mehr aber unerträglich.

kam, die also selbst für eine angemessene Verteilung des Besitzstandes sorgte; und das, während die ganze Weltlage unter dem Druck der unglückselig verschobnen Besitzverhältnisse leidet, die durch die reißend schnelle und maßlose Entwicklung der Großindustrie vor allem andern herbeigeführt worden ist. Wenn die Weiterführung der Bahn nach Donaueschingen hinüber zustande kommen sollte, so wird sie vielleicht an praktischer Bedeutung gewinnen; daß sie notwendig gewesen sei, und daß nicht ebensowohl eine andre Linie für die Verbindung von Ost und West hätte gewählt werden können, kann niemand behaupten.

Eine Gefahr, die erst seit kurzen die Schönheit der Natur bedroht, liegt in der immer mehr um sich greifenden Antastung natürlicher Wasserläufe zur Verwertung ihrer elektrischen Kraft. Im Harz tauchte vor einigen Jahren der Plan auf, die schäumende Bode mit ihren Wasserfällen oberhalb der Roßtrappe eine Strecke weit abzuleiten, um den Ort Thale am Ausgange der Schlucht elektrisch zu beleuchten. Es giebt nichts gleichgiltigeres als die Frage, ob die paar nachtwandelnden Bewohner eines solchen Städtchens, und wäre es selbst Quedlinburg oder Blankenburg, durch ihre Straßen bei Petroleumlaternen oder elektrischem Licht gehen. Höchstens würde das elektrische Licht mit seiner frostigen eleganten Helle einen unangenehmern Gegensatz gegen die Gemütlichkeit der altertümlichen Straßen bilden, als Öl oder Petroleum. Von dieser Wahrheit einen fortschrittsdurstigen Stadtbürger überzeugen zu wollen, würde freilich ein ebenso vergebliches Bemühen sein, wie das andre, ihm begreiflich zu machen, daß die Freude über den glücklich erreichten zehntausendsten oder hunderttausendsten Einwohner eine kindische, kurzsichtige Freude ist. Zum Glück war in diesem Falle die Entrüstung der vernünftigen Leute mächtig und laut genug, um die Philister verstummen zu machen und so zu verhindern, daß einer vollkommnen Nichtigkeit zuliebe die wilde Großartigkeit des Roßtrappenthals hingeopfert würde.

Ein ähnlicher, nur noch ungeheuerlicherer Plan spukt jetzt in den Köpfen einiger süddeutscher Techniker und Unternehmer. Man will nichts geringeres, als die gewaltigen Stromschnellen bei Laufenburg, einige Meilen unterhalb Schaffhausen, der Elektrizitätsentwicklung dienstbar machen und zu diesem Zweck den Rhein (!) ableiten, um seine Wassermasse in einem Kanal abzufangen! Wer Laufenburg gesehen hat, der weiß, daß es wenig Städtebilder auf deutschem Boden giebt von ähnlich wild phantastischem Zauber: ein unmittelbar am Ufer des reißenden Stromes auf Felsengrund sich hoch aufbauendes Städtchen durchaus mittelalterlichen Charakters, überragt von Warttürmen, Schloßtrümmern und einer gotischen Kirche, und ihm zu Füßen der smaragdgrüne, jugendliche Rhein in rasendem Toben, Brausen und Schäumen über die zerrissenen Klippen sich in die Tiefe stürzend! Einstweilen ist es noch keiner der beiden Gesellschaften, die sich, jede mit einem andern Projekt, bei der

badischen Regierung bemühen, gelungen, die Erlaubnis zur Ausführung ihres Plans zu erlangen. Darf man erwarten, daß an entscheidender Stelle das Gefühl der Verantwortung auf die Dauer stark genug bleiben werde, um eine That abzuwehren, die getrost ein Verbrechen an der Menschheit genannt werden dürfte?

In geringerm Umfang ist ähnliches im Süden des Schwarzwaldes leider Gottes schon reichlich verübt worden. Auch gerade in der Nähe von Laufenburg hat kürzlich eine große Fabrik, deren Baulichkeiten vom rechten Rheinufer her einen häßlichen Mißton in die Schönheit des Gesamtbildes bringen, die Erlaubnis erhalten, ein idyllisches Waldthal zu verderben: der Bach, der rasch über Felsgestein bergab fließend auch einen sehr anmutigen Wasserfall bildet, soll eine Stunde oberhalb abgeleitet und das Thal trocken gelegt werden. Ein Laufenburger Bürger erzählte, daß namentlich schweizerische Unternehmer, denen durch die Zollerhöhung der Absatz in Deutschland erschwert sei, sich auf der badischen Rheinseite anzukaufen versuchen, um dort Fabriken anzulegen und den Zoll zu sparen. Und die guten deutschen Gemeinden bejubeln dies ihnen nahende Glück, sie thun alles, bieten sogar Steuererlaß auf mehrere Jahre an, um nur eine Fabrik in ihre Nähe zu bekommen. „Dann wollen die Mädchen und Burschen, erzählte er weiter, bei niemandem mehr Magd und Knecht sein, lernen die Liederlichkeit und verprassen abends ihr Geld, das sie tagsüber in der Fabrik verdient haben. Aber Fremdenbesuch, der Geld brächte, giebt es bei uns nicht viel, und so wollen die Leute Fabriken haben." Natürlich! um doch auch mitzumachen und ihr Teil von der allgemeinen modernen Glückseligkeit abzubekommen, die ihnen so lockend nahe vor die Augen gerückt ist, seit sie die Eisenbahn haben! Die Eisenbahn, die die Begehrlichkeit geweckt, die Einfachheit und Genügsamkeit der ländlichen Zustände zerstört, in die Solidität des kleinen Geschäftsverkehrs das Gift städtischer Schwindelkonkurrenz getragen hat!

Wie es niemand einfallen kann, von einer vernünftigen, höhere Rücksichten achtenden Nutzung der Bodenerzeugnisse und Naturkräfte abhalten zu wollen, so könnte auch nur ein Narr fordern, die Menschheit oder ein einzelner Staat solle auf Eisenbahnen, auf Elektrizität und Fabriken verzichten. Aber zwischen Gebrauchen und Gebrauchen ist ein Unterschied. Es kommt alles auf das Maß an, das man walten läßt. Den Wald ausroden bedeutet, wie Riehl einmal ausführt, bis zu einer gewissen Grenze Fortschritt und Kultur; über diese Grenze hinaus bedeutet es Barbarei, und zur Kultur wird umgekehrt das Schonen und Ansäen. Mit dem vermeintlich absoluten Fortschreiten, das die sogenannten Errungenschaften der Neuzeit darstellen sollen, steht es gerade so zweischneidig. Wer die Gesamtlage überblickt, dem erscheint der Wendepunkt längst überschritten, der Überschuß an negativen Ergebnissen, wie er in unsrer sozialen Entwicklung hervortritt, riesengroß. Nur wessen Augen stumpf geworden sind, weil er zu unverwandt in die eine große Blendlaterne hinein-

gesehen hat, kann das Gegenteil behaupten. Und wie könnte es anders sein nach Jahrzehnten maß- und widerstandsloser Einseitigkeit, mit der man dem Drängen einer übermächtigen Bewegung nachgegeben hat? Möchte man doch endlich einmal anhalten, sich besinnen und die Augen für das aufthun, was rechts und links niedergeworfen und zertreten am Boden liegt!

Seit das große, wirklich unentbehrliche Schienennetz deutscher Eisenbahnen für den Weltverkehr fertig ist, welche Fülle von Verzweigungen sind in Szene gesetzt worden, oft von zweifelhaftestem Wert! Jetzt noch einem neuen Begehren nach einer Eisenbahn nachgeben, das müßte nur noch in den dringendsten Fällen geschehen dürfen, in wirklich ernsten Notlagen, wie sie ja freilich für manche Gegenden heutzutage infolge der Verschiebung aller Konkurrenzverhältnisse eintreten können; aber nicht auf die bloße Möglichkeit materiellen Gewinns hin, der irgend welchen Einzelnen zu gute kommt, oder gar zur Befriedigung eines eingebildeten Verkehrsbedürfnisses und einer thörichten Vergnügungssucht.

Es ist der Fluch der Gegenwart, daß sie nichts kennt außer dem wirtschaftlichen Gesichtspunkt, während doch dem sozialpolitischen und sozialethischen bei weitem die erste Stelle gebührt für die Entscheidung dieser und aller ähnlichen Fragen, besonders auch aller der, die das Fabrikwesen berühren. So sollte vor allem die Anlegung von Fabriken auf gewisse Gegenden, namentlich auf die unmittelbare Nähe großer Städte eingeschränkt werden, damit dem Lande, das jetzt immer mehr von industriellen Anlagen durchsetzt wird, sein ursprünglicher, im vollen Sinne des Worts ländlicher Charakter gewahrt oder wiedergewonnen werde. Durch eine solche Reform würde einer gebieterischen ethischen wie einer ebenso dringenden ästhetischen Forderung in gleicher Weise entsprochen werden, wie es denn merkwürdig genug ist, daß in der unendlichen Mehrzahl der Fälle thatsächlich eins vom andern nicht zu trennen ist.

Wenn schon hiermit Großes erreicht, eine unabweisliche Vorbedingung erfüllt werden würde, so liegt doch das Hauptgewicht noch an einer andern Stelle. Wir werden nicht eher wieder zu gesunden Zuständen gelangen, bis der fabrikmäßige Betrieb lediglich auf die Dinge eingeschränkt wird, die einzig und allein so und nur so gemacht werden können. Alles andre, namentlich alles das, was irgend einen wenn auch noch so unscheinbaren Zusatz des Geschmacks, des künstlerischen Gestaltens, des Individualisirens, also der Freiheit zu seiner vollkommnen Herstellung bedarf, muß dem Handwerk zu ausschließlicher Behandlung zurückgegeben werden, weil es seiner Natur nach ihm und nur ihm gehört. Nicht nur daß auf diesen Gebieten die Übergriffe der Fabrik zur Herrschaft unsolider Arbeit geführt haben und führen müssen, nicht nur daß die handwerksmäßige Herstellung solchen Gegenständen einzig und allein einen wirklichen Wert zu verleihen imstande ist, weil sie die Spur der lebendigen und Leben schaffenden Menschenhand empfinden läßt, während die Maschine tote Phrasen an die Stelle des Lebens setzt und damit alle Geschmacksbildung untergräbt — die Bedeutung dieser Frage reicht noch weit

darüber hinaus, weil das Folgenschwerste darin beschlossen liegt, daß dem Arbeiter die Freude an der Arbeit selbst verloren geht, sobald ihm die eigentliche Leistung von der Maschine abgenommen wird. Diese Freude aber an der Arbeit als solcher ist das eigentliche Lebensbrot des Menschen. Nimmt man sie ihm, wie sie dem Fabrikarbeiter genommen wird, der sein Tagewerk gleichgiltig herunterhaspelt, so bleibt ihm nur der öde Erwerb, und für die eingebüßte Arbeitsfreude sucht er Entschädigung in Genüssen, die jenseits und außerhalb seines Berufslebens liegen. Wie ungeheuer die sittlichen Gefahren sind, die sich mit einem solchen Zustande einstellen müssen, wie groß der Anspruch an die sittliche Kraft des Einzelnen ist, trotz alledem nicht in den Schlamm zu versinken, sondern Kopf und Herz oben zu behalten, das braucht wohl nicht erörtert zu werden; jeder Blick in das Leben der Gegenwart giebt erschütternde Beweise. Wie ist es möglich gewesen, so möchte man fragen, daß man jahrzehntelang wohlgemut zusehen konnte, wie das Handwerk mit seinem goldnen Boden hilflos dem Untergang entgegen getrieben wurde, um in dem Fabrikwesen eine Daseinsform weit über das ihr gebührende Maß hinaus sich entwickeln zu lassen, die ihrer Natur nach so bedenklich ist, daß es gerade schlimm genug bleibt, mit dem Unvermeidlichen davon sich abfinden zu müssen! Nur eine Änderung von Grund aus kann hier Heilung bringen. Einstweilen sind wir leider so himmelweit entfernt von jeder vernünftigen Einsicht in diesem Punkte, daß wir umgekehrt in Gemeinschaft mit Franzosen und Engländern nachdrücklich bemüht sind, die herrlichen Handwebereien des Orients oder die mit der Hand gefertigten Metallarbeiten Marokkos auszurotten, indem wir unsre billigen, wertlosen Fabriknachahmungen unsrer Maschinen, unsre kalten, künstlichen Anilinfarben und alle die andern Heucheleien, mit denen wir prahlen, in jene Länder einführen. Das nennen wir dann den zurückgebliebnen Völkern die Segnungen des Fortschritts bringen! Die einzige Hoffnung auf Umkehr wurzelt darin, daß die Wahrheit, die in der Natur der Sache liegt, doch schließlich ihr Recht mit Übermacht fordern muß. Dann würde der Wert der Menschenkräfte wieder in sein Recht treten, während die Maschine heute eine Menschenkraft nach der andern überflüssig zu machen vorgiebt; die Erwerbsverteilung würde in weiten Schichten wieder gesunden, es würde weniger und teurer, aber wieder gut, dauerhaft und schön gearbeitet werden, und wir wären erlöst von dem Wust aufgebauschter inhaltloser Nichtigkeiten, die jetzt unser Dasein bis zum Ekel überschwemmen.

(Schluß folgt)

Die oſtdeutſche Landwirtſchaft

(Schluß)

3. Wirtſchaftliche Lage und Ausſichten des Ritterguts

Wir haben zuletzt den Gipfelpunkt der Umwandlung in dem Charakter des Rittergutsbeſitzers vom politiſchen Machthaber, vom Vaſallen des Landesherrn zum wirtſchaftlichen Unternehmer betrachtet.*) Selbſtverſtändlich bereitet ſich auch dieſe Umwandlung, wie alle großen Umwandlungen, langſam und in einem größern Zeitraum vor und hängt von innern und äußern Umſtänden ab. Urſprünglich ſtand der Vaſall zum Landesherrn wie auch zu ſeinen bäuerlichen Hinterſaſſen nicht auf dem Fuße gegenſeitiger Abrechnung; Leiſtung und Gegenleiſtung wurden noch nicht nach ihrem Preiſe abgewogen; reichlich leben und leben laſſen galt überall als Regel. Mit dem Verſiegen der reichlichen Nahrungsquellen fing natürlich jeder an, zuerſt an das Seine zu denken, und dabei kam der Mächtige beſſer weg als der Schwache.

Die Umſtände, die die Umwandlung hervorgebracht haben, beginnen namentlich nach dem ſiebenjährigen Kriege. Die innern ſind die Hebung des allgemeinen Wohlſtands und die techniſchen Fortſchritte der Landwirtſchaft, die an den Namen Thaer geknüpft ſind; die äußern liegen in den langen Kriegen Englands gegen Nordamerika und Frankreich um die Wende des vorigen Jahrhunderts und in der ſich unmittelbar daran anſchließenden Entwicklung der engliſchen Großinduſtrie. Dieſe Umſtände verurſachten eine günſtige Konjunktur der preußiſchen Landwirtſchaft mit ſteigenden Produkten- und Güterpreiſen, die, nur von den Kriſen infolge der Franzoſenkriege unterbrochen, ziemlich ein Jahrhundert lang anhielt. Die Rittergutsbeſitzer gewöhnten ſich an dieſe günſtigen Umſtände und gewannen die Vorſtellung, daß ſie ewig dauern müßten. Sie waren aufs unangenehmſte überraſcht, als ſich in der Mitte

*) Eine eingehendere Darſtellung dieſes Umſchwungs auf Grund des amtlichen ſtatiſtiſchen Materials, wenn auch von einem etwas andern Geſichtspunkt aus, hat Profeſſor Max Weber im Sozialpolitiſchen Archiv 1894 unter dem Titel: „Entwicklungstendenzen in der Lage der oſtelbiſchen Landarbeiter“ gegeben. Für die weitere Begründung unſrer Darlegungen können wir auf dieſe Arbeit verweiſen.

Digitized by Google

der ſiebziger Jahre die Abhängigkeit ihres glücklichen Zuſtandes klar herausſtellte, indem ſich die Bedingungen ihrer bisherigen Einkünfte gänzlich änderten. Der Schiffsbau und die Getreideproduktion auf jungfräulichem Boden nahmen einen ungeheuern Aufſchwung und bewirkten ein Sinken der Getreidepreiſe auf dem Weltmarkte, der örtliche Markt verlangte eine Spezialiſirung und Intenſität der Landwirtſchaft, die immermehr auf Kleinbetrieb hindrängte. In beiden Beziehungen zeigt ſich das Rittergut trotz Anſpannung aller Kräfte und Anſpannung allen Kredits den Anforderungen der Lage nicht gewachſen, es kommt nicht mehr mit fort.

Hören die Umſtände auf, die die Blüte des Ritterguts herbeigeführt haben, ſo muß auch dieſe Blüte ein Ende nehmen; eine künſtliche Erhaltung der bisher Begünſtigten in ihrer vorteilhaften Lage könnte nur durch Opfer der übrigen Volksklaſſen erreicht werden. Daß die Getreidezölle ein ſolches Opfer ſind, wird im Ernſt nicht mehr beſtritten, ſie ſollen eben den Preis des Getreides für die inländiſchen Verkäufer höher halten. Die Agrarier behaupten nun, die „deutſche Landwirtſchaft“ werde ohne die Zölle zu Grunde gehen, und die Landwirtſchaft ſei das Hauptgewerbe des deutſchen Volkes. Dagegen iſt aber doch geltend zu machen, daß erſt bei einem Gut von über fünf Hektar von einem Verkauf von Getreide die Rede ſein kann, und daß dreiviertel aller deutſchen landwirtſchaftlichen Betriebe dieſe Größe nicht überſchreiten, ſondern noch über die Hälfte auf Zukauf angewieſen, alſo an billigen Kornpreiſen intereſſirt iſt.

Kornzölle können nur als Übergangsmaßregel gerechtfertigt werden, ſie ſollen die mit ſtarken Preisſtürzen verbundnen Kriſen abſchwächen, und Zeit gewähren zu einer Neuordnung der landwirtſchaftlichen Verhältniſſe. Mit der Zeit müſſen die Zölle ermäßigt und ſchließlich abgeſchafft werden. Die Einführung des Monopols würden wir für einen ſchlimmen Mißgriff halten, da ſie nur im Intereſſe der Rittergutsbeſitzer und Großbauern liegt. Wir glauben, daß der Getreidebau auch ohne Zölle wieder leidlich einträglich werden wird, wenn erſt die Güterpreiſe entſprechend heruntergegangen ſein werden, allerdings zum Schaden ihrer jetzigen Beſitzer.

Wir berühren hier einen der weſentlichſten Übelſtände des gegenwärtigen Rittergutsbetriebes, die Zinsknechtſchaft, die hypothekariſche Verſchuldung der Grundſtücke. Nach Schätzungen, die allerdings etwas oberflächlich ſind, beträgt die Verſchuldung des Ritterguts im Oſten durchſchnittlich vierundvierzig bis ſechzig Prozent des Geſamteinkommens, die Verſchuldung des Bauernlandes im Weſten nur vierzehn bis fünfundzwanzig Prozent. Das Rittergut iſt alſo reichlich doppelt ſo hoch mit Schuldzinſen belaſtet wie das Bauernland, und dieſe Verſchuldung iſt unheilbar, denn die Hypotheken des Ritterguts werden in der Regel nicht als eine abzutragende Schuld angeſehen, ſondern als eine dauernde Belaſtung des Bodens.

So wenig nun der verſchuldete Gewerbetreibende einen größern Rückgang der Konjunktur vertragen kann, ſo wenig kann es der verſchuldete Landwirt. Roſcher hat den ſchuldenfreien Grundbeſitz einem Baume verglichen, der ſich im Sturme beugt, aber hernach wieder aufrichtet, den verſchuldeten dagegen mit einem innerlich nicht mehr geſunden, der im Sturme abbricht. Nun liegt es in der Natur der Dinge, daß bei günſtiger Konjunktur die Güterpreiſe ſteigen, und mit dieſen auch die erträgliche Verſchuldungsgrenze. Wird die Hypothekarverſchuldung ein dauernder Zuſtand, den der Staat erleichtert, ſo muß jedes Herabgehen der landwirtſchaftlichen Konjunktur auch eine Anzahl bisher leichter und erträglicher Schulden zu drückenden und unerträglichen machen. Das hat ſich immer gezeigt und wird ſich immer wieder zeigen. Da große landwirtſchaftliche Kriſen für Staat und Volk gefährlich ſind, ſo hat der Staat ein Intereſſe daran, möglichſt unverſchuldeten Grundbeſitz zu haben; es wäre alſo ſehr nützlich, wenn die Hypothekarſchulden zwangsweiſe wirklich vermindert und abgetragen würden.

Die hypothekariſche Verſchuldung iſt keineswegs aus einem zu großen Aufwand entſtanden; ſie entſtammt im weſentlichen drei Quellen: 1. der Eintragung von Abfindungsgeldern bei Erbteilungen, 2. der Eintragung von Kaufgelderreſten und 3. der Notwendigkeit oder dem Streben, die Gutserträge durch Verbeſſerungen nach Beſchaffenheit und Menge zu ſteigern. Dieſe drei Urſachen haben ſeit dem Eindringen der Geldwirtſchaft eine wachſende Verſchuldung der Rittergüter herbeigeführt, und dadurch ſind alle Rückgänge der Konjunktur zu Kriſen von wachſender Ausdehnung und Schwere geworden. Hierin liegt eine Warnung, den Hypothekarkredit zu erleichtern; eine günſtige Konjunktur pflegt die Verſchuldung zu erhöhen, eine ungünſtige erſchwert ihre Folgen. Der Kredit ſollte nur einen Spielraum für Notfälle gewähren; die übliche ſtarke Anſpannung des Kredits in gewöhnlichen Zeiten bringt ſchwere Gefahren mit ſich. Die Geſchichte beſtätigt dieſe Wahrheit durchaus, ſie zeigt ſchon bei frühern Störungen des Verkehrs oder andern Rückgängen ähnliche Kriſen wie die jetzt beſtehende. Obwohl Mecklenburg im dreißigjährigen und im nordiſchen Kriege ſchwer mitgenommen worden war, waren doch dadurch die Güter nur wenig verſchuldet. Im ſiebenjährigen Kriege dagegen war die Verſchuldung fortgeſchritten; es hatte zwar nicht an Kredit gefehlt, dennoch befand ſich 1775 ein Achtel aller Rittergütter wegen niedriger Kornpreiſe und Viehſeuchen in Konkurs. Dann begannen die Preiſe, begünſtigt durch die friedlichen Zeitläufte in Deutſchland, durch die franzöſiſche Revolution und durch den engliſchen Mehrbedarf nach Abfall der nordamerikaniſchen Kolonien zu ſteigen, und infolge deſſen ſtiegen die Güterpreiſe in zwanzig Jahren auf das doppelte. Zwiſchen 1800 und 1804 betrug der Preis aller mecklenburgiſchen Rittergüter gegen 89 Millionen Thaler, nach der Störung durch den Krieg von 1806/7 und durch die Kontinentalſperre zwiſchen 1810 und 1814 wieder

kaum 49 Millionen. Daß Schuldzinsen von Einkünften, die einem Kapital von 89 Millionen entsprechen, ohne Schwierigkeit getragen werden, dagegen auf die von 49 Millionen erdrückend wirken können, ist klar. In günstigen Zeiten pflegen Kauf- und Pachtschillinge zu hoch getrieben zu werden, erstens in der Hoffnung auf Dauer der günstigen Zeiten, sodann auch im Hinblick auf die sozialen Vorteile des Rittergutsbesitzes; der Verkehrswert der Grundstücke steigt über ihren Ertragswert. Dann wirft ein Unfall in der Landwirtschaft wie im Handel und Gewerbe die unsicher stehenden Betriebe am leichtesten um.

In Preußen sind nach dem siebenjährigen Kriege von Friedrich dem Großen die landwirtschaftlichen Kreditvereine begründet worden. Die Rittergutsbesitzer einer Provinz traten unter Aufsicht des Staats zu einem Verein zusammen, der die Mittelsperson zwischen seinen Mitgliedern als Schuldnern und den Gläubigern bilden sollte. Es wurden Pfandbriefe ausgegeben, für deren Sicherheit alle Güter hypothekarisch und solidarisch hafteten. Jedes Gut wurde von der Vereinsbehörde abgeschätzt und bis zu einem bestimmten Bruchteil des Schätzungswertes, früher bis zur Hälfte, beliehen. Später wurde die Beleihungsgrenze ausgedehnt, und solange die Güterpreise nicht schwanken, ist das nicht bedenklich, insoweit nicht die Wirtschaft durch zu hohe Verschuldung in nachteiliger Weise beeinflußt wird. Aber bei kornausführenden Ländern, deren Abkäufer im Auslande wohnen und sich unter Umständen auch anderswoher versorgen können und bei Verkehrsstörungen versorgen müssen, sind die Güterpreise starken Schwankungen ausgesetzt, während die Pfandbriefschulden seit ihrer Entstehung stetig gewachsen sind, die schlesischen z. B. in dem der Landwirtschaft günstigen Jahrhundert von Friedrich dem Großen bis 1867 von zehn auf sechzig Millionen Thaler. Die Schattenseiten, die unverkennbar mit einer Erleichterung und Verbilligung des Hypothekarkredits verknüpft sind, sind denn auch sehr bald, zwar nicht von den Interessenten, aber von schärfer blickenden Staatsmännern wahrgenommen worden. So finden sich treffliche Bemerkungen hierüber in den Memoiren des Generals von Boyen, eines gewiß preußisch und staatsmännisch gesinnten Mannes. Dieser schreibt über diese Verhältnisse im Jahre 1790:

> Königsberg war in diesem Winter durch den Zusammenfluß vieler Offiziere und Beamten aus Berlin oder den andern Provinzen sehr belebt. Da zu gleicher Zeit für den Getreidehandel, diesen Haupterwerb der Provinz, sehr günstige Verhältnisse eintraten, die Mobilmachung überhaupt eine Menge Geld unter die Leute gebracht hatte, so erzeugte das Zusammentreffen aller dieser Umstände einen Umschwung in dem geselligen Leben und in den Sitten der Provinz, wie es bis dahin dem gastfreien, aber einfachen Leben der Bewohner von Königsberg fremd geblieben war. Eine Menge früher unbekannter Genüsse erheiterten wohl, aber verteuerten auch den geselligen Verkehr und legten in vielen Familien den Grund zum Aufgeben der alten Sparsamkeit, woraus dann freilich im Zusammenwirken

mit andern ungewöhnlichen Begebenheiten eine gänzliche Verſchuldung aller Grundbeſitzer und ein allgemeiner Notſtand hervorging. Die nicht lange vorher ins Leben getretne Einführung eines landſchaftlichen Kreditſyſtems, um dem Grundbeſitzer zu niedrigen Prozenten die benötigten Kapitalien zu verſchaffen, trug, obgleich in der beſten Abſicht unternommen, unbeſtritten auch dazu bei, den bisherigen Zuſtand der Provinz, wenn auch im erſten Augenblick noch nicht bemerkbar, zu untergraben. Dieſe Maßregel des landſchaftlichen Kreditſyſtems fiel nämlich unglücklicherweiſe in eine Zeit, in der äußere Handelsverhältniſſe im Lande hohe Getreidepreiſe erzeugten. Das dadurch ungewöhnlich geſteigerte Einkommen der Güter wurde nun als Grundlage zum Taxwert derſelben und der auf ſie zu bewilligenden landſchaftlichen Kredite angenommen, und zur Vollendung des Unglücks wurden auch den landſchaftlichen Taxen keine Tilgungsfonds zu Grunde gelegt. Durch alles dies entſtanden nun ganz ungewöhnliche Umwandlungen, die etwas an das Lawſche Syſtem in Frankreich erinnern. Gutsbeſitzer, die bis dahin z. B. ihre Grundſtücke 20000 Thaler wert gehalten hatten, erfuhren auf einmal durch die Taxe, daß ſie 40000 Thaler und mehr wert wären. Sie erhielten dadurch einen Kredit zum Schuldenmachen, der weit über den wahren Wert ihres Gutes und den Umfang ihres urſprünglichen Vermögens hinausreichte. Man wird dieſe in der Folge dadurch erzeugten Übelſtände allerdings immer bedauern, zugleich ſich aber auch ſagen müſſen, daß die Staaten und Geſchlechter am häufigſten nur durch ihre Thorheiten klug werden, und daß in dem Entwicklungsgange des Staatenlebens es Stadien giebt, die dieſelben notwendig überſchreiten müſſen, um zu einem beſſern Ziele zu gelangen.

Dann war der Landwirtſchaft wieder eine Reihe guter Jahre beſchieden, bis die napoleoniſchen Kriege abermals eine Kriſis herbeiführten. Über die Lage im Jahre 1807 und 1808 ſagt Boyen:

Zu den Bedürfniſſen des Staats kam noch ein andres, ſchwieriger zu beſeitigendes Übel, die hauptſächlich durch die ſogenannten Landſchaften oder landſchaftlichen Vereine herbeigeführte Verſchuldung des Adels. So wohlthätig auch der ſchon von Friedrich dem Großen ausgeführte Gedanke der erſten Anſicht nach war, in den Provinzen Kreditanſtalten zu bilden, durch die der Gutsbeſitzer zu mäßigen Zinſen Kapital auf ſeine Grundſtücke geliehen bekommen konnte, ſo hatte dieſer anſcheinend gute Gedanke doch auch große Übelſtände herbeigeführt. Verleitet durch die hohen Getreidepreiſe, welche die lang dauernden Seekriege gleich nach der Errichtung der Landſchaften in einer Reihe von Jahren herbeiführten, hatte man dieſe zu einem Maßſtab über den Wert der Güter beſtimmt. So waren Gutstaxen zum Vorſchein gekommen, die den alten Grundpreis drei-, vier- und mehrfach überſtiegen; auf dieſe fingirten Taxen waren den Gutsbeſitzern Kredite bewilligt, die weit über den wirklichen Wert hinausreichten. Der Adel hatte ſich dadurch reich gefühlt, ſeine frühere einfache Weiſe mit ſtädtiſchem Wohlleben vertauſcht und deshalb verſäumt, die ihm durch eine Reihe von Jahren zugefloſſene größere Einnahme zur Abtragung ſeiner Schulden zu benutzen. Dieſe Täuſchung hatte der Krieg plötzlich zerſtört, das Getreide und mit ihm die Grundſtücke verloren auf einmal ihren Wert, während die Größe der zu zahlenden Zinſen immer dieſelbe blieb. Die meiſten Gutsbeſitzer waren eigentlich nun nicht mehr Eigentümer, ſondern überſetzte Pächter, die nicht einmal auf eine billige Remiſſion rechnen konnten. . . . Ein rechtlicher Mann, der mit großer Schuldenlaſt zu kämpfen hat, verliert gewöhnlich den freien Blick und das Gefühl für die Erhaltung des

Ganzen, er ordnet sich allen Verhältnissen unter, wenn diese nur die Aussicht geben, daß er fortdauernd die Zinsen zahlen kann, während ein freier Eigentümer, wenn es sein muß, zur Erhaltung des Vaterlandes selbst seine Hütte opfert. ... Der Bauernstand, der im Verhältnis weniger verschuldet ist als der Adel, in seinen Sitten weniger befangen ist, spricht sich daher in der Regel bei feindlichen Invasionen immer kräftiger aus. Seit dieser Zeit und diesen Erfahrungen habe ich daher auch nur immer zunehmendes Mißtrauen sowohl gegen die landschaftlichen Kreditsysteme als die ungemessene Ausdehnung des Hypothekenwesens in meiner Brust getragen. Das wohl verstandne Interesse des Staates verlangt ebenso in moralischer als staatswirtschaftlicher Hinsicht, so viel als möglich nur unverschuldete Grundeigentümer zu haben, und wenn er daher Kreditanstalten tolerirt oder Schuldverhältnisse durch das Ansehen der Gerichte sanktioniren läßt, so kann er dies nur, indem er zugleich eine jährliche Tilgung zur Pflicht macht, die eigentlich mit der Größe der Schuld zunehmen sollte; wer verschuldet ist, muß sparen, nicht schwelgen.

Aus den angeführten Thatsachen müssen wir den Schluß ziehen, daß die gegenwärtig noch bestehende Hypothekenordnung in Preußen dringend einer Reform bedarf. Es ist gewiß zu billigen, wenn alte grundbesitzende Familien durch Erleichterungen in ihrem Besitz erhalten werden, da wo es sich um vorübergehende, auf bestimmte Ursachen zurückzuführende Störungen, so zu sagen um akute Krankheiten handelt. Aber der heute eingetretne Rückgang der Preise beruht auf einer dauernden Veränderung der Marktverhältnisse und läßt in absehbarer Zeit keine Besserung erwarten, er bedeutet eine chronische Veränderung des volkswirtschaftlichen Organismus. Unter diesen Umständen halten wir alle auf die Überwindung akuter Leiden gerichteten Heilmittel, zu denen auch die Erleichterung des Hypothekarkredits gehört, für überwiegend nachteilig. Sie verzögern nur die wirkliche Heilung, nämlich die Anpassung des Landwirtschaftsbetriebs an die veränderten Verhältnisse, die doch über kurz oder lang eintreten muß. Die preußische Hypothekenordnung ist mit Recht die goldne Klammer genannt worden, die die Rittergüter in ihrem Bestande gegen das wahre Interesse sowohl ihres eignes Besitzers wie gegen das soziale und nationale Interesse der Gesamtheit hauptsächlich zusammenhält. Fällt die Hypothekenordnung, so fällt der mittlere Rittergutsbetrieb; der von ihm bisher bebaute Boden wird entweder wirklicher Großbesitz, der „es nicht nötig hat," oder Bauernland.

4. Schluß

Die Schlußfolgerungen, die wir aus dem Einblick in die geschichtliche Entwicklung ziehen, sind folgende. Die Einkünfte des mittlern Rittergutes tragen unter den heutigen Verkehrsverhältnissen nicht mehr eine sozial und politisch bevorrechtete Klasse, weil erstens die Ansprüche an die Lebenshaltung einer solchen Klasse gestiegen sind, die landwirtschaftlichen Einnahmen sich aber vermindert haben. Die Bestrebungen der Rittergutsbesitzer, ihre landwirtschaftlichen Einnahmen zu erhöhen, in Verbindung mit der neuen

Geſetzgebung haben ſie aus politiſchen Machthabern zu wirtſchaftlichen Unternehmern gemacht. Dieſe Beſtrebungen haben große ſoziale und nationale Gefahren zur Folge. Laſſen wir den Dingen weiter ihren Lauf, ſo ſchreitet die Slawiſirung der Rittergutsgegenden unaufhaltſam fort; beſchränken wir die Einwanderung, ſo iſt der Rittergutsbetrieb unhaltbar. In den Vereinigten Staaten Nordamerikas hat man die Einwanderung der Chineſen beſchränkt; man denke ſich aber z. B. Kalifornien als ein Rittergutsland, ſo würden ſich auch dort die Rittergutsbeſitzer im Intereſſe ihres Betriebes einer ſolchen Beſchränkung aufs äußerſte widerſetzt haben. Daß die Intereſſen dieſes Beſitzes zu den ſozialen und nationalen Intereſſen der Geſamtheit in Gegenſatz geraten ſind, kann nicht geleugnet werden. Aber ſelbſt dann, wenn der Staat dagegen völlig die Augen verſchlöſſe, wäre den Rittergutsbeſitzern noch nicht geholfen, ſie werden weiter nach Staatshilfe rufen, d. h. nach weitern Opfern der Geſamtheit zur Erhaltung ihrer Privatvorteile: ſchon wird die Doppelwährung, die Börſenbeſchränkung, das Getreidemonopol gefordert. Die Agrarier wollen ihre Verkaufspreiſe durchaus der Weltmarktkonjunktur entziehen, weil ihnen dieſe Konjunktur ungünſtig iſt. Sie können niemals die Begründung großer deutſcher Ackerbaukolonien wollen, denn dieſe würden mit ihrem zollfrei eingeführten Getreide die inländiſchen Preiſe ebenfalls herabdrücken. Der Kernpunkt der Sache liegt im weſentlichen in dem Zuſammentreffen der Grundbeſitzverteilung, wie ſie ſich unter günſtigen Konjunkturen gebildet hat, mit der nun herabgehenden Weltmarktkonjunktur.

Von dieſem Standpunkt aus geſehen, kann der Rückgang der Konjunktur zum Segen für unſre geſamte Entwicklung werden, wenn daraus der Anſtoß zu beſſern Bodenverteilungsverhältniſſen, zur Stärkung und Neubildung eines kräftigen Bauernſtands, zum Abſchluß unſers Oſtens gegen das vordringende Slawentum genommen wird.

Der mittlere Rittergutsbetrieb iſt unter den heutigen Verhältniſſen thatſächlich nicht mehr haltbar, die Frage iſt nur, ob er ſich unter ſtaatlicher Mitwirkung in Bauernland oder bei mancheſterlichem Gehenlaſſen in Großherrſchaftsbeſitz umwandeln ſoll. Die Anſiedlungskommiſſion hat ſehr gute Erfolge gehabt, aber die Mittel haben nicht ausgereicht, die Aufgabe im großen Maßſtabe anzugreifen. Statt hundert Millionen würde dazu mindeſtens eine Milliarde erforderlich ſein. Das Geld würde aber durch den Verkauf der Bauernſtellen gegen Verzinſung und Abzahlung wieder einkommen, während das Monopol nach einer Schätzung dem deutſchen Volke jährlich ungefähr eine halbe Milliarde koſten würde. Eine grundſätzliche Abänderung der Hypothekenordnung in Preußen wäre die erſte nicht zu umgehende Vorausſetzung einer Beſſerung. Der ſtaatliche Abkauf der Rittergüter würde den Familien des preußiſchen Kleinadels, die ſich um den preußiſchen Staat und um die Gründung des deutſchen Reichs hohe Verdienſte erworben haben, von großem

Nutzen sein und sie aus ihrer schwierigen und peinlichen Lage befreien. Ihre politischen Vorrechte sind ohnehin durch die neuere Gesetzgebung verloren.

Wir halten die „Not der Landwirtschaft“ in der Hauptsache für die Krisis des unhaltbar gewordnen mittlern Rittergutsbetriebs. Griffe der Staat ein, so könnte er eine breite Zone von Kleinbauernbesitz als besten Wall gegen das eindringende Slawentum schaffen. Der Kleinbauer ist weit unabhängiger in seinem Getreidebau von den Weltmarktpreisen, da er in der Hauptsache für den eignen Verbrauch baut und seinen Überschuß nach der nächsten Stadt zu Markte führt. Durch eine solche Zunahme des Bauernlands würden wir die Grundlage unsrer Gesamtbevölkerung in sehr erwünschter Weise kräftigen und zahlreichen gesunden Nachwuchs und Nachzug für die Städte und die gewerbliche Entwicklung sichern. Eine breite gesunde bäuerliche Grundlage würde unserm Volke die Überlegenheit über rein gewerbliche, handeltreibende und rentenbeziehende Völker dauernd wahren. Die deutsche Landwirtschaft würde dadurch von zwei ihrer schwersten Lasten befreit werden, erstens von der Belastung durch das standesgemäße Leben und dann von der Belastung durch die viel zu weit getriebne Hypothekarverschuldung. Ob ohne diese Lasten noch eine wirkliche „Not“ übrig bleiben würde, ist sehr fraglich; eine wesentliche Besserung würde jedenfalls eintreten.

Weiter bedarf die ostdeutsche Landwirtschaft — auch als Bauernland — zu ihrer Hebung der Schaffung kaufkräftiger Abnehmer an Ort und Stelle und jeder möglichen Erleichterung des Absatzes. Für die Erleichterung des Absatzes ist die Aufschließung des Landes durch alle modernen Verkehrsmittel anzustreben, namentlich die Vermehrung der Wasserstraßen, die für den Verkehr von Massengütern die wichtigsten sind. Kaufkräftige Abnehmer an Ort und Stelle aber können nur entstehen, wenn die Einführung der Industrie in die Städte des Ostens mit allen Mitteln gefördert wird. Nur auf diesem Wege kann der Osten dem nationalen Leben erhalten und — wiedergewonnen werden, sonst ist er ein absterbendes Glied am Leibe des deutschen Reiches, das mit der Zeit einen immer schädlichern Einfluß auf das Ganze ausüben muß.

Die letzten großen Kolonisatoren des Ostens waren Friedrich Wilhelm I. und Friedrich der Große; ihr Hauptgedanke, die „Peuplirung“ des Landes, muß mit allen Kräften auch heute wieder angestrebt werden, aber nur deutsche Bauern dürften angesiedelt werden. Bei dem „Retablissement“ des durch den nordischen Krieg und die Pestjahre 1709 und 1710 furchtbar heruntergekommnen Ostpreußens schreibt Friedrich Wilhelm I.: „Menschen halte ich für den größten Reichtum, aber bei Leib- und Lebensstrafe keinen Polen, sondern nur deutsche Leute!“ *) Trotz des Fehlens einer freien Presse, der

*) Der König versteht hierbei unter Menschen allerdings nicht Proletarier, sondern Menschen, die zu leben haben.

Parlamentsweisheit und der „Enqueten“ wußten alſo die alten preußiſchen Herrſcher den rechten Weg zu finden und mit eiſerner Beharrlichkeit und Ausdauer zu verfolgen. Beharrlichkeit und Ausdauer namentlich haben unter Friedrich Wilhelm I. und Friedrich dem Großen zu Erfolgen geführt. Die Regierungszeiten Friedrichs I. und Friedrich Wilhelms II. ſind durch feuriges Aufnehmen von Reformen und Wiederaufgeben, wenn ſich die Schwierigkeiten der Durchführung fühlbar machten, ſowie durch Duldung von Liebedienerei charakteriſirt. Es ſind Zeiten geiſtreicher Ideen und verfehlter Anläufe.

Ein Geſichtspunkt, den die Regierung unter den heutigen Verhältniſſen nicht unberückſichtigt laſſen kann bei Bodenbeſitzreformen, iſt der, der ſich aus der parlamentariſchen Parteigruppirung ergiebt. Die Rittergutsbeſitzer des Oſtens bilden den Kern der konſervativen Partei, und die konſervative Partei iſt bis heute eine unentbehrliche Stütze der Regierung bei allen Fragen der Staatswehr. Daß es ohne ſtarke Staatswehr kein deutſches Reich giebt, iſt ohne weiteres klar; es hängt alſo von der politiſchen Reife und dem nationalen Standpunkt der übrigen Parteien ab, ob die Regierung künftig dieſe Stütze wird entbehren können oder nicht.

Die politiſche Störrigkeit iſt leider eine deutſche Nationaluntugend, der deutſche Bürger verſteht noch heute unter Freiheit nur zu häufig die Freiheit vom Staate, die Freiheit Bamberger-Richterſcher Auslegung, eine Sorte von Freiheit, von der der alte Moſer ſchon im vorigen Jahrhundert geurteilt hat: „Wenn Gott ein Volk wird ſtrafen wollen, ſo wird er es künftig mit deutſcher Freiheit heimſuchen.“ Dieſe ſtörriſche Freiheit, die ſich aufs äußerſte gegen die Unterordnung von Privatintereſſen unter den Staat ſträubt, der der Gedanke ſtaatlicher Pflichten ein Gräuel iſt, die nicht ſtaatlich denken kann und will, die im weſentlichen nur kleinlicher Eigennutz und Selbſtſucht iſt, iſt eine Haupturſache für die Machtloſigkeit des alten deutſchen Reichs geweſen. Durch die Machtloſigkeit des Reichs ſind aber im fünfzehnten und ſechzehnten Jahrhundert alle ſeine ſtaatlichen Unternehmungen mißglückt; an der Machtloſigkeit iſt die Begründung eines nationalen Staats, einer Nationalkirche, überſeeiſcher Tochterſtaaten und innern Wohlſtands geſcheitert, bis ſich der innere und äußere Verfall in dem Gottesgericht des großen Krieges vollendete.

Ob das deutſche Bürgertum eine größere politiſche Reife zeigen wird, davon hängt in ganz zweifelloſer Weiſe auch die Zukunft des neuen deutſchen Reichs ab. Erſt dann kann das Bürgertum die politiſche Erbſchaft des Junkertums antreten, wenn es verſteht, in der Gegenwart die notwendigen Opfer für die in der Zukunft liegenden Vorteile zu bringen, wenn es gewillt iſt, die legitimen Anſprüche, die der Staat für ſein Beſtehen und Gedeihen fordern muß, glatt zu erfüllen, wenn es ſeine beſondern Vorteile dem Wohle des Ganzen — dem „gemeinen Nutzen,“ wie man früher ſagte — willig unterordnet. Die Lehre von der brutalen Ausbeutung der Macht, wie ſie in

Amerika und auch anderwärts zur Praxis geworden ist, wird, so Gott will, niemals in unser neues deutsches Staatsleben übergehen. Gegenseitige Pflichterfüllung und tiefere Einsicht für den Zusammenhang der eignen Interessen mit dem Gedeihen der Gesamtheit, das ist es, worauf es ankommt. Wer dem Ganzen am besten dient, der ist der Herrschaft am würdigsten. Verdienst giebt Macht!

Was soll das ewige Jammern über das viele Geld, das die Machtstellung des deutschen Volkes kostet? Wer hätte nicht ein Gefühl der Beschämung empfunden bei der Behandlung, die die Flottenfrage im deutschen und — im französischen Parlament erfahren hat! Versagt sich das deutsche Bürgertum dem staatlichen Verständnis, so muß sich die Regierung an die staatsklügern und darum wichtigern Parteien halten, dann ist aber eine Lösung der ostdeutschen landwirtschaftlichen Fragen ebenso wie die vieler andrer Fragen, wie sie den sozialen und nationalen Interessen am meisten entsprechen würde, ausgeschlossen.

München und Konstanz

(Schluß)

Pfarrer Hosemann war ein kleiner dicker Mann mit einem ungemein freundlichen Gesicht. Diese Freundlichkeit war keine Maske, sondern der Spiegel einer ungewöhnlichen Herzensgüte. Mit kindlicher Einfalt verband er ein bedeutendes Wissen. Er war eine Zeit lang Gymnasialprofessor und dann Pfarrer in Tuntenhausen (Baiern) gewesen. Er hatte sich aber dort nicht so lange halten können wie Renftle und war ein paar Jahre früher als dieser nach Baden übergesiedelt. Als ich am 1. Oktober 1878 in Konstanz ankam, fand ich ihn in einem sehr betrübenden Zustande. Seine Krankheit war Gehirnerweichung, und ich hatte nun zum zweitenmale Gelegenheit, den Verfall oder die Lahmlegung des Geistes durch den Verfall seines Organs an meinem Pfarrer zu studiren. Doch war er körperlich noch ziemlich rüstig, was Schwenderling in Liegnitz beim Beginn seiner Gehirnkrankheit nicht mehr gewesen war. Die ersten beiden Monate aß ich mit ihm zu Mittag. Anfangs fragte er regelmäßig — er sprach sehr langsam, singend, jedes Wort sorgfältig nach seinem grammatischen Werte betonend —: Wo kommen Sie her? wo reisen Sie hin? wie lange gedenken Sie hier zu bleiben? Worauf die Antwort sehr schwierig war.

Diese Fragen wiederholte er bis zum Schluß unsers Mahles. Nach einigen Tagen schien er sich endlich darein gefunden zu haben, daß ich ihn verträte, und er wechselte nun das Gesprächsthema. „Wo sind Sie diesen Morgen gewesen, Herr Collega?“ — Im Gymnasium. — „Im Gymnasium! Nicht wahr, es sind dort recht liebe Knaben? Sie haben mich niemals geärgert. (Nach einer Pause.) Und wenn sie mich auch einmal geärgert haben sollten, so haben sie es doch nicht aus bösem Willen gethan. — Wo sind Sie diesen Morgen gewesen, Herr Collega?“ — Im Gymnasium. — „Im Gymnasium! Nicht wahr, es sind recht liebe Knaben u. s. f. bis zum Ende der Mahlzeit, und so alle Tage. Da hatte ich den Schlüssel zu seiner Krankheit. Die Gymnasiallehrer sagten mir nämlich, daß ihn die Jungen furchtbar geärgert hätten, und daß er einigemal genötigt gewesen sei, die Hilfe des Direktors anzurufen. Nun sind sechzehn bis zwanzig Religionsstunden die Woche — so viel waren dort an vier Schulen und in einem Waisenhause zu geben — an sich eine sehr bedeutende Anstrengung, denn der Religionsunterricht, das weiß ich aus vielseitiger eigenster Erfahrung, ist der allerschwierigste. Eine deutsche Sprachstunde, eine Geographie- oder Lateinstunde ist ein Spiel dagegen; nur der Rechenunterricht strengt — auf ganz andre Weise — annähernd in demselben Grade an, der Geschichtsunterricht dann, wenn man, wie ich immer in der Kirchengeschichtsstunde gethan habe, ganz frei vorträgt und hierauf aus dem Kopfe diktirt. Kommen noch Schwierigkeiten der Disziplin dazu, so ists arg. Für die Disziplin macht es einen bedeutenden Unterschied, welche amtliche Stellung man einnimmt. Als Pfarrer oder Kaplan in einer römisch-katholischen Gemeinde ist man bei den Volksschülern so angesehen, daß man auch bei körperlichen Mängeln noch ganz leicht fertig wird. Dagegen als Religionslehrer für eine Schülerminderheit an einer höhern Lehranstalt leidet man unter dem Umstande, daß sich die Schüler sagen: dessen Zensur zieht nicht; bei dem können wirs uns bequem machen. Nun ist es allerdings möglich, den Unterricht so anziehend zu gestalten, daß gar keine Disziplinargewalt notwendig ist;*) aber selbst wenn man das vermöchte, und in jeder Stunde vermöchte, würde dieses Vermögen an unsern Lehranstalten nur schwer zur Geltung kommen. Es würde vollständig wirken, wenn die Teilnahme in das Belieben der Schüler gestellt wäre, und jede Unterrichtsstunde auf einer freiwilligen Verabredung zwischen dem Lehrer und den Schülern beruhte. Aber da unsre Unterrichtsanstalten Zwangsanstalten sind und der Zwang stets einen lästigen Druck ausübt, so liegt den Schülern der Wunsch, den Druck zu lockern, näher als das Interesse am Unterrichtsgegenstande, und erst bei den Schülern der Oberklassen überwiegt dieses, und bei einem neuen Lehrer ist die Aufmerksamkeit

*) Man denke sich einmal die militärische Erziehung und den militärischen Unterricht ohne jede Spur von Disziplinargewalt!

zu allererst darauf gerichtet, ob man etwas ordentliches bei ihm lernt; auch aus diesem Grunde ist der Unterricht in der Prima sehr viel leichter als in der Sexta. Hosemanns pädagogische Begabung scheint nun seinem Wissen nicht gleichgekommen zu sein, da er, obwohl er gut sah und hörte, mit den Buben noch schlechter fertig wurde als ich. Die Direktoren freuten sich, daß ich verständig zensirte; Hosemann hatte allen Schülern der Oberklassen „gut" und allen Schülern der Unterklassen „recht gut" gegeben. Der Direktor der höhern Töchterschule in Offenburg sagte mir einmal, ich könnte mir das Zensurschreiben ganz ersparen, weil meine Note immer genau mit dem Durchschnitt der andern Noten zusammenträfe.

Zu dieser Anstrengung und diesem fortwährenden Ärger war nun noch das übrige gekommen. Die scheinbar glänzenden Aussichten des Altkatholizismus in Baden hatten getäuscht; Hosemann strengte alle seine Kräfte an, um die Gemeinde zu vergrößern, und statt der Freude über den Erfolg stellte sich die Sorge ein, ob es ihm gelingen würde, auch nur die gewonnenen Gemeindemitglieder beisammen zu halten. Auch mag ihn nach einigen Jahren das Gefühl beschlichen haben, daß seine Predigten keine Anziehungskraft mehr ausübten, und er suchte sie durch Abendvorträge zu ergänzen. „Do hot der arme gute Herr, klagte mir seine Wirtin, die dicke Margaret, sich den ganzen Tag über plagen gemußt mit den ungezognen Buben, und hernach hot er aach noch des Abends im Wirtshaus Vorträge halten müssen über ollerlei gelehrte Sachen, bloß daß dene Herren das Bier besser schmecken thät." Er scheint von der Angst befallen worden zu sein, daß man ihn drängen könnte, mit einem kleinen Gnadengehalt in den Ruhestand zu treten, und ich selbst hatte vielleicht unabsichtlich dazu beigetragen, diese Angst wach zu rufen. Im Sommer 1875 sprach mir ein Mitglied des Konstanzer Gemeindevorstands, ein bekannter Parlamentarier, bei einem gelegentlichen Zusammentreffen den Wunsch aus, ich möchte einmal in Konstanz Gottesdienst halten. Das that ich denn auch, selbstverständlich mit Hosemanns Erlaubnis, dessen Gast ich drei Tage war, auf einem Ferienausfluge. Er war die ganze Zeit über sehr freundlich und führte mich in der schönen Umgebung herum, aber beim Abschied gab er mir zu verstehen, daß er hinter meinem Besuche eine schlimme Absicht wittere, die mir ganz fern lag. Mein Eintreffen im Herbst 1878 mag ihn daher nicht wenig aufgeregt haben, denn wie durch einen Nebel vermochte er doch noch den Zusammenhang der Dinge zu erkennen. Er betrachtete mich als seinen Verdränger, war sich aber dabei seines Zustandes und der Notwendigkeit einer Vertretung bewußt, und äußerte in einem lichten Augenblick zur Margaret: „Ich wünschte, Jentsch würde mein Nachfolger; der wirds den Herren sagen; ich kanns nicht."

Nun, und der hats ihnen denn auch gesagt. Gegen die Entmündigung, die im Frühjahr 1879 eintrat, hatte ich nichts einzuwenden, war sie doch in

diesem Falle gerechtfertigt und unvermeidlich.*) Aber als man ihn dann nach einem Anfall von Erregung als „gemeingefährlich“ nach Illenau schaffte — es wäre, auch wenn er Tobsuchtsanfälle gehabt hätte, lächerlich gewesen, von dem schwachen Männchen für das Leben der dicken Margaret zu fürchten —, so sprach ich meinen Unwillen darüber sehr kräftig aus. Die Maßregel war natürlich eine Gefälligkeit gegen den altkatholischen Kirchenvorstand, der freie Hand bekommen wollte zur Wiederbesetzung der Pfarrei. Der Aufenthalt Hosemanns im Pfarrhause wäre dabei zwar unbequem gewesen; aber doch nur unbequem, kein ernstliches Hindernis, da das Haus zwei Stockwerke hat. Man konnte ihn also ruhig darin sterben lassen. In Illenau hat er nur noch ein paar Wochen gelebt. In der Gerstensackgesellschaft äußerte eines Abends ein Herr, Hosemann habe sich seine Krankheit durch übermäßigen Biergenuß zugezogen. Darauf konnte ich nur erwidern: „Wenn Hosemann durch Biertrinken nach Illenau gekommen wäre, dann müßten alle Konstanzer Honoratioren längst in Pforzheim sein.“ Dort ist nämlich die Anstalt für Unheilbare.

In meinem eignen Interesse hatte ich die ersten drei Vierteljahre keinen Anlaß, den Herren Grobheiten zu sagen. Zudem waren sie sämtlich sehr liebenswürdige und achtungswerte Männer. Die Menschen sind überhaupt allesamt, wenn auch nicht überall von so angenehmen Formen wie in den Städten des badischen Ländles, so doch von Natur gut und liebenswert. Nur gehören die Menschen leider zu den Sachen, die sich hart im Raume stoßen, und in dem Augenblick, wo zwei aneinander rennen, kommen sie einander gewöhnlich nicht liebenswürdig vor, und es ereignet sich wohl, daß die Liebenswürdigkeit einem ganz verloren geht, wenn er entweder gar zu viel gestoßen

*) Vom Amtsgericht am 13. Mai zu einem Gutachten aufgefordert, schrieb ich: „Vom 2. Oktober bis Anfang Dezember war ich mit dem Pfarrer Hosemann täglich eine halbe Stunde beim Mittagessen zusammen. Der Kranke sprach viel und lebhaft, immer dasselbe wiederholend. Sehr auffällig war seine Gedächtnisschwäche und seine Unfähigkeit, Verhältnisse der Gegenwart sich klar zu machen und festzuhalten. Im Verlauf der zwei Monate beobachtete ich eine stetige Besserung, die mir zuletzt eine völlige Wiederherstellung wahrscheinlich machte. Plötzlich trat ein Rückfall ein, der sich durch melancholisches Schweigen und die geäußerte Besorgnis, mich beleidigt zu haben, kund gab. Der Arzt verbot hierauf den Verkehr des Kranken mit jedem andern, ausgenommen seine Pflegerin. Seitdem, d. h. seit Anfang Dezember v. J., habe ich ihn nur dreimal gesehen;] die ersten beiden male auf je eine Minute, wobei nur Redensarten über das gegenseitige Befinden gewechselt wurden. Das dritte mal, am 7. April, habe ich ihm das heilige Abendmahl gereicht. Der Kranke lag im Bett, wußte, was vorging, und sprach einige auf die heilige Handlung bezügliche Worte, die er oftmals wiederholte. Dies ist alles, was ich weiß, und so sehe ich mich bei der Geringfügigkeit des Beobachtungsmaterials nicht imstande, ein Gutachten über seinen Geisteszustand abzugeben.“ Wie mir Margaret erzählte, hatte er in der letzten Zeit Visionen. Er verkehrte viel im Himmel und stellte der Margaret die himmlischen Personen vor: „Jetzt kommt der heilige Petrus (wobei er sich tief verneigte), jetzt kommt der Herr Jesus (wobei er niederkniete und vor die Brust schlug)“. Er prophezeite auch z. B., daß ich das 60. Jahr nicht erreichen würde.

wird oder gar zu viel zu stoßen genötigt ist. Zunächst also erlitt ich keinen Zusammenstoß. Eine Zeit lang fühlte ich mich etwas einsam, da ich den ganzen Tag keine Unterhaltung hatte als die des Pfarrers und nur etwa einmal die Woche ein paar Abendstunden im Gerstensack zubrachte. Aber eines Tages lud mich der Rechner der Kirchengemeinde, Kaufmann Delisle, zu sich ein, und von da ab genoß ich oft seine Gesellschaft und die seiner Familie. Delisle war trotz seines französischen Namens und seiner persönlichen Freundschaft für Napoleon III. (sie waren Schulkameraden gewesen, und der Kaiser besuchte ihn, so oft er in Arenenberg weilte) ein guter deutscher Patriot und vereinigte alle guten Eigenschaften des deutschen und des französischen Kaufmanns und Familienvaters. Im Winter waltete er jeden Sonntag Abend als Patriarch im Kreise der Seinen. Zu den beiden unverheirateten Kindern, einem Sohne, der in seinem Geschäft war, und einer tüchtigen und verständigen Tochter, die jetzt, wie ich ab und zu lese, als Vorsteherin eines altkatholischen Frauenvereins eine eifrige Thätigkeit für die Armen entfaltet, kamen die beiden verheirateten Söhne mit ihren Frauen und versammelten sich um den verehrten Vater und die freundliche Mutter. Nach Tische wurde ein Solo gespielt, bei dem ich eine phänomenale Ungeschicklichkeit entwickelte. Im Sommer begleitete mich Delisle oft auf meinem täglichen Spaziergange; er war sehr hager und für seine siebzig Jahre sehr gut zu Fuß. Auch führte er mich in die Ochsengesellschaft ein — so genannt, weil sie sich im Ochsen in Kreuzlingen versammelte —, zu der einige Gymnasial- und Bürgerschullehrer und u. a. auch der kunst- und altertumskundige Konservator des Rosgartenmuseums, Apotheker Leiner, gehörten. Dazu kamen die herrliche Natur und eine gute Bibliothek — die mit einer Kupferstich- und Gemäldesammlung verbundne Wessenbergbibliothek —, sodaß es ein recht erfreuliches Dasein hätte genannt werden können, wenn meine amtliche Stellung anders gewesen wäre.

Die war aber leider nicht darnach, eine zufriedne Stimmung zu erzeugen. Ich erfuhr eine Stufenfolge von Rangerhöhungen ganz eigner Art. Zunächst wurde ich zum Vertreter Hofemanns bestellt mit freier Station beim Pfarrer und monatlich siebzig Mark Gehalt, die von Bonn aus gezahlt wurden. Am 11. März 1879 wurde ich mit Berufung auf einige Bestimmungen des kanonischen Rechts zum Koadjutor ernannt und mit freier Station und fünfzig Mark monatlich aus den Pfarreieinkünften dotirt. Am 19. August endlich wurde ich zum Pfarrverweser befördert „mit allen Rechten des Pfarrers bis zur definitiven Besetzung.“ Und von da ab bekam ich gar nichts mehr außer der Wohnung, die ich inne hatte. Freilich bekam ich auch das Essen, dank der Margaret, die ohne Berufung auf kanonische Capitula im Hause gelassen worden war. Sie war von allen Pfarrersköchinnen, die ich zu studiren Gelegenheit gehabt habe, die gutmütigste; eine drollige Münchnerin, die abends ein paar Moaßkrügeln leerte, dann schmerzlich gerührt ihrem lieben armen

Herrn bittre Thränen nachweinte und mir, wenn ich ein Stündlein für sie übrig hatte, Münchner Geschichten erzählte. Mit den Einkünften war es nämlich so, daß bei Erledigung der Stelle der großherzogliche Verwaltungshof darüber zu verfügen hat. Der ist nun aber sehr gewissenhaft und studirt erst ein paar Monate lang Akten; und unser Kirchenrechner war nicht minder gewissenhaft und zahlte ohne obrigkeitliche Anweisung keinen Pfennig aus. Ich hatte im August mein Geld bis auf den letzten Heller verreist, und da am 1. September nichts ausgezahlt wurde, saßen wir auf dem Trocknen. Die Margaret ging auf eigne Verantwortung täglich zum Hüter des Kirchenschatzes, um das Marktgeld für den Tag herauszuschlagen, obgleich ich ihr gesagt hatte: Gehn Sie nicht zum alten Delisle betteln; wenn wir nichts mehr haben, legen wir uns ins Bett und hungern uns tot! Schließlich half ich mir damit, daß ich mir den Rest der Bezahlung für den Religionsunterricht an den höhern Lehranstalten, den ich noch zu bekommen hatte, vom Kirchenvorstande vorschießen ließ (die Stunde wurde an einer der Anstalten mit achtzig Pfennigen, an den beiden andern mit einer Mark honorirt), und dann gab mir die Gemeinde noch eine Gratifikation für die letzten anderthalb Monate; die Entscheidung des Verwaltungshofes abzuwarten hatte ich keine Zeit, da ich am 15. Oktober nach Neiße übersiedelte. Am Schluß der letzten geschäftlichen Unterredung mit meinem guten Freunde Delisle — es hat mir nachher leid gethan — schrie ich ihn an: Der Konstanzer Kirchengemeinderat ist entweder die dümmste oder die schäbigste Körperschaft im ganzen deutschen Reiche, worauf er mit seiner gewöhnlichen Ruhe, wenn auch ein wenig betrübt, erwiderte: Das möchte ich doch nicht behaupten — ja, und was ich noch sagen wollte, meine Frau läßt Sie bitten, Sie möchten heut nachmittag um drei zum Kaffee zu uns kommen. Adieu.

Für die Pfarrei hatte ich mich nämlich nicht gemeldet, weil ich im voraus wußte, daß ich bei der Konkurrenz unterliegen würde. Zwar der oben erwähnte Parlamentarier hätte es gern gesehn, wenn ich geblieben wäre, aber die Mehrheit des Kirchenvorstandes beschloß, die Stelle auszuschreiben, was ich ihm nicht verdenken konnte. Ich erklärte daher sofort, daß ich ein anderweitiges Unterkommen suchen würde, und meldete mich zu einer Schwarzwaldpfarrei. Darauf wurde mir gesagt, daß meine Meldung erst dann amtliche Geltung erlangen könnte, wenn ich das badische Indigenat hätte. Ich verschaffte mir also die Entlassung aus dem preußischen Unterthanenverband und erlangte die Aufnahme in den badischen. Kaum war dieses Schriftstück da, so ergaben sich Schwierigkeiten in jener Pfarrei, und ich entschied mich für das mittlerweile eingetroffne Anerbieten der Neißer Gemeinde. Nun mußte ich mich wieder von der neu erworbnen Unterthanenschaft entbinden und in die preußische zurückversetzen lassen. Diese zweite Aufnahmeurkunde konnte ich nicht abwarten. Auf dem Wege zum Dampfschiff (am Abend vorher hatte man mir eine Ab-

schiedsfeier veranstaltet) erfuhr ich, daß der Kirchenvorstand soeben von dem Oberpräsidenten von Schlesien die Aufforderung erhalten habe, ein Führungszeugnis über mich auszustellen!

Von Konstanz hat mans nicht weit auf den St. Gotthard, und so hatte ich denn die Gelegenheit benutzt, in die hesperischen Gefilde einen Blick zu werfen. Es wäre zu viel behauptet, wenn ich sagen wollte, die Sehnsucht in die Weite aus dem engen Kreise heraus, in den ich gebannt war, wäre für meine Entscheidung im Jahre 1875 mitbestimmend gewesen, aber erleichtert hat mir die Aussicht auf den Südwesten unsers Vaterlandes und überhaupt auf mehr Bewegungsfreiheit den Entschluß, aus dem Harpersdorfer Puppenhäuschen auszubrechen. Ich hatte mich viel mit der ältern deutschen Geschichte beschäftigt, und der Wunsch war natürlich, ihren Schauplatz kennen zu lernen. Ich hatte auch fleißig vaterländische Geographie getrieben — nicht als Gelehrter, sondern als Schulmeister — und, ein so schlechter Zeichner ich bin, doch meinen Schülern oft genug die deutschen Mittelgebirge, die Verzweigungen der Alpenkämme, die deutschen Flußsysteme aufgezeichnet, charakterisirt und den Zusammenhang der Geschicke des deutschen Volkes mit ihnen klar zu machen gesucht. Wackernagels Preis des Rheinstroms, den ich als Quartaner im Schullesebuche gelesen hatte, war mir stets im Gedächtnis geblieben, und mein Wunsch, den Rennsteig des Thüringerwaldes zu sehen, den ich als elfjähriger Volksschüler im Unterricht kennen gelernt hatte, ist erst viel später erfüllt worden. So freute ich mich denn, im Jahre 1875 den Main, die Türme von Bamberg, die württembergischen Hügel, den Bergwall des Schwarzwaldes, die Rheinebne, den Rheingau, die Schweizerseen und die Alpenspitzen als alte liebe Bekannte begrüßen zu dürfen, das Bild, das sich meine Phantasie von ihnen gemacht hatte, im allgemeinen bestätigt zu finden und es im einzelnen berichtigen zu können. Ich habe es dann von 1875 ab durchzusetzen gewußt, daß ich jedes Jahr einen Ferienausflug machen konnte, und habe nach und nach alle Landschaften des deutschen Vaterlandes, zu dem ich Österreich rechne (mit Ausnahme Ostpreußens, Hessens, Westfalens und des Niederrheins von Bonn abwärts), Teile der Schweizer, Salzburger, Tiroler und Ostalpen, Lombardovenetien, ein Stückchen Toskana und die wichtigsten deutschen Städte mit Ausnahme von Frankfurt a. M. und Köln aus eigner Anschauung kennen gelernt. Das meiste freilich nur im Fluge, aber doch hinlänglich deutlich, um das Bild festhalten zu können. Alles kann man ohnehin nicht sehen, wenn man nicht Reisender von Profession ist, und hat man eine bedeutende Anzahl charakteristischer Landschaften und Städtebilder gesehen, so läuft man nur noch wenig Gefahr, bei der Phantasiekonstruktion des übrigen grobe Schnitzer zu begehen; deshalb wird es mir nicht schwer, auf Rom und Neapel, auf Paris und London, auf die Fjords und Stockholm zu verzichten. Freilich, wichtiger als Berge und Seen, als Kirchen und Paläste sind die

Menschen; außer dem Lande auch die Leute genauer kennen zu lernen und sie über ihre Verhältnisse auszuforschen, das wäre von der größten Wichtigkeit namentlich für meine volkswirtschaftlichen Studien; und das würde weitere und längere Reisen nach den verschiedensten, auch landschaftlich und historisch uninteressanten Gegenden rechtfertigen. Aber damit ist es leider vorbei; wenn schon die Unterhaltung in der Muttersprache Schwierigkeiten macht, so gehts in einer fremden erst recht nicht. (Zwischen Muttersprache und Muttersprache ist freilich ein Unterschied; das herausgeschmetterte cinquanta eines Italieners versteht auch ein halbtauber Deutscher noch besser als das gegurgelte „Drießch Roppe" eines Schweizer Maidli oder Moitschi oder das Wildkilchli, mit gutturalem l, des Appenzellers.)

Es war einer der glücklichsten Augenblicke meines Lebens, als ich an einem regnerischen Augustmorgen — ich war um vier Uhr von Hospenthal aufgebrochen — an die Stelle der Gotthardstraße kam, wo sich die Aussicht nach Süden öffnet. Die Wolkendecke schnitt genau mit der Wasserscheide ab; die nördliche Hälfte des Himmelsgewölbes war grau, die südliche blau; bekanntlich wird einem nicht gerade an jedem Morgen die Vorstellung vom sonnigen Süden in so auffälliger Weise bestätigt. Mit Jauchzen begrüßte ich den Ticino zur Rechten, der blendend weiß die schwärzliche Felswand herabstürzt, und der Schlott, in dem sich die Windungen der Straße zur schwindelnden Tiefe hinabsenken, erschien mir nicht bloß als die Pforte zum Paradiese, sondern mit seinem blauen Hintergrunde als das Paradies selbst. Wie thöricht diese Vorstellung sei, machte mir bald darauf der Junge, der mir mein Ränzchen trug, klar. Er sah gar nicht italienisch aus, hatte rote Haare und ein unschönes Gesicht. (Der Junge, der mir in einer Arbeiterkantine oberhalb Airolo den Morgenimbiß brachte, hatte ein wahrhaft Raffaelisches Engelsgesicht; er schlug vor Verwunderung die Hände überm Kopf zusammen, als er hörte, daß ich einen Frank Tragelohn bis Faido geben wolle, aber, rief er bedauernd, io non posso, io non posso! er werde mir einen andern besorgen, und da kam eben der rothaarige.) Das Benehmen freilich war ganz italienisch. Als ich nun ein paar Redensarten über die herrliche Gegend vorbrachte, protestierte er aufs lebhafteste; è un orribile paese, rief er; quest' inverno è caduta una valanga, ed io (jedes Wort mit dramatischer Betonung einzeln herausstoßend und mit Gestus begleitend) sono stato qui! Drunten in Varese, von wo aus seine Eltern der Arbeit am Bahnbau wegen heraufgezogen seien, da sei es schön gewesen. Von da ab wurde mir nach und nach klar, einen wie großen Anteil an unserm Genuß landschaftlicher Schönheiten die Phantasie, allerlei Gedankenverbindungen und äußere Umstände haben. Es ist gar nicht zu verwundern, daß man die Schönheit der Berge erst von der Zeit ab zu entdecken angefangen hat, wo die Anlage von Straßen und Wirtshäusern das Reisen weniger beschwerlich machte. Bei Hunger, Müdigkeit, Frostbeulen, Hautschürfungen

und Furcht vor Bären, Wölfen und vorm Halsbrechen kann höchstens in ganz außerordentlichen Gemütern ein ästhetischer Genuß aufkommen. Vielleicht nicht einmal in solchen. Wir haben heute genug Leute, nicht bloß Männer, sondern sogar Frauen, die sich beim Bergklettern alle diese Beschwerden zuziehen, aber ich zweifle, ob sie wirklich in demselben Augenblicke, wo ihre Glieder schmerzen, zugleich einen ästhetischen Genuß haben. Den ästhetischen Genuß, den die Berglandschaft gewährt, haben die heutigen Menschen ohne nennenswerte Beschwerden von Jugend auf kennen gelernt. Was sie auf die höchsten, auch heute noch nur unter Gefahren zu erreichenden Spitzen lockt, ist die Vorstellung des Landschaftsbildes, das man oben haben müsse. Sie nehmen dieses Bild dann auch in der Erinnerung mit als einen bleibenden Schatz, und so bereitet es ihnen vor wie nach dem Schauen Genuß, während des Schauens aber schwerlich; was sie da genießen, ist nicht ein ästhetischer, sondern ein ethischer Wert, sie genießen das Bewußtsein ihrer Kraft, ihres Mutes, ihrer Ausdauer, sie sagen sich mit hoher Befriedigung: was bin ich doch für ein Sportsman oder für eine Sportsmaid! So hat der ästhetische Genuß, den die Berggipfel gewähren, erst angefangen, als man ihn ohne körperliche Schmerzen und ohne Lebensgefahr haben konnte. Gibbon bemerkt über das Reisen, es gehöre dazu rüstige Gesundheit und Gleichgiltigkeit gegen alle Beschwerden; davon, daß er an den Alpen irgend etwas schönes gefunden habe, sagt er bei der Erwähnung seines zweimaligen Alpenüberganges kein Wort. Er hat diesen Übergang wahrscheinlich zu den Beschwerden gerechnet, die der Nordländer leider mit in den Kauf nehmen müsse, wenn er die römischen Ruinen sehen wolle. Und nun gar Leute, die auf und zwischen Felsen mit mühseliger Arbeit ihren Lebensunterhalt erwerben müssen, was können sie an diesen Felsen und Schneefeldern, die kein Fruchtkorn und keinen Grashalm erzeugen, schönes finden? Und wenn wirs recht überlegen, ist auch die Schönheit einer Felsenpartie, wie sie die Gotthardschlucht darbietet, nur bedingungsweise vorhanden. Bei Sonnenschein und heiterm Himmel bilden die schwärzlichen Felsen, die in der Sonne blitzenden weißen Wasserfäden und Schneegipfel und die Himmelsbläue einen schönen Farbendreiklang, dessen Eindruck durch historische Erinnerungen verstärkt wird und durch den Gedanken, daß man sich in der Eingangspforte zu Italien befindet und auf einem Bergstock, den schon Goethe als den Vater sozusagen von gewaltigen Bergzügen und herrlichen Stromgebieten höchst merkwürdig gefunden hat. Bei trübem Himmel dagegen ist eine solche Ansicht nur noch furchtbar erhaben, aber nicht mehr schön. Ähnlich verhält es sich mit den italienischen Seen. Den Vorteil haben die allerdings schon vor dem Hochgebirge voraus, daß sie niemals tot sind; das eine belebende ist ihre sanft bewegte, bei jedem Himmel schön gefärbte Wassermasse, das andre der Saum von Ortschaften, Gärten und Villen, mit denen ihre Uferfelsen geschmückt sind. Aber Felsen bleiben doch auch diese,

schön gezackte, das ist wahr, aber dennoch tote Felsen. Es stimmte mein Entzücken auf dem Gardasee herab, als ich mir überlegte, daß diese großartige, auf einer Seite rosarote, auf der andern violette Kulisse eben nur toter Fels sei, auf dem nichts wächst, und dem die Menschen hier ein Gärtchen, dort einen Saumpfad abzugewinnen (der an der Westseite des Gardasees bietet mitunter das Schauspiel eines reizenden Marionettentheaters, wenn sich eine ganze Karawane darauf bewegt) so unendliche Mühe haben. Auch würde man eine Landschaft, deren Hauptreize aus glänzenden Farbenflächen und auffälligen Umrissen bestehen, nicht dauernd genießen mögen. Eine Rheinfahrt von Bingen bis Bonn ermüdet durch die Reihenfolge solcher Bilder, obgleich diese bei dem hier hinzutretenden reichlichen Grün einen weit gemütlichern Charakter tragen. Es ist damit ungefähr so wie mit kostbaren Zimmereinrichtungen, von denen Goethe sagt, sie seien nur für Leute, die nichts zu thun haben; beim Arbeiten störe dergleichen. So möchte ich eine Gegend mit auffällig schönem Gesicht nicht immer, nicht beim Arbeiten haben. Es gehört zum vollständigen Menschendasein, daß man alle Arten von Schönheiten kennt, aber der beständige Anblick von Schönheiten übt einen Nervenreiz aus, der entweder abstumpft oder die seelische Gesundheit beeinträchtigt. Am zuträglichsten für das Nervensystem und die Seele dürfte die bescheidne und lebensfrische Schönheit unsrer deutschen Mittelgebirge sein, die Friedrich Ratzel vorm Jahre in der Deutschen Rundschau so schön dargestellt hat. Und sogar die Kunst gedeiht besser in den Niederungen als auf den Höhen; ist es doch schon oft hervorgehoben worden, daß die Niederlande die größten Landschaftsmaler erzeugt haben. Ein paar Bäume und eine Wasserfläche bieten, von verschiednen Seiten und bei verschiednen Beleuchtungen gesehen, mehr Abwechslung als ein gewaltiges Hochgebirgspanorama mit seiner starren, einförmigen Pracht. Freilich, in einer baumlosen Ebne oder auf einer Kiefernheide möchte ich nicht leben. Übrigens kann sogar nicht einmal der Eindruck des Großartigen und Erhabnen, den man beim Anblick hoher Berge hat, ohne Phantasiethätigkeit und Wissenschaft zustande kommen, weil das optische Bild eines kleinen aber nahen Hügels genau dasselbe ist wie das eines gleichgestalteten hohen Berges in entsprechend größerer Entfernung; wer diese Entfernung nicht kennt, auf den macht der Anblick wenig Eindruck.

Zu den wunderlichen Widersprüchen, mit denen uns der Kulturfortschritt plagt, gehört auch der zwischen unserm stetig wachsenden Bedürfnis nach Komfort und unsrer Sehnsucht nach der Waldeinsamkeit. Wir wollen überall bequem eingerichtete Gasthäuser finden und für unsre Beförderung gute Straßen und Bahnverbindungen zur Verfügung haben und beklagen uns dann, wenn es überall von Reisenden wimmelt, obwohl ohne dieses Gewimmel Straßen, Eisenbahnen und gute Gasthäuser nicht rentiren und daher nicht vorhanden sein würden. Vor zwanzig Jahren war es noch nicht ganz unmöglich, beide

Gesellschaften zur Gründung und Leitung von Gas- und Wasserwerken, Elektrizitätswerken, Straßenbahnen, Kanalisationen, Kraftübertragungen, Bergwerken, Eisenbahnen, Hafenanlagen, Kanälen, Schiffahrtsunternehmungen, Bauunternehmungen, Kommanditgesellschaft auf Aktien Siegfried Meyer Sohn & Co. in Liquidation, Sitz Berlin, Zweigniederlassung Hamburg. Die Liquidation ist beendet. Die Firma ist erloschen.

Kommanditgesellschaft auf Aktien Siegfried Meyer Sohn & Co. in Liquidation, Sitz Berlin, Zweigniederlassung Hamburg. Die Liquidation ist beendet. Die Firma ist erloschen.

Zeitschr.

Zeitschrift für Bauwesen. Hrsg. von G. Erbkam. Jg. 1–3. Berlin: Ernst & Korn, 1851–53. 3 Bde. 4°. Jg. 1 Bl. u. 4 S. u. 100 Taf. Jg. 2 Bl. u. 4 S. u. 100 Taf. Jg. 3 Bl. u. 4 S. u. 100 Taf. Jg. 1 Geh. 20 Thlr. Jg. 2 Geh. 20 Thlr. Jg. 3 Geh. 20 Thlr.

Zeitschrift für Bauwesen. Hrsg. von G. Erbkam. Jg. 4–13. Berlin: Ernst & Korn, 1854–63. 10 Bde. 4°. Jg. 4 Bl. u. 4 S. u. 100 Taf. Jg. 5 Bl. u. 4 S. u. 100 Taf. Jg. 6 Bl. u. 4 S. u. 100 Taf. Jg. 7 Bl. u. 4 S. u. 100 Taf. Jg. 8 Bl. u. 4 S. u. 100 Taf. Jg. 9 Bl. u. 4 S. u. 100 Taf. Jg. 10 Bl. u. 4 S. u. 100 Taf. Jg. 11 Bl. u. 4 S. u. 100 Taf. Jg. 12 Bl. u. 4 S. u. 100 Taf. Jg. 13 Bl. u. 4 S. u. 100 Taf. Jg. 4 Geh. 20 Thlr. Jg. 5 Geh. 20 Thlr. Jg. 6 Geh. 20 Thlr. Jg. 7 Geh. 20 Thlr. Jg. 8 Geh. 20 Thlr. Jg. 9 Geh. 20 Thlr. Jg. 10 Geh. 20 Thlr. Jg. 11 Geh. 20 Thlr. Jg. 12 Geh. 20 Thlr. Jg. 13 Geh. 20 Thlr.

Zeitschrift für Bauwesen. Hrsg. von G. Erbkam. Jg. 14–23. Berlin: Ernst & Korn, 1864–73. 10 Bde. 4°. Jg. 14 Bl. u. 4 S. u. 100 Taf. Jg. 15 Bl. u. 4 S. u. 100 Taf. Jg. 16 Bl. u. 4 S. u. 100 Taf. Jg. 17 Bl. u. 4 S. u. 100 Taf. Jg. 18 Bl. u. 4 S. u. 100 Taf. Jg. 19 Bl. u. 4 S. u. 100 Taf. Jg. 20 Bl. u. 4 S. u. 100 Taf. Jg. 21 Bl. u. 4 S. u. 100 Taf. Jg. 22 Bl. u. 4 S. u. 100 Taf. Jg. 23 Bl. u. 4 S. u. 100 Taf. Jg. 14 Geh. 20 Thlr. Jg. 15 Geh. 20 Thlr. Jg. 16 Geh. 20 Thlr. Jg. 17 Geh. 20 Thlr. Jg. 18 Geh. 20 Thlr. Jg. 19 Geh. 20 Thlr. Jg. 20 Geh. 20 Thlr. Jg. 21 Geh. 20 Thlr. Jg. 22 Geh. 20 Thlr. Jg. 23 Geh. 20 Thlr.

Zeitschrift für Bauwesen. Hrsg. von G. Erbkam. Jg. 24–33. Berlin: Ernst & Korn, 1874–83. 10 Bde. 4°. Jg. 24 Bl. u. 4 S. u. 100 Taf. Jg. 25 Bl. u. 4 S. u. 100 Taf. Jg. 26 Bl. u. 4 S. u. 100 Taf. Jg. 27 Bl. u. 4 S. u. 100 Taf. Jg. 28 Bl. u. 4 S. u. 100 Taf. Jg. 29 Bl. u. 4 S. u. 100 Taf. Jg. 30 Bl. u. 4 S. u. 100 Taf. Jg. 31 Bl. u. 4 S. u. 100 Taf. Jg. 32 Bl. u. 4 S. u. 100 Taf. Jg. 33 Bl. u. 4 S. u. 100 Taf. Jg. 24 Geh. 20 Thlr. Jg. 25 Geh. 20 Thlr. Jg. 26 Geh. 20 Thlr. Jg. 27 Geh. 20 Thlr. Jg. 28 Geh. 20 Thlr. Jg. 29 Geh. 20 Thlr. Jg. 30 Geh. 20 Thlr. Jg. 31 Geh. 20 Thlr. Jg. 32 Geh. 20 Thlr. Jg. 33 Geh. 20 Thlr.

Zeitschrift für Bauwesen. Hrsg. von G. Erbkam. Jg. 34–43. Berlin: Ernst & Korn, 1884–93. 10 Bde. 4°. Jg. 34 Bl. u. 4 S. u. 100 Taf. Jg. 35 Bl. u. 4 S. u. 100 Taf. Jg. 36 Bl. u. 4 S. u. 100 Taf. Jg. 37 Bl. u. 4 S. u. 100 Taf. Jg. 38 Bl. u. 4 S. u. 100 Taf. Jg. 39 Bl. u. 4 S. u. 100 Taf. Jg. 40 Bl. u. 4 S. u. 100 Taf. Jg. 41 Bl. u. 4 S. u. 100 Taf. Jg. 42 Bl. u. 4 S. u. 100 Taf. Jg. 43 Bl. u. 4 S. u. 100 Taf. Jg. 34 Geh. 20 Thlr. Jg. 35 Geh. 20 Thlr. Jg. 36 Geh. 20 Thlr. Jg. 37 Geh. 20 Thlr. Jg. 38 Geh. 20 Thlr. Jg. 39 Geh. 20 Thlr. Jg. 40 Geh. 20 Thlr. Jg. 41 Geh. 20 Thlr. Jg. 42 Geh. 20 Thlr. Jg. 43 Geh. 20 Thlr.

Zeitschrift für Bauwesen. Hrsg. von G. Erbkam. Jg. 44–53. Berlin: Ernst & Korn, 1894–1903. 10 Bde. 4°. Jg. 44 Bl. u. 4 S. u. 100 Taf. Jg. 45 Bl. u. 4 S. u. 100 Taf. Jg. 46 Bl. u. 4 S. u. 100 Taf. Jg. 47 Bl. u. 4 S. u. 100 Taf. Jg. 48 Bl. u. 4 S. u. 100 Taf. Jg. 49 Bl. u. 4 S. u. 100 Taf. Jg. 50 Bl. u. 4 S. u. 100 Taf. Jg. 51 Bl. u. 4 S. u. 100 Taf. Jg. 52 Bl. u. 4 S. u. 100 Taf. Jg. 53 Bl. u. 4 S. u. 100 Taf. Jg. 44 Geh. 20 Thlr. Jg. 45 Geh. 20 Thlr. Jg. 46 Geh. 20 Thlr. Jg. 47 Geh. 20 Thlr. Jg. 48 Geh. 20 Thlr. Jg. 49 Geh. 20 Thlr. Jg. 50 Geh. 20 Thlr. Jg. 51 Geh. 20 Thlr. Jg. 52 Geh. 20 Thlr. Jg. 53 Geh. 20 Thlr.

Zeitschrift für Bauwesen. Hrsg. von G. Erbkam. Jg. 54–63. Berlin: Ernst & Korn, 1904–13. 10 Bde. 4°. Jg. 54 Bl. u. 4 S. u. 100 Taf. Jg. 55 Bl. u. 4 S. u. 100 Taf. Jg. 56 Bl. u. 4 S. u. 100 Taf. Jg. 57 Bl. u. 4 S. u. 100 Taf. Jg. 58 Bl. u. 4 S. u. 100 Taf. Jg. 59 Bl. u. 4 S. u. 100 Taf. Jg. 60 Bl. u. 4 S. u. 100 Taf. Jg. 61 Bl. u. 4 S. u. 100 Taf. Jg. 62 Bl. u. 4 S. u. 100 Taf. Jg. 63 Bl. u. 4 S. u. 100 Taf. Jg. 54 Geh. 20 Thlr. Jg. 55 Geh. 20 Thlr. Jg. 56 Geh. 20 Thlr. Jg. 57 Geh. 20 Thlr. Jg. 58 Geh. 20 Thlr. Jg. 59 Geh. 20 Thlr. Jg. 60 Geh. 20 Thlr. Jg. 61 Geh. 20 Thlr. Jg. 62 Geh. 20 Thlr. Jg. 63 Geh. 20 Thlr.

Zeitschrift für Bauwesen. Hrsg. von G. Erbkam. Jg. 64–73. Berlin: Ernst & Korn, 1914–23. 10 Bde. 4°. Jg. 64 Bl. u. 4 S. u. 100 Taf. Jg. 65 Bl. u. 4 S. u. 100 Taf. Jg. 66 Bl. u. 4 S. u. 100 Taf. Jg. 67 Bl. u. 4 S. u. 100 Taf. Jg. 68 Bl. u. 4 S. u. 100 Taf. Jg. 69 Bl. u. 4 S. u. 100 Taf. Jg. 70 Bl. u. 4 S. u. 100 Taf. Jg. 71 Bl. u. 4 S. u. 100 Taf. Jg. 72 Bl. u. 4 S. u. 100 Taf. Jg. 73 Bl. u. 4 S. u. 100 Taf. Jg. 64 Geh. 20 Thlr. Jg. 65 Geh. 20 Thlr. Jg. 66 Geh. 20 Thlr. Jg. 67 Geh. 20 Thlr. Jg. 68 Geh. 20 Thlr. Jg. 69 Geh. 20 Thlr. Jg. 70 Geh. 20 Thlr. Jg. 71 Geh. 20 Thlr. Jg. 72 Geh. 20 Thlr. Jg. 73 Geh. 20 Thlr.

Zeitschrift für Bauwesen. Hrsg. von G. Erbkam. Jg. 74–83. Berlin: Ernst & Korn, 1924–33. 10 Bde. 4°. Jg. 74 Bl. u. 4 S. u. 100 Taf. Jg. 75 Bl. u. 4 S. u. 100 Taf. Jg. 76 Bl. u. 4 S. u. 100 Taf. Jg. 77 Bl. u. 4 S. u. 100 Taf. Jg. 78 Bl. u. 4 S. u. 100 Taf. Jg. 79 Bl. u. 4 S. u. 100 Taf. Jg. 80 Bl. u. 4 S. u. 100 Taf. Jg. 81 Bl. u. 4 S. u. 100 Taf. Jg. 82 Bl. u. 4 S. u. 100 Taf. Jg. 83 Bl. u. 4 S. u. 100 Taf. Jg. 74 Geh. 20 Thlr. Jg. 75 Geh. 20 Thlr. Jg. 76 Geh. 20 Thlr. Jg. 77 Geh. 20 Thlr. Jg. 78 Geh. 20 Thlr. Jg. 79 Geh. 20 Thlr. Jg. 80 Geh. 20 Thlr. Jg. 81 Geh. 20 Thlr. Jg. 82 Geh. 20 Thlr. Jg. 83 Geh. 20 Thlr.

Zeitschrift für Bauwesen. Hrsg. von G. Erbkam. Jg. 84–93. Berlin: Ernst & Korn, 1934–43. 10 Bde. 4°. Jg. 84 Bl. u. 4 S. u. 100 Taf. Jg. 85 Bl. u. 4 S. u. 100 Taf. Jg. 86 Bl. u. 4 S. u. 100 Taf. Jg. 87 Bl. u. 4 S. u. 100 Taf. Jg. 88 Bl. u. 4 S. u. 100 Taf. Jg. 89 Bl. u. 4 S. u. 100 Taf. Jg. 90 Bl. u. 4 S. u. 100 Taf. Jg. 91 Bl. u. 4 S. u. 100 Taf. Jg. 92 Bl. u. 4 S. u. 100 Taf. Jg. 93 Bl. u. 4 S. u. 100 Taf. Jg. 84 Geh. 20 Thlr. Jg. 85 Geh. 20 Thlr. Jg. 86 Geh. 20 Thlr. Jg. 87 Geh. 20 Thlr. Jg. 88 Geh. 20 Thlr. Jg. 89 Geh. 20 Thlr. Jg. 90 Geh. 20 Thlr. Jg. 91 Geh. 20 Thlr. Jg. 92 Geh. 20 Thlr. Jg. 93 Geh. 20 Thlr.

Zeitschrift für Bauwesen. Hrsg. von G. Erbkam. Jg. 94–103. Berlin: Ernst & Korn, 1944–53. 10 Bde. 4°. Jg. 94 Bl. u. 4 S. u. 100 Taf. Jg. 95 Bl. u. 4 S. u. 100 Taf. Jg. 96 Bl. u. 4 S. u. 100 Taf. Jg. 97 Bl. u. 4 S. u. 100 Taf. Jg. 98 Bl. u. 4 S. u. 100 Taf. Jg. 99 Bl. u. 4 S. u. 100 Taf. Jg. 100 Bl. u. 4 S. u. 100 Taf. Jg. 101 Bl. u. 4 S. u. 100 Taf. Jg. 102 Bl. u. 4 S. u. 100 Taf. Jg. 103 Bl. u. 4 S. u. 100 Taf. Jg. 94 Geh. 20 Thlr. Jg. 95 Geh. 20 Thlr. Jg. 96 Geh. 20 Thlr. Jg. 97 Geh. 20 Thlr. Jg. 98 Geh. 20 Thlr. Jg. 99 Geh. 20 Thlr. Jg. 100 Geh. 20 Thlr. Jg. 101 Geh. 20 Thlr. Jg. 102 Geh. 20 Thlr. Jg. 103 Geh. 20 Thlr.

Zeitschrift für Bauwesen. Hrsg. von G. Erbkam. Jg. 104–113. Berlin: Ernst & Korn, 1954–63. 10 Bde. 4°. Jg. 104 Bl. u. 4 S. u. 100 Taf. Jg. 105 Bl. u. 4 S. u. 100 Taf. Jg. 106 Bl. u. 4 S. u. 100 Taf. Jg. 107 Bl. u. 4 S. u. 100 Taf. Jg. 108 Bl. u. 4 S. u. 100 Taf. Jg. 109 Bl. u. 4 S. u. 100 Taf. Jg. 110 Bl. u. 4 S. u. 100 Taf. Jg. 111 Bl. u. 4 S. u. 100 Taf. Jg. 112 Bl. u. 4 S. u. 100 Taf. Jg. 113 Bl. u. 4 S. u. 100 Taf. Jg. 104 Geh. 20 Thlr. Jg. 105 Geh. 20 Thlr. Jg. 106 Geh. 20 Thlr. Jg. 107 Geh. 20 Thlr. Jg. 108 Geh. 20 Thlr. Jg. 109 Geh. 20 Thlr. Jg. 110 Geh. 20 Thlr. Jg. 111 Geh. 20 Thlr. Jg. 112 Geh. 20 Thlr. Jg. 113 Geh. 20 Thlr.

Zeitschrift für Bauwesen. Hrsg. von G. Erbkam. Jg. 114–123. Berlin: Ernst & Korn, 1964–73. 10 Bde. 4°. Jg. 114 Bl. u. 4 S. u. 100 Taf. Jg. 115 Bl. u. 4 S. u. 100 Taf. Jg. 116 Bl. u. 4 S. u. 100 Taf. Jg. 117 Bl. u. 4 S. u. 100 Taf. Jg. 118 Bl. u. 4 S. u. 100 Taf. Jg. 119 Bl. u. 4 S. u. 100 Taf. Jg. 120 Bl. u. 4 S. u. 100 Taf. Jg. 121 Bl. u. 4 S. u. 100 Taf. Jg. 122 Bl. u. 4 S. u. 100 Taf. Jg. 123 Bl. u. 4 S. u. 100 Taf. Jg. 114 Geh. 20 Thlr. Jg. 115 Geh. 20 Thlr. Jg. 116 Geh. 20 Thlr. Jg. 117 Geh. 20 Thlr. Jg. 118 Geh. 20 Thlr. Jg. 119 Geh. 20 Thlr. Jg. 120 Geh. 20 Thlr. Jg. 121 Geh. 20 Thlr. Jg. 122 Geh. 20 Thlr. Jg. 123 Geh. 20 Thlr.

Zeitschrift für Bauwesen. Hrsg. von G. Erbkam. Jg. 124–133. Berlin: Ernst & Korn, 1974–83. 10 Bde. 4°. Jg. 124 Bl. u. 4 S. u. 100 Taf. Jg. 125 Bl. u. 4 S. u. 100 Taf. Jg. 126 Bl. u. 4 S. u. 100 Taf. Jg. 127 Bl. u. 4 S. u. 100 Taf. Jg. 128 Bl. u. 4 S. u. 100 Taf. Jg. 129 Bl. u. 4 S. u. 100 Taf. Jg. 130 Bl. u. 4 S. u. 100 Taf. Jg. 131 Bl. u. 4 S. u. 100 Taf. Jg. 132 Bl. u. 4 S. u. 100 Taf. Jg. 133 Bl. u. 4 S. u. 100 Taf. Jg. 124 Geh. 20 Thlr. Jg. 125 Geh. 20 Thlr. Jg. 126 Geh. 20 Thlr. Jg. 127 Geh. 20 Thlr. Jg. 128 Geh. 20 Thlr. Jg. 129 Geh. 20 Thlr. Jg. 130 Geh. 20 Thlr. Jg. 131 Geh. 20 Thlr. Jg. 132 Geh. 20 Thlr. Jg. 133 Geh. 20 Thlr.

Zeitschrift für Bauwesen. Hrsg. von G. Erbkam. Jg. 134–143. Berlin: Ernst & Korn, 1984–93. 10 Bde. 4°. Jg. 134 Bl. u. 4 S. u. 100 Taf. Jg. 135 Bl. u. 4 S. u. 100 Taf. Jg. 136 Bl. u. 4 S. u. 100 Taf. Jg. 137 Bl. u. 4 S. u. 100 Taf. Jg. 138 Bl. u. 4 S. u. 100 Taf. Jg. 139 Bl. u. 4 S. u. 100 Taf. Jg. 140 Bl. u. 4 S. u. 100 Taf. Jg. 141 Bl. u. 4 S. u. 100 Taf. Jg. 142 Bl. u. 4 S. u. 100 Taf. Jg. 143 Bl. u. 4 S. u. 100 Taf. Jg. 134 Geh. 20 Thlr. Jg. 135 Geh. 20 Thlr. Jg. 136 Geh. 20 Thlr. Jg. 137 Geh. 20 Thlr. Jg. 138 Geh. 20 Thlr. Jg. 139 Geh. 20 Thlr. Jg. 140 Geh. 20 Thlr. Jg. 141 Geh. 20 Thlr. Jg. 142 Geh. 20 Thlr. Jg. 143 Geh. 20 Thlr.

Zeitschrift für Bauwesen. Hrsg. von G. Erbkam. Jg. 144–153. Berlin: Ernst & Korn, 1994–2003. 10 Bde. 4°. Jg. 144 Bl. u. 4 S. u. 100 Taf. Jg. 145 Bl. u. 4 S. u. 100 Taf. Jg. 146 Bl. u. 4 S. u. 100 Taf. Jg. 147 Bl. u. 4 S. u. 100 Taf. Jg. 148 Bl. u. 4 S. u. 100 Taf. Jg. 149 Bl. u. 4 S. u. 100 Taf. Jg. 150 Bl. u. 4 S. u. 100 Taf. Jg. 151 Bl. u. 4 S. u. 100 Taf. Jg. 152 Bl. u. 4 S. u. 100 Taf. Jg. 153 Bl. u. 4 S. u. 100 Taf. Jg. 144 Geh. 20 Thlr. Jg. 145 Geh. 20 Thlr. Jg. 146 Geh. 20 Thlr. Jg. 147 Geh. 20 Thlr. Jg. 148 Geh. 20 Thlr. Jg. 149 Geh. 20 Thlr. Jg. 150 Geh. 20 Thlr. Jg. 151 Geh. 20 Thlr. Jg. 152 Geh. 20 Thlr. Jg. 153 Geh. 20 Thlr.

Zeitschrift für Bauwesen. Hrsg. von G. Erbkam. Jg. 154–163. Berlin: Ernst & Korn, 2004–13. 10 Bde. 4°. Jg. 154 Bl. u. 4 S. u. 100 Taf. Jg. 155 Bl. u. 4 S. u. 100 Taf. Jg. 156 Bl. u. 4 S. u. 100 Taf. Jg. 157 Bl. u. 4 S. u. 100 Taf. Jg. 158 Bl. u. 4 S. u. 100 Taf. Jg. 159 Bl. u. 4 S. u. 100 Taf. Jg. 160 Bl. u. 4 S. u. 100 Taf. Jg. 161 Bl. u. 4 S. u. 100 Taf. Jg. 162 Bl. u. 4 S. u. 100 Taf. Jg. 163 Bl. u. 4 S. u. 100 Taf. Jg. 154 Geh. 20 Thlr. Jg. 155 Geh. 20 Thlr. Jg. 156 Geh. 20 Thlr. Jg. 157 Geh. 20 Thlr. Jg. 158 Geh. 20 Thlr. Jg. 159 Geh. 20 Thlr. Jg. 160 Geh. 20 Thlr. Jg. 161 Geh. 20 Thlr. Jg. 162 Geh. 20 Thlr. Jg. 163 Geh. 20 Thlr.

Zeitschrift für Bauwesen. Hrsg. von G. Erbkam. Jg. 164–173. Berlin: Ernst & Korn, 2014–23. 10 Bde. 4°. Jg. 164 Bl. u. 4 S. u. 100 Taf. Jg. 165 Bl. u. 4 S. u. 100 Taf. Jg. 166 Bl. u. 4 S. u. 100 Taf. Jg. 167 Bl. u. 4 S. u. 100 Taf. Jg. 168 Bl. u. 4 S. u. 100 Taf. Jg. 169 Bl. u. 4 S. u. 100 Taf. Jg. 170 Bl. u. 4 S. u. 100 Taf. Jg. 171 Bl. u. 4 S. u. 100 Taf. Jg. 172 Bl. u. 4 S. u. 100 Taf. Jg. 173 Bl. u. 4 S. u. 100 Taf. Jg. 164 Geh. 20 Thlr. Jg. 165 Geh. 20 Thlr. Jg. 166 Geh. 20 Thlr. Jg. 167 Geh. 20 Thlr. Jg. 168 Geh. 20 Thlr. Jg. 169 Geh. 20 Thlr. Jg. 170 Geh. 20 Thlr. Jg. 171 Geh. 20 Thlr. Jg. 172 Geh. 20 Thlr. Jg. 173 Geh. 20 Thlr.

Zeitschrift für Bauwesen. Hrsg. von G. Erbkam. Jg. 174–183. Berlin: Ernst & Korn, 2024–33. 10 Bde. 4°. Jg. 174 Bl. u. 4 S. u. 100 Taf. Jg. 175 Bl. u. 4 S. u. 100 Taf. Jg. 176 Bl. u. 4 S. u. 100 Taf. Jg. 177 Bl. u. 4 S. u. 100 Taf. Jg. 178 Bl. u. 4 S. u. 100 Taf. Jg. 179 Bl. u. 4 S. u. 100 Taf. Jg. 180 Bl. u. 4 S. u. 100 Taf. Jg. 181 Bl. u. 4 S. u. 100 Taf. Jg. 182 Bl. u. 4 S. u. 100 Taf. Jg. 183 Bl. u. 4 S. u. 100 Taf. Jg. 174 Geh. 20 Thlr. Jg. 175 Geh. 20 Thlr. Jg. 176 Geh. 20 Thlr. Jg. 177 Geh. 20 Thlr. Jg. 178 Geh. 20 Thlr. Jg. 179 Geh. 20 Thlr. Jg. 180 Geh. 20 Thlr. Jg. 181 Geh. 20 Thlr. Jg. 182 Geh. 20 Thlr. Jg. 183 Geh. 20 Thlr.

Zeitschrift für Bauwesen. Hrsg. von G. Erbkam. Jg. 184–193. Berlin: Ernst & Korn, 2034–43. 10 Bde. 4°. Jg. 184 Bl. u. 4 S. u. 100 Taf. Jg. 185 Bl. u. 4 S. u. 100 Taf. Jg. 186 Bl. u. 4 S. u. 100 Taf. Jg. 187 Bl. u. 4 S. u. 100 Taf. Jg. 188 Bl. u. 4 S. u. 100 Taf. Jg. 189 Bl. u. 4 S. u. 100 Taf. Jg. 190 Bl. u. 4 S. u. 100 Taf. Jg. 191 Bl. u. 4 S. u. 100 Taf. Jg. 192 Bl. u. 4 S. u. 100 Taf. Jg. 193 Bl. u. 4 S. u. 100 Taf. Jg. 184 Geh. 20 Thlr. Jg. 185 Geh. 20 Thlr. Jg. 186 Geh. 20 Thlr. Jg. 187 Geh. 20 Thlr. Jg. 188 Geh. 20 Thlr. Jg. 189 Geh. 20 Thlr. Jg. 190 Geh. 20 Thlr. Jg. 191 Geh. 20 Thlr. Jg. 192 Geh. 20 Thlr. Jg. 193 Geh. 20 Thlr.

Zeitschrift für Bauwesen. Hrsg. von G. Erbkam. Jg. 194–203. Berlin: Ernst & Korn, 2044–53. 10 Bde. 4°. Jg. 194 Bl. u. 4 S. u. 100 Taf. Jg. 195 Bl. u. 4 S. u. 100 Taf. Jg. 196 Bl. u. 4 S. u. 100 Taf. Jg. 197 Bl. u. 4 S. u. 100 Taf. Jg. 198 Bl. u. 4 S. u. 100 Taf. Jg. 199 Bl. u. 4 S. u. 100 Taf. Jg. 200 Bl. u. 4 S. u. 100 Taf. Jg. 201 Bl. u. 4 S. u. 100 Taf. Jg. 202 Bl. u. 4 S. u. 100 Taf. Jg. 203 Bl. u. 4 S. u. 100 Taf. Jg. 194 Geh. 20 Thlr. Jg. 195 Geh. 20 Thlr. Jg. 196 Geh. 20 Thlr. Jg. 197 Geh. 20 Thlr. Jg. 198 Geh. 20 Thlr. Jg. 199 Geh. 20 Thlr. Jg. 200 Geh. 20 Thlr. Jg. 201 Geh. 20 Thlr. Jg. 202 Geh. 20 Thlr. Jg. 203 Geh. 20 Thlr.

Zeitschrift für Bauwesen. Hrsg. von G. Erbkam. Jg. 204–213. Berlin: Ernst & Korn, 2054–63. 10 Bde. 4°. Jg. 204 Bl. u. 4 S. u. 100 Taf. Jg. 205 Bl. u. 4 S. u. 100 Taf. Jg. 206 Bl. u. 4 S. u. 100 Taf. Jg. 207 Bl. u. 4 S. u. 100 Taf. Jg. 208 Bl. u. 4 S. u. 100 Taf. Jg. 209 Bl. u. 4 S. u. 100 Taf. Jg. 210 Bl. u. 4 S. u. 100 Taf. Jg. 211 Bl. u. 4 S. u. 100 Taf. Jg. 212 Bl. u. 4 S. u. 100 Taf. Jg. 213 Bl. u. 4 S. u. 100 Taf. Jg. 204 Geh. 20 Thlr. Jg. 205 Geh. 20 Thlr. Jg. 206 Geh. 20 Thlr. Jg. 207 Geh. 20 Thlr. Jg. 208 Geh. 20 Thlr. Jg. 209 Geh. 20 Thlr. Jg. 210 Geh. 20 Thlr. Jg. 211 Geh. 20 Thlr. Jg. 212 Geh. 20 Thlr. Jg. 213 Geh. 20 Thlr.

Zeitschrift für Bauwesen. Hrsg. von G. Erbkam. Jg. 214–223. Berlin: Ernst & Korn, 2064–73. 10 Bde. 4°. Jg. 214 Bl. u. 4 S. u. 100 Taf. Jg. 215 Bl. u. 4 S. u. 100 Taf. Jg. 216 Bl. u. 4 S. u. 100 Taf. Jg. 217 Bl. u. 4 S. u. 100 Taf. Jg. 218 Bl. u. 4 S. u. 100 Taf. Jg. 219 Bl. u. 4 S. u. 100 Taf. Jg. 220 Bl. u. 4 S. u. 100 Taf. Jg. 221 Bl. u. 4 S. u. 100 Taf. Jg. 222 Bl. u. 4 S. u. 100 Taf. Jg. 223 Bl. u. 4 S. u. 100 Taf. Jg. 214 Geh. 20 Thlr. Jg. 215 Geh. 20 Thlr. Jg. 216 Geh. 20 Thlr. Jg. 217 Geh. 20 Thlr. Jg. 218 Geh. 20 Thlr. Jg. 219 Geh. 20 Thlr. Jg. 220 Geh. 20 Thlr. Jg. 221 Geh. 20 Thlr. Jg. 222 Geh. 20 Thlr. Jg. 223 Geh. 20 Thlr.

Zeitschrift für Bauwesen. Hrsg. von G. Erbkam. Jg. 224–233. Berlin: Ernst & Korn, 2074–83. 10 Bde. 4°. Jg. 224 Bl. u. 4 S. u. 100 Taf. Jg. 225 Bl. u. 4 S. u. 100 Taf. Jg. 226 Bl. u. 4 S. u. 100 Taf. Jg. 227 Bl. u. 4 S. u. 100 Taf. Jg. 228 Bl. u. 4 S. u. 100 Taf. Jg. 229 Bl. u. 4 S. u. 100 Taf. Jg. 230 Bl. u. 4 S. u. 100 Taf. Jg. 231 Bl. u. 4 S. u. 100 Taf. Jg. 232 Bl. u. 4 S. u. 100 Taf. Jg. 233 Bl. u. 4 S. u. 100 Taf. Jg. 224 Geh. 20 Thlr. Jg. 225 Geh. 20 Thlr. Jg. 226 Geh. 20 Thlr. Jg. 227 Geh. 20 Thlr. Jg. 228 Geh. 20 Thlr. Jg. 229 Geh. 20 Thlr. Jg. 230 Geh. 20 Thlr. Jg. 231 Geh. 20 Thlr. Jg. 232 Geh. 20 Thlr. Jg. 233 Geh. 20 Thlr.

Zeitschrift für Bauwesen. Hrsg. von G. Erbkam. Jg. 234–243. Berlin: Ernst & Korn, 2084–93. 10 Bde. 4°. Jg. 234 Bl. u. 4 S. u. 100 Taf. Jg. 235 Bl. u. 4 S. u. 100 Taf. Jg. 236 Bl. u. 4 S. u. 100 Taf. Jg. 237 Bl. u. 4 S. u. 100 Taf. Jg. 238 Bl. u. 4 S. u. 100 Taf. Jg. 239 Bl. u. 4 S. u. 100 Taf. Jg. 240 Bl. u. 4 S. u. 100 Taf. Jg. 241 Bl. u. 4 S. u. 100 Taf. Jg. 242 Bl. u. 4 S. u. 100 Taf. Jg. 243 Bl. u. 4 S. u. 100 Taf. Jg. 234 Geh. 20 Thlr. Jg. 235 Geh. 20 Thlr. Jg. 236 Geh. 20 Thlr. Jg. 237 Geh. 20 Thlr. Jg. 238 Geh. 20 Thlr. Jg. 239 Geh. 20 Thlr. Jg. 240 Geh. 20 Thlr. Jg. 241 Geh. 20 Thlr. Jg. 242 Geh. 20 Thlr. Jg. 243 Geh. 20 Thlr.

Zeitschrift für Bauwesen. Hrsg. von G. Erbkam. Jg. 244–253. Berlin: Ernst & Korn, 2094–2103. 10 Bde. 4°. Jg. 244 Bl. u. 4 S. u. 100 Taf. Jg. 245 Bl. u. 4 S. u. 100 Taf. Jg. 246 Bl. u. 4 S. u. 100 Taf. Jg. 247 Bl. u. 4 S. u. 100 Taf. Jg. 248 Bl. u. 4 S. u. 100 Taf. Jg. 249 Bl. u. 4 S. u. 100 Taf. Jg. 250 Bl. u. 4 S. u. 100 Taf. Jg. 251 Bl. u. 4 S. u. 100 Taf. Jg. 252 Bl. u. 4 S. u. 100 Taf. Jg. 253 Bl. u. 4 S. u. 100 Taf. Jg. 244 Geh. 20 Thlr. Jg. 245 Geh. 20 Thlr. Jg. 246 Geh. 20 Thlr. Jg. 247 Geh. 20 Thlr. Jg. 248 Geh. 20 Thlr. Jg. 249 Geh. 20 Thlr. Jg. 250 Geh. 20 Thlr. Jg. 251 Geh. 20 Thlr. Jg. 252 Geh. 20 Thlr. Jg. 253 Geh. 20 Thlr.

Zeitschrift für Bauwesen. Hrsg. von G. Erbkam. Jg. 254–263. Berlin: Ernst & Korn, 2104–13. 10 Bde. 4°. Jg. 254 Bl. u. 4 S. u. 100 Taf. Jg. 255 Bl. u. 4 S. u. 100 Taf. Jg. 256 Bl. u. 4 S. u. 100 Taf. Jg. 257 Bl. u. 4 S. u. 100 Taf. Jg. 258 Bl. u. 4 S. u. 100 Taf. Jg. 259 Bl. u. 4 S. u. 100 Taf. Jg. 260 Bl. u. 4 S. u. 100 Taf. Jg. 261 Bl. u. 4 S. u. 100 Taf. Jg. 262 Bl. u. 4 S. u. 100 Taf. Jg. 263 Bl. u. 4 S. u. 100 Taf. Jg. 254 Geh. 20 Thlr. Jg. 255 Geh. 20 Thlr. Jg. 256 Geh. 20 Thlr. Jg. 257 Geh. 20 Thlr. Jg. 258 Geh. 20 Thlr. Jg. 259 Geh. 20 Thlr. Jg. 260 Geh. 20 Thlr. Jg. 261 Geh. 20 Thlr. Jg. 262 Geh. 20 Thlr. Jg. 263 Geh. 20 Thlr.

Zeitschrift für Bauwesen. Hrsg. von G. Erbkam. Jg. 264–273. Berlin: Ernst & Korn, 2114–23. 10 Bde. 4°. Jg. 264 Bl. u. 4 S. u. 100 Taf. Jg. 265 Bl. u. 4 S. u. 100 Taf. Jg. 266 Bl. u. 4 S. u. 100 Taf. Jg. 267 Bl. u. 4 S. u. 100 Taf. Jg. 268 Bl. u. 4 S. u. 100 Taf. Jg. 269 Bl. u. 4 S. u. 100 Taf. Jg. 270 Bl. u. 4 S. u. 100 Taf. Jg. 271 Bl. u. 4 S. u. 100 Taf. Jg. 272 Bl. u. 4 S. u. 100 Taf. Jg. 273 Bl. u. 4 S. u. 100 Taf. Jg. 264 Geh. 20 Thlr. Jg. 265 Geh. 20 Thlr. Jg. 266 Geh. 20 Thlr. Jg. 267 Geh. 20 Thlr. Jg. 268 Geh. 20 Thlr. Jg. 269 Geh. 20 Thlr. Jg. 270 Geh. 20 Thlr. Jg. 271 Geh. 20 Thlr. Jg. 272 Geh. 20 Thlr. Jg. 273 Geh. 20 Thlr.

Zeitschrift für Bauwesen. Hrsg. von G. Erbkam. Jg. 274–283. Berlin: Ernst & Korn, 2124–33. 10 Bde. 4°. Jg. 274 Bl. u. 4 S. u. 100 Taf. Jg. 275 Bl. u. 4 S. u. 100 Taf. Jg. 276 Bl. u. 4 S. u. 100 Taf. Jg. 277 Bl. u. 4 S. u. 100 Taf. Jg. 278 Bl. u. 4 S. u. 100 Taf. Jg. 279 Bl. u. 4 S. u. 100 Taf. Jg. 280 Bl. u. 4 S. u. 100 Taf. Jg. 281 Bl. u. 4 S. u. 100 Taf. Jg. 282 Bl. u. 4 S. u. 100 Taf. Jg. 283 Bl. u. 4 S. u. 100 Taf. Jg. 274 Geh. 20 Thlr. Jg. 275 Geh. 20 Thlr. Jg. 276 Geh. 20 Thlr. Jg. 277 Geh. 20 Thlr. Jg. 278 Geh. 20 Thlr. Jg. 279 Geh. 20 Thlr. Jg. 280 Geh. 20 Thlr. Jg. 281 Geh. 20 Thlr. Jg. 282 Geh. 20 Thlr. Jg. 283 Geh. 20 Thlr.

Zeitschrift für Bauwesen. Hrsg. von G. Erbkam. Jg. 284–293. Berlin: Ernst & Korn, 2134–43. 10 Bde. 4°. Jg. 284 Bl. u. 4 S. u. 100 Taf. Jg. 285 Bl. u. 4 S. u. 100 Taf. Jg. 286 Bl. u. 4 S. u. 100 Taf. Jg. 287 Bl. u. 4 S. u. 100 Taf. Jg. 288 Bl. u. 4 S. u. 100 Taf. Jg. 289 Bl. u. 4 S. u. 100 Taf. Jg. 290 Bl. u. 4 S. u. 100 Taf. Jg. 291 Bl. u. 4 S. u. 100 Taf. Jg. 292 Bl. u. 4 S. u. 100 Taf. Jg. 293 Bl. u. 4 S. u. 100 Taf. Jg. 284 Geh. 20 Thlr. Jg. 285 Geh. 20 Thlr. Jg. 286 Geh. 20 Thlr. Jg. 287 Geh. 20 Thlr. Jg. 288 Geh. 20 Thlr. Jg. 289 Geh. 20 Thlr. Jg. 290 Geh. 20 Thlr. Jg. 291 Geh. 20 Thlr. Jg. 292 Geh. 20 Thlr. Jg. 293 Geh. 20 Thlr

der Menſch iſt eigentlich nur ſo lange glücklich auf dieſer Welt, ſo lange er die grammatiſche Form interesse lediglich für eine grammatiſche Form hält und noch nicht weiß, daß dieſes Wort im Leben eine ſo gewaltige Bedeutung hat. Wenn man das Wörtchen interesso ohne viel Federleſen in unſer geliebtes Deutſch überträgt, ſo kommt dabei der hölzerne Ausdruck zum Vorſchein: „daran gelegen ſein"; und wenn man ſich für „das Intereſſe" nach einer Verdeutſchung umſieht, ſo bietet ſich uns das unbeholfne „Anteil und Vorteil." Das Charakteriſtiſche geht aber bei dieſer Verdeutſchung verloren, wie denn auch die übrigen modernen Sprachen auf Grund dieſer Erkenntnis das lateiniſche Wort beibehalten haben.

Wir gebrauchen ein Fremdwort nicht nur, wenn uns ein treffendes eignes Wort fehlt, ſondern auch wenn wir uns abſichtlich nicht ganz klipp und klar ausdrücken möchten, wenn der, zu dem wir ſprechen, etwas ſtillſchweigend herausfühlen ſoll, was wir nicht mit dürren Worten ſagen mögen. Es iſt alſo eine gewiſſe Höflichkeit oder auch Heuchelei, die uns das deutungsfähigere, in ſeinen Umriſſen nicht ſo beſtimmte Fremdwort gebrauchen läßt. Sage ich z. B. zu jemand: „Ich habe ein Intereſſe daran, der Dame vorgeſtellt zu werden," ſo iſt dem andern der weiteſte Spielraum darüber gelaſſen, warum ich jener Dame vorgeſtellt ſein möchte. Die Sprachreiniger mögen daher noch ſo ſehr für das echte deutſche Wort eintreten, das ſo angenehm vieldeutige Fremdwort Intereſſe werden ſie niemals aus der deutſchen Sprache heraustreiben. Denn um dieſes Wort Intereſſe dreht ſich alles in der Welt: leben heißt intereſſirt ſein.

Ich freue mich immer, wenn ich ſehe, wie ſich die Menſchen mit ſittlicher Entrüſtung ihre Intereſſen vorwerfen und ſich den Anſchein geben, als wenn es etwas ganz Niederträchtiges wäre, „aus perſönlichem Intereſſe zu handeln," denn bei Lichte betrachtet, wird doch die ganze Menſchheit nur durch perſönliche Intereſſen zuſammengehalten. Der eine Menſch ſtellt bei jeder Gelegenheit an ſeinen lieben Nächſten die Forderung, „das perſönliche Intereſſe hindanzuſetzen und das allgemeine Intereſſe im Auge zu haben," und bedenkt gar nicht, daß es eigentlich nur perſönliche Intereſſen giebt, und daß ſich das ſogenannte allgemeine Intereſſe nur aus vielen perſönlichen Intereſſen zuſammenſetzt. Wir können uns ſo hübſch in die Lage andrer verſetzen und in ihrem Namen den Objektiven und Unparteiiſchen ſpielen, aber nur weil dabei unſer eignes Intereſſe nicht in Frage kommt. Dieſe famoſe Objektivität, die wir dem Nächſten gegenüber nicht genug betonen können, hört aber ſofort auf, wenn das perſönliche Ich mitſpricht. Deshalb machte auch der Fundamentalſatz der chriſtlichen Lehre ſo gewaltigen Eindruck auf die Menſchheit: Liebe deinen Nächſten als dich ſelbſt. Dieſe chriſtliche Forderung iſt aber ein ſchönes Wort geblieben und wird immer nur ein ſchönes Wort bleiben, weil es in ſchroffem Gegenſatz ſteht zu dem Intereſſenſtandpunkt, von dem aus die Menſchen natur-

notwendig die Außenwelt beurteilen. Fromme werden ſich wahrſcheinlich über dieſe Anſicht entſetzen. Aber wenn wir die Triebfedern des menſchlichen Handelns zergliedern, ſo werden wir überall auf perſönliche Intereſſen ſtoßen, die für allgemeine Intereſſen ausgegeben werden. Dieſes echt menſchliche perſönliche Intereſſe iſt ein Ausfluß des Egoismus, der jedem Menſchen angeboren iſt. Man könnte dieſen Egoismus vielleicht die Erbſünde nennen, einen Sauerteich, der die Menſchheit erhält, denn ohne dieſen Egoismus, ohne dieſes Aufgehen in perſönlichſte Intereſſen, wäre die Menſchheit längſt zu Grunde gegangen.

Haben denn aber vielleicht die chriſtlichen Märtyrer auch aus Intereſſe gehandelt, als ſie ſich für ihren Glauben verbrennen ließen? ruft mir da jemand zu, um mich gründlich in die Enge zu treiben. Ich könnte darauf erwidern, daß dieſe paar Märtyrer für die große Menſchheit und ihre Intereſſenkämpfe wenig beweiſen; aber ich will mich mit dieſem billigen Abfertigungsgrunde nicht begnügen, ſondern behaupten, daß auch die Märtyrer zu den Intereſſenten, und zwar zu den perſönlichen, gerechnet werden müſſen. Denn was heißt das: für ſeinen Glauben ſterben? Doch wohl nichts andres, als in dem Glauben ſterben, daß Gott ein beſondres Wohlgefallen an ſolchem Thun finde. Die Märtyrer gingen deshalb freudig in den Tod, weil ſie in jenem Leben dafür ihre Belohnung hofften. Wenn mir ein numerirter Sperrſitzplatz im Himmel lieber iſt als der gewöhnliche Platz, den ich auf Erden inne habe, und ich jenen vornehmen Platz im Himmel ſo bald wie möglich einnehmen möchte, ſo bin ich von meinem Märtyrerſtandpunkt aus auch ein Intereſſent, mögen die andern, die nur die augenblickliche That ſehen, noch ſo ſehr meine unintereſſirte Handlungsweiſe preiſen. Auf die phyſiologiſche Seite des Martyriums will ich dabei noch gar nicht einmal eingehen, weil das ein etwas dunkler Punkt iſt.

Wenn alſo wahrſcheinlich ſelbſt die Märtyrer, die ihrer Entſagung, alſo ihrer anſcheinenden Intereſſeloſigkeit wegen zu Heiligen ernannt werden, im letzten Grunde zu den perſönlichen Intereſſenten gerechnet werden müſſen, wie brauchen wir uns da zu wundern, daß alle übrigen Menſchen ſamt und ſonders, offen und verſteckt in ihren Intereſſen aufgehen und ſich dabei trotzdem gegenſeitig dieſe perſönlichen Intereſſen vorwerfen? Zu dieſem Zwecke geben ſie ſich oft die lächerlichſte Mühe, beſſer zu erſcheinen, als ſie ſind, und ſchwören bei allem, was ihnen heilig iſt, daß ſie nicht aus perſönlichem Intereſſe gehandelt hätten, ſondern das Gemeinwohl im Auge hätten. Wie viel kraſſeſter Eigennutz verſteckt ſich hinter dieſem „Aufgehen in dem Gemeinwohl“! Wenn wir ruhig zugäben, daß wir alle nicht viel taugen oder alle gleich gut ſind, was auf dasſelbe hinausläuft, dann könnten wir uns viele unnütze mündliche und gedruckte Auseinanderſetzungen ſparen. Es iſt die alte Geſchichte von der ſatten Tugend: wenn ich genug habe, brauche ich nicht zu ſtehlen. Die Ent-

rüſtung der Reichen über die Begehrlichkeit der Armen hat zu allen Zeiten etwas komiſches gehabt, das Verſteckſpielen mit den wahren perſönlichen und den unwahren allgemeinen Intereſſen tritt da ſo recht zu Tage. Daher iſt denn auch unſer Kulturfortſchritt im Laufe der Jahrhunderte, allen Errungenſchaften zum Trotz, lange nicht ſo erſtaunlich, wie wir uns das gegenſeitig weiszumachen ſuchen. Wenn nämlich das bischen Kulturfirniß von den menſchlichen Leiſtungen abgeſtreift wird, dann ſtoßen wir gar zu oft, auch bei den anſcheinend idealſten Beſtrebungen, auf das Ewigbleibende, Natürliche und Weltbewegende, den menſchlichen Egoismus in ſeinen tauſendfachen Schattirungen. Der Egoismus iſt die treibende Kraft im Leben der Menſchen, er iſt der Motor, der die Intereſſen des Einzelnen und ſomit auch der ganzen Menſchheit in Bewegung ſetzt.

Wie wenig Berechtigung es hat, jene treibende Kraft, das perſönliche Intereſſe, als etwas Gemeines hinzuſtellen, das zeigt ſich beſonders darin, daß ganze Gruppen von Menſchen, die durch gemeinſchaftliche Beſtrebungen zuſammengehalten werden, ihren Einfluß nur dieſem gemeinſchaftlichen Intereſſe verdanken. Äußerſt komiſch wirkt es, wenn ſich ſolche Intereſſengruppen dann auch gegenſeitig ihre perſönlichen Intereſſen vorwerfen. Das ſehen wir z. B. bei ſämtlichen politiſchen Parteien, die gegenſeitig mit tiefſter Entrüſtung von „ſchmachvoller Intereſſenpolitik“ reden. Du lieber Himmel, es giebt doch gar keine andre Politik auf der Welt als Intereſſenpolitik; wäre ein ganz beſtimmtes politiſches oder wirtſchaftliches anſcheinend allgemeines Intereſſe nicht da (das ſich aber ſtets aus einer Reihe der allerperſönlichſten Intereſſen zuſammenſetzt, hier wie überall), dann wäre auch jene politiſche Partei gar nicht vorhanden. Die Regierung hat ihre Intereſſen (auch keine allgemeinen, obwohl es ſo ſcheint), jede Partei hat ihre Intereſſen, und nur dieſe Intereſſen, deren rein perſönlicher Charakter ja nicht immer gerade auf der Oberfläche zu ſchwimmen braucht, prallen aufeinander, wenn es ſo ausſieht, als wenn die Parteien das Gemeinwohl ins Treffen führen und das Wort Unparteilichkeit dabei eine ſo große Rolle ſpielt. Wer einer Partei angehört, der kann gar nicht mehr unparteiiſch ſein, das liegt doch ſchon in dem Ausdruck Partei; er will aber auch gar nicht unparteiiſch ſein, denn er will ja ein Parteigänger ſein. Es mag ja mancher ehrlich glauben, daß ſein ſogenannter allgemeiner Standpunkt von ſeinen perſönlichen Intereſſen nicht bedingt werde, daß er im Sinne der Allgemeinheit wirke, wenn er ſich von ſeinen eignen Intereſſen treiben läßt; aber die Angriffe der Gegner könnten ihn ſtutzig machen, wenn er überhaupt in dieſer Hinſicht einer Aufklärung zugänglich wäre. Ja wohl, da kommen wir auf die uralte, hausbackne Wahrheit, daß man von ſeinem Konkurrenten, von ſeinem Mitintereſſenten lernen ſoll oder eigentlich überhaupt nur lernen kann. Von unſern guten Freunden, wenn ſie keine eignen Intereſſen im gegebnen Falle haben, lernen wir gar nichts, die beſtärken uns nur

in dem, was wir ſelbſt gern wünſchen. Unſre Gegner betrachten eben alles von einem andern Intereſſenſtandpunkt als unſre „politiſchen Freunde,“ und deshalb finden ſie die wunden Punkte unſers eignen Standpunktes ſo leicht heraus. Was heißt alſo politiſcher Freund oder politiſcher Gegner! Wir ſind allzumal Intereſſenten, ganz perſönliche Intereſſenten, die von dem Egoismus als der einzigen Lebensenergie getrieben werden. Und weil wir das ſind, verſtehen wir uns auch ſo oft nicht, können wir uns auch ſo oft gar nicht verſtehen. Wenn man ſich aber nicht verſteht, kann man ſich auch nicht belehren oder überzeugen, man wird ſich daher ſtreiten, beſchuldigen und chikaniren, und dann bekommen die Amts-, Land- und Oberverwaltungsgerichte zu thun. Die ſollen dann ſagen, wer Recht hat. Iſt wohl ſchon jemals von einem Menſchen, der von dieſen Gerichten mit ſeiner Klage abgewieſen wurde, die Gerechtigkeit des Spruchs anerkannt worden? Nein, es iſt ihnen allen das ſchreiendſte Unrecht geſchehen, und wenn es zwanzig Inſtanzen gäbe, ſo würden ſie alle angerufen werden. Um was handelt es ſich bei allen parlamentariſchen Debatten? Doch nur darum, daß die verſchiednen Parteien ihre verſchiednen Intereſſen ins Feuer führen und ſich vergeblich einander zu überreden ſuchen. Das Ergebnis ſolcher Debatten iſt dann ſtets, daß man ſchließlich „zur Abſtimmung ſchreiten“ muß, was doch nur ein ganz roher Gewaltakt iſt: eine Vergewaltigung der Minderheit durch die Mehrheit. Für jeden Menſchen iſt ſein Intereſſe auch ſein Recht, und deshalb hat jeder Intereſſent Recht, und zwar ſo lange, als ihm dieſes Recht nicht durch Gewalt ſtreitig gemacht wird. Weil nun die Menſchen naturgemäß von ihrem Standpunkt alle Recht haben, ſo iſt ihnen auch nichts recht zu machen. Mir fällt da ein hübſches Geſchichtchen ein, das dieſen ſo naturgemäßen und echt menſchlichen Rechthaberſtandpunkt, an dem keine Religion und kein ſoziales Beglückungsſyſtem viel ändern wird, erläutert. In einer Ortſchaft, wo der Vorſteher geſtorben war, hatte der neue Vorſteher den alten Schreiber übernommen. Als der erſte Rechtsſtreit vor das neue Forum kam, nahm er folgenden Verlauf. Nachdem die eine Partei ihre Sache von ihrem Standpunkt aus erzählt und mit Gründen belegt hat, ſtreicht ſich der neue Vorſteher den Bart und ſagt nach einigem Nachdenken mit wichtiger Miene zu dem alten erfahrnen Schreiber: „Der Mann hat Recht.“ Hierauf macht auch die Gegenpartei dem Vorſteher die Sache plauſibel und weiß dabei alles in eine für ſich ſo günſtige Beleuchtung zu rücken, daß ſich der Vorſteher wiederum nachdenklich den Bart ſtreicht und dann zu ſeinem Schreiber ſagt: „Der Mann hat auch Recht.“ „Aber, Herr Vorſteher, nimmt hierauf der alte Schreiber das Wort, es können doch unmöglich beide Parteien Recht haben, wie ſollen wir denn da zu einem Urteilsſpruch kommen?“ Da ſtreicht ſich der Vorſteher zum drittenmal nachdenklich den Bart und ſpricht: „Das iſt wahr, Sie haben auch Recht.“

Der neue Vorſteher hatte eine alte Entdeckung gemacht, die ewig neu

bleibt, daß nämlich bei Lichte betrachtet jeder Recht hat. Und ſo geht es denn auch im Reichstage, wo die Intelligenz des Volkes verſammelt iſt, nicht viel geſcheiter zu als in jener Dorfſchreibſtube: jeder Abgeordnete, jede Partei, jeder Miniſter, jede Regierung, auch die allerreaktionärſte, hat Recht — von ihrem Standpunkt aus. Und wenn ſie niedergeſtimmt werden mit erdrückender Mehrheit, ſie geben alle niemals zu, daß ſie Unrecht gehabt haben, ſie weichen alle nur der Gewalt, die bekanntlich vor Recht geht, weil die Gewalt das allerperſönlichſte Intereſſe vertritt.

Jede volkswirtſchaftliche Frage bildet ſo gut wie jede ſubjektive Meinung eine weiche Maſſe, die von den verſchiednen Parteien in verſchiedne Formen geknetet wird, ohne daß ſich dieſe Maſſe ſelbſt irgendwie ändert. Dem Geſetz von der Erhaltung der Kraft könnte man das Geſetz von der Erhaltung der Materie gegenüberſtellen, die nur andre Formen annimmt im Laufe der Zeiten, und zwar durch Menſchen, die immer dieſelben Egoiſten bleiben im Laufe der Zeiten, trotz Gymnaſien, Univerſitäten und ſonſtiger Bildungsaktiengeſellſchaften mit „beſchränkter Haftpflicht.“ Die Parteiintereſſen treten übrigens gerade in unſrer Zeit der allgemeinen Gährung ſo unverhüllt auf, daß ſie in nicht allzuferner Zeit auch von ausgeſprochnen Intereſſenparteien vertreten ſein werden, die das ganz nebenſächliche politiſche Mäntelchen dann völlig abwerfen werden, das ſie jetzt noch tragen. Denn was will ſchon heutzutage der politiſche Standpunkt einer Partei gegen ihre wirtſchaftliche Richtung beſagen? Ob ein Parteimann etwas mehr oder weniger demokratiſch angehaucht iſt und z. B. das Gottesgnadentum der Könige anzweifelt, oder ob er für den reinen Parlamentarismus ſchwärmt, der die Miniſter knickt, wenn ſie keine Mehrheit mehr hinter ſich haben, das iſt doch ſchon heutzutage von nebenſächlicher Bedeutung. Es wird auch nicht lange mehr dauern, dann können auch religiöſe Fragen keine Partei mehr zuſammenhalten, dann wird auch der ultramontane Turm in wirtſchaftliche Fraktionen zerbröckeln. Dann werden wir thatſächlich, wie das auch ganz naturgemäß und folgerichtig iſt, nur zwei Parteien haben, überall in Stadt und Staat. Man hat ſich an der Wahlurne einfach die Frage vorzulegen: Gehörſt du zu den Leuten, die Geld haben, oder gehörſt du zu den Leuten, die kein Geld haben? Wenn alle die verwickelten, ſpitzfindigen, politiſchen Fragen allmählich zu einer ganz einfachen, gemeinverſtändlichen Magenfrage zuſammenſchrumpfen, über die jeder einzelne ein verblüffend fachmänniſches Urteil hat, dann werden unſre Wahlkämpfe und unſre parlamentariſchen Kämpfe ebenfalls eine ganz ſimple Geſtalt annehmen. Auch hier hat wieder, wie zu allen Zeiten, die Mehrheit, das heißt die Gewalt, Recht. Es kommt lediglich darauf an, ob dieſe Mehrheit auf Seiten der Satten oder der Hungrigen iſt. Und wenn ſie erſt einmal alle ſatt ſind, wenn alſo das Ideal auf dieſer Welt erreicht iſt, dann giebt es auch keine Mehrheit, keine Gewalt und kein Recht mehr, es giebt dann auch keine Intereſſen mehr, weder

persönliche noch allgemeine. Wenn alle satt sind, dann tritt der große Augenblick ein, wo die Welt — untergehen muß. Wir werden also diesen Weltuntergang nicht so bald erleben, denn der Hunger wird den Lauf der Welt wohl noch ein Weilchen zusammenhalten.

Maßgebliches und Unmaßgebliches

Vom innern Kriegsschauplatz. Die wirklich große Gala-Elitevorstellung (eine andre als die Zirkussprache wäre hier nicht angebracht) im Justizpalast zu Moabit regt uns zu zwei unmaßgeblichen Vorschlägen an. Man erhöhe den Gehalt aller Beamten der politischen Polizei auf das Dreifache, damit sie nicht mehr nötig haben, den ollen ehrlichen Schweinburg anzupumpen und vor Gericht zu flennen, verpflichte sie aber aufs strengste, nicht das Geringste mehr im Dienste des Staates zu thun und sich nur noch mit der Pflege ihrer leiblichen Gesundheit zu beschäftigen. Zweitens aber erlasse man ein Gesetz, wonach jedermann, der politische Zeitungsartikel, Nachrichten oder Leitartikel, schreibt, er sei Minister oder verbummelter Handlungsdiener, seinen Namen zu unterzeichnen verpflichtet ist. Der Einwand, daß dann gerade die wertvollsten Artikel, nämlich sachkundige Kritiken an Staatseinrichtungen und an Zuständen der Verwaltung, ungeschrieben bleiben würden, weil die zu ihrer Abfassung am meisten befähigten sich scheuen würden, ihren Namen zu unterzeichnen, dieser Einwand ist nicht stichhaltig; denn ein mehrmonatiger Verzicht dieser Männer auf die publizistische Thätigkeit würde Zustände herbeiführen, die alle Spitzen der Behörden nötigen würden, für das Verbrechen des Bekenntnisses der Wahrheit völlige Straflosigkeit zuzusichern. Das sind unsre beiden Vorschläge. Außerdem hätten wir noch einen Wunsch, dessen Erfüllung unsre Neugierde und vielleicht auch die andrer Leute befriedigen würde. Wir möchten wissen, ob ein Fall nachgewiesen werden kann, nur ein einziger Fall, wo das Institut, bei dem täglich Dinge vorkommen, über die nach dem Ausspruch des Präsidenten des Schwurgerichts jeder anständige Mensch empört sein muß, dem Vaterlande einmal einen wirklichen Dienst geleistet hat.

Niemandem wird dieser Skandalprozeß ungelegner gekommen sein als dem preußischen Minister des Innern, denn seine kleine Umsturzvorlage etwa durch Erhöhung des allgemeinen Vertrauens zur Polizei zu fördern, war er wenig geeignet. Man muß sich darüber wundern, wie unfähig Eugen Richter ist, eine günstige Lage auszunutzen: der Kritiker in ihm und der fanatische, herrschsüchtige, unduldsame Parteihäuptling scheint jede Anlage zum Taktiker, wenn er je welche besessen hat, zerstört zu haben. Die Stimmung ist so allgemein und so entschieden gegen den Gesetzentwurf, wie wir das seit dem Tabakmonopol noch bei keiner Gesetzvorlage der Regierung*) erlebt haben. Vor der Sozialdemokratie fürchtet sich sogar

*) Beim Tabakmonopol warens freilich „die verbündeten Regierungen," aber es wäre Pedanterie und würde das Schreiben über deutsche Reichs- und Staatssachen außerordentlich erschweren, wenn man in jedem einzelnen Falle zwischen der preußischen Regierung und den verbündeten Regierungen gewissenhaft unterscheiden wollte.

die Kölnische Zeitung nicht mehr; die ganze nationalliberale Partei zeigt eine Festigkeit und Entschiedenheit, die bei der zwanzig Jahre lang erprobten grundsätzlichen Bereitwilligkeit der Partei zur Selbstaufopferung alle Welt in Staunen setzt; hat doch der Abgeordnete Schmieding in der Sitzung vom 28. Mai geradeheraus erklärt: wir haben kein Vertrauen zur Polizei, und auch nicht so viel Vertrauen zur Regierung, daß wir ihr solche Vollmachten anvertrauen könnten; die Antisemiten marschieren — das ist wohl der Wunder größtes — Arm in Arm mit Richter, und die Agrarier, die doch den Kern der konservativen Partei ausmachen, fühlen sich höchst unbehaglich; sie fürchten, daß ihnen die Unpopularität der Vorlage bei den Wahlen schaden könnte, wenn sie sich vorbehaltlos dafür erklären, sie fürchten, es könne ein zweiter Caprivi kommen, der auch sie als Umstürzler behandeln würde, und dem natürlich ein Minister des Innern zur Seite stehen würde, dessen Herz mehr für Nordost als für die Puttkamer schlüge. Ganz sicher fühlen sich eigentlich nur die Freikonservativen. Unter solchen Umständen konnte sich Richter durch den Erfolg seiner großen Rede vom 18. Mai zum Führer einer gewaltigen Opposition emporschwingen. Statt dessen stößt er sogar den rechten Flügel seines zusammengeschmolznen Häufleins von sich, fährt fort, seinem alten Freunde Rickert und dessen Bauernverein Knüppel zwischen die Beine zu werfen, und bringt durch die Obstruktion gegen die Handwerkervorlage seine Bundesgenossen vom Zentrum gegen sich auf. Recht lächerlich waren diese Obstruktionsversuche. Die Reichstagsmehrheit ist nun einmal zünftlerisch gesinnt, und so läßt sich eine zünftlerische Gesetzgebung, soweit der Bundesrat dafür gewonnen werden kann, auf keinen Fall verhindern. Und das schadet auch nichts; denn es giebt kein andres Mittel gegen geistige Epidemien, als daß man sie sich austoben läßt, und das darf die Regierung, solange die davon ergriffnen keine verbrecherischen Mittel anwenden. Überdies ist es an sich kein Unrecht, einem Stande den gesetzlichen Rahmen zu einer Organisation darzubieten; es kommt alles auf die Personen an, die ihn auszufüllen haben, und auf den Geist, in dem er benutzt wird. Die Praxis wird ja zeigen, was an der neuen Organisation brauchbar und nützlich, was verkehrt und schädlich ist, und dann kann man ändern oder einen Neubau aufführen; die Freisinnigen sollten sich also nicht das Odium zuziehen, einen Versuch vereiteln zu wollen, von dem niemand mit Sicherheit voraussagen kann, ob nicht doch etwas gutes dabei herauskommt. Freilich fürchten auch wir, daß mehr schlimmes als gutes herauskommen wird, aber wenn ein Teil der Handwerker nun einmal auf keine andre Weise als durch Schaden klug werden will, so soll mans ihm nicht wehren, und den übrigen Handwerkern, die die freiwillige Zwangsinnung nicht wollen, kann man nur sagen: warum habt ihr euch nicht kräftiger dagegen gewehrt? Das deutsche Land, worin nach den Untersuchungen über die Lage des Handwerks das Kleingewerbe am wenigsten gefährdet erscheint, ist Baden, und in diesem Lande will man von Zünftlerei nichts wissen und ist seit sechzig Jahren nach dem liberalen Rezept verfahren; Gewerbeschulen, Kunstgewerbeschulen, Fachschulen, Lehrlingswerkstätten, Stipendien für Gesellen, Meisterkurse, eine Landesgewerbehalle mit Bibliothek, Förderung des Absatzes durch Gewerbehallen und Ausstellungen, eine zuverlässige Auskunftsstelle für alle Angelegenheiten des Kleingewerbes, gewerbliche Genossenschaften, Arbeitsnachweisanstalten, die, gleich den übrigen genannten Veranstaltungen, vom Staate mit Geld unterstützt werden, das sind die Mittel, die man dort nicht ohne erfreulichen Erfolg angewendet hat.

Überhaupt sind die sozialen und wirtschaftlichen Zustände in Süddeutschland noch gesünder als in Norddeutschland: kein so schroffer Gegensatz zwischen über-

großem Reichtum und bitterer Armut, zwischen reinen Agrar- und reinen Industriegegenden, zwischen Beamtentum und Bürgertum, nicht so viel Großgrundbesitz und so überwiegende Großindustrie, eine gesunde Mischung aller Elemente bei vorherrschendem Kleingewerbe und Bauerntum. Besonders erfreulich aber ist es, daß auch hervorragende Vertreter der höchsten Kreise in dieser bürgerlichen Welt mitten drin stehen, nicht etwa sich bloß manchmal gnädig in sie herablassen, sondern in ihr leben und wirken. Die Worte, die der bairische Thronfolger auf seiner letzten Reise an verschiednen Orten gesprochen hat, sind keine leeren Redensarten, sondern entsprechen den Thaten und der Lebensführung des Mannes; er hat z. B. auch bei frühern Gelegenheiten schon den Landwirten gesagt, daß sie es so machen sollen wie er selbst, der den Ertrag seiner Landgüter erhöht, ohne auf Zölle und andre dergleichen agrarische Mittel zu warten. Auch der Minister von Feilitzsch hat sich in gleichem Sinne ausgesprochen. Unsre Agrarier spotten darüber, daß dieser die Industrie die Nährmutter der Landwirtschaft genannt hat; er habe da Mutter und Tochter miteinander verwechselt. Der Spott ist unbegründet. Wenn man unter der Landwirtschaft den Hauptzweig der Urproduktion versteht, so ist und bleibt sie freilich bis ans Ende der Dinge die Nährmutter aller Menschen und aller ihrer Thätigkeiten, auf der Stufe der Naturalwirtschaft auch die der Gewerbe in jedem Sinne. Aber in unsrer geldwirtschaftlichen Periode tritt der Charakter der Urproduktion bei der Landwirtschaft zurück; sie ist da vor allem ein Gewerbe, das gleich allen andern Gewerben zu dem Zweck betrieben wird, einen möglichst hohen Reinertrag in Geld zu erzielen. Der moderne Besitzer größerer Landgüter befriedigt nur den kleinsten Teil seiner Bedürfnisse und der seiner Leute mit den Erzeugnissen seiner eignen Landwirtschaft; den größten Teil seines Bedarfs kauft er. Und er braucht außerdem noch Geld zu Steuern, zu den Hypothekenzinsen, zu Meliorationen, zu Anstandsausgaben; er braucht selbst dann viel Geld, wenn er gar keinen Luxus treibt. Es giebt aber nur eine einzige Geldquelle für ihn: einen Gewerbestand, der ihm seine Erzeugnisse abkauft; ohne einen solchen ist sein Dasein unmöglich. Versiegte diese Quelle, so müßte er entweder von seiner Scholle herunter, oder er müßte auf das Dasein eines zivilisirten Menschen verzichten und zur Lebensweise des Urwaldansiedlers zurückkehren; ohne Industrie hätte eine für den Markt arbeitende Landwirtschaft gar nicht entstehen können. Demnach hat der bairische Minister vollkommen Recht, wenn er die Industrie die Nährmutter der modernen Landwirtschaft nennt.

Koloniale Phantasien. Dem Aufsatz „Deutsche Kolonisation“ in den Heften vom 8. und 15. April 1897 ist gewiß beizustimmen. Wir möchten aber die Blicke auch einmal anderswohin richten.

Vor etwa zwölf Jahren stand in den Londoner Illustrated News ein interessanter Artikel, der die Möglichkeit einer Vereinigung Hollands mit Deutschland in Betracht zog. Darin war die Befürchtung ausgesprochen, es könnten einst die Sundainseln, Java, Sumatra und wie sie alle heißen, namentlich „die wundervolle Insel Borneo“ an Deutschland fallen und dann das „Smaragden Halsband“ (holländische Bezeichnung der Inselgruppe) „die Krone des deutschen Reiches zieren.“ Ist es nicht bezeichnend, daß die Engländer solche Blicke in die Zukunft werfen, während der Gesichtskreis unsrer Zeitungspresse nicht so weit reicht? Und doch geht uns die Sache schon mehr an. Die Befürchtung des englischen Blattes ist ganz richtig. Holland — das kann wohl nicht bezweifelt werden — hat seine selbständige Rolle in der Geschichte ausgespielt. Dort stagnirt alles, und jene

Kolonien kommen nicht vorwärts. Seit Jahren ist schon eine allmähliche Annäherung Hollands an Deutschland deutlich zu sehen. Auch die Beziehungen zu Transvaal und dem Oranjefreistaat sind ein Beleg dafür. Gehörte doch auch Holland einst zum deutschen Reich, seine Sprache ist nichts andres als eine niederdeutsche Mundart, die nur infolge der politischen Trennung zur Schriftsprache geworden ist. Wenn die weitere Entwicklung dahin führt, wohin sie, wie wir überzeugt sind, führen wird und muß, daß sich Holland in irgend welcher Form an das deutsche Reich anschließt, so fallen uns damit jene großen und reichen Kolonien zu, und es eröffnet sich für uns dort ein weites Feld der Thätigkeit. Die jetzige Generation wird das freilich nicht mehr erleben, aber erst dann, wenn es geschieht, wird aus jenen Kolonien etwas werden. War es nicht ein sehr richtiger Gedanke, in Neu-Guinea noch rechtzeitig die deutsche Flagge zu hissen und so dort Fuß zu fassen?

Wenn von Holland die Rede ist, so liegt es nahe, auch an Belgien zu denken. Wird dieser Staat mit seinen innern zerfahrnen und trostlosen Zuständen noch lange in seiner Selbständigkeit bestehen können? Und kann die Frage nur durch das Schwert entschieden werden, oder wäre es vielleicht doch möglich, daß das Land friedlich geteilt, der wallonische Teil an Frankreich abgetreten würde, und der vlämische wieder an Holland fiele und so mittelbar an Deutschland? Hieran knüpft sich die Frage, was dann aus dem Kongostaate würde. Auch hier wird und muß ein Weg der Verständigung kommen. Auch der Kongostaat mit seinen mächtigen schiffbaren Strömen wird dann zu Deutschland kommen müssen, sodaß der mittlere Teil Afrikas uns zufällt. Das Togogebiet könnte an Frankreich abgetreten werden. Welch ein Gebiet, und welche Zukunft!

Aber zu solchen Zukunftsgedanken haben wir jetzt keine Zeit, wir haben nach Gründen zu suchen, um zwei Kreuzer zu streichen.

Sprachrichtigkeit. Otto Gildemeister versichert in dem ersten Bande seiner Essays, ihm mache ein adjektivisch gebrauchtes „teilweise“ jedesmal Ohrenschmerz, und ein überflüssiges Fremdwort zu gebrauchen, worauf heutzutage Jagd gemacht werde, ist ihm eine Kinderei im Vergleiche mit solchen Mißhandlungen der Muttersprache, die ihren innern Organismus antasten. Öffentlich hat sich von hervorragenden Männern wahrscheinlich seit langer Zeit zuerst Treitschke über diesen Mißbrauch ausgesprochen, als er ihn in seinen Aufsätzen über das Judentum für ein Anzeichen von gänzlicher Verrohung unsers Sprachgefühls erklärte: wer einmal darauf hingewiesen worden sei, sollte eigentlich keiner zweiten Ermahnung mehr bedürfen. An der Hand eines so ausgezeichneten Buches, wie Wustmanns „Sprachdummheiten“ sind, kann jetzt jeder Gebildete über die Fehler, die er in seiner Muttersprache macht, nachdenken lernen (auf daß sie keine Entschuldigung haben), und es wäre ganz überflüssig gewesen, wenn z. B. ich in meiner „Kunst der Rede“ hätte ausführlich über Sprachrichtigkeit handeln wollen. Da ich aber doch an die Kategorie zu erinnern hatte, so schien mir ein Hinweis auf dieses unglückliche „—weise“ für jedermann am überzeugendsten zu sein. Ein Beurteiler meines Büchleins in einer wissenschaftlichen Zeitschrift (er hat also die Voraussetzung für sich, daß er seine Sache kennt, und hat wohl auch die berufsmäßige Aufgabe, ihr Verständnis bei andern zu fördern) findet meine Ansicht über Sprachrichtigkeit „eigentümlich“ und meint dann wörtlich: „Hängt wirklich davon die Korrektheit ab? Das ist ja fast allgemeiner Sprachgebrauch. Der Übergang von Adverbien zu Adjektiven ist in unsrer Sprache ganz gewöhnlich, man denke nur

an fernere Angaben, behendes Klettern, vorhandnes Vermögen, anderweite Mitteilungen und ähnliches.“ Es würde zu weit führen, darzulegen, warum mich diese übrigens sehr verschiednen „Ähnlichkeiten“ nicht verlocken, den allgemeinen Sprachgebrauch mitzumachen, ich könnte auch meinerseits die Empfehlung für „eigentümlich“ erklären. Aber damit würde ich nicht meine wirkliche Empfindung ausdrücken. Denn ich finde es nicht eigentümlich, sondern sogar sehr begreiflich, daß, wer ein solches „teilweise“ nicht in seinen eignen Ohren und Nerven fühlt, in seinem Wissen nach einem Rettungsmittel sucht, um nicht stumpfsinniger zu erscheinen, als jemand, der diese Dinge lange nicht so gut verstehen kann und darf, wie er. Gelehrte Kenner unsrer Sprache haben andre Sorgen, als ihre gebildeten Liebhaber und bessere oder vorsichtige Schriftsteller, und aus welcher dieser Klassen man am besten thäte die Gesetzgeber zu wählen, ist eine noch ungelöste Preisfrage. Das ist einer der Gründe, warum wir Deutschen es niemals zu der allgemeinen Sprachrichtigkeit bringen werden, auf die die Franzosen mit Recht stolz sind. „Es giebt gewiß höhere Dinge, sagt Gildemeister, als Grammatik, Syntax und Stil; man kann, wie der alte Fritz und Blücher, ein großer Mann und ein Held sein und doch schauderhaftes Deutsch sprechen. Die Nation kann sich aber nicht erlauben, was dem genialen Individuum nachgesehen wird.“

Jedes Bestreben in dieser Richtung muß willkommen sein, so auch ein kleines Buch von Hans Probst, das sich Deutsche Redelehre nennt und der „Sammlung Göschen“ angehört. Es leitet in anspruchslosester Form und ohne alle gelehrte Voraussetzungen an zur Anwendung eines guten Ausdrucks. Die Anschauungen des Verfassers sind richtig und seine Anweisungen einfach, klar und praktisch. Vielleicht wird mancher in der Anordnung einiges anders wünschen, aber das macht der eine so und der andre so, und wer ein Buch empfehlen will, der muß sein Besserwissen auch zur rechten Zeit zurückhalten können. Das außerordentlich billige Büchlein kann sehr nützlich wirken. Möchten nur noch recht viele ähnliche geschrieben werden! A. Ph.

Brutal. Ein häßliches Wort, das aber seinen Weg zu machen beginnt. Früher gehörte es zu den sogenannten starken Worten, die man nur ausnahmsweise in den Mund nahm. Es wurde auch nur in tadelndem Sinne gebraucht. Das ändert sich jetzt langsam. In Künstlerkreisen wird es vielfach für stark, schlagend und dergleichen gebraucht. Ein Bild von brutaler Wahrheit, eine brutal hingehauene Skizze, eine brutale Ähnlichkeit. Ein Schnitzwerk ist brutal ornamentirt. Nun wird in der Beilage zur Deutschen Kolonialzeitung Nr. 12 vom 1. Mai d. J. „die brutale Energie der Selbsterhaltung“ als eine der Kräfte gepriesen, durch die das deutsche Volk in dem Kampf der Völker siegen werde. Genügt Energie schon nicht mehr? Es wäre verhängnisvoll, wenn man in Deutschland zu dem Glauben käme, Brutalität sei eine Steigerung der Energie. Brutale Menschen machen sich das weiß; aber das Gegenteil ist wahr.

Litteratur

Das heutige Griechenland. Von Gaston Deschamps. Nach der 5. Auflage des von der Akademie gekrönten Originals. Autorisirte Übersetzung von Dr. Paul Markus. Großenhain und Leipzig, Hermann Starke, o. J.

Griechenland und seine Stellung im Orient. Von Alfred Philippson. Mit einer Karte von Griechenland. (Sonderabdruck aus der Geographischen Zeitschrift von Hermann Hettner.) Leipzig, B. G. Teubner

Wer mag heute noch von Griechenland hören? Vom Unglücklichen redet man nicht gern. Wer so tief gefallen ist, möge sich vollends begraben lassen. Werden die Griechen überhaupt noch einmal etwas zu bedeuten haben in den Dingen Europas? Man denke doch, daß sie schon früher ihre Schulden nicht bezahlen konnten. Und nun noch die Kriegsentschädigung an die Türken, die das Geld auch so nötig haben! Und die reichste Provinz in fremden Händen und vom Krieg verwüstet! Vom Verlust an Ehre, an Ansehen gar nicht zu reden.

Gemach, lieber Leser! Die Griechen leben noch und werden weiterleben. Freilich ist das Volk tief gedemütigt und büßt schwer für die Fehler seiner Führer. Aber die Griechen haben in den Jahrhunderten, wo sie unter dem Joch der Türken überhaupt nichts mehr waren als eine Herde zur Ausbeutung, in Jahrhunderten, deren Geschichte sozusagen verstummt ist, schwereres ertragen und doch den Mut behalten zu einem siegreichen Aufstand, der ihnen die Freiheit wiedergab. Ein Volk stirbt nicht so leicht, wenn es sich nicht selbst aufgiebt, wie jene mythischen Indianer, die sich dem Tode weihen, um nicht länger die Blaßgesichter über sich sehen zu müssen. Auch möge man gerade bei den Griechen nicht vergessen, daß es ein doppeltes Griechenland giebt. Sie selbst sprechen von ἡ ἔσω, ἡ ἔξω Ἑλλάς. Nur das eine ist gefallen, das innere, d. h. das Königreich Hellas, und allerdings nicht mit Glanz. Aber das größere Griechentum der thrakischen, pontischen und kleinasiatischen Küsten, von Epirus und Makedonien, steht aufrecht, wenn auch erschüttert. Die Gelehrten von Athen wollen diesen Griechen die dreifache Volkszahl von dem des Königreichs zuschreiben, das wären neun Millionen Griechen in Griechenland und in der Türkei. Die Schätzung ist wahrscheinlich zu hoch. Doch auf eine Million mehr oder weniger kommt es nicht an. Die Hauptsache ist, daß das „äußere" Griechenland die thätigsten, bildungsfähigsten und auf dem Wege der Europäisirung am weitesten fortgeschrittenen Bestandteile des türkischen Reichs umschließt, die eigentlichen Träger des wirtschaftlichen Verkehrs mit Europa und, zusammen mit den Armeniern, auch des wirtschaftlichen Lebens im Innern. Für Schulen und Kirchen opfert kein Volk des Orients soviel und mit solcher Überzeugung von der nationalen Notwendigkeit dieser Dinge wie das griechische. Gerade diese Mischung des unter allen Bedrückungen nicht nachlassenden Haltens an der Sprache Homers und am Glauben Konstantins mit einem positiven Geschäftssinn, den man amerikanisch nennen möchte, macht die Griechen der Türkei so merkwürdig. Darin liegt aber auch ihre praktische Bedeutung, die nicht gemindert werden kann durch den augenblicklichen Niedergang des Königreichs Hellas. Wir Deutschen, die in der Türkei ein freies Feld für wirtschaftliche und Kulturthätigkeit suchen, haben am wenigsten Grund, den Griechen zu verachten. Wir werden den Griechen brauchen, wo immer wir in der Levante Hand und — Geld anlegen wollen. Dem Türken wird unser Thun bald unbequem werden, nur beim Griechen haben wir Verständnis und Beistand zu erwarten. Sehr gut sagt der Franzose, dessen Buch wir oben genannt haben: Man muß das Kind beim rechten Namen nennen:

„Das byzantinische Reich ist nicht verschwunden. Die Türken haben es zerschlagen, aber keineswegs vernichtet. Die Trümmer schwimmen obenauf und treiben von Ort zu Ort. Diese zerstreuten Inselchen zusammenzufassen, die Einheit wieder herzustellen, das ist der kühne Traum der Griechen.“

Lassen wir also das Griechentum im ganzen nicht die Unfähigkeit der Herrscher von Hellas entgelten. Hören wir endlich auf, mit Bettelvolk, Lügnern, Feiglingen um uns zu werfen. Denken wir an 1806! Es liegt nicht in unserm Interesse, den Glauben zu erwecken, als ob in jedem Deutschen ein Quantum Galle sei, die Gelegenheit suche, sich in Ausbrüchen des Ärgers und der Verachtung zu ergießen. Es liegt auch nicht in unserm Interesse, uns ein Volk zum Feinde zu machen, das die Türken an Kultur ebenso weit überragt, wie diese militärisch voraus sind. Muß den Griechen der Kopf gewaschen werden, so überlassen wir das unsern Diplomaten. Nicht jeder beliebige Zeitungsredakteur hat dazu die sittliche Berechtigung! Können wir aber nicht umhin, ihnen unsre Meinung zu sagen, so wollen wir Grobheiten vermeiden, da sie ihnen nichts nützen und uns nur schaden können. Daran, daß die Griechen Christen sind, darf man im realpolitischen Deutschland wohl gar nicht mehr erinnern? Dem denkenden Betrachter der Zeitereignisse muß es wenigstens gestattet sein, auf die erstaunliche Schwäche des christlichen Mitgefühls bei diesem griechisch-türkischen Konflikt gerade in Deutschland hinzuweisen. Die „Thron- und Altar“presse zeichnete sich durch maßloses Schimpfen auf die Griechen vor der demokratischen und sozialdemokratischen aus. Zwei Dinge, die sie angeblich hochhält, hat sie in ihrem Eifer ganz vermissen lassen: christliches Empfinden und anständigen Ton.

Um so lieber empfehlen wir zwei Werkchen über Griechenland, die von wohlwollenden und gerechten Kennern des Landes und Volks geschrieben sind — seltne Vögel in dieser Sturmzeit. Das eine giebt im feinsten französischen Plauderton Eindrücke und Betrachtungen eines Archäologen, der zugleich scharfer Beobachter und Weltmann ist. Das andre ist eine übersichtliche Darstellung Griechenlands von einem deutschen Geologen und Geographen. Deschamps giebt ein ganzes Buch, Philippson nur ein Heft von 44 Seiten. Deschamps unterhält uns prächtig mit seinen funkelnden Bemerkungen, in denen eine merkwürdige Mischung von Sympathie und Ironie, von fast genial zu nennendem Weitblick und — französischer Borniertheit ist. Hätte er voraussehen können, wie wenig wirksam sich die Reorganisationen erweisen würden, an denen Frankreich so wesentlich mitgearbeitet hat, so wären wohl die Äußerungen seines nationalen Stolzes über diese französische Kulturleistung etwas spärlicher eingestreut worden. So ist aber für uns das Buch doppelt lehrreich, indem es auf der einen Seite Griechenland in vortrefflicher Weise schildert, auf der andern einen Beitrag zur Kenntnis der „sentimentalen“ Politik giebt, von der Frankreich interessanten Nationalitäten gegenüber nun einmal nicht lassen kann. Als wir das Buch gelesen hatten, sagten wir uns: Es ist zwar wunderschön, solche Bücher schreiben zu können, niemand thut es darin den Franzosen gleich. Aber möge der Himmel uns Deutsche bewahren vor dieser ästhetisch spielenden Fälschung des gesunden Urteils und dieser unwahren, mit wertlosem historischen Tand sich eitel aufputzenden Gefühlsschwelgerei in den Völkerbeziehungen. Unwillkürlich fiel uns dabei die Phrase eines „ernsthaften“ französischen Beurteilers der orientalischen Dinge in einem der letzten Hefte der Revue Diplomatique ein: Unsre Traditionen sind im Orient unsre Stärke. Philippsons Darlegungen sind viel anspruchsloser, aber ungemein lehrreich. Er giebt eine anständig geschriebne methodische Schilderung des Landes und Volkes. Jedes Urteil ist bei ihm mit Thatsachen oder Zahlen

belegt. Er verliert nie die Ruhe des wissenschaftlichen Beobachters, wenn er auch im Herzen warm für Griechenland fühlt; er übersieht nicht die Fehler der Griechen. Aber er blickt weiter als die meisten unsrer Tagespolitiker, denen dringend ein Blick in den letzten Abschnitt der Philippsonschen Schrift zu wünschen wäre, wo die Frage beantwortet wird, ob uns Deutschen die Lage des Hellenismus im Orient gleichgiltig sein könne? Wir teilen ganz die Meinung, daß außer den Rumänen nur noch das Griechentum dort im Südosten so viel Kulturkraft habe, daß es sich dem Slawentum gegenüber zu behaupten vermöge, daß also seine Schwächung auch nicht in unserm Interesse liegen könne.

Ein Vermächtnis von Anselm Feuerbach. Vierte Auflage mit einem Verzeichnis seiner Werke. Wien, Gerold, 1897

Anselm Feuerbach war eine echte, von Gott geschaffne Künstlerseele. Das klingt wie eine Phrase, soll aber doch noch mehr bedeuten. Man erwäge folgendes. Er war ein wirklicher Kolorist und genügte dabei in seinem Bemühen, die Natur in Form und Zeichnung zu erfassen, auch den strengsten Ansprüchen der Heutigen. Außerdem war er ein Erfinder, ein Dichter unter den Malern. Seine Vorbilder waren die Venezianer, namentlich Paolo Veronese, aber er strebte nach einem eignen Stil: Medea, Iphigenie usw. Das konnte und kann man noch jetzt aus seinen Bildern sehen. Aber wie gebildet er war, wie sehr seine Phantasie und sein Schönheitsdrang unter der Kontrolle eines klaren, auf vielerlei Kenntnisse gestützten Urteils stand, das lernt man erst aus diesem kleinen Buche, tagebuchartigen Aufzeichnungen und Stellen aus Briefen, meist an seine Mutter. Selten hat sich ein Künstler so erschöpfend und interessant über seine Kunst ausgesprochen. Wie klein erscheinen gegen ihn die vielen Suchenden, Skizzirenden usw., von deren Versuchen die Kunstkritik jetzt so viel Aufhebens macht! Was wird von ihnen übrig sein nach einem Menschenalter? Ihm aber hat die Geschichte seinen Platz angewiesen. Das Buch scheint gerade jetzt sehr lesenswert, und wenn nicht zahlreiche Menschen derselben Ansicht wären, so hätte es nicht die vierte Auflage erlebt. Er selbst hatte die feste Zuversicht, daß seine Lebensarbeit einmal anerkannt werden würde, und den wenigen, die nicht das Vertrauen zu ihm verloren, namentlich seiner alten Mutter, dankt er dafür in den rührendsten Ausdrücken. Jetzt sind seine Bilder in den großen öffentlichen Sammlungen und im festen Besitz weniger bevorzugter Kenner, im Kunsthandel sind kleine Skizzen von ihm selten und gesucht. Feuerbach hat seine Stellung unter den Malern, die in der Formensprache einer frühern Zeit eigne Gedanken auszudrücken suchen. Wer das für möglich hält, der wird ihn immer mit Erfolg studiren: er ist ebenso wenig nachahmender Kostümmaler, wie platter Photograph der Natur. Sein Ideal liegt dazwischen, und es ist hoch genug, um die Mühe unsers Betrachtens zu lohnen.

Warum mußte das Leben des reichbegabten Mannes (1829 bis 1880) so unglücklich sein? Seine Anfänge in Düsseldorf und Karlsruhe waren vielversprechend, und nach Antwerpen und Paris ging er zu rechter Zeit, um zu lernen, was man in Düsseldorf nicht verstand, Farbe. Italien, wohin er zuerst mit Viktor Scheffel kam (erinnert sich vielleicht der Leser des Vorworts zum Ekkehard?), vor allem Rom wurde dann seine wahre Heimat (1855 bis 1873). Dort hatte er, was er suchte, und eine Arbeit drängte die andre, und seine Seele war von immer neuen Entwürfen erfüllt. Aber als man die äußere Welt verteilte, war der Poet zu kurz gekommen. Mit dem Aufwand, den seine groß angelegten Bilder für

Atelier, Modell und Material notwendig machten, konnten die Aufträge nicht Schritt halten. Einzelne Gönner fanden sich (Schack), aber im ganzen erhielt sich der Künstler doch nur mit genauer Not. Seine angeborne Vornehmheit und eine gewisse Sprödigkeit, auch einzelne Intriguen, die ja niemals fehlen, wo etwas Gutes in die Höhe will, erschwerten weiter seinen Weg. Da mußte er eine Berufung nach Wien als ein Glück ansehen, nun hatte er zu leben, und große Aufträge brachte seine Stellung als Akademieprofessor mit sich. Aber diese Jahre (1873 bis 1876) wurden sein Unglück. Nach Wien paßte Makart, er nicht. Darin liegt fast alles. Was folgte, ist bloß noch traurig. Er ging nach Nürnberg und wieder nach seinem geliebten Italien. Sein letztes Bild malte er 1879, das Konzert in der Berliner Nationalgalerie. Als Probe des Ausdrucks mögen einige Sätze aus einem Stücke: „Die Deutschen in Rom" abgekürzt hier stehen: „In der Regel mit wenig Geld, aber im Vollgefühl seiner kulturgeschichtlichen Wichtigkeit, tritt der gelehrte Deutsche einer tausendjährigen Kultur gegenüber. Wir sehen ihn mit dem Strohhut im Winter, den unvermeidlichen Plaid über die Schulter geworfen, Kleider und Stiefel nach dem schlechtesten Modell, wie er verlegen triumphirend einherschreitet: jeder Schritt klassischer Boden. Er hat alles vorher gewußt, nur besser, als es Frau Historia zu stande gebracht. Will es ihm aber etwas unheimlich zu Mute werden und die Zuversicht ins Wanken kommen, dann macht er sich auf, um sie im kältern Deutschland wieder auf die Beine zu bringen. — Von einer Tagestour zurückgekehrt, treten etwa fünf nicht mehr junge Leute, die heute wohl sämtlich angestellte Professoren in Deutschland sind, in sehr gehobner Stimmung, die Hüte mit Kränzen umwunden, geräuschvoll in eines der feinern römischen Restaurants ein. Sie teilen sich ihre Ansichten mit, streiten über dies und jenes, dazwischen den Kellnern ihre Befehle zurufend. Der Saal hallt wieder von ihren lauten Stimmen. Die müssen halb verrückt sein, flüstert ein Italiener mir zu. Um nicht gesehen zu werden, drücke ich mich in die Ecke." So, in die Ecke gedrückt, erinnere ich mich, den Mann mit seinen schwermütigen Gesichtszügen an manchem Abend in jenen Jahren in dem damaligen Café Carlo gesehen zu haben; zu den „halbverrückten" habe ich freilich niemals gehört. A. Ph.

Bilderatlas zur Geographie von Europa. Mit beschreibendem Text von Dr. Alois Geistbeck. Leipzig und Wien, Bibliographisches Institut, 1897

Dieses billige Buch ist eines der hübschesten Hilfsmittel für geographische Bildung, die uns je in die Hand gekommen sind. Daß ein Verlag wie das Bibliographische Institut über eine große Menge guter Holzschnitte von Landschaften, Städtebildern, Haustypen und wegen ihrer geographischen Verbreitung merkwürdigen Pflanzen und Tieren verfügt, ist selbstverständlich; gegen zweihundertfünfzig davon sind hier länderweise geordnet und vereinigt worden. Der Stoff für die einleitenden Textkapitel ist geschickt ausgewählt und nicht nur gewandt, meist als lebendige Schilderung eines Reisenden, sondern wirklich gut dargestellt. Physikalische Bedingungen, geschichtliche Entwicklung und heutiger Charakter von Landschaften und Städten kommen gleicherweise zu ihrem Rechte.

Für die Redaktion verantwortlich: Johannes Grunow in Leipzig
Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig. — Druck von Carl Marquart in Leipzig

Die Kreuzboten
Zeitschrift
für Politik, Literatur und Kunst.
Redigirt
von
Dr. Ed. Jacobi.
Preis pro Quartal 1 Thlr. 15 Sgr.
Berlin, Verlag der Kreuzboten.
Expedition: Kommandantenstraße No. 77.
1858.

Die neue Verfassung für Oberösterreich wurden

Die Verfassung für Oberösterreich wurden

Kundmachung

Kundmachung

Die neue Verfassung für Oberösterreich

Die neue Verfassung für Oberösterreich

Kundmachung

Kundmachung

Das humaniſtiſche Gymnaſium und die Gegenwart*)

Viermal ſeit der Reformation hat ſich das deutſche Bildungsideal gewandelt, genau entſprechend den wechſelnden Verhältniſſen der Zeiten, und ebenſo oft haben die höhern Schulen Deutſchlands die ihnen zu Gebote ſtehenden Bildungsmittel einer Prüfung unterzogen und bald dies, bald jenes in ihrer Auswahl oder in der Art ihrer Verwendung geändert. Im ſechzehnten Jahrhundert, im Jahrhundert der Reformation, da das kirchliche Intereſſe in der Form des ſtreng geſchloſſenen Konfeſſionalismus bei weitem überwog, und ein wirkliches, kraftvolles Nationalgefühl nirgends vorhanden war, da war das Bildungsideal der theologiſch-humaniſtiſche Gelehrte, der ſich dem Dienſte der Kirche, der Schule, einer Stadtgemeinde, eines Fürſten widmete, und der als Beſitzer einer weſentlich fremden, lateiniſchen Bildung, als Mitglied einer geiſtigen Ariſtokratie — und wenn es der dürftigſte Schulmeiſter einer Lateinſchule war — von ſeiner Höhe geringſchätzig auf die große Maſſe ſeiner ungelehrten Landsleute herabſah. Nachdem der dreißigjährige Krieg die Zuſtände, aus denen dieſes Bildungsideal hervorgegangen war, gründlich zerſtört hatte, trat ein ganz andres an ſeine Stelle: das war der gewandte, möglichſt vielſeitig gebildete Weltmann, der „galante politicus.“ Denn über dem altſtändiſchen, kirchlich geſchloſſenen Staate erhob ſich der abſolute fürſtliche Staat, der die einzelnen Stände dem Willen des Fürſten und den Intereſſen des Ganzen beugte, mit einer Maſſe veralteter Rechte und Überlieferungen kraft des „Vernunftrechts“ kurzer Hand aufräumte und die konfeſſionellen Gegenſätze vornehm zu ignoriren begann. Indem nun der Adel, um ſeine politiſche Selbſtändigkeit

*) Aus der Rede unſers Mitarbeiters Profeſſor Dr. O. Kaemmel bei dem Gedenkfeſt der Nikolaiſchule zu Leipzig am 21. und 22. Mai d. J.

gebracht, in den Dienst dieses Staats trat und damit seine alte Macht in viel wirksamerer Form zurückgewann, stellte er das ihm in seiner neuen Aufgabe entsprechende Bildungsideal auf und nötigte es auch den Gelehrtenschulen auf, wenn sie nicht den Zusammenhang mit dem Leben gänzlich verlieren und ganz hinter den neuen Ritterakademien zurücktreten wollten. Aber dieser fürstliche Staat gründete sich so ausschließlich auf Heer und Beamtentum, er betrachtete das ganze Volk so sehr nur als Regierungsobjekt, er verstattete ihm so wenig thätigen Anteil am Staate, daß er sich die Gebildeten innerlich völlig entfremdete, und sie allmählich jedes Verständnis und jede Teilnahme für das Leben des sie umschließenden Staats verloren. Da es nun eine deutsche Nation in unserm Sinne noch gar nicht gab, und da sich um die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts zum erstenmale die antike Hellenenwelt in Kunst und Dichtung ohne römische Einkleidung vor den entzückten Augen der Deutschen entfaltete, so stieg ein neues Bildungsideal empor: der philosophisch-ästhetisch gebildete Weltbürger, der, hoch erhaben über das kleinliche alltägliche Treiben ringsum, in sich die „reine Menschlichkeit" zu verwirklichen strebte, deren Urbild er im Griechentum sah, und sich als Glied nicht seines Volks, sondern einer großen, stillen, über die ganze gebildete Welt sich erstreckenden Gemeinschaft fühlte. Aus dieser Geistesrichtung ergab sich die wundergleiche Blüte unsrer klassischen Litteratur mitten in dem traurigsten Niedergange unsers alten Reichs und in einer schweren europäischen Krisis, die den Weltteil bis in seine Grundfesten erschütterte, aber auch die innere Wehrlosigkeit unsrer gebildeten Kreise gegenüber der einbrechenden Fremdherrschaft. Erst als in dem größten deutschen Staate aus den alten stolzen Traditionen und aus dem menschlichen Zorn über die Unterdrückung die Vaterlandsliebe kraftvoll aufstieg und auch die Gebildeten mit sich fortriß, gelang die Befreiung; doch die nachfolgende matte Zeit war nicht geeignet, das alte, hohe Bildungsideal durch ein neues zu verdrängen, es eroberte vielmehr im Zeichen des „Neuhumanismus" auch unsre höhern Schulen. Aber als sich nun doch das politische Interesse gerade der Gebildeten kräftiger und kräftiger regte, als sich mit der Bewunderung des klassischen Altertums das innige Versenken in die Tiefen des eignen Volkstums verband, als die Gelehrten die Führer im Kampfe um unsre Einheit wurden, und als endlich nicht sie, aber Staatsmänner und Helden dies Ideal verwirklichten, das sie aufgestellt hatten, da mußte sich auch das deutsche Bildungsideal ändern. Heute ist es der wissenschaftlich gebildete wehrhafte Staatsbürger, denn wir haben jetzt den nationalen, monarchisch-konstitutionellen Staat, der sich auf das lebendige Interesse und die werkthätige Teilnahme seiner Glieder, vor allem der gebildeten Stände, gründet.

Ist es da nun nicht merkwürdig, daß die Gymnasien durch alle Wandlungen ihrer Aufgaben hindurch an der antik-klassischen Grundlage ihres Unter-

richts feſtgehalten und ſie nur immer nach den wechſelnden Bedürfniſſen modifizirt haben? In den beiden erſten Perioden trat das Griechiſche ſo vollſtändig in den Hintergrund, daß es etwa dieſelbe Stellung einnahm wie heute das Hebräiſche, als ein Hilfsmittel zum Verſtändnis des bibliſchen Urtextes; im Mittelpunkte des geſamten Unterrichtsbetriebes ſtand das Lateiniſche. Denn der alleinige Zweck des altklaſſiſchen Unterrichts war die „Imitation," die Nachbildung der lateiniſchen Schriftſteller in Vers und Proſa, ſie wurden alſo ausgewählt und geleſen ſchlechthin nur als Stilmuſter; der Inhalt war nur da, um rethoriſch und poetiſch verwendbare Themen und Beiſpiele zu liefern. Erſt in der zweiten Periode, in der Zeit des weltmänniſchen Bildungsideals, trat, wenigſtens an vielen Schulen, neben die lateiniſche als gleichberechtigt die deutſche „Oratorie", der deutſche Aufſatz und die deutſche Verſifikation, als Erforderniſſe für den „galanten" Weltmann, und während im ſechzehnten Jahrhundert von einem ſelbſtändigen Unterricht in den Realien noch kaum die Rede geweſen war, drangen dieſe im ſiebzehnten aus praktiſchen Gründen, als unentbehrliche Rüſtſtücke für den politicus, in breitem Strome in die Schulen ein, aber allerdings nur in die wahlfreien „Privatlektionen." Wie genau entſpricht beides den verſchiednen Bildungszwecken ihrer Zeit! Wie anders ſeit der zweiten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts! Da das Hellenentum als die Verwirklichung reinen Menſchentums galt, ſo mußte das Griechiſche faſt ebenbürtig neben das Lateiniſche treten, und die alten Autoren wurden nicht mehr weſentlich als ſtiliſtiſche, rhetoriſche und poetiſche Vorbilder geleſen, am wenigſten die griechiſchen, ſondern um durch ſie „in den Geiſt des klaſſiſchen Altertums einzuführen"; ſie waren nicht mehr Gegenſtände der Nachahmung, ſondern des Studiums. Nur im Lateiniſchen hielt auch dieſe Zeit noch an der Imitation feſt, doch nicht mehr aus praktiſchen Gründen, denn dieſe waren verſchwunden, ſeitdem das Lateiniſche aufgehört hatte, die diplomatiſche Sprache und die ausſchließliche Sprache der Wiſſenſchaft zu ſein, ſondern nur noch als Mittel der geiſtigen Gymnaſtik, des logiſchen Denkens im Reden und Schreiben, in Vers und Proſa. Zugleich aber wurden die Realien aus wahlfreien Fächern Pflichtfächer, ihrer wachſenden wiſſenſchaftlichen Durchbildung und praktiſchen Wichtigkeit gemäß, und auch die neuern Sprachen verlangten ihre Rechte, je lebendiger ſich der Völkerverkehr geſtaltete.

Doch allzuviel hatte dieſe Zeit vereinigen wollen, und darum wurde die Aufgabe allmählich unlösbar. Und da jeder praktiſche Zweck der lateiniſchen Imitation, den doch alle frühern Zeiten ſtets im Auge behalten hatten, verſchwunden war, der andre, die ſprachliche und logiſche Übung, in der Mutterſprache zu erreichen war, ſo kam in unſern Tagen eine letzte Wendung. In der Schule ſiegte endgiltig die „Sachphilologie" über die „Wortphilologie." Inwiefern der Purismus in der praktiſchen Anwendung des Lateiniſchen, der ſich aus der immer tiefer eindringenden wiſſenſchaftlichen Erkenntnis der

Sprache ergab, aber den Lehrern und Schülern jede Unbefangenheit in dem ſonſt doch ganz natürlichen Schreiben und Sprechen des Lateiniſchen verdarb, zu dieſer Wendung beigetragen hat, bleibe hier unerörtert. Genug, ſie iſt eingetreten, und ein Rückwärts giebt es nicht mehr. Für uns ſind die klaſſiſchen Sprachen neben der fortdauernden, weil unvergänglichen formalen Bedeutung im weſentlichen Mittel, das antike Leben aus ſeinen Quellen kennen zu lernen, uns hiſtoriſch zu orientiren. Gerade deshalb müſſen ſie recht gründlich gelernt werden, damit die Lektüre nicht zur Qual und ihr Zweck nicht verfehlt werde. Denn für den heutigen gebildeten Deutſchen iſt in der That die Hauptſache die Orientirung in der ihn umgebenden Menſchenwelt und in der Natur; iſt doch der Zuſammenhang des Einzelnen mit dem Ganzen ſtärker als je geworden, und um ſich nur überhaupt hier zurechtzufinden, um ſich ein richtiges Urteil als Grundlage eines richtigen Handelns zu bilden, muß er ſich ein Maß ſachlichen Wiſſens aneignen, das frühere Jahrhunderte nicht gefordert haben. Daher auch die immer ſtärker auftretende Forderung, durch Anſchauungsmittel den alten klaſſiſchen und hiſtoriſchen Unterricht zu immer größerer Lebendigkeit zu entwickeln, unſern Schülern ſtatt bloßer Worte und Begriffe ein Bild des Gegenſtandes zu geben. Die Sachkenntnis alſo, das Wiſſen ſteht für uns im Vordergrunde, die formale Gewandtheit als Ziel iſt für uns ungenügend, obwohl ſie nicht fehlen darf, aber die rhetoriſchen Krücken früherer Tage haben ihren Wert für uns verloren, denn wir fordern eine klare Darſtellung, die ſich aus der Sache natürlich ergiebt, für künſtliche Rhetorik haben wir den Sinn eingebüßt. Rem tene, verba sequentur, ſagte ein praktiſcher römiſcher Staatsmann, M. Porcius Cato, in einer Zeit, da die Künſte der griechiſchen Beredſamkeit auch in Rom eindrangen, und Goethes Fauſt entgegnet dem Satze des büchergelehrten Stubenhockers Wagner:

Allein der Vortrag macht des Redners Glück

ganz modern:

Es trägt Verſtand und rechter Sinn
Mit wenig Kunſt ſich ſelber vor.

Wer alſo heute von uns fordert, daß wir in erſter Linie Philologen bilden ſollen, wer unſre Schüler ausſchließlich beurteilt nach lateiniſcher und griechiſcher Grammatik, wer nicht vielmehr in erſter Linie fragt: wie haſt du deinen Schriftſteller verſtanden? der legt einen falſchen, veralteten Maßſtab an unſre Leiſtungen, der thut uns alſo Unrecht, denn das können, wollen und ſollen wir gar nicht mehr leiſten.

So ſteht es heute. Es iſt der Abſchluß einer langen Entwicklungsreihe. Manchem, auch manchem Lehrer, mag dieſe Anerkennung ſchwer werden, doch ſie iſt unvermeidlich, wenn nicht das Gymnaſium geſchädigt werden und in

die Gefahr kommen ſoll, den lebendigen Zuſammenhang mit der Zeit zu verlieren, eine Gefahr, die vor zweihundert Jahren den Lateinſchulen ernſthaft drohte.

Aber nun — und dieſe Frage wird zagend von manchem geſtellt — wie wird ſich die Zukunft geſtalten? Wird ſie nicht auch das beſeitigen, was wir heute noch als das dem humaniſtiſchen Gymnaſium Eigentümliche feſthalten: die philologiſch-hiſtoriſche Grundlage unſrer Bildung? Wird ſie nicht etwa zur „Einheitsſchule“ mit einheitlichem modernſprachlichem Unterbau übergehen, die ja auch bei uns hie und da bereits in das Stadium des Verſuchs getreten iſt? Nun, bis jetzt haben wir hier in Sachſen weder das Latein nach Untertertia noch das Griechiſche nach Unterſekunda verlegt, noch mit dem Franzöſiſchen, gegen das wenigſtens die ſächſiſche Zunge eine gewiſſe Abneigung hat, in Sexta begonnen, noch ein Bedürfnis empfunden, die Weltgeſchichte „in aufſteigender Linie,“ d. h. rückwärts zu lehren, und uns ſelbſt der Wirtſchaftsgeſchichte und Bürgerkunde gegenüber noch etwas kühl verhalten. Und das thun wir wirklich nicht nur, weil es das Regulativ ſo vorſchreibt, auch nicht etwa, weil wir es bequem fänden, im alten Schlendrian fortzuwandeln, auch nicht aus ſchulmeiſterlicher Pedanterie, oder wie ſonſt die Koſenamen wohl zu lauten pflegen, ſondern ganz ernſthaft aus ehrlicher Überzeugung. Ja wir glauben ſogar der Jugend, dem Vaterlande und ſeiner Zukunft einen großen Dienſt zu erweiſen, wenn wir einer ſtarken Zeitſtrömung nicht folgen, nicht den Sprung ins Dunkle wagen, nicht aufgeben, was, einmal verloren, ganz gewiß nicht wiederzugewinnen wäre. Wir meinen ſogar, daß gerade die philologiſch-hiſtoriſche Grundlage unſrer Gymnaſialbildung ein gewiſſes Gegengewicht gegen manche gefährlichen Einſeitigkeiten unſrer Zeit bilden könne, die überwunden oder mindeſtens gemildert werden müſſen, wenn unſer Volk nicht ſchweren Schaden leiden ſoll.

Dem banauſiſchen amerikaniſirenden Nützlichkeitszuge gegenüber iſt ſchon die eingehende, jahrelange Beſchäftigung mit Dingen, die keinen unmittelbaren Nutzen gewähren, ſondern von der Rückſicht auf künftige praktiſche Verwertung weit abliegen, wichtig, denn ſie fördert den Sinn für das Ideale. Kann ſie doch auch gegenüber der Überſchätzung der ungeheuern techniſchen Fortſchritte in unſrer Zeit lehren, daß die geiſtige und ſittliche Größe eines Volkes von dieſen Dingen durchaus nicht abhängt. Sodann kann für den modernen Menſchen, der beſtändig in verwickelten und künſtlichen Zuſtänden lebt, der fortwährend von einem ungeheuern zerſtreuenden Vielerlei in Anſpruch genommen wird und kaum zur Einkehr in ſich ſelbſt, zu ruhiger Vertiefung kommt, nichts wertvoller ſein, als ſich wenigſtens eine Zeit lang in ernſter Arbeit in eine Welt zu verſenken, die all dieſer unruhigen Vielſeitigkeit ganz fern ſteht, in eine Welt von verhältnismäßig einfachen, natürlichen, leicht überſehbaren Lebensbedingungen, auf die noch nicht die ungeheure Laſt einer mehrtauſendjährigen Kultur drückte, die noch die Friſche und Freude des erſten

Wagens und Gelingens empfand, die naiv, nicht reflektirt handelt, wie die Griechen in ihrer großen Zeit.

Wenn von tausendjähr'ger Last
Du dich willst befreien,
Gehe bei Homer zu Gast,
Der wird dich erneuen!

Und ist es denn ein Zufall, daß unsre klassische Litteratur mit der Entdeckung des echten Griechentums aufging, daß alle unsre großen Dichter sich in das klassische Hellenentum versenkten, daß Lessing zuerst die Größe eines Homer und Sophokles erkannte, Schiller sehnsüchtig die „Götter Griechenlands" dichtete und so feinsinnig das tiefste Herzensgeheimnis der Griechen erkannte, wenn er im „Siegesfeste" seinen Neoptolemos sagen ließ:

Von des Lebens Gütern allen
Ist der Ruhm das höchste doch,

daß Goethe sein schönstes Drama einem griechischen Gegenstande widmete und selbst jahrelang im sonnigen Süden verweilte, wo es ihm für das Verständnis Homers „wie Schuppen von den Augen fiel"? Ist es ein Zufall, daß der deutsche Historiker, in dem die stärkste nationale Leidenschaft glühte, H. v. Treitschke, den Hellenen so warme Teilnahme schenkte, obwohl er niemals über griechische Geschichte geschrieben hat? Sie alle fühlten und wußten, daß unsrer nordischen Natur, unsrer Schwerfälligkeit, unsrer Neigung zum düstern Grübeln, unsrer mangelhaften ästhetischen Anlage als Ergänzung nichts notwendiger ist als etwas von südlicher Leichtlebigkeit, von südlicher Lebensfreude, von südlichem Schönheitssinn. Und darum ist es ein tiefberechtigtes Bedürfnis, wenn jetzt, wo die klassischen Stätten so leicht zu erreichen sind, auch der Gymnasialphilologe gern nach dem Süden zieht, und man soll das fördern und nicht erschweren, es ist für alle überhaupt empfänglichen Naturen das beste Mittel gegen alle schulmeisterliche Pedanterie und allen formalistischen Zopf. Denn wer einmal im purpurvioletten Abendsonnenglanze auf dem Monte Testaccio gestanden hat, das weite Rom zu Füßen und ringsum am Horizont die feinen Gebirgslinien vom zackigen Soracte bis zum Mons Albanus, dem Monte Cavo, wer von dem Forum in Pompeji nach den eleganten, stolzen Umrissen des rauchenden Vesuvkegels und hinüber nach den scharfen Kämmen der Halbinsel von Sorrento geschaut hat, wer das blaue Südmeer durch die goldbraunen Säulen des majestätischen Poseidontempels von Pästum hat leuchten sehen, oder wer gar am Fuße des Parthenon von der Akropolis aus den Blick hat schweifen lassen über den silbergrauen Olivenwald der attischen Ebene, über Salamis und die fernen Bergzüge des Peloponnes und den glänzenden Meeresspiegel dazwischen, in dessen Seele schimmert zeitlebens etwas von dem Sonnenglanze des Südens, und ihm wird klar, daß das Altertum dort

Digitized by Google

nichts Abgeſchloſſenes und Totes iſt, ſondern ein lebendiges Stück der Gegenwart, und daß die Menſchen, die heute dort wohnen, in hundert Zügen das Erbe ihrer Väter tragen, trotz der Jahrtauſende, die dazwiſchen liegen. Das bleibt ihm, wenn er wieder daheim auf dem Katheder ſteht, und es wird, wenn er der Mann dazu iſt, auch einen Abglanz in die Seele ſeiner Schüler werfen.

Aber noch mehr. Nichts iſt geeigneter, die Hoheit des chriſtlichen Sittenideals und der chriſtlichen Weltanſchauung klarer zu zeigen, als der Vergleich mit dem, was die edelſten Denker des Altertums in angeſtrengtem Forſchen erſtrebten und ahnten, ohne es zu erreichen, und nichts kann beſſer all den philoſophiſchen Modethorheiten unſrer Tage, dem Atheismus, Peſſimismus, Materialismus und wie ſie alle heißen, entgegenwirken, als dieſe Überzeugung. Nichts kann beſſer ſchützen gegen den Vorwitz, als ob der Menſch, der es ja allerdings ſo herrlich weit gebracht hat, „bis an die Sterne weit," überhaupt fähig ſei, bis in den Kern der Dinge vorzudringen, und mehr zur Beſcheidenheit erziehen, als die Wahrnehmung, daß wir den tiefſten Problemen, dem Urſprung des Lebens, dem Weſen der Seele, dem Weſen der Naturkräfte heute genau ebenſo ratlos gegenüberſtehen wie die ioniſchen Naturphiloſophen, und daß noch heute das Wort des Apoſtels gilt: „Unſer Wiſſen iſt Stückwerk." Nichts endlich kann wirkſamer die Neigung bekämpfen, nach dem ſchlechten Vorbilde der franzöſiſchen Revolution mit der Vergangenheit zu brechen und einen Neubau aufzuführen nach den Bedürfniſſen und Launen des flüchtigen Augenblicks, als die Pflege des geſchichtlichen Sinnes für den großen Zuſammenhang aller menſchlichen Dinge und aller Zeiten und die Pietät vor dem Gewordnen. Denn der Menſch iſt nicht nur ein *ζῶον πολιτικόν*, ſondern auch ein *ζῶον ἱστορικόν*.

Heimatſchutz

(Schluß)

In ſeinem klaſſiſchen Buche „Land und Leute" ſagt W. H. Riehl: „Es iſt eine matte Defenſive, die die Fürſprecher des Waldes ergreifen, wofern ſie lediglich aus ökonomiſchen Gründen die Erhaltung des gegenwärtigen Waldumfangs fordern. Die ſozialpolitiſchen Gründe wiegen mindeſtens ebenſo ſchwer. Der Menſch lebt nicht vom Brot allein. Auch wenn wir keines Holzes mehr bedürften, würden wir doch noch den Wald brauchen. Brauchen wir das dürre Holz

nicht mehr, um unsern äußern Menschen zu erwärmen, dann wird dem Geschlecht das grüne, in Saft und Trieb stehende zur Erwärmung seines inwendigen Menschen umso nötiger sein. In unsern Walddörfern sind unserm Volksleben noch die Reste uranfänglicher Gesittung bewahrt, nicht bloß in ihrer Schattenseite, sondern auch in ihrem naturfrischen Glanze. Nicht bloß das Waldland, auch die Sanddünen, Moore, Heiden, die Felsen- und Gletscherstriche, alle Wildnis und Wüstenei ist eine notwendige Ergänzung zu dem kultivirten Feldland. Es gehört zur Kraftentfaltung eines Volkes, daß es die verschiedenartigsten Entwicklungen gleichzeitig umfasse. Ein durchweg in Bildung abgeschliffnes, in Wohlstand gesättigtes Volk ist ein totes Volk, dem nichts übrig bleibt, als daß es sich mitsamt seinen Herrlichkeiten verbrenne wie Sardanapal. Der ausstudirte Städter, der feiste Bauer des reichen Getreidelandes, das mögen Männer der Gegenwart sein, aber der armselige Moorbauer, der rauhe, zähe Waldbauer, das sind die Männer der Zukunft. Rottet den Wald aus, ebnet die Berge und sperrt die See ab, wenn ihr die Gesellschaft in dem gleichgeschliffnen Universalismus der Geistesbildung nivelliren wollt. Ein Volk muß absterben, wenn es nicht mehr zurückgreifen kann zu den Hintersassen in den Wäldern, um sich bei ihnen neue Kraft des natürlichen rohen Volkstums zu holen."

Als Riehl vor mehr als vierzig Jahren diese Worte schrieb, konnte er hinzusetzen: „Freuen wir uns, daß es noch so manche Wildnis in Deutschland giebt." Was hat in dieser kurzen Spanne Zeit der Vernichtungskampf, den das moderne Leben nicht nur gegen die Mauern, die Straßen, die Häuser unsrer Ahnen, sondern vor allem gegen die wilde Natur führt, hingemordet, in einem Umfang, wie es niemand damals nur von fern ahnen konnte! Und nicht nur die sogenannte „wirtschaftliche Erschließung" sorgt dafür, daß bald auch der entlegenste Winkel deutscher Berge und Heiden nicht mehr für Hinterland im Riehlschen Sinne wird gelten können, sondern ebenso sehr die modische Reise-, Touristen- und Sommerfrischlerwirtschaft unsrer Zeit. Es liegt eine erschreckende Wahrheit in der Äußerung jenes Laufenburger Bürgers: „Entweder Fremde oder Fabriken." Die Spekulation der Gastwirte, mit oder ohne Unterstützung strebsamer Bürgermeister, bringt es zuwege, daß nirgends ein Wasserfall, ein schönes Stück alten Waldes, eine charakteristische Felsgruppe der Gier der Ausbeutungshelden entgeht. Aber wie bringt sie es zuwege! und um welchen Preis! Eichendorff singt:

Es duftet still die Frühlingsnacht,
Und rauscht der Wald vom Felsenrand,
Obs jemand hört, ob niemand wacht —

und so soll es sein! Wird aber erst überall die Lärmtrommel geschlagen, handelt es sich um nichts mehr, als um eine Reihe effektvoller Schaustücke

der Natur, für das große Publikum appretirt, so ist es aus mit der jungfräulichen Schönheit der Erde. Für dieses Parademachen vor den Touristen sind leider auch die Forstbehörden meistenteils zu haben, und sie meinen etwas wunder wie lobenswertes damit zu thun. Wie sollten sie auch nicht? Schreit ihnen doch die ganze Welt denselben Gassenhauer in die Ohren von der Beglückung durch Fremdenverkehr und dem Spekuliren mit Naturschönheit.

Noch vor gar nicht langer Zeit, wo der Harz und der Thüringer Wald schon von Großstädtern überschwemmt waren und in ihren besuchtern Teilen alle Widerwärtigkeiten aufwiesen, die mit dieser Ehre verbunden sind, schien der Schwarzwald noch kaum berührt von eigentlicher Fremdenindustrie. Jetzt hat auch hier die Pestilenz der sogenannten Kultur einen der fruchtbarsten Boden gefunden — einem Meltau gleich, der alles grünende, sprossende Gewächs überkriecht und krank macht. Wie im übrigen Deutschland, so auch hier, bieten sich Städte, Dörfer, Thäler, Berge als Aufenthalts- oder Kurorte in Zeitungsannoncen und auf bunten Prospekten, in Gasthäusern und auf Bahnhöfen feil, zählen alle ihre Reize, materielle, ästhetische und „historische" der Reihe nach auf, rechnen den Leuten vor, wie bequem, für wie billiges Geld das alles zu haben sei, für ein paar Stunden oder zu dauernder Niederlassung — kurz: die gemalten Dirnen, die auf jenen Anpreisungsbildern nicht zu fehlen pflegen, sind die völlig entsprechenden Aushängeschilder, um dies schamlose Treiben mit dem rechten Namen zu bezeichnen. Statt schlichter Gasthäuser, die schlichten Reisenden erfreulich sein würden, überall geleckte Hotels, meist mit großstädtisch „gebildeten" Wirten und großstädtischen Kellnern, damit den geehrten Besuchern nur ja nichts von dem gewohnten Jargon ihrer Lebensweise fehle. Und das alles nicht nur im Anschluß an vorhandne Ortschaften, sondern auch — nach dem garstigen Beispiel der Schweiz mit ihren Engländerkasernen und Lawntennisplätzen angesichts des ewigen Schnees — als Pensionen und Luftkurorte mitten in die Einsamkeit der Berge und Bergseen hineingebaut. Dazu dann natürlich rings umher promenadenartig gepflegte Wege, Ruhebänke, Pavillons und Aussichtstürme. Ruinen aber müssen, wenn nicht durch eine angeklebte Wirtschaft, so doch wenigstens durch eine Flaggenstange dem Empfinden der „gebildeten Gesellschaft" näher gerückt werden. Ja kürzlich ist man in Schwaben so geschmackvoll gewesen, gar einen eisernen Aussichtsturm in das Burggemäuer des Hohenhöwen hineinzupflanzen, der dann zum großen Jubel der Umgegend feierlich eingeweiht wurde. Daß die üblichen Postkarten mit Bildern der Sehenswürdigkeiten nicht ausbleiben, versteht sich von selbst — die meisten so elend, daß sie für den Ofen gerade gut genug sind, andre nicht schlecht genug zum wegwerfen, zu schlecht zum behalten, wie so unzähliges unter den Erzeugnissen unsrer Tage. Aber es werden ja schon eigne Albums für ihre Aufbewahrung angefertigt, und so ist ein segensreicher neuer Industriezweig gesichert.

Sicher klang das erste Klavier
Jedem willkommen, neu und erfreulich;
Heute, wie viele verzweifeln schier!
Nur die Mode macht alles abscheulich.

Dieser Vers der Fliegenden Blätter paßt genau auf alle diese schönen Dinge.

Natürlich gewordne, ordentlich, aber nicht elegant gehaltne Wege und mit Maß angebrachte Wegweiser sind gewiß im Gebirge wie im freien Lande willkommen. Wenn aber auf Schritt und Tritt schwarz auf weiß geradezu darum gebettelt wird, man möge doch nur ja diesen so und so bequemen, kurzen, mit schattigen Ruheplätzen versehenen Weg einschlagen, um den oder jenen Aussichtspunkt zu erreichen, auf dem natürlich ein Hotel oder eine Wirtschaft steht, so schielt das Interesse der Gastwirte, die auf ihre Rechnung kommen wollen, so fatal neben der Menschenfreundlichkeit her, daß unser Glaube vollkommen Schiffbruch leidet.

Eine der schmählichsten Ausgeburten der Fremdenspekulation sind die Drahtseil- und Zahnradbahnen, die die faulen Vergnüglinge scharenweise auf die Höhen der Berge zu schleppen haben. Wenn schon das Treiben dieser Art in den Alpen, namentlich in der Schweiz, Ekel erregt, wo selbst die reinen Schneegefilde der Jungfrau nicht mehr sicher sind vor den vermessenen Plänen der Ingenieure, so fällt in Deutschland, bei den um so vieles geringern Höhenverhältnissen unsrer Waldgebirge, jede Entschuldigung für dergleichen Unternehmungen weg. Die Bahnen auf den Drachenfels, den Neroberg bei Wiesbaden, den Niederwald, an dessen Fuße das reizende Aßmannshausen durch die Bahnanlage bis zur Unkenntlichkeit entstellt worden ist, sind ebenso viele Schandflecke der deutschen Landschaft, und jetzt stehen gar noch Zahnradbahnen auf die Schneekoppe und auf den Brocken in Aussicht! Ein für allemal müßte auf deutschem Boden jede Höhenbahn ausgeschlossen sein, mit der niemand gedient ist, als dem Bruchteil der Menschheit, den man mit Fug und Recht Reisepöbel nennt, mögen die Sphären der Gesellschaft, aus denen er sich rekrutirt, so hoch oder so niedrig sein, wie sie wollen.

Ohne Zweifel wird es in den unzähligen Gebirgs-, Touristen- und Verschönerungsvereinen neben den notorischen Spekulanten nicht an Leuten fehlen, die es ehrlich meinen mit ihrer Naturfreude. Auch wird man dankbar anerkennen müssen, daß von dieser Seite wiederholt nennenswertes geschehen ist, um ein Stück schöner Natur zu retten. So hat vor allem der Hannoversche Gebirgsverein kürzlich auf einer Generalversammlung von Touristenvereinen einen Antrag eingebracht, der sich in dieser Richtung bewegt, auch ist der Vorsitzende mit dankenswerter Energie — wenn auch leider ohne verstanden zu werden — bemüht gewesen, die Feldmark Hameln vor dem Rasiermesser der Verkoppelung zu bewahren. Auch die Erhaltung des Petersberges im Siebengebirge, dessen schöne Gipfellinie eine Gesellschaft durch Anlage von

Steinbrüchen gänzlich zu vernichten drohte, verdankt man thatsächlich großenteils den Bemühungen des Bonner Verschönerungsvereins, der durch Ankauf kleiner Parzellen an verschiednen Punkten des Berges ein radikales Vorgehen der Industriellen vereitelte. Wenn nur dergleichen nicht so vereinzelt bliebe! Wenn sich diese Vereine nur entschließen wollten, den ganzen unleidlichen sports- und professionsmäßigen Apparat des „Touristentums" samt seinem unglückseligen Namen über Bord zu werfen und sich einzig und allein auf Bestrebungen des Natur-, Denkmals- und Volkstumsschutzes zu beschränken, die ihnen segensreiche Arbeit in Hülle und Fülle geben würden! Bei geschlossenem Zusammenwirken könnte ihnen der Erfolg nicht fehlen. Statt dessen halten sie es für etwas Verdienstliches, ihren Mitmenschen en masse jedes Pünktchen Schönheit möglichst mundgerecht zu machen, an dem sich der Einzelne einmal erfreut hat, und vernichten mit allen ihren Zurüstungen auf Bequemlichkeit gerade das in der Natur, was jedem tiefern Menschengemüt Bedingung ist, um den Atemzug freier, echter Poesie überhaupt zu empfinden. Burgruinen mit komfortabel eingerichteten Restaurationen in oder neben dem Gemäuer, Wasserfälle und Aussichtspunkte mit Wirtschaften oder Hotelpalästen in der unmittelbaren Nachbarschaft mag man in der Umgebung von Baden-Baden und ähnlichen Orten von europäischer Berühmtheit mit derselben Resignation ertragen, mit der man die Rigibahn oder das Treiben auf der Wengernalp erträgt. Aber die ganze Welt zuschneiden auf ein Netz von „Luftkurorten," die keine sind, zur Heilung nicht vorhandner Leiden, von Luxushotels zum Amüsement für die verlebte, mattherzige Gesellschaft der großstädtischen Salons, von Kneipen für das Heer der Philister, denen es Spaß macht, ihren Kaffee oder ihr Bier mit Naturdekoration zu genießen, das ist eine Versündigung an dem edelsten, innerlich kräftigsten, in seinem Empfindungsleben noch ungebrochnen Teil der Nation. Der Trivialität der Menschen ist schließlich nichts gewachsen, nichts zu hoch, um Hand daran zu legen und es zu Grunde zu richten, sei es nun der lyrisch innige, gleichsam musikalische Zauber der deutschen Landschaft oder die plastische Schönheit Italiens. Es giebt Leute, die es alles Ernstes für ein erstrebenswertes Ziel halten, das ganze Harzgebirge in einen einzigen wohldisziplinirten Park zu verwandeln. In Rom aber entwarf vor einigen Jahren ein italienischer Minister einen ausführlichen Plan, der nichts geringeres vorhatte, als das gesamte Gebiet der antiken Trümmer vom Forum Romanum bis zur Appischen Straße ebenfalls zu einem Riesenpark umzugestalten.

Es fehlt dann nur noch der Apoll von Belvedere in Frack und Glaceehandschuhen. Denn in der That, das Kostüm der modernen zivilisirten Gesellschaft ist der deutlichste Gradmesser dafür, wie herrlich weit wir es in der Unnatur und im Ungeschmack bei unserm „Fortschreiten" gebracht haben. Ebenso feinfühlig als ergötzlich schildert Madame George Sand in ihrem Roman Le péché de Monsieur Antoine die Erscheinung eines befrackten Pariser Mode-

jünglings in ländlicher Umgebung — eine Äußerung verwandter Geſinnungen auf franzöſiſcher Seite, die wir uns nicht verſagen können, hier einzufügen. „Wenn das Koſtüm der bürgerlichen Geſellſchaft unſrer Tage das trübſeligſte, unbequemſte und mißgeſtaltetſte iſt, das die Mode jemals erfunden hat, ſo treten ſeine Nachteile und ſeine Häßlichkeiten vor allem auf freiem Felde hervor. In der Nähe großer Städte iſt man weniger empfindlich dagegen, weil hier das Land ſelbſt künſtlich zurecht gemacht, überall geradlinig abgeteilt, kurz mitſamt ſeinen Pflanzen, Gebäuden und Mauern in einem ſyſtematiſchen Geſchmack behandelt iſt, der der Natur alle ihre Freiheit, alle ihre Anmut nimmt. Man kann zuweilen den Reichtum und die Symmetrie ſolcher im höchſten Maße rationell bewirtſchafteten Ländereien bewundern; wie man aber eine ſolche Gegend lieben kann, iſt ſchwer zu begreifen. Die wirklich ländliche Natur iſt nicht hier, ſondern in Landſtrichen, die, weniger ausgenutzt, eine gewiſſe Wildheit bewahrt haben; ſie iſt da, wo die Kultur keine kleinlichen Verſchönerungen anzubringen verſucht hat, wo es nicht überall ängſtlich behütete Grenzen giebt, wo das Eigentum des Einen höchſtens durch einen Stein oder ein Gebüſch von dem des andern abgeſondert, dem Schutz von Treue und Glauben anvertraut iſt. Die Wege, nur für Fußgänger, Reiter und Landfuhrwerk beſtimmt, bieten eine Fülle maleriſcher Zufälligkeiten, die Hecken, ihrem natürlichen Wachstum überlaſſen, hängen in Gewinden herab, wölben ſich zu Lauben und ſind voll des Schmucks wilder Pflanzen, die man in Luxusgärten ſorgfältig ausreißt. Die Armut verkriecht ſich nicht ſchüchtern zu Füßen des Reichtums; im Gegenteil: lächelnd und frei breitet ſie ſich aus auf einem Boden, der mit Stolz ihre Sinnbilder trägt, die wilden Blumen und Gräſer, das beſcheidne Moos, die Walderdbeere, die Kreſſe am Ufer eines ungezügelt dahinfließenden Baches, den Epheu auf einem Felſen, der ſeit Jahrhunderten den Fußweg beengt, ohne daß die Polizei ſich grämlich darum bekümmert. Jeder gemütvolle Menſch liebt dieſe Zweige, die den Weg kreuzen, und denen der Vorübergehende ausweicht, dieſe Sumpflöcher, in denen der Froſch ſich hören läßt, wie um den Wandrer zu warnen, eine wachſamere Schildwache als die, die vor den Paläſten der Könige Poſten ſteht. Dieſe alten, einſtürzenden Mauern, die die Feldgärten umfriedigen, und an deren Wegräumung niemand denkt, dieſe ſtarken Wurzeln, die das Erdreich in die Höhe heben und Höhlen bilden zu Füßen der alten Bäume: all dieſes ungezwungne Leben und Weben macht die echte, naive Natur aus und paßt ſo ganz und gar zu den ernſten Zügen, der einfachen und ſchlichten Tracht des Bauern. Mitten nun in einer ſolchen herben und großartigen Umgebung, die die Seele in die Zeiten urſprünglichſter Poeſie verſetzt, laſſe man dieſe Schmarotzerfliege, die man »Herr« nennt, auftreten, mit ſeinen ſchwarzen Kleidern, ſeinem raſirten Kinn, ſeinen behandſchuhten Händen, ſeinen ungeſchickten Beinen, und dieſer König der Geſellſchaft iſt nichts mehr als eine

lächerliche Zufälligkeit, ein aufdringlicher Flecken in dem Gesamtbilde. Was wollen im hellen Sonnenlicht eure Trauerkleider, über die die Dornen zu spotten scheinen, wie über eine gute Beute? Euer lästiger und ungereimter Anzug erscheint hier bemitleidenswerter als die Lumpen des Armen; man fühlt, daß ihr nicht hineingehört in die frische Luft, daß euer Bedientenkostüm euch zu nichte macht." Was würde die geistvolle Frau gesagt haben, wenn sie das Fahrrad und nun gar „radelnde" Frauenzimmer erlebt hätte!

„In unsrer alten Volks- und Standestracht, so schrieb vor einiger Zeit die Deutsche Tageszeitung, steckt und stak ein gutes Stück deutschen Sonder-, Standes- und Kraftbewußtseins, das zugleich mit dem Schwinden der Tracht geschwunden ist. Wo Brauch und Tracht noch zu halten sind, müssen alle wahren Volksfreunde dafür sorgen, daß sie nicht verfallen und verschwinden. In der Großstadt ist die Durchschnittsart und Dutzendware zur unbestrittnen Herrschaft gelangt. Auf dem Lande ist diese Herrschaft noch weniger fest gegründet. Deshalb kann und muß sie hier noch gebrochen werden, aber es ist hohe Zeit, daß man daran gehe, sie zu brechen. Sie beginnt schon recht bemerkbar in den Bauernhöfen und Herrenhäusern ihr Szepter zu schwingen und die Eigenart hinauszutreiben. Noch vor Jahrzehnten war ein stutzerhafter Gutsherr eine Erscheinung, die der allgemeinen Heiterkeit und Verachtung zum Opfer fiel. Heute sind die Herren, die in sackförmiger Jacke, in weiten Hosen, in Schnabelschuhen, mit Atemzwangskragen und Armbandkette auf dem Acker — vogelscheuchenähnlich — einherschlürfen, nicht gar so selten mehr. Daß die innere Ausstattung der alten Schlösser an gediegnem Ernst dem Geiste des Baues entsprechen müsse, galt sonst als selbstverständlich. Heute finden wir in manchem alten ehrwürdigen schönen Bau, dessen prächtige Gewölbe und dessen ernste Wände wie ein steinerner Protest gegen den modernen Tand wirken, die zudringliche, dem Wesen des Protzentums geradezu abgelauschte, an die Möbeltrödelbude gemahnende kunst- und geistlose Anhäufung aller Möbelarten, wie sie jetzt für modern gehalten wird. Und nicht anders im Bauernhause! Die alte Tracht des Vaters macht dem neuen Allerweltsgewande Platz. Den Kirchenrock ersetzt das »Ausgehejacket.« An die Stelle des Echten, Tüchtigen in der weiblichen Kleidung tritt das Unechte, Nachgeahmte, Tändelnde. Der Bauer im altväterlichen Abendmahlsrock ist eine ehrwürdige, ernste Erscheinung. Im großstädtischen Gigerl- oder Durchschnittsanzuge hat er niemals etwas Ehrwürdiges, oft etwas Lächerliches. Wie tüchtig und kernig mutete nicht die alte Bauernstube an, mit ihren festen Stühlen, ihren mächtigen Truhen, ihrer ganzen, den kernhaften Bauernsinn widerspiegelnden Ausstattung! Heute haben schon hie und da mit der elenden »Causeuse,« auf der kein Mensch ruhen kann, ohne sich der Verkrümmungsgefahr auszusetzen, die Nippstühlchen Eingang gefunden, auf denen sich niederzulassen für einen einigermaßen gewichtigen Mann ein Wagnis ist. Man glaubt verpflichtet zu sein,

es den Städtern nachzuthun, und hält sich thörichterweise für etwas Geringeres, wenn man sich ihnen nicht anähneln kann. Das eigenartarme, über einen Kamm geschorne, blutleere Durchschnittswesen, das jeder tiefer blickende für einen Schaden des Großstadttums ansieht, wird als Kennzeichen des Fortschritts und der sogenannten Bildung geachtet und nachgemacht. Wenn doch alle unsre Landleute erkennen wollten, daß die alten Bräuche und Trachten ein Stück moralischen Reichtums bergen, und daß die städtische Durchschnittsfimpelei ein Beweis bedauernswerter innerer Armut ist! Je ärmer das Seelenleben eines Volks ist, um so einförmiger wird sein Außenleben, und umgekehrt. Aber noch mehr! Das Schwinden der Besonderheiten in Brauch und Tracht ist nicht nur ein Zeichen seelischer Verarmung, sondern bekundet auch Schwinden der Standesehre und Verlassen der Standesfreude. Der Landmann, der sich seines herrlichen Standes freut, der noch stolz darauf ist, das zu sein, was er ist, wird auch bemüht sein, das zu wahren, was ihn äußerlich von den andern unterscheidet. Die Sucht, im Gewand und im Gebahren etwas andres zu scheinen, wird ihm fremd sein und verächtlich erscheinen. Daher ist die Mahnung, die alten Eigentümlichkeiten des Standes: Sitten und Gebräuche, Tracht und Schnitt, Hausrat und Hauszier zu wahren, viel wichtiger und weiter reichend, als man auf den ersten Blick meint. Der Stand, der seinen Stolz einbüßt, der keine Freude an sich hat, ist im Niedergang begriffen. Wer also die Kennzeichen des Standesstolzes und so das Standesbewußtsein wahrt, der wehrt damit dem Niedergange des Standes."

Dem wäre nur noch hinzuzufügen, daß selbst die alte treffende Benennung „Bauer" in Mißkredit geraten will. Man darf nicht mehr auf die Briefadressen setzen „Bauer," sondern muß sich zu den leeren Ausdrücken „Besitzer" oder „Ökonom" bequemen.

Wenn es so die heutige Gesellschaft mit all ihrem Treiben glücklich zuwege gebracht hat, daß das Naturwüchsige, Gesunde in jeder seiner Äußerungen als das Überwundne, Geringe, Zurückgebliebne beiseite geschoben und auf den Aussterbeetat gesetzt wird, so werden doch dieselben Leute der neuesten Mode, wenn ihnen einmal von einem recht pikanten Stück übrig gebliebner Volkstümlichkeit zu Ohren kommt, wieder lüstern, diese Naturmerkwürdigkeit in Augenschein zu nehmen. Das Passionsspiel im Oberammergau, dieser schöne, rührende Rest einer aus innigster Frömmigkeit gebornen Volkskunst, ist zum Sammelplatz für die Neugierigen aus aller Herren Ländern, ja aus allen Weltteilen geworden. Und jetzt, wo sich die Lockspeise an der einen Stelle reichlich bewährt hat, fängt man auch im Böhmerwald an, sich zu besinnen, daß man mit der religiösen Naivität in ähnlicher Weise ein Geschäft machen könnte. Im Oberammergau aber begeben sich die Darsteller der heiligen Personen zu ihrer Vorbereitung zu Münchner Schauspielern in die Lehre, und es wird alles aufgeboten, die Schaulust und die sonstigen Ansprüche der großen

Welt so vollkommen wie möglich zu befriedigen. Was ist nun damit gewonnen, daß diese wunderbare Blüte schlichten Volksglaubens in ihrer Abgeschiedenheit die Wandlungen der Zeit überdauert hat, wenn sie nur dafür lebendig geblieben ist, jetzt der Entweihung preisgegeben zu werden? Entweihung aber ist und bleibt eine theatralische Darstellung der Vorgänge, die der gesamten christlichen Welt, soweit sie diesen Namen verdient, noch heute ein Allerheiligstes sind, wenn diese Darstellung nicht lediglich aus dem Bedürfnis der Andacht hervorgeht und von allen — Darstellern wie Zuschauern — als Gottesdienst empfunden wird. Mit der Voraussetzung völlig unberührter, kindlicher Volksanschauung stehen und fallen diese Dinge. Freilich hat die Regierung dem Verlangen nach häufigerer als zehnjähriger Wiederholung nicht nachgegeben. Aber sie müßte weiter gehen: sie müßte ihre Erlaubnis zu den Spielen davon abhängig machen, daß nicht nur jede fachmännisch schauspielerische Einwirkung ein für allemal unterbliebe, sondern auch der ursprüngliche Rahmen der Zurüstungen in keiner Richtung überschritten würde. Fort auch mit allen Zeitungsankündigungen vorher und allen Reporterberichten hinterher! Nicht erleichtert, sondern so viel als irgend möglich erschwert sollte es werden, daß sich die Teilnahme von Zuschauern über den Kreis der ländlichen Bevölkerung der Umgebung hinaus ausdehnt! Sollten die Leute — was einstweilen wohl noch nicht zu fürchten wäre — über solchen Maßregeln, nachdem sie das Blut des Weltbeifalls und des Geldgewinnens geleckt haben, die Lust an der Sache verlieren, so wäre nichts verloren, wenn sie unterginge. Trägt sie die Lebenskraft nicht mehr in sich selbst, so ist sie wertlos geworden, und besser, sie stirbt, als daß sie lediglich als Gaumenkitzel für die Blasirtheit weiterlebt.

Es kann überhaupt keinen verhängnisvollern Irrtum geben — mag er von Regierungsorganen oder von Gemeindebehörden oder von Vereinen „zur Hebung des Fremdenverkehrs“ (diesen würdigen Seitenstücken zu den Heiratsvermittlungsbüreaus!) gehegt und gepflegt werden — als den: der Bevölkerung abgelegner, wirklich oder vorgeblich verdienstarmer Gegenden durch Steigerung des Fremdenbesuchs aufhelfen zu wollen. Denn es giebt keine unsolidere Grundlage für die soziale Wohlfahrt als das Rechnen auf Fremdenverkehr. Nicht nur daß die Fremden in die vorhandnen einfachen Zustände Elemente großstädtischer Verwöhnung und Verderbnis mitbringen, die gerade hier doppelt zersetzend wirken müssen, wo das Unbekannte imponirt: auch die Unsicherheit des Erwerbs, die Entwöhnung von eigentlicher Arbeit, als dem Einzigen, worauf der Segen des materiellen wie des moralischen Gedeihens ruht, sind die gefährlichen Begleiter der veränderten Lebensform.

Als vor einiger Zeit gefordert wurde, Preußen solle der Insel Helgoland die gefährdete Düne und damit das Seebad erhalten, schrieb eine Zeitung: „Es wären dann — nämlich wenn die Sturmfluten alle Bemühungen des

Staats dennoch vergeblich machten — die Helgoländer gezwungen, zu dem Leben zurückzukehren, das sie früher geführt haben, als sie von andern Dingen als von dem Gelde der Fremden zu leben genötigt waren. Einst waren sie als Lotsen berühmt, fingen viele und vortreffliche Fische, und die Helgoländer Hummer kennt alle Welt. Aber jetzt giebt es dort längst keine Lotsen und Fischer mehr, und was sich heutzutage dort so nennt, ist Karrikatur, der Lotsenanzug mit Wasserstiefeln, Südwester usw. ist Maskerade, und der Helgoländer Hummer kommt ganz und gar nicht aus Helgoland, dessen ganze Bevölkerung einfach verfaulenzt ist. Denn sogenannte Arbeiten giebt es für sie eigentlich nur drei Monate im Jahr, vom 15. Juni bis zum 15. September, das heißt während der Badezeit, und dann besteht die Hauptarbeit im Geldeinnehmen."

Und für Helgoland ließe sich noch einwenden, daß es sich bei seinem Seebad um ein thatsächliches Heilmittel, um eine außergewöhnliche Gelegenheit zu körperlicher Kräftigung handle. Wo ähnliches vorliegt, namentlich also bei eigentlichen Heilquellen, muß ja selbstverständlich jeder Versuch, beschränken zu wollen, was die Natur der Sache fordert, als thöricht und unangebracht zurückgewiesen werden. Aber was wollen die paar wirklich ernsten Kurorte sagen gegenüber der Legion von Modeschöpfungen an Luftkurorten, Sommerfrischen und ähnlichen künstlich in Szene gesetzten Spekulationen, die zu nichts nütze sind, als eingebildete Modebedürfnisse zu befriedigen und die ländliche Bevölkerung in den Dunstkreis städtischer Anschauung und Lebensweise zu ziehen! Wer es an einem ausgeführten Gemälde erleben will, wie in solchen Fällen der gleißnerische Schein Schritt für Schritt dem Abgrund näher und endlich in ihn hinein führt, der lese Roseggers Schilderung von der Prostituirung eines Alpenthals in dem ergreifenden Buche „Das ewige Licht."

Kann man denn nicht Dinge und Menschen lassen, wo sie hingehören? Ist man über allen Verwöhnungen, die die Fortschritte der Technik der Menschheit gebracht haben, so weichlich geworden, daß man nichts Dringlicheres glaubt zu thun zu haben, als die ganze Welt, alle Lebenskreise ohne Unterschied mit diesen Danaergeschenken zu beglücken? daß man die alte Wahrheit ganz und gar vergessen hat: „Reich ist nicht, wer viel besitzt, sondern wer wenig begehrt"? Die Weisheit des Delphischen Apollo lautete: „Nichts zu viel!" Wir aber leiden an künstlich großgezognen Bedürfnissen, am „Zuviel" in allen Dingen vom Größten bis zum Kleinsten. Ahnt man nirgends mehr die unausbleiblich nahende Nemesis, die jedem Zuviel, jeder Übersättigung folgen muß? Versteht man nicht mehr die Lehre der Geschichte, die den Untergang aller üppig und faul gewordnen Völker in so erschreckender Weise predigt? Wo aber soll sich Lebenskraft neu erzeugen, wenn nicht in dem Teil des Volkes, der fern von der nun einmal unvermeidlichen Überreizung und Entsittlichung der großen Städte in harter, aber gesund erhaltender Arbeit, ja in der Schule mancher Entbehrungen aufwächst und erstarkt?

Nicht die neuen Erfindungen schmähen wir, wohl aber die Thorheit und Gier der Menschheit, die sich von ihnen beherrschen läßt, statt sie zu beherrschen, d. h. sich ihrer nur so weit zu bedienen, als es frommt. Man sorge nur dafür, daß die Heimat, sei es die städtische oder die ländliche, wieder wahrhaft heimisch*) werde, so könnte man viele Eisenbahnen sparen, denn das wirkliche Heilmittel für die Epidemie des Eisenbahnfiebers wäre gefunden. Wenn in Amerika mit Recht landwirtschaftliche Maschinen angewandt werden, um ganze ehemalige Prärien, die zu Getreidewüsten umgewandelt sind, auf einen Schlag abzuernten, so ist das doch kein Grund, sie dem deutschen Bauer mit seinen paar Morgen Land anzupreisen. Er thut viel besser daran, die Leere mancher Stunde des langen Winters mit dem Ausdreschen seines Korns auszufüllen, wobei die Energie seiner Muskeln frisch erhalten wird, als vor langer Weile nach der nächsten Eisenbahnstation zu troddeln, um städtische Vergnügungen aufzusuchen. Der Takt der Drescher ist wohltönende Dorfmusik im Vergleich zu dem unaufhörlichen, nervenquälenden Heulen und Summen der Dampfdreschmaschinen, das heutzutage in Herbsttagen nicht nur den Nachbar plagt, sondern sogar den Wandrer stundenweit verfolgt, wenn er in die Hörweite solcher Ungetüme geraten ist. Und so ließen sich tausend und abertausend Beispiele aus allen Lebensgebieten zusammentragen, die sämtlich bestätigen, daß wir zu blinden Götzendienern der Materie, zu Sklaven der Genüsse und Bequemlichkeiten geworden sind, die sich heute zahllos darbieten.

Es ist keine erfreuliche Darstellung, die wir gegeben haben, aber sie entspricht der Wirklichkeit. Die Welt wird nicht nur häßlicher, künstlicher, amerikanisirter mit jedem Tag, sondern mit unserm Drängen und Jagen nach den Trugbildern vermeintlichen Glücks unterwühlen wir zugleich unablässig, immer weiter und weiter den Boden, der uns trägt. Die sinnliche Lust hat jemand den Leichnam der Liebe genannt, der Liebe, die den ganzen Menschen bis in die innersten Tiefen des Gemüts erfaßt, seine edelsten Kräfte beflügelt und ihn befähigt, das höchste zu leisten, dessen Keime in seiner Natur schlummern. Gerade so verhält sich unser heutiger Materialismus zu der Begeisterung

*) Die an sich sehr dankenswerte Errichtung von sogenannten „Ansiedlungskommissionen," die den Zweck haben, gewisse Landstriche durch die Hebung des kleinen bäuerlichen Besitzstands neu zu beleben, wird in ihrem letzten Erfolg versagen, so lange das rein wirtschaftliche Element einseitig betont, alle idealen innerlichen Seiten aber außer Acht gelassen werden. Man glaube doch nicht, daß Leute, die man in moderne kahle Ziegelkasten sperrt, statt ihnen ein wirklich heimisch anmutendes Bauernhaus nach alter Art zu bauen, oder denen man alle alten Bäume in der Nähe, die etwa ihrem Gehöft Schatten und Traulichkeit geben könnten, niederschlägt, um ein bischen mehr Land zu gewinnen, jemals zu ordentlichen Bauern werden, die ein Heimatsgefühl an die Scholle fesselt. Niemals wird die Fabrik und alle Bauart, die ihr verwandt ist, ein solches Gefühl erwecken. Das Herz aber läßt sich nicht meistern und mit rationeller Musterhaftigkeit nicht sättigen.

früherer Zeit. Er ist nichts, so strotzend er sich geberdet, als das Zeichen beginnenden Absterbens. Unsre sinnlich gerichtete Über- und Afterkultur schlägt schließlich in Barbarei, in innere Verrohung um.

Das treueste Spiegelbild dieser Zustände finden wir in den hohlen und verzerrten Zügen unsrer unaufhaltsam sinkenden, zum Geschäft herabgewürdigten Kunst. Daß Mensch und Künstler eins sein, daß das Schöne auch das Gute sein soll, wird als ein überwundner Aberglaube verlacht. Was Gustav Freytag von der modernsten Litteratur sagt, daß sie nur vom Standpunkt des Bedürfnisses aus, Aufsehen zu erregen, zu verstehen sei, gilt gerade so von der Musik und den bildenden Künsten. Die Requisiten aber dieser Spekulation auf die Masse sind gemeine Sinnlichkeit, soziale Aufreizung und Wühlen in der Darstellung häßlicher Wirklichkeiten, seien es nun verkrüppelte Chausseebäume oder fratzenhafte Seelenzustände. Am harmlosesten scheinbar, aber umso sicherer verderbend tragen die Operettenmelodien samt ihren Versen all das Gift der Entsittlichung in das Volk. Sie sind durch und durch mit Frivolität getränkt, und Leierkasten wie Karussels, beurlaubte Soldaten aus großstädtischen Garnisonen wie Sommerfrischler und Handlungsreisende sorgen dafür, daß bis in die fernsten Winkel hinein das echte, treuherzige Volkslied durch sie verdrängt wird. Alle Bemühungen, das Volkslied in der Schule zu pflegen, sind ohnmächtig diesem Gegner gegenüber, der sich wie Ungeziefer in den Seelen festsetzt und einnistet. Ihm müssen die Lebensadern durchschnitten werden, wenn das Volkslied nicht ganz verstummen und absterben soll.

Unzählbar sind heute die Vereine und Verbände, die um der wichtigsten wie um der nichtigsten Zwecke willen gegründet werden. Ungeheure Summen werden in dieser Weise aufgebracht, oft gewiß zum Heil der Menschheit, aber vielleicht ebenso oft, um in Geringfügigkeiten, in „Vereinsmeierei“ verzettelt zu werden. Keine einzige Vereinigung aber würde in ihrer Bedeutung schwerer wiegen, ist dringender nötig als eine Zusammenscharung aller Gleichgesinnten, denen es darum zu thun ist, deutsches Volkstum ungeschwächt und unverdorben zu erhalten, und was davon unzertrennlich ist, die deutsche Heimat mit ihren Denkmälern und der Poesie ihrer Natur vor weiterer Verunglimpfung zu schützen. Denn hier und nirgends anders liegen die Wurzeln unsrer Kraft. Fahren wir fort, so zu wirtschaften, wie bisher, so werden wir bald ein ausgelebtes Volk sein, dessen religiöses Empfinden samt allen übrigen Kräften des Gemüts verdorrt oder verflacht, das keines geistigen Aufschwungs mehr fähig ist, keinen Dichter, keinen großen Künstler, überhaupt keine wahrhaft schöpferische Persönlichkeit mehr hervorzubringen vermag, höchstens in leerer Scheingröße fortvegetirt. Ja noch mehr: wir arbeiten den Ideen der roten Internationale mit unsrer Gleichmacherei geradezu in die Hände. Es ist bezeichnend, daß die Vaterlandslosigkeit fast ausschließlich in den Fabrikbezirken großgezogen wird. Was giebt es auch an vaterländischen Gütern besondres zu schützen,

wofür das Leben einzusetzen wäre, wenn jede Eigenart der Heimat in ihrem landschaftlichen und geschichtlich gewordnen Charakter, jede Volkstümlichkeit und Besonderheit in Wesen, Sitte und Erscheinung vertilgt wird? wenn dafür gesorgt wird, daß alle Keime schöpferischen Gestaltens, die einer gewissen Absonderung und Ruhe so gewiß zu ihrer Entwicklung bedürfen, wie das Saatkorn der Stille des Erdenschoßes, verkümmern müssen? Die elektrisch beleuchteten Mietkasernen, die Fabrikschornsteine, die Hotels und die Pferdebahnen sehen in dem modernen Rom gerade so aus wie in Berlin oder Newyork. Das Rennen und Hasten nach Reichtum und Wohlleben, die ganze Phrase der zivilisirten Gesellschaft in Tracht und Gewohnheiten ist dieselbe diesseits und jenseits des Ozeans. Wenn es weiter nichts mehr giebt auf der Welt als das, so ist die Frage erlaubt, warum man sich überhaupt noch bemüht, die Barriere aufrecht zu halten, die ein Staat dem andern gegenüber errichtet. Dann ist es doch das Klügste, den Vaterlandswahn abzuschütteln und die ungeheure lange Weile des Einerlei mit der Einführung des Volapük als Weltsprache zu besiegeln. Hier zu retten, durch energischen Zusammenschluß, durch Aufrüttelung der Geister, namentlich auch der Jugend, durch rastloses Bemühen einen Umschwung der allgemeinen Stimmung herbeizuführen und so auch auf die Gesetzgebung Einfluß zu gewinnen, durch Aufbringung großer, bedeutender Geldmittel, mit deren Hilfe allmählich ein Nationalbesitz unveräußerlicher, unantastbarer Heiligtümer der Natur und der Geschichte erworben werden könnte — es wäre die vornehmste Aufgabe für alle, die nicht Parteiatome sind, sondern Menschen mit einem vollen Herzen für die wahre Größe und Hoheit des Vaterlandes. Wer aber der Meinung sein sollte, daß man große Geldopfer für diese Dinge der Nation nicht zumuten dürfe, dem antworten wir, daß das deutsche Volk für Bier, Branntwein und Tabak, also für drei höchst fragwürdige Genußmittel, jährlich nicht weniger als drei Milliarden Mark ausgiebt. Auf den Gewerbeausstellungen darf jetzt nach neuester Mode ein Alt-Berlin, ein Alt-Dresden, Alt-Leipzig, ein Thüringer Dörfchen usw. nicht fehlen. Was man erst ruinirt hat, baut man hier aus Gyps und Pappe wieder auf, als Tummelplätze der Blasirtheit, und es fehlt nie an Geld für solchen Plunder. Denen aber, die in der redlichen Absicht, gottgefällig zu handeln, die einzig richtige Verwendung überflüssiger Kräfte und Gelder in der Erfüllung christlicher Liebesaufgaben, in Wohlthätigkeitsbestrebungen jeder Art erblicken, mag die neutestamentliche Erzählung von dem Weibe in Erinnerung gebracht werden, das das Haupt des Heilands mit „köstlichem Wasser“ salben will und von den Jüngern zurückgewiesen wird mit den Worten: „Wozu dienet dieser Unrat? Dieses Wasser hätte mögen teuer verkauft und den Armen gegeben werden.“ Die Antwort, die ihnen darauf von Jesus zu teil wird, sollte ein für allemal eine ähnlich beschränkte Auffassung, wie sie noch heute in sogenannten christlichen Kreisen zu Hause ist, zum Schweigen gebracht haben. Das hohe Recht, die

hohe Aufgabe, mit einem Wort der Idealismus des Schönen und Lieblichen auf der Erde in seinem untrennbaren Zusammenhang mit dem religiösen und sittlichen Idealismus ist hier für alle Zeiten in einer Weise beglaubigt und besiegelt, wie sie schlichter und schlagender nicht gedacht werden kann, und es ist betrübend, daß diese Wahrheit gerade auf konservativer Seite noch immer nicht in ihrer vollen Tragweite gewürdigt wird.

Dem Pfarrer Hansjakob in Freiburg im Breisgau ist es gelungen, einen Verein zur Erhaltung der Volkstrachten ins Leben zu rufen, der offenbaren Erfolg aufzuweisen hat. Seine Schrift über diesen Gegenstand enthält eine Fülle goldner Worte. Von der Volkstracht aber zu den überkommnen Sitten und Gebräuchen des Volkes und zu volkstümlicher Bauart*), deren Wiederbelebung die unerläßlichste Forderung ist, wenn von der Eigenart deutschen Landes überhaupt noch die Rede sein soll, ist nur ein Schritt. Könnte nicht von dieser Stelle ausgehend die angeregte Bewegung sich ausdehnen, immer weitere Bogen schlagen, bis sie endlich, Nord und Süd umfassend, das gesamte Gebiet, von dem hier gesprochen wird, ergriffen und durchdrungen hätte? Sollte ein solcher Aufschwung thatsächlich vom Süden ausgehen, so wäre dies das größte Verdienst, das er sich um das gemeinsame Vaterland erwerben könnte. Hoffnung läßt nicht zu Schanden werden. Wenn in Sevilla dasselbe empfunden wird, was in diesen Zeilen auszudrücken versucht wurde, so darf man Hoffnung haben, daß es endlich überall unter den Schläfrigen wach und lebendig werden wird. Ist aber erst das volle Bewußtsein davon vorhanden, was in unsern Tagen auf dem Spiele steht, so wird auch der unbeugsame Wille nicht fehlen, den Verwüstungen des modernen Nivellirungssystems um jeden Preis Einhalt zu thun.

*) Es müßten vor allem, wie es auch vielfach schon geschehen ist, in allen deutschen Gegenden die bedeutendsten alten Bauten, Wohnhäuser, Wirtschaftsgebäude usw. genau aufgenommen und Konkurrenzen für Pläne ausgeschrieben werden, die auf Grund solchen Materials das für jede Landschaft Charakteristische für Neubauten in Anwendung brächten, unter Berücksichtigung zugleich von angemessenen praktischen Einrichtungen, wie sie die Gegenwart erfunden hat. Sodann wären in den verschiednen Landschaften den ländlichen Maurermeistern Preise auszusetzen, die die Aufgabe, im Anschluß an jene Muster ein durchaus volkstümliches, den hergebrachten Charakter bewahrendes Haus zu bauen, am vollkommensten gelöst hätten. Wie dringend nötig es wäre, in erster Linie auf die völlig in Nüchternheit und Schematismus befangnen Baugewerkenschulen Einfluß zu gewinnen, bedarf keines Wortes.

Die Tierfabel

Von Heinrich Schurtz (in Bremen)

(Schluß)

Sehr mit Unrecht hat man die Seelenwanderung für eine beſondre Eigentümlichkeit des indiſchen Religionsſyſtems erklärt; in Wirklichkeit fehlt dieſe Anſchauung keinem Volke der Erde. Auf keinem Gebiete der Vorſtellung hat die menſchliche Phantaſie ſo früh und ſo üppig gewuchert wie auf dieſem, und die verſchiedenſten Ideen, die ſich an und für ſich gegenſeitig ausſchließen müßten, erſcheinen nebeneinander, allenfalls notdürftig gerechtfertigt durch die weitere Annahme, daß die Seele nach dem Tode in mehrere Teile zerfalle, die nun ein verſchiednes Schickſal haben; während ein Teil in den Nachkommen fortlebt, wohnt vielleicht ein andrer in dem Ahnenbilde, das dem Verſtorbnen errichtet wird, ein dritter wandert nach dem Totenreiche, ein vierter treibt ſich geſpenſtiſch in der Nähe der alten Wohnſtätte herum. Vor allem aber iſt die Verwandlung in Tiere beliebt, nicht nur bei den jetzigen Naturvölkern, ſondern auch bei unſern Vorfahren; neben höher entwickelten Anſchauungen über das Schickſal der Seele, neben dem Glauben an die Wonnen Walhallas oder die Schrecken des Reiches der bleichen Hel haben ſich die Ideen der Seelenwanderung mit merkwürdiger Zähigkeit behauptet. Noch heute ſieht der abergläubiſche Tiroler in den Kröten arme Seelen und hütet ſich, ſie zu verletzen; in dem Märchen vom Machandelbaum wird der ermordete Knabe zum Vogel und rächt ſeinen Tod, und die von dem grauſamen Biſchof Hatto verbrannten armen Leute verwandeln ſich in Mäuſe, die nun ihren Peiniger verfolgen und töten. Was bei uns nur in Nachklängen erhalten iſt, ſteht anderwärts noch in voller Blüte: der Bewohner des indiſchen Archipels ſieht in den Krokodilen, der Melaneſier in den Haifiſchen die Seelen ſeiner Vorfahren, und nur im Notfall, allenfalls um eine beſondre Schandthat dieſer lieben Verwandten zu beſtrafen, entſchließt man ſich, ſie zu töten. Anderswo ſind es die Schlangen, in denen man die Seelen der Verſtorbnen vermutet; Reſte dieſer Vorſtellung ſind auch bei uns noch zahlreich erhalten. Selbſt eine Spur des vollſtändigen Kreislaufs der Seelenwanderung haben wir in der altbekannten, anſcheinend ſo kindiſchen Erzählung

vom Storch, der die Kinder oder vielmehr die Seelen aus dem Teiche oder Brunnen holt, wo sie offenbar in Tiergestalt verweilen und der Wiedergeburt harren.

In festere Formen werden diese Anschauungen durch den sogenannten Totemismus gebracht. Da man diese merkwürdige Organisationsform zuerst bei dem Indianerstamm der Irokesen wahrgenommen hat, so hat sie ihren Namen von dem irokesischen Worte Totem, das so viel wie Wappen- oder Geschlechtstier bedeutet, erhalten. Allmählich aber hat sich herausgestellt, daß sich der Totemismus auf der ganzen Erde findet und vielleicht keinem Volke — auch unsern Vorfahren nicht — völlig fremd geblieben ist. Das ist um so merkwürdiger, als es sich hier durchaus nicht um einen bloßen Tierkultus handelt, sondern um eine eigentümliche Familien- und Stammesorganisation, die eng mit mutterrechtlichen Ideen verknüpft ist.

Ein Stamm, der totemistischen Anschauungen huldigt, zerfällt in eine Anzahl mutterrechtlich organisirter Geschlechter, deren jedes ein bestimmtes Tier (ausnahmsweise auch eine Pflanze, ein Gestirn und dergleichen) als seinen Stammvater und sein Symbol verehrt. So nannten sich die irokesischen Geschlechter nach dem Bären, dem Wolfe, der Schildkröte, dem Biber, dem Reh, der Schnepfe, dem Reiher und dem Falken; jeder der sogenannten Nationen oder Stämme, in die das irokesische Volk in politischer Hinsicht zerfiel, gehörten Familien aus sämtlichen dieser totemistischen Geschlechter an, sodaß z. B. ein Krieger der Seneca zu den Wölfen oder den Bären, den Bibern oder den Falken gehören konnte, während sein neben ihm kämpfender Kamerad und Stammesgenosse vielleicht ein ganz andres Totem verehrte. Diese totemistischen Geschlechter haben sich offenbar beim Zerfall der Horde in mutterrechtliche Familien erst gebildet, indem diese neue Organisationsform durch die mit der Seelenwanderung zusammenhängenden Ideen einen festern Halt erhielt; während sie aber im Innern auseinanderfiel, blieb die Horde nach außen als politisches Gebilde durchaus lebenskräftig, und so erklärt es sich wohl, weshalb diese anscheinend so merkwürdige und verwickelte Umbildung doch fast bei allen Völkern der Erde als Übergang zur patriarchalischen Familie wiederkehrt. Wir finden deutliche Spuren des Totemismus bei den Israeliten wie bei den Ariern, bei zahlreichen Negerstämmen, bei den Australiern und den Indianern, und wo er zu fehlen scheint, darf man doch vermuten, daß er in älterer Zeit bestanden habe. Bei manchen Völkern rückt im Laufe der Entwicklung auf diese Weise ein Tier in die Reihe der eigentlichen Götter ein und tritt als Weltschöpfer auf, wie der große Hase bei den Indianern, der Rabe bei den Bewohnern der Nordwestküste Amerikas, die Heuschrecke bei den Buschmännern; andrerseits sinken natürlich manche Geschlechtstiere bei dem allmählichen Erlöschen des Totemismus zu bloßen Wappen und Symbolen herab. Wie nun eine derartige Anschauung, die die Verwandtschaft des Menschen mit der Tier-

welt in ein festes System bringt, die Entstehung der Tierfabeln begünstigen mußte, ist leicht zu verstehen. Zum Teil erklärt sich hieraus die Neigung, ganze Tierklassen zu einer typischen Gestalt zu verschmelzen; in den Fabeln tritt ja nicht ein Fuchs, ein Wolf auf, sondern der Fuchs, der Wolf. Das hat seinen Vorteil für die dichterische Darstellung und ist deshalb von der Fabeldichtung auch in späterer Zeit mit Entschiedenheit festgehalten worden, aber den ersten Anstoß dazu gab doch der Totemismus in Verbindung mit jener Absicht, die Eigenheiten der Tiere zu erklären. Der Wolf, der in der primitiven Fabel auftritt, ist eben kein gewöhnlicher Wolf, wie sie zu Hunderten in den Wäldern herumlaufen, sondern der Wolf, der Ahnherr der Wölfe, der Erschaffne dieser Tiere und zugleich der Stammvater des Wolfsgeschlechts unter den Menschen.

Die nach Tieren benannten Geschlechter standen natürlich in engen Beziehungen zu ihrem Wappentiere. Gejagt oder gar gegessen wurde es in der Regel nicht, denn wie das Geschlecht von dem betreffenden Tiere stammte, so verwandelten sich auch seine Angehörigen nach dem Tode wieder in diese Tiergestalt, und die Scheu vor den Verstorbnen, die allen Naturvölkern eigen ist, kam ihnen zu gute. Aber auch Lebende konnten sich vorübergehend in Tiere verwandeln. Die deutsche Werwolfsage, die auf der ganzen Erde ihre Parallelen hat, hängt ursprünglich eng mit dem Totemismus zusammen. Sie war noch im Mittelalter so verbreitet, daß sie Anlaß zu einer damals sehr häufigen Wahnvorstellung Geisteskranker gab, die sich in Wölfe verwandelt glaubten und unter wildem Geheul in den Wäldern umherschweiften. Gegenwärtig ist diese Lykanthropie kaum mehr zu beobachten, weil die ganze Vorstellungsschicht, aus der sie stammt, gewissermaßen unter den Horizont unsrer Bildung hinabgesunken ist. Wenn sich der Mensch in ein Tier verwandeln kann, so wird aber auch umgekehrt einmal das Tier zum Menschen, wie der Wolf in der japanischen Sage, der als schönes Mädchen am Wege sitzt, die Vorübergehenden anlockt und dann verzehrt.

Während nun bei den äsopischen Fabeln die totemistischen Grundideen bereits allzusehr entstellt sind, als daß sie sich noch leicht nachweisen ließen, gewinnt das deutsche Tierepos außerordentlich an Verständlichkeit, sobald wir die Spuren des Totemismus in ihm verfolgen. Das ist bisher nicht geschehen, aus dem natürlichen Grunde, weil diese Spuren nicht ohne weiteres kenntlich sind und erst dann in die Augen fallen, wenn man durch das Studium andrer Völker mit den Erscheinungs- und namentlich den Zersetzungsformen des Totemismus vertraut ist. Bei den Germanen muß die alte Geschlechtsorganisation ziemlich früh zerfallen sein, denn schon von den Verfassern der Edda sind ihre Reste nicht mehr verstanden und falsch gedeutet worden, und gar zu der Zeit, wo der Reinhart Fuchs und der Isengrimus entstanden, war die Erinnerung an diese alten Zustände wohl ganz verschwunden. Wenn ich versuche, die tote-

mistischen Spuren in der deutschen Tierfabel in wenigen Worten darzulegen, weiß ich wohl, daß dieser erste Versuch keine entscheidenden Ergebnisse bringen kann, aber ich hoffe doch wenigstens zu zeigen, daß auf diesem Wege noch manches neue zu finden sein wird. Jakob Grimm hat in seiner bahnbrechenden, trotz aller Angriffe im einzelnen noch immer musterhaften Einleitung zum Reinhart Fuchs den Totemismus noch nicht berücksichtigen können und ist meiner Ansicht nach dadurch zu einer in mancher Hinsicht unrichtigen Auffassung des deutschen Tierepos und der darin handelnden Tiere gekommen.

Grimm unterscheidet in der deutschen Tierfabel, die er auf alte indogermanische Überlieferungen zurückführt, drei Hauptpersonen, den Fuchs, den Wolf und den Löwen, die als Sieger, Besiegter und Richter einander gegenüberstehen. Dabei ist ihm der Löwe, der nun einmal in den germanischen Wäldern nie gelebt hat und offenbar von außen her in das Tierepos hineingetragen worden ist, sehr im Wege. Daß diese verdächtige Figur, wie viele wollen, überhaupt den fremden Ursprung des deutschen Tierepos beweise, will Grimm nicht zugeben, und gewiß mit Recht; er hilft sich mit der Erklärung, daß der Löwe nur an die Stelle eines einheimischen Tieres getreten sei, an die Stelle des Bären. Aber leider sind die Gründe, die er für diese Behauptung anführt, recht wenig überzeugend, und die Angriffe der Gegner, an denen es nicht gefehlt hat, waren immer mit Vorliebe auf diesen schwachen Punkt gerichtet.

Grimm würde schwerlich seine Bärenhypothese aufgestellt haben, wenn er sich über die totemistische Bedeutung des Wolfs hätte klar sein können, die trotz aller entstellten Überlieferung noch immer wohl kenntlich ist. An und für sich ist es durchaus wahrscheinlich, daß nicht nur die Germanen, sondern überhaupt alle Arier in einer bestimmten Periode ihrer Entwicklung totemistisch gegliedert waren, ja wir sind sogar imstande, die beiden arischen Hauptgeschlechter noch mit ziemlicher Sicherheit nachweisen zu können. Stammvater und Wappentier des einen Geschlechts war der Wolf, an dessen Stelle zuweilen der Hund zu treten scheint, Symbol des andern war ein Vogel, in den meisten Fällen wohl der Rabe, für den aber auch Adler, Habicht, Falke eintreten, bei den Italikern sogar der Specht. Die Abstammung der Römer von Wolf und Specht tritt ja noch deutlich in jener Sage zu Tage, die Romulus und Remus zunächst von einer Wölfin und dann von hilfsbereiten Spechten ernähren läßt. In der nordischen Mythologie sind Wölfe und Raben die unzertrennlichen Begleiter Wodans, also desselben Gottes, auf den die Völker mit Vorliebe ihre Stammbäume zurückführten. Aber es sind nicht nur seine Begleiter: er selbst schweift in Wolfsgestalt auf der Erde umher, und als Vogel durchfliegt er die Luft. Ein Adler und ein Wolf sind nach dem Zeugnis der Edda an seiner Pforte aufgehängt, echt totemistische Sinnbilder, wie sie der Indianer Nordwestamerikas noch heute an sein Haus malt oder schnitzt; Wolf und Rabe, die Verkörperungen Wodans, gelten den Kämpfenden als günstige Vorzeichen.

Vor allem tritt der Wolf in der deutschen Überlieferung hervor, sein Geschlecht scheint bei allen Stämmen das zahlreichste und mächtigste gewesen zu sein, und als die totemistische Einteilung längst zerfallen war, blieben doch die zahlreichen mit Wolf gebildeten Namen überall erhalten. Der Wolf der Tierfabel aber, das ergiebt sich aus seiner ganzen Stellung, ist eine Parallele zu Wodan, diesem Stammvater des Wolfsgeschlechts, ja er ist ursprünglich eins mit ihm.

Das klingt angesichts der kläglichen Rolle, die der Wolf in der deutschen Tierfabel spielt, zunächst nicht recht wahrscheinlich. Der bösartige, gefräßige, bestenfalls dummehrliche, überall geprellte Wolf sieht seinem glänzenden himmlischen Vorbilde, dem mächtigen Sturmgott, der sich im Laufe der Entwicklung vielfach zum obersten der Lichtgötter umbildete, recht wenig ähnlich, kaum als klägliche Parodie könnte er gelten. Aber dieses Heruntersinken zum Possenhaften steht in der Mythologie nicht vereinzelt da. In der Überlieferung der Nordwestamerikaner erscheint z. B. der Rabe bei manchen Stämmen als Weltschöpfer und Feuerbringer, bei andern nur als listiger Schlaukopf, bei noch andern gar als geprellter dummer Teufel. Gerade der Ausdruck „dummer Teufel“ oder „armer Teufel“ zeigt uns ein ähnliches Herabsinken des Fürsten der gefallnen Engel, des furchtbaren Höllenherrschers bis zur kläglichsten Nichtigkeit. Die Ursache aber, die den Wolf von seiner einstigen Höhe herabgleiten ließ, hängt noch besonders eng mit dem Kulturfortschritt zusammen.

Man wird sich die Götter des ältern Germanentums nicht als besonders liebenswürdige Gestalten vorstellen dürfen, so wenig wie die Germanen der Urzeit selber. Freude am Krieg und Kampf ist ihnen allen eigen, den einen Sieg, den andern Tod und Vernichtung zu bringen, ist ihre Lust. Wodan, der raubend in Wolfsgestalt umherschweift, paßt vortrefflich zum Gotte der rohen und blutigen Urzeit. Mit der allmählichen Milderung der Sitten schwand das Gefallen an diesen Vorstellungen, die Götter wurden freundlicher und menschlicher, ihre tierische Hülle zum Symbol, im Notfalle aber half man sich mit einer Spaltung des Gottesbegriffs; die üble Seite der Gottheit löst sich als selbständige Gestalt von ihr ab und tritt nun wohl gar dem guten Prinzip feindselig entgegen. Das ist denn auch das Schicksal des Wodanswolfs. Der Gott selbst wirft das Tierkleid völlig ab, nur als Diener bleiben ihm zwei Wölfe zur Seite, die bald ganz zu symbolischen Schattengestalten verkümmern; das feindselige, grimmige Wesen des Wolfsgottes aber verkörpert sich in der Gestalt des Fenriswolfes, des Feindes der Götter und Menschen, der beim letzten Kampfe Wodan verschlingen und sich so wieder mit seiner Urform vereinigen wird. Der Wolf der Fabel hat nun dieselbe Umbildung durchgemacht, er ist diesem, der sich in dummehrlicher Weise von den Göttern überlisten und binden läßt, durchaus parallel, und doch müssen wir ihn auf Wodan, den Stammvater des totemistischen Wolfsgeschlechts sowohl wie des Fenriswolfs, zurückführen.

Damit aber fällt Grimms Hypotheſe von dem Königtum des Bären. Nicht der Bär, ſondern der Wolf iſt urſprünglich die Hauptperſon der Fabel, und wie ſich unter den Himmelsgöttern Wodan und Fenriswolf gegenüber treten, ſo ſpaltet ſich der Wolf der uralten indogermaniſchen Tierfabel in den verhaßten, geprellten Wolf und den richtenden Löwen, deſſen Vorbild natürlich die äſopiſche Fabel, die früh nach dem Norden drang, gegeben hat. Erkennen wir aber im Wolfe den Himmelsherrſcher Wodan, dann iſt mit einem Schlage auch die Stellung des Fuchſes klar: in ihm, dem ſchlauen, rothaarigen Geſellen, der als biedrer Gevatter des Wolfes auftritt und ihm doch die bedenklichſten Streiche ſpielt, erkennen wir den durchtriebnen Feuergott Loki wieder, deſſen zweifelhafte Stellung zwiſchen den Göttern und ihren Feinden wir aus der Edda erfahren. So iſt denn auch die Niederlage des Wolfs im Zweikampf nur ein Nachklang der Götterdämmerung, der erſt verſtändlich wird, wenn wir die Wandlungen des Wolfs in der Fabel erkannt haben.

Es mag übrigens dahingeſtellt bleiben, welche der beiden Figuren, Loki oder der Fuchs, der andern zum Vorbild gedient hat. Loki muß freilich, wie ſeine Verwandtſchaft mit dem indiſchen Feuergott Agni lehrt, aus einer ältern mythologiſchen Schicht ſtammen, aber er ſcheint ſich erſt ſpät und nur im Norden zu der wichtigen Geſtalt entwickelt zu haben, als die er uns in der Edda entgegentritt. Der Fuchs der uralten Tierfabel, der auch bei Äſop mit ſeinen charakteriſtiſchen Eigenſchaften erſcheint, iſt demnach ſchwerlich Loki nachgebildet, ſondern mag eher bei der Umbildung Lokis als Muſter gedient haben. Während im Norden der Lokimythus entſtand, entwickelte ſich in Deutſchland das Tierepos als Parallele.

Wenn im germaniſchen Tierepos die hervorragende Stellung des Wolfs in letzter Linie auf ſeine Eigenſchaft als göttlicher Stammvater des wichtigſten totemiſtiſchen Geſchlechtsverbandes der germaniſchen Stämme hinausläuft, ſo darf man wohl auch die Bevorzugung des Wolfs in der äſopiſchen Fabel auf ähnliche Gründe zurückführen; der allgegenwärtige Lupus in fabula war auch den ſüdlichen Ariern das wichtigſte und intereſſanteſte Tier. So ergeben ſich denn auch für die äſopiſche Sammlung die Erklärungsfabeln einerſeits, die totemiſtiſchen andrerſeits als die urſprünglichſten, als die Grundlage der Kryſtalliſation. Dieſe Grundlage aber iſt verhältnismäßig klein im Vergleich zu den alles überwuchernden weitern Entwicklungsformen, die in ihrer Art vielleicht ebenſo anziehend ſind wie jene erſten Anfänge. Die Eigentümlichkeit des menſchlichen Geiſtes, gegebne Formen zu neuen Zwecken zu nützen, tritt auf dem Gebiete der Fabeldichtung in beſonders glänzender Weiſe hervor, zunächſt in zwei ganz verſchiednen Richtungen: erſtens nämlich findet der ſich entwickelnde Sinn für Witz und Komik an den Fabeln eine willkommne Ausdrucksform, andrerſeits werden ſie zu unentbehrlichen Hilfsmitteln der Rhetorik, beides nicht, ohne daß ſie in ihrem innerſten Weſen vielfach verändert und an Zahl unendlich vermehrt werden.

Es würde sich verlohnen, zunächst einmal einen Blick auf die Art und Weise zu werfen, wie der menschliche Geist nach und nach den Sinn für Komik gewinnt, der übrigens bei manchen Völkern der Erde auch heute noch in äußerst geringem Grade entwickelt zu sein scheint und den Tieren vollkommen fehlt. Hier muß ich mich mit wenigen Andeutungen begnügen, die freilich, da über diese Fragen vom Standpunkte der Völkerkunde bis jetzt so gut wie nichts geschrieben worden ist, nur einen vorläufigen Wert beanspruchen können. Wie mir scheint, ist die Freude des Menschen am Witz keine ursprünglich einheitliche Empfindung, sondern stammt aus zwei durchaus verschiednen Quellen, denen wir auch bei den Tieren begegnen, nämlich dem Hohn oder Spott und dem harmlosen Spiele. Den Hohn charakterisirt man wohl am besten als den triumphirenden Ausbruchs eines Bewußtseins der Überlegenheit; seine starke Zumischung zu vielen Späßen und Scherzen ist ganz unverkennbar. Daß z. B. jemand einen Stoß erhält und auf die Nase stürzt, genügt vielen einfachen Gemütern schon als Anlaß eines herzlichen Gelächters, selbst unzählige Späße der Witzblätter drehen sich um irgend einen Hineinfall, der den Betroffnen ärgert und gerade deshalb die andern freut. In verfeinerter Form genießen wir bei bessern Witzen das Gefühl geistiger Uberlegenheit, die Freude an der plötzlichen Einsicht in etwas Verkehrtes, Ungereimtes oder Mißlungnes. Andrerseits entsteht der Scherz aus dem Spiele, das ja auch die Tiere kennen. Zwei junge Katzen oder Hunde, die anscheinend wild mit einander kämpfen, ohne sich doch gegenseitig Schaden zufügen zu wollen, treiben im Grunde ganz in derselben Weise Scherz wie ein Kulturmensch, der einem Freunde unter der Hülle irgend einer unangenehmen Sendung eine freudige Überraschung bereitet. Aus Hohn und Scherz heraus erwächst die eigentliche Komik, die im Humor endlich ihre schönste und reinste Blüte erreicht.

Inwiefern der Spott und die Komik in der Fabel eine günstige Ausdrucksweise finden konnten, darauf deutet schon einer der angeblichen Lebensumstände des Äsop. Er soll ein Sklave gewesen sein, also einer Menschenklasse angehört haben, die, aller Rechte beraubt, ihren Halt nur noch in dem Gefühle geistiger Überlegenheit über ihre Herren zu finden vermochte; dieses Überlegenheitsgefühl aber äußerte sich seiner Natur nach am freiesten im Witze, der sich unter der Hülle der Fabel ungestrafter entfalten konnte als auf andre Weise. Wie leicht war es, in der Gestalt der Fabeltiere Menschen der Gegenwart mit ihren Schwächen und Thorheiten zu zeichnen, ohne daß es doch plumpern Geistern gelang, den Urheber der bissigen Vergleiche und Anspielungen zur Rechenschaft zu ziehen! Ja der geschickte Erzähler satirischer Fabeln erwarb sich neben allerlei Feinden doch auch gewiß mächtige Gönner, die ihn zu fördern und zu schützen wußten, und zu denen er in einem ähnlichen Verhältnis stehen mochte, wie die Narren des Mittelalters zu den Fürsten, deren Livree sie trugen. Es ist, wie gesagt, möglich, daß thatsächlich ein witziger Sklave namens Äsop gelebt hat, der ältere Fabeln sammelte und mit Zusätzen eigner Mache vermehrte.

Dabei werden denn auch die alten Tiergeschichten eine wichtige Umwandlung erlitten haben, und überhaupt der Charakter der Fabel zum erstenmale gründlich verändert worden sein.

Die Anfänge dieser Umbildung freilich liegen sicher viel weiter zurück. Auch die deutsche Tierfabel hat sich ja vollkommen nach der satirisch-humoristischen Seite hin entwickelt und gewiß nicht erst auf die Anregung der äsopischen Fabeln hin, und selbst die Tiergeschichten der primitivern Völker zeigen eine merkwürdige Neigung zur Komik, und zwar zu einer Komik im Sinne unsers listigen und verschlagnen Reineke Fuchs. Mit großer Vorliebe wird immer wieder dargestellt, wie ein großes, plumpes Tier von einem kleinen überlistet, geneckt oder getötet wird, oder wie das schwächere Tier etwas vollbringt, was dem stärkern unmöglich ist. Die Neigung zu dieser Art Fabeln, die eine besondre Gruppe bilden, ist für die Entwicklung des menschlichen Geistes höchst charakteristisch und lehrreich, denn bei aller ihrer scherzhaften Außenseite enthalten diese Erzählungen doch schon einen lehrhaften Kern. Das Bewußtsein, daß die mächtigste Waffe des Menschen der Geist ist, daß er nicht hoffen darf, sich mit bloßer Gewalt der Erde zu bemeistern, sondern nur mit List und Gewandtheit, das macht ihn geneigt, die Listen und Streiche der Tierwelt zu beobachten, nachzuahmen und in phantastischen Erzählungen zu verherrlichen. Allen Geschichten dieser Art lauscht er besonders gern, sie gehen von Mund zu Mund, von Volk zu Volk, bis sie fast ein Gemeingut der Menschheit sind. Der pfiffige Streich, womit der langsame Swinegel den schnellen Hasen im Wettlauf besiegt, ist den Negern am obern Nil in wenig veränderter Form bekannt, und die Geschichte vom Löwen, den eine Maus aus dem Netze des Jägers befreien muß, kehrt überall wieder.

Auch bei dieser Art der Tierfabel liegt natürlich eine vergleichende Anwendung auf rein menschliche Zustände sehr nahe, obwohl sie ursprünglich nicht beabsichtigt war. Wer sich schlauer dünkt als andre, sieht sich selbst in dem klügern und erfolgreichern der Tiere vorgebildet, und besonders wird es den gebildetern, in allen Kniffen und Pfiffen erfahrnen Bewohnern der großen Städte immer nahe gelegen haben, die Spitze der Fabeln gegen die umwohnenden einfachen und beschränkten Bauern zu kehren, dadurch der eignen Überlegenheit sich bewußt zu werden und von diesem angenehmen Standpunkte aus immer neue satirische Geschichten zu erfinden. Der Großstädter hat von jeher diese Neigung gehabt; nicht nur der moderne Berliner liebt es, harmlose Provinzialen aus Kyritz und Pyritz in ihrer hilflosen Verwirrung gegenüber den Wundern der Weltstadt zu belächeln, schon der gutmütige Hans Sachs fühlt sich den Bauern gegenüber als höherstehender Bürger Nürnbergs und ist in seinem Spotte schonungslos und ungerecht. Im Altertum mögen besonders die Bewohner griechischer Pflanzstädte in halbbarbarischen Gegenden ihre Gottähnlichkeit gegenüber dem plumpen Landvolk gefühlt haben, und die einmal vor-

handne Kunstform der Fabel bot willkommne Gelegenheit, die Ironie unter leichter Hülle zu verstecken. Für die äsopische Fabelsammlung ist ein Zufluß dieser Art geradezu nachgewiesen; es sind die sybaritischen Erzählungen, entstanden in der einst blühenden, durch ihre Üppigkeit berüchtigten süditalischen Pflanzstadt Sybaris, an sich wahrscheinlich ein Gemisch von Anekdoten, zynischen Späßen und Fabeln, von denen die geeignetsten in die äsopische Sammlung aufgenommen worden sind und auch ihrerseits den ursprünglichen Charakter der Tierfabel entstellt haben. Im allgemeinen mögen die sybaritischen Erzählungen in einem ähnlichen Verhältnis zu den ältern Fabeln gestanden haben, wie in Deutschland der Till Eulenspiegel zum Reineke Fuchs.

Andre Bereicherungen und Umbildungen erhielt die Tierfabel durch die despotisch regierten Völker des Orients, die gewiß auch ihren Beitrag zur äsopischen Sammlung gestellt haben. Bei ihnen war von dem überlegnen Selbstgefühl hellenischer Bürger nicht die Rede; für den Klugen und Ehrgeizigen gab es nur eine Stelle, wo er sich zur Geltung bringen konnte, das war der Hof des Königs. So wurden denn auch die Tierfabeln zu Parallelen des Hoflebens, ja zu Lehrbüchern höfischer Ränke. Die Tiere selbst haben einen König, der einen prunkvollen Hof hält und seine Vasallen um sich versammelt; und da sich diese Königsherrschaft aus dem Orient herschreibt, so ist es kein Wunder, daß überall und selbst in der deutschen Tierfabel der Löwe als König der Tiere hervortritt.

Die letzte Umbildung der Fabel und damit der Anfang ihres Untergangs fand statt, als sie zu rein didaktischen Zwecken verwendet wurde, als nicht mehr die Moral der Fabel wegen, sondern die Fabel der Moral wegen dawar. Das war der Tod für allen dichterischen Zauber, der allenfalls der Fabel noch anhaftete. Die Fabeln dagegen, die nicht für die Schule eingefangen wurden und sich im Volke und mit dem Volke entwickelten, haben noch heute ihre alte Frische und ihren geheimnisvollen Reiz bewahrt, nur nennt man sie nicht mehr Fabeln, sondern Märchen. Die rein moralische Fabel dagegen, an deren Schluß der Schulmeister mit erhobnem Zeigefinger erscheint, ist trotz aller künstlichen Belebungsversuche elend zu Grunde gegangen, und mit Recht.

Nun ist freilich die Neigung, am Schluß einer Fabel etwas zu moralisiren, nicht erst entstanden, als den jungen Athenern die äsopische Sammlung als Übungsstoff ihrer ersten Lehrjahre in die Hand gegeben wurde, sie entspringt von selbst aus dem Wesen der anekdotenhaften Fabel. Auch im Märchen wird der Bösewicht bestraft und der Gute belohnt, aber freilich mehr, um einen beruhigenden Schluß zu gewinnen, als um eine Sittenlehre einzuschärfen. Die Fabeln, in denen irgend eine besondre Eigenheit eines Tieres erklärt werden soll, zeigen oft schon das Bestreben, ein Gebrechen als Folge einer Schuld aufzufassen; in ganz ähnlicher Weise führen die Volkssagen, die vom Unter-

gange gewiſſer Städte berichten, das Ereignis immer auf die Sündhaftigkeit der Bewohner oder einen beſondern Frevel zurück. Es iſt auch hier das Suchen nach der Urſache, das ſo vielen Fabeln ihren Urſprung gegeben hat, nur daß in dieſem Falle die Urſache nicht mehr in Äußerlichkeiten, ſondern auf dem ſittlichen Gebiete geſucht wird.

Was aber auf griechiſchem Boden die Umbildung der Fabel zur lehrhaften Erzählung vor allem begünſtigte, war der Umſtand, daß ſich die Rhetoren ihrer bemächtigten und ſie in jener merkwürdigen Zeit der griechiſchen Verfaſſungskämpfe, die ſchließlich faſt überall mit dem Siege der republikaniſchen Staatsform endete, als Beiſpiel und redneriſche Waffe faſt im Übermaße verwendeten. Das Nachdenken über politiſche Fragen war den Hellenen der ältern Zeit ſicher noch nicht entfernt ſo geläufig wie etwa dem Athener des perikleiſchen Zeitalters. Es mag manchmal ſchwer gehalten haben, ihnen abſtrakte Verfaſſungsfragen klar zu machen und ſie die Vorteile des einen oder andern Geſetzes begreifen zu laſſen. Da bot ſich nun als vortreffliches Hilfsmittel die Fabel. Eine einzige treffende Anekdote beleuchtete blitzartig die ſchwierigſten Probleme, und was endloſe Reden nicht vermochten, vollbrachte mühelos ein gelungner Witz. Viele der vorhandnen Tierfabeln ließen ſich gewiß ohne weiteres für rhetoriſche Zwecke verwenden, und als der Vorrat zu Ende war, trugen die Redner ſicher kein Bedenken, neue zu erſinnen, von denen dann viele ihr Glück machten und der äſopiſchen Sammlung zufloſſen. Am bekannteſten unter den redneriſchen frei erfundnen Fabeln iſt übrigens nicht eine griechiſche geworden, ſondern eine römiſche, die Fabel des Menenius Agrippa von dem Magen und den Gliedern, mit der er die ausgewanderten Plebejer nach der Stadt zurücklockte.

So übte ſich der jugendliche Geiſt der Völker des klaſſiſchen Altertums an der Fabel, bis auch ſie reifer zu werden und das kindliche Hilfsmittel zu verſchmähen begannen. Was aber die Erwachſenen nicht mehr recht mögen, das fällt in der Regel, wenn es nicht von allzu bedenklichem Stoffe iſt, den Kindern zu. Die Fabeln, an denen ſich der unbeholfene Geiſt der älteren Republikaner von Athen oder Korinth ausgeſchliffen hatte, ſchienen ſehr geeignet, die Kinder in derſelben Weiſe im kleinen zu bilden, wie ſie einſt das Volk im großen gefördert und geiſtig ſchlagfertiger gemacht hatten. So eroberte ſich die Fabel freilich ein neues und letztes Gebiet des Einfluſſes, aber leider eins, auf dem ſie notwendig vertrocknen und verkommen mußte. Es entſtand das Dogma, daß jede Fabel eine Moral enthalten müſſe, und es gelang denn auch, aus allen Fabeln Äſops einen Sittenſpruch herauszuquetſchen, der nun als Kern und Zweck der ganzen Dichtung galt, in Wahrheit aber als unorganiſches Anhängſel ſie gänzlich entſtellte. So mußte denn die Fabeldichtung, aus ihrem natürlichen Boden herausgeriſſen, bald genug zu Grunde gehen. Vergebens verſuchte ſpäter Babrios, die äſopiſche Fabel in ein glänzendes dichteriſches Gewand zu hüllen, und noch weniger gelang es dem trocknen

Phädrus, auf diesem Wege die dahinsiechende Kunstgattung zu retten. Das Lehrhafte, woran beide Dichter festhielten, widerstreitet allzusehr dem innersten Wesen der Dichtkunst.

Aber freilich hatte auch als Lehrmittel die Fabel noch eine Zukunft, so lange es rohere Völker gab, die sich anschickten, den Lehrgang der klassischen Völker nun ihrerseits zu durchlaufen. Die Deutschen des Mittelalters nahmen die Fabel, die ihnen in sehr entstellter, zum Teil in orientalisch beeinflußter Form zukam, beifällig auf und bereicherten mit ihr das heimische Tierepos, das noch seine jugendliche Frische bewahrt hatte. Im achtzehnten Jahrhundert schien es gar, als ob die verkannte Fabel endlich wieder den ihr gebührenden Platz einnehmen sollte: Lafontaine machte sie durch eine Dosis witziger Geschwätzigkeit dem Geschmack seiner Zeit genießbar, und das Lehrhafte der Fabel konnte unmöglich ein Geschlecht abstoßen, das die Moral als Kern der Religion wie der Dichtung ansah, und dem noch Schiller Betrachtungen über die Schaubühne als moralische Anstalt widmete. Ihre größten Erfolge hatte die Fabeldichtung in Deutschland; hier bildete sich an ihr das beschränkte und philiströse Bürgertum, und es mag damals so manche Familie gegeben haben, deren Hausbibliothek aus der Bibel, dem Gesangbuch und Gellerts Fabeln bestand. Lessing endlich wollte den letzten Schritt thun, die antike Fabeldichtung erneuern und der neuen Kunstform eine dauernde Stätte bereiten. Aber schon war der ganze künstliche Bau wieder morsch geworden; das deutsche Volk, unaufhaltsam vorwärts gedrängt in seiner geistigen Entwicklung, warf die Fabeln beiseite wie eine kindische Fibel der ersten Schuljahre und zeigte sich reif für die Meisterwerke der Dichtung unsrer Klassiker. Wieder aber fielen die Fabeln nun den Kindern anheim, der Lehrer erläuterte an ihnen abermals gleichzeitig Grammatik und Sittlichkeit, und wer noch Lust hatte, Fabeln zu erdichten, der wandte sich lieber gleich unmittelbar an die Kinder, denn bei den Erwachsenen machte er sicher kein Glück mehr damit.

Den raschen Verfall der Fabel konnte auch der Umstand nicht aufhalten, daß sie sich im Laufe ihrer Entwicklung aufs engste mit Witz und Komik verbunden hatte. Wahrscheinlich schon im Altertum, sicher aber im vorigen Jahrhundert verdankte sie allerdings dem Witz einen großen Teil ihres Erfolgs. Die harmlosen Scherze der Gellertschen Fabeln hoben doch das deutsche Philisterium ein wenig aus seiner platten Nüchternheit heraus, gaben ihm ein Gefühl spielender Überlegenheit über den eignen dumpfen Zustand und zeigten ihm den Weg höherer und verfeinerter Kulturentwicklung. Aber der Witz ist so wenig von dauernder Wirkung wie die lehrhafte Dichtung, mit der er in seinen Erfolgen eine gewisse Verwandtschaft zeigt. Das freudige Gefühl überlegner Einsicht und Kraft, das ein gelungner Witz einflößt, wirkt nur einmal mit voller Macht, um dann rasch abzunehmen. Auch der beste Witz kann schon an und für sich zu Tode gehetzt werden; noch mehr aber ändert sich mit steigender Kultur das ganze Gebiet der Komik, und je mehr sich das Ver-

ſtändnis für feinere Witze ſchärft, deſto weniger Freude macht die plumpere Komik der Ungebildeten. Das gilt von Einzelnen wie von ganzen Geſchlechtern. Späße, bei denen die Trinkſtuben des Mittelalters von brüllendem Gelächter wiederhallten, würden jetzt Mitleid oder Ekel erregen, während die Witze, an denen wir uns erfreuen, ganz abgeſehen von den Beſonderheiten unſrer Zeit, an unſern Vorfahren wahrſcheinlich wirkungslos abgeglitten wären. Auch von Shakeſpeares Dramen ſind ja die Witze das Sterblichſte. So hat denn auch die Fabel des achtzehnten Jahrhunderts das reichlich eingeſtreute Salz der Komik nicht vor dem Verderben zu retten vermocht; der Teil unſers Volkes, der an der geiſtigen Kultur überhaupt teilnimmt, vermag ſich für die Scherze Gellerts oder Hagedorns nicht mehr zu begeiſtern. Wenn freilich Leſſing, der dieſes Schickſal der geſchwätzig-witzigen Fabeldichtung vorausſehen mochte, den Scherz überhaupt aus der Fabel verbannt und äſopiſche Kürze und Einfachheit angeſtrebt wiſſen wollte, ſo beſchleunigte er nur den unvermeidlichen Untergang. „Der bedeutendſte Verſuch, ſagt Dieſtel in dieſem Sinne ſehr ſchön, jene einſt um des Lehrhaften und Wunderbaren willen ſo hochgeprieſene Gattung in vollkommenſter Reinheit herzuſtellen, führte zu einem erſchreckenden Reſultate. Die Hand des Würdigſten entzog ihr das letzte epiſche Gewand, und ſie ſtand da nicht als antike Schönheit, als dürres Knochengerüpp."

Ein andres Los war der deutſchen Tierfabel beſchieden. Durch ein glückliches Schickſal war ſie vor der Umbildung ins Lehrhafte bewahrt worden, ihre Naivität und damit auch ihre dichteriſche Kraft noch unzerſtört, als ſie zum erſtenmale zuſammengefaßt und in eine wirkliche Dichtung verwandelt wurde. An Stelle aber der aufdringlichen Lehrhaftigkeit oder ſeichter Witzelei entwickelte ſich in ihr die koſtbarſte Eigenheit germaniſcher Stämme, der Humor. Gewiß, der Reineke Fuchs iſt keine Sittenſchule, aber er iſt mehr, er iſt ein Spiegel des Lebens, und mit lächelnder Wehmut blicken wir auf das Schauſpiel, das die wohlbekannten Geſtalten mit komiſchem Ernſt vor uns aufführen. So zeigt uns das deutſche Tierepos den ſonnigen Weg, der aus den Plagen und kleinlichen Sorgen des Lebens hinausführt in das Land freundlicher Phantaſie. Indem aber Goethe dem herrlichen Stoffe die edelſte Form gab, verlieh er ihm Dauer, ſo lange noch die deutſche Sprache auf der Erde erklingen wird. Ungleich iſt ſomit das Schickſal der äſopiſchen Fabel und der germaniſchen Dichtung im deutſchen Lande, aber es kann uns von neuem die alte Wahrheit beſtätigen: die beſten und edelſten Früchte erwachſen nur auf dem Boden der Heimat.

Die Agrarreform in Preußen

In den Nummern 24 bis 27 der Nation hat Professor Lujo Brentano in München einen Aufsatz über „die Agrarreform in Preußen“ veröffentlicht, der vorzugsweise die Rentenguts- und Anerbenrechtsgesetzgebung behandelt. Man gerät in Verlegenheit, ob man mehr das Geschick bewundern soll, mit dem der Verfasser die ergangnen Gesetze zu deuten und namentlich eine Anzahl der darin und anderswo sich findenden Bestimmungen zu verschweigen weiß, um zu einem ihm passenden Ergebnis zu kommen, oder mehr die Unbefangenheit und die Überzeugung, mit der er seine Behauptungen vorbringt. Bei der immer wachsenden Bedeutung dieser Gesetzgebung ist es daher wohl angebracht, gegen ihre Entstellung und Mißdeutung energisch Verwahrung einzulegen, man mag im übrigen über sie denken, wie man will.

Es würde zu weit führen, dem Verfasser in der Entwicklung seiner Auffassung überallhin zu folgen, dabei Einzelheiten zu erörtern und zu zeigen, daß diese in manchen Punkten unzutreffend sind; es wird genügen, sein Ergebnis zu beleuchten, das er folgendermaßen zusammenfaßt:

Da ist der ostelbische Grundbesitz. Nach seiner eignen Angabe ist er hoch verschuldet, teilweise sogar überschuldet. Da kommt Dr. Miquel und sagt: Ich will euch helfen. Der Grund eurer Überschuldung ist, daß euer Grundbesitz viel zu groß ist für eure Mittel; dies hat, wie ihr erlebt habt, große Nachteile für euch; es hat dies auch große Nachteile für den Staat, denn dem fehlt es infolge dessen an Bauern. Ihr müßt euern Grundbesitz in Bauerngüter zerschlagen. Das rettet euch; denn wenn ihr euern Grundbesitz im kleinen verkauft, erlöst ihr einen weit höhern Preis als beim Verkauf im großen. Nun erwidert ihr, das hätten euch schon Thaer und Stein und Hardenberg gesagt; dies aber sei eben das, was ihr nicht wolltet; denn auf euerm großen Grundbesitz beruhe eure soziale Stellung und euer politischer Einfluß. Und darin habt ihr ganz Recht. Auch bin ich der letzte, der diese eure Stellung beseitigen möchte; denn ihr seid es, die den preußischen Staat und damit das deutsche Reich in der Vergangenheit begründet habt, und ihr seid die festesten Grundlagen für den Staat und das Königtum auch in der Zukunft; ich erachte es als die erste Aufgabe des Staats, dafür Sorge zu tragen, daß dieses feste Fundament, auf dem der preußische Staat aufgebaut ist, erhalten werde. Das aber geschieht eben, wenn ihr auf meinen Vorschlag hört. Der Fehler der Stein-Hardenbergischen Gesetzgebung war nicht der, daß sie euch anriet, euern Grundbesitz zu zerschlagen, sondern daß sie euch nur die Möglichkeit

ließ, ihn zu freiem Eigentum zu verkaufen. Das dürft ihr freilich nicht thun, denn damit gebt ihr ihn weg. Ich habe aber das Kunststück erfunden, wie man etwas verkauft und es trotzdem behält. Ihr müßt euern Grundbesitz verkaufen, aber nicht zu freiem Eigentum, sondern gegen Rente. Damit ist uns beiden gedient: euch, denn ihr behaltet das Obereigentum über euern Grundbesitz und damit eure Stellung und euern Einfluß, und dem Staate, denn er behält in euch das feste Fundament, auf dem er groß geworden, und erhält außerdem den Bauernstand, den er so dringend benötigt.

Nun erwidern die Großgrundbesitzer, mit Rente sei ihnen nicht gedient. Sie seien hoch verschuldet und vielfach nahe daran, in ihrem Schuldenmeer zu ertrinken. Was sie brauchten, sei Geld, nicht Rente. Ihre Gläubiger verlangten von ihnen Kapital, und dieses sei es, was sie nicht hätten.

Allein Dr. Miquel hat diese ihre Lage trefflichst berücksichtigt. Ich begreife, fährt er fort, daß ihr Geld wollt. Auch habe ich Fürsorge getroffen, daß ihr es erlangt. Da sind die Rentenbanken des Staats, deren Aufgabe es ist, Rentenverpflichtungen der Bauern den Großgrundbesitzern abzukaufen. Allerdings kann der Staat nicht alle auf einem Bauerngut ruhenden Rentenverpflichtungen übernehmen, das würde seine Finanzen möglicherweise gefährden; er kann nur die Renten übernehmen, die drei Viertel des Ertragswerts des Guts nicht übersteigen. Allein dies ist nicht zu euerm Nachteil, sondern zu euerm Vorteil. Denn einmal erhaltet ihr infolge des Zerschlagens euers Besitzes in kleine Güter für euern Besitz einen Preis so hoch, daß schon der Kapitalwert von drei Vierteln der Rente eure Schulden vollständig deckt, und zweitens dient gerade das letzte Viertel der Rente, das der Staat nicht übernimmt, dazu, euer Obereigentum über das verkaufte Bauerngut und damit eure soziale Stellung und euern politischen Einfluß zu erhalten.

Selbstverständlich macht dieses Eintreten des Staats mit seinen Geldmitteln gewisse Vorsichtsmaßregeln notwendig, auf daß er keine finanzielle Einbuße erleide. Wenn er Geld hergiebt, muß er sich Sicherheit verschaffen, daß das mit demselben begründete Bauerngut allezeit imstande sei, die geschuldete Rente zu zahlen. Wir führen also alle jene Beschränkungen in der Verfügungsfreiheit des Rentenguts-besitzers wieder ein, die bereits die feudalen Grundherren zu dem gleichen Zwecke eingeführt haben. Wir machen das Bauerngut zu einem gebundnen, von dem nichts — insbesondre auch nicht die dazu gehörigen Holzungen, Bäume u. dgl. — abgetrennt werden kann. Keine Zerteilung, keine Abveräußerung von Trennstücken, ja nicht einmal eine Abveräußerung im ganzen darf ohne Genehmigung der Staatsbehörden und, wo ihr es bei der Begründung des Rentenguts kontraktlich ausmacht, ohne eure Genehmigung stattfinden. Wir führen die von den feudalen Grundherren eingeführte Begünstigung des Anerben auf Kosten seiner Geschwister wieder ein; denn wenn der Staat so große Opfer bringt für die Begründung eines neuen Bauernstandes, ist es selbstverständlich, daß er sich nicht von sentimentalen Rücksichten auf die Menschen leiten lassen kann, sondern lediglich von Rücksichten auf die Leistungsfähigkeit des neu begründeten Hofes. Nicht der Mensch ist Ausgangs- und Zielpunkt der Volkswirtschaft; wie es für den klaren Verstand der manchesterlichen Auffassung das Kapital war, so kann es für den klugen Agrarpolitiker nichts andres sein als der Hof. Aus dem gleichen Grunde ist dahin zu streben, daß wir wieder zu der Verschuldungsgrenze des feudalen Agrarrechts gelangen; wie damals ist diese durch den Obereigentümer, sei dieser der Staat oder der das Rentengut verkaufende Großgrundbesitzer, zu ziehen.

Bei dieser Neuordnung — oder richtiger Wiedereinführung — der euch so lieben Feudalzeit, fährt dann Dr. Miquel fort, ist dann allerdings der Staat zu drei Vierteln und ihr seid nur zu einem Viertel Obereigentümer der Bauern. Allein der Staat hat sich ja allezeit gut mit euch gestanden und wird es auch ferner thun. Gerade jenes euch verbleibende Viertel wird euern Einfluß nicht bloß auf die Bauern, sondern auch auf die Staatsverwaltung erhalten. Insbesondre müßt ihr noch eins berücksichtigen. Jene drei Viertel der Rente, die der Staat übernimmt, übernimmt er nur, insofern sie ablösbar sind. Euer Viertel könnt ihr dagegen als unablösbare Rente konstituiren; ihr könnt euch dafür sogar ganz oder teilweise Dienste, wie zur Feudalzeit, ausbedingen, und indem ihr euch ein Vorkaufsrecht ausbedingt, diese Dienstverpflichtung verewigen. Während die Renten, die der Staat bezieht, und somit sein Obereigentum, in absehbarer Zeit aufhören, dauert euer Obereigentum in Ewigkeit weiter. In absehbarer Zeit werdet ihr also wieder die einzigen Obereigentümer eurer Bauern.

Nicht minder aber, fährt Dr. Miquel fort, wird die von mir geschaffne Gesetzgebung im Laufe der Zeit zur Beseitigung des für den Grund und Boden so durchaus ungeeigneten Prinzips des freien Eigentums in jenen Gegenden führen, in denen es gar keinen aufzuteilenden Großgrundbesitz mehr giebt, ja selbst da, wo der Parzellenbesitz vorherrscht, denn überall ist der Bauer landhungrig, und die staatlichen Rentenbanken brauchen nur an diesen Landhunger anzuknüpfen, und das freie Eigentum wird von selbst allenthalben verschwinden. Ist irgendwo ein Bauer, der zu seinem Besitz ein weiteres Grundstück hinzukaufen möchte, so braucht er sich bloß an die Rentenbank zu wenden. Sie schafft ihm das Grundstück, auch wenn er gar keine Anzahlung macht, gegen das bloße Versprechen einer Rente. Allerdings muß dann der gesamte Besitz des Bauern für die pünktliche Zahlung dieser Rente haften. Dazu ist nötig, daß das ganze Gut des Bauern — auch sein früherer Besitz — den Charakter des Rentenguts annehme, und damit verfällt sein ganzer Besitz von selbst allen für Rentengüter erlassenen Beschränkungen der Freiheit in der Verfügung sowohl unter Lebenden als auch von Todes wegen. In dieser Weise verschwindet von selbst das freie Eigentum; es bewahrheitet sich aufs neue der Satz Justus Mösers: Wie es in der Theokratie des Moses der Grundsatz gewesen: die Erde ist des Herrn, so entspricht unsern Verfassungen der Grundsatz: die Erde ist des Staates; als einziges dem Grund und Boden angemessenes Besitzverhältnis des Einzelnen — selbstverständlich, wie bei Justus Möser, abgesehen von den im Besitz der Großgrundbesitzer verbleibenden Gütern — bleibt die Erbpacht.

Bei solcher natürlichen Entwicklung des Grundeigentums zur Verstaatlichung des Grund und Bodens und zur Bewirtschaftung desselben durch bodenzinspflichtige Erbpächter können dann auch die Agrarier sich trösten, daß ihre agrarrechtlichen Anträge von den in römischrechtlichem Doktrinarismus befangnen Verfassern des bürgerlichen Gesetzbuchs nicht mehr berücksichtigt worden sind. Das bürgerliche Gesetzbuch hat die Rentengutsgesetzgebung der landesgesetzlichen Regelung überlassen. Damit ist alles Nötige erreicht. Denn an Stelle des freien Grundeigentums wird allmählich von selbst das Rentengut treten.

In der Begründung dieser Auffassung, die von einer unglaublichen Unkenntnis der thatsächlichen Verhältnisse und gesetzlichen Bestimmungen zeugt und mit ihrer Verdächtigung des Zweckes der Rentengutsgesetzgebung die Entrüstung aller derer hervorrufen muß, die es mit der innern Kolonisation ernst meinen, holt Professor Brentano alles sorgsam zusammen, was sich gegen die

Einrichtungen des Rentenguts und des Anerbenrechts vorbringen läßt; aber vergebens sucht man auch nur nach einem Worte, das der Vorzüge dieser Einrichtungen gedächte. Und das ist derselbe Professor, der noch kürzlich in einem Vortrage gesagt hat: „Vergessen Sie nie, daß die Aufgabe der Wissenschaft niemals sein kann, Parteiinteressen zu dienen, sondern der Wahrheit."

Doch gehen wir seinen Ansichten näher auf den Grund. Mit der Einführung der Rentenguts- und Anerbenrechtsgesetzgebung soll also bezweckt werden, ein Obereigentum wieder einzuführen. Das soll daraus folgen, daß beim Kauf gegen Rente vereinbart werden könne, ein Teil der Rente solle nur mit Zustimmung beider Teile ablösbar sein, und ferner daraus, daß bei ihm möglich sei, dem Käufer vertragsmäßig die Verpflichtung aufzuerlegen, das Rentengut nicht zu zerteilen, keine Teile davon zu verkaufen, seine wirtschaftliche Selbständigkeit zu erhalten, bestimmte Arbeitsdienste zu leisten u. dgl. m.

Ja hat denn Brentano ganz übersehen, daß das Gesetz nur die Möglichkeit ausspricht, die Ablösbarkeit eines Teils der Kaufrente von der Zustimmung beider Teile abhängig zu machen, daß ein hierauf gerichteter Zwang gar nicht vorgeschrieben ist? Hat doch sogar das Abgeordnetenhaus die Beschlüsse seiner Kommission, die einen solchen Zwang einführen wollten, rundweg abgelehnt. Wird denn etwa von der Regierung irgendwie ein Druck ausgeübt, daß solche Vereinbarungen getroffen werden? Und das wäre doch das mindeste, was sie thun müßte, wenn sie die ihr untergeschobne Politik verfolgte. Aber auch angenommen, es käme eine solche Vereinbarung zustande: inwiefern soll denn dadurch der Erwerber in der Verfügung über sein Grundstück behindert sein? Trotz des Bestehens einer solchen Rente ist es sein freies Eigentum, kann er es verkaufen, belasten, zerteilen, die Rente steht dem in keiner Weise entgegen; namentlich hat der Rentenberechtigte auf das belastete Grundstück keinen andern Einfluß als etwa ein Hypothekengläubiger. Und weiter: ist eine solche Vereinbarung der behinderten Ablösbarkeit nur eine Beschränkung des Erwerbers? Schützt sie ihn nicht umgekehrt davor, daß er nicht in Zeiten der Not zur Abtragung der Rente angehalten wird? Hat er nicht auch seinerseits ebenso gut das Recht, dem Verlangen des Rentenberechtigten auf Ablösung zu widersprechen, selbst wenn dieser das Ablösungskapital noch so nötig braucht? Und daß eine solche Geldnot vielfach besteht, daß den Verkäufern nicht mit Rente gedient ist, daß sie Kapital haben wollen, giebt der Verfasser ganz harmlos zu. Hierin hat er allerdings einmal Recht; nur schade, daß er nicht die Folgerung gezogen und in die Praxis gesehen hat; er würde dann sofort auf die Unmöglichkeit gestoßen sein, auch nur einen einzigen Fall nachzuweisen, wo ein Verkauf gegen Rente, die nur mit Zustimmung beider Teile abgelöst werden kann, abgeschlossen wäre. Ja die Geldnot ist meistens so groß, daß die Generalkommissionen bei den durch sie vermittelten Rentengutsbegründungen in der Regel Bestimmungen treffen müssen, wodurch die

Rentengutserwerber gegen eine Kündigung der nicht auf die Rentenbank übernommnen Teile der Kaufrente während der dem Erwerber am schwersten fallenden ersten Einrichtungsjahre durch den Verkäufer sichergestellt werden. Nur die Ansiedlungskommission für Posen und Westpreußen bedingt sich allerdings bei Rentengutskäufen stets aus, daß ein Zehntel der Rente nur mit ihrem Einverständnis ablösbar sein soll. Aber das kann man doch nicht als Agrarpolitik bezeichnen; bei ihr handelt es sich um Ausführung einer politischen Maßregel, um eine Ausnahmegesetzgebung. Zudem ist sie selbst Verkäuferin von Grundstücken und vertritt hierin den Staat. Selbst wenn sie daher Beschränkungen in der Verfügungsfreiheit über die durch sie verkauften Stellen einzuführen suchen sollte, so würde doch von einer Wiedereinführung „feudaler Zustände" nicht die Rede sein können.

Also der „Unablöslichkeit der Rente" kann ein so gefährlicher Charakter nicht beigemessen werden. Wie steht es aber mit dem zweiten Vorwurf: die Rentengutsgesetze ermöglichten die Wiederherstellung eines Abhängigkeitsverhältnisses? Diese Behauptung kann doch nur dahin verstanden werden, daß bei den Rentengütern etwas möglich sei, was bei Kauf gegen Kapital nicht vorkommen könne. Ja was soll denn das sein? Kann sich denn nicht auch ein Barkäufer durch Vertrag allen möglichen Beschränkungen unterwerfen? Es besteht gar kein Zweifel darüber, daß sich jeder Hypothekengläubiger vertragsmäßig die Genehmigung zu einer Veräußerung des belasteten Grundstücks oder sogar zu seiner Verpachtung vorbehalten kann; in unzähligen Fällen wird bei der hypothekarischen Beleihung eines Gutes ausbedungen, daß der Eigentümer nicht berechtigt sei, den vorhandnen Wald abzutreiben. Sind denn das keine Einschränkungen des Verfügungsrechts? Ob es zulässig sei, durch vertragsmäßige Abmachungen die Befugnis des Eigentümers, Teile seines Grundstücks zu veräußern oder es im ganzen zu zerstückeln, für die Dauer des Vertrags auszuschließen, ist zweifelhaft, wird aber von vielen Seiten bejaht. Die Rentengutsgesetzgebung hat sich der bejahenden Auffassung angeschlossen, also nicht etwas neues eingeführt, sondern nur — zur Beseitigung etwa möglicher Zweifel — eine bereits bestehende Auffassung bestätigt. Auch hier gilt aber wieder, daß eine solche Beschränkung lediglich der freien Entschließung des Erwerbers überlassen ist; von irgend einem — mittelbaren oder unmittelbaren — Zwang kann nicht die Rede sein.

Ein besondres Entsetzen erregt die Möglichkeit, daß sich der Verkäufer allerlei Arbeitsleistungen ausbedingen und sogar dadurch gegen alle Rechtsnachfolger im Erwerb sichern könne, daß er sich ein Vorkaufsrecht vorbehält. Leider hat Brentano vergessen anzugeben, wo sich denn eine Bestimmung in den Rentengutsgesetzen findet, die so etwas gerade für Rentengüter zuläßt; er hat doch wohl nicht die Leistungen, die dem Rentengutsbesitzer vertragsmäßig zur Erhaltung der wirtschaftlichen Selbständigkeit seines Grundstücks auferlegt

werden können, mit Dienſten zu Gunſten des renteberechtigten Grundſtücks verwechſelt? Iſt ihm vielleicht entgangen, daß die Beſtimmung des Ablöſungsgeſetzes vom 2. März 1850, wonach einem Grundſtück ſolche Dienſte überhaupt nicht mehr auferlegt werden können, durch die Rentengutsgeſetze in keiner Weiſe abgeändert ſind, daß die Begründung zum Geſetz vom 27. Juni 1890 ausdrücklich ihr Beſtehenbleiben hervorhebt? Der Vorſchlag, derartige Dienſte, zu denen ſich natürlich ein Rentengutsbeſitzer ebenſogut wie jeder andre Grundeigentümer perſönlich verpflichten kann, durch Vereinbarung eines Vorkaufsrechts, zu dinglichen, an dem Grundſtück haftenden zu machen und alſo das Geſetz von 1850 zu umgehen, rührt wohl von dem von ihm angeführten Gewährsmann Waldhecker her. Die Unhaltbarkeit dieſer Auffaſſung liegt aber doch zu Tage: nicht durch den Kauf des Grundſtücks würde ein Beſitznachfolger in die Verpflichtung zur Leiſtung der Dienſte eintreten, ſondern nur durch einen neuen perſönlichen Vertrag. Alſo die Einrichtung des Rentenguts als ſolchen iſt an der Möglichkeit, derartige Dienſte zu vereinbaren, völlig unſchuldig. Zur Beruhigung Brentanos möge aber auch noch hervorgehoben werden, daß noch nicht ein einziger ſolcher Dienſtvertrag mit einem Rentengutserwerber abgeſchloſſen worden iſt.

Beſondre Beſtimmungen, aus denen das Wiederaufleben eines Obereigentums bei Rentengütern herzuleiten wäre, ſind ſomit durch die Rentengutsgeſetze nicht eingeführt; der Rentengutsbeſitzer entpuppt ſich vielmehr als ein ganz gewöhnlicher Sterblicher, der ſein Rentengut ebenſo gut und grundbuchmäßig als freier Eigentümer beſitzt wie jeder andre, deſſen Grundbeſitz mit einer Tilgungshypothek belaſtet iſt, und bei dem ſich der Gläubiger zur Sicherung ſeiner Forderung einige Verfügungsbeſchränkungen ausbedungen hat. Schade! Der Gedanke war ſo ſchön, Beſitzer von Ländereien zu ſein, die andern zu Eigentum gehören! Ob aber nicht dieſer Gedanke Beifall findet, ſodaß ſich die Hypothekengläubiger nächſtens auch noch Großgrundbeſitzer nennen werden?

Beruht alſo die „Wiedereinführung des Obereigentums und feudaler Beſitzesverhältniſſe“ lediglich in der Phantaſie des Verfaſſers, ſo ſtimmt auch ſeine Darſtellung des Anerbenrechts mit dem deshalb ergangnen Geſetz in weſentlichen Punkten nicht überein. Daß er ein grundſätzlicher Gegner des Anerbenrechts iſt, ſoll ihm nicht verdacht werden; das entſchuldigt aber nicht die unrichtige Darſtellung der Geſetzesbeſtimmungen. Wie ſoll man es bezeichnen, wenn er behauptet, nach dem in der Begründung zum Anerbengeſetz enthaltnen Beiſpiel bekäme der Anerbe das Gut im Werte von 30000 Mark, während die vorhandnen zwei Brüder jeder vierteljährlich 16,40 Mark erhielten? Warum verſchweigt er hier, daß in dem Beiſpiel davon ausgegangen wird, der Wert von 30000 Mark ſei ein Verkaufswert, der den wahren (Ertrags-)Wert um 5000 Mark überſteige? Warum verſchweigt er weiter, daß angenommen iſt, das Gut ſei mit Laſten und Schulden ſo behaftet, daß

nach deren Abzug nur ein wirklicher Wert der Erbschaft von 7470 Mark verbleibe? Warum rechnet er bei dem Anerben mit einem Kapitalwert, bei den Miterben nur mit einem Teilbetrag der Jahresrente? Warum giebt er nicht vielmehr richtig an, daß bei den Anerben der Kapitalwert seines Erbteils 4150 Mark, bei den Miterben 3320 Mark beträgt? Aber freilich, diese letzten Zahlen passen nicht in seinen Zweck, das Gesetz als verwerflich hinzustellen.

Voller Unrichtigkeiten ist die Darstellung, welchen Beschränkungen das Anerbengut unterliegt. Die einzige Einschränkung, die besteht, ist die, daß das Anerbengut nicht ohne Genehmigung der Generalkommission zerteilt und ohne diese auch nicht durch Verfügung unter Lebenden im ganzen an ein Nichtfamilienmitglied veräußert werden darf. Zudem darf im letztern Falle die Genehmigung nur versagt werden, „wenn Thatsachen vorliegen, welche die Annahme rechtfertigen, daß die wirtschaftliche Selbständigkeit des Anerbenguts durch Vereinigung mit einem größern Gute aufgehoben wird." Was macht Brentano hieraus? „Das Recht des Rentengutsbesitzers, über sein Gut unter Lebenden und von Todes wegen zu verfügen, wird, soweit eine solche Verfügung den durch das Gesetz ausgesprochnen Beschränkungen widersprechen würde, vollständig aufgehoben. . . . Das Recht der testamentarischen Verfügung wird durch das Gesetz wesentlich beschränkt; nur ein Erbe kann also das Gut erben; die einzige Freiheit, die dem Testator gelassen ist, ist die Person dieses Erben zu bestimmen. Nach § 34 ferner kann der Testator nicht im Interesse seiner weichenden Erben den Wert, zu dem der Anerbe das Gut erhält, höher bestimmen, als im § 18 des Gesetzes vorgesehen ist." Soviel Behauptungen, soviel Unrichtigkeiten! Das Zerteilungsrecht wird nicht aufgehoben, sondern nur von der Genehmigung einer Behörde abhängig gemacht, und diese Behörde hat lediglich das Interesse des Besitzers wahrzunehmen und dafür zu sorgen, daß er nicht in unwirtschaftlicher Weise abveräußert, dadurch sein Bestehen gefährdet und seine Selbständigkeit verliert. Die Veräußerung der ganzen Stelle durch letztwillige Verfügung ist durch nichts behindert; eine solche durch Verfügung unter Lebenden aber darf nur versagt werden, wenn eine Auffaugung durch Großgrundbesitz zu befürchten ist. Und das nennt Brentano „Wiedereinführung von Beschränkungen zu Gunsten des Großgrundbesitzes"! Gerade gegen ihn sind sie doch gerichtet!

Aber weiter: nur ein Erbe soll erben können. Wo steht denn das? Können denn nicht durch Testament mehrere Miterben eingesetzt werden? kann nicht die bestehende Gütergemeinschaft und damit ein gemeinschaftlicher Besitz fortgesetzt werden? Kann nicht überhaupt durch Testament über das Anerbengut verfügt werden, als ob es dem Anerbenrechte gar nicht unterläge, nur mit der einzigen schon erwähnten Ausnahme der beschränkten Zerteilungs- und Abveräußerungsfähigkeit?

Nach § 34 endlich soll der Testator den Anrechnungswert nicht höher, als das Gesetz vorschreibt, festsetzen können. Hier möchte man zweifeln, ob Brentano das Gesetz wirklich gelesen habe. Der § 34 handelt von dem Pflichtteil, d. h. also dem Teil der Erbquote, die der Berechtigte erhalten haben würde, wenn die Intestaterbfolge eingetreten wäre, und schreibt vor, daß für die Berechnung seiner Höhe der Betrag zu Grunde zu legen sei, der sich unter Anwendung der im Gesetz vorgesehenen Ermittlung des Erbschaftswertes ergeben würde. Er bestimmt also nur den geringsten Betrag, den der Erblasser seinen Erben ungeschmälert hinterlassen muß. Daß dieser nicht erhöht werden könne, ist nirgends gesagt. Brentano hat hier augenscheinlich „Mindestbetrag" mit „Meistbetrag" verwechselt!

Daß Brentano kein Verständnis dafür zeigt, daß die Erhaltung des Anerbenguts in wirtschaftlicher Selbständigkeit auch im Interesse der weichenden Erben liegt, indem es ihnen einen Rückhalt bietet, wenn sie im Leben Schiffbruch gelitten haben, nimmt kaum Wunder. Er hat vielleicht nicht einmal gesehen, daß nach § 32 des Gesetzes der Eigentümer des Anerbengutes in einer besonders erleichterten Form dem Anerben die Verpflichtung auferlegen kann, seine Miterben für den Notfall auf dem Anerbengute zu unterhalten. Daß auf dem Lande noch ein Familienleben und das Gefühl der Zusammengehörigkeit der Familienangehörigen besteht und diese sich gern in Zeiten der Not gegenseitig stützen, daß hier noch die Persönlichkeit des Menschen etwas gilt im Gegensatz zu den Industriegegenden, wo der Einzelne immer mehr zur Zahl und zur gefühllosen Maschine wird, daß das Gesetz dazu dienen kann und wird, diese Familienbande zu stärken, das läßt er völlig unbeachtet. Aber freilich das läßt sich nicht in Zahlen ausdrücken und in bestimmte Werte umrechnen.

Wir haben hier nur einige Punkte herausgegriffen, um die Unhaltbarkeit der Brentanoschen Auffassung und die Art zu zeigen, wie er diese begründet. Wie hierin zum großen Teil eine unrichtige Deutung der bestehenden Gesetze hervortritt, so hat er auch eine mangelhafte Kenntnis der thatsächlichen Verhältnisse. Wenn wirklich mit der Rentengutsgesetzgebung der von ihm bezeichnete Zweck verfolgt würde, dann müßten doch die Großgrundbesitzer ihre begeistertsten Anhänger sein. Wie kommt es nun, daß gerade ihre Kreise die lebhaftesten Gegner sind? Daß dies der Fall ist, ist wohl Brentano nicht bekannt geworden, sonst hätte er es doch erwähnen müssen. Er behauptet ferner, infolge des Zerschlagens des Großgrundbesitzes in kleine Güter würde von den Verkäufern ein so hoher Kaufpreis erzielt, daß schon durch drei Viertel davon die Schulden, die den ganzen Wert des Großgrundbesitzes erreichten, wenn nicht gar überstiegen, vollständig gedeckt würden. Falsch! Brentano lese einmal nach, was in der Schilderung des bei der Generalkommission in Frankfurt a. O. geltenden Verfahrens in der Wochenschrift der pommerschen

ökonomischen Gesellschaft vom 15. Januar 1897 (S. 19) darüber gesagt ist: „Bei dem dem Verkäufer für das aufzuteilende Gut zuzubilligenden Kaufpreise wird nur der Wert im Großbetriebe, nicht aber der von der Vereinzelung zu erwartende höhere Erlös in Anrechnung gebracht." Daß aber seither ohne Vermittlung der Generalkommission keine Rentengüter gebildet worden sind, die Praxis dieser Behörden daher maßgebend ist, ist ihm doch wohl bekannt? Weiter: wenn ein landhungriger Bauer ein Grundstück zukaufen wolle, werde ihm das dadurch erleichtert, daß er nichts zu zahlen, sondern nur der staatlichen Rentenbank eine Rente zu versprechen habe. Für diese müsse dann der alte Besitz mit verpfändet werden, und dadurch werde dieser ganz unmerklich allen Beschränkungen der Rentengutsgesetze unterworfen. Das heißt mit andern Worten es werde „Bauernfang" — in des Wortes wahrster Bedeutung — getrieben. Auch das ist wieder falsch; denn schon wiederholt haben die zuständigen Minister ausgesprochen, daß ein solcher Zukauf nur gegen eine angemessene bare Anzahlung zugelassen werden solle, sogar dann, wenn der bereits vorhandne Besitz gänzlich schuldenfrei sei. Ist etwa hierin eine Aufmunterung zum Zukauf gegen Rente zu finden?

Zum Schluß noch eins. Professor Brentano spielt private Parzellirungen, die im Kreise Kolberg-Körlin vor Erlaß der Rentengutsgesetze ausgeführt worden sind, und über die schon eine ganze Litteratur entstanden ist, gegen die spätern Begründungen von Rentengütern durch Vermittlung staatlicher Organe aus und behauptet von den erstern, daß sich dabei das Prinzip des freien Eigentums aufs neue glänzend bewährt habe. Es ist wohl nur die Folge der weiten Entfernung Münchens vom Kolberger Kreise, daß Brentano nicht erfahren hat, wie sich diese Parzellirungen bei Betrachtungen in der Nähe darstellen. Wir wollen daher aus dem Jahresbericht der pommerschen ökonomischen Gesellschaft für 1893 (S. 9) folgendes mitteilen:

Die „private Kolonisation" im Kreise Kolberg-Körlin, welche durch die Schilderungen des Professors Sering in seinem Werke „Die innere Kolonisation in Deutschland" die Aufmerksamkeit weiterer Kreise erregt hatte, hat leider die daran geknüpften Hoffnungen auf die Dauer nicht erfüllt, sondern ist vielmehr in ein bedenklich kritisches Stadium getreten, wie nachstehender Bericht unsers Zweigvereins Körlin ausführt. Es haben die Unternehmer nur darnach getrachtet, einen recht großen Gewinn rasch in die Tasche zu stecken, und ohne Prüfung der Person und deren Kaufkraft die Grundstücke an den Mann gebracht. Die auf den einzelnen Besitzen errichteten Gebäude sind in der Regel durch die Unternehmer mit Hand- und Spannkraft der Käufer schnell, leicht und äußerst unsolide aufgeführt worden. Fast durchweg ist die Kaufsumme auf den Grundstücken als Hypothek stehen geblieben, die erste hypothekarisch sichere Stelle von den Sparkassen, der Rest von den Unternehmern übernommen worden. Bisher haben die Unternehmer es verstanden, solche Käufer, welche ihren Verpflichtungen nicht nachkommen konnten, gutwillig durch andre zu ersetzen, haben auch große Nachlässe und Stundung der Zinsen ausgeübt — das schöne Lied und das Vertrauen sollte nicht getrübt werden!

Nun zu Ende des Jahres werden plötzlich sämtliche in den Händen der Unternehmer befindliche Hypotheken gekündigt. Die armen vertrauensseligen Käufer sind in wahrer Verzweiflung, und es steht ein großer Krach in Aussicht. Gott gebe, daß er nicht zu viele Existenzen vernichtet.

Sollte dies Zeugnis nicht genügen, so möge aus neuester Zeit noch angeführt werden, was in der am 4. Dezember 1896 in Köslin abgehaltnen Generalversammlung der schon erwähnten pommerschen ökonomischen Gesellschaft (Seite 21 ihrer Wochenschrift für 1897) ein Mitglied ausführte. „Er erinnere an die Parzellirungswut, die seinerzeit im Kolberger Kreise bestanden hätte, und daran, daß diesen Unternehmungen lediglich die Bezeichnung »ein großer Schwindel« zukomme. Mit dem Beginn der Thätigkeit der Generalkommission habe dieses Unwesen ziemlich aufgehört, sei aber auch jetzt noch nicht ganz tot. Man hätte den Anschein zu erwecken versucht, als ob im Kolberger Kreise eine neue Ära für die Zukunft der Landwirtschaft angebrochen sei, es wäre gelungen, dem Abgeordnetenhaus sowohl wie hohen Staatsbeamten Sand in die Augen zu streuen. Man habe sich nicht gescheut, durch Auflegen von Bibel und Gesangbuch in den Häusern der Rentengutserwerber diese Unternehmungen als ein Gott gefälliges Werk zu dokumentiren. Die Generalkommission habe damit zwar ein Ende gemacht, es sei ihr aber nicht gelungen, alles wieder gut zu machen. Bekannt sei ihm allerdings, daß sie in zwei Fällen schützend eingegriffen habe usw."

Nach einer Anmerkung der Redaktion der Nation ist der Brentanosche Aufsatz gleichzeitig in einer englischen Zeitschrift, für die er ursprünglich allein bestimmt war, veröffentlicht worden. Wir glauben im Vorstehenden soviel Unrichtigkeiten nachgewiesen zu haben, daß man nur bedauern kann, daß diese nun sogar im Auslande verbreitet und dort, wo doch die Beurteilung der Einzelheiten sehr erschwert ist, geglaubt werden.

Maßgebliches und Unmaßgebliches

Die Schattenseite der großen Verhältnisse. Lassen wir die Staatsaktionen des Augenblicks an unserm Geiste vorüberziehen: die Jamesonprozeßkomödie, Panama und Panamino, die allem Anschein nach auf Versumpfung hinauslaufende Behandlung der Balkanfrage, das Gerauf im österreichischen Abgeordnetenhause, das Ränkegespinst, von dem einige Fädchenenden im Prozeß Tausch zum Vorschein gekommen sind, die mit unschönen Mitteln geführten Interessenkämpfe in allen Kulturstaaten, so haben wir für den Gesamteindruck nur die Bezeichnung: widerwärtig! Sehen wir dann auf der andern Seite in das Privatleben hinein, in Familien, Freundeskreise, kleine Erwerbsgenossenschaften und Bauerngemeinden, die

abseits vom Getriebe des öffentlichen Lebens liegen oder, obwohl räumlich mitten darin, doch nicht davon berührt werden, und finden wir da rechtschaffne, gute und edle Menschen, betrachten wir außerdem die in gesunden Verhältnissen aufwachsenden Kinder und sehen wir, wie gutherzig, wie ehrlich, wie bereit zu jedem Dienste und jeder Gefälligkeit sie sind, so müssen wir den Schluß ziehen: das Böse liegt nicht in der Menschennatur, sondern in den Verhältnissen. Der Mensch gerät in Lagen, wo ihm ein über seine Kräfte gehendes Maß von Selbstüberwindung zugemutet wird, wo er sich nicht anders als durch Schädigung seines Nächsten zu helfen weiß, in Wirrnisse, die er nicht zu durchschauen vermag, wo für ihn die Möglichkeit aufhört, Recht und Unrecht zu unterscheiden. Und dieser Zwang zu zweideutigen und zweifelhaften, zuletzt zu unzweideutig bösen, zu ungerechten und gemeinen Handlungen wächst mit der Größe und Zivilisation des Geweinwesens, dem der einzelne angehört, weil mit der Größe und der steigenden Zivilisation die Verwicklung wächst, und weil das Gefühl der Verantwortlichkeit überall da aufhört, wo der einzelne als Mitglied einer großen Körperschaft oder einer zahlreichen Partei handelt; schon eine Tausendstelverantwortlichkeit ist gar keine mehr, und schon aus diesem Grunde verdirbt die Politik den Charakter. Es giebt nun freilich Umstände, unter denen die Größe der vollbrachten Thaten und der heroische Charakter der handelnden Personen für die Einbuße an gewöhnlicher Moral und Gemütlichkeit entschädigen, und im allgemeinen gilt der Satz, daß alle Kulturerrungenschaften mit Opfern an Menschenglück, an ästhetischen und moralischen Gütern erkauft werden müssen, und daß die Weltgeschichte nun einmal kein Idyll ist. Aber es wäre doch wohl gefehlt, wenn wir die Unmassen von Menschenglück und Herzensgüte, die vom Kulturfortschritt zermalmt werden, über dessen glänzenden Leistungen und großartigen Erscheinungen übersehen und für nichts achten wollten. Bei einem Blick auf die in ihrer Eiswüste abgesperrten Isländer, die sich in einer armen Natur eines großen Reichtums an geistigen Gütern erfreuen und die ohne Geldreichtum friedlich, zufrieden und glücklich leben, bei einem Blick auf die Schweizer Urkantone, die noch vor wenigen Jahren keine Gefängnisse oder wenigstens keinen Sträfling im Gefängnisse hatten (auch z. B. in Thun und Umgegend sollen Verbrechen gar nicht vorkommen), kann einen durchaus zivilisirten und verständigen Menschen der Wunsch anwandeln, die Großstädte und Großstaaten, die Riesenkapitalien, die Riesenwerkstätten und die Riesenorganisationen für den Verkehr möchten von der Welt verschwinden. Dieser Wunsch wäre nun freilich thöricht, keinesweges aber scheint uns der Gedanke thöricht, es könne einmal ein Zustand eintreten, wo die Kulturgüter mit weniger unangenehmen Zugaben genossen werden. Jedenfalls halten wir einen Riesenstaat für kein Kulturideal, und wenn wir Deutschland zu vergrößern wünschen, so geschieht es nicht aus Liebe zu der Form des Großstaats, sondern weil einmal vorhandne Großstaaten auch den übrigen Völkern die Großstaatbildung zur Pflicht der Selbsterhaltung machen. Wären dem deutschen Volke ein genügender Arbeits- und Nahrungsspielraum, sowie die Bewahrung seines Volkstums und seiner eigentümlichen Kultur auf andre Weise gesichert, so hätten wir keinen deutschen Großstaat und keine weitere Vergrößerung dieses Staats nötig. Solche Erwägungen führen zu der Vorstellung, es könne hinter der jetzigen, wahrscheinlich noch lange nicht abgeschlossenen Periode der Großstaatbildung eine andre anbrechen, wo die Völker, ohne ihre nationalen Eigentümlichkeiten aufzugeben, in Frieden mit einander leben und daher der Organisation des Großstaats nicht mehr bedürfen, wo sie daher nur kleine Gemeinwesen bilden, in denen weder das Gefühl der persönlichen Verantwortlichkeit noch die Gemütlichkeit der gegenseitigen Beziehungen verloren geht, und wo die Verbindung dieser kleinen

Gemeinschaften unter einander nur durch Verkehrsmittel, nicht durch den Staatszwang hergestellt wird. So unendlich sind wir von diesem Zustande entfernt, daß er als eine Utopie bezeichnet werden muß, aber sind alle Ideale Utopien? Was diese Gedankenreihe in uns angeregt hat, war die Kunde von einer kleinen Inselgruppe, über deren Zustände ein englisches Blaubuch Bericht erstattet. Die Kokosinseln, südwestlich von Java, sind 1827 von dem Schotten Roß und seinem Sohne in Besitz genommen worden. Der junge Roß und dessen Söhne haben sich eingeborne Frauen genommen, und diese Mischlingsfamilie beherrscht die sechshundert Eingebornen. Diese haben sich zivilisirt, leben monogam in reinlichen Häuschen, fühlen sich zufrieden und glücklich. Es giebt weder ein geschriebnes Gesetzbuch noch Polizei; Verbrechen kommen nicht vor. Die englische Staatsgewalt beschränkt sich darauf, hie und da einmal einen Regierungskommissar hinzuschicken, der über den Zustand der Inseln Bericht erstattet. Die Roß schicken jährlich eine Ladung Kopra nach England, und ihr Schiff bringt ihnen von dort Industrieerzeugnisse mit; sonstigen Verkehr mit der Außenwelt haben sie nicht. Damit soll nicht etwa die Robinsonade als höchstes Gesellschaftsideal gepriesen, sondern nur ein weiterer Beleg für die Ansicht beigebracht werden, daß das Böse aus den gesellschaftlichen Verwicklungen entspringt.

Zur Geschichte des Zündnadelgewehrs. Veranlaßt durch das Geschenk, das Herr v. Dreyse in Sömmerda der Waffensammlung des Zeughauses in Berlin gemacht hat, gehen Nachrichten durch die Presse über die Erfindung des Zündnadelgewehrs, die einen kurzen, auf zuverlässigen Mitteilungen gegründeten Rückblick auf die Geschichte dieser unser ganzes Kriegswesen neu gestaltenden Umwälzung in der Waffentechnik wohl rechtfertigen dürften. Wir folgen dabei namentlich dem Buche des Majors Wilhelm von Plönnies, des Begründers unsrer heutigen Infanteriefeuerwaffenwissenschaft, das unter dem Titel „Das Zündnadelgewehr“ als dritter Band seiner „Neuen Studien über die gezogne Feuerwaffe der Infanterie“ 1865 bei Zernin in Darmstadt erschien.

Die Tägliche Rundschau vom 4. Februar 1897 erzählt nach dem Reichsanzeiger, Johann Nikolaus Dreyse, der 1787 zu Sömmerda geborne Erfinder des Zündnadelgewehrs, sei bei dem Anblick der schwerfälligen alten Gewehre, die er auf dem Schlachtfelde von Jena gesehen habe, auf den Gedanken gekommen, der Armee eine zweckmäßigere Waffe zu schaffen. Das ist nicht oder wenigstens nicht allein richtig. Abgesehen davon, daß der zur Zeit der Schlacht von Jena bereits neunzehnjährige Schlossergeselle wohl schon öfter preußische und auch andre Infanteriegewehre, die damals ziemlich überall dieselben waren, gesehen haben mochte, wurde er in Paris, wo er 1809 als Schlossergeselle in dem Geschäfte des Maschinen- und Gewehrfabrikanten Pauly arbeitete, geradeswegs auf die Konstruktion von Infanteriegewehren, auf die Herstellung von Munition und Zündungen dafür hingewiesen. Napoleon I. nämlich, bekanntlich kein besondrer Verehrer der Büchse, des damaligen einzigen gezognen Gewehrs, wohl aber eines möglichst schnellfeuernden Infanteriegewehrs, weil er den höchsten Wert auf die Steigerung des Massenfeuers legte, hatte den Technikern seiner Zeit die Aufgabe gestellt, ein Infanteriegewehr herzustellen, das sich leicht laden und schnell abfeuern lasse, ohne zu künstlich gebaut zu sein. Dieser Aufgabe widmete sich auch Pauly, und zwar baute er ein Hinterladegewehr gerade zu der Zeit, als Dreyse in der Paulyschen Fabrik in Paris arbeitete. Das Gewehr wurde zwar patentirt, fand aber nicht den Beifall der militärischen Prüfungskommission. Daß die Franzosen aber auch später nicht nachließen, sich mit der

Anfertigung von Hinterladegewehren zu beschäftigen, kann man noch heute in den ersten Bänden des 1824 beginnenden amtlichen Mémorial de l'artillerie lesen, wo sich fortlaufende Abhandlungen über die Erfindung von Hinterladegewehren auch schon aus frühern Perioden der französischen Geschichte finden. Dreyse arbeitete bis 1814 noch in mehreren mechanischen und optischen Anstalten, fand auch zu chemischen Studien Zeit und Gelegenheit, beschäftigte sich namentlich mit den Bertholletschen Knallpräparaten und gründete, nachdem er 1814 wieder nach Hause zurückgekehrt war und im Geschäfte des Vaters gearbeitet hatte, 1821 eine Zündhütchenfabrik, deren Erzeugnisse 1824 in Preußen patentirt wurden. Die Behandlung der Zündhütchen, die Eigenschaft mancher Knallpräparate, durch einen Nadelstich sich zu entzünden, mag ihn dann auf den Gedanken der Nadelzündung gebracht haben. Die Verbindung des Knallpräparats mit dem Geschosse, die namentlich deshalb erstrebt wurde, weil der explosive Stoff zugleich die Treibkraft bilden sollte, führte zu der Einheitspatrone, der Grundlage unsrer Schnellfeuerwaffen, die hoffentlich bald auch allgemein in der Feldartillerie Eingang finden wird. So entstand 1827 das erste Zündnadelgewehr, ein glattes von vorn zu ladendes Gewehr. Die mancherlei Übelstände, die aber dieses Gewehr noch hatte, wozu namentlich gehörte, daß beim Laden eine Selbstentzündung der Patrone nicht ausgeschlossen war, daß der große Spielraum, der das Laden von vorn erforderte, die Treffsähigkeit beeinträchtigte usw., machte mancherlei Verbesserungen und fortgesetzte Arbeit notwendig. An die Stelle von Schlagfeder und Hahn trat die Spiralfeder, die den Nadelbolzen in der Richtung der Rohrachse vorschnellte; die Patrone bestand aus Kugel, Spiegel und Pulverhülse mit der Zündpille am Boden der Hülse, also eine wirkliche Einheitspatrone. Auf diese Konstruktion erhielt Dreyse Anfang April 1828 ein Patent für acht Jahre. Die Zündpille wurde dann bald in die Mitte der Patrone, nämlich an das hintere Ende des Spiegels gelegt, sodaß die Nadel das ganze Pulver durchstoßen mußte, um an die Zündpille zu gelangen. Diese war dadurch sowohl gegen die Einflüsse der Feuchtigkeit als auch gegen mechanische Einwirkungen zweckmäßig geschützt, und die Entzündung der Ladung ging von dem vordern Ende der Pulverladung nach dem hintern vor sich. Eine Verstärkung der Anfangsgeschwindigkeit, wie manche behaupten wollen, ist damit jedoch kaum erreicht worden.

Dreyses Gewehr, also damals ein Vorderladegewehr mit Einheitspatrone, die durch den Stich einer durch Spiralfeder vorgeschnellten Nadel entzündet wurde, wurde 1829 dem Kronprinzen, dem nachmaligen König Friedrich Wilhelm IV., der sich gerade in Weimar befand, vorgelegt, und zwar hatte der Erfinder selbst die Ehre, das Gewehr dem Kronprinzen vorzeigen zu dürfen. Dem Kronprinzen — nicht wie die Tägliche Rundschau schreibt dem Prinzen Wilhelm, dem nachmaligen Kaiser Wilhelm I. Bei der Enthüllung des Denkmals Friedrich Wilhelms IV. im Herbste 1886, hat Kaiser Wilhelm I. das Verdienst seines Bruders um die Einführung des Zündnadelgewehrs ausdrücklich hervorgehoben.

Das Interesse, das der Kronprinz der Dreyseschen Erfindung entgegenbrachte, wurde von dem damaligen Chef des Militärkabinetts, dem spätern Kriegsminister von Witzleben geteilt und die Ausbildung der Erfindung kräftigst von ihm unterstützt. Die Versuche wurden unter Anregung und Beirat preußischer Offiziere zu Sömmerda, Erfurt und Berlin in größerm Umfange fortgesetzt. Sie führten zunächst 1834 zu dem sogenannten Traubengewehr — einer an das hintere Rohrende angeschraubten traubenförmige Hülse zur Aufnahme von Spiralfeder und Nadelbolzen —, dann 1835 zum Cylindergewehr, bei dem an die Stelle der traubenförmigen eine cylinder-

förmige Hülse trat und bereits die Sperrfeder Anwendung fand und endlich 1836 zur Annahme der Hinterladung, durch die die Gefahr der Entzündung der Patrone endgiltig beseitigt wurde. Zuerst wurde die Hinterladung bei einer Zündnadelbüchse angewendet. Damit hatte man drei der wichtigsten Fortschritte der neuern Waffentechnik erreicht, nämlich: Eintreiben des Geschosses in die Züge durch die Gewalt der Gasexplosion der Ladung und nicht mehr durch Hammerschläge, Pflaster und Ladestockstöße von oben, wodurch die Ladung unregelmäßig zerstampft und die Gestalt des Geschosses zum Nachteil der Gleichförmigkeit des Schusses verändert wurde, dann die Einheitspatrone, die das Laden vereinfacht, und einen soliden beweglichen Rohrverschluß, der das Laden beschleunigt. Plönnies vermißte seinerzeit nur noch die Anwendung möglichst langer und leichter Geschosse und des kleinsten zulässigen Kalibers, die aber nun auch erreicht sind.

Schon vom Traubengewehr an hatte eine Erprobung der verschiednen Zündnadelwaffen in größerer Ausdehnung in der Armee selbst stattgefunden und zu den weitern Verbesserungen geführt, sodaß das letzte und entscheidende militärische Gutachten den König Friedrich Wilhelm IV. veranlaßte, 1841 die Anfertigung von 60 000 Zündnadelgewehren in Sömmerda zu verfügen. In dem Gutachten stand, nach Plönnies: „Auf Grund der vorliegenden Resultate sehe man diese Erfindung als ein großes Geschenk der Vorsehung für das Gedeihen des Staats an, und überlasse sich zugleich der Hoffnung, daß das Geheimnis bewahrt werden könne, bis große historische Erinnerungen, die dadurch erlangt würden, es zu einer gefeierten Nationalwaffe erhoben haben würden."

Diese Hoffnung ist ja thatsächlich eingetroffen. Bei den großen Kölner Königsmanövern 1861, den ersten, die Wilhelm I. als König abhielt, waren Generale und Offiziere aller deutschen und aller europäischen Heere zugegen. Man machte kein Geheimnis aus dem Zündnadelgewehr, die fremden Offiziere konnten die Feuergeschwindigkeit und die Einfachheit der Handhabung täglich vor Augen sehen. Auch ich habe diesen Manövern als fremdherrlicher Offizier beigewohnt, und wir alle berichteten aufs günstigste über das Zündnadelgewehr, nur die Besorgnis vor Munitionsverschwendung behielt überall die Oberhand, bis die Feldzüge von 1864 und 1866 das Gegenteil bewiesen. Die fremden Staaten kannten die preußische Disziplin nicht, die sich auch im Feuer bewährte. C. v. Herget

Postscheine. Zu den Bemerkungen über die „Langsamkeit in der Rechtspflege" in Heft 16 wird uns folgendes geschrieben: Daß die Rechtspflege leider Gottes trotz aller Modernisirung, die man ihr hat angedeihen lassen, noch mit mancherlei Zöpfen behängt ist, weiß niemand besser als der vorurteilsfreie praktische Jurist; daß aber dem Gericht für die Rücksendung eines als Kaution hinterlegten Geldbetrags der Postschein als Quittung genügen könnte, ist falsch, weil ein Postschein eben keine Quittung ist!

Jeder Postschein ist nur ein Beleg für die Einzahlung einer Summe an die Post. Daß diese das Geld auch an den Adressaten ausgezahlt habe, beweist der Postschein niemals. Wenn Kaufleute unter einander Postscheine als Quittung gelten lassen, so ist das ihre Privatsache. Ein Gericht dagegen, das öffentlichen Glauben verdienen soll, muß jederzeit imstande sein, den Nachweis zu liefern, daß es eine Zahlung, die es an eine bestimmte Person zu leisten hatte, auch wirklich an sie geleistet hat. Auf jedem Postschein steht gedruckt zu lesen: „Der Anspruch an die Postverwaltung erlischt nach sechs Monaten vom Tage der Einlieferung der Sendung an gerechnet."

Das Gericht müßte sich also, wenn es sich gegen alle Ansprüche dessen, der

das abgesandte Geld von ihm zu fordern hat, oder irgend eines bei der Sache interessirten Dritten sichern wollte, doch noch vor Ablauf der sechs Monate eine Empfangsbekenntnis des Adressaten verschaffen, denn sonst könnte es eben nie und niemand gegenüber behaupten, daß das Geld an den Adressaten gelangt sei! So lange also einem Postschein nicht die Bedeutung einer Quittung des Adressaten gesetzlich beigelegt ist, bleibt der Vorschlag des Herrn Einsenders des Artikels in Heft 16 unannehmbar. Gegen ein Gesetz solchen Inhalts würde sich die Post er sehr energisch verwahren, und das würde ihr auch nicht zu verdenken sein.

Litteratur

Minderjährige Verbrecher. (Versuch einer strafgerichtlichen Psychologie.) Mit Original-Gutachten von Berenini, Brusa, Colajanni, Negri, Nordau, Pierantoni. Von Cav. Lino Ferriani, Staatsanwalt in Como. Deutsch von Alfred Ruhemann. Autorisirte Ausgabe. Berlin, Siegfried Cronbach, 1896

Etwas neues kann ein Buch über junge Verbrecher nicht mehr bringen. Wir wissen alle längst, daß die Verbrechen, soweit sie aus sozialen Übelständen hervorgehen — und das ist bei denen der Kinder und Jünglinge meistens der Fall —, nicht durch die Strafrechtspflege, sondern nur durch die Beseitigung jener Übelstände vermindert werden können, und in welchen Punkten die kriminalrechtliche Behandlung der jungen Verbrecher, so weit sie nicht entbehrt werden kann, der Verbesserung bedürftig ist. Das vorliegende, leider elend übersetzte Buch ist aber dennoch sehr empfehlenswert, weil es eine überreiche Beispielsammlung enthält, die psychologischen Fragen im allgemeinen richtig behandelt, und weil der Verfasser, auf seine reichen Erfahrungen gestützt, den feinen Herren und Damen energisch zu Leibe geht, die sich anstellen, als wenn sie von der Wirklichkeit nichts hörten und sähen, und die die Schilderungen realistischer Romane für übertrieben oder unwahr erklären. Er seinerseits behauptet, daß auch die düstersten Schilderungen noch hinter der Wirklichkeit zurückblieben, empfiehlt die realistischen Romane einschließlich derer von Zola und hält dafür, daß Dichter wie Carducci und Ada Negri mehr Segen stifteten als Abhandlungen und Moralpredigten. Daß Ferriani Staatsanwalt ist und seine Erfahrungen in der Ausübung gerade dieses Berufs gesammelt hat, verleiht seinen Worten ein besondres Gewicht.

Kleine Lyrik. Zum Licht! heißt eine Sammlung von Gedichten von Wilhelm Holzamer (Berlin, Schuster und Löffler). Es sind gute Verse in guter, bezeichnender Sprache. Damit ist aber für einen großen Teil alles gesagt, denn sie behandeln erdachte Sachen, keine erlebten Gegenstände. Ein andrer Teil enthält innerlich Erlebtes, ist aber ganz polemisch: auf der einen Seite steht der Verfasser mit seinen Freunden und Führern (Nietzsche), mit seinen besondern Anschauungen und Ansprüchen, auf der andern die ganze übrige Menschheit, die ihm alles das nicht zugesteht und darum möglichst von oben herab abgekanzelt wird. Daß es jemand unter Umständen eine gewisse Befriedigung gewähren kann, dergleichen in Verse zu bringen und drucken zu lassen, ist begreiflich. Ob er aber auf andre

damit noch einen andern Eindruck machen wird, als daß sie daraus sehen, wie er sich ärgert, ist zu bezweifeln. Einige wenige Gedichte drücken Erlebnisse einfach aus und ohne diese kriegerische Stimmung, und die sind gut: Im Fieber, Der Erstling, Die böse Stunde. Ein einziges kann man wirklich bedeutend nennen: Der Tänzer. Es behandelt in Hans Sachsischen Versen das Totentanzthema mit ganz neuen Motiven und grausig eindringlich.

Wer sich dagegen eine Stunde hübsch und scherzhaft unterhalten will, dem empfehlen wir ein zierliches Heftchen desselben Verlags Horatius travestitus, das der ungenannte Verfasser bescheiden einen Studentenscherz nennt. Es enthält achtzehn horazische Oden im Versmaß des Originals, dem aber ein durchaus moderner Inhalt untergelegt ist. Da die Verse sehr gewandt sind, und ihr scherzhafter Sinn durch den Gegensatz zu dem ernst gemeinten Inhalt des Originals (das der Übersetzung gegenüber abgedruckt ist) außerordentlich komisch wirkt, so meinen wir, es sei noch niemals in so gelungner Weise der uns allen bekannte Brauch, Horazstellen im Scherze zu zitiren, in Buchform gebracht worden. Da der Witz nie gemütlos oder blasirt ist, sondern immer mit Humor verbunden einhergeht, so wird er auch die nicht verdrießen, für die Flaccus sonst eine Respektsperson ist. Folgende Verdeutschung z. B. von 3, 22 (an Lucina) wird hoffentlich dem ernsthaftesten Konrektor ein Lächeln abnötigen:

Die Sie Wind und Wetter nicht scheuten, Emma,
Als wir neulich Ihrer Person bedurften,
Und in Todesängsten ich dreimal Ihnen
Telephonirte —

Wollen Sie für den Winter ein Klafter Brennholz?
Darf ich Ihnen Schinken und Wein zuschicken?
Ausgestanden hab ich! . . ach Frau, wie bin ich
Ihnen so dankbar!

Lateinische Zitate mit deutscher Übersetzung. Lateinische Sprüche, Wörter und Sprüchwörter. Gesammelt, übersetzt und erläutert von Karl Eichholz. Nebst einem Anhang: Erklärung einiger aus dem Altertum stammender, bei uns eingebürgerter Ausdrücke und Wendungen. Zweite, sehr vermehrte Auflage. Hamburg, B. S. Berendsohn, o. J.

Mancher unsrer Leser wird diese hübsche Sammlung gern einmal nachschlagen, auch einmal durchfliegen. Die meisten werden aber wohl auch sofort mit naheliegenden Verbesserungen und Zusätzen bei der Hand sein, deren auch die zweite Auflage noch bedarf. Mit dem Grundsatz Credo, quia absurdum hat sich der Herausgeber zu leicht abgefunden, und ähnlich oberflächlich setzt er zu Cuius regio eius religio hinzu: „Das war der Begriff der religiösen Freiheit jener (der Reformations-)Zeit.“ Es heißt nicht drakonisch, sondern drakontisch. Über Navigare necesse est usw. vgl. besser die Grenzboten 1896, IV 339. Das bekannte Nos Poloni kennen wir nur in der Betonung: Nos Póloni non cúramus quantitate syllábarum. Zu den neuern Wortspielen wäre der Hexameter nachzutragen Fila sub tilia noctit subtilia fila, zu Nos poma natamus wäre ein Hinweis auf den Doppelsinn von pomum erwünscht: seit dem sechzehnten Jahrhundert ist in Ober- und Niederdeutschland und Holland bezeugt „Da schwimmen wir Äpfel, sagte der Pferdeapfel und schwamm mit den echten Äpfeln den Bach hinab“ oder ähnlich.

Für die Redaktion verantwortlich: Johannes Grunow in Leipzig
Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig. — Druck von Carl Marquart in Leipzig

Die Grenzboten

Zeitschrift
für
Politik, Litteratur und Kunst

56. Jahrgang

Nr. 24

Ausgegeben am 17. Juni 1897

Inhalt: Seite

Die Reform des staatswissenschaftlichen Unterrichts in Preußen 498
Der Prozeß Bazaine nach fünfundzwanzig Jahren. Von O. Milferstaedt 504
Vom Neudarwinismus 519
Deutsche Kämpfe mit Magyaren und Tschechen 531
Maßgebliches und Unmaßgebliches: Zur Frage des Vereins- und Versammlungsrechts in Preußen — Zum Prozeß Tausch — Oesterreichisches — W. Bode und A. v. Werner — Herr Tanquerey 536
Litteratur 544

Fr. Wilh. Grunow
Leipzig

Digitized by Google

Alle für die Grenzboten bestimmten Aufsätze und Zuschriften wolle man an den Verleger persönlich richten (J. Grunow, Firma: Fr. Wilh. Grunow, Königsstraße 20).

Die Manuskripte werden deutlich und sauber und nur auf die eine Seite des Papiers geschrieben mit breitem Rande erbeten.

Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig

Geschichte der griechischen Litteratur

Erster Band: Die Poesie

von

E. Kroker

In Leinwand gebunden 2 Mark 50 Pfennige

Wir beginnen wieder einzusehen, daß unsre Kultur nie aufhören darf, ihres Zusammenhanges mit Homer, mit der attischen Tragödie, mit der griechischen Plastik, mit Plato und Aristoteles sich bewußt zu bleiben, und daß den Einbruch einer neuen Barbarei willkommen heißt, wer diesen Grund und Boden unsrer gesamten höhern Kultur verleugnen möchte. Vielleicht haben indes die Philologen, im Gegensatz zu den Vertretern andrer Wissenschaften, allzu wenig gethan, um für den Gegenstand ihrer Arbeit auch in weitern Kreisen Verständnis und Interesse zu gewinnen. Die Geschichte der griechischen Litteratur von Ernst Kroker, deren erster Band uns vorliegt, gehört zu den Büchern, die zu einer solchen Vermittlung zwischen gelehrter Arbeit und unzünftiger Freude an der antiken Litteratur sich eignen. Sie ist auf wissenschaftlicher Grundlage gearbeitet, verzichtet aber grundsätzlich auf jeden gelehrten Anstrich und wird durch ihre leichte und anmutige Darstellung und die geschmackvoll ausgewählten Proben aus den alten Dichtern den Leser nur zu weiterm Eindringen in die Herrlichkeit der griechischen Poesie einladen können. Auch als Festgeschenk für die Schüler oberer Gymnasialklassen können wir das reizend ausgestattete und auffallend billige Büchlein bestens empfehlen. (Münchner Neueste Nachrichten)

Grundbegriffe und Grundsätze der Volkswirtschaft

Eine populäre Volkswirtschaftslehre

von

Carl Jentsch

Gebunden 2 Mark 50 Pfennige

Der Verfasser, durch Schriften auf andern Gebieten rühmlich bekannt, will zur Klärung des wirtschaftlichen und sozialpolitischen Widerstreites, der allerorten herrscht, durch Verbreitung gesunder volkswirtschaftlicher Anschauungen beitragen. Es ist in der That richtig, daß das Fehlen der einfachsten volkswirtschaftlichen Kenntnisse, namentlich in den gebildeten Klassen, wesentlich dazu führt, daß immer weitere Massen des Volkes in die Kreise der Unzufriednen hineingezogen werden. Der Gebildete schlechthin weiß gewöhnlich so wenig von der wirtschaftlichen Theorie und der Geschichte der sozialen Entwicklung, daß ihm eine Belehrung der Volkskreise, mit denen er in Berührung kommt, nicht möglich ist. Die Unsicherheit aber, die aus solcher Unkenntnis entspringt, trägt dazu bei, die Zurückhaltung gegenüber der lebhaft politisierenden Arbeiterschaft zu vergrößern und damit den Gegensatz zu verschärfen. Wir haben keine Herrschaft mehr über die Massen, weil wir die Fühlung mit ihnen verloren haben, und wir können diese Fühlung nur wiedergewinnen, wenn wir aus Vergrößerung und Vervollständigung unsrer Kenntnis zu größerer Anteilnahme und geschickterem Eintreten für die materiellen und sozialen Leiden der untersten Klassen gelangen. Das Jentschsche Buch bringt uns diesen Zuwachs an Rüstung zu dem notwendigen Geisteskampfe in der Form, wie sie den Gebildeten anmutet, ohne ihn tiefer in wissenschaftliche Streitfragen zu verwickeln, als er es für sein Verständnis nötig hat. (Handel und Gewerbe)

Der Werdegang des deutschen Volkes

Historische Richtlinien für gebildete Leser

von

Otto Kaemmel

Erster Teil: Das Mittelalter

Gebunden 2 Mark 50 Pfennige

Der als Geschichtschreiber in hohem Ansehen stehende Leipziger Professor und der überaus rührige Grenzbotenverlag haben die verdienstliche Arbeit übernommen, die Geschichte der Deutschen in einem auf zwei Bände beschränkten Werke darzustellen, das an Billigkeit bei gleicher Ausstattung nicht mehr übertroffen werden kann. Der erste Band dringt bis zur Reformation vor und gliedert den reichen Stoff in vier Zeiträume, die Wanderzeit bis gegen 800 n. Chr., die Stammeszeit unter der Herrschaft des Fränkischen Reichs 800—918, die deutsch-römische Kaiserzeit 919—1273, die landesfürstlich-städtische Zeit 1273—1517. Dieser Zeitabschnitt wird auf 366 Seiten in klarer formenschöner Sprache behandelt, ausführlich genug, um dem gebildeten Leser alle Zusammenhänge der wechselvollen Geschichte unsers Vaterlands anschaulich zu machen und, wie es in dem interessanten Vorwort heißt, nicht nur Fürsten- und Kriegsgeschichte, sondern Volksgeschichte zu geben und demnach allen Seiten der Entwicklung in ihrem innern Zusammenhange möglichst gerecht zu werden. Kaemmel vertritt die Ueberzeugung, daß stärker als die materiellen Verhältnisse, die geistigen Mächte, die nach Verwirklichung drängenden großen Ideen und die großen Persönlichkeiten die Geschicke der Völker entscheiden, er sieht daher im Staat, in der organisirten Gesellschaft die höchste Leistung des irdischen Menschen, in der Darstellung staatlicher Wandlungen und sittlicher Thaten die erste und nächste Aufgabe aller Geschichtschreibung, und er bekennt sich zu dem schlichten Glauben an eine höhere Leitung der menschlichen Dinge, ohne sich zu vermessen, sie im einzelnen nachweisen zu wollen. Solchem Programm kann man nur vollinhaltlich zustimmen. (Frankfurter Journal)

Deutsche Bürgerkunde

Kleines Handbuch des politisch Wissenswerten für jedermann

von

Georg Hoffmann und Ernst Groth

Gebunden 2 Mark

Das Buch soll den Lehrern wie andern Staatsbürgern: Kaufleuten, Landwirten, Gelehrten, Beamten dienen. Wir stehen nicht an, von diesem Gesichtspunkte aus es für eine vortreffliche Leistung zu erklären. Von der Gemeinde ausgehend, führt es mit großer Klarheit und bei aller Lebhaftigkeit frisch und anziehender Darstellung, den Leser durch alle Zweige unsers öffentlichen Lebens. Wir können das Buch, das bei schöner Ausstattung recht billig ist, nur warm empfehlen. (Kreuzzeitung)

Das Buch ist nicht im Auftrage irgend einer Behörde geschrieben, sondern von zwei unabhängigen Männern, einem Juristen und einem Pädagogen, verfaßt, die im Vorwort sagen: „Die Verfasser haben nicht vom Standpunkt irgend einer politischen Partei aus geschrieben. Sie meinen und hoffen vielmehr, daß mit der wachsenden Kenntnis der Grundlagen unsers Staatslebens die Parteigegensätze sich mildern, die Liebe zum Vaterlande und das Staatsbewußtsein sich kräftigen werden." Das Buch ist . . . . um so mehr zu gebrauchen, als es in musterhaftem Deutsch abgefaß
Verkehrtheiten
verständlich.

Die Bäume im kunsthistorischen Gewande

Zweiter

Es war 1. 1. 31 im Museum Leiden zu sehen, das Bild, das ich hier wiedergebe. Ich habe es nicht gesehen, aber ich habe es gesehen. Ich habe es gesehen, weil ich es nicht gesehen habe. Ich habe es nicht gesehen, weil ich es gesehen habe

Staatsbürgern sind heute wieder unsre Großindustriellen unmittelbar daran interessirt. Sie haben jedenfalls das Recht, energisch Einspruch zu erheben, wenn die berufnen Lehrer der Staatswissenschaften, wenn auch optima fide, ihren großen, zum Teil durch ihr Staatsamt begründeten Einfluß zur Verbreitung und Verschärfung ungesunder sozialpolitischer Auffassungen und Vorstellungen im Volke, namentlich unter den jungen Männern der gebildeten Stände, gebrauchen, und Herrn von Stumm wird man gerechterweise am wenigsten den Beruf absprechen können, in solchen Fällen seine Stimme zu erheben. Der Mann hat das unbestreitbare Verdienst, als erster unter den deutschen Großindustriellen für die gesetzliche Sicherung der wirtschaftlichen Existenz der hilfsbedürftig werdenden Industriearbeiter durch die staatliche Versicherung eingetreten zu sein, er hat die Ausdehnung dieser Fürsorge auf die Witwen und Waisen nachdrücklich, wenn auch erfolglos, vertreten, und auch auf dem Gebiete des Arbeiterschutzes im engern Sinne, z. B. der Sonntagsruhe und der Fabrikinspektion, ist er unter den ersten und wirksamsten Vorkämpfern sozialer Reformen zu nennen. Nicht von der Gnade der Unternehmer wollte er diese Arbeiterwohlfahrtspflege abhängig gemacht sehen, sondern er hat ein gesetzlich verbürgtes Recht der Arbeiter darauf erstrebt und mit erkämpft, und in weiten Kreisen der deutschen Unternehmerschaft ist er dadurch recht unbequem und unbeliebt geworden. Das sollte man bei der Beurteilung dieses Mannes nicht vergessen. Aber die Art seines öffentlichen Auftretens hat seit Jahren fast ausschließlich Grund zu lebhaftem Bedauern, oft zu ehrlicher Entrüstung gegeben. Sein Ungeschick als Staatsmann macht Herrn von Stumm angesichts seiner unbestreitbaren Verdienste nachgerade zur tragischen Figur, wie das ähnlich mit seinem besten Feinde Adolf Wagner der Fall ist, und nichts erscheint uns alberner, als dieser Figur einen eignen, selbständigen, ausschlaggebenden Einfluß auf Kaiser und Reich anzudichten. Dr. Bosse hat jedenfalls für sein Ressort durch die im Herrenhause abgegebnen Erklärungen diesen Nimbus hinreichend zerstört, obwohl Herr von Stumm diesmal zur Abwechsung mit dem Fürsten Bismarck als Eideshelfer Staat machte. Damit sind wir mit der Person des Herrn von Stumm hier fertig.

Der Minister Dr. Bosse hat sich über die Reformen, die er in der Pflege der Staatswissenschaften auf den preußischen Universitäten für wünschenswert und möglich hält, in der Sitzung des Abgeordnetenhauses vom 4. Mai etwas ausführlicher geäußert, ja sogar unter Aufzählung von vier besondern Punkten eine Art von Programm entwickelt.

Erstens bekannte er sich zu dem freilich nicht gerade neuen Satze: „Es giebt keinen bessern Schutz gegen doktrinäre Einseitigkeiten als eine gediegne praktische Erfahrung.“ Er glaubt deshalb auch, daß es die Aufgabe der Unterrichtsverwaltung sei, sich nach „wirtschaftlich durchgebildeten Männern der Praxis“ umzusehen und zu versuchen, wieweit man sie für eine „akade-

mische Lehrthätigkeit auf dem Gebiete der Staatswissenschaften" gewinnen könne. Das werde nicht leicht, aber doch auch nicht ganz unmöglich sein. Die großen Neugestaltungen, die infolge der sozialpolitischen Gesetzgebung des Reiches entstanden seien, hätten doch eine Menge Kräfte in die Praxis hineingebracht, aus denen auch wissenschaftlich tüchtige und wohlbefähigte Leute hervorgingen, die imstande seien, auch eine akademische Lehrthätigkeit zu übernehmen. Zweitens, was die „Arbeiterfrage" angehe, werde es wohl zweckmäßig sein, wenn sich Gelegenheit dazu biete, Bedacht darauf zu nehmen, „daß auch der Standpunkt der Arbeitgeber etwas mehr als bisher dabei zur Geltung komme." Drittens werde man in Erwägung zu ziehen haben, inwieweit auf die „agrarpolitische Theorie und Lehre" größeres Gewicht zu legen sein werde als bisher. „Ich glaube, fügte der Minister hinzu, daß sich das recht eigentlich nach den Verhältnissen der betreffenden Universitäten, an der ein Lehrstuhl zu besetzen ist, wird richten müssen. Es giebt Provinzen, wo die agrarischen Verhältnisse so im Vordergrunde stehen, daß die Landwirtschaft einen vollen Anspruch darauf hat, daß ihre Interessen auch wissenschaftlich an der betreffenden Universität vertreten sein müssen." Und endlich viertens würde sich der Minister ein sehr günstiges Ergebnis davon versprechen, „wenn es gelänge, die nationalökonomischen und die staatswissenschaftlichen Professuren mit der juristischen Fakultät zu vereinigen."

Wenn wir diese Ausführungen des Ministers als eine Art von Programm bezeichnet haben, so sind wir doch weit davon entfernt, sie nach dem Maßstab eines fertigen Regierungsprogramms zu messen oder dem Minister auch nur zu unterstellen, er habe damit eine erschöpfende, unzweideutige Darlegung seiner eignen Ansicht über die Fehlerhaftigkeit der zur Zeit an den preußischen Universitäten vorherrschenden staatswissenschaftlichsten, d. h. im gegebnen Falle sozialwissenschaftlichen Richtung geben wollen. Wäre dies anzunehmen, so würden an der Fähigkeit des Dr. Bosse, eine Änderung zum Bessern herbeizuführen, starke Zweifel zu hegen sein. Aber der Minister hat sich in beiden Reden geflissentlich jedes eignen Urteils über die Berechtigung und praktische Ersprießlichkeit der Lehrthätigkeit der sogenannten Kathedersozialisten enthalten. Er hielt sich, und als Minister wohl mit Recht, an die, wie er sagte, alte preußische und alte hohenzollerische Tradition, „daß man der wissenschaftlichen Forschung und auch der wissenschaftlichen Lehre bis zur thunlichsten Grenze Freiheit gewährt," er sprach nachdrücklich aus, daß man „wissenschaftliche Gedanken und Ideen nicht mit Kanonen totschießen" könne, und wenn man das versuche, daß man dann sich selbst und der Sache, die man vertrete, am allermeisten schade. Es gebe, meinte er, kein Mittel, wie er sämtliche Lehrer der Volkswirtschaft zwingen könne, im Sinne des Freiherrn von Stumm Volkswirtschaftslehre und Sozialpolitik zu treiben. Die Wissenschaft müsse sich selbst korrigiren, und wer eine feste Überzeugung gewonnen

habe, der müsse auch das Zutrauen haben, daß die Wahrheit doch wieder obenaufkommen werde. Das hätten wir erlebt auf dem Gebiete der Nationalökonomie selbst. Vor dreißig Jahren habe das ödeste Manchestertum geherrscht, und wie sehe es heute aus! Die erste Korrektur müsse in der Wissenschaft liegen, und sie liege auch da. Dazu zu helfen und dazu die tüchtigsten Kräfte, die man bekommen könne, auszusuchen und sie da anzustellen, wohin sie gehörten, und dadurch die vorhandnen Richtungen zu ergänzen, das sei seine Aufgabe. Das zu thun werde er bestrebt sein, und er hoffe dabei ein gutes Gewissen zu behalten.

Wir vermögen diese Zurückhaltung des Ministers wohl zu würdigen, ja wir können ihm, wie die Verhältnisse bei uns liegen, dafür nur aufrichtig dankbar sein. Es ist eben zur Zeit für den preußischen Unterrichtsminister eine außerordentlich schwere Aufgabe, zwischen den Ausartungen einer einseitig sozialistischen Richtung und den gerade durch sie Tag für Tag gestärkten Bestrebungen der sozialpolitischen Reaktion im übelsten Sinne des Worts die Pflege der Staatswissenschaft wieder in die Geleise zu leiten, die dem hohenzollerischen Suum cuique und damit zugleich der Salus publica entsprechen. Ziemlich skeptisch stehen wir vorläufig den drei ersten Programmpunkten des Ministers gegenüber. Erst die Erfahrung kann lehren, was wir davon zu halten haben. Die „gediegne praktische Erfahrung" ist für den Lehrer der Staatswissenschaften ein unschätzbares Gut. Die philosophische und historische Gelehrsamkeit genügt nicht, den Staatswissenschafter, selbst bei hervorragendem Fleiß und Reichtum an Geist, vor völlig schiefen, unwahren Vorstellungen von den das Gesellschaftsleben der Menschen bestimmenden Kräften und den zu ihrer gedeihlichen Entfaltung notwendigen staatlichen Maßnahmen und Einrichtungen zu bewahren. Auch die Pseudoerfahrung hilft nichts, sondern schadet nur, die die modernen Staatswissenschafter mit so großer Genugthuung ihren unreifen Jüngern zu vermitteln suchen, indem sie ihnen das „Studium der Einzelerscheinungen" des Gesellschaftsleben durch „Aufsuchen der Interessenten" zumuten, ohne daran zu denken, daß gerade dieses Studium, wenn es zur Wahrheit führen soll, die reifste Erfahrung im praktischen Leben und große Menschenkenntnis voraussetzt. Hat doch diese verkehrte Anwendung einer an sich berechtigen Methode dahin geführt, daß so manche Schüler der herrschenden Akademiker in dem unkontrollirbaren Klatsch einiger Kellnerinnen und Näherinnen in der Regel eine wertvollere Wahrheitsquelle sehen als in dem Gutachten alterfahrner Beamten, die jahrzehntelang die gleichen Einzelerscheinungen mit voller Verantwortlichkeit zu untersuchen hatten, die unsre staatswissenschaftlichen Lehrlinge in den Freistunden einiger Semester „erforschen," um darüber berühmte „Werke" zu schreiben. Wir wissen noch nicht genau, was Herr Bosse unter „gediegner praktischer Erfahrung" versteht, aber das wissen wir, daß es eine Herkulesarbeit sein wird, die heutige Staatswissen-

schaft von dem Ballast dieser superklugen Schülererfahrungen und Schülererforschungen zu befreien. Fast bedenklich könnte vielleicht manchem der an zweiter Stelle geäußerte Gedanke, so wie er ausgesprochen ist, erscheinen, daß der Minister bei Anstellung staatswissenschaftlicher Lehrer dem „Standpunkt der Arbeitgeber" etwas mehr als bisher Geltung zu verschaffen haben werde. Wir legen der immerhin flüchtigen Äußerung keine bedenkliche Bedeutung bei, aber davor bewahre der Himmel die Staatswissenschaft an den preußischen Universitäten, daß man Einseitigkeit mit Einseitigkeit zu bekämpfen versuche. Drei Wagner und drei Bueck an jeder Universität können den Karren nicht wieder ins rechte Geleis bringen; so mechanisch ist die Sache doch auf keinen Fall zu machen. Nur solche Männer können heilsam wirken, die sichere Gewähr bieten gegen die Einseitigkeit nach beiden Seiten hin, und dazu gehört unsrer Überzeugung nach bei uns heute noch unter allen Umständen, daß sie den großen humanen Grundsatz unsrer Zeit aus voller wissenschaftlicher Überzeugung vertreten, den besitzlosen Teil der Gesellschaft gegen unbilligen Druck der Besitzenden zu schützen, die arbeitenden Klassen aus ihrer noch vielfach unwürdigen Lage emporzuheben, die unsittliche Ausbeutung des Armen durch den Reichen, wo immer sie thatsächlich stattfindet, entschieden zu bekämpfen. Ganz unklar ist uns, ehrlich gestanden, im Zusammenhange mit der vom Minister erörterten Frage der dritte Punkt, die Vertretung der landwirtschaftlichen Interessen. Was hat nach der Meinung dieses Ministers damit die Eindämmung der kathedersozialistischen Ausartungen zu thun? Daß er den kathedersozialistischen Stützen des preußischen Agrariertums durch Leute andrer Richtung etwa zu Leibe gehen möchte, das ist ganz ausgeschlossen. Wollte er im Gegensatz zu den Berliner Bauernrettern heute gesunde agrarpolitische Anschauungen in den angehenden preußischen Beamten und Rittergutsbesitzern durch die Universitäten erzeugt sehen, so würden die Herren Agrarier in beiden Häusern des Landtags Zetermordio schreien, und der preußische Landwirtschaftsminister würde sich wahrscheinlich bald genug veranlaßt sehen, Verwahrung einzulegen. Wir müssen wegen dieses Punktes von der Zukunft weitere Aufklärung erwarten, der Rede dunkler Sinn verbietet heute jede Erörterung.

Mit aufrichtiger Zustimmung dagegen begrüßen wir die vierte in Aussicht gestellte Maßregel: die Zuteilung der staatswissenschaftlichen Lehrstühle zu den juristischen Fakultäten, und wir wünschen dringend, daß der Minister schleunigst mit den Bedenken fertig werde, die ihm noch immer, wie er sagt, die Rücksicht auf die „bestehenden korporativen Verhältnisse der Universitäten" macht. Sieht er doch selbst ein, „daß das bisherige völlige Auseinanderhalten der juristischen und der staatswissenschaftlichen Auffassung zu gesunden Resultaten nicht führen kann und auch nicht geführt hat." Gerade um den Segen und Schutz der korporativen Gestaltung unsrer Universitäten der Staatswissenschaft im Sinne der Lehrfreiheit sowohl wie im Sinne der unerläßlichen Kontrolle

der zuzulassenden Lehrkräfte zu gute kommen zu lassen, ist diese Reform geboten. In den großen, bunt zusammengewürfelten philosophischen Fakultäten schweben die wenigen Staatswissenschafter völlig in der Luft, die Fakultät hilft ihnen nichts und muß sie gewähren lassen. Der Monopolisirung einzelner Richtungen, der Übermacht einzelner Personen dient das natürlich nur zu sehr. Wenn es jetzt gilt zu reformiren, so hat der Minister in diesen großen Fakultäten die allerwertlosesten Verbündeten. Das wird anders sein oder kann doch anders werden in den juristischen Fakultäten. Von ihnen darf man jedenfalls weit eher verlangen, daß sie sich um die ihnen eingegliederte Staatswissenschaft kümmern, daß sie ihre Lehre gegen Vergewaltigung schützen, aber auch für ihr Verhältnis zur Rechtsordnung und schließlich zur Salus publica die zulässige Verantwortung übernehmen. Der Jurist Bosse hat im Abgeordnetenhause sehr liebenswürdig mit warmen Worten den günstigen Einfluß hervorgehoben, den er von der Einverleibung der Staatswissenschaft in die Juristenfakultäten auf die Rechtswissenschaft erwartet. „Es liegt ja auf der Hand, sagte er, die vorwiegend logische und formalistische Behandlung der Rechtsfragen, die größte Gefahr, die wir in unsrer Rechtspflege haben, muß nicht bloß abgeschwächt, sondern sie muß verbessert werden und mit einem tiefern Inhalt erfüllt werden, sobald man auf den materiellen oder wirtschaftlichen und sozialen Inhalt der Begriffe, um die es sich handelt, eingeht.“ Aber die Hauptsache für die vorliegende Frage liegt doch in dem bescheidnen Nachsatz: „und umgekehrt wird es unsern Wirtschaftsleuten gar nichts schaden können, wenn sie genötigt werden, mit juristischer Schärfe auch ihre materiellen, ihre spezifisch nationalökonomischen Begriffe darauf hin zu prüfen, wie sie sich zum Rechtssystem stellen.“ Wie heute die Sachen stehen, wird es dem Staatswissenschafter nicht nur nicht schaden können, es ist vielmehr ganz unumgänglich notwendig, daß die Rechtswissenschaft Vorspann leistet, um den Wagen aus dem Sumpf, in den er geraten ist, wieder herauszuholen. Wir haben im vorigen Jahre in den Grenzboten (Heft 24) die Notwendigkeit der engern Verbindung der zur Zeit ganz unnatürlich getrennten Rechtswissenschaft und Staatswissenschaft unter Hinweis auf Roschers vortrefflichen Aufsatz über den Zusammenhang zwischen Nationalökonomik und Rechtswissenschaft vom Jahre 1862 besprochen, aber wir wollen wegen der Allmacht der Tagesinteressen, die ein Jahr in der Politik zur Ewigkeit machen, heute nochmals auf das Roschersche Urteil über den „Nutzen des Rechtsstudiums für Theorie und Praxis der Volkswirtschaftslehre“ kurz zurückkommen. Wie die große Mehrzahl der Rechtsgeschäfte einen wirtschaftlichen Zweck und Inhalt habe, sagt Roscher, so setze beinahe jede wirtschaftliche Handlung gewisse Rechtsformen voraus. Nun solle zwar jeder selbständige Mensch verstehen, sich in solchen Rechtsformen zu bewegen, aber der Jurist als solcher sei Meister darin. Dies gelte namentlich von dem Verständnis und der Auslegung der Gesetze. Und

Digitized by Google

welche unermeßliche Bedeutung hätten die Gesetze in jedem hochkultivirten Staate nicht bloß für die praktische Entwicklung der Volkswirtschaft, sondern schon für die bloße Erkenntnis ihrer Zustände! Selbst auf den niedern Kulturstufen, wo der Einfluß der Gesetzgebung extensiv und intensiv geringer sei, z. B. im Mittelalter der neuern Völker, verdankten wir unsre Kenntnis des volkswirtschaftlichen Lebens zum überwiegenden Teile Quellen juristischer Art und neuern rechtsgeschichtlichen Forschungen. Dazu komme der große methodologische Nutzen, den eine gute juristische Schule dem Volkswirte gewähre. Schon der Hauptzweck seines Fachs, „Streitigkeiten zu verhüten und zu schlichten," zwinge den Juristen zum genauesten Abwägen seiner Worte. Wie schon Leibniz der Rechtswissenschaft ein gewisses „Rechnen mit Begriffen" zugeschrieben habe, so bilde, meint Roscher, das juristische Studium für alle „Wissenschaften vom Volksleben" eine ähnlich wichtige und heilsame Vorschule, wie die reine Mathematik für alle Naturwissenschaften. Es sei deshalb kein bloßer Zufall, geschweige denn ein Umweg, daß sich unsre deutsche Volkswirtschaftslehre aus den sogenannten Kameralien, und diese wieder aus der Rechtswissenschaft entwickelt hätten. Roscher ist auch gar kein Freund davon, die künftigen Verwaltungsbeamten in abgesonderten „staatswissenschaftlichen" Fakultäten auszubilden. Zwar bedürfe das „praktische Genie" keiner schulmäßigen Ausbildung zur Praxis. Für Männer aber, deren Amt es sei, Menschen gesetzlich zu regieren, bestehe sicher die beste „Schulung zur Praxis" in der juristischen Gewohnheit, zwischen den Klippen widerstrebender Willen das schmale, von beiden Seiten anerkannte Fahrwasser des Rechtsweges aufzusuchen. Diese Wahrheiten können gar nicht oft genug nicht nur den Modevolkswirten, sondern der ganzen Modebildung von heute wiederholt werden; ist doch die völlige Verkennung der Rechtswissenschaft in ihrer Bedeutung für unsre Kulturentwicklung eine der hervorstechendsten Modenarrheiten.

Das, worüber der Minister Bosse geschwiegen hat, d. h. die Krankheit selbst, die geheilt werden soll, der eigentliche Kern des zu lösenden Problems: die unwissenschaftliche, einseitige, übertriebne „soziale Gesinnung," die von der großen Mehrzahl der staatswissenschaftlichen Universitätslehrer in die Köpfe ihrer Zuhörer und mittelbar in ganz außerordentlich weite Kreise der gebildeten jüngern Generation hineingetragen worden ist und noch getragen wird, ist in den Grenzboten wiederholt gekennzeichnet und verurteilt worden. Die nationalsoziale Bewegung, die in nicht genug zu beklagender Leichtfertigkeit mit der Sozialdemokratie um die Wette die ungebildeten Massen das Heil in der Herrschaft der Unbildung und der Masse zu erblicken lehrt, und die auch durch die virtuoseste Selbsttäuschung die verhängnisvollen Folgen ihrer Agitation niemals abschwächen wird, ist heute die augenfälligste Frucht dieser Entartung der staatswissenschaftlichen Universitätslehre. Aber auch wenn ihre Organisatoren und

Agitatoren im Hauptberuf über kurz oder lang von der Bühne verschwunden sein werden, wenn die national-soziale Firma wieder gelöscht sein wird, dann wird, so fürchten wir, die böse Saat der kathedersozialistischen Einseitigkeit noch lange Jahre unter den gebildeten Deutschen böse Früchte zeitigen und mehr als alle Übertreibungen der Schlotbarone den Staat in der Weiterführung sozialer Reformen lähmen und hemmen. Die sozialistische Modenarrheit ist eben gar zu verlockend, gar zu bequem. Der widerlichste Klatsch unzufriedner Arbeiter und Arbeiterhetzblätter ist eine reichlich fließende, pikante Quelle sozialpolitischer Erkenntnis, und die vielgerühmten ethischen Postulate der kathedersozialistischen Staatswissenschaft lassen der persönlichen Eigensucht und Liebllosigkeit des rücksichtslosesten Strebertums durchaus freien Spielraum. Selbst der ausgesuchteste Geldprotz und Schlemmer in Berlin-West kann hier ohne irgend welche Unbequemlichkeit mitmachen oder doch die Herren Söhne, auch Frauen und Töchter mitmachen lassen. Wir leben der Zuversicht, daß die Wahrheit und Gerechtigkeit, das ist das Gegenteil der Einseitigkeit und Übertreibung, bei uns auch in der Wissenschaft und Praxis der Sozialpolitik obenaufkommen wird, und im Kampfe für diese Wahrheit nach rechts wie nach links hoffen auch wir mit Herrn Bosse ein gutes Gewissen zu behalten.

Der Prozeß Bazaine nach fünfundzwanzig Jahren

Von O. Milferstaedt

Sofort nach Beendigung des Krieges von 1870/71 wurde von der französischen Nationalversammlung eine Kommission eingesetzt, die unter dem Vorsitz des Deputirten Saint-Marc Girardin die Ursachen der Niederlagen ermitteln sollte. Auf Grund des von dieser Kommission erstatteten Berichts sah sich der damalige Kriegsminister de Cissey gezwungen, die Untersuchung gegen den Marschall Bazaine einzuleiten. Dies geschah durch einen Befehl vom 7. Mai 1872.

Bei dem Mangel an hohen Offizieren, die nach dem Gesetz über einen Marschall von Frankreich zu urteilen berufen gewesen wären, mußte erst durch ein besondres Gesetz (vom 16. Mai 1872) bestimmt werden, daß in solchen Fällen auch Admirale und Generale, die vor dem Feinde kommandirt hätten, den Gerichtshof über einen Marschall bilden, und daß ein Divisionsgeneral die

Aufgaben des Staatsanwalts — commissaire d'état — und ein General die des Untersuchungsrichters — rapporteur — ausüben dürften.

Am 15. Mai 1872 begab sich der Angeklagte mit seinem Adjutanten Villette als Untersuchungsgefangner in das dazu gemietete Haus in der Avenue de Picardie Nr. 35 in Versailles und verblieb dort während der durch den General Rivière geführten Voruntersuchung bis kurz vor der Hauptverhandlung, die unter dem Vorsitz des Divisionsgenerals Herzog von Aumale am 6. Oktober begann, und zwar in dem Schlosse Trianon. Die Verhandlungen dauerten bis zum 10. Dezember. Der Marschall wurde einstimmig zum Tode und Degradation verurteilt, weil er als Oberbefehlshaber sowohl die Festung Metz als das um die Festung unter seinem Oberbefehl in freiem Felde — en rase campagne — lagernde Heer dem Feinde übergeben und die Niederlegung der Waffen veranlaßt habe, ohne vorher alles zu thun, was ihm Pflicht und Ehre geboten hätten.

Wer die große Zeit des Jahres 1870 mit erlebt hat, vielleicht Zeuge oder gar Mithandelnder in dem großen Drama von Metz gewesen ist, der sieht beim Durchlesen der stenographischen Berichte der Prozeßverhandlungen wieder die heißen Tage der Schlachten vor Metz vor seinem geistigen Auge aufsteigen, er durchlebt im Geiste wieder die anstrengenden Arbeiten der Einschließung und ihrer Sicherung, die in strömendem Regen zugebrachten entsetzlichen Nächte in den Biwaks auf felsigem oder in aufgeweichtem Lehmboden, er fühlt wieder die ungeduldige Erwartung der Übergabe, in der fortwährend tolle Gerüchte umherschwirrten, und erinnert sich mit Stolz des Tages, wo die entwaffneten Kerntruppen des einst so stolzen Feindes an ihm vorbei in die Gefangenschaft zogen. Dem jüngern Geschlecht aber entrollt gerade die in diesen Prozeßverhandlungen sich kundgebende französische Auffassung der Kriegsereignisse ein leuchtendes Bild der umsichtigen und zielbewußten Führung der deutschen Heere, der Tapferkeit, Ausdauer und des nie versagenden Gehorsams und Pflichtgefühls der Offiziere und Mannschaften und — der überlegnen und erfolgreichen Leitung der diplomatischen Verhandlungen durch den Bundeskanzler Grafen von Bismarck. Es verlohnt sich daher wohl nach fünfundzwanzig Jahren, ein flüchtiges Bild dieses nach vielen Seiten anziehenden Prozesses zu geben.

Schon in den Verhandlungen der parlamentarischen Untersuchungskommission zeigt sich neben dem menschlich erklärlichen Bemühen der einzelnen Führer, die Schuld an den Niederlagen von sich abzuwälzen, die Neigung des französischen Volkscharakters, über der schön vorgetragnen, dem nationalen Selbstgefühl schmeichelnden Darstellung einer an sich nebensächlichen Episode wesentliche Punkte zu vergessen und sich an der Phrase zu berauschen.

Diese Neigung tritt sehr bezeichnend bei der Vernehmung des Marschalls Mac Mahon hervor. Der Marschall hat Auskunft gegeben über die Nieder-

lagen von Weißenburg und Fröschwiller (Wörth) und über seinen Rückzug. Der Vorsitzende fragt, ob auf diesem Rückzug die Truppen nicht Mangel an Disziplin gezeigt hätten. Statt nun diese nicht wegzuleugnende Thatsache zuzugestehen, beginnt der Marschall eine ins einzelne gehende Schilderung der Tapferkeit der afrikanischen Truppen bei Weißenburg und schließt seine meisterhaft vorgetragne Erzählung mit folgenden Worten: Die Tapferkeit dieser Truppen ist eine Thatsache, die vor Ihnen feststellen zu dürfen ich mich glücklich preise. Sie haben keine großen Verluste gehabt, 1500 Mann einschließlich eines gefangen genommnen Bataillons. Sie fügten aber dem Feinde große Verluste durch das Chassepotgewehr zu. Als alte Truppen ließen sie den Feind bis auf tausend Meter herankommen, um die volle Wirkung ihrer Waffe auszunützen. Die Preußen zogen ihre Schützen zurück und gingen geschlossen vor in dem Glauben, die kleine Truppe würde sich ergeben. Sie ergab sich aber nicht, sondern überschüttete sie mit einem furchtbaren Feuer. Die preußischen Berichte sagen, daß unsre Soldaten thatsächlich mehr Feinde getötet und verwundet hätten, als sie selbst an Zahl waren! Darauf der Vorsitzende: Sie müssen sehr glücklich sein, eine solche Thatsache berichten zu können, und die Kommission empfindet eine patriotische Freude (une joie patriotique), sie zu vernehmen.

Bazaine bemerkt zu dieser Szene in der Rechtfertigungsschrift (Episodes de la guerre de 1870), die er nach seiner Flucht von Madrid aus veröffentlichte: Quelle phrase à la Prudhomme! und man wird ihm nicht Unrecht geben können; hat er doch in dem Prozeß sehr unter der Neigung zur Phrase zu leiden gehabt.

Aus den Verhandlungen der parlamentarischen Kommission aber hatte sich, das kann jetzt unumwunden eingeräumt werden, bis zur völligen Klarheit ergeben, daß, wenn Bazaine, wie er doch wohl bei größerer Umsicht gekonnt hätte, die ihn einschließenden Armeen des Prinzen Friedrich Karl auch nur noch einige Wochen vor Metz festgehalten hätte, die Deutschen vor Paris den vom Süden und Norden zum Entsatz herandrängenden Heeren gegenüber einen schlimmen Stand gehabt hätten. Als aber die Heerhaufen des Prinzen sofort nach der Übergabe nach Süden und Norden gegen die letzten zur Befreiung der Hauptstadt gesammelten Scharen aufbrechen und sie zurückwerfen konnten, da schwand die letzte Hoffnung auf Sieg oder doch auf Abschwächung der Niederlage. Durch dies Ergebnis war nun aber der Sündenbock (der französische Ausdruck dafür: bouc d'émission ist bezeichnender) gefunden und zum Opfer des gebeugten Nationalstolzes bestimmt.

Bazaine greift zwar schon die Zusammensetzung des Gerichtshofs trotz des erlassenen Notgesetzes als ungesetzlich an, weil die Mehrzahl der Richter, der commissaire d'état und der rapporteur unter ihm gedient hätten, und behauptet überdies, alle diese Generale seien ihm persönlich feind; man wird aber

dieſen menſchlich erklärlichen Vorwurf, ſoweit er die Richter betrifft, nicht für begründet erachten können, denn die Verhandlungen ſind würdig und unparteiiſch geführt worden, und die Behandlung des Angeklagten verletzte nie die ſeiner Vergangenheit ſchuldige Achtung. Aber der übermäßige Eifer des commissaire d'état General Pourcet und vor allem der Bericht des Unterſuchungrichters General Rivière, deſſen Vorleſung nach dem franzöſiſchen Verfahren die Verhandlung eröffnete, erſcheinen uns doch von gar zu großer Voreingenommenheit gegen den Angeklagten erfüllt. Nach deutſcher Auffaſſung hätte der Bericht nur die während der Unterſuchung gegen, aber auch für den Angeklagten ermittelten Thatſachen enthalten dürfen; der Bericht nimmt aber in leidenſchaftlichſter und oft recht phraſenhafter Weiſe Partei gegen den Angeklagten, legt ihm ſchon die Schuld an dem unglücklichen Ausgang der erſten Kämpfe im Auguſt, ja ſelbſt an dem Zuſammenbruch von Sedan zur Laſt, um die es ſich nach den Geſetzesvorſchriften gar nicht handeln konnte, und nimmt die Schuld des Angeklagten an der Kapitulation von Metz von vornherein als zweifellos feſtſtehend an. Nach deutſcher Auffaſſung iſt eine ſolche Darſtellung, die den Richter von vornherein gegen den Angeklagten einnimmt, und gegen die ſich dieſer gar nicht wehren kann, unzuläſſig und verwerflich, aber auch in weiten franzöſiſchen Kreiſen hielt man dieſen Bericht für parteiiſch und von perſönlicher Abneigung beeinflußt.

Ein Beweis dafür iſt ein peinlicher Zwiſchenfall in der Sitzung vom 5. November. Es handelte ſich um die Feſtſtellung, ob die Depeſche, durch die Mac Mahon den Oberbefehlshaber benachrichtigte, daß er, um ihm zu Hilfe zu kommen, nach Norden abmarſchiere, am 22. oder 23. Auguſt, wie der Bericht behauptete, oder am 29., wie der Angeklagte behauptete, übergeben worden ſei. Als Zeuge wurde unter andern auch der Oberſt Stoffel vernommen, derſelbe, deſſen Berichte aus Berlin über die überlegne Organiſation und Ausbildung der preußiſchen Armee, wie ältern Leſern erinnerlich ſein wird, ſeinerzeit Aufſehen erregten, aber, vielleicht zu unſerm Heil, in Paris unbeachtet geblieben waren. Nachdem der Oberſt ſeine Ausſage gemacht hatte, bat er, ſich gegen einige ihm in dem Bericht gemachte Vorwürfe ausſprechen zu dürfen. Der Vorſitzende machte ihn darauf aufmerkſam, daß er weder den Bericht, noch den Berichterſtatter perſönlich angreifen dürfe. Oberſt Stoffel erwiderte hierauf und ſagte ſchließlich: Was den Berichterſtatter betrifft, ſo teile ich die Gefühle der ganzen Armee gegen ihn und habe für ihn nur Verachtung und Geringſchätzung (et n'éprouve pour lui que le mépris et le dédain.) Der Vorſitzende begnügte ſich damit, dem Zeugen auf dieſe unerhörte Beleidigung eines richterlichen Beamten das Wort zu entziehen, indem er ihm bedeutete, er würde noch ſpäter vernommen werden und würde dann Gelegenheit haben, ſich zu äußern. Nach einigen Stunden forderte aber der Vorſitzende, „auf Anregung einiger Beiſitzer," wie er ſagte, den Oberſt Stoffel auf, die beleidigenden Be-

merkungen, die er, der Vorsitzende, „überhört" haben müsse, zurückzunehmen. Nach langer, erregter Verhandlung verweigerte der Oberst die Zurücknahme oder Entschuldigung, und das Ende war, daß in dem Protokoll festgestellt wurde, daß der Oberst Stoffel seine Äußerung nicht zurückziehe, sondern völlig (toute entière) aufrecht erhalte. Welches Nachspiel dieser Vorgang gehabt hat, ist mir nicht möglich gewesen, zu erfahren; immerhin ist er bezeichnend genug.

Der Bericht, ein so umfangreiches Aktenstück, daß seine Verlesung fünf volle Sitzungstage in Anspruch nahm, besteht aus drei Teilen. Der erste Teil bespricht die Vorgänge vom 5. August bis zum 1. September, der zweite die Ereignisse während der Einschließung vom 1. September bis zum 10. Oktober, der dritte die Kapitulationsverhandlungen vom 10. bis zum 29. Oktober und die Übergabe.

In dem ersten, sachlich interessantesten, aber auch parteiischsten Teil wird der Angeklagte beschuldigt, schon die Niederlage bei Spicheren dadurch verschuldet zu haben, daß er trotz der Bitte des bedrängten Generals Frossard nicht hinreichend und zu spät Hilfe gesandt habe. Als am 13. August der Kaiser nach den Niederlagen von Weißenburg, Spicheren und Wörth das Oberkommando niederlegte und Bazaine übertrug, habe dieser nicht, wie er nach Lage der Sache hätte thun müssen, ungesäumt und energisch den Rückzug über Verdun nach Paris angeordnet, sondern habe sich bei Metz vom Feinde stellen lassen. Daß er dann namentlich nicht nach der Schlacht von Rezonville (16. August), die die Franzosen hartnäckig als Sieg beanspruchen, am 17. den Marsch nach Verdun auf den drei damals noch offnen Straßen fortgesetzt, vielmehr sich nach der Schlacht vom 18. August unter die Forts von Metz zurückgezogen habe, stellt der Bericht als einen unerhörten Fehler hin. Daraus und weil der Marschall das bei St. Privat der Übermacht unterliegende vierte Korps des Marschalls Canrobert nicht durch die kaiserliche Garde unterstützt habe, kommt der Bericht zu dem einigermaßen verblüffenden Schluß, Bazaine habe überhaupt nicht die Absicht gehabt, sich von Metz zu entfernen, sondern sei von vornherein darauf ausgegangen, seine bedeutenden und in ihren Verbänden noch erhaltenen Truppen möglichst zu konzentriren und zu schonen, um sie seinerzeit für eigne ehrgeizige Pläne zu verwenden. Der Bericht rügt ferner, daß der Marschall vom 19. bis zum 30. August nichts ernstliches unternommen habe, um die damals noch lückenhaften feindlichen Linien zu durchbrechen, obwohl er von Mac Mahon über dessen Marsch nach Norden Kenntnis erhalten habe. Der für den 26. August befohlne Ausfall sei rückgängig gemacht worden, obwohl die Truppen schon auf dem rechten Moselufer versammelt gewesen seien, und der am 30. August gleichfalls in der Richtung auf Thionville versuchte Ausfall sei trotz erreichter Erfolge am 1. September wieder aufgegeben worden.

Der zweite Teil wirft dem Marschall die während der Einschließung be-

wieſene Unthätigkeit vor. Statt den Feind durch fortwährende Gefechte in Unruhe zu verſetzen, ihm Schaden zuzufügen und dadurch auch den kriegeriſchen Sinn der eignen Truppen zu erhalten und zu erhöhen, auch Gelegenheiten zur Wegnahme von Lebensmitteln zu ſuchen, habe er ſeine Leute nur mit Arbeiten an den Forts und kleinem Dienſt beſchäftigt und nur am 29. und 30. Auguſt ein mangelhaft vorbereitetes, ſchlecht geführtes und wieder ohne Not erfolglos aufgegebnes Ausfallgefecht befohlen. Er habe unterlaſſen, nachdem er durch ausgewechſelte Gefangne und vom Feinde überſandte Zeitungen von der Kapitulation von Sedan, der Gefangennahme des Kaiſers und der Einſetzung einer Regierung der nationalen Verteidigung Mitteilung erhalten habe, ſich mit der Regierung in Verbindung zu ſetzen, dagegen habe er ſich nicht nur mit dem Sieur Regnier eingelaſſen, um durch die Kaiſerin einen Friedensſchluß herbeizuführen, ſondern ſogar ſchon damals, wo ihn noch keine Not drängte, dem Feinde gegenüber ſchriftlich auf eine Kapitulation hingewieſen. Hieraus folgert der Bericht, daß Bazaine beabſichtigt habe, ſich mit dem Feinde zu einigen, um mit ſeinem Heere gegen die thatſächlich beſtehende Regierung aufzutreten und ſo den Bürgerkrieg zu entflammen. Endlich enthält dieſer Teil die Vorwürfe, daß durch Schuld des Marſchalls die Vorräte ſchlecht geſichert geweſen und durch nachläſſige Überwachung des Verbrauchs mehrere Wochen eher zu Ende gegangen ſeien, als es nötig geweſen wäre.

Der dritte Teil des Berichts unterzieht die bei herannahender Hungersnot unabweislich gewordnen Kapitulationsverhandlungen einer bittern Kritik. Die Verhandlungen ſeien im Widerſpruch mit den Dienſtvorſchriften vorzeitig begonnen und kopflos geführt worden; der Abſchluß ſei überhaſtet worden, und bei der Ausführung der Übergabe habe der Marſchall weder die Ehre der Waffen, noch das Intereſſe des Landes gewahrt. In den leidenſchaftlichſten Worten wird gerügt, daß die Vernichtung der Fahnen und des Kriegsmaterials, ſowie die Sprengung der Forts unterlaſſen worden, und daß in den Kapitulationsbedingungen das Schickſal der Offiziere von dem ihrer Leute getrennt worden ſei.

Das nun folgende Verhör des Angeklagten nahm vier Sitzungen in Anſpruch. Es verlief im großen und ganzen würdig und ſachlich.

Es war kein liebenswürdiger Herr, dieſer Marſchall von Frankreich, wenigſtens nicht für ſolche, die ihm ferne ſtanden, aber immerhin ein perſönlich tapferer und energiſcher, wenn auch brutaler Mann. Seine Familie und ein großer Teil ſeiner Freunde haben ihm Liebe und Freundſchaft auch im Unglück und in der Erniedrigung bewahrt. Im Jahre 1810 in Verſailles geboren, ſtammte er aus einer vermögensloſen Familie. 1831 ließ er ſich als Gemeiner für die afrikaniſchen Truppen anwerben und zeichnete ſich ſo durch Tapferkeit aus, daß er ſchon 1835 zum Leutnant befördert wurde und das Kreuz der Ehrenlegion erhielt. Im Jahre 1837 Kapitän, 1844 Bataillonskommandeur,

1848 Oberstleutnant, erhielt er 1850 das Kommando der Fremdenlegion. Im Krimkrieg zeichnete er sich besonders aus und kehrte 1854 als Brigadegeneral ruhmbedeckt, wenn auch in der Öffentlichkeit noch wenig bekannt, nach Frankreich zurück. Populär wurde er erst, als er 1863 zum Oberbefehlshaber der mexikanischen Expedition an Stelle des Generals Forey ernannt wurde und dessen Mißerfolge schneidig wett machte. Die Einnahme von Puebla und der Sieg von Opacca trugen seinen Namen in alle Welt. Als sich Napoleon infolge der Einmischung der Vereinigten Staaten gezwungen sah, das mexikanische Abenteuer aufzugeben und seine Truppen zurückzurufen, leitete Bazaine seinen Rückzug durch das erregte feindliche Land zur Küste in einer solchen Weise, daß dieser Marsch noch jetzt als ein Meisterstück der Strategie gilt. Gleichzeitig trat aber auch seine Habsucht und Brutalität dabei zu Tage; die allgemeine Stimme gab seiner Rücksichtslosigkeit die Schuld an dem traurigen Ende des unglücklichen verlassenen Kaisers Max. Darnach wurde er Marschall von Frankreich; er hatte sich auch in Mexiko mit einer reichen Dame verheiratet. Seit seiner Rückkehr aus Mexiko wurde sein Name öffentlich nicht mehr genannt, bis ihn die unerwartet eingetretene äußerste Not des Vaterlands an die erste Stelle brachte.

Aus der Niedrigkeit durch eigne Kraft in glänzender Laufbahn zu der höchsten Ehrenstelle gelangt, stand er auch äußerlich ungebeugt vor seinen Richtern. In würdiger Weise widerlegte er die Vorwürfe in dem ersten Teil des Berichts. Nach deutscher Auffassung wäre vielleicht diese Widerlegung noch vollständiger gewesen, wenn er die Minderwertigkeit der damaligen französischen Armee den Deutschen gegenüber betont oder nachgewiesen hätte. Aber sei es, daß er als Franzose selbst dagegen blind war, sei es, daß er sich scheute, in öffentlicher Verhandlung den so schon erregten Nationalstolz zu beleidigen, nirgends hat er vor dem Gerichtshof die überlegne Organisation der deutschen Mobilmachung erwähnt, nirgends das betont, was nach Ansicht deutscher Militärschriftsteller als eine der Hauptursachen der Niederlagen Frankreichs angegeben wird: die geringere Marschfähigkeit der Franzosen, verbunden mit den Mängeln des Sicherheits- und Verpflegungsdienstes. Als bezeugt wurde, daß er einmal in der Schlacht vom 16. August beim Anblick einer in volle Verwirrung geratenen Truppe ausgerufen habe: Was soll ich mit solchen Leuten anfangen! entschuldigte er sich noch mit augenblicklicher Verstimmung!

Weniger sicher ist seine Verteidigung gegen die Vorwürfe der hinsichtlich der Verpflegung und Sicherung der Vorräte getroffenen mangelhaften Maßregeln; geradezu kläglich aber wird sie, wenn er die voreiligen Verhandlungen mit dem Feinde zu verteidigen versucht. Gegen die erstgenannten Vorwürfe kann er noch mit einigem Erfolg die widersprechenden und ungenauen Berichte der leitenden Beamten und die Nachlässigkeiten, ja Pflichtwidrig-

keiten der untern Beamten anführen; bei den Vorwürfen über die Verhandlungen mit dem Feinde, die überhaupt den wundesten Punkt in seiner Handlungsweise bilden, verläßt ihn alle Sicherheit, er nimmt seine Zuflucht zu den traurigsten Ausreden. Hierfür nur ein bezeichnendes Beispiel aus der Sitzung vom 17. Oktober. Es handelt sich um die Tage nach den Verhandlungen mit Regnier. Der Vorsitzende hält dem Marschall vor, daß er am 29. September — also vier Wochen vor der Kapitulation! — durch einen Parlamentär eine Depesche aus Ferrières, dem damaligen Hauptquartier des Königs von Preußen, erhalten habe, worin angefragt worden sei, ob er zur Übergabe der um Metz versammelten Truppen unter den von Regnier angegebnen Bedingungen bereit sei, soweit diese innerhalb seiner Instruktion seien, und daß er darauf — und zwar schriftlich! — geantwortet habe, daß er bezüglich der Truppen — nicht aber der Festung — auf eine Kapitulation mit allen kriegerischen Ehren eingehen werde. Der Vorsitzende knüpft daran die Frage, ob sich der Marschall denn nicht bewußt sei, wie schwer er sich durch diese Antwort dem Grafen Bismarck gegenüber kompromittirt habe. Bazaine antwortet darauf Ich wollte ihm eine Falle stellen. (C'est un piège, que je lui tendais!) Zutreffend bemerkt der Prozeßbericht, daß die Antwort des Angeklagten allgemeine Erregung hervorgerufen habe, und daß man lebhaft Parallelen gezogen habe zwischen „dem Meister der diplomatischen List" (maître de la ruse diplomatique) und dem Marschall, der ihn habe hintergehen (tromper) wollen.

Die Beweisaufnahme nahm die Sitzungen in der Zeit vom 18. Oktober bis zum 2. Dezember in Anspruch. Der Vorsitzende zeigte dabei, abgesehen von der riesigen körperlichen Anstrengung, eine solche Klarheit in der Beherrschung des übergewaltigen Stoffs und eine so anerkennenswerte Sachlichkeit und Unparteilichkeit, daß man seine Leitung, abgesehen von einigen durch die natürliche Erschöpfung wohl erklärlichen Zwischenfälle, als ganz hervorragende Leistung bezeichnen muß. Sonderbar erscheint uns Deutschen der Spielraum, den er oft recht fragwürdigen Personen einräumt, die unter allerlei Fährnissen durch die deutschen Linien gelangt sind, um coram publico ihre kleinen Großthaten zu rühmen und dafür „beglückwünscht" zu werden, eigentümlich mutet uns die Geduld an, mit denen die phrasen-, ja oft thränenreichen Ergüsse und patriotischen Reden früherer Bürger von Metz und andern lothringischen Städten angehört und dankbar belobt werden.

Wie Heldengesänge aber lesen sich die in so wohlklingender Sprache abgegebnen Aussagen der Marschälle Palikao, Canrobert, Leboeuf, der Generale Ciffey, Frossard, Lebrun und andrer, wenn sie die Augustschlachten und ihren Anteil daran schildern. Keiner dieser hervorragenden Krieger belastet den Marschall, alle erkennen seine Tapferkeit und seine militärische Tüchtigkeit an und deuten auf die ausnehmend schwierige Lage hin, in der er den Oberbefehl übernommen hatte. Selbst General Jarras, der, obwohl er persönlich

dem Marschall abgeneigt war, ihm doch vom Kaiser als Chef seines Generalstabs zugeordnet gewesen war, vermeidet jedes bittere, kränkende Wort. Nur junge, während des Krieges rasch, zum Teil von dem Angeklagten selbst, beförderte Offiziere urteilen absprechend und können es nicht unterlassen, dem toten Löwen einen Fußtritt zu versetzen. Nebenbei gesagt, wiederholt sich diese Wahrnehmung auch bezüglich der Wertschätzung des Feindes: bei den alten Generalen Anerkennung und selbst widerwillige Bewunderung, bei den jungen Herren Geringschätzung und Achselzucken. Allen diesen Aussagen aber ist gemein ein ängstliches Unterdrücken jeder ungünstigen Kritik der eignen Truppen. Wenn festgestellt wird, daß bei dem am 26. August befohlnen Ausfall die Divisionen statt um 10 Uhr vormittags, wie befohlen war, auf dem rechten Moselufer versammelt zu sein, zum Teil nachmittags um 4 Uhr noch auf dem Anmarsch sind, heißt es: die Truppen hatten einige Verspätung; wenn volle Auflösung und Zuchtlosigkeit auf dem Marsch oder im Gefecht eintritt, sagen die Zeugen: es trat einige Unordnung ein. Man wird freilich annehmen können, daß die Richter wohl gewußt haben werden, was solche schonende Ausdrücke bedeuteten.

Das Ergebnis der Beweisaufnahme läßt sich kurz dahin zusammenfassen: Zunächst ergab sich als überraschende Thatsache, daß die Ernennung Bazaines zum Oberbefehlshaber an Stelle des Kaisers von der Opposition der Deputirtenkammer förmlich erzwungen worden war. Durch eine Absendung, an deren Spitze Jules Favre und Kératry standen, wurde der Kriegsminister Palikao bestürmt, Bazaine die Rettung Frankreichs zu übertragen. Der Sohn des Volks, nicht der „Aristo" Mac Mahon sollte der Retter sein! Es wurde, wenigstens nach unsrer Auffassung, klar dargethan, daß Bazaine an der Niederlage bei Spicheren keine Schuld trifft; er hat rechtzeitig genug den Abmarsch von drei Divisionen befohlen, seine Befehle sind aber zum Teil nicht überbracht, zum Teil überhaupt nicht oder ganz unrichtig befolgt worden. Schon hier tritt ein dem Deutschen unfaßbarer Mangel an militärischem Gehorsam auf. Daß Bazaine unmöglich am 17. August den Rückzug über Verdun fortsetzen konnte, weil die blutige Schlacht vom 16. August seine Verbände gelöst und durch einander gewirrt hatte, daß er ferner nach den ihm erstatteten Meldungen annehmen mußte, daß es an Munition und Lebensmitteln mangele, und daß deshalb mindestens ein Tag zur Ordnung der Regimenter und Ergänzung der Munition erforderlich war, wird von allen seinen kriegserfahrnen Generalen bestätigt. Daß der nach Ansicht der Franzosen am 16. besiegte Feind am 18. wieder mit voller Wucht angreifen würde, war nach französischer Auffassung nicht anzunehmen. In ritterlich kameradschaftlicher Weise widerlegt Canrobert die Behauptung, Bazaine habe ihn am 18. bei St. Privat im Stich gelassen. Daß der Ausfall am 26. wegen der schon berührten „Verspätung" der Versammlung der Truppen, ebenso aber auch wegen des an diesem Tage

herrschenden Unwetters, rückgängig gemacht worden sei, wird als notwendig nachgewiesen. Die Behauptung Bazaines, daß, wenn es ihm auch gelungen wäre, am 30. August oder 1. September die preußischen Linien in der Richtung auf Thionville zu durchbrechen, er doch vom Feinde in den nächsten Tagen gestellt und vernichtet worden wäre, wird ebenfalls von allen erfahrnen Generalen bestätigt.

Mehrere Sitzungen hindurch drehen sich die Vernehmungen darum, ob und wann Bazaine die von Mac Mahon abgesandten Mitteilungen über seinen verhängnisvollen Abmarsch nach Norden erhalten habe, und was er hätte thun müssen, um dem Entsatzheere entgegenzukommen. Das Ergebnis dieser bis in das Allerkleinste gehenden Verhandlungen ist lediglich negativ, denn es ist nichts sichres festzustellen. Aber welch ein Bild unendlicher Verwirrung und geringer Pflichttreue entrollt sich aus diesen Vernehmungen! Wir Deutschen würden es ganz unbegreiflich finden, wenn ein Chef des Generalstabs aus persönlicher Empfindlichkeit einem Untergebnen ohne Nachprüfung überließe, die Pläne und Befehle für ein wichtiges Gefecht aufzustellen und auszuarbeiten, uns wäre ein Oberst unverständlich, dem eine mit Mühe und Gefahr durch die Feinde gebrachte wichtige Meldung überbracht würde, und der, ohne sich in seinem Frühstück stören zu lassen, sie in die Tasche steckt und seinem General einfach nicht mitteilt. Und wie würde bei uns ein Adjutant behandelt werden, den sein General zum Kaiser geschickt hätte und der, wenn er erführe, daß die Eisenbahn unterbrochen sei, einfach die Rückkehr aufgäbe und nicht einmal versuchte, durch die noch lückenhaften Linien der Feinde zu seinem General zu gelangen, zu einer Zeit, wo nachweislich noch jeder Spaziergänger durchkonnte? Ähnliche Vorgänge wären, das darf wohl kühn behauptet werden, auch nach schweren Niederlagen im deutschen Heere unmöglich gewesen.

Gleiche Verwirrung, gleiche Ungenauigkeit der Meldungen, gleiche Saumseligkeit und dabei die kleinlichsten Eifersüchteleien zeigen sich in den Verwaltungs- und Verpflegungszweigen. Wie sonderbar mutet es uns endlich an, wenn Beamte in leitender Stellung auf die Frage des Vorsitzenden: Haben Sie denn nicht gesehen, wie arg dies oder das Versehen das Ganze bedrohte, und haben Sie sich nicht verpflichtet gefühlt, den Oberbefehlshaber darauf aufmerksam zu machen, da er doch schließlich nicht alles sehen kann? mit voller Seelenruhe antworten: Ja, bemerkt habe ich es wohl, aber das war nicht meine Sache!

Äußerste Verwirrung und mangelhafte Ausführung gegebner Befehle einerseits, aber auch ehrliches Festhalten an den Bedingungen der nun einmal abgeschlossenen Kapitulation andrerseits erklärt auch, wie es der Marschall unterlassen konnte, Fahnen und Kriegsmaterial zu vernichten. Tagelang drehen sich die Verhandlungen um den erlassenen, dann wieder zurückgenommnen, dann wiederholten, schließlich nicht ausgeführten Befehl zur Verbrennung der Fahnen. Die Ansichten der ältern Führer darüber, ob es geboten oder nützlich gewesen

sei, die Fahnen, das Kriegsmaterial, die Forts vor dem Abschluß zu vernichten, sind geteilt, an Deklamationen über die nun in Berlin als Zeichen der Niederlage hängenden Fahnen fehlt es natürlich nicht.

Vernichtend aber für den Angeklagten sind die Feststellungen über seine vorzeitigen Verhandlungen mit dem Feinde. Der ganze vor fünfundzwanzig Jahren so rätselhaft erscheinende Beginn dieser Verhandlungen ist, wie man jetzt wohl annehmen kann, der Anfang zu dem schweren Mißgriffe des Marschalls gewesen. Er ist so sonderbar und zum Teil so tragikomisch, daß es sich wohl verlohnt, die Erinnerung an ihn aufzufrischen. Vergegenwärtigen wir uns zunächst die Lage der Dinge.

Seit den letzten Tagen des August hatte alle Verbindung des eingeschlossenen Heeres mit dem übrigen Frankreich aufgehört. Am 4. oder 5. September berichteten ausgewechselte Gefangne von der Katastrophe bei Sedan, von dem Befehlshaber der Belagerungsarmee wurden Zeitungen gesandt, die die Gefangennahme des Kaisers und die Einsetzung einer neuen Regierung mitteilten; auch wurde ein von den deutschen Behörden in den Indépendant rémois vom 11. September gebrachter Artikel bekannt, worin ausgeführt wurde, daß die deutschen Behörden die neue Regierung nicht anerkennten, sondern nur mit der Kaiserin oder dem Oberbefehlshaber der Rheinarmee Frieden schließen könnten. Darauf blieb alles still, eine Mitteilung der neuen Regierung gelangte nicht an den Marschall, Boten von ihm kamen nicht mehr durch die nun völlig geschlossenen, unermüdlich bewachten Linien. Da stellte sich am 23. September ein mit der Genfer Binde versehener Mann bei den französischen Vorposten ein, zeigte einen Passirschein des Grafen Bismarck vor und verlangte zum Marschall geführt zu werden. Diesem stellte er sich als ein in Beaulieu lebender Rentner Regnier vor, zeigte auch den von Bismarck ausgestellten Passirschein und behauptete von der in Hastings lebenden Kaiserin abgesendet zu sein, um sich mit Bazaine wegen Anbahnung von Friedensverhandlungen in Verbindung zu setzen. Als Legitimation seiner Sendung zeigte er eine Photographie von Hastings, auf deren Rückseite sich die Unterschrift des kaiserlichen Prinzen befand. Dieselbe Angabe unter Vorzeigung derselben wunderlichen Legitimationsurkunde hatte er auch dem Bundeskanzler gemacht.

Seine Bitte an Bazaine, er möge seinen Namen neben den des kaiserlichen Prinzen setzen und ihm erlauben, mit dem Marschall Canrobert und dem General Bourbaki zu verhandeln, ob sich einer von ihnen zur Kaiserin begeben wolle, wurde ohne Zögern bewilligt, Canrobert lehnte ab, Bourbaki aber reiste am nächsten Tage mit schriftlicher Ermächtigung Bazaines und stillschweigender Duldung des Prinzen Friedrich Karl in Zivil und unter dem Schutze eines für belgische Ärzte erteilten Passirscheins nach Hastings zur Kaiserin und erfuhr dort, daß sie Regnier gar nicht kenne, noch weniger beauftragt habe und es ablehne, sich mit den Deutschen in Friedensverhandlungen einzulassen und so

die Schwierigkeiten der thatsächlichen Regierung zu vermehren. Nach Metz zurückzukehren wurde dem General Bourbaki nicht gestattet, er ging zu den Heeren, die sich im Süden Frankreichs bildeten.

Für Bazaine hatte diese Episode nun noch das Nachspiel der schon erwähnten Anfrage aus Ferrières und seine ungeschickte Antwort darauf. Regnier, der als Sendbote Bismarcks angesehen wurde, hat dies mündlich und in seiner Schrift Quel est votre nom? lebhaft in Abrede gestellt und behauptet, daß ihn nur das Mitleid mit seinem dem Feinde rettungslos preisgegebnen Vaterlande und der Wunsch, mit den einzig rechtlich befugten Stellen Friedensverhandlungen anzubahnen, zu seinem Vorgehen bewogen hätten. Seiner Vernehmung in Trianon entzog er sich aber durch eine Reise nach der Schweiz. Er richtete an das Kriegsgericht ein Schreiben, worin er unter nochmaliger Beteuerung seiner guten Absichten sein Ausbleiben damit begründete, daß er für seine persönliche Sicherheit fürchte. Die deutsche Darstellung berichtet kurz, daß ein „aus England gekommner Franzose“ sich dem Bundeskanzler als Abgesandten der Kaiserin vorgestellt und sich „in anscheinend wohlmeinender Absicht“ erboten habe, auf Grund einer zwischen dem Oberbefehlshaber der Rheinarmee und der Kaiserin zu erzielenden Verständigung den Abschluß des Friedens anzubahnen. Daß sich Bismarck mit diesem sonderbaren Schwärmer eingelassen hatte, erklärt sich einfach daraus, daß ja die Deutschen, denen an Abschluß eines sichern Friedens ebenfalls liegen mußte, gar kein Risiko dabei hatten, wenn sie selbst durch einen so wunderlichen Menschen mit der staatsrechtlich einzig dazu befugten Stelle einen Friedensschluß anbahnten oder doch wenigstens, was immer wünschenswerter wurde, die Truppen vor Metz zur anderweiten Verwendung freimachten. Anders stand es um den Marschall. Er übernahm eine große, verhängnisvolle Verantwortung, wenn er auf so unbestimmte Legitimation hin sich auf Anbahnung von Verhandlungen einließ. Man kann seinen Schmerzensschrei bei der Verhandlung über diese ihm so verhängnisvoll gewordnen Vorgänge begreifen: Ich wußte ja gar nicht, rief er aus, wie weit die Macht der gesetzlichen Regierung, wie weit die der nationalen Verteidigung ging; ich war eben in einer ganz außergewöhnlichen Ausnahmestellung. Nichts war mehr da! (Rien n'existait plus.) Auf diesen Aufschrei eines gequälten Herzens erfolgte dann vom Vorsitzenden die große, aber nichtssagende Phrase: Mais la France existait toujours!

Wieder trat völlige Abgeschlossenheit ein, und es begann sich das Gespenst des Hungers zu zeigen, der Hauptzweck des Ausfalls vom 29./30. September, Lebensmittel zu erlangen, schlug fehl, die vierhundert Wagen kehrten leer nach Metz zurück. Alle Berichte meldeten die wachsende Schwierigkeit der Verpflegung, die reißende Abnahme der Lebensmittel, die Zunahme der Zuchtlosigkeit. So sah man sich denn zu Verhandlungen gezwungen. Nachzuweisen, daß der Beginn am 10. Oktober zu früh gewesen sei, ist nicht gelungen. Be-

wundernswürdig ist nur die Zähigkeit, mit der Bismarck, trotz der immer dringender werdenden Gefährdung der Armee vor Paris, an den Bedingungen von Sedan festhielt. Einem solchen Gegner war weder Bazaine noch seine Unterhändler, die Generale Boyer und Changarnier, gewachsen. Ein Kriegsrat sämtlicher Korpsführer stimmte endlich, manche freilich unter billigen, weil unausführbaren Rodomontaden, dem Abschluß der Kapitulation unter den Bedingungen des Siegers zu.

Nach dem Abschluß trat, wie die Verhandlungen feststellten, eine unsägliche Verwirrung ein, alle Bande der Zucht lösten sich, sodaß der Marschall selbst auf die Ehre des bewilligten Vorbeimarschs einer bewaffneten, aus allen Truppengattungen zusammengesetzten Abteilung verzichtete, um ein bei der eingerissenen Zuchtlosigkeit fast unvermeidliches Blutbad zu verhindern.

Die nun folgende Verlesung des Vortrags (réquisitoire) des commissaire d'état Divisionsgeneral Pourcet nahm vier Sitzungstage in Anspruch. Es ist ein 168 enggedruckte Seiten umfassendes Werk, das in leidenschaftlicher Weise die Schuld des Marschalls an allem Unglück Frankreichs nachzuweisen sucht und mit dem Antrag schließt, ihn der in den Artikeln 209 und 210 des code de justice militaire vorgesehenen Verbrechen für schuldig zu erachten und mit den dort bestimmten Strafen zu belegen. Weitere vier Sitzungstage nahm dann die Verteidigungsrede Me Lachauds in Anspruch, der mit aller Kunst der Beredsamkeit die Unschuld des Angeklagten nachzuweisen suchte. Am 10. Dezember nachmittags 4 Uhr 35 Minuten wurde die Verhandlung geschlossen, und schon um 8 Uhr 55 Minuten verkündete der Vorsitzende den Spruch. War er gerecht?

Artikel 209 lautet: Mit dem Tode und Degradation wird bestraft jeder Gouverneur oder Kommandant, der nach dem Beschluß eines Untersuchungsgerichts vor Gericht gestellt, schuldig befunden wird, mit dem Feinde kapitulirt und den ihm anvertrauten Platz übergeben zu haben, ohne vorher alle verfügbaren Mittel der Verteidigung erschöpft und alles gethan zu haben, was ihm seine Pflicht und die Ehre vorschrieben.

Artikel 210 lautet: Jeder General, jeder Befehlshaber einer bewaffneten Truppe, der in offnem Felde kapitulirt, wird bestraft 1. mit dem Tode und Degradation, wenn die Kapitulation die Niederlegung der Waffen zur Folge hat, oder wenn er, ehe er mit dem Feinde mündlich oder schriftlich verhandelte, nicht alles gethan hat, was ihm seine Pflicht und die Ehre vorschrieben; 2. mit Entlassung in allen andern Fällen.

Diese Bestimmungen sind hervorgegangen aus dem Dekret Napoleons I. vom 12. Mai 1808. Ein General Dupont hatte, von allen Seiten umzingelt, in Spanien kapitulirt. Eine der von ihm befehligten drei Divisionen mußte die Waffen strecken und blieb kriegsgefangen, die beiden andern durften Spanien auf dem Seewege mit ihren Waffen verlassen. Napoleon war wütend und

ließ den General vor ein Kriegsgericht stellen. Da ergab sich, daß ein solcher Fall gar nicht als strafbar in den französischen Gesetzen vorgesehen war. Napoleon erließ deshalb das erwähnte Dekret, Dupont wurde degradirt und zum Tode verurteilt, die Strafe aber in lebenslängliches Gefängnis verwandelt, die zurückgeführten Bourbonen gaben ihn frei und erhoben ihn zum Pair von Frankreich.

Juristisch ist es keine Frage, daß objektiv die Erfordernisse der in den beiden Artikeln als strafbar bezeichneten Kapitulation bei Bazaine vorhanden waren. Der Angeklagte war Oberbefehlshaber sowohl der Festung als der unter ihrem Schutz, aber doch in freiem Felde lagernden Armee. Die besonders vom Verteidiger betonte Behauptung, daß eine innerhalb der Forts einer Festung lagernde Armee nicht im freien Felde sei, deshalb nur Artikel 209 auf den Angeklagten passe, erscheint, soviel sich auch dafür sagen läßt, als eine der großen Sache unwürdige Distelei. Objektiv steht ferner fest, daß Bazaine als Oberbefehlshaber eine Kapitulation abgeschlossen hatte, durch die sowohl der ihm anvertraute Platz dem Feinde übergeben, als auch das Heer zur Niederlegung der Waffen gezwungen worden war. Sind aber auch die in dem Gesetz verlangten subjektiven Thatsachen festgestellt? Die schönsten Mittel der Verteidigung sind die Verteidiger, die Soldaten selbst. Diese sind erschöpft, wenn sie von Hunger kraftlos geworden sind. Insoweit wäre der Abschluß einer Kapitulation gerechtfertigt und straflos gewesen. Aber hat Bazaine alles gethan, was ihm seine Pflicht gebot? Das würde auch von einem deutschen Kriegsgericht unbedingt verneint werden müssen, und nicht bloß bezüglich der Kapitulation der Festung, sondern auch bezüglich der Armee! Maßgebend sind für Oberbefehlshaber nicht bloß die betreffenden Dienstvorschriften, sondern auch die darüber hinausgehenden Pflichten der Wachsamkeit und des Überblicks, die mit einer so hohen Stellung verbunden sind. Es konnte ihn daher nicht entlasten, daß seine Untergebnen in erster Reihe ihre Schuldigkeit nicht gethan und die gegebnen Vorschriften unbeachtet gelassen hatten; seine Pflicht war es, darüber zu wachen, daß solche Mißstände nicht einrissen, und rücksichtslos vorzugehen. Diese Pflicht hatte er besonders bezüglich der wichtigen Frage der Sicherung der Lebensmittel arg vernachlässigt. Die Verhandlungen stellten unzweifelhaft fest, daß bei sorgsamer Verteilung der zunächst nach den Dienstvorschriften zu sichernden Vorräte, bei Entfernung aller unnützen Esser, die vorhandnen Vorräte mindestens sechs Wochen länger hätten ausreichen können. Bezüglich der Kapitulation der Armee kommt dann noch die sicher festgestellte Thatsache hinzu, daß Bazaine eher mit dem Feinde verhandelte, als es die Not gebot. Diese Feststellungen, die allerdings ohne den aufgebotnen riesigen Apparat, in vier bis fünf Sitzungen und durch Vernehmung von zehn bis zwölf Zeugen zu erreichen gewesen wären, mußten die Verurteilung nach dem Gesetz herbeiführen. Ehrlosigkeit aber konnten die Verhandlungen dem An-

geklagten nicht nachweisen, namentlich nicht Verrat, sie zeigen nur, daß seine Fähigkeiten der Ausnahmestellung, in die er geraten war, ebenso wenig wie einem Gegner, der wohl auch als ausnehmend überlegen bezeichnet werden muß, gewachsen waren.

So beantragte denn auch das Kriegsgericht schon am 11. Dezember beim Präsidenten der Republik die Abänderung der Strafe, und Mac Mahon ließ den alten Kameraden nicht im Stich. Die Todesstrafe wurde in zwanzigjähriges Gefängnis umgewandelt, die Förmlichkeiten der Degradation wurden ihm erlassen, aber ihre sachlichen Wirkungen aufrecht erhalten.

Es folgt nun noch das Satyrspiel nach der Tragödie. Zur Vollstreckung der Gefängnisstrafe wurde dem Verurteilten, der — man muß das festhalten — nicht mehr Marschall von Frankreich, sondern ein aus den Listen der Armee gestrichner Mensch namens Bazaine war, ein komfortables Haus auf der als ehemaliges Gefängnis des Mannes mit der eisernen Maske bekannten Felseninsel Marguérite bei Cannes angewiesen, in das er sich in Begleitung seines ihm durch alle Erniedrigung treu gebliebnen Adjutanten Villette begab. Es wurde ein besondres Bewachungspersonal organisirt, aber die Bestimmungen über die Art der Vollstreckung der Strafe und die Bewachung waren von vornherein so, daß der zum Chef des Aufsichtspersonals bestimmte Oberaufseher Marchi (vgl. die Brochüre L'évasion de Bazaine. Paris, 1883) sofort und wiederholt berichtete, er könne für die Festhaltung des Gefangnen nicht stehen, da es nur von dessen gutem Willen abhinge, ob er bleiben oder fliehen wolle. Trotzdem erleichterten wiederholte Verfügungen der abwechselnden Ministerien nicht nur die wenigen Beschwerlichkeiten der Haft, sondern verminderten mehr und mehr die Strenge der Bewachung. Immer unbeschränkter wurden Besucher zugelassen, und als es dem Gefangnen zu lange dauerte, bis die ihm in Aussicht gestellte Umwandlung des Gefängnisses in Verbannung ausgesprochen wurde, war er eines schönen Morgens verschwunden und auf einem Schiff, das seine Frau gemietet, und das schon tagelang vorher vor der Insel gekreuzt hatte, nach dem nur einige Stunden entfernten Genua gefahren. Er hatte sich an einem Seil, das sein Adjutant unter den Augen der Wächter tagelang vorher sorgfältig verfertigt hatte, allerdings mit persönlichem Mute und ziemlicher Gefahr, von dem Felsen herabgelassen. Von Italien begab er sich dann nach Spanien.

Es ist ziemlich unfruchtbar, sich in Ausführungen einzulassen, was alles hätte geschehen können, wenn Bazaine im Einverständnis mit der Kaiserin den Frieden mit den Deutschen geschlossen und Napoleon auf den Kaiserthron zurückgeführt hätte. Zu solchem Unternehmen reichten weder seine geistigen Fähigkeiten, noch seine Energie aus. Er war gewiß ein persönlich tapfrer, kriegserfahrner General, aber auch weiter nichts; an den Niederlagen Frankreichs war er nicht mehr schuld als viele andre neben und unter ihm. Aber das

bis in seine Tiefe erregte, seine Niederlage fast staunend erkennende französische Volk verlangte ein sichtbares Opfer.

Hätte er das Glück gehabt, daß Napoleon den französischen Thron wieder bestiegen hätte, er würde sicher, wie General Dupont, Pair von Frankreich geworden sein.

Vom Neudarwinismus

Heutigentags giebt es kaum noch eine religiöse oder religionsfeindliche, kaum noch eine politische, soziale oder wirtschaftliche Partei, die sich nicht einbildete, die Berechtigung ihrer Forderungen „naturwissenschaftlich" beweisen zu können. In diesen Hexensabbath naturwissenschaftlicher Systeme, die einander widersprechen, von denen aber jedes für sich die Unfehlbarkeit und Unwiderleglichkeit in Anspruch nimmt, kann man nicht oft genug eine wirklich unwiderlegliche Wahrheit hineinrufen, die wir in den letzten der unter dem Titel „Buckle und Darwin" im Jahrgang 1889 dieser Zeitschrift erschienenen Aufsätze ausgesprochen haben. Wir führten da einen Satz Darwins an (Das Variiren der Tiere und Pflanzen I, 9), worin er seine Hypothese von der natürlichen Zuchtwahl für gleichberechtigt erklärt mit der Undulationstheorie der Optiker. Dazu bemerkten wir: „Wer den Darwinismus für gleichwertig hält mit den physikalischen Hypothesen, der begeht zwei grobe Fehler. Die physikalischen Hypothesen werden benutzt zur Erklärung von Erscheinungen, die sich vor unsern Augen ereignen; die Lehre von der Entstehung der Arten durch Zuchtwahl aber soll Erscheinungen erklären, die kein Mensch gesehen hat, sondern von denen diese Lehre behauptet, daß sie sich vor Millionen Jahren zugetragen hätten. Der Darwinianer mutet uns zu, daß wir die Erscheinungen glauben sollen, die er uns erklären will; die Erscheinungen, die der Physiker erklärt, brauchen wir nicht zu glauben, denn wir sehen sie. Daß beim Zusammentreffen zweier Lichtstrahlen das Licht manchmal verstärkt, manchmal geschwächt und unter besondern Umständen ausgelöscht wird, kann jeder sehen, der nicht blind ist; und diese sogenannten Interferenzerscheinungen waren es zunächst, die den Physiker Young in der Wellentheorie bestärkten. Erst dann würde der Vergleich richtig sein, wenn die Physiker mit ihren Theorien nicht mehr bloß die gegenwärtig sich ereignenden Naturerscheinungen erklären, sondern begreiflich machen wollten, wie vor Zeiten die einfachen Stoffe entstanden sind, an denen jene Er-

ſcheinungen ſichtbar werden, und wenn ſie einen Stammbaum der chemiſchen Elemente aufſtellten, in dem der leichte Waſſerſtoff als Wurzel, Gold oder Platin als Spitze der Krone erſcheinen würde. Dergleichen Spekulationen werden ja von manchen Phyſikern angeſtellt, aber mit dem klaren Bewußtſein, daß es philoſophiſche Spekulationen und nicht für die exakte Wiſſenſchaft verwendbare Hypotheſen ſeien.“ Der zweite Unterſchied, wurde dann ausgeführt, beſteht darin, daß man auf die phyſikaliſchen Hypotheſen Berechnungen gründet, nach denen, wenn gewiſſe Urſachen gegeben ſind, in einem voraus zu beſtimmenden Augenblicke gewiſſe Wirkungen eintreten müſſen, und daß man die Richtigkeit dieſer Berechnungen durch das Experiment beweiſt. Tritt die vorausgeſagte Wirkung nicht ein, ſo hält man zunächſt den Experimentator für ungeſchickt. Vermöchte aber gar kein Vertreter einer neuen Hypotheſe ihre Richtigkeit oder Brauchbarkeit durchs Experiment darzuthun, ſo würde jedermann ohne Gnade und Barmherzigkeit den Schluß ziehen, daß die neue Hypotheſe falſch ſei. Die Darwinianer haben ihre Hypotheſe noch durch kein Experiment bewieſen; obgleich ſie auf den zoologiſchen Stationen ebenſo, wie der Tierzüchter in ſeinem Stall, über die Mittel verfügen, den Prozeß der Zuchtwahl zu beſchleunigen, haben ſie bis jetzt noch niemals ein Kriechtier zum Beuteltier oder auch nur einen Wolf zum Hunde fortentwickelt.*) Die auffälligen Veränderungen aber, die, wie die Tierzüchter ſeit uralten Zeiten gewußt haben, durch Zuchtwahl innerhalb des Gattungscharakters hervorgebracht werden können, ſind ebenſo viele Beweiſe nicht für, ſondern gegen die Darwiniſche Hypotheſe. Denn wenn die Arten allein durch Zuchtwahl eine aus der andern entſtanden wären — ſo darf man ſchließen —, dann hätte ſchon längſt ein Taubenzüchter aus ſeinen Tauben Hühner gemacht. Bekanntlich ſchlagen die hühnerähnlich gewordnen Tauben zuletzt immer wieder in den deutlichen Gattungscharakter der Taube zurück. Und wenn nicht bloß das ſeit langem vergeblich geſuchte missing link zwiſchen Anthropoiden und Menſchen entdeckt, ſondern durch eine ungeheure Fülle neuer Entdeckungen jede Lücke in der Stufenleiter der Weſen ausgefüllt wäre, ſo wäre damit die Darwiniſche Hypotheſe immer noch nicht bewieſen, weil daraus, daß ſich die organiſchen Weſen oder vielmehr Reihen von organiſchen Weſen in Stufenfolgen ordnen laſſen, bei denen jedes Glied

*) Weismann erklärt freilich: es giebt keine feſt abgegrenzten Arten. Wenn er aber (Studien zur Deſcendenzlehre II, 278) von der „einzigen, bis jetzt thatſächlich betrachteten [ſoll doch wohl heißen beobachteten] Verwandlung einer Art in die andre“ ſpricht, ſo erkennt er damit die Artunterſchiede an. Es handelt ſich um den vielgenannten Axolotl, einen mexikaniſchen Fiſchmolch, von dem eine Anzahl Exemplare durch Entziehung des Waſſers in den Landmolch Amblyſtoma umgewandelt worden ſind. Weismann beſtreitet noch dazu, daß in dieſem Falle eine Fortentwicklung vorliege. Er ſucht zu beweiſen, daß die Umwandlung nur bei einer gewiſſen Spielart des Axolotl gelinge, und daß dieſe Spielart die Nachkommen einer Amblyſtomaart umfaſſe, die durch Erſchwerung ihres Fortkommens zu Lande gezwungen worden ſeien, ſich in Axolotl zurückzuverwandeln.

den beiden Nachbargliedern sehr ähnlich ist, noch lange nicht folgt, daß eins aus dem andern hervorgegangen sein müsse. Endlich haben wir noch einen dritten Fehler hervorgehoben, den nicht Darwin, sondern Häckel begeht, indem er behauptet, es sei Aufgabe der Wissenschaft, zu erklären, wie die Welt geworden ist, und eine Lehre, die das nicht leiste, verdiene gar nicht den Namen einer Wissenschaft. Wir behaupten dagegen, daß es keineswegs Aufgabe der Wissenschaft sei, die Entstehung der Welt zu erklären, daß im Gegenteil der wissenschaftliche Charakter einer Lehre gefährdet werde, wenn sie sich nicht auf Aufgaben beschränkt, die innerhalb der Grenzen des dem menschlichen Verstande erreichbaren liegen. Jeder Welterklärungsversuch überschreitet diese Grenzen und führt in das Gebiet des Glaubens und der Phantasie. Solche Überschreitungen sind durch kein Gesetz der Vernunft oder Moral verboten, sie sind sogar unvermeidlich, weil sie unabweisbare Herzensbedürfnisse befriedigen, aber sie richten Unheil an, wenn sie sich für Wissenschaft, für exakte Wissenschaft ausgeben.

Im Grunde genommen verdienen nur die exakten unter den Naturwissenschaften den Namen der Wissenschaft; die übrigen sind nur Sammlungen von interessantem und vielfach sehr brauchbarem Wissensstoff; exakt aber sind nur die beschreibenden: Mineralogie, Geognosie, Botanik, Zoologie, Geographie, und die drei, die den Zusammenhang der gegenwärtig vor unsern Augen sich ereignenden Erscheinungen darlegen: Physik, Chemie, Astronomie. Zwischen der letzten und den ersten beiden besteht ein merkwürdiger Unterschied. Die atomistische Hypothese wird immer Hypothese bleiben und, so zuverlässig auch die auf sie gestützten Berechnungen sind, so unentbehrlich sie ist, niemals Gewißheit werden, weil es eben zum Wesen der angenommnen Atome gehört, daß sie sich der sinnlichen Wahrnehmung entziehen. Dagegen bedarf die Astronomie heute keiner Hypothese mehr. Ihre beiden Hypothesen: die kopernikanische und die Annahme, daß die Himmelskörper aus irdischen Stoffen bestehen, haben aufgehört, Hypothesen zu sein. Bei jener handelt es sich nicht um eine Annahme unwahrnehmbarer Dinge, sondern nur um die Stellung und Bewegung deutlich wahrgenommner Körper im Raume. Sobald die Erfahrung ergeben hatte, daß sich bei der von Kopernikus angenommnen Stellung und Bewegung der Gestirne alle ihre zukünftigen Stellungen unfehlbar vorausberechnen lassen, war die Richtigkeit seiner Annahme jedem Zweifel entrückt.*) Die chemische

*) Auch Weismann sucht den Kredit der Darwinischen Hypothese dadurch zu erhöhen, daß er sie mit der Kopernikanischen auf eine Stufe stellt und von dieser behauptet, sie sei immer noch eine Hypothese. („Über die Berechtigung der Darwinischen Theorie," S. 6.) Eine wunderliche Ansicht! Das einzige, was gegen die Annahme der Bewegung der Erde spricht, ist der Augenschein, und von dem Augenschein weiß jedermann, daß er uns in Beziehung auf die Bewegung täuscht, wenn wir selbst die Fortbewegten sind, und zwar immer und überall. Werden wir fortbewegt, so ist es uns schlechthin unmöglich, diese unsre eigne Bewegung wahr-

Beſchaffenheit der Himmelskörper aber iſt durch die Spektralanalyſe ebenſo zweifellos feſtgeſtellt worden. Und ſo iſt uns denn das Allerentfernteſte das Allergewiſſeſte geworden, während uns das Allernächſte das Allerungewiſſeſte bleibt. Ewig Geheimnis bleiben wird uns das organiſche Leben, auf dem unſer Menſchendaſein beruht, das Geheimnis der Geheimniſſe aber iſt jedem ſeine eigne Perſönlichkeit. Unſer Bewußtſeinsinhalt freilich, von dem der Sternenhimmel nur einen kleinen Teil bildet, iſt uns das Allergewiſſeſte, und darum behält das Cogito, ergo sum des Carteſius ſeine Geltung; aber der Träger dieſes Bewußtſeins bleibt uns unbekannt. Iſt es die — ſelbſt hypothetiſche — Materie? Iſt es ein ſogenannter Geiſt, d. h. ein Weſen, von dem wir uns zwar einen willkürlichen Begriff machen, von dem wir aber keine

---

zunehmen, wenn ſie uns nicht durch Umſtände, die an ſich mit der Ortsveränderung nichts zu thun haben, wahrnehmbar gemacht wird, z. B. durch das Stoßen und Rütteln unſers Fahrzeuges oder durch den Anblick einer unbewegt bleibenden Umgebung. Und dieſer Anblick eben täuſcht zunächſt. Im Aufzuge ſitzend, ſehen wir durch die Fenſter des Kaſtens, in dem wir uns befinden, die benachbarte Wand herunterfallen, im Eiſenbahnwagen ſitzend, ſehen wir die Telegraphenſtangen vorbeifliegen, beim Anfahren des Dampfbootes ans Ufer ſehen wir die Landungsbrücke heranſchwenken. Wenn wir im Bahnwagen auf die Abfahrt warten, und wir ſehen einen uns gegenüberſtehenden Zug ſich bewegen, ſo wiſſen wir zunächſt gar nicht, ob er es wirklich iſt, der ſich bewegt, oder ob ſich vielleicht unſer eigner Zug in Bewegung ſetzt; um es herauszubekommen, müſſen wir einen dritten Gegenſtand, z. B. das Bahnhofgebäude, befragen; nur wenn auch dieſes läuft, ſind wir es, die ſich bewegen. Genau ſo nun wie wir an den enteilenden Gebäuden ſehen, daß ſich unſer Zug bewegt, ſehen wir an dem Wechſel der Sternbilder im Laufe des Jahres, daß ſich unſer großes Fahrzeug, die Erde, durch den Weltraum bewegt. Die Annahme aber, daß ſich die Sonne ſamt dem Sternenhimmel in 24 Stunden um unſre Erde drehen ſollte, iſt bei allem, was wir von der Größe, Schwere und Entfernung der Himmelskörper jetzt wiſſen, ſo ungeheuerlich, daß ſie kein verſtändiger Menſch auch nur einen Augenblick feſtzuhalten vermag. Übrigens vermeidet Weismann den Ausdruck: Darwiniſche Hypotheſe. Er unterſcheidet die Transmutationshypotheſe von der Darwiniſchen Theorie. Nur die Annahme, daß die Arten durch Umwandlung aus einander entſtanden ſeien, eine Annahme, die ja weit älter iſt als Darwin, bezeichnet er als Hypotheſe, eine Hypotheſe, die als ſolche, als unbewieſene Annahme, zwar keine Gewißheit, aber doch eine an Gewißheit grenzende Wahrſcheinlichkeit beanſpruchen dürfe; und damit ſind wir vollkommen einverſtanden. Die Annahme aber, daß dieſe Umwandlung auf den von Darwin beſchriebnen Wegen vor ſich gegangen ſei, bezeichnet er als eine wiſſenſchaftliche Theorie. Auch mit dieſer ſchärfern Bezeichnungsweiſe ſind wir einverſtanden. Eine Leiſtung allerdings hat der Darwinismus vollbracht, die den Berechnungen der Aſtronomen ähnlich ſieht, und die die Wahrſcheinlichkeit der Transmutationshypotheſe außerordentlich verſtärkt, nur daß er eben eine ganz vereinzelte Leiſtung bleibt, während in der Aſtronomie Vorausſagungen auf Grund von Berechnungen das gewöhnliche und alltägliche ſind. Auf das biogenetiſche Grundgeſetz, wonach die Ontogeneſe (die Entwicklung des Individuums) eine kurze Rekapitulation der Phylogeneſe iſt (der Entwicklung des Stammes, zu dem die Art des betreffenden Individuums gehört), hat man vorausgeſagt, daß man beim menſchlichen Embryo nicht wie beim fertigen Menſchen zwölf Rippen, ſondern dreizehn bis vierzehn finden werde, und Spuren eines Handknöchelchens, das die Ahnen des Menſchen gehabt haben, der Menſch aber verloren hat, und dieſe Vorausſagung iſt eingetroffen.

Vorstellung gewinnen können? Ist das Denkende, Fühlende, Wollende in uns ein unzerstörbares Wesen oder eine Seifenblase, die wunderbarerweise ihres eignen Farbenspiels inne wird, ehe sie platzt? Wir wissen es nicht; wir können das eine oder das andre glauben, aber niemals von dem einen oder von dem andern eine wissenschaftliche Überzeugung gewinnen; wir wissen nicht einmal genau, was alles zu unserm Seeleninhalt gehört, was wir wissen und nicht wissen, wir kennen nicht einmal die Beweggründe unsrer eignen Handlungen.

Also nur jene drei sind exakte Naturwissenschaften außer den beschreibenden, nicht aber sind es die Geologie und die Biologie, und sie können es auch niemals werden, denn es ist niemand dabei gewesen beim Werdeprozeß der Dinge, der uns darüber berichten könnte, oder der uns zuverlässige Berichte hinterlassen hätte. Die sogenannten Urkunden in den Gesteinen beglaubigen nicht alles, was die Geologen und die Biologen mit ihnen beweisen wollen. Das Skelett eines vorweltlichen Ungeheuers beweist freilich, daß vor Zeiten solche Ungeheuer auf Erden gehaust haben, aber über seine Entstehungsweise giebt es so wenig Auskunft wie über die Entstehungsweise der übrigen organischen Wesen. Mit den Sauriern der Vorwelt ist nicht eine Spur von Aufklärung darüber gegeben, wie es zugegangen ist, daß die Erde heute nicht mit dergleichen scheußlichen Ungeheuern bevölkert ist, sondern mit Menschen, die zwar zum Teil nicht minder scheußliche Ungeheuer sind, solche aber nicht notwendig sein müssen, sondern auch ebenso gut Ebenbilder Gottes sein können. Sind doch sogar die geschriebnen Urkunden untergegangner Völker recht unzuverlässig, weil ihre Deutung durch die Gelehrten vom Publikum nicht geprüft werden kann. Ein berühmter Mann schrieb uns einmal, die ganze Ägyptologie sei Humbug, eine fable convenue. Wir möchten von Männern wie Lepsius und Ebers nicht gern gering denken, aber widerlegen können wir das harte Urteil auch nicht, denn wir sind nicht in der Lage, die Kunst der Hieroglyphenerklärung zu erlernen und Papyrusse zu entziffern; und wie viel gebildete Männer können es? Von je tausend noch lange nicht einer. So bleibt der öffentlichen Kontrolle entzogen, was ein paar Dutzend Gelehrte herausgefunden haben wollen, und wir andern nehmen das Veröffentlichte, ohne die geringste Möglichkeit einer Prüfung, gläubig an in der Hoffnung, daß, wenn es nicht wahr sein sollte, doch wohl ein andrer Fachgelehrter kommen und die angeblichen Ergebnisse umstoßen werde. Dagegen stehen die Ergebnisse der exakten Wissenschaften unter öffentlicher Kontrolle; jedes Kind vermag zu unterscheiden, ob der Abendstern zu der Zeit und an dem Orte am Himmel erscheint, den der Kalender vorausgesagt hat, und ob die vom Experimentator angekündigten Farbenerscheinungen in einer Geißlerschen Röhre zu sehen sind oder nicht.

Dazu kommt noch ein Umstand, der die Unsicherheit der Geologie und der Biologie erhöht. Von den exakten Wissenschaften ist nur eine, die Astro-

nomie, vorübergehend in einen Konflikt mit gewissen Interessen geraten. Durch die kopernikanische Hypothese glaubte die Kirche anfänglich das Ansehen der Bibel und sich selbst gefährdet und verfolgte daher die Verkündiger der neuen Lehre. Diese siegte, die Kirche fügte sich ins unvermeidliche und sah: es geht auch so, und seitdem ist die Astronomie kein Zankapfel religiöser Parteien mehr. Die moderne Physik und Chemie aber haben gar keine Berührungspunkte mit dem christlichen Glauben, aus denen Konflikte entstehen könnten; fromme Kirchgläubige, wie der Astronom Secchi, ein Jesuit, haben der Förderung der drei exakten Naturwissenschaften ihr Leben gewidmet. Dagegen befindet sich die neue Wissenschaft der Biologie im Kriegszustande mit der Kirche. In den eingangs erwähnten Aufsätzen haben wir hervorgehoben, daß Darwin aus einem Grunde, der ganz außerhalb der Naturwissenschaft liegt, in England heftig angegriffen und in Deutschland mit Begeisterung gefeiert worden ist. Der Darwinismus schien Gott endgiltig beseitigt zu haben; das war der Grund seiner verschiednen Aufnahme in den beiden Ländern. Denn in Deutschland hatte damals die gelehrte Welt mit der Religion gebrochen und war teilweise von Haß gegen die Kirche erfüllt, in England war das nicht der Fall.*) Und das kirchliche oder kirchenfeindliche Interesse war nicht das einzige fremde, das den Gang der wissenschaftlichen Erörterung bestimmte; bald fand man auch einen engen Zusammenhaug zwischen der Biologie und dem Bau von Staat und Gesellschaft heraus. In der That, wenn alles in der Welt reine Natur und dem Gesetz der Entwicklung unterworfen ist, so kann die menschliche Gesellschaft, können Staat, Staatseinrichtungen, Stände, Volkswirtschaft keine Ausnahme machen. Zunächst schwindet mit der Beständigkeit der Art auch das Recht der Persönlichkeit. Der einzelne Mensch ist ein Produkt der Entwicklung der Materie und hat für sich selbst nichts zu bedeuten. „Es ist ja der Natur nur um die Erhaltung der Gattung zu thun," das war eine der darwinistischen Redensarten, die man 1870 in den Feuilletons der Kriegskorrespondenten zu lesen bekam, wenn sie mit Leichen bedeckte

*) Die Hauptursache des stellenweise fanatischen Hasses gegen die Religion in Deutschland und überhaupt auf dem europäischen Festland ist die zärtliche Fürsorge der hohen Obrigkeiten für die Religion. Diese weisen Obrigkeiten wollen niemand nach seiner Façon selig werden lassen, sondern Religiosität, und zwar jedesmal die ihnen für den Staatszweck passende Religiosität, erzwingen. Die Fallschen Reformen sind vom Regierungstische u. a. damit begründet worden, daß die Überfütterung mit religiösem Stoff die Volksschullehrer mit Widerwillen gegen die Religion erfüllt habe. Nachdem die Religionsfeindschaft in die untern Schichten durchgesickert war, haben sich die obern, teils bloß äußerlich, teils auch innerlich, der Religion wieder zugewandt. Aber die Art, wie jetzt die Polizei die „Verfrommung" des Volkes betreibt, wird auch die obern Schichten wieder in die Religionsfeindschaft zurückdrängen. In England und Nordamerika, wo jeder nach seiner Façon selig werden darf, ist die christliche Religion niemals Gegenstand des Hasses weiter Volkskreise geworden; in England gilt das allerdings nur für die Zeit, seit der die Verfolgung der Katholiken und der Dissenters aufgehört hat.

Schlachtfelder beschrieben. Auf dieses Leben nur um der Gattung willen wurde eine neue Moral begründet, indem man das: Lebe für die Gattung! als das Hauptgebot verkündigte, worin alle andern Gebote enthalten seien; als Muster wurden uns nicht mehr Helden und Heilige vor Augen gestellt, sondern die Mitglieder des Bienen-, des Ameisen-, des Siphonophorenstaates, die sich zu Tode brütenden Hennen und die guten Mikroben, die die bösen Mikroben auffressen, nicht zu ihrem Genuß und Vergnügen, sondern um den Staat zu retten, zu dem sie gehören, sei es ein Menschenleib oder der Leib eines geimpften Meerschweinchens. Damit war der sozialistische Zukunftsstaat nicht allein gerechtfertigt, sondern jedes Widerstreben gegen ihn als eine Auflehnung gegen die Natur für unvernünftig erklärt. Und es gab nichts in der sozialdemokratischen Utopie, dessen Notwendigkeit und Vernünftigkeit nicht durch die Biologie hätte gerechtfertigt werden können. Schon Darwin selbst hatte (Über die Entstehung der Arten, S. 406) bemerkt, das Gesetz des Überlebens des Passendsten walte nicht bloß in der Natur, sondern gelte auch für die Kulturerzeugnisse; sehr natürlich, da ja der Mensch selbst samt seiner Kultur nur ein Stück Natur ist. Darwin, der sich mit großer Gewissenhaftigkeit vor Grenzüberschreitungen hütete,*) hat diesen Gedanken nicht weiter verfolgt; aber die Darwinianer waren in ihren Nutzanwendungen alles andre, nur nicht gewissenhaft, und den Sozialdemokraten konnte man es wahrhaftig nicht verargen, wenn sie in den Spuren berühmter Leuchten der Wissenschaft frohgemut fortwandelten, überzeugt, daß dieser Weg ins gelobte Land führe. Sprach es doch Schäffle geradezu aus: das Gesellschaftsleben sei das einzige Gebiet, von dem durch die Erfahrung bewiesen sei, daß darin die Darwinischen Lehren von der Zuchtwahl, von dem Überleben des Passendsten, von der Auslese durch den Kampf ums Dasein erwiesen seien. Was lag näher als die Folgerung, daß der Marxismus biologisch gerechtfertigt sei? Sah man es doch vor Augen, wie überall die Reste der Naturalwirtschaft von der Geldwirtschaft verdrängt wurden, wie der Handwerker dem Fabrikanten, der kleine Fabrikant dem großen, der einzelne Großunternehmer der Aktiengesellschaft weichen mußte. Da hatte man ja die Umbildung der niedern Gesellschafts- und Produktionsformen in höhere auf den von Darwin beschriebnen Wegen leibhaftig vor sich! Und wohin anders sollte sich die bei der Aktiengesellschaft angelangte Produktion weiter entwickeln als zur kollektivistisch betriebnen Großindustrie? Denn daß sie nicht stehen bleiben kann, sondern sich fortentwickeln muß, ist klar, da es ja im Begriff der Evolution liegt, keinen Stillstand zuzulassen, sodaß sie endlos gedacht werden muß, oder als erst mit dem Dasein unsers Planeten

*) Wo es ihm einmal begegnet, daß er die Grenzen seiner Zuständigkeit überschreitet, wie in jenem Vergleich seiner Hypothese mit der Hypothese der Optiker, da ist nicht Mangel an Gewissenhaftigkeit schuld, sondern der Umstand, daß der Grad seiner logischen Schärfe dem Grade seiner Beobachtungsgabe nicht entsprach.

endigend. Und ferner war es ganz offenbar, daß mit der wirtſchaftlichen Entwicklung die politiſche Hand in Hand ging. In demſelben Maße, wie der Einzelne mit ſeiner Arbeit aus ſeiner gemütlichen Idylle herausgeriſſen und als Lohnarbeiter oder Kaufmann oder ſpekulirender Produzent in das Getriebe der Weltwirtſchaft verwickelt wurde, in demſelben Maße ſchritt die Verſtaatlichung fort. Nachdem der Staat ſchon längſt eine Menge von Verrichtungen, die ehedem der Sorge des Einzelnen oder von Korporationen und kleinen Gemeinden überlaſſen geweſen waren, an ſich gezogen hatte: die Verteidigung gegen äußere Feinde, die Rechtspflege, die Polizei, den Jugendunterricht, die Aufſicht über die Gewerbe, bemächtigte er ſich jetzt auch der Verkehrsanſtalten, der Geſundheitspflege, drang er mit ſeiner Gewerbeaufſicht immer tiefer in die Privatverhältniſſe ein, regelte er das Verhältnis zwiſchen Unternehmern und Arbeitern, wurde er in immer größerm Maßſtabe ſelbſt Unternehmer, und es ſchien undenkbar, daß nicht dieſe beiden konvergirenden Entwicklungsreihen, die wirtſchaftliche und die politiſche, demnächſt in einem Punkte zuſammentreffen und den Staat als Kollektivproduzenten und Güterverteiler an die Stelle der einander bekämpfenden und vielfach hemmenden Einzelunternehmer ſetzen ſollten. Pſychologiſche Gründe aber ließen ſich gegen dieſe Argumentation nicht anführen, da ja nach der Hypotheſe auch die Seele nur ein Entwicklungsprodukt iſt, und Seelen, die ſich einer neuen Ordnung nicht fügen wollen, als „unangepaßt“ einfach zu Grunde gehen. Wären wir wie die Bienen organiſirt, hatte ein Forſcher bemerkt, ſo würde es Pflicht für das menſchliche Weib ſein, viele Männer zu haben, und die Männer von Zeit zu Zeit umbringen zu laſſen.

Bekanntlich iſt es Virchow geweſen, der zuerſt auf die Gefahr hingewieſen hat, die in der Ausnutzung der Darwiniſchen Hypotheſe für den Sozialismus liege. Virchow ward zunächſt als Reaktionär verſpottet, aber als in Deuſchland die Zahl der ſozialdemokratiſchen Stimmen anſchwoll, da wurden auch Virchows Gegner nachdenklich. Sie ſuchten einen Ausweg und fanden einen wahrhaft genialen. Sie fingen an zu behaupten, der Darwinismus ſei keine demokratiſche, ſondern eine ariſtokratiſche Lehre, ja er ſei das einzige Mittel, die Sozialdemokratie wiſſenſchaftlich zu vernichten. Zuerſt erſchien mit dieſer Entdeckung Häckel auf dem Plan,*) dann Heinrich Ernſt Ziegler, Profeſſor der Zoologie in Freiburg i. Br., und Otto Ammon. In England hat ſich Herbert Spencer die wiſſenſchaftliche Vernichtung des Kommunismus als letztes Lebensziel geſteckt. Böſch, deſſen Kritik und Ergänzung der Sozialtheorie Herbert Spencers in Nr. 17 der Grenzboten beſprochen worden iſt, meint, der große engliſche Philoſoph ſei erhaben über den Verdacht, daß er die Wiſſenſchaft für Parteizwecke oder gar als Söldling des Kapitalismus ausbeuten könne, und wir zweifeln auch nicht im mindeſten an der wiſſen-

*) Auch Büchner hat ſich gegen den Sozialismus erklärt, aber nicht in dem Sinne von Ammon und nicht mit deſſen Gründen.

schaftlichen Ehrlichkeit der oben genannten deutschen Gelehrten. Aber es ist eben schon ein Unglück für eine Wissenschaft, wenn auch nur die Möglichkeit vorhanden ist, sie für Parteizwecke zu verwenden. Sind die Ergebnisse der Biologie schon an sich ungewiß genug, so werden sie noch unsichrer durch den Umstand, daß man niemals weiß, ob nicht die begeisterte Zustimmung zu dem einen oder dem andern dieser angeblichen Ergebnisse weit weniger der wissenschaftlichen Überzeugung als irgend einem Herzenswunsche entspringt. Das Genie hat schwarze Haare, lehrt Lombroso. Die blonde und langschädlige Rasse ist der brünetten und rundschädligen überlegen, lehrt Otto Ammon. Aber die Langschädel können ja gar nicht den Rundschädeln überlegen sein, da der Rundschädel bei gleichem Umfang mehr Gehirnmasse faßt als der Langschädel, wendet ein dritter ein. Wer kann es dem Laien verargen, wenn er, nachdem er eine Reihe solcher Exkathedrasprüche vernommen hat, einfach schließt: Biologie ist Unsinn? So frech und vorschnell sind wir nun nicht; wir erkennen an, daß die Biologen viele nützliche Beobachtungen zu Tage fördern, aber ihre Dogmen können uns nach allem, was wir in diesem Fach schon erlebt haben, nicht imponiren.

Der Punkt, von dem aus die Neudarwinianer der Entwicklungslehre eine sozial ungefährliche und sogar dem Interesse der Besitzenden entsprechende Wendung zu geben versuchen, ist die Auslese. Die Sozialisten behaupten, wenn die Individuen der untern Stände vielfach entartet, die der höhern im allgemeinen körperlich kräftiger und geistig begabter seien, so sei beides eben die Wirkung der verschiednen Lebensverhältnisse und des Umstands, daß die auf solche Weise erworbnen Verbesserungen und Verschlechterungen durch Vererbung befestigt und verstärkt würden. Sie können sich auf Lamarck stützen, der seine Lehre in dem Satze zusammengefaßt hat: „Alles, was die Natur die Individuen hat gewinnen oder verlieren lassen unter dem Einfluß von Umständen, denen ihre Rasse eine Zeit lang ausgesetzt war, und somit infolge des vorwiegenden Gebrauchs gewisser Organe oder des Ausfalls des Gebrauchs gewisser Teile, das erhält sie durch Vererbung für die neuen Individuen, die von ihnen hervorgebracht werden, vorausgesetzt, daß die erworbnen Veränderungen beiden Geschlechtern oder den unmittelbaren Vorfahren dieser neuen Individuen angehören.“ Aber auch Darwin teilte anfangs diese Ansicht. Im Laufe der Zeit jedoch wurde ihm die Vererbung erworbner Eigenschaften immer zweifelhafter, er fand in vielen Fällen, daß sich die durch die Eingriffe des Züchters hervorgebrachten Veränderungen nicht fortpflanzten, und er glaubte in andern zu bemerken, daß es nicht Vererbung, sondern Zuchtwahl, Auslese sei, was die Veränderungen erhält, und seine Schüler waren dann, wie Haycraft*)

*) Natürliche Auslese und Rassenverbesserung von John B. Haycraft, Professor der Physiologie am University College in Cardiff. Autorisirte deutsche Übersetzung von Dr. Hans Kurella. 1895. Zweiter Band der bei Georg H. Wigand in Leipzig erscheinenden Bibliothek für Sozialwissenschaft.

bemerkt, darwiniſcher als er ſelbſt und machten aus der Fortbildung Lamarcks einen Gegenſatz zu dieſem. Dalton in England und Weismann in Deutſchland ſind die Häupter dieſer neudarwiniſchen Schule. Weismann glaubt bewieſen zu haben, daß die durch äußere Einflüſſe bewirkten Veränderungen des Zellgewebes die Sexualzellen unberührt laſſen, die gewiſſermaßen ewig und unveränderlich durch die Geſchlechter hindurchgehen. Wenn nun der Sieg im Kampfe um das Daſein, ſo ſchließen die Gegner des Kommunismus, nicht auf der Vererbung vorteilhafter Veränderungen beruht, ſondern auf der Auslеſe der in jeder Generation tüchtigſten, ſo folgt daraus, daß die obern Stände nicht darum tüchtiger ſind, weil ſie herrſchen und ſich demnach in einer günſtigern Lage befinden, ſondern umgekehrt, daß ſie herrſchen und ſich einer günſtigern Lage erfreuen, weil ſie tüchtiger ſind als die übrigen Individuen derſelben Generation. Haycraft, der den Unterſchied der beiden biologiſchen Schulen kurz und faßlich darſtellt, hat nicht im Dienſte irgend einer Partei geſchrieben; ſein kleines Buch iſt unter den neuern entwicklungstheoretiſchen Schriften, die wir geleſen haben, die nüchternſte, verſtändigſte und von unwiſſenſchaftlichen Tendenzen freieſte. Wir ſehen vorläufig von ſolchen Tendenzen ganz ab und wenden uns ausſchließlich der naturwiſſenſchaftlichen Seite der Sache zu.

Haycraft veranſchaulicht den Unterſchied der beiden Schulen durch eine Zeichnung. Eine urſprünglich kugelförmige Gattung ſoll durch die Entwicklung in eine Gattung länglicher, ſchlauchförmiger Individuen verwandelt werden. Das Medium, das die Veränderung bewirkt, wird durch ein Syſtem von Netzen dargeſtellt, die hinter einander angebracht ſind, und deren Maſchen immer enger werden. Nach Lamarck vollzieht ſich nun der Prozeß in der Weiſe, daß die kugelförmigen Weſen durch die Löcher des erſten Netzes hindurchgepreßt werden und dabei die Kugelform verlieren, daß dann ihre ſchon länglich auf die Welt gekommnen Sprößlinge beim Durchgang durch das zweite Netz noch mehr zuſammengepreßt und noch ſchlanker werden uſw. Nach den Neudarwinianern dagegen ſind die Kinder den Eltern niemals vollkommen gleich, und auch unter den Sprößlingen des erſten, kugelförmigen Elternpaares einige, die nicht ganz kugelförmig, ſondern ein wenig länglich ſind. Dieſe ſchlüpfen durch die Maſchen des erſten Netzes hindurch, die Dickköpfe dagegen gehen unter der Gewalt der Umſtände, die ſie hindurchpreſſen will, zu Grunde, ſie gelangen nicht in das zweite Entwicklungsſtadium, deſſen Verhältniſſe keine andre als ſchlanke Geſtalten dulden. Lamarck, führt Haycraft weiter aus, würde die Langhalſigkeit der Giraffe dadurch erklären, daß ſich der Hals der Ahnen dieſes Tieres, der urſprünglich nicht länger war als der andrer Wiederkäuer, durch das beſtändige Strecken nach Baumblättern in jeder Generation ein wenig verlängert habe, und daß ſich dieſe winzigen Verlängerungen durch Vererbung im Laufe der Jahrtauſende ſo lange ſummirt hätten, bis die aben-

teuerliche Gestalt des Kamelpardels oder Pardelkamels fertig war. Dasselbe gilt natürlich von den Beinen und von dem Längenunterschiede zwischen Vorder- und Hinterbeinen. Darwin und Wallace dagegen — Wallace hat unabhängig von Darwin und gleichzeitig mit ihm das Gesetz der Auslese gefunden — würden sagen: Die Sache ist anders verlaufen. Es giebt Zeiten der Dürre, wo alles den kurzhalsigen Tieren erreichbare Laub und Gras bald abgeweidet ist. Dann müssen alle kurzhalsigen Tiere umkommen, und nur die langhalsigen, die die höher stehenden Blätter an Stauden und Bäumen erreichen, bleiben am Leben. So sind von den Ahnen der Giraffe in Zeiten der Dürre immer die langhalsigsten am Leben geblieben, und so ist nach und nach dieses Geschlecht schlangenhalsiger und hochbeiniger Wiederkäuer entstanden. Nicht in der Weise, sagen die Neudarwinianer, ist die Folgsamkeit und Gelehrigkeit des Hundes zu erklären, daß die Hundeeltern ihre durch Dressur erworbnen Eigenschaften und Fähigkeiten vererbten, sondern dadurch, daß die wilden, unbändigen, ungelehrigen Individuen teils getötet worden sind, teils innerhalb der menschlichen Gesellschaft nicht geduldet wurden und umkamen; von jeder Hundegeneration finden immer nur die folgsamen und gelehrigen unter den Menschen ihr Fortkommen, und aus diesem Grunde sind fast alle Hunde, die wir kennen, folgsam und nicht ganz ungelehrig.

Erstaunlich, was diese Gelehrten aushecken! wird der unbefangne Leser ausrufen, namentlich der Tierzüchter. Man kann den Darwinismus von zwei Seiten betrachten. Einerseits ist er die Theorie der Tier- und Pflanzenzüchtung. Als solche ist er eine Erfahrungswissenschaft, die sich auf jahrtausendelange Beobachtungen und erfolgreiche Versuche stützt, und die, indem sie die Wirkungsweise dieser Versuche besser verstehen lehrt, befruchtend auf die Praxis zurückwirkt. Ohne Zweifel verdanken die heutigen Züchter von Blumen, Nutzpflanzen und Haustieren der Darwinischen Litteratur sehr viel, nur werden sie den Kopf schütteln, wenn sie jetzt auf einmal vernehmen, daß sich erworbne Eigenschaften der Tiere und Pflanzen nicht vererben sollen. Sie werden in ihren neuen Orchideen- und Kartoffelsorten, in ihren Taubenspielarten, in ihren Shorthorns, ihren Yorkshireschweinen, ihrem Rassenhengst „vom Vivat aus der Agnes“ das Gegenteil vor Augen und in den Händen zu haben glauben, und wenn sie die neue Lehre für wahr zu halten genötigt wären, so würde ihnen das den Mut zur weitern Züchtungsarbeit rauben, denn es würde deren Erfolg in Frage stellen. Sehen wir aber auf die andre Seite des Darwinismus, die zwar nur hypothetisch ist, um deretwillen aber gerade Darwin als der Kopernikus der Zoologie und als der Eröffner einer neuen Ära der Natur- und der Geisteswissenschaften gepriesen wird, so ist es um diese geschehen, wenn man die Vererbung der erworbnen Anpassungen preisgiebt. Denken wir uns ein rehartiges Tier, das zur Giraffe fortentwickelt werden soll. Gewiß werden die Hälse der Sprößlinge des Stammpaares nicht

vollkommen gleich lang ſein. Aber der Unterſchied in der Länge der Hälſe wird bei den Geſchwiſtern ſo unbedeutend ſein, daß auch den Langhalſigſten unter ihnen ihre Langhalſigkeit keinen Vorteil vor ihren Geſchwiſtern ſichert; ſamt dieſen werden ſie bei großer Dürre Hungers ſterben. Der Ausleſeprozeß könnte nur dann in Gang kommen, wenn ein Rehpaar einen Sprößling zeugte, der mit dem Maule die Blätter einer Palme erreichte, aber das wäre eine Monſtroſität, und auf Monſtroſitäten kann doch die Entſtehung der Arten nicht gegründet werden. Überdies iſt es keineswegs gewiß, daß es unter den Nachkommen der überlebenden langhalſigen Individuen einige geben werde, die noch langhalſiger wären als ihre Eltern. Alle zufälligen Verſchiedenheiten der Kinder und Enkel bewegen ſich innerhalb des Gattungscharakters. Es giebt auch Menſchen mit auffällig langen Hälſen. Aber ſelbſt wenn langhalſige Männer viele Geſchlechtsfolgen hindurch immer nur langhalſige Frauen heirateten, würde es niemals dahin kommen, daß ein vergeßlicher Profeſſor einen Knoten in ſeinen Hals knüpfen könnte. Die Kinder der Langhalſigſten würden endlich wieder kürzere Hälſe bekommen, und das Geſchlecht der Langhalſigen würde den menſchlichen Gattungscharakter nicht verlieren. Überdies iſt es unbegreiflich, warum zufällig angeborne Eigenſchaften vererbbarer ſein ſollten als die erworbnen. Auch jene angebornen Eigenſchaften ſind, ſoweit ſie eine Abweichung von den Eltern begründen, erworben, erworben durch Einflüſſe, die entweder bei der Zeugung oder während der Schwangerſchaft gewirkt haben. Wenn man nicht annimmt, daß ſich der Hals einer Wiederkäuerart durch das immerwährende Strecken nach Baumkronen verlängert hat, und daß ſich dieſe Verlängerungen durch Vererbung ſummirt haben, dann konnten niemals auf dem Wege der Zuchtwahl aus rehartigen Wiederkäuern Giraffen werden. Nimmt man die Vererbung erworbner Langhalſigkeit an, dann beſchleunigt ſelbſtverſtändlich die ausleſende Zuchtwahl den Prozeß, da bei jeder Dürre alle kurzhalſigen Individuen zu Grunde gehen und zuletzt gar keine Kurzhalſigkeit mehr vererbt werden kann. Leugnet man dagegen die Vererbung der durch Anpaſſung erworbnen Eigenſchaften, dann nützt auch die Zuchtwahl nichts. Es giebt dann nur eine Ausleſe innerhalb jeder Generation, aber nicht eine über die gegenwärtige Generation hinauswirkende; ein Zuchtwahlprozeß kann gar nicht in Gang kommen, und der ſo verſtandne Darwinismus iſt zur Erklärung der Entſtehung der Arten untauglich.

(Fortſetzung folgt)

Deutsche Literatur- und Kulturgeschichte auf Schulen.

Von Dr. Wilhelm Scherer, Professor an der Universität Berlin.

Wenn ich es unternehme, über Literatur- und Kulturgeschichte auf Schulen zu sprechen, so bin ich mir wohl bewusst, dass ich damit ein Thema berühre, das nicht nur in Fachkreisen, sondern auch in weiteren Kreisen lebhaft erörtert wird. Ich bin mir

angewiesen, um die Königstreue der Magyaren wieder für einige Zeit glaubwürdig zu machen.

Dieser Notwendigkeit ist es nun seit einem halben Jahrhundert enthoben, der Friede zwischen König und Nation ist auf eine feste Grundlage gesetzt, die Magyaren haben sich einen Grad von Einfluß auf die Führung des Gesamtstaats erworben, den sie niemals zuvor gehabt haben, ihre Suprematie über die im Gebiete der Stephanskrone wohnenden Slawen, Rumänen und Deutschen ist gesetzlich anerkannt. Niemand wagt es, daran zu rühren, der Wohlstand des Landes ist in einem stetigen Wachstum begriffen. Aber eben dieser Wohlstand, der zum Teil auf Kosten der westlichen Reichshälfte erworben ist, begründet die Forderung der „im Reichsrate vertretenen Königreiche und Länder," daß Ungarn zu den gemeinsamen Auslagen eine höhere Quote beisteuern müsse, als in den seit 1867 geschlossenen Verträgen vereinbart worden ist. Darin sind alle österreichischen Länder und alle Parteien einig. Am schärfsten und unerschrockensten haben sich im frühern Abgeordnetenhause die Jungtschechen und die Christlich-Sozialen in diesem Sinne ausgesprochen, also gerade die Parteien, die im neuen Hause mit am meisten gesteigerter Vertreterzahl erschienen sind und deshalb größeres Gewicht beanspruchen können.

Graf Badeni ist nun auf die merkwürdige Regierungsmaxime verfallen, zu der Mehrheit, mit der er den Ausgleich machen, d. h. die er bestimmen will, mit einer ganz geringen Erhöhung der ungarischen Quote (um drei bis vier Prozent) vorlieb zu nehmen, jene Parteien heranzuziehen, die dafür die allergrößten Entschädigungen verlangen müssen, weil sie anders vor ihren Wählern unmöglich bestehen können. An ein festes Zusammenhalten aller Parteien in dem einzigen Streben, das sie vereinen könnte, an ein beharrliches Verweigern eines wirtschaftlich ungünstigen Ausgleiches, durch das allein die Möglichkeit zu einer Annäherung der nur zu sehr entfremdeten Parteien gegeben gewesen wäre, hat er offenbar nie gedacht, obwohl gerade dadurch der österreichische Staatsgedanke als dessen Wächter er und seine Kollegen gelten wollen, am entschiedensten und verständlichsten zum Ausdruck gekommen wäre.

Am befremdendsten und ziemlich neu in der politischen Kunst ist aber die Methode, den Preis für eine künftige Leistung in überschwänglicher Höhe im voraus auszuzahlen, ohne Bürgschaft, daß die gewünschte Leistung thatsächlich erfolgen wird. Und das ist noch immer sehr zweifelhaft. Die Christlich-Sozialen haben ihre Herrschaft im Wiener Gemeinderate und im niederösterreichischen Landtage bereits vollständig etablirt und dabei die größte Willfährigkeit von Seiten der Regierung erfahren; Herr Dr. Lueger fährt in der Staatskarosse des ersten Bürgermeisters des Reichs zu Hofe und besorgt mit Emsigkeit die Knebelung nicht nur der liberalen, sondern auch der deutschnationalen Gemeinderäte und Landboten. Den Tschechen zuliebe hat das Ministerium eine Verordnung erlassen, deren Gesetzlichkeit mit gutem Grunde angezweifelt wird, in der sich aber Zugeständnisse finden, die ihnen kein Staatsrecht sichern könnte. Über den Ausgleich wird aber im Abgeordnetenhause noch gar nicht verhandelt, die Quotenansätze sind noch nicht bekannt, der Minister weiß noch gar nicht, wozu er seine neugeworbne Garde halten muß. Soll ihm diese ein unbeschriebnes Blatt Papier zur Verfügung gestellt haben? Glaubt Graf Badeni, daß die unerläßlichen Bestandteile seiner Mehrheit, zufrieden mit dem Erworbnen, thatsächlich imstande seien, ihren Wählern jeden beliebigen Ausgleich annehmbar zu machen, sie davon zu überzeugen, daß der Tribut an Ungarn weitergezahlt werden müsse? Sollen sie nicht davor zurückschrecken,

ihren Gegnern eine Handhabe zur Agitation zu überlassen, deren Stärke sie selbst schon mit Wohlgefallen erprobt haben?

Mag er vielleicht der Tschechen sicher sein, obwohl auch dies nach den neuesten Erfahrungen sehr zweifelhaft ist, der Partei Luegers kann er es gewiß nicht sein. Die Stimmung der Wiener ist wandelbar genug, sie kann jeden Augenblick umschlagen. Die populärsten Männer sind schon durch die Volksgunst geblendet worden und haben sie durch Fehler wieder verscherzt. Den Vorwurf der Untreue am eignen Worte wird man auch in Wien nicht niederbrüllen können!

Um einer so zweifelhaften Aussicht willen, den Ausgleich mit Ungarn noch in diesem Jahre fertig zu bringen, mußten die Deutschen zu einem Widerstande gereizt werden, dessen Form ihrem ganzen Wesen gewiß widerwärtig genug ist, der aber allein noch ausreicht, eine völlige Unterdrückung ihrer nationalen Rechte hintanzuhalten. Ja, Unterdrückung; es giebt kein andres Wort für die Absicht der Sprachenverordnungen. Wir leugnen nicht, daß die Klugheit die Deutschen bestimmen könne, sich ein slawisches Idiom anzueignen, daß sie freiwillig ein Mittel ergreifen können, die Einnistung tschechischer Beamten in gemischtsprachigen Bezirken zu verhindern, wo durch eine rein tschechische Beamtenschaft die wirtschaftlichen Interessen der Deutschen schwerer Schädigung ausgesetzt sind; aber zwingen können sie sich dazu nicht lassen, zugeben können sie nicht, daß die Regierung jedem Deutschen, der unter den eignen Volksgenossen Richter oder Verwaltungsbeamter werden will, ein Zeugnis über seine Kenntnisse in der Sprache eines andern Volkes abverlangen darf, mit dem er überhaupt nichts zu thun haben will. Deutsches Gebiet, worin meilenweit kein Tscheche eine Heimstätte hat, darf nicht mit dem Federstriche eines fremden Beamten den Slawen zugesprochen werden.

Dagegen mußte sich Deutschösterreich erheben, und es hat sich erhoben, es hat sich entschlossen, die Verhandlungen des Abgeordnetenhauses durch die den Abgeordneten in der Geschäftsordnung gebotnen Mittel, Einbringung von Dringlichkeitsanträgen und das Verlangen namentlicher Abstimmungen, so lange aufzuhalten, bis die Regierung einsieht, daß die Sprachenverordnungen in der vorliegenden Fassung unhaltbar sind. Es ist ein Akt der Selbsthilfe, und diese kann nicht immer vornehm sein, es ist ein Attentat auf den Parlamentarismus — was solls? Die nationale Ehre muß einem Volke höher stehen als der Parlamentarismus! Die Verfassung ist so wenig Selbstzweck als der Staat, sie ist nur das Mittel zur Wahrung der Volksrechte. Wenn die österreichische Verfassung so gehandhabt werden kann, daß die Rechte der Deutschen darin keinen Schutz mehr finden, dann brauchen die Deutschen diese Verfassung nicht. Es ist möglich, daß auch die Waffe der Obstruktion versagt; denn die Geschäftsordnung setzt ein unparteiisches Präsidium voraus, und dessen hat sich das Abgeordnetenhaus in der letzten Tagung nicht zu erfreuen gehabt. Herr Dr. Kathrein, der „biedre" Tiroler, hat bereits die Neigung zu originellen Auslegungen der Geschäftsordnung gezeigt, und seine Mehrheit hat ihn in der Anwendung dieser Auslegungen ohne Bedenken bestärkt. Die beiden Vizepräsidenten, der Pole Abrahamovics und der Tscheche Kramar, der als Mitglied der jungtschechischen Opposition seinerzeit mit Hingebung Obstruktion getrieben hat, machten verzweifelte Anstrengungen, die Fortsetzung der parlamentarischen Verhandlungen gegen den Willen der Deutschen zu erzwingen. Sie waren jedoch vergeblich; die Regierung sah ein, daß sie auch bei aller Geneigtheit der Parlamentsmehrheit zur Vergewaltigung der Geschäftsordnung den regelmäßigen „Dienst" des Abgeordnetenhauses nicht erzwingen könne, und schickte es heim, ehe es irgend eine größere Aufgabe lösen konnte.

Einer der traurigsten Augenblicke in den deutschen Kämpfen in Österreich war es, als sich die deutsche Opposition gegen den Justizminister des Kabinetts Badeni wenden mußte, der es auf sich genommen hatte, die Recht- und Zweckmäßigkeit der Sprachenverordnungen zu verteidigen. Gegen den Polen Badeni zu kämpfen, das fällt nicht schwer, das bringt die Eigentümlichkeit des Staates mit sich, das ist ein Krieg mit leichtem Herzen. Was haben die Deutschen von Badeni zu verlangen? Er schätzt die deutsche Kultur, wie er wiederholt versichert hat. Und das ist doch schon von einem Italoslawen ganz nett? Aber der Herr Justizminister ist ein Deutscher, ein „echter Steirer," aus dem alten Geschlechte der Herren und Grafen von Gleispach, die als einfache Edelleute im Dienste der steirischen Landschaft emporgekommen sind, als Oberste des Aufgebots und landschaftliche Kommissäre ihr Fortkommen gefunden und sich dabei um ihre Landsleute verdient gemacht haben, ohne sonderlich großen Nutzen davon zu ziehen. Der Oheim des Ministers war der erste steirische Landeshauptmann der Verfassungsära, ein strenger und gerechter Mann, schlicht und ehrlich, geachtet im ganzen Lande. Der Neffe, der vor seinem Eintritt in das Ministerium schon mit jungen Jahren die höchste Richterstelle in Innerösterreich bekleidet hatte, die dem Range eines Ministers gleichkommt, hätte aus dieser Vergangenheit Anlaß nehmen können, selbst wenn seine juristische Überzeugung den Inhalt der Sprachenverordnungen guthieß, es abzulehnen, seinen Namen darunter zu setzen. Er hätte dem polnischen Ministerpräsidenten erklären können, es widerspreche seinem landsmannschaftlichen Gefühle, den Deutschen, zu denen er sich doch auch notgedrungen aus Mangel andrer Sprachkenntnisse zählen müsse, wissentlich wehe zu thun, es gehe ihm wider die Natur, wider das Familiengefühl, die Hunderttausende von Deutschen, die sich durch Fleiß und Betriebsamkeit weite Landstrecken im Königreich Böhmen erworben und auf ihnen frei und unbedrückt seit Jahrhunderten als auf eignem Grund und Boden gelebt haben, der eignen Gerichtsbarkeit auf deutscher Erde zu berauben und ihnen den Amtsverkehr in einer fremden Sprache aufzunötigen, er hätte ihn fragen können, ob es denn ein Czartoryski oder Potocki über sich bringen würde, seine Landsleute zur Erlernung des Ruthenischen zu zwingen. Aber Graf Johann Gleispach gedachte als Staatsmann des Republikaners Brutus, der seine unbotmäßigen Söhne dem Richter überliefert hat, und lieferte seinerseits mit kaltem Blute, ohne die geringste Anwandlung schwächlichen Nationalgefühls 1 700 000 Deutsche dem eigensinnigen Willen der Tschechen aus. Der Mann mußte gerade in dem Augenblicke sich in der Rolle des Römers gefallen, wo es am notwendigsten gewesen wäre, daß er sich als Deutscher gefühlt hätte. Das ist das Schicksal der Deutschen in Österreich, daß ihre Führer und Vertrauensmänner, daß ihre erbgesessenen Edelleute, deren Existenz durch etwas Mannhaftigkeit noch lange nicht gefährdet sein würde, gerade dann versagen, wenn sie in der Lage wären, etwas für ihr Volk zu leisten.

Während die Verhandlungen im Hause durch die parlamentarische Resolution unterbrochen wurden, verhandelte man in den Ausschüssen über die Adreßentwürfe, von denen keiner bis an die Stufen des Throns gelangen konnte. Die Mehrheit verlangte in ihrem Entwurfe ziemlich unverblümt die Abänderung der Verfassung im Sinne einer Ausgestaltung der Autonomie der Königreiche und Länder, die Minderheit glaubte darin ein Mittel zur Slawisirung Österreichs erblicken zu müssen und trat aufs neue für Zentralismus und gesamtstaatliche Interessen ein. Wir wollen zugeben, daß es heute nicht an der Zeit ist, über Verfassungsformen zu diskutiren, daß heute an der Gemeinbürgerschaft aller Deutschen in Österreich nicht gerüttelt werden soll, wenn auch der gemeinsame Kampf die gemeinsame Niederlage nicht auf-

halten kann; wir wollen nur beizeiten darauf aufmerksam machen, daß der letzte Rückhalt der Deutschen in Österreich doch nichts andres sein kann als ihr eignes Staatsrecht, das Recht, das deutsche Reichsländer mit ihren Fürsten vereinbart haben, das Vertragsverhältnis, durch das der Landbesitz der Habsburger mit Zustimmung der Stände deutscher Reichsländer begründet wurde. Nicht nur der Herzog von Österreich und Steiermark, Kärnten und Krain, der Graf von Tirol und Görz war Reichsfürst, auch der König von Böhmen war kein Tschechenkönig, im Königreiche Böhmen galt deutsches Recht schon vor sechshundert Jahren, und die Deutschen in Böhmen haben von ihrem Könige genau so viel zu fordern als die Tschechen.

Bei allem Schauder vor dem Föderalismus, der den Deutschösterreichern noch im Blute steckt, vermögen sie sich doch nicht mehr unbeirrt auf zentralistischem Boden zu bewegen; im Gewühle des Kampfes wird auf die Prinzipientreue verzichtet, man entringt auch dem Gegner seine Waffe und lernt sie gebrauchen. So hat der Abgeordnete Dr. v. Hochenburger, das bedeutendste Talent unter den neuen Kräften der deutschen Volkspartei, sich nicht enthalten können, den Föderalisten zu bedenken zu geben, daß es für sie am gefährlichsten werden könne, an die Vergangenheit zu appelliren, „weil sich möglicherweise eines Tages auch die Deutschen ihrer geschichtlichen Eigenberechtigung erinnern könnten, was gewiß nicht im Vorteile der andern Volksstämme gelegen wäre.“ Im Herrenhause aber sind noch größere Zeichen und Wunder geschehen. Dort hat sich sogar Se. Exzellenz der Freiherr von Chlumecky daran erinnert, daß die deutschen Länder von Österreich-Ungarn auch noch etwas andres gewesen sind als österreichische Provinzen. Im geschlossenen deutschen Sprachgebiete von Böhmen hob er das alte Reichsland Eger hervor, das mit einem Tschechenreiche, wenn es ein solches gebe, überhaupt nichts gemeinsam haben könne; dort wohnen unter 420000 Einwohnern nur 1500 Tschechen, die doch unmöglich verlangen könnten, daß ihretwegen in allen Gerichten des Egerer Landes von allen Beamten tschechisch gesprochen werde! Wenn ein deutscher Abgeordneter aus Böhmen die Bemerkung gemacht hat, das böhmische Staatsrecht werde stets in einen Nebel gehüllt, so möchten wir ihm als den Grund davon verraten, daß das wirkliche nachweisbare böhmische Staatsrecht eben den Tschechen nicht das bieten kann, was sie heute als ihr Staatsrecht anerkannt haben möchten. Es giebt eben kein tschechisches, sondern nur ein böhmisches Staatsrecht, und wenn sich darin Vorrechte finden, so sind damit wohl die deutschen Städte ausgestattet, jedoch nicht die böhmischen Bauern. Die Stände aber, die Träger der verbrieften Rechte sind ebensogut deutsch als tschechisch. Man lüfte nur einmal diesen Nebelschleier, und es wird sich herausstellen, daß die Deutschen im Königreich Böhmen nicht weniger Schutz genießen, als ihnen im Gesamtstaate die Grafen Badeni und Gleispach angedeihen lassen. Die Deutschen haben gottlob am wenigsten Ursache, den Kampfplatz des Staatsrechts zu scheuen, denn ihre Herkunft und Vergangenheit in Österreich ist ziemlich deutlich und verständlich aus der Geschichte des römischen Reiches deutscher Nation zu entnehmen, den Anspruch an ihr Fürstenhaus, nach „deutschem Recht“ gerichtet und verwaltet zu werden, haben sie niemals aufgegeben, das wurde weder 1806 noch 1866 verwirkt und kann von den Rechtsnachfolgern der Stände, die seinerzeit mit freier Entschließung, nicht als aufgeteiltes und bezwungnes Volk, wie die Polen, den Habsburgern den Treueid geleistet haben, jederzeit geltend gemacht werden. Es ist noch nicht ausgemacht, wer aus dem föderalistischen Staate mehr Nutzen ziehen wird, die Slawen oder die Deutschen; es braucht den Deutschen daher um ihre Zukunft auch dann nicht bange zu werden,

wenn ein Föderativstaat Österreich wieder in jene Königreiche und Länder zerlegt werden sollte, die seit Maria Theresia einen Staat, seit Franz II. ein Kaisertum gebildet haben und vorläufig eine Monarchie vorzustellen haben.

Maßgebliches und Unmaßgebliches

Zur Frage des Vereins- und Versammlungsrechts in Preußen. Wenn wir bei dem gegenwärtigen Stande der Sache auf diese Frage kurz zurückkommen, so geschieht es nicht deshalb, weil wir dem Schicksal des Gesetzentwurfs an sich eine hohe praktische Bedeutung beilegten. Der ganze Handel interessirt uns nur als Symptom der politischen Lage, und das in wenig erbaulicher Weise. Der Wortlaut des Entwurfs giebt uns selbst bei der gewissenhaftesten Kritik jedes Satzes keinen Grund zur „Entrüstung.“ Er verlangt, abgesehen von der Aufhebung des gewohnheitsmäßig schon außer Dienst gestellten Verbindungsverbots und einer redaktionellen Korrektur der überaus mangelhaft gefaßten Verordnung vom 11. März 1850, fast nichts mehr, als was die preußische Staatsverwaltung von jeher als unerläßliches Recht, als unentbehrliche Vollmacht zur Erfüllung der ihr obliegenden Aufgaben beansprucht hat, und er bleibt vor allen Dingen in den als Verschärfung anzusehenden neuen Bestimmungen hinter den in den meisten übrigen deutschen Staaten geltenden vereins- und versammlungsrechtlichen Vorschriften zurück, und zwar zum Teil weit zurück. Mit Recht hat der Reichskanzler gerade auf den letzten Punkt in seiner Erklärung am ersten Verhandlungstage mit großem Nachdruck hingewiesen, aber das hält natürlich die entrüstungsbedürftige Agitation nicht ab, von einer bisher unerhörten Vergewaltigung der staatsbürgerlichen Freiheit zu lärmen, die Vorlage als eine Vereinigung von Sozialistengesetz und Umsturzgesetz zu bezeichnen, die die schlimmsten Erwartungen übertreffe, obgleich sich die entrüsteten Herren doch aus jedem der zahlreich genug vorhandnen Handbücher des deutschen und preußischen Staats- und Verwaltungsrechts überzeugt haben müssen, daß es so steht, wie der Reichskanzler gesagt hat. Die Vorlage ist sicher keine gesetzgeberisch gute Leistung, wir halten sie — auch abgesehen davon, daß zur Zeit ein Teil der Verschärfungen entbehrlich ist — in Einzelheiten für herzlich schlecht, für schlechter als manches andre Vereinsgesetz in Deutschland, aber nach dem heutigen Stande des deutschen Vereins- und Versammlungsrechts ihren Inhalt zum Gegenstand einer Entrüstungskampagne zu machen, das ist einfach Schwindel. Eine besonders unschöne Blüte treibt dieser Schwindel in den Angriffen, die die mit allen Mitteln um die Gunst der ungebildeten Massen buhlende Parteipresse — leider nicht nur die sozialdemokratische — gegen die Person des Reichskanzlers unter Ausbeutung seiner bekannten Erklärung vom 27. Juni 1896 richtet. Man muß es tief bedauern, wenn es Männer wie der Pfarrer Naumann über ihr Gewissen bringen, es als Ergebnis der Verhandlungen über die Vorlage in alle Welt hinauszuposaunen, daß das moralische Ansehen des Reichskanzlers so schwer geschädigt sei, daß er sich nicht wieder erholen werde. Die Erklärung des Reichskanzlers vom 27. Juni 1896 enthielt auch

nicht ein Wort davon, daß die preußische Regierung entschlossen sei, noch vor Inkrafttreten des bürgerlichen Gesetzbuchs das Verbindungsverbot der Verordnung vom 11. März 1850 aufzuheben, ohne zugleich eine nach ihrer pflichtmäßigen Überzeugung bessere Fassung des mangelhaften sonstigen Inhalts dieser Verordnung zu versuchen. Der für das Klopffechtertum unsers Parlamentarismus bezeichnende Kniff des Abgeordneten Rickert, die Worte des Reichskanzlers ihrem Inhalt entgegen sofort dahin auszulegen, daß, wenn nicht vom Regierungstische aus widersprochen werde, die preußische Regierung damit die „unbedingte Verbindlichkeit" übernehme, vor Ablauf des Jahrhunderts das Verbindungsverbot zu beseitigen, ohne an die Aufhebung dieses Verbots Bedingungen zu knüpfen, die eine Verschärfung des gegenwärtigen Rechtszustands enthielten, hat in die Erklärung des Reichskanzlers niemals einen Sinn hineinbringen können, der nicht darin lag, am allerwenigsten wie Herr Rickert sehr wohl wußte, einen völlig unmöglichen, unvernünftigen Sinn, schon weil ein Entschluß der preußischen Regierung damals gar nicht vorlag. Und nun wagt man auf diesen Fechtercoup Rickerts hin den Reichskanzler vor dem Volke des Wortbruchs zu zeihen, nur um den Entrüstungsschwindel noch wirksamer, noch pikanter zu machen durch persönliches Gift!

Doch der Entrüstungsschwindel hat uns die Parteien, die ihn für angebracht halten, nicht von einer neuen Seite gezeigt, sie haben sich eine Gelegenheit dazu nie entgehen lassen. Auch die Stellung der Ultramontanen zur Vorlage — an dem Entrüstungsschwindel sind diese klugen Herren kaum beteiligt — kann uns nicht verwundern. Sie bekämpfen immer und überall den starken Staat; das weltliche Schwert muß stumpf sein auch gegen Vereins- und Versammlungsmißbrauch, solange es nicht ganz dem Dienste Roms geweiht ist. Ist das erreicht, dann freilich werden die ultramontanen Grundsätze über Vereins- und Versammlungsfreiheit eine andre Gestalt gewinnen. Eine neue Erscheinung dagegen von besonders lehrreicher Bedeutung, der sich im Interesse einer gedeihlichen Fortentwicklung der politischen und sozialen Zustände nicht nur in Preußen, sondern in ganz Deutschland die preußische Regierung nicht verschließen sollte, ist die Haltung der nationalliberalen Partei gegenüber der Vorlage. Bei ihr kann weder ein agitatorisches Entrüstungsbedürfnis, noch irgend welche andre parteitaktische Rücksicht die so scharfe Ablehnung jeder Stärkung der staatlichen Vollmachten erklären, auch ist an ein ernsthaftes grundsätzliches Bedenken nicht zu glauben. Gewiß bot die Dehnbarkeit, die Kautschuknatur der vorgeschlagnen neuen Bestimmungen dem Juristen vortreffliche Angriffspunkte, aber die Nationalliberalen waren darüber sicher nicht im Zweifel, daß diese Dehnbarkeit in den Paragraphen eines Vereins- und Versammlungsgesetzes schwer zu vermeiden ist; jedenfalls hat sie in keinem der auch außerhalb Preußens geltenden derartigen Gesetze vermieden werden können. Die Nationalliberalen mußten sich darüber klar sein, daß es, wenn auf irgend einem Gebiete der politischen Verwaltung, dann gerade bei der staatlichen Überwachung des Vereins- und Versammlungswesens nicht auf einen der richterlichen Entscheidung zu Grunde zu legenden scharf formulirten Gesetzesparagraphen ankommt, sondern auf Verwaltungsgrundsätze, die der Gerechtigkeit und dem Gemeinwohl entsprechen und auf ihre gewissenhafte Beobachtung durch die Verwaltungsbehörden. Wir meinen, die Nationalliberalen im preußischen Abgeordnetenhause hätten richtiger und offner gehandelt, wenn sie, wie das der konservative Herr von Heydebrand und der Lasa schon am ersten Verhandlungstage höhnend ihrem Redner, dem Abgeordneten Krause, als seine eigentliche Meinung unterstellte, rundweg erklärt hätten: wir stimmen gegen das Gesetz nicht wegen

seines Inhalts, sondern weil wir zu den in der preußischen Verwaltung herrschenden Grundsätzen und ihrer Ausführung nicht das nötige Vertrauen haben.

Die Thatsache, daß ein tiefes Mißtrauen gegen die preußische Verwaltung die gebildeten Kreise in Preußen selbst und in ganz Deutschland beherrscht, muß sich heute auch blöden Augen aufdrängen. Das Mißtrauen schießt häufig über das Ziel hinaus, und die Kritik noch häufiger am Ziel vorbei. Aber darin hat Mißtrauen und Kritik Recht, und darüber darf uns das Pochen auf die Vorzüge des preußischen Beamtentums früherer Geschlechter nicht hinwegtäuschen, daß in der politischen Verwaltung von heute der streng gewissenhafte Gerechtigkeitssinn, die das Fundament jeder staatlichen Gesellschaft bildende Justitia, die unerläßliche Unabhängigkeit von den Vertretern materieller Sonderinteressen gegen früher stark abgenommen hat. Es fehlt der Verwaltung an eignen Grundsätzen, und den Beamten, oben und unten, an eigner Überzeugung. Die Interessenten zu fragen und mit ihnen zu paktiren, das ist von den Ministerien bis in die Landratsämter und Bürgermeistereien die höchste und alleinige Staatsweisheit geworden, und die Unabhängigkeit von den Interessen, von den wirtschaftlichen, sozialen, politischen Gegensätzen und Parteien ist damit natürlich mehr und mehr in die Brüche gegangen. Die vielgerühmte Selbstverwaltung hat nichts geholfen, sogar vielfach geschadet. Wir haben die Notwendigkeit einer gründlichen Reform auf diesem Gebiete, die Dringlichlichkeit vor allem der bessern Erziehung nicht nur der höhern, sondern auch der untern Verwaltungsbeamten in den Grenzboten wiederholt nachdrücklich vertreten. Wenn irgend etwas dem preußischen Minister des Innern den Ernst dieser Reform vor Augen führen kann, so ist es die Erfahrung, die er mit seiner neuesten Vorlage, bei seiner neuesten Niederlage gemacht hat. Der Beifall einzelner Parteien und Interessentenkreise, den er ja reichlich geerntet hat, sollte ihn nicht darüber trösten, ihn nicht abhalten, in seinem Ressort mit rücksichtsloser Strenge auf den Grundsatz zu halten, daß vertrauenswürdig nur der Beamte ist, dem die Gerechtigkeit und das Gemeinwohl über alles geht, die Gunst der Klassen, Interessengruppen und Parteien aber nichts gilt.

Zum Prozeß Tausch. Herr von Tausch ist vom Schwurgericht von der Anklage des Meineids freigesprochen worden, und nach den Ergebnissen der Verhandlung konnte der Wahrspruch der Geschwornen auch nicht anders lauten. Es ist zu bedauern, daß die Anklage erhoben worden ist, man hätte besser gethan, schon nach der Voruntersuchung die Vergehungen des Angeschuldigten der disziplinaren Ahndung zu überlassen, die sie verdienten. Doch darin liegt nicht das Interesse des Prozesses. Seine Bedeutung besteht wesentlich in den überraschenden Einblicken, die durch ihn in zwei wichtige Institutionen eröffnet worden sind, in das Treiben der berufnen Vertreterin der Öffentlichkeit, der Presse, und in das der Geheimpolizei. Wir wollen nicht darüber urteilen, ob die anständige Presse nicht die Benutzung so unlauterer und unzuverlässiger Quellen, wie wir sie hier kennen gelernt haben, entbehren kann; daß die Geheimpolizei sie braucht und immer brauchen wird, gilt uns als erwiesen. Gesetzlich ist dagegen gar nichts zu machen, aber auch der rechtlichste, skrupulöseste Chef der politischen wie der Kriminalpolizei kann, soweit er überhaupt eine Geheimpolizei nötig hat, ohne die gelegentliche Benutzung von unehrlichen Leuten nicht auskommen. Das weiß Freiherr von Marschall jedenfalls selbst sehr gut, und es ist ihm auch nicht eingefallen, aus der Benutzung solcher Leute, selbst auf einem so überaus wichtigen Aufsichtsgebiete, wie die Aufsicht über die Presse ist, der preußischen politischen Polizei einen Vorwurf

zu machen. Was er ihr vorgeworfen hat, ist, daß sie nicht imstande war, eine Reihe der unerhörtesten, skandalösesten Preßtreibereien aufzudecken und zu verhindern, daß sie sich in ganz unerklärlicher Weise impotent erwies, bis endlich der Prozeß Klarheit darüber brachte, daß fast in allen diesen Fällen die bezahlten Agenten der Geheimpolizei selbst die Urheber der Skandalartikel waren. Das ist durch den Prozeß im grellsten Lichte gezeigt worden; ist doch der ganze Entlastungsbeweis für Tausch nichts als der Nachweis der Schuftereien seiner Organe, Lützow, Normann-Schumann usw. Und wohlgemerkt, in der ganzen Verhandlung lernen wir auch nicht eine selbständige, gelungne, gute Leistung des Herrn von Tausch und der politischen Polizei gegenüber der Presse kennen, er handelt, unterrichtet sich, urteilt nur durch seine bezahlten Schufte, auf ihre Arbeit fußen ausschließlich seine an die höchsten Behörden und über die allerwichtigsten Gegenstände abgegebnen Berichte und Auskünfte, sie erhalten Einblicke in die diskretesten Dinge, die kaum der Minister ohne Not offenbart. Konnte man das, konnte vor allem Herr von Marschall das für möglich halten? Nichts mußte ihm ferner liegen, als anzunehmen, daß die preußische politische Polizei jahraus jahrein in diesen schwerwiegenden Fragen von solchen Subjekten, deren moralischen Wert sie doch kannte, an der Nase herumgeführt werde. Gestehen wir es ein: obwohl der Prozeß die Thatsache klar erwiesen hat, wir stehen noch heute vor ihr als vor etwas völlig Unfaßbarem, Unbegreiflichem, vor einem tieftraurigem Rätsel in der preußischen Verwaltungsgeschichte, dessen Lösung zu finden unsre Generation wohl kaum hoffen darf. Und weil man das Unfaßbare, Unbegreifliche nicht glauben, gar nicht ahnen konnte, bevor der Prozeß Licht schuf, mußte jedermann mit gesunden Sinnen an gewichtige Hintermänner, an Intriguen, an Einflüsse auf die politische Polizei selbst glauben, die ihre Fähigkeit lähmte, umso mehr, als die skandalösen Angriffe in der Presse immer ihr Gift in der gleichen Richtung ausspritzen. Auch dafür hat der Prozeß hinreichende Beweise gebracht, daß Herr von Tausch weder der Hintermann noch der Mittelsmann für solche Angriffe gewesen ist. Aber auch hier stehen wir vor einem ungelösten Rätsel, vor etwas Unbegreiflichem, Unfaßbarem. Wie konnten die bezahlten Agenten der Polizei die unglaubliche Frechheit haben, ihr Gift gerade in dieser Richtung auszuspritzen, d. h. gegen den Kaiser selbst und die hohen Würdenträger, denen er nach dem Weggang des Fürsten Bismarck dessen Ressorts anvertraut hatte? Es ist lächerlich, zu glauben, daß bedeutende Persönlichkeiten im Lande, verbissene Parteihäupter, vor den Kopf gestoßene Größen so dumm sein könnten, Leute wie Lützow und Normann-Schumann, oder auch Beamte wie Herrn von Tausch, zu solchen Skandalartikeln zu „inspiriren.“ Auch bei Quidde und Harden wird man immer vergebens nach Inspiratoren und Hintermännern suchen. Selbst Oskar Becker, Hödel und Nobiling konnte niemand, der bei Verstande war, als Beauftragte und Inspirirte der klerikalen oder der sozialistischen Führer und Agitatoren bezeichnen, und doch hat Fürst Bismarck Recht gehabt, sie den Parteien an die Rockschöße zu hängen. Inwieweit der Kaiser und seine Minister geneigt sind, die seit Jahren gegen sie geschleuderten Giftpfeile jemanden an den Rockschoß zu hängen, wissen wir nicht; der ehrliche Geschichtsschreiber unsrer Tage wird es sicherlich nicht unterlassen.

Österreichisches. Seit 1789 hat sich das Glückseligkeitsstreben der europäischen Menschheit in die Form politischer Massenbewegungen gekleidet. Alle diese Bewegungen haben im großen und ganzen mehr Enttäuschungen als Befriedigung gebracht, und die Unzufriedenheit ist noch dadurch gesteigert worden, daß eine andre

gleichzeitige Bewegung, die des technischen Fortschritts, zwar alle sonstigen Erwartungen übertroffen hat, aber nur nicht die, die sich einem jeden aus der Tiefe seines Herzens täglich erneuert, denn der technische Fortschritt hat uns weit mehr Unbehagen als Glück gebracht. Heute kann man sagen, daß die Reaktion gegen 1789 auf der ganzen Linie gesiegt habe: Europa ist kirchlich und monarchisch, dabei streng militärisch und polizeilich geordnet, regiert und verwaltet, außerdem auch noch schutzzöllnerisch, monopolistisch und der Gewerbefreiheit feind. Dabei aber sind nicht einmal die herrschenden Parteien zufrieden. Sie fürchten sich vor der Revolution und streben nach weiterer Vermehrung ihrer Machtmittel, und sie klagen über drohenden wirtschaftlichen Ruin; die „gebornen Stützen von Thron und Altar" schreien beständig, sie seien im Zusammenbrechen begriffen, und fordern, daß man sie stütze und zu diesem Zweck zunächst noch ein Stück weiter zurücksteuere, was aber den Steuermännern nicht möglich erscheint. So stehen denn die Staatsschifflein, da sie weder weiter rückwärts noch vorwärts können, einstweilen still, die Steuermänner sind von dem sie umtobenden Geschrei der Leute, die entgegengesetztes von ihnen fordern, schon beinahe taub geworden und wissen schlechterdings nicht mehr, was sie thun sollen, und es scheint nichts übrig zu bleiben, als daß man auf einen Wind wartet, der die Schiffe wieder flott macht und Gott weiß wohin weiter treibt.

Unter diesen Umständen wirken die Wortkämpfe der österreichischen Parteien, so widerwärtig sie an sich sein mögen, durch ihre Lebhaftigkeit erfrischend; die oppositionellen Parteien entwickeln einen Grad von Lungenkraft und Rhetorik, der den Schein erweckt, als müsse dabei wirklich etwas herauskommen, und das Kampfgewühl wird dadurch noch interessanter, daß einerseits ein reichliches halbes Dutzend Nationalitäten, andrerseits allerältestes und allerjüngstes aufeinanderplatzen, denn während auf der Rechten vorsintflutliche römisch-katholische Gläubigkeit und ein ganz ungebrochner Feudaladel zusammenstehen, sieht man auf der Linken die sozialdemokratischen Arbeiter von einem naiven Glauben an ihre Sache erfüllt, wie er vielleicht seit den Tagen Lassalles nirgends mehr dagewesen ist. Wir wollen daher einige charakteristische Äußerungen zusammenstellen, die auf dem Wiener Parteitage gefallen sind; unsre reichsdeutschen Blätter haben, den Vorwärts eingeschlossen, nur sehr kurz und unvollständig darüber berichtet.

Erster Gegenstand der Beratung war am 6. Juni die Unterstützung der ausständigen Straßenbahnleute. Mehrere Genossen sprachen dagegen, weil sich diese Leute der Führung der Christlich-Sozialen anvertraut hätten. Da sprach Pernerstorffer: „Ich muß mit Bedauern konstatiren, daß die Anschauungen, die ich heute hier gehört habe, durchaus unproletarisch sind. Nicht aus taktischen Gründen, nicht deswegen, weil wir vielleicht durch die Unterstützung die Streikenden für uns gewinnen können, müssen wir den Antrag annehmen, sondern deshalb, weil der Antrag aus proletarischem Geiste hervorgegangen ist, und weil es uns gleichgiltig sein muß, was für eine Gesinnung leidende Arbeiter haben. Wir haben immer unsern Stolz darein gesetzt, daß wir niemals leidende Menschen um ihre Gesinnung gefragt haben." Als in der Montagsitzung der galizische Genosse Brod über antisemitische Strömungen in der Sozialdemokratie klagte, erwiderte ihm Pernerstorffer: „Es wird immer ein Verdienst der Antisemiten bleiben, daß sie die Liberalen beseitigt haben. Heute, wo diese beseitigt sind, muß sich unsre Taktik natürlich ändern. Es ist aber nicht wahr, daß wir den Antisemiten Zugeständnisse gemacht hätten. Noch nie wurde bei uns ein Jude zurückgesetzt, weil er ein Jude ist, wir können aber auch nicht jemandem bloß deswegen, weil er ein Jude ist, eine führende Rolle

zuweisen. Heute ist die christlich-soziale Partei durchaus klerikal, und darum müssen wir sie energisch bekämpfen. Daß wir in Österreich in allem so zurückgeblieben sind, daran ist die Gegenwart unschuldig, die Ursachen liegen zweihundert Jahre hinter uns. Die Gegenreformation, dieser Mord an Völkern und Gesinnungen, hat uns so weit zurückgebracht. Seit damals, wo die Völker mit Gewalt katholisch gemacht wurden, ist alles Kulturleben bei uns erstorben. Diese Art des Katholizismus, die wieder so mächtig geworden ist, müssen wir energisch bekämpfen. In diesem Kampfe wird uns keine Partei unterstützen, wohl aber ist es möglich, daß infolge dieses Kampfes unsre Reihen stärker werden, weil aufrichtige Freunde der Freiheit und der Volksbildung nur in unsern Reihen ihre Vertretung finden werden. Vor zwölf Jahren wurde ich als Deutschnationaler ins Abgeordnetenhaus gewählt, und bald nach meiner Wahl wendeten sich die Arbeiter von ganz Österreich an mich um Hilfe. Damals stand die Sozialdemokratie Österreichs auf dem Standpunkte eines fleisch- und blutlosen Internationalismus, heute steht sie auf dem realistischen Standpunkt, auf dem ich immer gestanden bin, und ich habe immer mit Freuden dem Zeitpunkte entgegengesehen, wo es mir möglich sein würde, ganz dieser Partei anzugehören. Ich habe als Deutschnationaler niemals ein Wort des Hasses gegen die andern Nationen gefunden. Wie ich für mein Volk alles Gute wünsche, so auch für jedes andre Volk. Nicht von der Humanität durch die Nationalität zur Bestialität, wie Grillparzer sagte, soll unser Weg gehen, sondern umgekehrt von der Bestialität durch diese Form der Nationalität zur Humanität. In diesem Sinne eines realistischen Internationalismus wird auch endlich die Anschauung zur Geltung kommen, daß man ein guter Deutscher, ein ausgezeichneter Slawe, ein begeisterter Italiener und dabei doch ein leidenschaftlicher internationaler Sozialdemokrat sein kann."

Über beide von Pernerstorffer erörterte Fragen ließ sich auch Viktor Adler aus. Die Wahlniederlage in Wien erklärte er daraus, daß die Christlich-Sozialen die Pfarrer mobil gemacht hätten: „es ist der einzige wirklich volkstümliche Instinkt der Bevölkerung, der neben dem sozialdemokratischen vorhanden ist, nämlich der klerikale [soll heißen religiöse] gegen uns wachgerufen worden, und dem sind wir unterlegen." In einer spätern Rede äußerte er: „Wir sind keine Kulturkämpfler, keine Leute, die Pfaffenfurcht und Pfaffenhaß bewegt, wir haben vielmehr eine gewisse Scheu vor dem Kampfe gegen die Kirche; denn die Gesellschaft der liberalen Pfaffen, die früher den Krieg gegen das schwarze Pfaffentum geführt hat, war womöglich noch schlechter als dieses. Daß wir diesen Kampf aufnehmen mußten, daran ist die Entwicklung schuld, die das Bürgertum den Pfaffen in die Arme getrieben hat. Es ist leider wahr, daß wir heute, größtenteils durch die Schuld der Liberalen, vor einer klerikalen Gefahr stehen, gegen die sich keine Abwehr im Bürgertum findet." Über die nationalen Schwierigkeiten äußert er: „Der Begriff des Internationalismus hat in den letzten Jahren in der Arbeiterschaft eine gewisse Wandlung durchgemacht. Noch in den siebziger Jahren galt international als gleichbedeutend mit nationslos; als ob sich ein Mensch seiner Geschichte, seiner Individualität entkleiden könnte, ein Aufgehen der Völker in den abstrakten Begriff allgemeiner Menschlichkeit möglich wäre!" Er empfiehlt also, wie vor ihm der Genosse Daszynski, die Autonomie, das Selbstbestimmungsrecht der einzelnen Nationalitäten und den Föderalismus, wobei sich allerdings beide Redner gegen die Auffassung des Föderalismus verwahren, die von den Klerikalen, den Feudalen und den böhmischen Staatsrechtlern geltend gemacht wird. Die Sprachenverordnung findet Adler im einzelnen zwar verbesserungsbedürftig, grundsätzlich aber richtig,

und nur darum verwerflich, weil sie, anstatt aus einem freiwilligen Übereinkommen zwischen Deutschen und Tschechen hervorzugehen, von der Regierung aufgezwungen worden sei und dadurch die Erbitterung nur steigere. Die tschechischen, polnischen, slowenischen, ruthenischen Genossen zeigten sich mit dieser Auffassung durchaus einverstanden, und die Ruthenen erklärten bei dieser Gelegenheit, daß sie zwar auf dem sozialistischen Standpunkte stünden und mit den Sozialdemokraten zusammengehen wollten, daß sie aber dabei blieben, im Reichstag eine eigne Fraktion zu bilden. Nationalität ist eben etwas natürliches, und die Natur läßt sich weder von den Regierungen noch von sozialistischen Theoretikern vergewaltigen, und indem die österreichischen Sozialisten der stärkern Gewalt nachgeben, beweisen sie, daß sie nicht ganz dumm sind. Das Bekenntnis der österreichischen Sozialdemokraten zum Föderalismus ist deswegen von politischer Bedeutung, weil es der allgemein herrschenden Strömung entspricht. Heute sind nicht einmal die Deutschen mehr zentralistisch gesinnt, weil sie nicht die mindeste Aussicht mehr haben, im ganzen Reiche oder auch nur in Zisleithanien die Mehrheit zu erringen. Die Deutschnationalen erstreben vor allem die Abtrennung Galiziens von der diesseitigen Reichshälfte, es giebt aber auch welche unter ihnen, die den Rest in ein Königreich Böhmen und ein Königreich Innerösterreich zerlegen möchten, um wenigstens ein beinahe rein deutsches Gebiet, die Alpenprovinzen, mit gesonderter Regierung, Verwaltung und Volksvertretung zu haben. Den Schluß dieser kleinen Auslese mag ein Wort des Dr. Adler bilden, worin die großartige Bescheidenheit dieses Herrn zum Vorschein kommt: „Wir sind auf einem Schiffe, wo sich lauter Tobsüchtige befinden, und wir, die wir die einzigen Vernünftigen sind, sind darum verpflichtet, mit starker, fester Hand die Richtung anzugeben, in der das Schiff gesteuert werden soll."

W. Bode und A. v. Werner. Von dem Verfasser des Artikels „Alte und neue Kunst in Berliner Museen" in Nr. 21 der Grenzboten werden wir um Aufnahme folgender Zuschrift ersucht:

Durch einen Artikel A. v. Werners in dem in den ersten Tagen des Monats ausgegebnen Juniheste der Deutschen Revue erfuhr ich, daß meine Bemerkungen auf S. 380 meines Grenzbotenaufsatzes über den Streit W. Bodes und A. v. Werners um die Bedeutung und die Aufgabe der Kunstakademie in einem Punkte irrtümlich waren. W. Bode hat inzwischen auf die Angriffe A. v. Werners geantwortet, und zwar im 4. Hefte des Jahrgangs 1896 des Pan, das aber mit der bei dieser Zeitschrift nicht seltenen Unregelmäßigkeit erst im April 1897 erschienen ist. Nun wird mir jeder Kenner des Pan, der die moderne Kunstbewegung noch mit offnen, gesunden Augen und nicht mit dem hochmütigen Blinzeln der Impressionisten betrachtet, zugeben, daß ein optimistischer Kunstfreund nur in Augenblicken bittersten Menschenhasses oder tiefsten Lebensüberdrusses zu einem Hefte des Pan greift, um sich durch das homöopathische Gegenmittel des Ärgers die schwarzgallige Laune zu verscheuchen. Es kommt so selten vor, daß sich in den Gallimathias, der den Hauptinhalt des Pan bildet, ein ernsthaft zu nehmender Artikel verirrt, daß es sich nicht der Mühe lohnt, die sporadisch auftauchenden Hefte des Pan systematisch zu verfolgen. Indem ich also diese Unterlassungssünde reumütig bekenne, erfülle ich zugleich eine Pflicht, wenn ich nachträglich von der Entgegnung W. Bodes Notiz nehme. Bode giebt darin unumwunden zu, daß er eine in ihrem Inhalt geringfügige Kabinettsordre Friedrichs des Großen vom 21. Januar 1786 mit einer solchen vom 25. Januar 1786 verwechselt oder, wie er sich vorsichtig ausdrückt, beide Ordres „in eine zusammengezogen" habe. Durch die Feststellung dieser

Thatsache ist für uns die Sache erledigt. Eine Kabinettsordre Friedrichs des Großen, in der sich der König, wie Bode in seinem ersten Panartikel behauptet hat, „zu einer Reorganisation der Akademie in großem Stile entschloß," giebt es wirklich nicht, weder unter dem Datum des 21. Januar 1786, noch unter einem andern. Erst durch die Verbindung einer Reihe von Aktenstücken, die bis zum Jahre 1797 reichen, hat Bode eine Absicht einer Reorganisation in großem Stile nachzuweisen gesucht, die seiner Meinung nach auf Friedrich den Großen zurückzuführen sei. Wer aber die Aktenstücke unbefangen prüft, der wird zu der Überzeugung kommen, daß nicht Friedrich der Große in seinem letzten Lebensjahre, sondern der mit der Oberaufsicht über die Akademie betraute Staatsminister von Heinitz die eigentliche Seele jenes Reorganisationsplans war, dem wir übrigens gegenwärtig nur noch ein mäßiges historisches Interesse abgewinnen können. Wer sich näher über den Streit der beiden Gegner, die nicht zum erstenmale aneinander geraten sind, unterrichten will, den verweisen wir — zur Vermeidung lästiger Beigaben — nicht auf den Pan, sondern auf eine kürzlich unter dem Titel „Die Berliner Akademie" im Verlage von F. Fontane u. Co. erschienenen Broschüre W. Bodes und auf die beiden Artikel A. v. Werners im Januar- und im Juniheft der Deutschen Revue. In letzterm hat A. v. Werner mit bekanntem Scharfsinn die Schwächen der Beweisführung seines Gegners aufgespürt und sich daneben noch das boshafte Vergnügen gemacht, einige andre Ungenauigkeiten Bodes in der Behandlung von Angelegenheiten der modernen Kunst aufzudecken. Eine Parteinahme für den einen oder den andern liegt mir fern. Aber aus der gerade nicht erquicklichen Polemik habe ich doch die Überzeugung gewonnen, daß Museumsdirektoren nicht die geeigneten Persönlichkeiten sind, als Reformatoren von Kunstakademien aufzutreten.

Herr Tanquerey. Vielleicht entsinnen sich unsre Leser noch eines Aufsatzes (1895, Heft 46), worin auf das Verfahren der Pariser Porträtkünstlergenossenschaft (Direktor A. Tanquerey) aufmerksam gemacht und ein lehrreiches Beispiel angeführt wurde. Diese Gesellschaft hat nun, wie sich bei der deutschen Vertrauensseligkeit und Neigung zum Fremden leicht begreifen läßt, so gute Geschäfte gemacht, daß sie „ein ganzes Hôtel particulier, No. 9, rue St. Petersbourg zu übernehmen gezwungen war." Dies wird den alten Kunden in einem ausführlichen Schreiben höflichst mitgeteilt und gleichzeitig zu einem neuen Geniestreich benutzt. Um nämlich den braven Deutschen „seine Erkenntlichkeit zu beweisen und zugleich die Eröffnung seines neuen Etablissements zu feiern," erbietet sich Herr Direktor Tanquerey, uns weitere Porträts zu machen, und zwar zu denselben Bedingungen wie früher, d. h. das Bild umsonst, wenn wir die Genossenschaft „vorzugsweise mit der Einrahmung des Porträts beauftragen." Da dieser Köder aber schon stark verbraucht ist, wird die Angel flugs mit einem neuen versehen. Wir sollen diesmal nämlich ein Bild in Lebensgröße im Werte von 50 Franks, samt Rahmen im Werte von 30 bis 40(?) Franks vollständig umsonst erhalten, wenn es uns im Laufe des Jahres 1897 gelingt, zwei beigefügte Spezialkoupons mit den bekannten Bedingungen in unsrer Familie oder bei unsern Freunden unterzubringen. Daß auf den Spezialkoupons selber die Frist nur auf neunzig Tage (vom 10. März ab) bemessen ist, wollen wir als einen unwesentlichen Widerspruch betrachten, obgleich er juristisch „erheblich" werden könnte. Aber welcher anständige Mensch wird sich überhaupt zum Schaden seiner Freunde bereichern wollen? Oder wer wird so thöricht sein, sich gleich zwei Bilder auf einmal machen zu lassen, nur um das

dritte umsonst zu haben? Zumal die ehrenwerte Künstlerschaft, wie ein Vergleich ergiebt, die Preise für ihre kostbaren Rahmen neuerdings erhöht hat (von 10 Franks auf 10 Mark usw. bis auf 40 Mark, früher 45 Franks — auch das ist ein hübsches Täuschungsmittelchen, da die meisten Kunden wohl nicht viel nachrechnen werden!). Jedenfalls ist es für die Pariser und leider wohl auch für uns Deutsche bezeichnend, daß hier in einer einfach unverschämt zu nennenden Weise entweder auf grobe Dummheit oder — was noch viel schlimmer, aber einleuchtender ist — auf treuloſen Eigennutz spekulirt wird. Daß so etwas überhaupt möglich ist, ist schon empörend — aber mundus vult decipi, und außerdem hat ja Herr Tanquerey den Reklamegrundsatz, nur den „hervorragendsten und einflußreichsten Bewohnern jeder Stadt Gratisporträts zu machen." Welcher bescheidne Sterbliche läßt sich nicht gern zu diesen rechnen, wenn er auch weiß oder bei einiger Umfrage mühelos erfahren kann, daß Herr Tanquerey seine Grenzen recht weit zieht!

Litteratur

Karl August Credner, sein Leben und seine Theologie, von Prof. Dr. W. Baldensperger. Leipzig, Veit und Comp., 1897

Credner war ein ausgezeichneter, freisinnig gerichteter Theologe in Gießen, der sich um die Geschichte der neutestamentlichen Schriften und des Kanons die größten Verdienste erworben hat. In seinem Leben hat er viele Anfeindungen erfahren und wenig Sonnenschein gehabt. Weil er aber auch nach seinem Tode nicht die Anerkennung gefunden hat, die ihm zukommt, so hat die Gießener Fakultät an seinem hundertjährigen Geburtstage eine Gedächtnisfeier gehalten. Die Hauptrede dabei, eine gewinnende Schilderung des Gefeierten, mit sorgfältigen Anmerkungen über seine wissenschaftlichen Leistungen und einem Bildnis versehen, erscheint nun in einem fein ausgestatteten Hefte, vierzig Jahre nach seinem Tode. Niemand wird diesen Lebenslauf ohne Bewegung lesen, und um so mehr Eindruck wird es auf ihn machen, daß der Redner am Schluß die Kundgebung als einen Akt der Sühne bezeichnet, durch die „wir die schwere an ihm begangne Schuld, so viel in unsern Kräften steht, vor der Öffentlichkeit wieder gut zu machen wünschen." Denn es ist noch hervorzuheben, daß gerade die Geschichtschreiber seiner eignen Richtung, anhebend mit Hase, durch eine gewisse conspiration du silence sein Andenken vernichtet haben! Das ist gewiß bös von den Leuten. Negative Richtungen verfallen freilich leicht dem Schicksal, daß, wenn sie sich weiter spalten, die einzelnen sich nicht mehr stützen, sondern sogar unter einander bekämpfen, und so die Bewegung allmählich an Kraft verliert, während, wenn Menschen einem positiven Ziel zustreben, sie zwar auch vieles von einander trennen kann, aber doch das Gemeinsame, das, was sie zusammenhält, stärker zu sein pflegt als das Trennende. Weshalb auch jemand, der es besser verstand als wir alle, von dem Reiche gesprochen hat, das nicht bestehen kann, wenn es mit sich selbst uneins wird.

Für die Redaktion verantwortlich: Johannes Grunow in Leipzig
Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig. — Druck von Carl Marquart in Leipzig

Die Grenzboten

Zeitschrift
für Politik, Literatur und Kunst

Herausgegeben
von
Gustav Freytag und Julian Schmidt

Jahrgang 1870
Zweiter Band
Leipzig
Verlag von Friedrich Ludwig Herbig
1870

Allmeergrünes

Roman

von

Gustav Renker

Mit

einem Titelbild von

Hans Otto gezeichnet in Holz

Stuttgart
J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachfolger

Deutschlands Aufstieg und Größe zur Weltmacht

Unser Kaiser und Generalissimus hat die Verantwortung und Führung des Krieges übernommen, um Deutschland und seinen Verbündeten den Frieden zu erkämpfen, der ihnen nach Ehre und Recht gebührt. Er hat sich dabei nicht nur auf die Tapferkeit seiner Soldaten, sondern auch auf die Geschlossenheit der Heimat verlassen können. Wie sie sich in den Tagen der Mobilmachung und in den ersten Kriegswochen bewährt hat, so ist sie auch in den Jahren des Krieges geblieben. Sie hat alle Opfer, die der Krieg ihr auferlegte, mit Ruhe und Entschlossenheit getragen. Sie hat in Treue zu Kaiser und Reich die Waffen geführt, die Kaiser und Reich ihr in die Hand gedrückt haben. Sie hat in Treue zu Kaiser und Reich die Arbeit getan, die Kaiser und Reich ihr auferlegt haben. Sie hat in Treue zu Kaiser und Reich ihre Pflicht getan, wo immer Kaiser und Reich sie von ihr forderten. Sie hat in Treue zu Kaiser und Reich ihre Pflicht getan, wo immer Kaiser und Reich sie von ihr forderten. Sie hat in Treue zu Kaiser und Reich ihre Pflicht getan, wo immer Kaiser und Reich sie von ihr forderten.

Sie hat in Treue zu Kaiser und Reich ihre Pflicht getan, wo immer Kaiser und Reich sie von ihr forderten. Sie hat in Treue zu Kaiser und Reich ihre Pflicht getan, wo immer Kaiser und Reich sie von ihr forderten. Sie hat in Treue zu Kaiser und Reich ihre Pflicht getan, wo immer Kaiser und Reich sie von ihr forderten.

Sie hat in Treue zu Kaiser und Reich ihre Pflicht getan, wo immer Kaiser und Reich sie von ihr forderten. Sie hat in Treue zu Kaiser und Reich ihre Pflicht getan, wo immer Kaiser und Reich sie von ihr forderten. Sie hat in Treue zu Kaiser und Reich ihre Pflicht getan, wo immer Kaiser und Reich sie von ihr forderten.

Togo wird immer kleiner sein als Kamerun, von Deutsch-Ostafrika nicht zu reden. Im Handel setzt Togo halb soviel um wie Kamerun. Die Ausfuhr nimmt beständig zu, die Pflanzungen, die fast alle erst seit der Besitzergreifung Togos angelegt worden sind, zeigen ein gesundes Wachstum. 1896 lebten 81 Deutsche im Schutzgebiet. Auch die Missionen sind unter dem deutschen Schutz ins Innere gewandert und zählen heute 34 Stationen und Schulen. Abgesehen von einigen Reibungen mit heidnischen Stämmen des Innern ist die Entwicklung der Kolonie friedlich verlaufen, und es ist besonders erfreulich, daß sich der Verkehr mit den mohammedanischen Haussa, auf deren Regsamkeit das wirtschaftliche Gedeihen der Kolonie beruht, durchaus freundlich gestaltet hat. Von der Kulturarbeit im eigentlichen Togoland wollen wir hier nicht weiter reden. Wer sich dafür interessirt, findet in den jährlichen Berichten über die Entwicklung des Schutzgebiets Togo (der letzte für 1895 ist als Beilage zu Nr. 3 des Kolonialblattes 1896 erschienen) sehr interessante Mitteilungen über die Fortschritte, gelegentlich auch über Hemmnisse der geistigen und materiellen Kultur.

Wir möchten auf die Kultur im Hinterlande hinweisen, die in den letzten Jahren solche Ausdehnung angenommen hat, daß man sich nur wundern muß, wie wenig sie bei uns beachtet worden ist. Es ist dort ein rühmliches Stück deutscher Arbeit geleistet worden. Die Aufgaben sind folgende: Schaffung friedlicher Zustände besonders im Interesse des großen Durchgangshandels, Bau von Wegen und Stationen, Hebung des Ackerbaus und der Gewerbe. Das Innere der Schutzgebiete ist von den küstennahen Landschaften durch schräg durch das Land laufende Gebirgszüge getrennt, die man als Agomegebirge bezeichnet. Es ist zugleich die Wasserscheide zwischen dem Volta im Westen und dem nach Dahomey hinüberfließenden Mono im Osten. Auf Ausläufen dieses Gebirges liegt die erste Station des Innern, Misahöhe. Man steigt von hier an immer weiter und kommt durch schöne Gebirgslandschaften zu der zweiten Station, Bismarckburg, die 710 Meter hoch auf der Wasserscheide zwischen Mono und Volta liegt. Durch diese Höhenzüge Wege zu legen ist eine der Hauptaufgaben der Kulturarbeit in Togo. Man hat sie etwas zu schwerfällig angegriffen, indem man die Hauptstraße von Lome auf der Westseite des Schutzgebietes ins Innere gleich als förmliche Landstraße fünf Meter breit anlegte. So ist sie auch von Misahöhe aus entgegengebaut worden. Zwischen den beiden Straßen ist eine Lücke von zwei Tagemärschen. Nun hat man aber eingesehen, daß diese Art zu bauen viel zu langsam fortschreitet. Die Neger gehen auf der breitesten Landstraße geradeso im Gänsemarsch, wie wenn sie auf ihren Fußpfaden wandern. Man hat also schmälere Pfade anzulegen begonnen, gerade breit genug für den üblichen Transport in einer Hängematte. Damit wird man hoffentlich viel rascher ins Hinterland vordringen. Im Küstenland machen die zahlreichen Lagunes und Sümpfe viel Mühe, die Dämme und Brücken erfordern. Telegraphenleitungen sind einst-

weilen nur an der Küste angelegt, wo Klein-Popo und Lome als Hauptorte unter sich und mit den benachbarten Stationen auf englischem und französischem Gebiet verbunden sind.

Der unfriedliche, den Verkehr hemmende Zustand ist mit durch diese Wegbauten immer weiter nach Norden gedrängt worden. Der Weg, die Straße, das ist auch hier das Sinnbild der Kultur. Als die deutsche Flagge in Togo gehißt wurde, war schon wenige Tagereisen hinter der Küste Verwirrung und Unsicherheit. Was der Bericht über die Entwicklung des Schutzgebietes im Jahre 1896 von den Wirkungen der Gründung der Station Sansanne-Mangu sagt, gilt von jedem Schritt vorwärts, der von der Küste her gemacht worden ist: die stellenweise enormen Abgaben, die jeder, auch der kleinste Dorfchef von den durchpassirenden Karawanen bisher erhob, wurden beschränkt, gesperrte Wege eröffnet, und der Straßenraub zog sich von den von der Nation geschützten Wegen zurück. Die Feindseligkeiten endigen nicht selten mit der vollständigen Vernichtung einer Stadt, und von diesem Schicksal sind große Handelsplätze nicht verschont geblieben. Das einst blühende Salaga in der neutralen Zone hat in den Kämpfen zweier Thronbewerber ganz seine alte Bedeutung als Marktplatz verloren, und Leute von Salaga sind von den Engländern am rechten Voltaufer angesiedelt worden. Dadurch ist ein neuer Ort, Temkranka, entstanden. Beiläufig gaben solche Verschiebungen Anlaß zu entsprechenden Verlegungen der Handelswege, und gerade von der Zerstörung Salagas haben die Engländer Veranlassung genommen, einen Teil des Togohandels nach ihrer Goldküste abzulenken. Der größte Teil der Salagaleute scheint sich aber auf deutschem Boden niedergelassen zu haben, und zwar nahe bei einem schon zuvor durch direkten Handel mit der Küste bekannten Ort, Kratschi. Dort haben sie die neue Niederlassung Kete gegründet, wo schon im Frühjahr 1894 der Premierleutnant von Döring einen erstaunlich lebhaften Handel fand. Es waren Kaufleute aus Jola und Timbuktu, Baghirmi und Joruba beisammen, und Döring sah eine Handelskarawane von dreihundert Köpfen heranziehen. Kete-Kratschi ist nun zu einer Station mit fünfundzwanzig Soldaten erhoben worden, und die Baseler Mission hat dort eine Niederlassung gegründet. Die Boten gehen zwölf Tage bis zur Küste.

Die Verwaltung der Kolonie muß für diese innern Bewegungen die Augen offen haben, denn durch sie kann der Gang des Handels empfindlich gestört werden. Auf dem Handel aber beruht ein großer Teil des Wohlstands des Innern. Schon darin liegt die Aufforderung, die Stationen Schritt für Schritt ins Innere vorzuschieben. In der Befriedung dieser Gebiete durch eine umsichtige Verwaltung liegt die Hoffnung, einen noch viel größern Teil des vom Sudan nach der Küste strebenden Handels auf unser Gebiet zu ziehen. Besonders müssen wir dadurch den Vorteil aufzuwiegen suchen, dessen sich die englische Nachbarkolonie durch den schiffbaren untern Volta erfreut hat, der schon jetzt Dampferverkehr hat. Unsre Kolonie ist an der Küste die schmälste

von allen. Das ist die unvermeidliche Folge unsers späten Erscheinens in diesen Gebieten; wir haben uns gerade noch eindrängen können. Im Innern aber lag damals noch eine Masse Land politisch unverwertet. Dort mußte sich Deutschland ausbreiten und mußte seine Kolonie nordwärts zum Niger und nordwestwärts in das heute neutrale Gebiet hinter der englischen Goldküste wachsen lassen. Diese Forderung liegt in der Natur dieser Kolonien am Südrande des Meerbusens von Guinea. Ihre Lage bringt es mit sich, daß der Überfluß der in Ackerbau und Gewerbe weit fortgeschrittenen Länder des Sudan seine Wege vom Niger zum Meere durch ihre Gebiete suchen muß. Es ist nicht ein unbestimmter Landhunger, sondern das Streben nach organischer Ausgestaltung unsers Besitzes, was uns immer weiter landeinwärts führt.

Der entscheidendste Schritt in dieser Richtung war nun die Gründung der Station Sansanne-Mangu, womit Deutschland endlich im eigentlichen Sudan auftrat. Sansanne-Mangu liegt nicht bloß günstig nahe dem Abstieg ins Nigerbecken, es hat auch den besondern Vorzug, hinter jenem unglücklichen neutralen Gebiet zu liegen, das zwischen dem Togoland und der englischen Goldküstenkolonie durch ein Übereinkommen von 1888 zu späterer Verteilung freigehalten wurde. Die Wege von Kete-Kratschi nach Sansanne-Mangu führen denn auch gerade durch dieses Gebiet, und die Gründung der neuen Station ging über Salaga und Yendi, Hauptorte der neutralen Zone, vor sich. Es mußten zur Sicherung des Verkehrs sogar Gehöfte in Salaga und andern Orten der neutralen Zone erworben werden. Hauptmann von François hatte 1888 auf seiner Reise nach Moschi Verträge mit den Herrschern von Yendi und Gambaga geschlossen, denen in dem deutsch-englischen Abkommen vom 1. Juli 1890 ausdrücklich von England die Priorität zuerkannt wurde. Es handelt sich um den Vorrang vor den Verträgen des französischen Hauptmanns Binger, der fast gleichzeitig von Moschi nach Salaga gekommen war. Wenn, wie wir bestimmt hoffen dürfen, Deutschland bei der endgiltigen Abgrenzung seines Kongolandes nicht bloß nordwärts, sondern auch westwärts am Volta hin Raum gewinnt, so wollen wir dankbar jenes energisch durchgeführten Vorstoßes des Hauptmanns von François nach Moschi gedenken.

Die Franzosen berufen sich gern auf die Opfer, die sie gebracht haben, um diese Länder zu gewinnen. Wir wollen über den Wert der beiderseitigen Opfer nicht streiten. Frankreich hat viel mehr Menschen hinausgesandt als Deutschland, hat überhaupt mit viel größern Mitteln gearbeitet. Kann es doch in seine Brigaden eingeborner Truppen hineingreifen, sobald es für irgend eine Expedition Nachschub an Mannschaften braucht, während wir in Togo nur eine Polizeitruppe von hundertfünfzig Mann haben. Wer die Reisen von Wolf, François, Kling, Gruner durchgeht, wird sich des Gefühls nicht erwehren können, daß was wir in Togo erreicht haben, nicht nur im Kampf mit den allgemeinen afrikanischen Schwierigkeiten, sondern im Ringen mit der Unzulänglichkeit der vom Mutterlande gebotenen Mittel erreicht werden mußte.

Diese Erkenntnis steigert allerdings in unserm Auge das Verdienst derer, die sich in diesem Ringen aufgerieben haben. Wir denken dabei mit Dank und Rührung an Stabsarzt L. Wolf und Hauptmann E. Kling.

Deutschland hat den Vorteil des Anschlusses an den Niger, an die große Lebensader des Sudan, nicht allein erkannt. Zwar war es ein Deutscher, Heinrich Barth, der schon vor mehr als vierzig Jahren auf die wirtschaftliche und politische Bedeutung des Niger und des Benuë hingewiesen hat. Aber die politische Verwertung dieser Erkenntnis begann vor etwa dreißig Jahren von Frankreich aus mit den Vorstößen gegen Timbuktu. Frankreich ist seit dieser Zeit unablässig vorgeschritten, und seit zehn Jahren durchziehen seine Missionen das Hinterland unsrer Kolonie. Außerdem hat es in Dahomey einen zweiten Weg nach demselben Ziele betreten. Indem Frankreich seinen ältern Faktoreienbesitz an der Sklavenküste, besonders Porto-Novo, seit 1885 nordwärts ausdehnte, begann es von Osten her an der Grenze Togos hinzuwachsen und beansprucht seit den Feldzügen gegen Dahomey von 1890 und 1894 den ganzen Streifen bis zum Niger. Einstweilen hat es immer nur die Küste besetzt und in dem küstennahen Hinterlande zwei abhängige Kleinstaaten, Allada und Abomé, aus dem Gebiet von Dahomey herausgeschnitten. Aber indem es für diesen Streifen einen binnenländischen Zusammenhang mit dem französischen Sudan herzustellen wünscht, geht sein Streben natürlich auf die Abschließung Togos vom Niger. Und diese Politik fällt ganz mit der französischen Nigerpolitik zusammen, die sich in die Worte fassen läßt: Sind wir einmal so unvorsichtig gewesen, die Engländer sich am untern Niger in so weiter Ausdehnung festsetzen zu lassen, so bleiben wir wenigstens Herren des ganzen übrigen Stromes. Also Ausschluß Deutschlands vom Niger aus zwei Gründen, die sehr greifbar und für jeden Franzosen selbstverständlich sind.

Ähnlich wie mit Frankreich berührt sich Togo auch mit England auf zwei Seiten. Westlich von Togo liegt der zum Teil alte Besitz Englands an der Goldküste, der durch den Ankauf dänischer und holländischer Besitzungen und Ansprüche und durch mehrere Feldzüge gegen das einst mächtige Goldküstenhinterland Aschanti allmählich an Breite und Tiefe so mächtig gewachsen ist, daß die Kronkolonie Gold Coast unter den vier West African Settlements oder Colonies: Gambia, Sierra Leone, Gold Coast und Lagos jetzt gleich hinter Lagos folgt. Bei weiterer Entwicklung in dem bisherigen Tempo wird die Goldküstenkolonie in wenigen Jahren die erste sein. An Handel und Schiffsverkehr übertrifft sie um das fünffache unser kleines Togo, um ebenso viel das französische Dahomey. England hat also alle Ursache, die Ausbreitung dieser Kolonie zu fördern und womöglich das für den Handel so günstige obere Voltagebiet zu umfassen. Damit greift es nun in die deutsche Sphäre von Westen herein. Der Volta, dieser wichtige Fluß Guineas, ist zwar im Unterlauf Grenzfluß zwischen englischem und deutschem Gebiet; aber gerade da, wo sich in der Nähe des Meeres seine Bedeutung sehr steigert, tritt Deutschland

zurück und das Mündungsgebiet des Volta ist englisch. Auch von dieser Kolonie aus sind in das Togohinterland seit Jahren Expeditionen gesandt worden, deren deutliche Absicht ist, uns von Westen her zurückzudrängen. Aus französischer Quelle erfuhr man kürzlich, daß die Engländer ungefähr gleich weit wie die Deutschen über das neutrale Gebiet hinausgegangen sind. Unangenehm für uns und die Franzosen!

Viel bedenklicher ist uns aber England am Niger. Ohne daß wir uns dort unmittelbar mit ihm berühren, ist unsre allgemeine Lage außerordentlich beschwert durch das Vordringen Englands auf allen freien Seiten im Nigerland und Sudan. Die Franzosen haben längst dem noch vor zehn Jahren ihnen vorschwebenden Ideal einer unbeschränkten Herrschaft über den Niger entsagt. Sie sind überall im Gedränge und überall durch England. Nur an der einzigen Stelle nördlich von Togo stoßen sie auch mit deutschen Ansprüchen zusammen. Was Wunder, daß sie sich wenigstens hier auf Kosten des jüngsten Wettbewerbs schadlos zu halten suchen für die Verluste, die ihnen England auf der andern Seite zugefügt hat. Die französisch-englische Abmachung bezeichnete Say am Niger als den Grenzpunkt, wo das auf beiden Nigerufern bis zum Ozean und zum Tsadsee sich hinziehende englische Gebiet der Niger Territories abschneidet. Was unterhalb Say links vom Fluß liegt, ist zweifellos englisch. Also der schiffbarste Teil des Nigers mit samt dem noch wertvollern untern linken Nebenfluß Benuë ist englisch. Ebenso ist entschieden französisch das obere Nigergebiet, allerdings noch nicht in so bestimmten Grenzen. Der französische Anspruch auf den obern und mittlern Niger ist nur ein Teil des ungemein umfassenden Anspruchs auf ganz Nordwestafrika, für den der Vertrag mit England vom 5. August 1890 folgende Grenzen nennt: Algier und Tunis im Norden, eine Linie von Say am Niger bis Barrua am Tsadsee im Süden, und weiter eine Linie von Say südwestlich zum obern Volta im Hinterland von Aschanti und zur Mündung des Assinie an der Elfenbeinküste in den Golf von Guinea. Diese Grenze, die immer nur als Grenze einer Interessensphäre aufzufassen ist, läßt zwischen sich und dem Golf von Guinea den Raum frei, in dem von Togo und Aschanti aus Deutsche und Engländer ihr Gebiet nach Norden auszudehnen streben, während sich zwischen die Ostgrenze des deutschen Togogebietes und die Westgrenze der englischen Niger Territories noch der Streifen von Dahomey als französisches Gebiet geradeswegs nördlich zum Niger nach Say schiebt. Diese Auffassung läßt also keinen Raum für eine Ausdehnung Deutschlands zum Niger, ist aber auch von Deutschland niemals anerkannt worden. Vielmehr war gerade das immer anspruchsvollere Auftreten der Engländer und Franzosen in diesem Teil des Nigergebiets der Grund für die Entsendung der Grunerschen Expedition von 1894 auf Anregung privater Kreise. In harter Wettbewerbung mit den Franzosen, die gleichzeitig eine Expedition unter Decoeur entsandt hatten, gelang es Gruner und seinem Begleiter Leutnant von Carnap, Verträge in verschiednen wichtigen Centren des Nigerlandes abzuschließen, be-

ſonders in Gurma. Gruner hatte mit dem „Oberkönig“ von Gurma abgeſchloſſen, Decoeur mit einem „Unterkönig.“ Es iſt jetzt klar, daß ſich Gruner an die richtige Adreſſe gewandt hat. Zuſammen mit ältern Verträgen eröffnen uns dieſe im letzten Augenblick gewonnenen die Ausſicht der Ausdehnung zum Niger, aber nicht bloß des beſchränkten Fortwachſens in ſeinen ſchmalen Streifen, ſondern der Ausbreitung in nordweſtlicher und nordöſtlicher Richtung. Gruner hat auch einen Vertrag mit dem großen König von Gando abgeſchloſſen, der Anſprüche bis nach Nupe hin im Hinterland von Lagos eröffnet. Man wird ſich wohl begnügen, nähere Forderungen darauf zu begründen, die über das Hinterland von Dahomey nach Borgu hinübergreifen. Es kommt dafür ſelbſt noch ein andrer Vertrag von 1889 in Frage, den man in den zurückgelaſſenen Papieren des auf dem Weg zum Niger geſtorbnen Dr. Ludwig Wolf gefunden hat.

Deutſchland tritt alſo, dank der Energie ſeiner Pioniere, wohlgerüſtet in die Pariſer Verhandlungen ein. Die Verträge, auf die es ſeine Anſprüche ſtützt, ſind beſſer, als die der Franzoſen. Darum haben es dieſe auch aufgegeben, ſie weiter zu bemängeln und machen ſich nun einen andern Grundſatz zurecht, den ſie als „occupation effective“ den Schutzverträgen entgegenſtellen. Das iſt ſehr begreiflich. Sie verfügen über Offiziere und Truppen, mit denen ſie ein ganzes Netz von Stationen über den Sudan ausſpannen können, und machen von dieſem Vorteil Gebrauch. So haben ſie ſeit 1894 eine Reihe von Stationen in Gebieten, wie Tſchantſcho, begründet, wo unzweifelhafte Vorrechte Deutſchlands vorhanden ſind, und der Gouverneur von Dahomey, Ballot, ſoll ſogar einen Leutnant zum Reſidenten von Gurma ernannt haben. Ja ſogar Sanſanne-Mangu ſollte als franzöſiſcher Poſten eingerichtet werden; nur waren die Deutſchen hier nun einmal ſchon vorher in „occupation effective.“ Was bedeutet es, daß der franzöſiſche Hauptmann Deſtenave Moſſi beſetzt haben will, nachdem die Deutſchen 1895 dort ihre Verträge geſchloſſen haben? Man erkennt an dieſer erſtaunlichen Regſamkeit, die die Franzoſen gerade in unſerm Hinterland entfalten, deutlich den Wunſch, möglichſt viel beſetzte Punkte aufzuzeigen. Dadurch wird man ſich in Deutſchland nicht imponiren laſſen, noch weniger durch die etwas arroganten Artikel, die auch in außerfranzöſiſche Blätter, wie die Indépendance belge, ihren Weg gefunden haben. Wir ſind zum Glück nicht mehr in den kolonialen Anfängen, und was wir aus Togo gemacht haben, das ſpricht auch ein Wort dafür, daß unſre Anſprüche nicht ein leichtes Begehren, ſondern eine Notwendigkeit ſind.

Zur Urkundenlehre

Von Heinrich Brunner.

Die Urkunden, die unter der Herrschaft der Merowinger und Karolinger ausgestellt wurden, sind in ihrer Mehrzahl Schenkungsurkunden. Sie sind Urkunden, durch welche der Aussteller einem Empfänger ein Recht zuwendet. Sie sind Urkunden, durch welche der Aussteller sich verpflichtet, dem Empfänger ein Recht zu verschaffen. Sie sind Urkunden, durch welche der Aussteller dem Empfänger ein Recht bestätigt. Sie sind Urkunden, durch welche der Aussteller dem Empfänger ein Recht verleiht. Sie sind Urkunden, durch welche der Aussteller dem Empfänger ein Recht verkauft. Sie sind Urkunden, durch welche der Aussteller dem Empfänger ein Recht vermacht. Sie sind Urkunden, durch welche der Aussteller dem Empfänger ein Recht vertauscht. Sie sind Urkunden, durch welche der Aussteller dem Empfänger ein Recht vergleicht. Sie sind Urkunden, durch welche der Aussteller dem Empfänger ein Recht verpfändet. Sie sind Urkunden, durch welche der Aussteller dem Empfänger ein Recht verleiht. Sie sind Urkunden, durch welche der Aussteller dem Empfänger ein Recht verkauft. Sie sind Urkunden, durch welche der Aussteller dem Empfänger ein Recht vermacht. Sie sind Urkunden, durch welche der Aussteller dem Empfänger ein Recht vertauscht. Sie sind Urkunden, durch welche der Aussteller dem Empfänger ein Recht vergleicht. Sie sind Urkunden, durch welche der Aussteller dem Empfänger ein Recht verpfändet.

Sie sind Urkunden, durch welche der Aussteller dem Empfänger ein Recht verleiht. Sie sind Urkunden, durch welche der Aussteller dem Empfänger ein Recht verkauft. Sie sind Urkunden, durch welche der Aussteller dem Empfänger ein Recht vermacht. Sie sind Urkunden, durch welche der Aussteller dem Empfänger ein Recht vertauscht. Sie sind Urkunden, durch welche der Aussteller dem Empfänger ein Recht vergleicht. Sie sind Urkunden, durch welche der Aussteller dem Empfänger ein Recht verpfändet. Sie sind Urkunden, durch welche der Aussteller dem Empfänger ein Recht verleiht. Sie sind Urkunden, durch welche der Aussteller dem Empfänger ein Recht verkauft. Sie sind Urkunden, durch welche der Aussteller dem Empfänger ein Recht vermacht. Sie sind Urkunden, durch welche der Aussteller dem Empfänger ein Recht vertauscht. Sie sind Urkunden, durch welche der Aussteller dem Empfänger ein Recht vergleicht. Sie sind Urkunden, durch welche der Aussteller dem Empfänger ein Recht verpfändet.

Gravitationsgesetze, den erforschten Zustand der verschiednen Himmelskörper und gewisse Vorgänge an ihnen, andrerseits die Veränderungen zusammen, die unser Erdball durch Abkühlung erlitten hat, so gewinnt die Kant-Laplacische Hypothese hohe Wahrscheinlichkeit, wenn sie auch ihrer Natur nach niemals Gewißheit werden kann. Halten wir dann mit dieser wahrscheinlichen Entwicklung der anorganischen Welt die feststehenden Veränderungen innerhalb der organischen zusammen und den Umstand, daß die organischen Wesen Stufenfolgen bilden, daß die Wesen der untersten Stufe sich äußerlich nur sehr wenig und nur innerlich, durch ihre chemische Struktur, von ihrer unorganischen Umgebung unterscheiden, daß Wesen verwandter Arten, wie Hund, Fuchs und Wolf, einander oft ähnlicher sehen als manche Spielarten derselben Spezies, z. B. der Spezies Hund, daß die Formverwandtschaft deutlich auf Blutsverwandtschaft hinweist, daß endlich die untern Stufen nach dem Zeugnis der Geologie früher dagewesen sind als die höhern, und daß der Parallelismus der Entwicklungsstadien der höhern Tiere mit den Formen niederer Tierklassen den von Häckel aufgestellten Stammbäumen einen hohen Grad von Glaubwürdigkeit verleiht,*) so erlangt die Entwicklungstheorie höchste Wahrscheinlichkeit und Glaubwürdigkeit, wenn auch aus den angegebnen Gründen die Gewißheit ausgeschlossen bleibt.

Was dann aber den Weg anlangt, auf dem die Entwicklung der organischen Wesen vor sich gegangen ist, so werden wir darüber wohl niemals Klarheit und Gewißheit gewinnen. Höchst wahrscheinlich ist es, daß dabei Anpassung, Vererbung der durch Anpassung erworbnen Eigenschaften und Auslese durch den Sieg der Angepaßtern im Kampfe um die Daseinsbedingungen wirksam gewesen sind, aber für sich allein reichen diese Vorgänge zur Erklärung um so weniger hin, als die ersten beiden selbst wieder der Erklärung bedürfen. Denn die mikroskopische Keimzelle mit ihrer Fähigkeit, einerseits sich ihrer Umgebung anzupassen, ohne daß sie dabei ihr Leben und ihr Sonderdasein einbüßt, andrerseits in ihrer Struktur den ganzen verwickelten und großartigen Aufbau eines Riesenbaumes, eines Rosses oder eines Menschen zu enthalten und mit Hilfe von Stoffen, die sie aus ihrer Umgebung heranzieht, aus sich hervorzutreiben, diese Keimzelle bleibt doch das Wunder aller Wunder und das Geheimnis aller Geheimnisse. Wir pflichten, abgesehen von dem einem Punkte der Unbewußtheit, E. von Hartmann bei, dessen kleines Buch „Wahrheit und Irrtum im Darwinismus" zwar nicht den hundertsten Teil des Aufsehens erregt hat wie seine Philosophie des Unbewußten, dafür aber hundertmal so viel wert ist. Die Entwicklung mag im allgemeinen nach dem

*) Darnach ist bekanntlich von Fritz Müller und Häckel das Gesetz aufgestellt worden, die Ontogenese sei eine kurze Rekapitulation der Phylogenese, der menschliche Fötus z. B. nehme nach einander die Formen aller Föten seiner tierischen Ahnen an.

Darwiniſchen Schema verlaufen ſein, aber ohne eine zweckſetzende und den Prozeß leitende Intelligenz iſt ſie auf keinen Fall denkbar. Sie hätte gar nicht in Gang kommen können, wenn nicht die unorganiſche Materie von jener Intelligenz den Anſtoß dazu empfangen hätte. Und das Wort Anſtoß, das für die Rotation des Weltſtoffs nach den Gravitationsgeſetzen hinreichen mag, genügt noch nicht, wo es ſich um das Leben handelt. Wie kommt ein Klümpchen einer chemiſchen Verbindung dazu, Empfindung zu hegen oder vielmehr zu erleiden und ſich damit zur unterſten Stufe des Bewußtſeins emporzuſchwingen? Und wenn vielleicht alle Körperatome die Anlage zur Empfindung haben, ſind ſie dann nicht vielmehr geiſtige als körperliche Weſen? Bruchſtücke der Weltintelligenz, des eigentlichen Weltweſens? Und wer ordnet nun die einen von dieſen Bruchſtücken ſo, daß bei ihrer Berührung und Wechſelwirkung die verborgne Anlage zu Empfindung und Bewußtſein hervortritt, während ſie bei der Anordnung der übrigen in unorganiſchen Verbindungen fortſchlummert? Nehmen wir nun an, es ſei auf die eine oder die andre Weiſe zur Bildung von empfindenden Protoplasmaklümpchen, Urtierchen, gekommen! Welcher Antrieb läßt ſich in ihnen ſelbſt oder in ihrer Umgebung denken, der ſie veranlaſſen oder nötigen könnte, zu künſtlicherer Struktur und zu edlern Formen fortzuſchreiten? Gar keiner! Hat doch Darwin ſelbſt eingeſtanden, daß zwar, verwickelte Verhältniſſe vorausgeſetzt, die Entſtehung eines verwickeltern Baues durch Anpaſſung erklärlich ſei, daß aber eine ſehr einfachen Verhältniſſen angepaßte Organiſation unendliche Zeiträume hindurch unverändert beſtehen bleiben könne, und er fügt bei: „Was würde z. B. ein Infuſorium oder ein Eingeweidewurm für einen Vorteil davon haben, wenn ſie hoch organiſirt wären?“ (Das Variiren der Tiere und Pflanzen im Zuſtande der Domeſtikation I, 8.) In der That, nichts würden ſie davon haben. Aber es iſt wieder ein Beweis für den Mangel an logiſcher Schärfe bei dem großen Beobachter und Hypotheſenbauer, daß er hier die Eingeweidewürmer nennt, die ja ſchon ſehr hoch entwickelte Weſen und ſehr verwickelte Verhältniſſe vorausſetzen, er hätte die Infuſorien allein nennen müſſen. Die Lebeweſen der unterſten Stufen können durch Organiſationsfortſchritte nur verlieren, nicht gewinnen. Kein höheres Weſen iſt ſo geringen Gefahren ausgeſetzt wie ſie; werden ſie doch von manchen neuern Forſchern geradezu unzerſtörbar und unſterblich genannt.*) Je höher ein Weſen organiſirt

*) „In einem auf der 54. Verſammlung Deutſcher Naturforſcher und Ärzte zu Salzburg gehaltnen Vortrag über die Dauer des Lebens ſuchte ich darzulegen, daß die Begrenztheit des einzelnen Individuums durch den Tod nicht — wie bis dahin angenommen worden war — eine unvermeidliche und im Leben ſelbſt begründete Erſcheinung ſei, ſondern vielmehr nur eine Zweckmäßigkeitseinrichtung, welche erſt dann getroffen wurde, als die Organismen eine gewiſſe Komplikation ihres Baues erreichten, mit welcher ſich ihre Unſterblichkeit nicht mehr vertrug. Ich wies darauf hin, daß man bei einzelligen Tieren von einem natürlichen Tode nicht reden

ist, desto mehr verfällt es durch seinen verwickelten Bau dem Gesetz des Todes, desto schwieriger wird ihm außerdem sein Fortkommen, desto mehr hängt es von einem gewissen eng begrenzten Temperaturgrade, von einem bestimmten Klima, von bestimmten Nährpflanzen oder Beutetieren ab, die nicht überall vorkommen, daher können die Arten großer, hochentwickelter und edler Tiere, wie Büffel, Löwen, Elefanten, und große Bäume wie die Zedern leicht ausgerottet werden, während die Moose und Flechten, die Würmer und die kleinen im Meere lebenden Weichtiere der Gefahr der Ausrottung kaum ausgesetzt sind, den Infusorien aber gar nicht beizukommen ist. Erst der Mensch, dem seine Intelligenz zu Hilfe kommt, erfreut sich wieder eines höhern Grades von Sicherheit, wenn auch bei weitem keiner so großen wie die niedern Tiere; sollte nach einigen Jahrtausenden die Erkaltung des Erdballs das organische Leben allmählich vernichten, so würde nach den höhern Tieren und nach den Nährpflanzen zuerst der Mensch an die Reihe kommen, dann erst die niedere Tierwelt, und die Bakterien würden in orbe ultima sein.

Also die Urtiere müssen durch Mittel, die uns ganz unbekannt und unsrer Erfahrung unzugänglich sind, genötigt worden sein, sich zu differenziren; dann erst sind durch die schon vorhandne Differenzirung Verhältnisse eingetreten, unter denen die drei Darwinischen Triebkräfte einen Sinn bekamen und in Wirksamkeit treten konnten. Aber auch auf dieser Stufe wieder müssen wir uns die leitende Intelligenz hinzudenken, weil jene Kräfte nicht überall gleichmäßig gewirkt haben, und weil wir sie heute nicht mehr in Thätigkeit sehen. Es klingt ja sehr einleuchtend — für den Gedankenlosen, daß sich einzelne Saurier zum Schutz Panzer beigelegt haben. Der Denkende fragt: Wie haben sie das angefangen? Hat ein Saurier so viel Verstand, daß er den Entschluß fassen kann, sich einen Panzer beizulegen? Und hätte er diesen Verstand, würde ihm der Entschluß etwas nützen? Haben Entschließungen einen Einfluß auf die physiologischen Vorgänge im Organismus? Wir haben Menschen mit sehr schwachen Knochen; könnte diesen der Entschluß, sich ein stärkeres Knochengerüst wachsen zu lassen, etwas nützen? Wir wissen wohl heutzutage, daß man die Fleisch-, die Fett-, die Knochen-, die Nervenentwicklung durch Auswahl der Nahrungsmittel fördern kann, aber in wie engen Grenzen bewegt sich das, was durch planmäßige Eingriffe, namentlich in Beziehung auf die Knochen, die Zähne, die Haare erreicht werden kann! Und nun gar

könne, denn es liege in ihrer Entwicklung kein Abschluß, der dem Tode vergleichbar sei, und besonders sei die Entstehung neuer Individuen nicht mit dem Absterben der alten verbunden, vielmehr geschehe die Vermehrung durch Teilung, und zwar so, daß die beiden Teilstücke einander gleich seien, keines das ältere, keines das jüngere. So komme eine unendliche Reihe von Individuen zu stande, deren jedes so alt als die Art selbst, deren jedes die Fähigkeit in sich trägt, ins Unbegrenzte und unter steten neuen Teilungen weiter zu leben.“ Weismann: Über Leben und Tod, S. 1.

Verwendung der Nährstoffe zur Bildung eines vordem nicht vorhandnen Körperteils! Würde ein Mensch Erfolg haben, wenn er durch beharrliche Willensenergie einen Teil der Knochensubstanz, die er in seinen Nahrungsmitteln aufnimmt, auf die Haut überleiten und ein hörnen Siegfried werden wollte? Und wie kommt es, daß nur einige, nicht einmal die meisten Saurierarten gepanzert sind? Leben die ungepanzerten nicht in denselben Gegenden wie die gepanzerten, und finden sie nicht die zum Aufbau eines Panzers erforderlichen Stoffe, Kalk, Phosphorsäure, Kieselsäure, ebenso gut und reichlich in ihrer Umgebung? Nachdem der Prozeß der Panzerbildung bei einer Saurierart eingeleitet war, hat die Auslese wahrscheinlich sehr viel dazu beigetragen, den Panzer im Laufe der Zeit zu verstärken, da ohne Zweifel die schwächer gepanzerten Tiere zu einem großen Teile gefressen worden sind, aber den Anfang zur Panzerbildung kann die Auslese nicht gemacht haben, da die erste schwache Ablagerung noch gar keinen Schutz gewährt hat. Und dabei bleibt nicht allein unverständlich, warum die Neigung zur Panzerbildung nicht bei allen Reptilien gleichmäßig hervorgetreten ist, sondern auch, wie es kommt, daß die ungeschützten nicht sämtlich zu Grunde gegangen sind, wenn der Panzer zum Schutze nötig war. Biologisch ist keine dieser Erscheinungen zu erklären; es kann dafür keine andre Erklärung gefunden werden als ein Schöpferwille, der sowohl gepanzerte als ungepanzerte Saurier wollte. Sehr hübsch klingt es auch, wenn Dr. R. von Lendenfeld in einem Feuilleton über die australischen Säugetiere in Nr. 99 der Frankfurter Zeitung schreibt: „Mit gewaltigen Panzern hatten sich die Urfische-Keimzellenserien ausgerüstet, um im Konkurrenzkampfe zu siegen, mit ungeheuer großen und muskelkräftigen Individuen die Keimzellenserien der mesozoischen Riesenreptilien. Das waren verfehlte Versuche, den dauernden Sieg vermochten diese nicht an sich zu fesseln. Erst die Keimzellenserie traf das richtige, die in sich die Tendenz ausbildete, immer klügere Individuen in auf einanderfolgenden Generationen zu erzeugen, das Gehirn auf Kosten alles andern stetig zu vergrößern und immer höher zu organisiren. Die mit dieser Tendenz ausgestattete Keimzellenserie war es, die, durch kleine und schwache Geschöpfe fortlebend, schließlich über alle jene andern, mit gewaltigen Offensiv- und Defensivwaffen ausgestatteten, dem Gehirn aber nicht die entsprechende Bedeutung einräumenden Keimzellenserien siegen mußte und gesiegt hat.“ Der nüchterne Kritiker muß dagegen fragen: Wie fängt es eine Keimzellenserie an, sich die Ausbildung des Gehirns zum Ziele zu setzen? Ein kluger menschlicher Vater hat gewiß den besten Willen, keine andre als kluge Söhne zu zeugen, aber gelingt es ihm immer? Kann man bei Beuteltieren — die, wenn wir nicht irren, in unsrer Ahnenreihe eine wichtige Rolle spielen — auch nur einen solchen Willen voraussetzen? Und was würde ihr Wille für einen Einfluß auf ihre Keimzellen haben? Und ist es denn die Klugheit der heutigen Tierarten gewesen, was die Riesensaurier in die Kreide gelegt hat,

oder war es nicht vielmehr eine Reihenfolge von geologischen Katastrophen?*) Hätten diese nicht die Ungeheuer der Vorwelt vernichtet, so würde den höhern Tieren ihre Klugheit gar nichts genützt haben, sie wären allesamt von jenen dummen Scheusalen aufgefressen worden. Ebenso wenig würde den heutigen Tieren ihre Klugheit wider geologische Katastrophen etwas nützen. Was hilft denn sogar menschlicher Verstand bei einem kleinen Erdbeben? Wer nicht wegläuft, der ist verloren; und bräche die ganze Erdrinde zusammen, so ginge eben die ganze Menschheit zu Grunde. Nicht also in den Keimzellen kann die Klugheit liegen; sie muß wo anders gesucht werden, bei der den Weltprozeß leitenden Intelligenz, die sich darin gefallen hat, zuerst mit abenteuerlichen und ungeheuerlichen Gestalten zu spielen, dann diese zu vernichten und Raum zu schaffen für den Menschen und für eine Tier- und Pflanzenwelt, die zu seinem Dienste eingerichtet ist, und die er zu bewältigen und zu beherrschen imstande ist.

In den Aufsätzen über Darwin und Buckle haben wir erwähnt, welche Verlegenheit dem großen Naturforscher die Fälle bereiteten, wo sehr auffällige Eigenschaften der Tiere, namentlich schöne Färbung und Zeichnung, sowie gewisse andre Verzierungen, die auf einen ästhetischen Zweck hinweisen, sich schlechterdings nicht aus der Zuchtwahl erklären lassen, weil sie zum Fortkommen nichts nützen und unter Umständen sogar schädlich sind, wie der Hauptschmuck des Hirsches, die prachtvollen langen Schwanzfedern der Pfauen und Paradiesvögel, die schönen Zeichnungen auf den Flügeln der Schmetterlinge; namentlich die höchst merkwürdigen arithmetischen Gesetze, nach denen die Abstände spiralig angeordneter Stengelblätter bemessen sind, haben ihn rein zur Verzweiflung gebracht, denn gerade solche arithmetische Eigentümlichkeiten gehören zum Artcharakter, tragen aber zum bessern Fortkommen der Pflanze schlechterdings nichts bei. Wir wissen nicht, ob schon jemand versucht hat, solche biologisch gleichgiltige Altersunterschiede der Pflanzen biologisch zu erklären. Die auffälligen Zierden von Tieren wollte Darwin bekanntlich von der geschlechtlichen Zuchtwahl herleiten, allein die Annahme, daß Hirschweibchen das Geweih, Pfauhennen das Rad des Gemahls und Schmetterlinge die regelmäßige und schönfarbige Zeichnung der Flügel im Laufe der Jahrtausende durch beharrliche Auswahl des schönsten unter den Bewerbern hervorgebracht hätten, ist so abgeschmackt, daß es nicht lohnt, noch einmal auf diesen Unsinn einzugehen. Weismann glaubt durch langjähriges Studium der Raupen der Sache auf den Grund gekommen zu sein. Bei dieser Tierklasse konnte die

*) Auch wenn man mit Lyell statt der plötzlichen Katastrophen langsam sich vollziehende Umwandlungen annimmt, ändert das nichts an der Thatsache, daß es nicht das Unterliegen im Wettbewerb mit klügern Tieren, sondern die Umgestaltung der Oberfläche der Erde gewesen ist, was die Ungeheuer der Vorzeit vernichtet hat.

geſchlechtliche Zuchtwahl ſchon aus dem Grunde nicht in Betracht kommen, weil ja die Raupen geſchlechtlos ſind und mit der Fortpflanzung nichts zu ſchaffen haben. Er hat nun in Beziehung auf alle Arten von Färbung und Zeichnung nachgewieſen, daß ſie dem Tierchen als Schutzmittel nützlich ſind. Ganz kleine Räupchen ſind einfach grün wie das Blatt, auf oder an dem ſie ſitzen. Die größern ſind geſtreift, und zwar, wenn ſie an Gräſern leben, nur der Länge nach, ſodaß ihr zu breiter Körper in ſchmalere Streifen geteilt erſcheint und dadurch weniger auffällt, während die auf Blättern lebenden auch Querſtreifen haben, die die Blattrippen nachahmen. Dunkelfarbige Säume und Punkte wirken in einiger Entfernung, wo man die Farben nicht mehr unterſcheiden kann, wie die Schlagſchatten der Rippen auf der Unterſeite des Blattes. Die großen augenförmigen Flecken endlich wirken als Schreckmittel, beſonders da einige ſolche Raupen in der Gefahr den mit Schmuckaugen verſehenen Teil ihres Körpers in die Höhe richten. Weismann hat feſtgeſtellt, daß ſich Sperlinge und andre kleine Vögel, ja ſogar auch Hühner vor einem ſolchen Ungeheuerchen wirklich fürchten, und daß ihnen nur beſonders beherzte Hähne nach längerm Kriegsrat zu Leibe gehen. Bei noch andern zeigt die auffällige bunte Färbung den Vögeln an, daß das Wild einen ſchlechten Geſchmack hat, und man es alſo beſſer laufen läßt. Raupen endlich, die auf der Erde kriechen und in Baumrinden leben, ſind braun gefärbt, und da ſich die Rindenraupen bei drohender Gefahr ſteif machen, ſehen ſie ganz wie Holzſtückchen aus. Das alles mag vollkommen richtig ſein, und man begreift leicht, daß, wenn verſchieden gefärbte Raupen vorhanden ſind, die ihrer Umgebung angepaßten Arten am wenigſten gefreſſen werden und ſich ungeſtört vermehren, während die ſchlechter angepaßten zu Grunde gehen. Sind dann bloß noch ſolche mit Schutzfarben übrig, ſo wird dieſen der Schutz freilich nicht mehr viel nützen, denn die raupenfreſſenden Vögel müſſen dann eben, um nicht zu verhungern, ſcharfſichtiger, eifriger im Suchen und beherzter werden. Man begreift ferner, daß ſich die Schutzfarben und Schutzzeichnungen, ſobald ſie einmal vorhanden ſind, auf dem Wege der Vererbung und der Auslеſe verſtärken. Die große Frage iſt jedoch auch hier wiederum: Wie konnte der Auslеſe- und Vererbungsprozeß in Gang kommen? Die unendlich langen Zeiträume, mit denen auch Weismann ſehr freigebig iſt, nützen uns nichts, ſondern erſchweren die Erklärung. Denn ſie werden doch eben in der Vorausſetzung angenommen, daß Abänderungen ganz unmerklich anfangen und unmerklich fortſchreiten. Ein unmerklicher Anfang einer Schutzfärbung kann aber noch keinen Schutz gewähren, daher müſſen die Raupen, in denen der Prozeß ſeinen Anfang genommen haben ſoll, ebenſo häufig gefreſſen worden ſein wie ihre Konkurrenten im Kampfe ums Daſein, wenn nicht für ſie wieder eine beſondre, uns unbekannte Schutzvorrichtung getroffen worden iſt, damit im Verlaufe von einigen Jahrtauſenden die Schutzfärbung zu ſtande komme.

Weismann stellt selbst die Frage, macht sich aber die Antwort sehr leicht. Bei Streifen, meint er, könnten die Anfangsstufen nicht sehr von der ausgebildeten Form verschieden gewesen sein, und „schon der erste Anfang einer Streifung muß nützlich gewesen sein, denn er zerlegte für das Auge des Beschauers bereits die große auffällige Fläche des Raupenkörpers in mehrere Stücke und machte sie dadurch weniger auffallend." (Studien zur Descendenztheorie II, 126.) Das scheint uns denn doch eine sehr leichtfertige Antwort zu sein. Wenn an der Haut grünes Pigment zu verschwinden anfängt (wo weiße Streifen entstehen sollen) oder andersfarbiges sich ansammelt, muß dann diese Ansammlung sofort zwei parallele Streifen zu beiden Seiten des Rückens bilden? Nennt man das im Kreise gewissenhafter Naturforscher, die mit unendlich langen Zeiträumen und mit unendlich kleinen Änderungen rechnen, ein Anfangsstadium? Unsrer Ansicht nach würden Jahrtausende dazu gehören, um eine so regelmäßige Zeichnung, wie zwei parallele Striche längs des ganzen Körpers sind, auf Darwinischen Wegen hervorzubringen, und den Anfang könnte nicht gleich ein sichtbares Linienpaar, sondern nur ein einzelnes oder eine kleine Gruppe einzelner unwahrnehmbarer Pünktchen gemacht haben, und diese hätten eben keinen Schutz gewährt. Schreibt doch Weismann selbst (Über Leben und Tod S. 47): „Wenn wir also überhaupt einmal das Selektionsprinzip annehmen, dann müssen wir auch zugestehen, daß es in der That neues schaffen kann, wenn auch nicht plötzlich und unvermittelt, sondern immer nur in kleinsten Stufen [im Original gesperrt gedruckt] und auf Grundlage der gegebnen Abänderungen. Diese können nur als kleinste, und wie ich kürzlich zu zeigen versuchte, nur als quantitative gedacht werden, und erst durch ihre Häufung kommen große Abänderungen zu stande, d. h. solche, welche auch uns auffällig werden, und die wir als etwas Neues bezeichnen." Die roten Punkte, aus denen sich später die Schreckaugen entwickelt haben, sollen anfänglich durch ihre Ähnlichkeit mit Beeren geschützt haben. Ja, wenn nur der Anfang, den man sich doch unmerklich zu denken hat, schon den Eindruck einer Beere gemacht hätte! Allerdings kommt der Zuchtwahl nach Weismann noch eine andre Kraft zu Hilfe: die Korrelation: „jene im Innern des Körpers waltende Gesetzmäßigkeit, durch welche [nach welcher!] kein Teil verändert werden kann, ohne eine gewisse Wirkung auf andre Teile auszuüben: das innere Bildungsgesetz oder Wachstumsgesetz." (Studien II, S. 136.) Diese Korrelation soll bewirken, daß, wenn auf dem ersten oder dem letzten der Leibringe der Raupe Flecken entstanden sind, die Zeichnung sich allmählich auf die übrigen Ringe fortsetzt. Diese Fleckenreihen fließen dann unter Umständen zusammen und bilden Säume. Wir wollen hier noch nicht fragen, wie ein solches Bildungsgesetz auf natürlichem Wege entstehen konnte. Begreiflich finden wir es in solchen Fällen, wie sie schon Goethe hervorgehoben hat. Der Magen z. B. und die Kinnladen mit dem Gebiß stehen in einer not-

wendigen Korrelation mit einander; ein kleiner Magen fordert einen Rachen, der ihm Fleischnahrung zuzuführen vermag, und da sich ein großes Tier nur durch Tötung andrer, entsprechend großer Tiere Fleisch verschaffen kann, so muß es leise gehende Sohlen zum Beschleichen und muskulöse Beine zum Bespringen der Beutetiere haben. Andrerseits erfordern Kauwerkzeuge, die für Gras eingerichtet sind, einen umfangreichen Verdauungsapparat zur Aufnahme und Bewältigung großer Massen dieses wenig konzentrirten Nahrungsmittels. Wie schön hat Goethe in der „Metamorphose der Tiere" die Wechselbeziehung zwischen Gehirn und Gebiß dargestellt und das Lebensgesetz ausgesprochen, nach dem sich der tierische Organismus unter den Einflüssen der Außenwelt aufbaut! Dergleichen Wechselbeziehungen drängen sich von selbst auf, und man versteht auch, wie, Magen-, Kau- und Gehwerkzeuge als schon vorhanden vorausgesetzt, nicht allein jede solche Eigentümlichkeit durch Naturzüchtung verstärkt werden kann, sondern auch die Verstärkung einer jeden die aller entsprechenden zur Folge haben muß. Aber Pigmentansammlung an einer Hautstelle bedeutet der Erfahrung nach keineswegs eine solche Harmoniestörung im Organismus, daß sie andre Änderungen, zunächst weitere Pigmentansammlungen an entsprechenden Stellen, hervorrufen müßte. Ein rotes oder braunes Mal auf der linken Wange fordert keins auf der rechten, und noch weniger weitere Malpaare auf den übrigen Leibabschnitten, die den Ringen der Raupe entsprechen; auch giebt es ja viele ganz unregelmäßig gefleckte Tiere. Und warum hat Weismann nicht lieber statt der Entstehung der Raupenfärbung die der weit auffälligern und schönern Färbung und Zeichnung der Schmetterlinge untersucht? Von diesen sagt er selbst (Studien I, 5 bis 6), daß Schutzfarben nur auf der Unterseite ihrer Flügel einen Sinn haben, weil sie sich nur sitzend, mit aufgeklappten Flügeln, einigermaßen verbergen können, flatternd aber auf jeden Fall gesehen werden. Nun tragen sie aber ihre farbigen und schönen Zeichnungen gerade auf der Oberseite. Wie soll man sich also diesen Schmuck entstanden denken? Bleibt da nicht die teleologische Erklärungsweise die einfachste und natürlichste? Die Natur hat den Zweck, den Menschenseelen die Entstehung zu ermöglichen und gleichzeitig sie mit einem Inhalt zu erfüllen (die Ansammlung dieses Inhalts ist eben die Entstehung der Menschenseele). Zum Seeleninhalt gehören einerseits die ästhetischen Empfindungen, weshalb die Naturgestalten mannichfaltig und vorwiegend schön sein müssen, andrerseits die Erforschung und Erkenntnis des ursächlichen Zusammenhangs der Erscheinungen. Beiden Zwecken dienen die Schmetterlinge in hohem Grade, indem sie einerseits eine Fülle von Schönheit darbieten und dem Menschen vielleicht die erste Anregung zum Ornamentenzeichnen gegeben haben, andrerseits eben durch ihre wunderbare Gestalt und Schönheit und den noch wunderbarern Ablauf ihres Lebens in drei, eigentlich vier von einander so grundverschiednen Entwicklungsstufen den Menschen zum Nachdenken und Forschen

anregen. Die Färbungen der Raupen sind dann daraus zu erklären, daß die planmäßige Pigmentabsonderung im Organismus des Tierchens auf seinen frühern Daseinsstufen vorbereitet werden mußte. Und diese Vorbereitung mag allerdings durch den Umstand, daß den Raupen ihre Hautfärbung zum Schutze diente und die Ursache einer Selektion unter verschieden gefärbten wurde, nicht wenig gefördert worden sein.

Aber freilich, vor dem Worte Zweck hat Weismann gleich den meisten Darwinianern einen wahren Abscheu. Als ob die Begriffe Zweck und Ursache einander ausschlössen! Als ob nicht die einzigen Ursachen, die wir einigermaßen durchschauen, die Beweggründe unsers eignen Handelns, ebenso viele Zwecke wären! Als ob für die Welt im ganzen ein andres Verhältnis gedacht werden könnte! Ohne einen Weltzweck, ohne einen Willen zur Verwirklichung dieses Zwecks und eine die Verwirklichung leitende Intelligenz hätten wir sicherlich auch nicht ein einziges symmetrisch gefärbtes Paar Schmetterlingsflügel, hätten wir überhaupt keinen Kosmos, sondern könnte höchstens ein Chaos vorhanden sein. Und für Weismann bestand eigentlich gar kein Grund, sich gegen die Einführung des Zweckbegriffs in die Naturwissenschaften zu sträuben. Er gründet die Welt nicht aufs nichts oder auf seine eigne Phantasie, wie manche andre Gelehrte. Er schreibt (Über die Berechtigung der Darwinischen Theorie S. 23): „Wie die Bewegung der Himmelskörper nicht lediglich von der Gravitation abhängt, sondern ein primitiver Anstoß vorausgesetzt werden muß, der ihnen eine tangentiale Bewegung mitteilte, so ist bei der Bewegung der Lebewelt, wie sie durch Entstehen und Vergehen der Arten sich uns kund giebt, die unerläßliche Voraussetzung: die Variabilität der Organismen, oder genauer: Vererbungsfähigkeit und Variabilität.“ Drücken wirs noch genauer aus: Der Naturmechanismus ist eine sehr nützliche Hypothese, die für die Erklärung und Benutzung der organischen Welt zwar vielleicht niemals dieselben Dienste leisten wird wie für die Erklärung und Benutzung der unorganischen, die aber doch auch deren Erklärung und Benutzung wesentlich fördert. Sie besteht darin, daß man annimmt, die Erscheinungen der organischen Welt, einschließlich des Entstehens der Pflanzen- und Tierarten, würden ebenso wie die der unorganischen lediglich durch Ortsveränderungen der Atome hervorgebracht, und in das Spiel der Atome menge sich keine außer ihnen befindliche Kraft, etwa der ihren Lauf abändernde Wille eines Weltenlenkers. Allein diese Annahme setzt vier andre Annahmen voraus. Erstens daß Atome vorhanden sind. Zweitens eine bestimmte ursprüngliche Anordnung der Atome. Drittens einen Stoß, der sie in Bewegung gesetzt hat. Viertens eine Bewegungsrichtung, die sie unverbrüchlich inne halten, und die wir bildlich als ein Gesetz zu bezeichnen pflegen, weil die Atome, indem sie sich immer nur auf einerlei Weise bewegen, oder vielmehr unter diesen Umständen auf diese, unter jenen auf jene Weise, dasselbe Verhalten zeigen wie Menschen, die ein

Gesetz befolgen. Und indem nun bei diesem Spiel der Atome gewisse Figuren herauskommen, ist es klar, daß diese Figuren der Zweck sind (vielleicht noch nicht der allerletzte, der Endzweck, aber der vorläufige Zweck jedenfalls), der durch die Anordnung, den Anstoß und die Bewegungsrichtung oder das Gesetz beabsichtigt war. Ein geschickter Billardspieler kann vielleicht die ganze Reihe von Figuren voraussagen, die der eine Stoß, den er führt, hervorbringen wird. Die Schlußfigur ist der Endzweck, die dazwischen liegenden Gruppirungen sind die unerläßlichen Zwischenglieder. Aus der ersten Bewegung des gestoßenen Balles gehen alle andern Bewegungen und Gruppirungen mit Notwendigkeit hervor. Aber Bedingung für das Spiel der Bälle ist, daß der Spieler stößt, daß er genau mit der Kraft und in der Richtung stößt, wie es seine Absicht fordert, daß die Bälle gerade so und nicht anders angeordnet sind, und daß sie sich nach den dem Spieler bekannten Naturgesetzen der Elastizität, der Schwere, der Reibung bewegen. Die ersten beiden Bedingungen erfüllt der Spieler, die dritte haben seine Mitspieler erfüllt, die vierte ist durch die vorhandne Körperwelt gegeben. Beim Spiel der Atome können wir nur einen hinzudenken, der alle vier Bedingungen ein für allemal erfüllt hat. Und das thut denn auch Weismann. Während er in der letzten seiner Studien zur Descendenztheorie (Über die mechanische Auffassung der Natur) lange und heftig gegen E. von Hartmann und Karl Ernst von Baer polemisirt, die ein „metaphysisches Prinzip" in die Naturerklärung einführten, während er wiederholt die nicht allein unbegründete, sondern ganz unverständliche Behauptung aufstellt, Notwendigkeit*) und Zweck schlössen einander aus, bequemt er sich doch auf S. 315 zu dem Geständnis, die Baersche Forderung**) enthalte eine Wahrheit, „die auch von denjenigen nicht verkannt werden sollte, welche einer mechanischen Naturauffassung huldigen. Es ist dieselbe Wahrheit, welche auch von den philosophischen Gegnern dieser Auffassung geltend gemacht wird, daß nämlich die Welt als Ganzes sich nicht aus blinden Notwendigkeiten entstanden denken läßt, daß die unendliche Harmonie, welche in allen Erscheinungen der organischen wie der unorganischen Natur an allen Enden und Ecken sich offenbart, unmöglich als das Werk des Zufalls gedacht werden kann, vielmehr nur als das Resultat eines planmäßig gerichteten, großartigen Entwicklungsprozesses." Ja S. 324 nimmt er die Behauptung, daß Notwendigkeit und Zweck einander ausschlössen, ausdrücklich zurück und protestirt nur noch dagegen, daß man die zwecksetzende Kraft in den Ablauf der Notwendigkeiten eingreifen lasse; die Vertreter der mechanischen Naturauffassung seien durchaus

*) Naturnotwendigkeit ist nichts andres als die zur Verwirklichung des Zwecks getroffne und darum unabänderliche Einrichtung.

**) Die Forderung lautet: „Soll der Darwinischen Hypothese wissenschaftliche Berechtigung zuerkannt werden, so wird sie sich dieser allgemeinen Zielstrebigkeit fügen müssen. Kann sie das nicht, so wird man ihr die Geltung zu versagen haben."

nicht genötigt, eine teleologiſche Kraft zu leugnen, „ſie werden ſie nur dahin verlegen müſſen, wo ſie allein wirkſam ſein kann: an den Anfang der Dinge.“ Damit können wir uns zufrieden geben.

(Schluß folgt)

La rupture

Die ruſſiſch-franzöſiſche Allianz einſt und jetzt

Nicht lange vor der Aufnahme Albert Vandals in die Akademie, die Ende Dezember 1896 erfolgte, iſt der dritte Band ſeines Werkes über Napoléon et Alexandre I (Paris, Librairie Plon, 1897) erſchienen. Er führt den in ſeiner Knappheit höchſt bezeichnenden Titel La rupture, der Bruch, und iſt eine durch Gediegenheit des Inhalts und Schönheit der Form ſo ausgezeichnete Leiſtung, daß die höchſte Ehre, die einem franzöſiſchen Gelehrten widerfahren kann, ſchon allein durch ihn vollauf begründet geweſen wäre.

Der letzte Grund der Auflöſung des 1807 abgeſchloſſenen Bündniſſes zwiſchen Frankreich und Rußland iſt allerdings ſchon vor Vandal völlig bekannt geweſen. Es war ſchließlich doch kein andrer als die Unvereinbarkeit irgend einer ſelbſtändigen Großmacht mit dem napoleoniſchen Syſtem, das auf völlige Unterjochung der Welt abzielte. Aber die Art und Weiſe, wie ſich dieſer Gegenſatz allmählich herausarbeitete, und wie es ſchließlich zum Bruche kam, iſt von Vandal teils auf Grund der gedruckten Quellen, teils der einſchlägigen Schriftſtücke im Archiv der auswärtigen Angelegenheiten zu Paris und in andern Archiven vielfach in völlig neuer Weiſe ins Licht geſtellt worden. Für die Kunſt ſeiner Darſtellung zeugt der Umſtand, daß einem Zeitraum von etwa anderthalb Jahren nicht weniger als 547 Seiten gewidmet ſind, und doch das Intereſſe des Leſers keinen Augenblick erlahmt.

Zu Anfang des Jahres 1811 war es ſchon ſoweit gekommen, daß Alexander I. den Entſchluß faßte, gegen Napoleon zu marſchiren, ohne daß er das amtlich noch beſtehende Bündnis aufgekündigt hätte. Sein angeblicher Grund war die Verjagung ſeines nahen Verwandten, des Herzogs von Oldenburg; der wahre Grund war die in der Vergrößerung des Herzogtums Warſchau zu Tage tretende Gefahr des Wiedererſtehens von Polen, wodurch Rußland mit Auflöſung bedroht wurde. Aber auch die Vergrößerung von Warſchau

selbst stellte sich nur als ein Ausschnitt aus einem ganzen System dar: Frankreichs Macht war durch Napoleon ins Ungeheuerliche vermehrt worden; es hatte eine bewegliche Grenze, die rastlos weiter vorwärts rückte; mit der Angliederung Hollands und der Hansestädte war das Kaiserreich bis an die Nord- und Ostsee vorgedrungen; Preußen befand sich in dem Zustande völliger Sklaverei; die Forderungen bezüglich der Kontinentalsperre wuchsen immer höher — angesichts aller dieser Dinge verlor der Zar am Ende die Geduld und warf sich in die Gefahr, um sie nicht immer erwarten zu müssen.

Der nächste Gedanke Alexanders war dabei auf einen raschen, wuchtigen Angriffsstoß gerichtet, wozu 200000 Russen in Bereitschaft standen. Der Zar war von der Hoffnung beseelt, daß Napoleon wegen des spanischen Krieges höchstens 106000 Mann französischer Truppen für den russischen Krieg würde verfügbar machen können, und daß die 50000 Polen des Herzogtums Warschau vernichtet sein würden, ehe ihnen der Kaiser zu Hilfe kommen könne, ja es schien nicht undenkbar, die Polen sogar zu Bundesgenossen zu gewinnen, wenn man ihre Unzufriedenheit über die kostspieligen Militärlasten — „zwei Regimenter Husaren kosteten in Warschau so viel als anderwärts vier" — ausnütze und ihnen die Bürgschaft gebe, daß ihre Nation unter Alexander als König wieder zu einem einzigen Staatswesen vereinigt werden würde. Gewann man so die Weichsellinie, so konnte man den Preußen die Hand reichen, „bei denen sich der Haß gegen Frankreich bis zum Fanatismus gesteigert hatte." Der König, der seit dem Tode seiner Gemahlin jede Spannkraft eingebüßt hatte, würde voraussichtlich vom Strom der öffentlichen Meinung mit fortgerissen werden, und 50,000 Preußen — der Kaiser hätte richtiger 100000 gesagt — würden sich den Russen anschließen. Was die Flanken Rußlands anging, so hatte der schwedische Kronprinz Johann, der frühere Marschall Bernadotte, im Dezember 1810 dreimal sein Ehrenwort gegeben, daß er sich niemals gegen Rußland erklären werde; der Adel und der Kaufmannsstand des Landes litten schwer unter dem Abbruch des Handels mit England, und schon erwog der Zar den Gedanken, den Teil der Schweden, der den Verlust Finnlands nicht verschmerzen konnte, durch die Preisgabe Norwegens zu gewinnen. Die Türkei war durch den bisherigen Krieg mit Rußland an Geld und Mannschaften so erschöpft, daß sie nicht mehr stark in Betracht kam; auch verhießen die seit langem eingeleiteten Friedensverhandlungen, seit England ihnen günstiger zu werden anfing, einen nahen Erfolg. Österreich endlich konnte man durch die Abtretung der Donaufürstentümer bestimmen, daß es auf Galizien, dessen besten Teil es schon 1809 hatte herausgeben müssen, vollends verzichtete und sich an dem Kampf gegen Frankreich beteiligte, der ihm bei günstigem Verlauf die größten Aussichten eröffnete. Mit alledem war die russische Rechnung noch nicht abgeschlossen: Alexander konnte auf Grund der Berichte seiner Sendlinge feststellen, daß überall Napoleon die Herrschaft über die Seelen verloren hatte

und sich nur noch durch die Gewalt behauptete. Selbst in Italien, dessen Bevölkerung ihm einst so ergeben war, knirschte alles über die hohen Steuern, das Kontinentalsystem, die Aushebung, und dazu kam die Entrüstung der katholischen Gewissen über den Tyrann des Papstes, den Quäler der Priester. Selbst des Kaisers Schwager Murat, der König von Neapel, war des Joches überdrüssig und begann nach den Berichten des Herzogs von Bassano schon damals „nach der Seite Österreichs zu schielen." Und Frankreich? Äußerlich bot es einen Ehrfurcht gebietenden Anblick; „es manövrirte auf den Wink des Kaisers wie ein Regiment" und schien voll Ehrgeiz, sich dessen Lob zu verdienen; aber im tiefsten Grunde gährte es auch hier: man seufzte über die sich beständig steigernden Steuern an Geld und Blut, über das Hinsterben des Handels, die Krisis der Industrie, die anfänglich nach Beseitigung des englischen Wettbewerbs in Europa einen großen Aufschwung genommen hatte, der sich aber bald verflüchtigte: in Nimes allein waren nach den Angaben der Polizei 30000 Arbeiter ohne Beschäftigung, in der Pariser Vorstadt St. Antoine 20000. Dazu kam der geistige Druck — „eine ganze Nation wagte nur noch zu flüstern." „Jedermann, schrieb ein russischer Sendling, fürchtet den Kaiser, niemand liebt ihn."

Entsprechend den Absichten des Zaren begannen in tiefster Stille die militärischen Maßnahmen, die einen russischen Vorstoß ermöglichen sollten. An den Grenzen des Reichs, in Podolien, Litauen und Kurland sammelten sich die Heere, die ins Herzogtum Warschau einbrechen sollten; vier Punkte wurden für diese Anhäufungen ausersehen, Wilna, Grodno, Brzesc, Bialystock; es wurden Magazine errichtet, Vorräte an Schießbedarf und Lebensmitteln angelegt, Schiffbrücken beschafft, damit der Übergang über den Njemen und Bug jeden Augenblick leicht vollzogen werden könnte. Das Hauptquartier sollte in Slonim, südlich von Wilna, errichtet werden; die Generale für die einzelnen Heerkörper waren bereits bezeichnet; kurz, Alexander „war seinem Gegner um ein Heer und ein Jahr voraus."

Fragt man, wie dem gegenüber Napoleons Stimmung war, so ist die Antwort Vandals (S. 94): Er war weit entfernt, die Gefahren eines russischen Kriegs zu verkennen; er empfand den Reiz des Kampfes und großer Tragödien nicht mehr: Lorbeeren hatte er genug gesammelt, Gefahren genug bestanden, und manchmal überkam ihn eine Art Schrecken davor, diesen Schatz von Ruhm aufs Spiel zu setzen. Aber sein oberster Zweck war, England zum Frieden zu zwingen und so seine Herrschaft über Europa zu befestigen. Das Kontinentalsystem galt dem Kaiser als ein Mittel, England zu demütigen; aber es mußte zu diesem Zwecke das auch wirklich sein, was sein Name besagte: solange es nicht den ganzen Kontinent umspannte, so lange war seine Wirkung nicht durchschlagend. Für den Fall, daß Alexander, der im Dezember 1810 durch den bekannten Ukas von diesem System zurückgetreten war, sich ihm wieder an-

schloß, hielt Napoleon den Krieg für vermeidbar; aber bloßen Frieden mit Rußland wollte er nicht: es mußte sein Verbündeter sein, oder er gedachte es anzugreifen und unschädlich zu machen. Und hier erkennt man, was die Niederlage Rußlands, falls es nicht sein Partner bleiben wollte, allerdings für Napoleon bedeutete. Stand er erst siegreich in Petersburg oder Moskau, fügte sich Rußland seiner Macht, so mußte England daran verzweifeln, daß es auf dem Festlande noch Verbündete finden und über Frankreich obsiegen könne: es war dann gezwungen, Frieden zu suchen. Was Roloff schon im 68. Band der Preußischen Jahrbücher ausgeführt hat, daß Napoleon bei seinen Entwürfen gegen England (so bei dem Plan eines indischen Heerzugs) nicht sowohl nach neuen Eroberungen, als vielmehr nach gesichertem Frieden auf der Grundlage seines freilich ungeheuerlichen Besitzes strebte, daß es vor allem galt, England zur Hinnahme des bestehenden Zustandes zu zwingen, das geht, richtig verstanden, auch aus Vandals Darstellung hervor. Die Größe des napoleonischen Geistes aber ersieht man aus der Betrachtung, die der Kaiser weiterhin anstellte. Die Zukunft gehörte nach seiner Überzeugung den großen Reichen. „Während er sich Europa unterwarf, entschädigte sich England auf der Welt; es gewann die Meerherrschaft und faßte in den entlegensten Ländern festen Fuß. Zur gleichen Zeit wuchs die Bevölkerung Rußlands Jahr für Jahr um eine halbe Million Seelen: am Horizont erscheint ein Ozean von rohen und armen Menschen, eine unerschöpfliche Masse von Kriegern, die sich eines Tages auf Europa stürzen und es überfluten kann. So stolz Europa sein mag auf seine verfeinerte Zivilisation und seinen alten Vorrang — eines Tags wird es, klein und in seinem Dasein bedroht, zwischen den beiden Kolossen stehen, die an seiner Seite emporwachsen. Um den einen zurückzuschlagen, den andern niederzuwerfen, bedarf es der Einheit, und es ist ein Glück, daß das Ergebnis der Kämpfe es eben jetzt unter einen Anführer gestellt hat, der das Rettungsmittel der Diktatur anwenden kann." Man sieht, es ist derselbe Gedankengang, der den Kaiser auf St. Helena am 18. April 1816 das bekannte und oft falsch angeführte Wort sprechen ließ: „Vor Ablauf von zehn Jahren kann Europa entweder kosakisch oder ganz republikanisch sein."

Wenn man nun nach dem bisherigen annehmen mußte, daß der Angriff von Rußland ausgehen würde, so zeigte sich freilich bald, daß dem nicht so war. An zwei Punkten stieß Alexander auf Widerstand: aus dem Herzogtum Warschau kamen Berichte, daß die maßgebenden Männer von einem Abfall von Napoleon, auf den die polnische Nation ihre Hoffnung setzte, durchaus nichts wissen wollten, und in Wien warf der Erzherzog Karl, der Sieger von Aspern — Vandal nennt ihn bezeichnenderweise S. 103 nicht so, sondern le glorieux vaincu de Wagram! —, seinen ganzen Einfluß, der bei seiner Volkstümlichkeit groß war, gegen Rußland in die Wagschale. Und der Staatskanzler Graf Metternich war weit entfernt, sich in ein Abenteuer einzulassen, das

Österreich mit unmittelbarem Schaden bedrohe und ihm nur sehr unsichern Gewinn verheiße. Metternich erklärte, daß jede russische Truppenansammlung an der galizischen Grenze sofort damit beantwortet werden würde, daß das österreichische Heer auf Kriegsfuß gesetzt werde. Er wußte wohl, daß Alexander 1805, als Preußen neutral blieb, daran gedacht hatte, diesen Staat, mit dem er äußerlich im besten Einvernehmen stand, plötzlich anzugreifen und ihm seine polnischen Provinzen zu entreißen: bei dem exzentrischen Gang der russischen Politik, äußerte er, sei gerade das Unmögliche möglich; dagegen wollte er sich vorsehen. Alexander stieß also auf den Widerstand der Polen und Österreicher, auf deren Hilfe er gehofft hatte. Gleichzeitig machte Bernadotte eine Wendung zu Frankreich, von dem er Norwegen zu erhalten hoffte; Preußen mahnte zur Vorsicht — kurz, die ersten Voraussetzungen eines erfolgreichen russischen Angriffs stürzten zusammen.

Auf der andern Seite hatte aber auch Napoleon dringende Gründe, den Zusammenstoß mit Rußland wenigstens noch hinauszuschieben: er war noch weit davon entfernt, mit Spanien fertig zu sein, wo gerade jetzt Wellington durch sein geniales Verteidigungssystem erreichte, daß sich der Ansturm Massenas an den Linien von Torres Vedras brach. Ein Kampf mit Rußland bot, solange man die unbesiegten Spanier im Rücken hatte, wenig Verlockendes, und so beginnt eine Zeit der Verhandlungen — Lauriston geht als Gesandter an Stelle Caulaincourts nach Petersburg, Tschernitscheff nach Paris, um dort anzudeuten, daß es ein Mittel gebe, die wankende Freundschaft wieder zu festigen, wenn man nämlich „Polen und Oldenburg in denselben Sack stecken wollte," d. h. wenn der Kaiser sich dazu verstehe, den Herzog von Oldenburg, den Vetter des Zaren, für sein von Frankreich geraubtes Land mit polnischem Gebiet zu entschädigen. Am 10. April 1811 entledigte sich der Oberst dieses Auftrags: Napoleon glaubte anfangs, man mute ihm die Abtretung des ganzen Herzogtums Warschau zu, und brauste auf: das wäre, rief er aus, meinerseits der Gipfel des Wahnsinns. Als er zu bemerken glaubte, daß sich der Zar mit Danzig begnügen wolle, wurde er ruhiger, erklärte aber auch diesen Wunsch für unerfüllbar, weil sein Mißtrauen nun einmal geweckt sei, und das Aufgeben Danzigs gleichbedeutend sein würde mit Verzicht auf die Weichselstellung. Wohl aber zeigte er sich bereit, den Herzog von Oldenburg mit Erfurt und einem benachbarten, seinem Stammlande gleichen Gebiete zu entschädigen und sich überdies durch einen förmlichen Vertrag zu verpflichten, daß er Polen niemals herstellen werde, sondern dessen Teilung anerkenne — wovon schon 1810 die Rede gewesen war.

Nicht lange nachher kam der bisherige französische Gesandte Caulaincourt, Herzog von Vicenza, am 5. Juni 1811 aus Petersburg nach Paris zurück und suchte noch an demselben Tage um elf Uhr vormittags den Kaiser in St. Cloud auf. Der Herzog betonte mit vollstem Freimut, daß es jetzt gelte,

zwischen Polen und Rußland zu wählen. Entweder setze der Kaiser die 1807 und 1809 begonnene Politik fort, stelle Polen her und schaffe sich damit einen Verbündeten im Osten Europas. Oder, wenn er das nicht wolle, wenn ihm das polnische Element nicht zuverlässig genug erscheine, so gebe er durch die Auslieferung Danzigs dem Zaren eine ausreichende Bürgschaft gegen die Herstellung Polens und schaffe damit die Grundlagen einer dauernden Freundschaft beider Reiche. Der Botschafter warnte den Kaiser davor, die Russen zu unterschätzen: ihr Klima, die riesigen Ausdehnungen ihres Landes, die Hilfsquellen ihres Staats machten sie zu furchtbaren Gegnern, wenn der Kaiser sie auch mit noch so gewaltigen Streitkräften angreife. Der Zar sei zum äußersten Widerstand entschlossen; er habe gesagt, daß er sich lieber nach Kamtschatka zurückziehen als Provinzen abtreten oder einen Frieden abschließen werde, der doch nur ein Waffenstillstand sein würde. Einen Augenblick schien Napoleon betroffen; dann fing er an von seinen Hilfsquellen zu sprechen, von seinen hundertzwanzig Departements, den unbesieglichen alten Soldaten von Austerlitz und Jena, den Lombarden Eugens, den Neapolitanern Murats, den Kroaten Marmonts, den achtzehn Heeresabteilungen des Rheinbunds, den Westfalen Jeromes, den Hannoveranern Davouts, den Polen; er berauschte sich an seiner Macht: eine gewonnene Schlacht werde alles entscheiden; Alexander werde nachgeben, er habe einen griechischen, d. h. unbeständigen Charakter. Der Tag sank dahin; draußen, im Park von St. Cloud, vergoldeten die sterbenden Strahlen der Sonne die Wipfel der hohen Bäume, während es im Saale schon dunkelte. Sieben Stunden hatte die Unterredung gedauert. Der Kaiser war unbelehrbar; er entließ den bisherigen Botschafter in der Meinung, daß er von den Russen ganz eingenommen sei, und es keinen Zweck habe, mit ihm zu verhandeln. Die einzige Folge der Unterredung war, daß der Kaiser zu der Überzeugung kam, daß ihn Rußland in diesem Jahre nicht angreifen werde, es also nicht nötig sei, was er zunächst angenommen hatte, den Krieg hinter der Oder aufzunehmen.

Auf diesem Punkte sind die Dinge im wesentlichen geblieben. Rußland wäre, wenn ihm der Kaiser die Polen geopfert hätte, nicht zum Kriege geschritten; aber es würde sich auch nicht mehr zum alten Anschluß an das napoleonische System entschlossen haben. Der Kaiser aber wollte ein Volk nicht preisgeben, das, seit er dem Zaren nicht mehr traute, sein Vorposten im Osten war, und er konnte Rußland nicht außerhalb seines Systems lassen, wenn er endlich einmal den zähen Widerstand Englands brechen und zur unbestrittenen Diktatur über Europa gelangen wollte. Wir müssen darauf verzichten, Vandal alle die Wendungen der Politik nachzuzeichnen, die er in überaus fesselnder Weise vor uns entwickelt; namentlich von der berühmten Unterredung, die der Kaiser an seinem Geburtstag, am 15. August 1811, mit dem russischen Gesandten, dem Fürsten Kurakin, in den Tuilerien hatte,

entwirft unſer Hiſtoriker S. 211 bis 217 ein lebendiges Bild. Es war mehr ein Monolog, weil Napoleon in ſeiner leidenſchaftlichen Erregung faſt immer ſelber ſprach und den Geſandten kaum hie und da zu Worte kommen ließ. Die Summe war: „Ich habe 800000 Mann, dazu jährlich 250000 Rekruten; ich kann den Krieg gleichzeitig in Spanien und gegen euch führen; ich verſtehe ein bischen das Handwerk; ich habe immer Erfolg gehabt und hoffe ihn wieder zu haben, wenn ihr mich zum Kriege zwingt. Den Herzog von Oldenburg will ich entſchädigen; aber vom Großherzogtum Warſchau gebe ich keinen Zoll her, kein Dorf, keine Mühle.“ Das Wort, das man wohl leſen kann: „Ihr Kaiſer belügt mich,“ iſt von Napoleon übrigens nicht geſprochen worden; aber Kurakin zog ſich ganz niedergeſchmettert zurück, Schweißtropfen auf der Stirn; „es iſt, ſagte er, ſehr heiß bei Seiner Majeſtät geweſen.“

Von da an war jede Ausſicht auf Verſtändigung vollends geſchwunden; das Unheil war im Lauf, und bei dem Unternehmen, den letzten unabhängigen Staat Europas niederzuzwingen, zerſplitterte das Schwert des großen Kriegsfürſten, das bisher jeden Feind gefällt hatte. Er eroberte Moskau; aber alsbald flammte es in einer rieſigen Lohe auf, und nach einigen Tagen „herrſchte Napoleon nur noch über Ruinen. Rings um den Kreml waren elftauſend verbrannte Häuſer, und die Feuersbrunſt wütete fort, auch noch die Reſte der Stadt zu verzehren; aufrecht ſtanden nur noch die 340 Kirchen inmitten eines Meeres von Trümmern. Das Heer war überfüttert mit Plünderung, vollgeſtopft mit unnützen Reichtümern, die es den Flammen ſtreitig gemacht hatte, ſich beugend unter dem Gewicht einer Art von Trunkenheit, ohne Mut, die Zukunft ins Auge zu faſſen; in den Ebenen ringsum viertauſend geplünderte Schlöſſer und Dörfer, in den Wäldern zweimalhunderttauſend Menſchen, die von Haus und Herd verjagt und zu einem wilden Leben gezwungen waren. Am Horizont tauchten Banden von Bauern auf, die ſich wütend erhoben, unſre Zufuhren angriffen, unſre vereinzelten Soldaten erwürgten oder lebendig begruben, die den Krieg nach ſpaniſcher Weiſe zu führen anfingen. Inmitten dieſer Verwüſtung handelte Napoleon nicht mehr; er wartete. Am Ende mußte es mit den Ruſſen gehen wie mit den Preußen und Öſterreichern, wie mit ſo vielen andern, wo der Gewinn einer Schlacht und die Einnahme der Hauptſtadt alles in Ordnung gebracht hatte. Aber der Friede kam nicht, und Napoleon, erſtaunt über die Feuersbrunſt und die planmäßigen Zerſtörungen, fragte ſich, mit welchem Volk er es zu thun habe, was das für eine Raſſe ſei, die ein heiliges Werk zu verrichten meinte, indem ſie ſelbſt Feuer an ihre Städte legte. Manchmal erwog er ſehr ſchöne kriegeriſche Pläne, auf die er aber bei der Erſchöpfung ſeiner Leutnants und ſeiner Soldaten verzichten mußte. Auch trug er ſich damit, gigantiſche und abenteuerliche Hilfsmittel anzuwenden, ſich ſelbſt zum König von Polen auszurufen, das Fürſtentum

Smolensk oder die Republiken der Tataren wieder ins Leben zu rufen, den russischen Adel durch den Köder einer Verfassung zu verlocken und das Volk durch die Aufhebung der Leibeigenschaft; er gedachte das revolutionäre Wort in die Welt zu schleudern, das einen sozialen Krieg zu seiner Hilfe entzünden sollte. Endlich beschloß er nichts, weil er das Unausführbare seiner Gedanken erkannte, versank in eine dumpfe Unthätigkeit, suchte nichts mehr zu denken und entrann sich selbst durch Einbildungen und las Romane." Auf der andern Seite war die Lage einige Zeit lang nicht minder schwierig: daß „ein Mann in den Kreml gezogen war ohne die Erlaubnis des Zaren," erschütterte das russische Volk tief. Zum erstenmal schien es am Zaren und an Gott zu zweifeln; man erwartete bei Hofe eine Katastrophe; als am 18. September der Regierungsantritt des Zaren in Petersburg wohl oder übel feierlich begangen werden mußte, ertönte kein Laut des Zurufs aus der Masse, sodaß man das Rauschen der seidnen Frauenkleider auf den Marmorstufen der Kathedrale hören konnte; man war schließlich froh, als der Tag vorüber war. Aber in dem Kampf, der zwischen der Furcht, die Napoleon einflößte, und dem Glauben der Russen an die Gerechtigkeit ihrer Sache ausgefochten ward, siegte der edlere Teil, die Religion des Vaterlandes, die den Russen vorschrieb, an der Sache ihres Volkes nicht zu verzweifeln. Vier Wochen später erdröhnten von der Peter- und Paulsfestung ein, zwei, drei Kanonenschüsse, schließlich eine ganze Salve, eine Salve voll Frohlocken und Triumph; sie kündigte der Hauptstadt an, daß Moskau frei sei. Und dann folgte der Rückzug, tausendmal erzählt, von Vandal aber zum tausendunderstenmal mit einer solchen Lebendigkeit in den knappsten Umrissen, auf vier bis fünf Seiten geschildert, daß wir nicht anstehen, diesen Abschnitt den größten Meisterwerken der geschichtlichen Darstellung beizuzählen.

Betrachten wir noch den Schluß, den Vandal aus seinen Studien für die Gegenwart zieht; er ist in der That merkwürdig genug.

Die 1812 in die Brüche gegangne russisch-französische Allianz, lesen wir auf S. 544, hatte von Anfang an den Keim der Auflösung in sich getragen, denn sie war nichts als eine Gemeinschaft für Krieg und Eroberung, und solche Bündnisse werden stets nur mit Hintergedanken abgeschlossen, aus denen mit Sicherheit Nebenbuhlerschaft und Haß hervorwachsen. Im Vertrauen auf Rußlands Freundschaft unterfing sich Napoleon alle Staaten, die sich seinem System nicht einfügen wollten, zu Boden zu schlagen; er verkaufte Finnland für Spanien, und als sich dieses Land mit Erfolg zur Wehr setzte, als Österreich sich erhob, gab er dem Zaren die Donaufürstentümer zurück, in der Hoffnung einer ausgiebigen Hilfe gegen Österreich. Aber der Zar hatte sich damals schon von ihm zurückgezogen, er wollte gewinnen und nichts leisten; so entschloß sich Napoleon, 1809 die Ergebenheit der Polen mit der Vergrößerung von Warschau zu belohnen. Damit war das Bündnis mit Rußland auf den Tod

getroffen; es kam zu einem Kampfe, der mit der Niederlage Frankreichs endigte, aber England groß machte und Preußen wieder aufrichtete: zwei furchtbare Gegner Rußlands waren erstanden; für die letzten Ziele seiner Politik aber hatte Rußland durch den Krieg nichts gewonnen.

Mit dem letzten Satz übersieht Vandal auffälligerweise die Erwerbung des größten Teils von Preußisch-Polen, die Rußland 1815 machte, und die gewiß zu seinen letzten Zielen gehört, die nicht bloß am goldnen Horn liegen. Aber völlig beipflichten muß man Vandal, wenn er seinen Landsleuten mitten im Zarenjubel zuruft: aus der Vergangenheit folgt, daß unser neues Bündnis mit Rußland, sobald es wieder kriegerische Zwecke hätte, mit Notwendigkeit wieder Gefahren wie 1812 in seinem Schoße bergen müßte. Ist das Bündnis erhaltender und verteidigender Art, so ist es eine große Wohlthat für beide Völker, weil es ihre Sicherheit und ihre Würde verbürgt; aber es fordert auch die Vertagung überlieferten Ehrgeizes und unzerstörbarer Hoffnungen; insofern erheischt es auch ein Opfer, das aber der Menschheit zu gute kommt. Ajournement d'indestructibles espérances — wir glauben uns nicht zu täuschen, wenn wir darin kluge Worte sehen, mit denen der scharfblickende, aber vorsichtige Historiker seinen Landsleuten die bittere Wahrheit schmackhaft machen will, daß auch der Bund mit Rußland diese Hoffnungen nicht erfüllen kann, wenn er nicht schließlich neues und größeres Elend erzeugen soll. Dann aber bedeutet ajournement so viel als renonciation: Vertagung ist gleich Verzicht.

Stuttgart G. Egelhaaf

Erfahrung und Wissenschaft in der Baukunst

Von C. Siber (in Königsberg)

Wer die Leistungen unsrer Zeit auf dem Gebiete der Baukunst mit den großartigen Schöpfungen des Altertums vergleicht und dabei darauf achtet, wie gegenwärtig jeder Fortschritt der Wissenschaft sofort für die Technik nutzbar gemacht wird, sollte der nicht die Frage aufwerfen, wie die Bauten des Altertums bei dem damaligen Stande der Wissenschaft möglich waren? Sind doch schon lange zuvor, ehe Archimedes anfing, die Gesetze der Mechanik zu ergründen, die Pyramiden, die Mauern und der Turm von Babylon, die größten Tempel des Altertums errichtet worden, und was erst spät, ja erst in den letzten Jahr-

hunderten durch die Gesetze der Wissenschaft zu ergründen gelang, wurde schon in der Urzeit unsrer Geschichte von Völkern geübt, die auf dem kindlichsten Standpunkte standen. Oder sollte man eben aus jenen technischen Leistungen auf einen entsprechenden Stand der Wissenschaften schließen und behaupten dürfen, daß jene Völker höhere Kenntnisse in der Mathematik, Statik, Mechanik usw. gehabt hätten? Schwerlich hat der Baumeister, der im fünfzehnten Jahrhundert v. Chr. die zwanzig Meter hohen Säulen des Tempels von Karnak aufrichtete und über sie acht Meter lange Architrave und Deckenplatten strecken ließ, oder der, der 1100 Jahre später die Interkolumnien der Propyläen in Athen mit marmornen Architraven überdeckte, eine statische Berechnung aufgestellt; schwerlich hat der Erbauer des Salomonischen Tempels ausgerechnet, wieviel Pferdekräfte dazu gehörten, die fünf Meter langen, zwei Meter starken Quader des Unterbaus zu bewegen und aufeinander zu setzen.

Mit Recht können wir stolz sein auf die Leistungen unsrer Zeit und auf unsre Kenntnisse. Wir wissen genau, unter welchem Gewicht ein cdc. Granit oder Sandstein zerdrückt wird, wie schwer ein hölzerner oder eiserner Balken von einer gewissen Stärke belastet werden muß, um zu brechen; und wenn es gilt, einen Strom mit eisernen Trägern zu überbrücken, so wird die Stärke jedes Bauteils darnach berechnet, in welchem Maße er bei der größten Belastung in Anspruch genommen wird. Bei jeder Eisenbahnbrücke wird genau vorher festgestellt, wie weit sie sich, wenn der schwerste Güterzug darüberfährt, „durchbiegen" darf; ja wenn ein Bauwerk wie das Wunder der Pariser Ausstellung, der Eiffelturm, entworfen wird, so darf nicht unterlassen werden, vorher auf Grund wissenschaftlicher Berechnungen festzustellen, wie großen Schwankungen er bei den Stößen der schwersten Stürme ausgesetzt ist. Fast in allen zivilisirten Ländern ist auf Grund wissenschaftlicher Ermittelungen durch Polizeivorschriften genau festgestellt, bis zu welchem Grade jedes Material, sei es Holz oder Eisen oder Stein, „auf Druck oder Zug in Anspruch genommen" werden darf, ohne die öffentliche Sicherheit zu gefährden. Wird eine Dampfmaschine hergestellt, so gilt es ebenso wohl für einen Fehler, wenn ihre Leistungsfähigkeit mit den Betriebskosten über das Bedürfnis hinausgeht, als wenn sie dahinter zurückbleibt, oder in einem Maße in Anspruch genommen werden muß, das die Sicherheit gefährdet. Wenn endlich ein Kirchenschiff überwölbt wird, so läßt sich durch Rechnung ermitteln, welche Stärke die Gewölbe und welche die Strebepfeiler erhalten müssen, damit sie nicht unter dem Schub der Gewölbe ausweichen; durch Ermittlung der Stützlinie aus der Stärke und Richtung des Druckes und deren Eintragung in die Gewölbe bestimmt man genau die Stellen, wo diese brechen müssen, wenn sie zu schwach sind. Wie war es ohne das alles im Altertum möglich, überhaupt zu bauen? Auch wenn ein Baumeister jener Zeit im Besitz aller damaligen wissenschaftlichen Kenntnisse gewesen wäre,

würde er nicht entfernt imstande gewesen sein, damit den Ansprüchen zu genügen, die heute an jeden Ingenieur gestellt werden.

Über den Standpunkt der technischen Wissenschaften bei den Alten geben uns ihre Schriften ausführlich Auskunft. Um 500 v. Chr. wird der pythagoreische Lehrsatz entdeckt, um 300 v. Chr. fördern Euklid und die Alexandriner die Matemathik durch Bereicherung mit verschiednen Lehrsätzen, um 250 v. Chr. ergründet Archimedes das Gesetz des Hebels, des Keils, der verdrängten Wassermenge, erfindet den Flaschenzug u. a. m. Ob aber alle diese Kenntnisse damals von den Technikern in vollem Umfange nutzbar gemacht wurden, muß dahingestellt bleiben. Was von einem Baumeister aus der Zeit Cäsars verlangt wurde, berichtet uns Vitruv: er hat uns in seinem Buche von der Baukunst ein wahres Examenregister darüber hinterlassen. Der Baumeister soll nicht nur Theoretiker, sondern auch Praktiker sein, um nicht nur entwerfen, sondern auch seinen Gedanken dem Arbeiter begreiflich machen zu können. Er soll ferner litteratus sein, peritus graphices, eruditus geometria, optices non ignarus, instructus arithmetica, historias complures noverit, philosophos diligenter andiverit, musicam sciverit, medicinae non sit ignarus, responsa juris consultorum noverit, astrologicam coelique rationes cognitas habeat. So erhebend alle diese Anforderungen für das Bewußtsein eines heutigen Baumeisters klingen mögen, so niederschlagend wirkt es, wenn man die Gründe dafür liest: der Architekt soll Geometrie verstehen, um auf der Baustelle den Grundriß anlegen zu können; bei uns verlangt man das vom Polier. Er soll in der Optik Bescheid wissen, um ein Gebäude nach den Himmelslichtern richten, der Arithmetik kundig, um die Kosten berechnen zu können. Er soll die Geschichte kennen, um erzählen zu können, wie die Frauen der Stadt Caryä von den Athenern in die Sklaverei geschleppt und zum Andenken an dieses Ereignis weibliche Statuen als Säulen unter Tempelgebälke gestellt worden seien. Er soll Philosoph sein, um — nicht von Unternehmern Geschenke anzunehmen; Musiker, um beim Laden der Ballisten an dem Klange der Spanntaue die Gleichmäßigkeit der Spannung beurteilen zu können; Rechtskundiger, um Streitigkeiten schlichten, Mediziner, um gesunde Baustellen wählen, Astrolog, um das Horoskop stellen zu können. Es könnte einem schwül bei alledem werden; doch ist die Auffassung Vitruvs, der die erforderlichen Kenntnisse eines römischen Baumeisters vollständig besaß, eben bezeichnend für die Stellung eines solchen gegenüber der Wissenschaft; und was die Bautechnik zu seiner Zeit leistete, geht aus seinem Buche, das dem Imperator Cäsar gewidmet ist, zur Genüge hervor. Bezeichnend für seinen Standpunkt gegenüber der Mathematik ist es, wenn er dem Imperator ausführlich auseinandersetzt, was ein Kubus sei. An Meßinstrumenten erwähnt Vitruv die Wasserwage, die er eingehend beschreibt. Die Maschinen, d. h. Hilfsmaschinen, teilt er ein in Hebemaschinen, Zugmaschinen und Windmaschinen. Unter den Hebemaschinen be-

ſchreibt er ausführlich den dreibeinigen Bock, an dem ein Flaſchenzug aufgehängt wurde; die Theorie des Flaſchenzugs iſt ihm fremd; welche Laſten gehoben werden können und in welcher Zeit und mit wieviel Hilfskräften, wird mit keinem Worte erwähnt. Der Bock ſoll namentlich beim Tempelbau angewandt worden ſein. Es läßt ſich auch recht wohl denken, daß mit einem ſolchen Hebewerkzeug die einzelnen Trommeln der Säulen gehoben und aufeinander geſetzt und darüber die Architrave gehoben und gelegt worden ſind. Vitruv beſchreibt auch Waſſerhebemaſchinen; über ihre Leiſtungsfähigkeit weiß er aber nichts weiter zu ſagen, als daß mit dem Waſſerrade nur geringe Waſſermengen, aber bis zu größerer Höhe, mit der Waſſerſchnecke größere Mengen, aber bis zu geringerer Höhe gehoben werden könnten. Er gedenkt ferner der Springbrunnen als einer Erfindung des Kteſibios; ſie dienten nur dem Vergnügen, und ihre Anlage war nicht ſchwer, wenn man den Waſſerdruck aus höher gelegnen Baſſins benutzte und das Waſſer durch Röhren in tiefer gelegne Gärten leitete, wo es dann unter dem Druck der höhern Waſſerſäule herausſprudelte. Über das Geſetz des Waſſerdrucks iſt Vitruv ſchwerlich im klaren geweſen. Etwas eingehender wird er in Bezug auf die Mathematik, wo er die Balliſten beſchreibt. Dieſe werden zwar auf ſehr verſchiedne Weiſen in Bewegung geſetzt, durch Hebel, Winden, Flaſchenzüge und dergleichen, aber keine wird anders gebaut als im Verhältnis zu dem Gewicht des Steins, der geworfen werden ſoll; und dazu muß man Geometrie verſtehen und multipliziren können. Damit nun aber die Artilleriſten, die nicht Geometrie verſtehen, in der Hitze des Gefechts nicht durch allzu vieles Nachdenken an der Bedienung der Maſchine gehindert werden, giebt er eine Dienſtanweiſung, in der geſagt wird, für welche Öffnungen Steine von verſchiednem Gewicht paſſen: für Steine von zwei Pfund Gewicht ſoll die Öffnung fünf Zoll, für ſolche von vier Pfund ſechs Zoll groß ſein uſw. Für Steine von zweihundertundzehn Pfund iſt eine Öffnung von zwei Fuß ſieben Zoll erforderlich. Auf welche Entfernungen dieſe Steine geſchleudert werden können, wird nirgends geſagt. Im übrigen enthält die ſchwer verſtändliche Beſchreibung doch nur ſehr primitive Mathematik, wenn auch der Verfaſſer am Schluſſe ſagt, er habe ſo viel über den Gegenſtand geſprochen, wie er vermöge. Aber ſo naiv es klingen mag, wenn er in wohlgefälliger Breite auseinanderſetzt, daß die Fundamente breiter ſein müſſen als die Mauern, daß Balken in der Mitte unterſtützt werden müſſen, wenn ſie ſich nicht biegen ſollen, daß, wenn Säulen übereinander aufgeſtellt werden, die obern um den vierten Teil kleiner ſein müſſen als die untern, weil dieſe die Laſt der obern zu tragen haben, und dazu noch darauf hinweiſt, daß auch die Zweige eines Baumes ſchwächer ſeien als der Stamm, ſo werden doch auch andrerſeits recht ſinnreiche Einrichtungen für verſchiedne Zwecke angegeben, ſo primitiv ſie uns auch erſcheinen mögen. Um die Länge einer Reiſe zu meſſen, ſoll man den Umfang eines Wagenrades meſſen, an dem Rande

des Rades eine in die Augen fallende Marke anbringen, dann die Umdrehungen des Rades zählen und mit dem Umfange multipliziren. In ähnlicher Weise sollen auch Seereisen gemessen werden. Es wird vom Schiff aus in das Wasser ein Schaufelrad gehängt, das durch die Fahrt in drehende Bewegung gesetzt wird. Wenn man dann den Umfang des Rades mißt, die Zahl der Umdrehungen zählt und beides mit einander multiplizirt, so erhält man die Länge des zurückgelegten Wegs.

Nach allem stand aber doch die Technik damals noch auf einem recht tiefen Standpunkt. So vermessen es sein würde, den Alten Kenntnisse in den rechnenden Wissenschaften abzusprechen, so reichten diese doch nicht entfernt aus, technische Aufgaben in unserm Sinne zu lösen, waren wohl auch den Baumeistern nicht bekannt genug, um als Wissenschaft zur Anwendung gebracht zu werden, so große Künstler auch diese Baumeister oft waren. Ihr technisches Verdienst bestand eben darin, daß sie sich bei ihren Unternehmungen in mehr oder weniger erfinderischer Weise mit empirischen Mitteln halfen.

Nicht viel besser war es um die Anwendung der Wissenschaft in der Baukunst des Mittelalters bestellt; ihr Fortschritt hat sogar vom Altertum bis zu der Zeit der Renaissance eine große Lücke aufzuweisen.

Die Meister des Mittelalters waren einfache Handwerker, auch wenn sie die herrlichen Kathedralen der romanischen und gothischen Bauweise schufen, die die Nachwelt in Staunen versetzen. Was sie ganz in der Weise des Handwerks als Wissenschaft geheimnisvoll in ihren Bauhütten pflegten und auf bevorzugte Schüler vererbten, war nichts weiter als handwerksmäßige Vorschriften, einen Gewölbstein richtig auszutragen, aus willkürlich gewählten Mittelpunkten und Radien die Maßwerkfüllungen der gothischen Fenster zusammenzusetzen und dergleichen mehr. Wahre Wissenschaft verbirgt sich aber niemals hinter Geheimnissen. Die geheime Lehre der Bauhütten verhielt sich zu der rechnenden Wissenschaft unsrer Zeit ungefähr wie der Alchymie zur heutigen Naturwissenschaft und Medizin.

Erst das Zeitalter der Reformation, oder wie man jetzt lieber sagt, die Renaissance begann den Fortschritt der Wissenschaft für die Technik nutzbar zu machen. Nun erst bestrebte man sich, die Technik aus der Handwerksroutine zu befreien und auf wissenschaftliche Grundlage zu stellen. Namentlich in Italien, wo die Künstler und Techniker nicht nur aus Handwerkskreisen hervorgingen, wie in andern Ländern, fing man an, die gewonnenen Kenntnisse der Wissenschaft auf das Gebiet der Technik und der Kunst zu übertragen. Ich brauche unter den Baumeistern Italiens nur Alberti und Vasari zu nennen, die gleichzeitig als Gelehrte thätig waren; ich brauche nur zu erwähnen, daß es Leonardo da Vinci war, der die Lehre von der Perspektive ergründete und zur Wissenschaft ausbildete. Und doch waren es wohl erst einzelne Meister, deren Anschauungsweise sich einer wissenschaftlichen Auffassung näherte. Ich

zweifle, ob Bramante bei dem Bau des Florentiner Doms oder Michel Angelo bei dem Bau der Peterskirche Rechnungen für die Ermittlung der Stärken der Gewölbe und Widerlagpfeiler in wiſſenſchaftlichem Sinne aufgeſtellt hat.

In Deutſchland begegnen wir aber auch damals noch in den Kreiſen der Künſtler und Techniker überall einer handwerksmäßigen Auffaſſung. Wenn auch der Nürnberger Mathematiker und Arzt Walter Rivius auf die Alten hinweiſt, den Vitruv überſetzt und darauf dringt, daß der Baumeiſter Geometrie verſtehen ſolle, ſo berührt es doch eigentümlich, wenn man ſieht, wie er ſie angewendet wiſſen will. Überall kommt er auf die „wunderbarliche Art, Eigenſchaft und Gerechtigkeit" des Zirkels zurück und giebt umſtändlich Anleitung, wie man mit einer Menge von geometriſchen Linien aus einem Ei einen antiken Pokal machen, wie man aus unzähligen Zirkelſchlägen Gefäße zeichnen könne. Er ſteht eben noch auf dem für das Handwerk bezeichnenden Standpunkte, daß er da, wo allein die freie Hand des Künſtlers den Griffel führen ſollte, mit geometriſchen Linien arbeitet, die mit wirklich wiſſenſchaftlicher Mathematik in gar keinem Zuſammenhange ſtehen. Übrigens bedienten ſich auch Vitruv und viele Italiener in derſelben Weiſe nicht der Geometrie, ſondern nur geometriſcher Zirkelſchläge, um die Voluten des ioniſchen Kapitäls zu zeichnen, während dazu doch nur die feinfühlige Hand des Künſtlers imſtande iſt. Im übrigen trägt Rivius die Fahne des Fortſchritts tapfer voran, weiſt auf die Wiedererſtehung der Antike hin und klagt, daß unſre gemeinen Werkmeiſter und Steinmetzen ſolch „grobes Verſtandes" ſeien, daß ſie dieſe Dinge nicht begreifen und machen könnten. Auch der große Dürer arbeitete mit ſeiner ganzen Kraft daran, eine Theorie der Kunſt aufzuſtellen: er ſtudirte den Euklid, ſchrieb ein nützlich Büchlein über die Unterweiſung mit Zirkel und Richtſcheit, vier Bücher über die menſchliche Proportion u. a. m. Wie wenig es ihm jedoch gelang, ſich über die handwerksmäßige Anſchauungsweiſe ſeiner ſpießbürgerlichen Umgebung zu erheben, zeigt u. a. ſein Entwurf zu einem Denkmal für einen Sieg über aufſtändiſche Bauern, den er aus Kühen, Schafen, Käſenäpfen, Butterfäſſern u. dgl. m. zuſammenſetzen will.

Die wirklich wiſſenſchaftliche Verwertung der Mathematik als Statik und Mechanik in der Baukunſt iſt neuern Datums. Erſt ſeit die Mathematik durch Galilei, Newton, Leibniz u. a. zu einer vorher nicht gekannten Höhe erhoben worden war, hat ſie in größerm Maße Anwendung auf dem geſamten Gebiete der Technik gefunden, und gegenwärtig iſt ſie die unentbehrliche Grundlage für jede Bildung des Ingenieurs.

Man wird nun einwenden: Wenn die Gegenwart dem Techniker den Beſitz wiſſenſchaftlicher Kenntniſſe nicht erlaſſen kann, wie iſt es denn möglich geweſen, daß ſchon die alte Zeit ſo Ungeheures leiſtete, ohne die Wiſſenſchaften für ihre Leiſtungen nutzbar machen zu können? Wie war es möglich, die Pyramiden, den Salomoniſchen Tempel zu bauen? Wie konnten ohne Statik die

Kuppeln des Pantheon, der Sophienkirche, die Schiffe unsrer Kathedralen überwölbt, wie die Turmhelme des Straßburger, des Freiburger Münsters aufgeführt werden?

Wie es möglich war, ohne Maschinen und ohne wissenschaftliche Kenntnisse jene Riesenbauten der Vorzeit ins Werk zu setzen, erklärt sich in Wirklichkeit recht einfach: wenn es auch keine Maschinen gab, so fehlte es doch nicht an Menschenkräften; reichten hundert Sklaven nicht aus, einen Felsblock zu ziehen, so wurden zweihundert angespannt; riß ein Tau, so wurde ein stärkeres genommen oder ihre Zahl vermehrt, bis sie hielten und es gelang, einen Block von vierhundert oder fünfhundert Zentnern auf geneigten Erdanschüttungen durch untergelegte Walzen in Bewegung zu setzen und an seinen Bestimmungsort zu befördern. Von einer Berechnung der Kosten war natürlich so wenig die Rede wie von einer Berechnung der statischen und mechanischen Kräfte; ebenso wenig mochte man sich über die Zeit der Herstellung und andre Bedingungen im klaren sein. Statt einer Berechnung entschied hier nur der Befehl des Despoten, und der kindliche Wille des Herrschers mochte sich oft mächtiger geberden als die Leistungsfähigkeit der Technik.

Viele von den gewaltigen Kolossen der Ägypter, die Memnonssäulen, die Sphinx u. a., die Bauten der Inder in Ellora waren übrigens aus gewachsenem Felsen gehauen, und es bedurfte zu ihrer Herstellung nichts weiter als des Hammers und des Meißels. Vollständig verfehlt ist es auch, aus alten Baudenkmälern, die noch heute der Zerstörung durch die Zeit widerstehen, auf eine größere Tüchtigkeit der frühern Technik zu schließen. Die Pfuscherarbeit früherer Jahrhunderte ist längst zu Grunde gegangen, und das Tüchtige wird immer längere Zeiten überdauern, mag es die Vergangenheit oder die Neuzeit geschaffen haben.

Die mächtigen Erzkolosse des Altertums, wie der Koloß von Rhodus, die Athenestatue auf der Akropolis u. a. m. wird man wohl mit Tauen aufgerichtet haben, ähnlich wie die großen Obelisken, wobei der Baumeister die Taue nässen ließ, um eine bessere Zusammenziehung zu bewirken.

Bei weiterm Fortschritt der Technik wurden dann auch Hilfsmaschinen und Rüstungen recht verwickelter Art erfunden, aber immer nur auf dem Wege der Erfahrung ohne die rechnende Wissenschaft. Wie manche Rüstung mag auch gebrochen sein! Dann stellte man sie stärker wieder her, und der Nachfolger lernte, wie sie in jedem Falle zu konstruiren sei. So schuf sich das Handwerk auf dem Wege der Erfahrung die Mittel, Säulen aufzurichten, Architrave zu heben und darüber zu legen, die Kuppeln des Pantheons und der Hagia Sophia zu wölben.

In wie hoher Achtung die Konstrukteure des Altertums standen, und wie sinnreich sie zu erfinden wußten, zeigt Vitruv an verschiednen Beispielen.

Eins ſei hier erwähnt. Bei dem Bau des Artemistempels in Epheſus kam es darauf an, die Schäfte der zwanzig Meter hohen Säulen aus den Marmorbrüchen herbeizuſchleppen. Die Wege waren weich, und die Räder der Rollwagen ſchnitten unter der koloſſalen Laſt tief in den Erdboden ein. Da ließ der Baumeiſter Cherſiphrones in die Säulentrommeln eiſerne Axen einſetzen und die Blöcke ungefähr auf dieſelbe Weiſe heranwälzen, wie man heutzutage eine Chauſſeewalze bewegt.

Auch für die Konſtruktionsſtärken der einzelnen Gebäudeteile ergab ſich im Laufe der Zeiten das richtige Maß als Handwerksregel. Wie manches Widerlager mag wohl unter dem Druck der Gewölbe ausgewichen, wie manches Gewölbe eingeſtürzt ſein, bis man wußte, welche Stärke den Gewölben, den Wänden, den Strebepfeilern gegeben werden müſſe. Die erworbne Kenntnis wurde von Geſchlecht zu Geſchlecht fortgepflanzt und ſchließlich wie ein techniſches Dogma, an dem ein Zweifel ausgeſchloſſen war, gewohnheitsmäßig angewendet. Da wundert ſich die Nachwelt, wie die alten Meiſter immer ſo das Richtige zu treffen verſtanden haben! Es iſt aber ſehr wohl denkbar, ja durch die ganze Vergangenheit erwieſen, daß auch ohne die Wiſſenſchaft auf dem Wege der einfachen Erfahrung die allergrößten Leiſtungen hervorzubringen ſind.

Wozu iſt denn aber dann, höre ich fragen, heute ein ſolcher Aufwand von Wiſſenſchaft bei allen techniſchen Unternehmungen erforderlich, wenn das Handwerk allein imſtande iſt, zu denſelben Ergebniſſen zu gelangen? Die Frage iſt berechtigt, und ich geſtehe auch, daß man heute oft zu weit geht und die Wiſſenſchaft heranzieht, wo ſie recht wohl entbehrt werden kann. Ich möchte es geradezu als eine Schwäche vieler moderner Techniker bezeichnen, jeden Entwurf mit wiſſenſchaftlichen Formeln zu illuſtriren, gleichviel ob ſie notwendig ſind oder nicht. Für jede geringfügige und längſt bewährte Konſtruktion die wiſſenſchaftlichen Belege anzuführen, heißt doch mit der Wiſſenſchaft Spiel treiben; für einen Dachſparren, deſſen notwendige Stärke ſeit Jahrhunderten durch die Erfahrung feſtgeſetzt iſt, bedarf es doch nicht erſt der Aufſtellung einer wiſſenſchaftlichen Berechnung. Dennoch iſt ein Unterſchied zwiſchen dem auf wiſſenſchaftlicher Unterlage gegründeten baulichen Schaffen unſrer Tage und dem des Altertums.

Wenn man betrachtet, wie man früher im Dunkeln tappte über den Erfolg, wie manche Konſtruktion nur koſtſpieliges Experiment war, wie man, um ſicher zu gehen, einen Bauteil lieber doppelt ſo ſtark machte, als nötig war, ſo ſind wir doch jetzt durch den Fortſchritt der Wiſſenſchaft in den Stand geſetzt, von vornherein das Richtige zu berechnen und alle Verſchwendung zu vermeiden. Ich erinnere nur an die koloſſalen Mauerſtärken vieler alten Gebäude, ja ich kann auch erwähnen, daß in eine unſrer erſten eiſernen Brücken, in die Weichſelbrücke bei Dirſchau, doppelt ſo viel Eiſen, als nötig war, noch dazu zum Nachteil der Konſtruktion, hineingebaut worden iſt.

Doch will ich die Ersparnis nicht als den ersten Vorzug unsrer heutigen Technik hinstellen. Auch der eigentliche technische Fortschritt ist nur mit Hilfe der Wissenschaft möglich gewesen, niemals würden ohne sie die großen Bauten der Neuzeit, wie die Überbrückung der breitesten Ströme, der Suezkanal, der St. Gotthardtunnel, der Eiffelturm u. a. m. gelungen sein. Ja ohne vollständige Beherrschung des Materials auf Grund der rechnenden Wissenschaften ist heute kaum eine bedeutende Arbeit ausführbar. Erst durch die Vereinigung der Technik mit der Wissenschaft wird des Dichters Wort zur Wahrheit, daß dem Sterblichen „nichts zu hoch“ sei. An Stelle des dunkeln Triebes, der ehemals das Menschengeschlecht ungewiß des Erfolges zu titanenhaften Bestrebungen anspornte, ist jetzt die kühle Berechnung getreten. Wenn sich nach dem Mythos der kindisch despotische Wille vermaß, den Göttern gleich zu sein und Berge auf Berge türmte, so strafte Zeus den Unverstand mit dem Sturz der Titanen; die auf wissenschaftlicher Grundlage ruhenden Unternehmungen unsrer Zeit lohnt der schönste Erfolg. Der Sturz des babylonischen Turms war wohl nichts andres, als das Mißlingen eines Baues, der ohne Berechnung der Mittel unternommen war. Von sieben entworfnen Stockwerken sind überhaupt nur drei fertig geworden. Wer jemals einen Kampf mit dem Grundwasser bestanden hat, wird es begreiflich finden, daß der Bau des Main-Donaukanals unter Karl dem Großen bei dem damaligen Stande der Wissenschaft nicht gelingen konnte. Es war eben nur eine Idee des großen Kaisers, die wie so manche andre Idee projektenlustiger Laien ins Wasser fiel. Heute weist eine Berechnung die Möglichkeit oder Unmöglichkeit einer Anlage nach, und die unmögliche wird nicht erst unternommen. Was aber vermag das Menschengeschlecht größeres zu leisten, als das Mögliche zur Wahrheit zu machen? Und was ist nicht alles gerade in den letzten Jahrzehnten zur Wahrheit geworden, was wir früher für unmöglich hielten? Kein Strom, kein Gebirge setzt mehr dem Schienenwege ein Hindernis entgegen. Noch vor vierzig Jahren fand die Legung eines Kabels durch den Atlantischen Ozean ihre Zweifler, und heute überzieht ein Netz von Drähten den Erdball. Und welche Unternehmungen werden noch geplant! Ich erinnere nur an die Durchstechung der Landenge von Panama, an die Überbrückung des Canal la Manche u. a. Unternehmungen, über deren technische Ausführbarkeit zunächst die wissenschaftliche Berechnung zu entscheiden hat. Wahrlich, ohne die Wissenschaft auf dem Wege der bloßen Erfahrung würden wir noch weit zurück sein.

So „herrlich weit“ wir es aber auch gebracht haben, so stehen wir doch auch heute noch in verschiednen Zweigen der Technik auf dem Standpunkte des Altertums, d. h. wir folgen empirischen Grundsätzen. Viele Fragen des Wasserbaus lassen sich trotz aller Wissenschaft auch heute noch nicht anders lösen, als auf dem Wege der Erfahrung. Die Stärke einer Hafenmole zu be-

rechnen dürfte wohl noch nicht gelungen ſein; man macht ſie eben ſo ſtark wie ähnliche Bauten, die bis jetzt unter gleichen Verhältniſſen dem ſtärkſten Seegange Stand gehalten haben. Auch bei dem Schiffbau folgt man im weſentlichen Erfahrungsſätzen. Die Form, die ein Schiffskörper unter Waſſer erhalten muß, iſt im Laufe der Zeiten durch die Erfahrung aufs äußerſte ausgebildet worden. Der Schiffbauer weiß ganz genau, wie ein Fahrzeug geſtaltet ſein muß, um möglichſt ſchnell das Waſſer zu durchſchneiden, ſich gegen die Wellen zu wehren, bei ſeitlichem Seegange möglichſt wenig zu „ſchlingern.“ Zwar ſetzt die richtige Erkenntnis der Tugenden eines Seefahrzeugs eine Betrachtung auf wiſſenſchaftlicher Grundlage voraus; aber in ihrer mathematiſchen Vorherberechnung dürfte die Wiſſenſchaft noch lange nicht zum Abſchluß gekommen ſein. Wenigſtens läßt ſich die Schiffsform, die für verſchiedne Anforderungen die zweckmäßigſte iſt, noch nicht in demſelben Grade wiſſenſchaftlich ermitteln, wie man die Tragfähigkeit einer Brücke oder die Leiſtung einer Dampfmaſchine berechnet. Dem Schiffbauer ſind die Gewohnheitsſätze, nach denen er zu bauen hat, zum Dogma geworden, über deren innere Gründe viel nachzudenken liegt ihm fern; er beſorgt, vielleicht nicht mit Unrecht, wenn er anfange zu rechnen, ſich zum Nachteil der Sache zu verrechnen, die Erfahrung iſt ihm zuverläſſiger als eine unfertige Wiſſenſchaft. Es herrſcht eben auch hier das allgemeine Geſetz, daß ſich eine Potenz unbewußt und unbekümmert um die innern Gründe im Laufe der Zeiten von ſelbſt entwickelt und ſich der Vollkommenheit nähert, und daß erſt a posteriori die Wiſſenſchaft ihr inneres Weſen ergründet.

Zum Schluß möchte ich noch die Frage berühren, wie ſich die Kunſt zur Wiſſenſchaft und zum Handwerk verhält. Nun, die Kunſt ſchließt lieber mit dem Handwerk als mit der Wiſſenſchaft ein Bündnis. Ich habe bei meinen Betrachtungen hauptſächlich die rechnenden Wiſſenſchaften im Auge gehabt und der Kunſtphiloſophie kaum gedacht. Wenn ſchon zu viel abſtraktes Denken, gelehrte Reflexion einer künſtleriſch ſchaffenden Phantaſie wenig förderlich ſein kann und ein Künſtler von vornherein verloren iſt, der voll von kunſtrichterlicher Weisheit ſich mit der Abſicht hinſetzt, eine Idee in harmoniſcher Durchdringung des Stoffs zum Ausdruck zu bringen, damit nur ja kein Kunſtrichter ein Titelchen an ſeinem Werke auszuſetzen finde, ſo werden die rechnenden Wiſſenſchaften noch viel weniger geeignet ſein, die Erfindung neuer Kunſtformen zu begünſtigen.

Den Hellenen würden ſchwerlich die wunderbaren Formen ihrer Baukunſt eingegeben worden ſein, wenn ſie Rechner in unſerm Sinne geweſen wären. Spezialiſirende Einſeitigkeit lag ihnen fern. Der beſchränkte Geſichtskreis der damaligen Welt machte eine abgerundete allſeitige Bildung möglich, und der Einzelne konnte ſein Ich zu harmoniſcher Ausbildung bringen ohne die Ecken der modernen Einſeitigkeit. Eine gleichmäßige allgemeine Bildung war Gemeingut des Architekten, wie des Staatsmannes oder des Philoſophen.

Der erweiterte Geſichtskreis unſrer Zeit macht nur ein Spezialiſiren möglich, wenn man nicht in Oberflächlichkeit verfallen will, und läßt eine harmoniſche Abrundung der menſchlichen Bildung nicht mehr aufkommen. Die einſeitigen Anſchauungsweiſen der verſchiednen Stände treten zu einander in feindlichen Gegenſatz und werden einander nicht gerecht. So bleibt nichts übrig, als den Mann der Wiſſenſchaft rechnen und den Künſtler bilden zu laſſen; der eine wird ſeine Aufgabe gewöhnlich darin erkennen, die Zweckmäßigkeit feſtzuſtellen, das notwendige Material zu berechnen und jedes Mehr als einen Fehler anzuſehen, während die Kunſt gerade des Überſchuſſes an Material für ihre Formenbildung bedarf. Wo es aber nicht auf das Material ankommt, da entſcheidet der Geſchmack, und in dieſer Beziehung iſt das Handwerk duldſamer gegen die Kunſt als die Wiſſenſchaft.

Gegenwärtig iſt die Kunſt ſelten mehr als ein koſtſpieliges Anhängſel, das, wo Geld übrig iſt, hinter den großen Bedürfnisfragen herläuft. Wenn ein geiſtreicher Kunſtkenner vor einiger Zeit verſuchte, aus den Eiſenkonſtruktionen der Neuzeit, die auf der Zerreißungsfeſtigkeit beruhen, auf eine neue Bauweiſe zu ſchließen, weil ſich der Horizontalſtil des Altertums auf die Zerbrechungsfeſtigkeit, der Gewölbebau des Mittelalters auf die Zerdrückungsfeſtigkeit gründete, war das wohl mehr ein Spiel mit Analogien. Mag ſich aber ein neuer Stil darauf gründen laſſen oder nicht, auf keinen Fall wird in dieſer Richtung ein Fortſchritt möglich ſein, wenn nicht Kunſt und Wiſſenſchaft ein engeres Bündnis mit einander eingehen, als es meiſtens der Fall iſt.

Leider ſind die Begriffe Wiſſenſchaft und Kunſt vielfach einander feindlich, und die Anſicht, „Schön iſt, was richtig ausgerechnet iſt," kann man heute nicht ſelten hören. Die Leiſtung des Künſtlers wird vielfach nur als ein übergehängtes Kleid angeſehen, das mit der Konſtruktion nicht einmal in ſymboliſchem Zuſammenhang zu ſtehen brauche. Wer wird aber auch die durch Koloſſalität der Ausdehnung hervorragenden Bedürfnisbauten unſrer Tage für ein Gebiet anſehen, das die Kunſt für ſich in Anſpruch nehmen möchte? So wenig wie die Pyramiden der Ägypter einer künſtleriſchen Ausbildung fähig waren, ſo wenig wird es eine Überbrückung des Canal la Manche ſein. Bei der Großartigkeit der Anlage räumt die Kunſt das Feld vor dem Erhabnen, und die Schönheit hat ſich zu allen Zeiten lieber eine Zuflucht in beſcheidnern Grenzen geſucht.

Maßgebliches und Unmaßgebliches

Wie stehts um den Mittelstand? Von den Reden des Evangelisch-sozialen Kongresses haben gerade die drei am meisten Beachtung gefunden, die mit dem Evangelium nichts zu schaffen haben: die von Oldenberg, Max Weber und Schmoller. Oldenberg weist auf die Gefahren des reinen Industrie- und Handelsstaates hin und empfiehlt den sich selbst genügenden Agrar- und Gewerbestaat. Die Kreuzzeitung lobt ihn deshalb, die Frankfurter Zeitung dagegen schreibt: „Jedermann, der sich nur einigermaßen mit wirtschaftlichen Dingen beschäftigt, ist darüber nicht im unklaren, daß der Schwerpunkt der deutschen Volkswirtschaft längst in der Exportindustrie liegt. Man mag das bedauern oder nicht, es ist eine Thatsache, mit der gerechnet werden muß, und der Realpolitiker wird bei der Betrachtung der Zukunft nicht das ins Auge fassen, was von diesem oder jenem Standpunkte aus wünschenswert, sondern das, was wahrscheinlich ist. Und wahrscheinlich im höchsten Grade ist es, daß Deutschland die Entwicklung zum immer ausgeprägtern Industriestaat wird durchmachen müssen, wenn es nicht seinen Wirtschaftsorganismus den schwersten Erschütterungen aussetzen will. Und auch darüber ist kein klarer Kopf im Zweifel, daß Deutschland mit seinem Export von nahezu vier Milliarden Mark heute gar nicht mehr imstande wäre, zu dem Ideale des Dr. Oldenberg, der wirtschaftlichen Unabhängigkeit, zurückzukehren, auch wenn es dies wollte. Wer will das aber? Außer Dr. Oldenberg, dem ihm wahlverwandten Adolf Wagner und einigen andern gelehrten Querköpfen nur die Agrarier.“ Es giebt auch ungelehrte Querköpfe ohne Ar und Halm, und zu diesen gehören wir selbst. Natürlich bestreiten wir nicht die Thatsache, daß sich Deutschland in der Richtung nach dem englischen Ideal entwickelt, das Professor Weber dem Oldenbergschen entgegenstellt, aber wir bleiben dabei, das andre für wünschenswerter zu halten und verzweifeln noch nicht an der Möglichkeit seiner Verwirklichung. Über die Gefahren des gegenwärtigen Zustandes hat uns Professor Schmoller nicht in dem Grade beruhigt, wie er den Kongreß beruhigt zu haben scheint. Das Thatsächliche in seinem Vortrage haben wir selbst oft genug dargelegt. Es ist vorläufig nicht wahr, daß der Bauernstand zu Grunde gehe. Die Lage ist sogar, wie die Frankfurter Zeitung ein paar Tage vor dem Schmollerschen Vortrage sehr schön bewiesen hat, im Augenblick günstig für ihn, da sich die Gefahr seiner Aufsaugung durch die Latifundien vermindert hat; denn deren Rentabilität sinkt, weil sie von den Getreide-, Zucker- und Spirituspreisen abhängt, von denen der hauptsächlich auf die Verwertung seines Viehs angewiesene Bauer teils nur wenig, teils gar nicht berührt wird. Und in Beziehung auf die Handwerker haben wir stets gesagt, daß ihre Lage außerordentlich verschieden ist, daß es manchen von ihnen sehr gut geht und daß nicht alle Handwerker in gleichem Maße von der modernen Entwicklung bedroht werden. Endlich erkennen wir auch an, daß, wenn man unter Mittelstand die Gesamtheit der Personen von mittlerem Einkommen versteht, der Mittelstand nicht zurückgeht, daß sich ein neuer Mittelstand bildet, und daß der Unterschied gegen früher bloß in dem stärkern Abstande der höchsten von den untersten Einkommenstufen besteht. Aber wir vermögen die Thatsachen nicht ganz so günstig zu deuten wie Schmoller. Zunächst: wenn sich auch die Zahl der ländlichen Besitzer in den letzten Jahrzehnten nicht mehr vermindert, sondern sogar ein wenig vermehrt hat, bildet sie doch einen weit kleinern Bruchteil der Gesamtbevölkerung als am Anfange unsers Jahrhunderts. Dann nützt es nichts, daß die Zahl der Handwerksmeister heute noch denselben,

sogar um eine Kleinigkeit größern Bruchteil der Bevölkerung bildet wie 1816,*) denn von den 1300000 Handwerksmeistern führt ein sehr großer Teil ein Proletarierdasein, gehört also gar nicht zum Mittelstande. Endlich sagen wir mit Kulemann: ein bloß steuerlicher Mittelstand ist noch nicht das, was man im politischen Sinne unter Mittelstand versteht: ein von Natur konservatives Element, die unerschütterliche Grundlage des Staats und der Gesellschaft.

Ziehen wir von den neuen Bestandteilen der heutigen mittlern Steuerklassen nur einen in Betracht: die am besten bezahlten Industriearbeiter, die Werkmeister, die in Gruben, Fabriken, Kaufmannsgeschäften, Banken, Versicherungsanstalten Angestellten, so wird man doch nicht behaupten wollen, daß ihre Lage in gleichem Grade gesichert wäre, wie die der Bauern und der Handwerker ältern Stiles, und der Unsicherheit der Lage entspricht stets die Unzuverlässigkeit der politischen Gesinnung: jeder tritt genau in dem Maße für das Bestehende ein, als er selbst an der Erhaltung des Bestehenden interessirt ist. Ein überaus großer Teil der heutigen Industrie dient einem von Modelaunen abhängigen Luxus; einen sichern Boden aber haben nur die Gewerbe unter den Füßen, die nicht dem Luxus, sondern dem Bedürfnis dienen. Gewiß ist der Begriff des Luxus relativ und verengert sich mit steigender Kultur; es hat Zeiten gegeben, wo eine Gabel, ein Taschentuch, ein Hemd ein Luxusgegenstand waren. Aber es giebt auch eine Grenze, über die hinaus Luxusmoden nicht mehr in Bedürfnisse verwandelt werden können, und bei dieser Grenze scheinen wir angelangt zu sein. Unsre guten modernen Öfen, unsre vollkommnen Beleuchtungsmittel, unsre Verkehrsmittel, unsre Bücher und Zeitungen — von den zuletzt genannten freilich nur die bessern — sind kein Luxus mehr, sondern Bedürfnis, und zwar Bedürfnis für alle, und manches davon ist noch verbesserungsbedürftig, aber das Reitrad, wie das Fahrrad eigentlich heißen müßte, wird niemals Bedürfnis für alle werden, und der Chokoladen-, Korrespondenzkarten- und Musikautomat ist für niemand Bedürfnis. In einer Aussichtshalle zählten wir jüngst zwanzig Automaten. Selbst den Kindern macht dieses auf einen barbarischen Geschmack berechnete Spielzeug nur so lange Spaß, als es ihnen neu ist, den gebildeten Erwachsenen widert es an, und es ist unwahrscheinlich, daß es sein heutiges Absatzgebiet noch lange behaupten sollte. Das Futteral einer Chokoladentafel, die man einem solchen Schaubudengerät entnimmt, ist nicht allein mit ein paar schönen Bildnissen geschmückt, sondern enthält auch noch einen Reklamebogen mit Bildern und verschiedne Kleinigkeiten, z. B. eine ganze Menagerie von Tieren in Buntdruck. Hier haben wir also eine ganze Industrie, die weiter keinen Zweck hat, als der Firma Stollwerck zum Siege über ihre Konkurrenten zu verhelfen. Es will uns nun nicht einleuchten, daß dieser Unsinn bis zum Ende der Zeiten Bestand haben sollte. Die Neue Freie Presse, die nicht in dem Verdacht der Feindschaft gegen moderne Erwerbsarten steht, brachte jüngst ein Feuilleton: Sie läßt rennen. Der Verfasser hat ein Gespräch zwischen einem sächsischen Stahlfederfabrikanten und einem Russen belauscht, der auf die Frage nach seiner Hantirung antwortet: ich lasse rennen, und dem erstaunten Biedermann aus Sachsen auseinandersetzt, daß das heute geradeso ein Gewerbe ist, wie das Schustern oder Schneidern; der Zeuge des Gesprächs berichtet dann über die erste Dame, die

*) Die Richtigkeit einer statistischen Angabe einer Autorität wie Schmoller darf man nicht bezweifeln, aber diese Angabe hat uns überrascht; gegen 1882 ist der Prozentsatz der Handwerkerbevölkerung gesunken; damals machte sie den zehnten, 1895 nur noch den dreizehnten Teil der Gesamtbevölkerung aus.

sich diesem Gewerbe gewidmet und einen Rennstall angelegt hat, und schließt mit der Bemerkung: vorwärts gehts augenscheinlich mit uns, ob aber auf- oder abwärts? Rennstallbesitzerinnen gehören ja wohl einer Schicht an, die höher oder auch tiefer liegt als der ehrsame Mittelstand, aber sie schlagen in unser Thema ein, denn man wird es mit dem Erzähler der Anekdote bedenklich finden müssen, daß sich eine immer größere Zahl von Menschen auf Erwerbsarten wirft und wahrscheinlich werfen muß, denen man keinen langen Bestand voraussagen kann, weil sie nicht in den Bedürfnissen einer gesunden Volkswirtschaft wurzeln. Landwirte, Bäcker, Schuster, Schneider und Bauhandwerker wird es immer geben müssen, aber Leute, die der Reklame dienen, Rennställe, Putzfedern und dergleichen, sind vorübergehende Erscheinungen. Und wie sauer wird den der wirklichen Bedürfnisbefriedigung dienenden Gewerbetreibenden das Leben gemacht durch die häufigen plötzlichen Umwälzungen des heutigen Wirtschaftslebens! Man lese nur in den Untersuchungen über die Lage des Handwerks, was Rübling von den Schicksalen der württembergischen Gerberei erzählt! Wie da aller Augenblicke alle Berechnungen und Einrichtungen über den Haufen geworfen werden, bald durch eine Änderung der amerikanischen Zollpolitik, bald durch einen Umschwung in der heimischen Land- und Forstwirtschaft oder im Viehhandel, bald durch Launen der Mode! Nicht jeder ist mit so stählernen Nerven ausgerüstet wie der große Jakob Fugger, der auch in Zeiten, wo alle seine Millionen auf dem Spiele standen, jeden Abend „mit dem Hemde alle seine Sorgen ablegte“ und schlief wie ein Murmeltier. Je mehr die Leute durch Existenzunsicherheit nervös gemacht werden, desto weniger darf man sich darüber wundern, wenn die ganze Politik nervös wird. Und wie stark muß doch auch die Arbeitsteilung und überhaupt die heutige Arbeitsweise auf die Gemütsverfassung einwirken! Arbeit soll den Hauptinhalt des Lebens ausmachen, und wenn sie nicht befriedigt oder gar peinvoll ist, so wird die Grundstimmung der Gemüter Unzufriedenheit sein, und das wird sich in der Politik bemerkbar machen. Die Arbeit des Landwirts und des nach alter Weise betriebnen Handwerks befriedigen. Was aber die neuen Arbeitsweisen anlangt, so wollen wir heute gar nicht an die gesundheitsschädlichen und unter besonders widerwärtigen Umständen betriebnen denken, sondern nur an etwas, was Dr. Otto Trübinger in dem eben angeführten Sammelwerke über die Stuttgarter Buchbinderei erzählt: die Arbeitsteilung gehe so weit, „daß ein und derselbe Arbeiter Tag für Tag, Woche für Woche, Jahr für Jahr nichts andres besorgt, als das Kollationiren der zu bindenden Bogen.“ Muß ein Mensch bei einer so einförmigen Beschäftigung nicht nach und nach in den Zustand einer gelinden Raserei geraten? Nach alledem vermögen wir die gegenwärtige wirtschaftliche Entwicklung nicht für durchaus gesund und für ganz unbedenklich zu halten.

Kolonialpolitik auf dem Evangelisch-sozialen Kongreß. Der Vortrag des Dr. Oldenberg am 10. Juni nebst der sich daran knüpfenden Besprechung berührt in vielen Punkten die in den Grenzboten schon mehrfach erörterte Frage, in welcher Richtung die nächsten Ziele des deutschen Reiches und des deutschen Volkes zu suchen seien. Den Gegensatz, der dabei am schärfsten hervorgetreten ist, kann man kurz mit den Worten bezeichnen: innere Kolonisation oder überseeische Politik. Wir haben zu wiederholtenmalen dargelegt, daß wir in dieser Gegenüberstellung nicht Partei sind, sondern daß unsre Losung lautet: innere Kolonisation und überseeische Politik nach Maßgabe des allgemeinen Bedürfnisses und unter Wahrnehmung aller sich bietenden günstigen Gelegenheiten. In einem längern

Aufsatz haben wir neulich dargelegt, daß innere Kolonisation und überseeische Politik in einem engen innern Zusammenhange stehen.

So können wir dem Professor Wagner nur zustimmen, wenn er als ersten weitern Schritt auf der Bahn unsers nationalen und sozialen Fortschritts die Schaffung einer achtunggebietenden Kriegsflotte bezeichnet hat. Unsre ganze volkswirtschaftliche Einsicht ist in dieser Beziehung noch nicht einen Schritt über das hinauszukommen, was schon vor fünfzig Jahren das A und das O des jungen preußischen Prinzen Adalbert war. Nachdem er auf seinen großen Reisen die Welt kennen gelernt und die Enge des binnenländischen deutschen Lebens begriffen hatte, hat er dem König Friedrich Wilhelm IV. oft die Worte wiederholt: „Für ein wachsendes Volk giebt es keinen Wohlstand ohne Ausbreitung, keine Ausbreitung ohne überseeische Politik, keine überseeische Politik ohne Flotte.“ Wer weiß heutzutage etwas Besseres? Wie Treitschke im fünften Bande seiner deutschen Geschichte berichtet, wollte schon damals der Prinz von Halbheiten nichts wissen; er sagte voraus, daß eine kleine Flotte den großen Seestaaten wie eine aufreizende Anmaßung erscheinen würde; wolle man den kühnen Wurf wagen, dann müsse Deutschlands Seemacht bald stark genug werden, um sich zur Schlacht auf die hohe See hinauszuwagen.

Als es England und Holland unternahmen, sich reiche überseeische Wirtschaftsgebiete zu erwerben, da waren sie viel ärmer und weniger mächtig, als es Deutschland zur Zeit der Hanse war oder heute ist. Die englische Navigationsakte von 1651, die bestimmte, daß außereuropäische Waren nur auf englischen Schiffen eingeführt werden dürften, bewirkte in achtzehn Jahren die Verdoppelung der Zahl der Matrosen und Handelsschiffe; 1660 erfolgte dann die Bestimmung, daß sich nur geborne oder naturalisirte Engländer als Kaufleute in den englischen Kolonien aufhalten dürften. So hat England sein Kolonialreich gegründet; auf derartige praktische Grundsätze müssen wir unsre zahmen Landsleute immer wieder hinweisen.

Wo unser größeres Deutschland liegt, das kann man mit einem Blick im Andreeschen Handatlas auf Karte Nr. 7 und 8 sehen. Die noch nicht an eine der Großmächte vergebne Welt ist dort auf der Kolonial- und Weltverkehrskarte weiß gelassen worden, und ein solcher breiter weißer Streifen zieht sich vom deutschen Reiche südostwärts hin bis zu dem Stromgebiet des Euphrat und Tigris. Dieses Land haben schon Roscher und Jannasch als das Erbe Deutschlands bezeichnet, und in diesem Gedanken sind sich diese beiden Nationalökonomen mit Friedrich List, mit Rodbertus, mit Lassalle und mit Leroy-Beaulieu begegnet. In dem Buche über Kolonisation und Auswanderung von Roscher und Jannasch heißt es: „Hier könnte ein neues Deutschland entstehen, das an Größe, Volkszahl und Reichtum das alte Deutschland sogar überträfe, das zugleich wider jede Art von Russengefahr, Panslawismus usw. das sicherste Bollwerk bildete. Dieses Land könnte nationalökonomisch ganz ähnlich benutzt werden wie das Mississippithal und der ferne Westen der Vereinigten Staaten, insbesondre auch was die faktische Ausschließlichkeit der Benutzung anbetrifft. . . . Selbst militärisch wäre das Gebiet mit unserm auf die allgemeine Wehrpflicht begründeten Heerwesen leicht in Zusammenhang zu bringen, sei es unmittelbar, wenn die neubesiedelten Landschaften Teile des Reichs würden, sei es mittelbar, wenn sie wenigstens in dauernde Bundesgenossenschaft mit uns träten. Wohl sind für das alles zwei ernste, schwere Bedingungen unerläßlich: eine günstige Weiterentwicklung im Innern und ein enges Bündnis mit einem wahrhaft verjüngten Österreich. Wenn aber diese Bedingungen

vorhanden sind, würden von außen her gewiß keine unüberwindlichen Hindernisse entgegenstehen. Nur diejenigen germanischen Neustaaten haben auch in der Völkerwanderung ihre Nationalität bewahren und überhaupt lange gedeihen können, die nicht durch eigentliche Wanderung eines ganzen Stammes, sondern durch kolonisatorische Ausbreitung von ihren alten Sitzen her in stetem Zusammenhange mit diesen begründet wurden."

Das ist es, was wir den Herren Professoren Wagner und Weber zu sagen haben.

Einzelne Schwärmer für bestimmte Regierungsformen, die unsre Bundesgenossen nach der ihnen zusagenden Regierungsform wählen möchten, nehmen wir in dieser ihrer Schwärmerei nicht ernst. Wessen Interessen sich mit den unsrigen vereinigen lassen, der ist uns als Freund willkommen, der Feinde sind ohnehin genug da. Geht doch auch das autokratische Rußland Hand in Hand mit der Republik Frankreich, wo es sich um Verfolgung gemeinsamer Ziele handelt, ohne daß die russische Regierung dadurch merklich freisinniger oder Frankreich despotischer geworden wäre. Zur Liebe können wir Frankreich und England nicht zwingen; der Einfall, aus Begeisterung für die englische Verfassung den Engländern die Kastanien aus dem russischen Feuer zu holen, wäre nur etwa des sinnreichen Edeln von la Mancha würdig.

Das Neueste aus der alten Wartburgstadt. „Immer 'rein, meine Herrschaften, alleweile ist gerade der Anfang, hier ist zu sehen die ganze Welt und noch sieben Dörfer," so hören wir auf dem Jahrmarkt oder Vogelschießen die Stimme des Ausrufers erschallen. Es ist uns fast zu Mute, als stünden wir vor so einer Jahrmarktsbude und hörten alten Trödel anpreisen, wenn wir lesen, was „Eingeweihte" über das neue Wagner-Museum am Fuße der Wartburg berichten. Manchmal wird auch der schüchterne Versuch gemacht, das, was da in dem trauten Dichterheim an dem bewaldeten Bergeshang entstanden ist, Reuter-Wagner-Museum zu nennen, aber es glaubts niemand recht. Wenn man von den vielen Räumen liest, die dem Andenken des „Meisters von Bayreuth" und der ihm nahe stehenden Personen gewidmet sind, so fragt man unwillkürlich: „Habt ihr denn im Reuterhause kein Plätzchen für den alten Fritz Reuter?" Ach ja, so weit es der Raum gestattet, ist auch ein Reuterzimmer eingerichtet, vielleicht sogar ein Kämmerchen oder zwei dazu — da findet ihr Andenken an Reuter genug. Nicht alles, was im Hause war, und was Reuters Witwe mit dem Hause selbst der Schillerstiftung vermachte, damit es ein Heim würde für deutsche Dichter, hat man darin behalten können, man brauchte eben Platz für den kostbaren Schatz der „Wagnerreliquien." Einmal wurden auch verschiedne Gegenstände in der Villa Reuter versteigert, die, wie die Anzeige sagte, zu Reuter nicht in Beziehung standen. Wie kamen sie denn aber dann dorthin?

Es liegt nun einmal in dem Zug unsrer Zeit, daß schwärmerische Gemüter wie zu einem Heiligtum aufblicken zu Dingen, die von dem „Meister" herrühren. Man kann es ja auch niemand verwehren, entzückt zu sein bei dem Anblick eines rosaseidnen Hemdes, das „Er" getragen, und bei den schönen Spitzenmanschetten und Jabots, die dazu gehören, oder bei einem „Wagnerbarett," das die kunstvolle Hand irgend einer Putzmacherin in geniale Falten gelegt hat. Auch einen Taktstock, den des „Meisters" Hand geführt hat, mit Ehrfurcht zu betrachten, ist eine rein persönliche Sache. Haben doch seinerzeit Verehrerinnen Liszts eine Rose, auf der er gesessen hatte, an die Brust gesteckt, ja an die Lippen gedrückt. Ich bin weder Musikkenner noch Musikschwärmer, habe mich aber ehrlich erfreut am Tannhäuser, am Lohengrin, an den Meistersingern; auch der Fliegende Holländer

war mir recht, und ich habe auch gern zugehört, wenn ein Bayreuther Pilger erzählte von all dem Schönen und Großen, das er aus dem Parzival herausgehört haben wollte. Aber weiter gehe ich nicht mit. Was man alles zusammenphilosophirt und phantasirt hat von der Herrlichkeit deutscher Kunst, zu der Wagner den Weg gezeigt habe, das läßt mich in seiner Überschwänglichkeit ganz kalt, wenn ich auch Wagners Bedeutung nicht verkenne.

Was hat nun aber das Raritätenkabinett oder der Ehrentempel des Wagnerschen Genius in Eisenach in Fritz Reuters Haus zu suchen? Man könnte sagen, um einen Ausdruck des berühmten Herrn Dr. C. Beyer zu gebrauchen, Wagner sei so jener Burg „örtlich näher gerückt," die er in seinem ersten bahnbrechenden Werk verherrlicht hat. Aber mir scheint der Grund nicht stichhaltig. „Im Reuterhause soll nur Reuter wohnen."

Als die Witwe Reuters gestorben war, fand man den Gedanken sehr hochherzig, daß das Haus, das Reuter mit liebevollem Eifer in herrlicher Lage erbaut, und in dem er so manches vortreffliche Werk geschaffen hatte, deutschen Dichtern, die nicht vom Glück begünstigt gewesen waren, einen Ruhesitz bieten solle.

Da aber die Erhaltung des Hauses, zum Teil wegen seiner Lage am Bergabhang, jährlich bedeutende Ausgaben erfordert, obgleich der Großherzog von Weimar, als alter guter Nachbar Reuters von der Kartause her, die Instandhaltung des Gartengrundstücks übernommen hatte, so ergriff die Schillerstiftung den Ausweg, das Haus an die Stadt Eisenach zu verkaufen. Gekostet hat es seinerzeit Reuter das Doppelte, als was jetzt daraus gelöst werden konnte.

Nun war die Gelegenheit gegeben, dem Ruhmeskranze Eisenachs ein neues Blatt oder einen ganzen Bündel Lorbeerblätter einzufügen: das Reuterhaus wurde Wagnermuseum. Mancher Kunstfreund oder Schwärmer, mancher Lokalpatriot der Wartburgstadt wird sich darüber freuen. Ich aber denke daran, wie ich einst an einem stillen Frühlingsmorgen Haus und Garten des Dichters so freundlich vor mir liegen sah, im frischen grünen Schmuck der Bäume und Blumen, alles von glänzenden Tauperlen übersät. In einem Busch, nahe am Hause, saß eine Nachtigall und begrüßte mit ihrem wunderbaren Gesang den Morgen; ganz still saß die Sängerin auf ihren Zweigen, als hätte sie nur Sinn für das Lied, das ihrer Kehle, und, wie mich dünkte, auch ihrer Seele entquoll. Und wieder führte mich mein Weg vorüber, es war an einem schönen Frühlingsabend, wenige Wochen vor dem Tode der Frau Reuter. Im Strahle der untergehenden Sonne hatte mir die alte Burg alle ihre Reize gezeigt, die sonst das Auge nicht immer erblickt. Der herrliche Wald lag in duftiger Frische, fast noch durchsichtig vor mir, und ich konnte manche Schönheit erkennen, die später verschwindet. Violett und purpurn leuchteten die Felsengruppen des Breitengescheides und des Marienthals aus dem Kranze des Waldes herüber. Von der Burg herabsteigend sah ich in der Säulenhalle des Reuterhauses die Witwe des Dichters an einer Säule gelehnt sitzen, sie schaute hinaus in die schöne Abendlandschaft. Da ertönten von der Wartburgchaussee her Waldhornklänge, und hell trug der Abendwind die Melodie des Thüringer Volksliedes herüber:

Ach wie ists möglich dann,
Daß ich dich lassen kann;
Hab dich von Herzen lieb,
Das glaube mir!

Da neigte die Greisin das Haupt, es war, als wollte sie innern Stimmen lauschen. Lange noch sah ich sie so gebeugt in ihrer Halle sitzen, bis ich meinen Weg durch die Kartause verfolgend sie aus dem Auge verlor.

An jenen Morgen und an jenen Abend, noch mehr aber an die Frau des Hauses muß ich denken, wenn ich mir vorstelle, wie es jetzt im Reuterhause aussehen mag. Wie ganz anders hat es sich Luise Reuter gedacht in ihren letzten Erdentagen, wie anders hat es dem Geiste derer vorgeschwebt, die die irdische Hülle der edeln Frau zur letzten Ruhestätte begleiteten. Und auch durch meine Seele klingts wie eine trauernde Frage: „Ach wie ists möglich dann!“

Litteratur

Zeitpossen. Fünf amerikanische Mädchen, angeblich Schwestern (aber wem liegt dabei an dem Stammbaum?), zogen durch die Großstädte Europas und tanzten. Ganz gleich gekleidet in taillenlose Babykleidchen mit langen schwarzen Strümpfen, tanzen sie Absinth, Cognac, Whisky usw. und singen dazu, was man nicht zu verstehen braucht, weil es sich für gewöhnliche Menschen anhört wie Kinderlieder, und den tiefern Sinn wird man gern den Kennern zu genießen überlassen. Dieser Hochgenuß stieg in Paris einem dichtenden Vikomte zu Kopfe, und so entstand: Die Barrisons, ein Kunsttraum von Pierre d'Aubecq, worin allerlei Betrachtungen über das Weibliche angestellt werden in der bekannten überkünstelten Impressionistenprosa. Sie nehmen dann die Form von Halluzinationen an, schildern verschiedne weibliche Erscheinungen und werden, damit das große Nichts nach etwas mehr aussieht, für die Gimpel als „blutigste Satire auf die große, pathetische Tugendlüge unsrer Tage“ ausgeboten. Ehe sie noch französisch in Paris erschienen, sind sie für Deutschland in Wiener Litteraturdeutsch übersetzt herausgegeben worden (Berlin, Schuster und Loeffler), und Verfasser, Herausgeber und Verleger sind in gleicher Weise überzeugt, daß sie dem deutschen Leser etwas sehr wertvolles darbringen, indem sie alle drei nachdrücklichst „Zitate ohne Gänsefüßchen“ verbieten. Angenehm ist es nicht, sie jedesmal hinzumalen, und der Leser muß sie sich gefallen lassen. Wie wäre es, wenn wir beide sie ansähen wie die Handschuhe, die man sich angezogen hat, um gewisse Dinge, mit denen man zu thun hat, sich nicht unmittelbar an die Haut kommen zu lassen? — Uns erscheint der französische Vikomte und seine „Dichtung“ viel weniger merkwürdig als die deutsche Bearbeitung und manches, was mit ihr zusammenhängt. Pierre d'Aubecq, dessen Wappen und mordsmäßig häßliches Porträt abgebildet werden, ist nämlich nur der Bastard eines Vikomte, der, von seinem Vater verstoßen, als Büreauarbeiter seine Tage fristete, bis ihn ein ansehnliches Vermächtnis in die Lage brachte, ganz „seinen Künsten“ zu leben, er heiratete dann „zum Schrecken der edlern Rassen eine Korbflechterstochter“ und hat bis jetzt einen Band Gedichte („Lieds“) und drei ebenso pikante Kleinigkeiten erscheinen lassen. Im Kreise der Seinen ist er bald zu einer gewissen Berühmtheit gekommen. Man weiß, daß in Frankreich ein solcher Kreis in Wirklichkeit sehr klein ist, und daß die Berühmtheiten schnell wechseln, denn die meisten wollen nur einen neuen Eindruck, und dann ist für sie die betreffende Erscheinung abgethan. Es wäre auch wirklich nicht zu sagen, worin bei dieser neuen „Dichtung“ das Besondre, das Auszeichnende liegen soll, als höchstens in einzelnen Ausdrücken, die als „Gefühlsextrakt, der das Medium des Gehirns nicht kennt,“

einigen Eindruck machen können, dem einfachen Nachdenken sich aber zu neun Zehnteln als geschmackloser Unsinn erweisen, sodaß vielleicht nur ein Zehntel neuer, treffender Ausdruck für irgend eine Sache übrig bleibt. Dieser Freude am Wort und an der Form bis zur Spielerei und zum beinahe Sinnlosen verdankt es ja dieser ganze französische Litteraturimpressionismus, daß er sich überhaupt hält. Die Gleichstrebenden schützen und stützen, wen sie einmal unter sich zugelassen haben, aber auf den Einzelnen kommt kein langer und kein großer Ruhm, weil ihrer zu viele sind. Der Franzose pflegt auch, wenn er einmal lobt, sehr den Superlativ zu gebrauchen, weil er sich wieder an dem Stil seines eignen Lobeshymnus als einer selbständigen Schönheit freut. Aber er weiß genau, wofür er diese ganze Doxologie zu nehmen hat, und keinem Einsichtigen würde, wenn er ernsthaft an die wirkliche Litteratur mit seinen Gedanken geht, dabei einer von jenen Eintagsvögeln einfallen. Nun kommt der Deutsche, der nur einen ganz kleinen Teil dieser Litteratur wirklich kennt, und verbeißt sich mit einer Liebe, der alles, was ihr unbekannt ist, originell erscheint, in einen einzelnen französischen Autor, mit dem er glücklich ist in eine Art Verkehr treten zu dürfen. Er versteht alle jene Superlative wörtlich, hält seinen Bastard nicht nur für einen echten Vikomte, sondern auch den Wortemacher für einen Dichter, läßt sich von ihm schreiben, daß wenn die Deutschen ihm, Herrn d'Aubecq, wegen seiner „Schweinigelei" Vorwürfe machen, sie „die Portion Schwein, die sie so gern den Künstlern und andern Franzosen andichten, recht eigentlich in sich selbst tragen," und küßt zum Dank dafür „der Frau Vikomtesse" noch obendrein „nach echt wienerischer Art die Hand" (Besten Appetit! Der Setzer). Dies also, daß Herr Anton Lindner, der Herausgeber, zu seinen Lesern in einem so hohen, ernsthaften Stil von den Nichtigkeiten, mit denen sein hochgeborner Autor sie langweilt, spricht, kommt uns als das Merkwürdigste an dem übrigens ausgesucht kostbar ausgestatteten Buche vor. Denn daß der Vikomte von „unserm großen Henri Heine" redet, und daß die deutschen Staatsanwälte ein „fascinirendes Blatt, unsre liebe Frau au cochon" und ähnliches als Abbildungen nicht freundlich angesehen haben würden, daß diese daher durch andre Bilder für das deutsche Publikum ersetzt werden mußten, finden wir ganz begreiflich. Hie und da hätten wir wohl auf den Gedanken kommen können: soll da einer zum Besten gehabt werden? Aber où est la dupe? Dem Leser kostets höchstens seine paar Mark, er riskirt, wie es scheint, weniger als der Verlag. Aber nein, der Herausgeber meints dann wieder völlig ernsthaft. So z. B. schreibt im Text zu einer dieser für deutsche Leser eingelegten Abbildungen der „Vikomte" unter anderm: „Man tastet mit zitternden Fingern, in Gedanken natürlich, an diesem kleinen, melodischen Stubbsnäschen empor, man tastet auch hinab und über das Kinderkinn hinweg und freut sich an den Arabesken des reizvoll geschlungnen Seidenbandes und an dem Flitterglanz des zierlich gerafften Busenflors, der fast wie japanisches Jopapier zwischen den Fingerspitzen vibrirt und prickelnd wie Weihrauch in die erschauernden Sinne fährt." Hierzu bemerkt der Herausgeber wörtlich: „Im Anschluß an diese Empfindungsnüancen und um die heimliche Harmonie der Stimmungen, wie sie in arabeskenhafter Willkür aus diesen Blättern taumeln, auch äußerlich zu dokumentiren, wurde jedes der beigegebnen fünf Bilder mit kaiserlich japanischem Jopapier geschmückt." Au pied de la lettre, nennt so etwas der Franzose. Sagen wir lieber hier: Aufmerksame deutsche Bedienung!

Carlyle und Nietzsche. Komische Zusammenstellung, nicht wahr? Der eine hat Ehrfurcht vor „dem, was unten ist," der andre nur vor sich selbst, der eine läßt nur gelten, was der Mensch für andre thut, der andre erklärt allen

Sozialismus für Schwäche und Dummheit. Trotzdem schreibt ein Theologe ein Buch: Th. Carlyle und F. Nietzsche, wie sie Gott suchten, und was für einen Gott sie fanden, von F. G. Wilhelmi (Göttingen, Vandenhoeck und Ruprecht). Daß sich Carlyle von dem kirchlichen Christentum lossagte und von sich aus eine religiöse Weltanschauung mit einem Gott mitten darin wiederfand, ist bekannt. Nun soll die Ähnlichkeit zwischen ihm und Nietzsche im Religiösen liegen. Nietzsches „gotteshungrige und gottesdurstige Seele" habe zwar „den Gott nicht wiedergefunden," aber er sei „religiös" (S. 23). Beide sollen „religiöse Naturen" sein (S. 29). Nietzsche sei „nicht geradezu ein Erzieher zum Christentum," aber er „vertrete das rechte evangelische Verhältnis von Tugend und Glück" (S. 52). Sollte man es für möglich halten, daß so etwas ein christlicher Theologe schreibt, mag seine Lehre von Gott auch noch so frei sein? Er wird mir vorwerfen, ich hätte seine Sätze aus ihrem Zusammenhange gerissen. Gewiß! Und ich will ihm gern zugestehen, daß, was er in seinem Buche über Carlyle ausführt, zutreffend ist, daß auch andre freisinnige Theologen, die der Verfasser anführt, vor ihm nach bessern und tiefern Instinkten bei Nietzsche gesucht haben, endlich auch, daß, wenn man sein Buch liest, man wohl sieht, wie er, psychologisch, zu seiner wunderbaren Parallele gekommen ist, und daß jene Sätze im Zusammenhange seines sonderbaren Buches sich nicht ganz so wunderlich ausnehmen, wie sie an und für sich sind. Aber trotzdem bleibt es dabei, daß die Ähnlichkeiten zwischen seinen beiden Männern in Gegensätzen bestehen; genau so paradox wie das klingt, so disparat sind auch die zwei Seiten seines Buches, und wenn er es sich zutraute, über Nietzsche etwas zu lehren, so hätte er diesen Zweck sicherlich besser erreicht, wenn er Carlyle dabei aus dem Spiele gelassen hätte. Ganz seltsam aber ist es, daß er Dinge für seine Ähnlichkeitstheorie in Anspruch nimmt, die Nietzsche vielmehr aus Carlyle genommen und in seiner Art verarbeitet hat, so Carlyles Heroenkult, seinen Edelmenschen, der aufstehen wird, die andern zu beherrschen, die Vorliebe für das Alte Testament, das Spruchartige und das Imperative des Ausdrucks usw. Wer könnte sich denn Carlyle entziehen, der ihn viel gelesen hat, und das hat Nietzsche früher gethan. Er hat ihn sogar zuerst verehrt und ist ihm gefolgt, und dann, als er über ihn hinauswuchs, hat er ihn weggeworfen und schimpft auf ihn, wie er es mit so vielen gemacht hat, mit Richard Wagner, den englischen Sensualisten, Herbert Spencer usw. Das müßte doch jemand wissen, der über Nietzsche schreibt! Aber ist es denn immer noch nötig, daß ernsthafte Männer ihn als Philosophen und Propheten kommentiren? Ist er denn so schwer verständlich? Nach meiner Kenntnis seines Lebens an dessen entscheidenden Punkten ist mir immer ein Wort sehr treffend vorgekommen, das der verstorbne Bilroth in einem seiner Briefe ausspricht: Man hat ihn gewogen und zu leicht befunden — nämlich in Basel in seiner Professur. Nietzsche nennt einmal Carlyles Weltanschauung sehr häßlich „ein zurückgetretnes Mittagessen." Seine eigne mit ihrer ganzen vielbewunderten Schriftstellerei könnte man unbefriedigte und zurückgetretne Eitelkeit nennen. Gefällt sie jemandem, subjektiv, gut, darüber ist nicht zu streiten, und ebenso wenig darüber, daß er ein ungemein reich begabter Geist war. Aber will man ihn erklären, wissenschaftlich-biographisch verstehen, so versuche man es doch einmal mit jener Formel. Man kommt weiter damit, als wenn man solche Bücher schreibt.

Neues von Heinrich Seidel. Das Talent zum Glück ist zu allen Zeiten viel seltner gewesen, als die Leute gewöhnlich glauben, besonders die, die unsre Zeit als die von allen guten Geistern verlassene, trostlose, materialistisch-pessimistische

verketzern wollen und behaupten, erst jetzt, bei unsrer modernen Hast und Unruhe, bei unsrer Genußsucht und Friedlosigkeit sei der holde Genius des Behagens am Dasein entschwunden. Man kann von den ältesten Zeiten her Stimmen sammeln, die über die Erbärmlichkeit des Menschenwesens klagen und gerade ihre Zeit als die gottverlassenste hinstellen.

Das Talent zum Glück ist die herrlichste und darum nicht gerade häufigste Mitgift fürs Leben. Es bedeutet nichts Geringeres als die Fähigkeit, aus allen Blüten des Lebens Honig zu saugen, Freude und Behagen auch aus unscheinbaren Quellen zu schöpfen, auch in enger Sphäre, auch inmitten von Nöten und Fährnissen sich die Heiterkeit der Seele zu bewahren, bei eigner Armut ohne Neid auf das Prassen und Schlemmen der andern zu sehen, Entbehrungen und Enttäuschungen nur als Hintergrund gelten zu lassen, von dem sich das sonnige Dasein nur desto lichter abhebe, und das Gleichgewicht des Innern, auch wenn es durch das Vernunftwidrige der Thatsachen ins Schwanken geraten ist, immer wieder herzustellen. Wer diese köstliche Fähigkeit, die meist angeboren ist, aber auch erworben werden kann, besitzt, der segelt unter der Flagge des sieghaften Humors, der trällert immer heiter vor sich hin, was Seidel allen seinen Erzählungen als Motto hätte vorsetzen können:

Ach, es giebt doch noch gute Dinge:
Nachtigallen, Rosen und Schmetterlinge,
Goldnen Wein und roten Mund
Und ein Herz, frisch und gesund.

Die Leutchen, die Seidel darstellt, verstehen meist die Kunst zu leben aus dem Grunde; sie sind eben ausgestattet mit dem Talent zum Glück. Seine köstlichste Gestalt voll unverwüstlichsten Sonnenscheins im Innern ist Leberecht Hühnchen; er ist die Herzensgüte und Genügsamkeit selbst und ein wahrer Virtuos der Fähigkeit, sich an dem Harmlosesten und Unscheinbarsten zu erfreuen. Aber da ist auch der Herr Dr. Havelmüller, der sich auf seinem kleinen Besitztum bei Tegel reich wie ein Krösus dünkt, da ist ferner der „gute alte Onkel" mit seiner aufopfernden und zahlreiche Neffen und Nichten umspannenden Liebe, da ist vor allem — der Erzähler selbst und sein Freund Johannes (Trojan), die sich einen kindlichen, fröhlichen Sinn bewahrt haben und die unbeschreiblichsten Freuden einheimsen bei Dingen, an denen die große Mehrzahl der Menschen achtlos und verächtlich vorübergeht. Man spürt es, wenn sich die beiden aufmachen und durch den Buchenwald an der Ostsee oder durch die Heide oder durch den märkischen Sand und seine Fichten bei Tegel dahinstrolchen: sie kommen aus dem Genießen gar nicht heraus. Hier ist es ein kleiner bunter piepender Vogel, der ihr Herz lachen macht, dort ist es eine seltne Blume, ein Käfer, dort ein Stein zum Ausruhen am Bache, und was es dergleichen schöne Dinge sonst noch in der Natur giebt; man muß sie nur finden können, man muß sich nur leiten lassen von einem schlichten, fröhlichen Herzen, einem warmen Gemüt, einem offnen Auge und einem scharfen Ohr, und man ist allenthalben beglückt und zufrieden.

Wer das Talent zum Glück verloren hat im Drange des Lebens, der kann es wiederfinden, wenn er sich einmal in Heinrich Seidels Erzählungen versenkt. Er wird unsre habgierige, genußsüchtige Zeit vergessen, wenn er liest von den genügsamen, prächtigen Menschen, deren Appetit ebenso gesund ist wie ihre Lebensanschauung, von den drolligen Käuzen, den sonderbaren Träumern; nur selten begegnet ein Erzknicker wie Eugen Kniller, oder ein Erzlügner wie Hans Hinderlich, selten ein gruseliger Leichenmaler oder gespensterhafte Erscheinungen wie die Nebel-

droschke u. a. m. Meist ist heller Sonnenschein, waltet Frohsinn, erblüht Lebensglück ohne Kämpfe, ohne Wirrnisse.

Gewiß hat das Talent Seidels auch seine Schranke; es umspannt nicht die Weiten der Erde und die Tiefen des Lebens; aber gerade im Gegensatze zu unsrer überspannten Tageslitteratur wirkt es beseligend, so wie das Rauschen des Baches, wie das Trillern der Lerche, wie das Wehen des Windes im Frühlingslaube. Es ist nichts Aufregendes oder Prickelndes in seiner geistigen Atmosphäre, nichts von dem, was man jetzt „modern" nennt; in dem Reiche des Humors, in das er uns versetzt, walteten einst E. Th. A. Hoffmann, Jean Paul, Fritz Reuter, Fielding, Dickens, auch Chamisso, Hauff, Mörike, Storm, Keller.

Das tritt auch in dem vor kurzem erschienenen liebenswürdigen vierzehnten Bändchen wieder hervor: Die Augen der Erinnerung und Andres (Leipzig, Liebeskind, 1897). Es ist Julius Stinde gewidmet und führt das Motto: „Die Welt ist neunmal schlechter, als die einen ahnen, und zehnmal besser als die andern annehmen."

Auch hier blüht das Talent zum Glück. Selbst der erblindete Fabrikherr findet seinen Gleichmut in den „Augen der Erinnerung," mit denen er in der Vergangenheit lebt, und mit denen er alles sieht, was er einst gesehen und in seinem kleinen Reiche geschaffen hat. Das „Andre" berichtet von Dingen, die dem Leser der frühern Bände schon bekannt sind, von dem „Wirtshaus zur Stranddistel," von Wanderungen mit Freund Johannes, von dem Wiedersehen der Heimat. Drollig ist die Skizze von „Polly Seidel," von den Schicksalen des Haushunds; echt Seidelschen Humor zeigt „Ein Tag aus dem Büreauleben" und „Das Zauberklavier"; an das Novellistische streift die kleine Studie aus dem Malerleben „Sonnenuntergang bei Tegel."

Wer Heinrich Seidels Art von früher her lieb gewonnen hat, der wird dem Erzähler immer wieder gern lauschen. Auch in diesem Bändchen, das übrigens auch ein paar nicht üble Gedichte enthält. A. B.

Spamers Illustrirte Weltgeschichte. Neunter Band. Geschichte der Neuesten Zeit II (1808—1852). In dritter Auflage bearbeitet von Dr. Konrad Sturmhoefel. Mit 308 Textabbildungen, sowie 12 Beilagen und Karten. Leipzig, Otto Spamer, 1897

Diesem letzten Bande des schönen Werkes muß zu besonderm Verdienste angerechnet werden, daß die Darstellung der darin erzählten, uns schon so nahe berührenden Ereignisse nirgends vom Parteigeiste beeinflußt erscheint und in einer durchaus gesunden politischen Anschauung wurzelt. Abschnitte wie die über den Widerstand der Nationalitäten gegen die napoleonische Weltreichidee, über die wirtschaftliche und soziale Entwicklung Englands und die Bewegung von 1848 können als Musterleistungen einer gesunden University Extension empfohlen werden. Unter den Faksimiles befinden sich so wertvolle wie die Abdankungsurkunde Napoleons, und bei den Illustrationen sind auch die Anfänge der politischen Karikatur nicht zu kurz gekommen. Der „tolle Görres" S. 216 ist wohl ein zu starker Ausdruck, und wenn auf S. 504 nach einer kurzen Charakteristik Heinrich Leos gesagt wird: „Auf ähnlichem Standpunkte stand Adolf Menzel," so finden wir das wenigstens sehr ungenau. Unter Byrons Werken wird S. 303 „das Mysterium Cain" angeführt; hier ist das erste Anführungszeichen zu weit nach vorn gerutscht.

Für die Redaktion verantwortlich: Johannes Grunow in Leipzig
Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig. — Druck von Carl Marquart in Leipzig

Die Grenzboten

Zeitschrift
für
Politik, Litteratur und Kunst
74. Jahrgang
No. 19
Ausgegeben am 10. Juni 1915

Seite
Der Eisenbahnbau im Kriege. Von R. Kircher . . . 481
Post-Einheitsporto. Von Dr. Ernst Jaffé 488
Schiene und Schienen. Von Martin Rade 494
Maßgebliches und Unmaßgebliches 511
Literaturbericht und Anzeigen 527
Flugschriften und Kriegsschriften. Von Otto Corbach 527
Bücher und Zeitschriften. Von Otto Corbach . . . 528
Bücher und Zeitschriften. Von Martin Rade . . . 528

C. L. Hirschfeld
Leipzig

Alle die vor Weihnachten teilweise Bücher und Zeitschriften nicht oder an den Verlage zurückgesandt haben, ersuche ich, dieses bis spätestens Mitte Januar zu tun.
Die Rechnungen werden deshalb erst später und nur auf die Ostern des Monats gültigen Bedingungen erteilt werden.

Soeben ist erschienen:

Wilhelmoorprinzeß

Roman

von

Sophus Bauditz

Deutsch von

Mathilde Mann

1921

Preis: Mark gebunden 6 Mark

Leipzig Nr.

Der Schmuck des Ehrgeizlichs*).

Es war gute Absicht Gottes Lenge, daß er unter dem Gesetz Mose, und gute Absicht Gottes war es, daß er unter der Gnade Jesu Christi, das Gesetz Mose, und das Evangelium Jesu Christi, das Gesetz der Freiheit, die Gnade und Wahrheit durch Jesum Christum, das Gesetz der Liebe, das Gesetz der Sanftmuth und Demuth, das Gesetz der Barmherzigkeit, das Gesetz der Gnade, das Gesetz der

nur in der Meinung andrer über sie besteht, und andre, die sich an einer unschuldig erlittnen Kränkung, gegen die ihnen keine Verteidigungswaffe zu Gebote steht, wie an einer zehrenden Krankheit zu Grabe schleppen. Viele tragen ein eignes Ehrengericht in der Brust, feiner, unfehlbarer und strenger als alle Ehrengerichte der Welt. Der eine macht selbst die Ehre eines Toten zu seiner eignen, und der andre findet das lächerlich und schließt mit dem Sargdeckel selbst die Ehre seines Vaters ab. Man kann den modernen Menschen unter jeden Zwang bringen, er wird sich vielleicht so weit schuriegeln lassen, daß er jeden Mittag die vom Zukunftsstaat zugebilligte Volkssuppe auslöffelt oder sich sein Maß von Arbeit, Vergnügungen und Schlaf zuteilen läßt; aber keine Macht der Erde wird einen Mann, der persönlichen Mut hat, dahin bringen, in Bezug auf die Verletzbarkeit seiner Ehre sich Mehrheitsbeschlüssen zu beugen und durch solche Beschlüsse feststellen zu lassen, wo eine Beleidigung oder Mißhandlung berechtigt sei, sein persönliches Ehrgefühl zu verletzen. Und weil das nicht möglich ist, so erscheint es undenkbar, daß es je einer Gesetzgebung gelingen werde, jeden Einzelnen in seiner Ehre zu schützen, und deshalb werden, solange Menschen unter einander leben, nie die Fälle verschwinden, wo der Einzelne nach seinem Temperament zur Selbsthilfe greift, um sich das intakt zu erhalten, was ihm keine staatliche Autorität gewährleisten kann.

Es ist ja zweifellos, daß die Ehrbegriffe gewisser Kreise, Stände oder ganzer Völker der Veränderung und Umbildung unterliegen; aber den Pulsschlag eines Volkes und eines Zeitalters erkennt man, wie beim einzelnen Menschen, daran, wie es sich zu den Thaten seiner Führer, seiner Vertreter, zu Ehrungen oder Beleidigungen seiner Stammesangehörigen stellt.

Beide, sowohl der Einzelne wie ein Volk, bedürfen aber zur Wahrung ihrer Ehre der Waffen, seien es geistige, moralische oder physische, der Waffen gegen Gemeinheit, Nichtachtung und Verunglimpfung, und in letzter Instanz tritt immer die drohend vorgehaltne Faust ein.

Hieraus ergiebt sich weiter, daß Menschen- und Mannesehre ohne entsprechenden Beisatz von persönlichem Mut und Kraftgefühl, ohne die Überzeugung, daß alle andern Güter zur Wahrung des persönlichen Ehrgefühls unter Umständen geopfert werden müssen, nicht denkbar ist. Ein Feigling ist schon deshalb ehrlos, weil er darauf verzichtet, nötigenfalls für seine Ehre bis zum letzten Blutstropfen zu kämpfen, weil er dieses Heiligste des Mannes jedem Schurken preisgiebt, ohne daß dieser zu befürchten hätte, hierfür mit einer niedersausenden Faust in Berührung zu kommen.

Es ist nicht ganz inkonsequent, wenn Leute die Behauptung aufgestellt haben, daß die Frau in diesem Sinne keine Ehre habe. Ihr fehlt in der That das letzte Machtmittel, und es zeugt von dem gesunden, kräftigen Denken und Fühlen eines Volkes und eines Standes, wenn die Männer bereit sind, jedes Weibes Ehre zu ihrer eignen zu machen und das jeder Frau durch die

Art ihres Benehmens gegen sie beweisen. Solche Denkungsart wird mit dem Worte „ritterlich“ bezeichnet, und es giebt zu denken, daß dieses Wort heutzutage vielen, leider sehr vielen Leuten starkes Unbehagen bereitet, und daß sie bereit sind, es lächelnd in die Rumpelkammer zu verrosteten Rüstungen des Mittelalters zu werfen.

Ehre ohne persönlichen Mut ist schlechterdings undenkbar; wer den nicht hat, hat keine Ehre, und wenn er sich trotzdem einbildet, Ehre zu haben, so lügt er sich etwas vor. Oder glaubt man etwa, ein ideales Gut irgend welcher Art besitzen zu können, ohne bereit zu sein, zu seiner Verteidigung jeden Augenblick alle andern Güter als wertlos wegzuwerfen?

Es giebt zu denken, daß man jetzt so oft den Grundsatz aussprechen hört, daß die beste Waffe gegen Verleumdung und Beleidigung die Verachtung sei. Das ist eine hinter dem grünen Tisch oder im Lehnstuhl ausgeklügelte Redensart. Das Mäntelchen der zur Schau getragnen Verachtung ist ein Kleidungsstück, in das jeder Lump schlüpfen kann.

Wenn ich im folgenden versuche, an einzelnen Erscheinungen in und an unserm Volksleben nachzuweisen, daß sich eine Verschiebung, Verflachung, Verrohung des Ehrgefühls breit zu machen beginnt, so geschieht es, weil die Gefahr, die darin liegt, von vielen nicht gesehen, nicht gefühlt oder absichtlich verkannt wird. Ohne Pessimist zu sein, erscheint einem ein Blick in die Zukunft eines Volkes, das beginnt, in Bezug auf die einfache Bethätigung von Mannesmut und Nationalstolz lau zu fühlen und zu richten, grauenhaft genug, um einen Warnungsruf erschallen zu lassen.

Die materielle Weltanschauung unsrer Tage, das Anwachsen des Egoismus, das Schwinden der Fähigkeit, einen Beruf ideal aufzufassen, die wässerige Art, Fragen von nationaler Bedeutung und von allgemeinem Interesse nur vom Standpunkte des Parteiphilisters zu betrachten, alles das steht in innerm Zusammenhange mit dem Schwinden des Ehrgefühls der Einzelnen und der Massen. Die Zahl derer, die sich mit ihrem Mangel an Ehrgefühl und persönlichem Mut hinter philosophisch angekränkelten Schlagwörtern und Phrasen, hinter Theorien von Menschenwürde und Menschenwert, höherer Kulturentwicklung und Zivilisation verkriechen, wird immer größer.

Ich habe einmal irgendwo den Satz gelesen: Jeder Mensch trägt einen mehr oder weniger großen Schweinehund mit sich herum. Satz und Ausdruck sind häßlich, aber leider sehr drastisch wahr. Es sollte damit der stark entwickelte tierische Selbsterhaltungstrieb des Menschen bezeichnet werden, nebst allen seinen wenig schönen Folgen. Dieser Trieb ist ein Himmelsgeschenk, soweit er den Menschen zur Arbeit, zum Vorwärtsstreben, zur Pflicht anspornt, dagegen ein Höllenköter, wenn er versucht, gegen die Selbstachtung zu helfern, wenn er uns lehren will, daß das Leben um des Lebens willen, das heißt des Fortbestehens des Organismus wegen, ein unersetzliches Gut sei. Jeder ehrlich denkende Mann, wohlverstanden: ehrlich gegen sich selbst, wird zugeben,

daß er mit diesem Vierfüßler in sich selbst oft sehr ernste Kämpfe hat bestehen müssen, daß es oft seiner ganzen Manneskraft bedurft hat, um ihn zum Schweigen zu bringen.

Wer die Vorgänge unsrer Zeit nicht nur sehend und denkend, sondern auch fühlend verfolgt, wer in unser geistiges, gesellschaftliches Leben und Treiben mit gesunden Augen hineinblickt, dem muß der Verdacht, wenn nicht gar die Gewißheit kommen, daß der moderne Mensch auf dem besten Wege ist, mit jenem tierischen Triebe der Selbsterhaltung Friedensverhandlungen zu eröffnen, der muß stutzen bei der Beobachtung, daß tausende von Federn und Zungen mit allen Waffen des Witzes und der Dialektik sich eifrigst bemühen, dem Tierchen Existenzberechtigung zu verschaffen, sein räudiges Fell herauszuputzen und es als Kulturpintscher, der uns von der Barbarei veralteter Ansichten und Überzeugungen befreie, lustig herumkläffen zu lassen.

Das Unternehmen hat gute Aussichten. Hat sich erst ein kleiner Kreis gefunden, der sich öffentlich zu solchen Lehren bekennt, der sie unter allerhand Masken, wie Humanität, Menschenwürde, Kultur geschickt zu verstecken weiß, so strömen ihm bald alle die zu, die solche niedrige Instinkte bis jetzt mühsam zum Schweigen gebracht haben. Gleich gestimmte Seelen finden sich. Da die, die den Kampf mit dem widrigen Kläffer schon lange satt haben und die Balgerei mit ihm höchst unbequem finden, mit erdrückender Mehrheit denen gegenüberstehen, die gewillt sind, nach wie vor der elenden Kreatur die Kehle zuzudrücken, so kann der schließliche Ausgang nicht zweifelhaft sein.

Da giebt es eine Partei, die unter dem Schlachtruf „Die Waffen nieder!“ Anhänger sammelt und auch in breiter Masse findet. Käme der Zulauf nur aus den Reihen frommer Frauen und minniglicher Mägdlein, so wäre nichts dagegen einzuwenden. Es steckt zu viel Idealismus und zu wenig Welt- und Menschenkenntnis darin, und nichts verzeihen wir dem schönen Geschlecht lieber. Man könnte solchen Bestrebungen sogar mit einer gewissen Rührung zusehen. Thatsächlich aber findet die Bewegung Anhänger in ziemlich großer Anzahl auch unter den Männern. Daß sich darunter Leute befinden, die mit heiligster Überzeugung zu dieser Friedensfahne schwören, will ich nicht in Abrede stellen.

Der Gedanke ist jedoch zu utopisch und bietet niedrigen Instinkten zu gut Schirm und Obdach, als daß sich die breite Masse seiner Anhänger nicht andrer Beweggründe verdächtig machen sollte, die für den Menschenkenner nicht schwer zu finden sind, wenn man in Menschenherzen nicht durch die rosarote Brille der Täuschung, sondern durch die grauen Gläser der Wirklichkeit zu blicken geneigt ist. Wenn sich Männer, junge Männer sogar, früher offen als Feinde des Kampfes und Blutvergießens bekannten, so gehörte dazu vielleicht ein gewisser sittlicher Mut; aber sobald solche Lehren auf der Fahne einer Partei prangen und öffentliche Verteidiger finden, ändert sich die Sachlage, und unter der Maske des sittlichen Mutes pflegt sich dann eine

ganz erkleckliche Portion persönlicher Feigheit und übertriebner Lebensschätzung zu verbergen. Wenigstens sollte man sich jeden Mann unter dreißig Jahren, der solche Anschauungen äußert, erst recht genau betrachten, um zu sehen, ob man es mit einem Phantasten oder einem pfiffigen Burschen zu thun habe. Wir haben seit so und soviel Jahrzehnten die allgemeine Wehrpflicht; jeder macht sich klar, daß er bei einem Kriege nicht hinterm Ofen sitzen bleiben kann. Tausende von Hosenbewohnern werden ein unbehagliches Schütteln in diesem Kleidungsstück nicht los, sobald irgendwo das Wort Krieg erschallt. Also mitschreien: „Die Waffen nieder!“ Ein Gedanke, den auszusprechen bis jetzt jeder gesunde Mann, aus Furcht vor Mißdeutungen, Bedenken trug, hat damit einen anständigen Namen bekommen.

Die Sozialisten, die Zerstörer jeder Individualität, diese Leute, die tierische Instinkte entfesseln müssen — denn nur an solchen läßt sich die Mehrheit gängeln —, die alles begrüßen, was die starke Persönlichkeit vernichtet, reichen den genannten Kultur- und Friedensfreunden die biedre Rechte, aber sie gehen noch gründlicher zu Werke. Sie verkünden laut und öffentlich, daß Vaterlandsliebe ein überwundnes Ideal, eine barbarische Auffassung sei. Und selbst dem schwach Beanlagten glückt dabei folgendes Selbstgespräch: „Ein großartiger Einfall! Kein Vaterland! Das nimmt mir eine Unzahl von Pflichten ab: da brauche ich nicht mehr zu dienen, bin frei vom Männerhandwerk, kein Mensch kann verlangen, daß ich mir für solche falsche Ideen meine gesunden Knochen entzweischießen lasse. Pflichten zu übernehmen ist überhaupt unmodern! Wer mir solche abnimmt, ist mein Mann! Wer will mir beweisen, daß ich nur deshalb Bravo rufe, weil ich im Grunde ein feiger Kerl bin. Die Leute, die es in die Welt hinausschreien, werden ja nicht einmal rot dabei!“ So ungefähr spielt sich der Gedankengang in Tausenden von deutschen Gehirnen ab.

Hätten wir keine allgemeine Wehrpflicht, so würden die Führer jener Bewegung nie gewagt haben, diesen Gedanken auszusprechen. Aber sie sind gute Menschenkenner, sie wissen ganz genau, welche Nutzanwendung die breite Masse aus der Anbetung des allgemeinen Menschenbrüdertums ziehen wird. Sie untergraben den Ehrbegriff eines ganzen Volkes, sie verpöbeln es in seiner Mannesehre, denn sie wissen wohl, daß ein Volk ohne Vaterlandsliebe eine Herde Sklaven bilden muß, die keinen eignen Willen mehr haben. Ich glaube, ein englischer Sozialist dürfte die Vaterlandsliebe nicht öffentlich schmähen, und mir ist es nicht erinnerlich, daß französische Sozialisten öffentlich von der Rednertribüne herab gewagt hätten, diesen Gedanken auszusprechen. Die Franzosen haben zwar auch die allgemeine Wehrpflicht, und ich glaube, daß es unter ihnen ebenso viele Hosenschlotterer giebt, wie bei uns trutzigen Germanen, aber die Hiebe, die sie 1870 bekommen haben, halten das Volksbewußtsein in diesem Punkte wach, und jede Hoffnung auf Revanche aufzugeben, dafür ist dort keine Mehrheit zu haben.

Die Verkündigung des Ideals der Vaterlandslosigkeit — was ich nicht schützen will, besitze ich nicht —, diese Kaninchen- und Spatzenweltanschauung wäre ein leeres Wort, ein Hauch, den der Wind verweht, wenn ihr nicht tausende von kleinen Kötern lustig zubellten und wacker Wauwau machten, was in der Hundesprache „Bravo, bravo" heißt. Wer will ihnen beweisen, daß sie nicht die Träger idealer Zukunftsgedanken sind?

Wie tief sich eine derartige Auffassung bereits in das verlogne Bewußtsein breiter Massen hineingedrückt hat, und wie schwach im allgemeinen das Ehrgefühl des Volkes geworden ist, dafür bieten Vorkommnisse unsrer Tage die Belege. Ich will nur das krasseste Beispiel benutzen.

Deutsche Teerjacken, brave Kerle gingen, als sie einsahen, daß ihr Leben verloren sei, mit einem Hurra auf König und Vaterland in den nassen Tod. Für jeden Menschen, der sich noch eine Spur von Stolz und Ehrgefühl bewahrt hat, liegt etwas erhebend heroenhaftes in dem Thun von Männern, die, den sichern Tod vor Augen, in einer Minute, wo jede Pose, jede Phrase vor dem Ernst des sichern Todes verblaßt, den letzten Atemzug benutzen, um wie Helden, ihrem besten und heiligsten Gefühl Ausdruck gebend, zu sterben. Wer ein Mann ist und von solchen Thaten hört, der fühlt, wie ihm Begeisterung die Brust hebt, der spürt jenes Zusammenschnüren der Kehle, wie es nur das Miterleben großer Thaten verursacht. Fremde Völker, die uns feindlich gesinnt sind, vergaßen gegenüber solcher Mannesthat alle Feindseligkeit und fanden für das Heldentum jener Männer warme Worte der Anerkennung, ja Rufe der Bewunderung. Noch waren die Gemüter hierüber erregt, da stellt sich ein Mann, ein Deutscher, in einer öffentlichen Versammlung hin und findet Worte des Tadels, der Kritik (ich wähle absichtlich so milde Ausdrücke) für das Verhalten jener deutschen Seeleute und ihres Kommandanten. Jener Redner hielt seine Rede an Gesinnungsgenossen, aber doch öffentlich, sie erschien in allen Zeitungen. Jeder weiß, daß bei einem Mann ohne moralischen Mut, bei einem Schwächling angesichts des unvermeidlichen Todes der Selbsterhaltungstrieb in seiner niedrigsten Form zum Ausdruck kommt, d. h. er beginnt zu winseln, zu heulen und macht kindische, thörichte Versuche zur Rettung, von denen ihm doch sein Verstand sagen muß, daß sie nutzlos sind. Ein wirklicher Mann kreuzt die Arme und bemüht sich, vornehm zu sterben. Man durfte also gespannt sein, wie die anwesenden Zuhörer und vor allem wie das deutsche Volk jenen Tadel aufnehmen würde; man hätte meinen sollen, daß sich jener Redner nur noch von Sicherheitsbeamten beschützt vor dem Toben des Volksgefühls würde retten können. Aber siehe da, es geschah nichts. Gewiß, jene Schmähredе war an sich geringfügig; aber an der Art, wie ein Volk solche Verletzungen seines Gefühls aufnimmt, erkennt man den Pulsschlag seines Blutes, und wer bei dieser Gelegenheit dem deutschen Volke an den Puls fühlte, konnte nur hochgradige Blutarmut beobachten.

Der deutsche Michel ist ja etwas schwerfällig, er überlegt erst dreimal, ehe er etwas thut, aber wer über gewisse Dinge nicht zornig werden, nicht die Faust ballen kann, der hat kein männliches Ehrgefühl mehr. Es muß auch innerhalb der deutschen Grenzpfähle schon zu viele Leute geben, die nur noch denken, aber nicht mehr fühlen können, die sich ärgern, auf Menschen zu stoßen, die durch die That beweisen, daß höhere Werte tierische Instinkte meistern können. Sie fühlen Behagen, wenn an menschliche Größe der Cynismus herankriecht, wenn das Erhabne beschmutzt wird.

Man hat in der Masse kein Verständnis mehr für den Adlerflug der Ideale, nur deshalb kann damals das deutsche Volk geschwiegen haben. Für den aber, der die Erscheinungen der Zeit mit ihren Wirkungen auf engere und weitere Kreise der Bevölkerung verfolgt, kann es kaum einem Zweifel unterliegen, daß wirkliche Vornehmheit, die Vornehmheit der Gesinnung und des Charakters den Rückzug antritt, daß die Begriffe über Mannesehre und ihre öffentliche Unantastbarkeit sich zu verschieben beginnen. Und das kann auch gar nicht Wunder nehmen. Es hat wohl nie eine Zeit gegeben, die so vor dem Menschen als „Lebewesen" auf den Knieen gerutscht hätte, die so bestrebt gewesen wäre zu behaupten, daß Mensch Mensch sei mit gleichen Trieben, gleichen Anlagen, gleichen Bedürfnissen. Darnach giebt es nur noch Massenmenschen, die als gleichwertige, unterschiedlose Exemplare der Gattung in die Welt gesetzt werden. Nach gewissen Schriftstellern, denen in großen Kreisen eine Art von päpstlicher Unfehlbarkeit eingeräumt wird, sollte man überhaupt denken, daß der größte Teil der Menschheit aus verkannten oder zerstörten Genies bestehe, denen nur die Gleichartigkeit der Daseinsbedingungen gefehlt habe, um sich auf unserm miserabeln Planeten zu Bildern der Vollkommenheit zu entwickeln. Die Entscheidung über solche Theorien kann nur die Zukunft bringen, und da hierzu etwa fünfhundert bis tausend Jahre nötig sein würden, will man die Geschichte nicht ruhig abwarten. Man sagt sich, ob es nicht gescheiter wäre, alle Menschen einmal auf dasselbe niedrige Niveau zu bringen, alles, was über das Alltägliche und Gemeine emporragt, auf dieselbe Tiefe hinabzudrücken. Man nähme am liebsten ein Riesenbrett, um damit über die Köpfe der Menschheit hinwegzufahren. Da ist einer, der sich anders entwickelt hat, den Kopf höher trägt als die Masse! Duck dich! Den Kopf wollen wir dir vorläufig noch lassen, aber die Kniee mußt du beugen oder den Rücken krumm machen, das große Brett kommt!

Solche, die überhaupt noch das Gefühl der Männlichkeit haben, die sich nicht nur dann sicher in ihrem Denken und Handeln fühlen, wenn kompakte Mehrheiten hinter ihnen Bravo rufen, die werden in unsrer Zeit zusammengedrückt, zusammengequetscht, oder sie stehen mit verschränkten Armen an dem breiten Strom des öffentlichen Lebens und blicken ihm mit dem pessimistischen Lächeln des klugen Mannes nach, der sich von dem Anblick des mächtig

gurgelnden Wassers nicht in Erstaunen setzen läßt, weil er weiß, wie gerade das armseligste Rinnsal sich bemüht, in den Stromlauf zu gelangen. Das gilt von geistiger Größe und noch mehr von sittlicher, es gilt auf allen Gebieten, in der Politik, in der Wissenschaft und Kunst.

Wirklich große Naturen, im besten Sinne national gesinnte Deutsche, wahre Menschenfreunde halten sich heutzutage abseits vom öffentlichen Leben, Männer sowohl wie Frauen. Für ihre Ideale, für ihre Bestrebungen würde die Masse ja nur das Hohngelächter der vollständigen Begriffs- und Verständnislosigkeit haben. Es fehlt ihnen nicht an Mut, aber es wäre ja ein vollständig nutzloses Beginnen, in das trübe, verschlammte Wasser jenes Stromes jetzt reine Quellen leiten zu wollen. Hier heißt es abwarten.

Überall, wo man hinblickt, in der Litteratur, in einem großen Teil der Presse, auf den Bühnen unsrer Schauspielhäuser, in öffentlichen Reden, besonders in solchen, die an die große Masse der Unzufriednen gerichtet sind, finden wir eine gemeinsame, bis zum Haß gesteigerte Abneigung gegen alles wirklich Vornehme, Abgesonderte, Hohe, eine fast fieberhafte Sucht, zu verkleinern, ein planmäßig genährtes Mißtrauen gegen wirkliche Rechtschaffenheit. Ich verzichte darauf, das mit Beispielen zu belegen. Möge sich jeder selbst umschauen, und er wird sicher für viele Erscheinungen die richtige Erklärung finden. Gehört es doch schon in vielen „gebildeten" Kreisen der großen Städte zum guten Ton, sich für nichts zu begeistern, alles zu „toleriren," keine scharfen „Antipathien" zu haben und mit cynischem Lächeln über ernste Dinge hinwegzugleiten. Bewunderung, Anerkennung von Tugenden oder menschlicher Größe sind Dinge, die der moderne Pöbel verabscheut, wie der Magenkranke vor dem Genuß frischen Quellwassers zurückschrickt.

Dieser ausgesprochne Geist der Verkleinerung ist von der Sozialdemokratie richtig erkannt worden und wird zweckentsprechend verwertet. Unsrer Zeit und dem Geschlecht, das darin aufwächst, bar aller Ideale, bar der Begeisterungsfähigkeit, ohne Zucht, ohne Ehrfurcht, haßerfüllt gegen alles, was Charakter hat, unfähig, ehrlich zu hassen und zu lieben, ist es schon lange ein Dorn im Auge, daß sie eine beträchtliche Anzahl von Leuten einhergehen sieht, die in sittlicher Unantastbarkeit, ohne Gewinnsucht, unbekümmert um das Geschrei von „Majoritäten," ihre Ideale festhalten, ihre Pflicht thun und von Ehrgefühl sehr feine Begriffe und ganz persönliche Anschauungen haben. Diese Männer bilden den Kern des deutschen Beamtenstands, womit nicht gesagt sein soll, daß nicht auch Leute, die außerhalb dieses Standes stehen, dieselben Eigenschaften haben könnten. Zu ihnen gehören der Universitätsprofessor und der Lehrer, der Minister und der Seelsorger, der Richter und der Offizier, kurz alle die Berufsarten, die thatsächlich den Kern des Bürgertums bilden, um den sich die Mitglieder der verschiedensten Erwerbszweige gruppiren, teils dienend, teils sich von ihm geistig leiten lassend. Da sich die Sozialdemokratie

klar bewußt ist, daß sie in diesem Kreise Anhang gewinnen oder sie wenigstens in ihrem Ansehen schwächen muß — des großen Haufens der materiell Unzufriednen und geistig Vernachlässigten ist sie ohnehin sicher —, so wählt sie zum Zielpunkt ihrer Angriffe die Gemütswerte Vaterlandsliebe, Nationalstolz und Ehrgefühl, für die sich jene seit Jahrhunderten abgerackert, für die sie gekämpft und gelitten haben, ohne Aussicht, dabei materielle Güter zu erwerben, nur um gegen Staat und Gesellschaft ihre Pflicht zu thun.

Wenn Redner auf öffentlicher Tribüne die Vaterlandslosigkeit preisen, wenn sie große nationale Fragen von dem kleinlichen Gesichtspunkte der Fraktion behandeln und abthun, wenn sie die geringfügigsten Anlässe benutzen, die unbestechliche Gerechtigkeit unsrer Richter oder die Ehrbegriffe des deutschen Offiziers in den Augen urteilsloser Zuhörer zu verdächtigen, so wissen wir, worauf das abzielt. Wäre der deutsche Beamtenstand korrumpirt, zitterten bei uns, wenn ein Börsenunternehmen kracht, ganze Ministerien und Gerichtshöfe, so könnte es sich die Sozialdemokratie leichter machen. Aber hier können sie nicht zufassen und dreinschlagen, und deshalb sind sie gezwungen, jenen Ständen den Boden abzugraben, aus dem ihre Tüchtigkeit stammt. Und mit der größten Schärfe und Gehässigkeit wenden sie sich gegen den Stand, der, in seinen Formen am starrsten, die Begriffe Vaterlandsliebe, Nationalstolz und Ehrgefühl am schärfsten faßt und äußerlich zum Ausdruck bringt, gegen den Militärstand im allgemeinen und gegen den Offizier im besondern. Ich will damit keineswegs sagen, daß man in der Person des Offiziers die Verkörperung jener oben genannten Gemütswerte erblicken solle, ich meine nur, daß der deutsche Offizierstand jene Weltanschauung und Gesinnung kraft seiner streng gegliederten und eisenfesten einheitlichen Organisation für den außerhalb stehenden am augenfälligsten zur Schau trägt, und daß man aus der Richtung der Angriffe gegen ihn die Taktik derer am sichersten erkennt, die Vaterlandsliebe, nationale Gesinnung und persönliches Ehrgefühl zum Zielpunkt ihrer Zerstörungsarbeit gemacht haben. Der Offizier ist schon äußerlich durch die Uniform kenntlich, er trägt des Königs Rock. Es ist bezeichnend, daß man selbst an diesem Ausdruck, dessen symbolische Bedeutung jedem Quartaner klar sein sollte, zu mäkeln beginnt, allerdings wohl nur vor einem Publikum, das leider selbst der größten Dummheit gegenüber keine Kritik üben kann. Darum auch der hie und da auftauchende, fast lächerlich erscheinende Wunsch, daß der Offizier nur im Dienst Uniform tragen möge. Das Bestreben der Sozialdemokratie, wie derer, die sich offen oder heimlich an ihre Rockschöße hängen, geht dahin, den Offizierstand dort zu verwunden, wo er am empfindlichsten ist, an seiner Ehre und an den traditionellen Gebräuchen, mit denen er sie zu schützen gewohnt ist. Daß diese Leute in zweierlei Tuch geschichtlich etwas geleistet haben für die Nation, daß sie bereit sind, jeden Tag wieder dasselbe zu thun, daß ihre Berufsführung gänzlich frei ist von

den gefährlichen Einflüssen des Gelderwerbs, daß sie als uniformirte Waffenträger und kenntliche Stützen der staatlichen Autorität und der monarchischen Verfassung mindestens erwarten können, mit der jedem Manne schuldigen Achtung angesehen zu werden, dieser Glaube muß zerstört werden. Deshalb wird gezetert über die sogenannte Standesehre des deutschen Offizierkorps, als ob das ein Privilegium und nicht vielmehr ein Gemeingut der Leute wäre, die das Herz auf dem rechten Flecke haben, mögen sie nun in Uniform oder im bürgerlichen Gewande einhergehen. Die Erscheinung, daß sich solche Männer freiwillig einem Ehrengericht beugen, daß sich dieses Ehrengericht nur von ererbter und täglich neu erworbner Vornehmheit der Gesinnung leiten lassen will, bringt natürlich alle die, denen solches Gebahren unverständlich ist, in Wut. Unsre Ehre wird ja durch das Gesetz getragen, an dieses können wir uns halten, von diesem Schutz hoffen. Wer etwas andres thut, verletzt die Autorität des Gesetzes, des Staates. Dabei nehmen dieselben Leute, die so sprechen, nicht Anstand, in allen Tonarten die Verletzung und den Zusammenbruch der Gesetze und der staatlichen Autorität als erstrebenswertes Ziel hinzustellen und den großen Kladderadasch der Zukunft anzukündigen. Es ist ja nur die ohnmächtige Wut, noch immer vor einer thatsächlichen Militär- und Beamtenmacht zu stehen!

Ich will hier nicht auf das abgedroschne Thema des Duellwesens und der damit zusammenhängenden Konflikte eingehen. Es liegt mir nur daran, zu zeigen, wie geschickt man sich bemüht, mit geringfügig erscheinenden Vorstößen diesen Stand und mit ihm alle, deren Gesinnung ihm verwandt ist, an seinem zartesten Lebenskeime zu fassen und durch fortgesetzte Angriffe ihm die Bedingungen zu entziehen, aus denen er Nahrung, Kraft, kurz seine bisherige Existenz nahm. Mancher nimmt vielleicht Anstoß an einem übertriebnen Ehrgefühl vieler Leute aus jenen Kreisen, auch an der ja so leicht zu bewitzelnden „Schneidigkeit“ des Reserveoffiziers; aber er vergißt, welche erdrückende Mehrheit tüchtiger, ernster, verständiger Männer mit wahrhaft vornehmer Gesinnung den paar sich kindisch geberdenden Leuten gegenüber steht. Man benutzt ja auch nur einzelne Absurditäten als Handhabe, um den ganzen Baum zu schütteln; thatsächlich richtet sich die Taktik der Angreifer gegen den Kern der Sache, gegen die bewußte moralische Kraft, das Gefühl der Verantwortlichkeit, den festen Willen, für seine Worte, seine Handlungen, seine Unterlassungen mit Leib und Leben einzustehen. Gelänge es, in die Ehrbegriffe des Offizierstandes und der in dieser Beziehung sich mit ihm eins fühlenden Gesellschaftskreise Deutschlands Bresche zu legen, so erränge der Gegner einen Sieg, dessen Folgen kaum abzusehen, aber jedenfalls tief zu bedauern sein würden. Man braucht nur einmal die Augen nach Frankreich zu wenden.

Zum Schluß will ich nur noch einen kurzen Blick auf eine andre Er-

ſcheinung werfen, nämlich auf die Art, wie von vielen die Frauenfrage aufgefaßt und im Parteiintereſſe ausgebeutet wird. Die Frage iſt brennend geworden, ihre Löſung iſt ungemein wichtig, aber daß man ſich in gewiſſen Kreiſen bemüht, wie in andern Dingen ſo auch hier nur an die niedern Inſtinkte zu appelliren, giebt einen neuen Beweis der Verrohung unſrer Zeit. Die Auffaſſung des vornehmen Mannes war bisher die, die Keuſchheit der Frau als ein edles, der Hochachtung würdiges ſittliches Gut der Frau zu betrachten. Man war gewohnt, die Ehre der Frau in der Hauptſache in der Erhaltung ihrer ſittlichen Makelloſigkeit zu ſuchen und zu finden, man dachte darüber ſehr ſtreng und unduldſam. Ein geſundes Empfinden ſagte jedem, daß Frauenehre ein unerſetzliches Gut ſei, von deſſen Makelloſigkeit die Zukunft unſers Volkes mit entſchieden werde. Frauen, die hierin keinen Spaß verſtehen, pflegen Söhne zu erziehen, die wirklich Achtung vor der Tugend haben, die in ihrer Mutter verkörpert ſehen, was ſie durch das ganze Leben als höchſtes Beiſpiel der Reinheit begleitet. Auch hier hat man verſtanden zu verpöbeln, man iſt ſo weit gegangen, ſittliche Reinheit des Mädchens, wenn nicht gerade als Dummheit, ſo doch als Unnatur hinzuſtellen, als eine Verzichtleiſtung auf allgemeine Menſchenrechte, und der Frau in der „freien Liebe“ und ähnlichen zuchtgenoſſenſchaftlichen Einrichtungen freies Feld für niedrige Triebe zu ſchaffen. Man möchte ſie gar zu gern den Männern gleichſtellen, nicht in der Höhe, wohl aber in der Tiefe. Statt ausſchließlich dahin zu wirken oder den Verſuch zu machen, die Frau ſo zu ſtützen und zu heben, daß ſie ſittlich und geiſtig mit tüchtigen Männern Hand in Hand auf gleicher Höhe einherſchreiten kann, hat man das Beſtreben, ſie auf das Niveau der Durchſchnittsliederlichkeit herabzuziehen.

Mannesmut, Vaterlandsliebe, die Pflicht, mit der Waffe zu dienen, Heldenmut deutſcher Seeleute, feines Ehrgefühl, Keuſchheit des Weibes, das alles ſind überwundne Begriffe für die modernſte Weltanſchauung. Hinunter damit, in den Schmutz hinein! Mit Männern und Frauen, die noch an ſolchen Dingen feſthalten, ſich ſogar dafür begeiſtern, läßt ſich kein Zukunftsprogramm durchführen. Wenn erſt alle alles verachten, was uns und unſern Vätern heilig war, erſt dann iſt die Saat reif zum Schneiden. Nur wird der Schnitter Spreu ſtatt Weizen finden, und das neue Paradies, das dann entſtehen ſoll, wird das Paradies der Kraftloſigkeit, der Charakterloſigkeit, der Lumperei ſein. Alles wird auf gleicher Tiefe kriechen, ſtatt auf gleicher Höhe zu ſchreiten.

E. Clauſen

Vom Niederrheinischen

Musik.

Niemand unterschätzt, wie sehr gelegentlich Neuerlinge, gefördert von Zeitumständen und begünstigt von der Zeitrichtung Thaten, auch wo keine sind, hervorbringen und Aufsehen machen. Daß sie dies nicht immer und überall können, ist ein Glück für die Menschheit, welche in ihrer Gesammtheit, wie schon die Zeitumstände, welche Thaten in Scharen stellen und bestellen wollen, die Kunstrichtungen wieder gleichmessen, die Neuerlinge, und lehren mehr oder weniger, wenn die Zeitumstände vorübergehende Richtungen hatten. In Zeit und Raum sind Richtungsmittelpunkte und Zeiten zur Bestimmung benöthigt worden; die Bestimmung heißt Maß und Eintheilung der Zeitumstände und Richtungsmittelpunkte. Diese Eintheilung ist Geschichte, und ihre Bestimmung ist Kritik. Die Kritik hat Rechte über Richtungsmittelpunkte und Zeiten zur Bestimmung benöthigt worden; die Bestimmung heißt Maß und Eintheilung der Zeitumstände und Richtungsmittelpunkte. Diese Eintheilung ist Geschichte, und ihre Bestimmung ist Kritik. Die Kritik hat Rechte über Richtungsmittelpunkte und Zeiten zur Bestimmung benöthigt. Die Kritik, welche Geschichte ist, erhebt sich über Zeitumstände und Richtungsmittelpunkte, und ihre Bestimmung ist Kritik

reichen Fälle von Nichtvererbung erworbner Eigenschaften bestimmt, mit andern Darwinianern den Glauben an solche Vererbung verloren und nahm an, daß die Eltern immer und überall nur das vererbten, was sie selbst geerbt hätten. Das Keimplasma geht also durch die ganze Ahnenreihe hindurch, und jedes Individuum, durch das es seinen Weg nimmt, stellt eine Variation des Stammwesens dar, die ihre besondern, auf das nächste Glied nicht übertragbaren Eigentümlichkeiten hat; das Keimplasma ist einer Schnur vergleichbar, an der die unter sich verschiednen Ahnen oder Nachkommen aufgereiht sind. Aber auf diesem seinem Wege durch Millionen von Geschlechtern bleibt das Keimplasma doch nicht unverändert, es wird immer zusammengesetzter, indem jeder Vater und jede Mutter zu dem schon überkommenen einen neuen Beitrag liefern. Einen solchen Beitrag nennt Weismann einen Id. Im Eikern können durch Färbung Stäbchen sichtbar gemacht werden, die das letzte sind, was mit dem Mikroskop der sinnlichen Wahrnehmung zugänglich gemacht werden kann. Weil Weismann annimmt, daß jedes dieser „Chromatinstäbchen" aus Iden zusammengesetzt ist, so nennt er sie Idanten. Die Ide läßt er wieder aus Determinanten, diese aus Biophoren bestehen, die den gemmulae Darwins entsprechen, indem sie gleich diesen dafür sorgen, daß sich im Leibe des Kindes an der richtigen Stelle die richtigen Zellen bilden. Die Biophoren bestehen dann schließlich aus Atomen.

Durch die Geschlechtlichkeit ist für die Abänderungsfähigkeit, also auch für die Anpassungsfähigkeit der Individuen gesorgt. Die „sexuelle oder amphigone" Fortpflanzung, schreibt Weismann („Die Bedeutung der sexuellen Fortpflanzung für die Selektionstheorie" S. 28 ff.), „beruht bekanntlich auf der Verschmelzung zweier gegensätzlichen Keimzellen oder vielleicht auch nur ihrer Kerne; diese Keimzellen enthalten die Keimsubstanz, das Keimplasma, und dieses wiederum ist vermöge seiner spezifischen Molekularstruktur der Träger der Vererbungstendenzen des Organismus, von welchem die Keimzelle herstammt. Es werden also bei der amphigonen Fortpflanzung zwei Vererbungstendenzen gewissermaßen mit einander gemischt. In dieser Vermischung sehe ich die Ursache der erblichen individuellen Charaktere und in der Herstellung dieser Charaktere die Aufgabe der amphigonen Fortpflanzung. Sie hat das Material an individuellen Unterschieden zu schaffen, mittels dessen Selektion neue Arten hervorbringt." Pflanzten sich die Wesen eingeschlechtig fort, führt er weiter aus, so würden Vater oder Mutter und Kind einander vollkommen gleich sein; es könnten niemals Verschiedenheiten entstehen, es könnte also auch keine Auslese aus Verschiednem getroffen werden, könnten demnach keine neuen Arten entstehen. Anders bei der sexuellen Fortpflanzung: „Sobald hier ein Anfang individueller Verschiedenheit gegeben ist, so kann nie wieder Gleichheit der Individuen eintreten, ja die Verschiedenheiten müssen sich sogar im Laufe der Generationen steigern." Der Nachkomme des ersten Eltern-

paares ist eine Kombination zweier verschiedner „Vererbungstendenzen," ein Individuum der dritten Generation enthält vier, eines der vierten acht, eines der zehnten tausendzwanzig, und da sich in jedem einzelnen Falle jede dieser Vererbungstendenzen „in diesem oder jenem Teile des auszubauenden Organismus stärker oder schwächer geltend macht," so ergiebt sich eine Unzahl verschiedner Kombinationen. Von diesen gehen alle zu Grunde, die für die Anpassung an wechselnde Lebensbedingungen nicht geeignet sind, und so ist damit die Arten bildende Selektion gegeben, denn die einer gewissen Umgebung am besten angepaßten Individuen werden selbstverständlich einander ähnlich sein.

Wir wollen für diesmal nicht auf die Hauptschwierigkeit eingehen, die darin liegt, daß jeder Ahne sein Teilchen Ahnenplasma beitragen soll, daß aber darin seine erworbnen Eigentümlichkeiten nicht vertreten sein, daß also alle nach der Zeugung eintretenden Einflüsse schlechthin ohne Einfluß auf die Substanz und Struktur des Keimplasmas bleiben sollen, als ob dieses dem Gesetze des Stoffwechsels gar nicht unterworfen wäre. Wir wollen nur ein paar Schwierigkeiten hervorheben, die ganz an der Oberfläche liegen. Zunächst bemerken wir mit Haycraft, daß Weismann, gleich den meisten Darwinianern, weit weniger vorsichtig und bescheiden als der Meister ist. Dieser wollte seine Pangenesishypothese, als etwas „zu spekulatives," ursprünglich gar nicht veröffentlichen und hat sie dann nur als Schlußkapitel und sozusagen als Anhang des Werkes über das Variiren der Tiere und Pflanzen gegeben, um zu zeigen, wie man sich die Vererbung allenfalls vorstellen könnte. Weismann aber stellt die Struktur des Keimplasmas so ausführlich und genau dar, als wäre sie etwas bewiesenes oder beweisbares, und macht sie, seitdem er sie gefunden hat, zum Mittelpunkt seiner weitern Untersuchungen, obwohl sie niemals durch Experimente weder bewiesen noch widerlegt werden kann. Denn in welchen Mengenverhältnissen Kohlenstoff, Sauerstoff und Wasserstoff in jeder organischen Verbindung vorkommen, das kann zwar durch ein Experiment festgestellt und damit kann bewiesen werden, ob sich ein Chemiker in seinen Berechnungen geirrt hat oder nicht, aber durch welches Experiment sollen die Iden, Determinanten und Biophoren und ihre Verrichtungen in dem von ihnen neu aufzubauenden Leibe nachgewiesen werden? Sodann: wie ist die Geschlechtlichkeit selbst entstanden, ohne die nach Weismann der Selektionsprozeß nicht hätte anfangen können? „Vermutungen ließen sich darüber wohl aufstellen," meint er a. a. O. S. 44. Gewiß, aber alle Vermutungen werden die Thatsache nicht aus der Welt schaffen, daß die Entstehung geschlechtlicher Wesen ein ebenso unbegreifliches Wunder ist wie die Entstehung der ersten Zelle, die mit der Herstellung organischer Stoffe in der Retorte noch lange nicht gegeben ist. Man denke sich, schreibt ein andrer Darwinianer,*) „um die Kluft zwischen

*) Dr. Eugen Dreher, Der Darwinismus und seine Konsequenzen, S. 75.

rein chemisch-physikalischen Prozessen und vitalen zu veranschaulichen, irgend einen lebenden Organismus in einem bestimmten Moment seiner Entwicklung. Man füge jetzt lauter Atome, die mit denen des vorgestellten Organismus völlig gleich sind, so in Gedanken aneinander, daß das aufgebaute Phantom in jeder materiellen Beziehung mit seinem Urbilde genau übereinstimmt. Es fragt sich nun, ob das Phantom die vitalen Funktionen wie Nahrung zu sich nehmen, verdauen und wachsen, ganz abgesehen von den psychischen, verrichten würde, die seinem Urbilde zukommen. Die Antwort lautet: nein. Das Phantom würde nur ein Kadaver sein." Dreher glaubt deshalb, obgleich er überzeugter Darwinianer ist, die Lebenskraft zur Erklärung der Organismen nicht entbehren zu können, wie er denn überhaupt mit uns darin übereinstimmt, daß es nicht Aufgabe der Wissenschaft sei, den Ursprung der Dinge und ihr Wesen zu erklären. Auch das Wort Lebenskraft ist natürlich nur ein Name für das große unbekannte X, für die Grundursache der durch Kausalreihen verknüpften Dinge, die wir jedesmal aufs neue hinzudenken müssen, wenn eine neue Kausalreihe beginnt. Weismann verspottet die Lebenskraft, aber seine „Molekularstruktur," „Entwicklungstendenz," „physische Natur des Organismus," was sind sie andres als verschiedne Bezeichnungen derselben Sache, einer unbekannten, im Innern des Organismus wirkenden Ursache? Die Atome und ihre Bewegungsgesetze gegeben, können wir die Kausalreihen der Erscheinungen der anorganischen Natur ermitteln, aber vor diesen Kausalreihen steht die Entstehung oder die ewige Existenz der Atome, ihrer Bewegungen und des gesetzlichen Verlaufs dieser Bewegungen, und eines wie das andre, das wir annehmen mögen, die Entstehung oder die Existenz von Ewigkeit her, bleibt ein Wunder, für das es keine Erklärung giebt. Die organische Zelle vorausgesetzt, können wir den Ablauf ihres Lebens, ihre Veränderungen, ihre Vervielfältigung verstehen, aber ihr Dasein bleibt ein Wunder. Die Geschlechtlichkeit vorausgesetzt, vermögen wir uns von der Vererbung und der Entstehung der Arten eine Vorstellung zu machen, aber die Geschlechtlichkeit selbst bleibt ein Wunder. So begegnet uns denn das „metaphysische Prinzip," das die Darwinianer zu bannen gedachten, auf Schritt und Tritt. Und die Bannungsversuche der Naturforscher machen umso weniger Eindruck auf uns, als diese Herren, je weiter sie fortschreiten, desto mehr uneins unter einander werden. Wir wollen gar nicht vom alten Cuvier reden, der die Unveränderlichkeit der Arten für bewiesen erachtete, nicht einmal von Männern wie Nägeli, der meinte, die äußern Einflüsse brächten zwar Veränderungen an den organischen Wesen hervor, aber sie selbst, diese Wesen, seien die Erzeugnisse einer in ihnen gelegnen gestaltenden Kraft, und selbst wenn sich die Lebensbedingungen gar nicht geändert hätten, würde doch die Entwicklung im großen und ganzen nicht viel anders ausgefallen sein, als sie es ist, was Weismann einen letzten Versuch nennt, einen letzten Rest der alten Schöpfungshypothese zu retten.

Also wir wollen nicht an solche Vertreter von Anschauungen denken, die zur Zeit der Mehrzahl der Naturforscher für veraltet gelten, aber es bekämpfen einander u. a. auch Weismann und Herbert Spencer, die beide gleich eifrige Anhänger der Selektionstheorie sind. Und wie steht es mit Weismann und Häckel? Ist nicht Häckels Plastidulenseele, die die zweckmäßigen Gruppirungen der Atome besorgt, eben das von Weismann verworfne metaphysische Prinzip? Nachdem Häckel die Beseelung der Materie angenommen hatte, war er berechtigt, die harmonische Anordnung der Atome im Krystall auf eine Stufe zu stellen mit einer Anordnung von Atomen, die ein Wesen zu ganz neuen Verrichtungen, zu Lebensthätigkeiten befähigt; ist doch nach dieser Ansicht auch schon der tote Stein eine Gesellschaft lebender Wesen, und wenn er an einer Stelle den anorganischen Stoffen die Beseelung abspricht, so ist das eine Folgewidrigkeit, die neue Schwierigkeiten schafft. Weismann, der diese Hypothese nicht annimmt, meint (Studien II, 302) bei einer Vergleichung der Krystalle mit Lebewesen: „In beiden Fällen kennen wir die letzte Ursache nicht, die stets eine bestimmte Gleichgewichtslage herbeiführt; beim Krystall fällt es niemand ein, die Harmonie in der Anordnung der Teilchen einer zweckthätigen Kraft zuzuschreiben, warum sollten wir aber beim Organismus ein solches annehmen und nicht lieber den bereits begonnenen Versuch fortsetzen, die sicherlich auch hier vorhandne und ebenso gesetzmäßige Harmonie der Teile auf ihre natürlichen Ursachen zurückzuführen?“ Fortsetzen kann man den Versuch schon, aber gelingen wird er nicht; es wird niemals gelingen, begreiflich zu machen, wie aus „natürlichen“ Ursachen, worunter Weismann die Atome und ihre Bewegungsgesetze versteht, bewußtes Leben hervorgehen könne. Huxley bestritt, daß der Mechanismus die Teleologie ausschließe. „Im Gegenteil, je reiner [so in der Übersetzung] der Mechanist ein spekulativer Mann ist, desto fester wird er eine ursprüngliche molekulare Anordnung annehmen, von der sämtliche Erscheinungen des Universums die Folgen sind, und desto vollständiger ist er eben hierdurch in den Händen des Teleologen, der ihn jederzeit herausfordern kann, zu beweisen, daß diese ursprüngliche Anordnung nicht dazu bestimmt gewesen sei, die Erscheinungen des Universums sich entwickeln zu lassen.“ Und Darwin selbst konnte sich nicht dazu entschließen, das Universum für ein Werk „roher Kräfte“ zu halten; aber, meinte er, der Gegenstand sei zu tief für den menschlichen Verstand, „ebenso gut könnte ein Hund über den Geist Newtons spekuliren.“ (Darwins Leben und Briefe II 196 und 304.)

Und was soll die Selektion, d. h. wiederum nur die gesetzmäßige Bewegung bewußtloser Atome, die Atomgruppen der einen Art zerstört, solche der andern Art fortbestehen läßt und weiter bildet, was soll sie alles leisten! „Der Anatom Hermann Meyer, liest man bei Weismann (Äußere Einflüsse als Entwicklungsreize S. 5), hat wohl zuerst auf jene bis ins kleinste gehende Zweckmäßigkeit der tierischen Gewebe aufmerksam gemacht, wie sie am auf-

fallendsten in der Architektur der schwammigen Substanz der Röhrenknochen bei den höhern Wirbeltieren uns entgegentritt.*) Die Spongiosa der Knochen ist nach dem technischen Prinzip der Gewölbestruktur gebildet, indem sie sich aus zahlreichen kleinen Knochenbälkchen zusammensetzt, die alle in der Richtung des stärksten Druckes und Zuges liegen, also so angeordnet sind, wie es geschehen mußte, wenn die höchste Festigkeit mit dem geringsten Materialverbrauch erreicht werden sollte. Nun ist aber die Richtung, Stellung und Stärke dieser Knochenbälkchen nicht etwa schon im voraus bestimmt und angeboren, sondern sie richtet sich nach den Umständen. Wird der Knochen gebrochen und heilt schief wieder zusammen, so ordnen sich die Spongiabälkchen in neuer Weise an, und zwar wieder so, daß sie in die nun veränderte Richtung des stärksten Druckes und Zuges zu liegen kommen. Sie vermögen sich also den neuen Verhältnissen anzupassen." Zur Erklärung dieser Erscheinung nimmt Weismann mit Wilhelm Roux einen Kampf ums Dasein innerhalb des Organismus an als Grundlage einer „Intraselektion" zwischen den Zellen. Nur führt er diese Anpassungsfähigkeit des Zellengewebes der Knochen nicht, wie Roux, ausschließlich auf die Intraselektion zurück, sondern läßt den Selektionsprozeß der Organismen unter einander mitwirken. Und was nun die Vererbung betrifft, so heißt es: „Nicht die einzelnen zweckmäßigen Strukturen werden vererbt, sondern die Qualität des Materials, der Bausteine, aus denen Intraselektion sie in jedem Einzelleben neu wieder aufbaut." Nichts leichter als das! wie jener alles könnende junge Architekt in der Baumeisterprüfung jede seiner Antworten einleitete: man braucht ja nur den Balken, Steinen und Eisenschienen die erforderliche Qualität zu geben, und sie werden sich von selbst zu einer wunderbar kunstreichen Brücke zusammenfügen! Nichts leichter auch, als den verwickelten Nervenapparat des Laubfrosches durch Selektion entstanden zu denken, der bewirkt, daß, wenn starkes Licht sein Auge trifft, seine Haut sich grün färbt, während sie dunkelbraun wird, wenn die Lichteinwirkung auf das Auge aufhört. Man braucht ja nur anzunehmen, daß alle Laubfrösche gefressen werden, die dieser Vorrichtung ermangeln, so wird sich eine Leitung, die die Netzhaut des Auges, das Gehirn, die Hautnerven und die Farbstoffzellen zu einem leicht und sicher wirkenden Mechanismus verbindet, im Laufe von einigen Millionen Jahren unfehlbar bilden!

Und nun der Bienenstaat! Weismann behandelt ihn in der Schrift über die äußern Einflüsse ausführlich, um zu zeigen, daß die kargere Fütterung der Arbeiterinnenlarven nicht die Ursache ist, die sie zu Arbeiterinnen macht, sondern nur der Reiz, der ihre Anlage, Arbeitsbienen zu werden, auslöst. „Ich

*) Vor längerer Zeit haben wir in Westermanns Monatsheften einen bis in die kleinsten Einzelheiten durchgeführten Vergleich der Knochenstruktur mit dem genialen Hänge- und Sprengewerke der Firth of Forthbrücke gelesen, wissen aber nicht, ob das die Arbeit von Meyer ist, die Weismann meint.

ſtelle mir, ſchreibt er S. 34, das Keimplasma nicht als einen einzigen Keim für den Aufbau eines Individuums vor, ſondern ich denke mir, daß es eine größere Zahl ſekundärer Einheiten enthält, deren jede alle die Anlagen in ſich birgt, die zum Aufbau eines Individuums gehören: es ſind das meine Ide. Nehmen wir dieſe Hypotheſe einmal an, ſo unterliegt es keiner Schwierigkeit, ſich vorzuſtellen, daß das Keimplasma der heutigen Bienen ſich aus verſchiednen Iden zuſammenſetzt, von denen ein Teil die Anlagen zur Arbeiterin, ein andrer die zur Königin, ein dritter die zum Männchen enthält, und es ſteht nichts im Wege, ſich die Arbeiteride der Ameiſen wieder von zweierlei Art zu denken, als Arbeiteride im engern Sinn und als Soldatenide. Die männlichen Ide werden aktiv beim Ausbleiben der Befruchtung [aus unbefruchteten Eiern kriechen Männchen aus], die weiblichen bei ihrem Eintritt, und die Art der Ernährung bildet den auslöſenden Reiz für die Arbeiteride oder die Königinnenide.“ Wird das Könniginnenid ausgebildet, ſo wird dadurch das kleine Geſchöpf beſtimmt, ſich bei einem Ausfluge befruchten zu laſſen, dann im Stocke zu bleiben, ſich ausſchließlich mit Eierlegen zu beſchäftigen und ſich die Nahrung von den Arbeiterinnen zutragen zu laſſen. Und was hat erſt das Arbeiterinnenid zu leiſten! Es muß zuvörderſt ein Weibchen mit verkümmertem Geſchlechtsapparat aufbauen. Die Verkümmerung kann, wie Weismann überzeugend nachweiſt, nicht unmittelbare Wirkung der kargeren Ernährung ſein, denn karge Ernährung hat zwar zur Folge, daß das Tier ſchwächer und kleiner ausfällt, als wenn es reichlichere Nahrung erhalten hätte, aber nicht, daß ihm ein weſentliches Organ fehlt. So wenig wie ein Weſen durch karge Ernährung einen Arm oder ein Bein einbüßt, ſo wenig büßt es dadurch den Zeugungsapparat ein; die Arbeiterin hat nur zwei bis ſechs Eiröhren, die Königin dagegen hundertachtzig bis zweihundert. Ferner enthält das Arbeiterinnenid die Urſache einer derartigen Konſtruktion des Körpers, daß ſich die Arbeiterin gezwungen fühlt, auszufliegen, Nektar zu ſaugen, Blütenſtaub zu ſammeln, Honig und Wachs zu bereiten, in geordneter Arbeitsgemeinſchaft mit ihren Genoſſinnen regelmäßige Zellen zu bauen, ſie mit Honig zu füllen, die Larven zu pflegen und, was das allergroßartigſte iſt, ſie ſo zu füttern, daß nur in einer der weiblichen Larven das Königinnenid entwickelt wird, in allen übrigen das Arbeiterinnenid! Alle weiblichen Larven werden drei Tage lang gleich ernährt, von da ab wird die eine Larve reichlich gefüttert, alle andern weiblichen Larven, die alſo auch noch dazu von den männlichen unterſchieden werden, erhalten kleinere Portionen. Wahrlich, ſo eine Determinante — für jede der anatomiſchen, phyſiologiſchen und pſychiſchen Beſonderheiten, die das Weſen einer Arbeitsbiene ausmachen, denkt ſich Weismann eine Determinante im Id — kann mehr als alle Profeſſoren, Baumeiſter und Tierzüchter zuſammengenommen! Und nun muß hier auch noch eine dritte Art von Selektion angenommen werden. Denn es iſt klar, daß es ſich dabei nicht um einen Kampf zwiſchen Männchen unter einander oder von Weibchen

unter einander um die Daseinsbedingungen gehandelt haben kann, sondern nur um einen Kampf zwischen Bienenvölkern. Sind die Urahnen der Bienen unpolitische Insekten gewesen, so müssen Gesellschaften von solchen, durch uns unbekannte Einflüsse genötigt, einen Anfang von Arbeitsteilung gemacht, einzelne Weibchen müssen arbeiten gelernt, zwischen den arbeitenden und nicht arbeitenden Weibchen müssen sich anatomische und physiologische Unterschiede gebildet haben, diese Arbeitsteilung und die Verminderung der nicht arbeitenden Weibchen muß den so organisirten Bienenvölkern ein Übergewicht über die einzeln lebenden Bienen und über die mit mehrern wirklichen Weibchen behafteten Völker verliehen haben, bis endlich dieser heutige wunderbare Bienenstaat herausgekommen ist! Erscheint es nicht viel wahrscheinlicher, daß die bienenartigen Insekten unter Umständen, die ihr Fortkommen erschwerten, eher untergegangen wären, als daß der blinde Drang und Zwang jener Umstände diesen wunderbaren Bienenstaat hervorgebracht hätte, von dem noch weit wunderbareren Arbeiterinnenid gar nicht zu sprechen? Ist es denn reiner Unsinn, das Dichterwort: Wo rohe Kräfte sinnlos walten, da kann sich kein Gebild gestalten?

Die mechanische Naturerklärung gewährt den großen Vorteil, daß sie dazu nötigt, alle Erscheinungen so weit wie möglich auf die mechanische Bewegung der Körper und die Molekularbewegung ihrer kleinsten Teile zurückzuführen, und diese Zurückführung ist sicherlich in einem weit größern Umfange möglich, als es von vornherein scheint; der Anhänger der mechanischen Weltansicht wird also weit mehr entdecken als ein Anhänger der Schöpfungstheorie, der sich an der Auskunft: unser Herrgott hat alles gemacht, genügen läßt und daher meint, es gebe gar nichts zu entdecken. Und deshalb ist für den Fortschritt der Wissenschaften der Atheismus eine Notwendigkeit gewesen, der das Ruhekissen des Glaubens verschmäht und kühn daran geht, die Welt und ihre Entstehung zu erklären. Das bringt er nun freilich nicht fertig, und er verliert sich in Phantasien, die oft nicht sehr verschieden sind von mythologischen Fabeln, und deren Verbreitung und allgemeine Annahme eine neue Art von Gläubigkeit erfordert. Aber auf dem Wege zum unerreichbaren Ziele findet er unzählige schöne und nützliche Dinge, die ohne solche Überschätzung der Kraft der Menschenvernunft nicht gefunden worden wären. So ist denn die Hypothese nützlich und notwendig, aber wie sehr widerstreben doch der Reichtum und die Tiefe des organischen Lebens ihrer Durchführung bis ans Ende! Wie viel natürlicher mutet uns Goethes Ansicht an!

Was wär' ein Gott, der nur von außen stieße,
Im Kreis das All am Finger laufen ließe!
Ihm ziemts, die Welt im Innern zu bewegen,
Natur in sich, sich in Natur zu hegen,
Sodaß, was in ihm lebt und webt und ist,
Nie seine Kraft, nie seinen Geist vermißt.

Um Gott kommen wir — das gestehen, wie wir gesehen haben, auch die Besonnenen unter den Darwinianern zu — auf keinen Fall herum, wir haben nur die Wahl, ob wir ihn durch die Billardkugelhypothese streng auf den Uranfang beschränken oder in der Welt allezeit leben, in jedem Punkte gegenwärtig sein und wirken lassen wollen. Bei jeder dieser beiden Hypothesen wird die Fülle der Schöpfungswunder auf ein einziges zurückgeführt, das Gott heißt; aber die zweite, wonach die im Entwicklungsprozeß allezeit gegenwärtige Grundursache die Geschöpfe sozusagen jedesmal hinaufhebt, wenn eine höhere Stufe erklommen werden soll, macht unsern Kopf nicht in dem Maße schwindeln wie die Annahme, daß aus einem rein mechanischen Atomenspiel nicht bloß die Figuren des Sternhimmels, sondern auch die Geschlechter der Tiere, die bewußten Gehirne und die Ide der Arbeitsbienen hervorgegangen seien. Zudem spielt der in Ruhestand versetzte Gott, den sich ein kindliches Gemüt doch wohl nur als einen Großpapa vorstellen könnte, der abseits vom Weltgetümmel sitzend sein Pfeifchen schmaucht, eine lächerliche Rolle, und wo soll er nun eigentlich sitzen, wenn er nicht drin steckt in der Welt? Oder die Welt in ihm, wie es sich Paulus vorstellt: in ihm leben, weben und sind wir. Nachdem Anaxagoras einmal den *νοῦς* als die weltbildende Kraft erkannt hat, muß jeder Versuch, ohne ihn mit blind wirkenden Kräften auszukommen, als ein Rückschritt angesehen werden. Über Hartmann, bei dem wir nur die eine Vorstellung vom unbewußten *νοῦς* absurd finden, urteilt Weismann (Studien II, 284): „Mit Recht wird er zu denjenigen Philosophen gezählt, die mit einer vielseitigen naturwissenschaftlichen Ausrüstung an diese Fragen herantreten. Dennoch läßt sich gerade an seinem Beispiel erkennen, wie schwierig, ja geradezu unmöglich es ist, die von der Naturforschung gelieferten Thatsachen in ihrem wahren Werte zu erkennen, wenn man eben nur die Resultate in sich aufzunehmen strebt, ohne die Methode ihrer Erlangung selbst ausgeübt zu haben, ohne also auf einem der berührten naturwissenschaftlichen Gebiete durch eigne Forschung vollständig zu Hause zu sein." Aber die Anstrengungen, die Weismann macht, Hartmann einen Irrtum oder wenigstens eine falsche oder auch nur schiefe Auffassung naturwissenschaftlicher Thatsachen nachzuweisen, scheinen uns gänzlich mißlungen zu sein, und daß jeder Mechanismus einen Mechanikus voraussetzt, wie Hartmann bewiesen hat, sieht er sich gezwungen, anzuerkennen. Uns scheint es vielmehr, als ob die anhaltende Vertiefung in naturwissenschaftliche Einzelheiten die Fähigkeit schwächte, den Zusammenhang der Dinge im großen wahrzunehmen, und als ob die Freude über eine kleine Veränderung, die man durch Einwirkung auf Tiere hervorgebracht hat (wie denn Weismann z. B. eine Sommerbrut saisondimorpher Schmetterlinge durch Kälte in die Winterform verwandelt hat), dazu verführte, den Wert solcher Einwirkungen zu überschätzen. Und was könnte es der Naturwissenschaft helfen, wenn nicht einmal ein scharfsinniger Philosoph imstande wäre, ihre Ergebnisse

richtig aufzufassen und berechtigte Schlüsse auf die Natur des Weltganzen daraus zu ziehen? Würde irgend ein verständiger Mensch Ergebnisse annehmen, die gar nicht verstanden werden könnten, deren Richtigkeit daher nicht kontrollirt werden könnte, und würde sich die Menschheit den unfehlbaren Aussprüchen von Fachgelehrten beugen, deren Wissenschaft die Natur einer Geheimlehre an sich trüge?

Den Naturforschern die Überschätzung ihres Könnens und ihrer Ergebnisse übel zu nehmen, sind wir weit entfernt. Solche Überschätzung feuert den Forschungseifer an und ist daher in ähnlicher Weise nützlich und notwendig, wie es der Atheismus vorübergehend gewesen ist. Daß es dieser auch jetzt noch sei, vermögen wir allerdings nicht zu glauben. Nachdem die gebildete Menschheit erkannt hat, wie schöne, die Naturerkenntnis bereichernde und auch praktische wertvolle Entdeckungen mit diesen Hypothesen und Methoden gemacht werden können, werden sie in Zukunft auch von solchen angewandt werden, die sehr weit davon entfernt sind, Gott zu leugnen, wenn sie auch die Forderung der wissenschaftlichen Methode erfüllen, ihn bei der Untersuchung außer Ansatz zu lassen. Schließlich kommt der Theismus dabei auf seine Rechnung, denn alle Ergebnisse der Darwinianer sind neue Stützen für ihn. Welche reiche Fülle von wunderbaren Zweckmäßigkeiten haben sie aufgedeckt! Bei Weismann kommt das Wort, das die Darwinianer in ihrer ersten Freude über die entdeckte Alleinherrschaft der Kausalität schon aus ihrem Wörterbuche gestrichen hatten, aller Augenblicke vor, und es kann uns wenig grämen, daß er in jeder Zweckmäßigkeit den Beweis für eine erfolgte Anpassung sieht, wissen wir doch, daß es einem Mechanismus gar nicht einfällt, sich anzupassen; greift eine überlegne Kraft in sein Räderwerk ein, so zerbricht er, anstatt sich anzupassen. Wo sich ein Mechanismus veränderten Verhältnissen selbst anpaßt, z. B. durch automatische Umsteuerung, da hat ihn eben der Mechanikus auch zu dieser Leistung durch eine darauf berechnete Einrichtung befähigt. Und welch neues, schönes Licht verbreitet die tiefere Einsicht, die uns die darwinischen Forscher erschlossen haben, über längst bekannte Erscheinungen und Einrichtungen der Natur, z. B. über die Geschlechtlichkeit! Die einzelligen Wesen der untersten Stufe haben kein Geschlecht; sie wachsen, und nachdem sie eine gewisse Größe erlangt haben, teilen sie sich; so erfüllen sie das Meer mit Massen organischer Stoffe. Allmählich differenzirt sich die formlose organische Masse, und es entstehen zwei Arten von Zellen: Fortpflanzungszellen, denen die wunderbare Kraft innewohnt, ein dem Muttertier ähnliches Tier aufzubauen, und somatische Zellen. Der aus Zellen dieser zweiten Art bestehende Körper ist anfänglich weiter nichts als ein Sack, der die Bestimmung hat, eine große Menge Eizellen in sich zu tragen, sie zu schützen und zu nähren. Sind sie reif, so platzt der Sack, die Jungen quellen heraus, und das vordem lebendige Futteral vertrocknet und zerfällt. Allmählich wächst die Körpermasse im Verhältnis zur

Masse der Fortpflanzungsmasse. Jene wird immer weiter differenzirt, und die Glieder und Organe, in die sie sich sondert, werden zu den verschiedenartigsten Verrichtungen befähigt, die Differenzirung der Fortpflanzungsmasse aber begründet den Unterschied der Geschlechter. Doch immer noch bleibt die Fortpflanzung die wichtigste Aufgabe des Organismus, was sich darin zeigt, daß das Tier meistens bald nach der Fortpflanzung stirbt.*) Man sieht, auf diesen untersten Stufen ist das Individuum wirklich nur für die Gattung da. Aber auch diese ist nicht um ihrer selbst willen da, sondern um der höhern Gattungen willen, die aus ihr hervorgehen sollen. Die Welt der niedern Lebewesen hat also den Zweck, so viel wie möglich anorganischen Stoff in organischen zu verwandeln, die höhern Organisationsformen vorzubreiten und ihnen als Wurzel- und Nährboden zu dienen. Auf den höhern Stufen gewinnt das Individuum Bedeutung für sich. Sein Vermögen, Schmerz- und Lustgefühle zu bekunden, beweist, daß es solche Gefühle hat, also es zu einem Innenleben gebracht hat. Gleichzeitig erfüllt es eine Menge Sonderzwecke im Dienste des Menschen, dem es Milch, Wolle, Fleisch, Honig und tausend andre nützliche Dinge bereitet, Lasten trägt, durch Mannichfaltigkeit der Formen und durch bunte Farben Vergnügen macht und Anregungen zum Nachdenken wie zur Thätigkeit darbietet. Bei den höchsten Tieren tritt die Individualität immer kräftiger hervor. Bei ihnen ist gar nicht mehr daran zu denken, daß die Erhaltung und Vermehrung ihrer Art ihr einziger oder auch nur ihr Hauptzweck wäre. Sie vergnügen sich mit Gesang und Spiel, üben verschiedenartige Thätigkeiten aus und zeigen Interesse für alles, was in ihrer Umgebung vorgeht, namentlich für das Treiben der Menschen. Der einzelne Papagei, der einzelne Hund, der einzelne Affe unterscheidet sich deutlich von allen andern Tieren derselben Art und zeigt Charakter; die Tiere treten in ein auf Gegenseitigkeit beruhendes Freundschaftsverhältnis zum Menschen, und wir finden es natürlich, über den Tod eines gezähmten Vögelchens, eines treuen und klugen Hundes, eines wackern Rosses zu trauern. Im Menschen endlich hat sich das geistige Leben zu einem Reichtum entwickelt, der es uns unwahrscheinlich macht, daß er beim Zerfall des Leibes ins Nichts verschwinden sollte; ein höherer Same als der des oben erwähnten sackartigen Tierchens ist es, den die zerfallende Hülle aus sich entläßt: ein unsterblicher Geist. Der einzelne Mensch ist eine Persönlichkeit und hat eine Bedeutung für sich ohne jede Rücksicht auf die Gattung. Zwar ist er nicht ein sich selbst genügender Gott, ohne seine

*) Wie Weismann in der geistvollen und scharfsinnigen Abhandlung: Über Leben und Tod zeigt, sind die einzelligen Wesen unsterblich, d. h. sie können zwar durch eine äußere Gewalt vernichtet werden, aber in ihnen selbst liegt kein Todeskeim. Der Tod tritt erst bei den mehrzelligen Wesen ein und besteht im Zerfall des Soma; diese Einrichtung ist nach ihm von der Natur getroffen worden, um durch Beseitigung der abgenutzten Leiber, die ihren Zweck erfüllt haben, den jungen Bildungen Raum zu schaffen.

Gattung könnte er gar nicht da ſein. Aber dieſe hat keinen andern Zweck, als menſchliche Perſönlichkeiten zu ſchaffen; beim Menſchen iſt die Gattung nur um des einzelnen willen da, und es wäre Frevel, den Satz umkehren zu wollen. Daher muß zwar das Menſchengeſchlecht, ſolange der Zweck ſeines Erdendaſeins noch nicht erfüllt iſt, durch Zeugung erhalten werden, aber nicht jeder einzelne iſt genötigt oder verpflichtet, zur Erhaltung und Vermehrung der Gattung beizutragen, und laſſen ſich die Familienſorgen mit dem Beruf eines Mannes ſchlecht oder gar nicht vereinigen, ſo begeht er kein Unrecht, wenn er ſich ihrer entſchlägt. Iſt es doch ſchon eine rohe und dürftige Auffaſſung der Geſchlechtlichkeit ſelbſt, auch beim Menſchen in ihr nichts als die Vorrichtung für die Fortpflanzung zu ſehen, da ſie vielmehr eine der wichtigſten Wurzeln, wo nicht die Hauptwurzel der ſittlichen Verhältniſſe, der äſthetiſchen Empfindungen, der ſchönen Künſte, der gewerblichen Thätigkeit, der ſozialen Gliederung, der wiſſenſchaftlichen Forſchung und der Unſterblichkeitsahnungen iſt; haben doch den griechiſchen Philoſophen die *Ἀφροδίτη Οὐρανία* und der *Ἔρως Οὐράνιος* den Blick ins ewige Reich vollkommner Geiſter eröffnet, und Jahrtauſende vor der Entdeckung der beiden entgegengeſetzten Elektrizitäten, der Pole des Magnets, der Anziehung zwiſchen Baſen und Säuren hat ſich den ſinnenden Völkern die Polarität des Weltalls in dem Bilde männlicher und weiblicher Götter erſchloſſen.

Religion und Geſchichte

Von Martin Rade (in Frankfurt a. M.)

Lebendige Religion erhebt einen ungeheuern Herrſchaftsanſpruch. Sie will herrſchen über Kopf, Herz und Gewiſſen, alles Verhalten und alle Verhältniſſe will ſie beeinfluſſen, alle Güter nach ihrem Wert oder Unwert beſtimmen, nichts iſt, nichts regt ſich in der Natur- und Geiſteswelt, an das ſie nicht die Forderung richtete, daß es ihr diene. Dieſer Herrſchaftsanſpruch gehört zum Weſen der Religion.

So erhebt ſie ihn auch im modernen Leben. Man kann ihn ablehnen, verhöhnen, ignoriren, aber der Anſpruch bleibt.

Und zwar iſt er in verſchiednen Zeiten in den verſchiedenſten Formen erhoben worden. Die Religion hat geherrſcht in der Form der Kirche und Prieſterſchaft, des Lehrgeſetzes oder der Theologie, des Kultus und der

Frömmigkeit, der Erziehung und der Sitte. Will jemand Beispiele, so genügt der Hinweis auf Naheliegendes: als Kirche und Hierarchie übt die Religion ihre Herrschaft im römischen Katholizismus, als Theologie und Lehre im protestantischen Orthodoxismus, als Frömmigkeit und Sitte im Pietismus.

Es hat aber niemals Zeiten gegeben, wo dieser Herrschaftsanspruch der Religion ganz unbestritten geblieben wäre. Wenn der Fetischdiener seinen Götzen wegwirft oder verbrennt, so ist das eine klare, wenn auch unvollkommne Reaktion dagegen, so unvollkommen wie der Anspruch selber. Oder wenn der Russe sein Heiligenbild mit dem Gesicht zur Wand kehrt, um in seiner Abwesenheit freier sündigen zu können, so ist das dieselbe feige Unbotmäßigkeit gegenüber einer Macht, der man sich nicht zu entziehen vermag. Vom Kampf gegen den Herrschaftsanspruch der Religion in gewissen Formen ist die Geschichte der Religionen geradezu angefüllt. Die Anmaßung der Kirche und Theologie hat schon Christus abgewiesen: er ist im Kampfe gegen die Kirche und Theologie seiner Zeit gestorben. Die Herrschaft der Kirche ist aufs neue mit Erfolg bekämpft worden vom Protestantismus: die Frömmigkeit hat sich auf das von Gott unterrichtete Gewissen zurückgezogen und damit eine innere Autorität an Stelle der äußern aufgerichtet; aber das hat doch nicht gehindert, daß sich die Kirche auch in evangelischen Ländern als Herrscherin neu aufgethan hat. Die Herrschaft der Theologie ist in dem gesamten Gebiet der modernen Wissenschaft endgiltig gebrochen: einst waren Philosophie und alle weltliche Wissenschaft die Magd der Theologie, Humanismus und Reformation haben diesem System einen starken Stoß gegeben, endgiltig ist es gestürzt durch das Aufkommen der exakten Naturwissenschaft in unserm Jahrhundert. Heute ist die Theologie selbst, wenigstens nach ihrem protestantischen Betriebe, eine weltliche Wissenschaft geworden, die in gleichem Rang und in gleicher methodischer Zucht wie alle übrigen wissenschaftlichen Fächer frei ihre Arbeit thun will, und diese Entwicklung wird niemand rückgängig machen können.

Aber es hat auch niemals Zeiten gegeben, wo der Herrschaftsanspruch der Religion im großen gebrochen und beseitigt gewesen wäre. Über Abfall und Gottlosigkeit ist zwar von den Frommen aller Zeiten geklagt worden, und immer war dazu Ursache genug. Aber nie ist eine Religion durch Religionslosigkeit abgelöst worden. Der einzige Versuch dieser Art, der geschichtliche Bedeutung hat, ist das Auftreten Buddhas mit seinem götterlosen Evangelium. Aber es ist ein Versuch geblieben: der Buddhismus ist in öden Götzendienst umgeschlagen. Man denkt leicht an das Ende des vorigen Jahrhunderts, an die Tage der französischen Revolution. Man erinnert sich, daß am 22. September 1792 das französische Volk die christliche Zeitrechnung abschaffte, und daß am 10. November 1793 eine Schönheit der Großen Oper als Göttin der Vernunft auf den Hochaltar von Notre Dame in Paris gehoben wurde. Aber der tolle Taumel dauerte nur kurze Zeit und ging nicht in die

Tiefe. So groß der Einfluß Voltaires, Rousseaus und der Encyklopädisten auf die Gebildeten gewesen ist, dem Volke blieben diese Schriftsteller ziemlich unbekannt. Bis in die Schreckenstage hinein gab es in Frankreich volle Kirchen. Eine andre Periode, der man es gern zutraut, daß die Religion und ihr Herrschaftsanspruch damals ganz am Boden gelegen habe, die der griechisch-römischen Welt im Zeitalter Christi, zeigt genau besehen das Gegenteil. Wer kennt nicht Catos Wort von den Auguren, die aus Vogelflug und Eingeweiden den Willen der Götter herausdeuteten, sie könnten sich nicht begegnen, ohne einander ins Angesicht zu lachen? Und es ist ja Thatsache, daß im letzten vorchristlichen Jahrhundert Philosophie und ein Zug der Zeit die Gebildeten in Rom und Griechenland zu Freigeistern machten. Aber nie hat die religio, d. i. die gewissenhafte Beobachtung des Kultus aufgehört, nie haben der Staat und das Volk aufgehört ihre Götter zu ehren, und jenem Niedergang ist eine Zeit erstaunlicher Neubelebung gefolgt in der römisch-griechisch-ägyptisch-syrischen Mischreligion der ersten nachchristlichen Jahrhunderte. Das junge Christentum ist keineswegs eingetreten in eine Welt ausgebrannter Gottlosigkeit, sondern im Gegenteil hochgradiger religiöser Erregung, und die griechisch-römisch-ägyptische Mischreligion ist also, worauf es uns hier ankommt, nicht zunächst vom Atheismus, sondern unmittelbar von einer neuen Religion abgelöst worden.

Auf dem Boden der Einzelreligion wird man begreiflicherweise leicht und mit Recht von Abfall oder Gottlosigkeit reden. Aber die Geschichte der Religionen kennt bisher nur einen Wechsel der Religionsformen, nicht ein thatsächliches Aufhören „der Religion“ in irgend einem Volke oder Zeitalter.

Erwiese sich also unser heutiges Geschlecht als unfähig zur Religion, als religionslos, auch nur innerhalb der Grenzen einer Nation, so würde dies geschichtlich etwas völlig neues bedeuten. Die Möglichkeit einer solchen Wendung kann niemand leugnen, es gilt also die Thatsachenfrage.

Was ist denn neu an dem Verhalten unsrer Zeit zur Religion? Eins in der That ist so noch nicht dagewesen. Jene religionsfeindliche Stimmung und Weltanschauung, die mehr oder minder die religiöse Entwicklung in allen Kulturvölkern begleitet, ist heute wie noch niemals in die Tiefe der Volksseele eingedrungen. Den Gelehrten und Gebildeten unter uns, die die Religion ablehnen, stehen vielleicht fester und zahlreicher als in frühern Zeiten andre gegenüber, die sie haben und anerkennen. Aber das Volk, die Masse, der Grund und Boden, in dem die Religionen alle ihre breiten Wurzeln treiben, ist in einem noch nicht dagewesenen Maße durchwühlt. Drei Mächten haben wir das zu danken: der Volksschule, der Tagespresse und der Sozialdemokratie. Der Volksschule, indem sie jedermann lesen, schreiben und rechnen lehrt, der Tagespresse, indem sie dem so Gebildeten eine Menge sonst unzugänglichen Wissens- und Denkstoffes zuführt, der Sozialdemokratie, indem sie dieses Geschäft der

„Aufklärung“ mit besondrer Rücksichtslosigkeit und Religionsfeindlichkeit besorgt. Gleichwohl reicht diese Thatsache nicht aus, unser modernes Lebens als religionslos zu charakterisiren. Denn einmal ist, aufs große Ganze der Menschheitsgeschichte gesehen, diese religionsfeindliche Bewegung doch noch zu schwach, als daß man nicht ein geschichtliches Recht hätte, sie als vorübergehende Zeiterscheinung zu fassen. Sodann besteht das Merkwürdige, daß die Aufklärung der Sozialdemokratie ihrerseits, um aufs Volk zu wirken, religiöse Formen annimmt: sie hat ihr Dogma, ihren Glauben, ihre Propheten und Heiligen, ihren Fanatismus. Siegte die Sozialdemokratie, so wäre die Frage, ob die Religionswissenschaft nicht ebenso Anlaß bekommen würde, sich ex professo mit ihr zu beschäftigen, wie sie es mit dem Buddhismus zu thun hat, trotz seines grundsätzlichen Atheismus.

Freilich in einem Nebenpunkte hat sich thatsächlich ein nicht geringer Umschwung vollzogen. Jedermann kennt die Formel: „Religion ist Privatsache.“ Sie steht nicht nur im sozialdemokratischen Programm, sondern unzähligen modernen Menschen ist sie aus der Seele gesprochen. Sie scheint aufs schärfste dem Verhalten zu entsprechen, daß der Einzelne etwa seine Religion als seine eigne Privatsache behauptet und an andern die ihrige als ihre Privatsache respektirt — von Ansprüchen, Herrschaftsansprüchen der Religion herüber und hinüber wäre dabei keine Rede. Aber die Gesinnung gegenseitiger Toleranz, das Gelten und Geltenlassen, das Schonen fremder Überzeugung und das Behaupten der eignen wird doch in jener Formel höchst unvollkommen ausgedrückt. Man sage lieber: „Religion ist persönliche Gewissenssache.“ Der Satz „Religion ist Privatsache“ hat seinen richtigen Platz in der politischen Diskussion, er betrifft eine Rechts- und Verfassungsfrage. Er hat nur einen vernünftigen Sinn, den er denn auch an seinem klassischen Ort, im sozialdemokratischen Programm, allein haben kann: Religion soll nicht Sache des Staats, der Kommune, soll nicht öffentliche Einrichtung, politische Angelegenheit sein. Darüber läßt sich reden. Übertreibt man aber den Satz dahin: Religion ist Privatangelegenheit jedes Einzelnen, so wird er zum Unsinn. Denn erstens ist Religion zwar persönliche Angelegenheit des Einzelnen, aber darum durchaus noch nicht dessen rein private Angelegenheit, keine Sache, an der nur der Einzelne Interesse hätte. Kinder haben ein ungeheures Interesse an der Religion ihrer Eltern, Gatten nicht minder gegenseitig an ihrer Stellung zur Religion, gar nicht gleichgiltig aber ist es auch, ob und welche Religion mein Nachbar, mein Geschäftsteilhaber, mein Amtsgenosse, der Redakteur meiner Zeitung, der Bürgermeister meines Ortes, der Fürst meines Volks oder mein Dienstmädchen hat. Dieses Interesse an der religiösen oder nichtreligiösen Stellung der Menschen, mit denen wir zusammen leben, hat jeder, er mag selbst Religion haben oder nicht, er mag dieses Interesse zugeben oder nicht. Zweitens aber nimmt der religiöse Mensch als

ſolcher ein Intereſſe an andern Menſchen. Er erhebt im Namen ſeiner Religion, vorausgeſetzt daß er ſie lebendig hat, einen Anſpruch auf Welt und Menſchheit, und wäre es nur in der beſcheidnen Form, daß die Annahme ſeiner Religion durch andre der Gegenſtand ſeines, ihm vielleicht kaum bewußten, Wunſches und etwa ſeines Gebetes iſt. Der Miſſionstrieb aller lebendigen Religion kann ſich ſehr verſchieden äußern, von zarteſten unwillkürlichen Einwirkungen bis zur fanatiſchen Propaganda. Er kann auch ſchlummern und durch Druck und Verfolgung niedergehalten werden. Aber er iſt auf der Stufe der Religion, die ſie heute erreicht hat, da und gehört zu ihrem Weſen. Hierin unterſcheidet ſich die Religion weit von Kunſt, Wiſſenſchaft und Politik. Der Gelehrte z. B. hat keineswegs aus innerer Notwendigkeit das Streben, ſeine Gelehrſamkeit mit andern oder gar mit jedermann zu teilen; und thatſächlich kann auch die Wiſſenſchaft nicht einmal in thesi den Anſpruch machen, Gemeingut aller zu werden. Der religiöſe Menſch will, daß ſein Evangelium verkündigt werde und von aller Welt geglaubt werde; es iſt ihm ein Schmerz, wenn er mit dieſem Verlangen auf unüberwindliche Schranken ſtößt.

Wie wir ſchon andeuteten, iſt dieſer Herrſchaftsanſpruch der Religion nicht allen Religionen in gleichem Maße eigen. Am wenigſten den ſogenannten Naturreligionen, ganz und gar aber den entwickeltern, geiſtigern Religionen, die uns beſonders intereſſiren, weil ſie ſich auf aſiatiſch-europäiſch-amerikaniſchem Kulturboden geſchichtlich entfaltet haben. Dieſe Religionen allein haben eine Geſchichte, und zwar haben ſie ſie gerade darum, weil ſie jenen Herrſchaftsanſpruch an die Menſchen und Völker erheben. Denn was wir Geſchichte nennen, was uns als Geſchichte intereſſirt, iſt, genauer beſehen, nicht das Geſchehen ſchlechthin (was geſchieht nicht alles, ohne daß es uns geſchichtlich intereſſirt!), ſondern das Werden und Sichwandeln deſſen, was herrſcht und herrſchen will. Nur das beachtet der Hiſtoriker, nur das hebt die Geſchichte auf. So denken wir, wenn wir von der Religion im modernen Geiſtesleben reden,*) nur an dieſe „geſchichtlichen Religionen," die ihren Herrſchaftsanſpruch erhoben und mit einigem Erfolge auch bis in die Gegenwart hinein durchgeſetzt haben. Es ſind die israelitiſche, die chriſtliche in ihren katholiſchen und proteſtantiſchen Erſcheinungsformen, die muhammedaniſche und die buddhiſtiſche.

Man darf und muß dem modernen Menſchen zumuten, die Religion vor allen Dingen als geſchichtliche Erſcheinung zu begreifen.

Die Fähigkeit, eine geſchichtliche Erſcheinung zu würdigen, hat in unſern Tagen ohne Zweifel zugenommen, aber groß und allgemein iſt ſie noch nicht.

*) Der vorliegende Aufſatz iſt die ziemlich treue Wiedergabe des erſten einleitenden von fünf im Freien Deutſchen Hochſtift in Frankfurt a. M. gehaltnen Vorträgen über „Die Religion im modernen Geiſtesleben."

Weite Kreise mit mangelhafter Bildung stehen noch bewußt oder unbewußt auf dem Standpunkte, der im vorigen Jahrhundert die Höhe der Bildung war, heute aber verlassen werden muß. Lessing vertritt ihn mit ausgezeichneter Klarheit in seinen theologischen Streitschriften. Er unterscheidet da zwischen zufälligen Geschichtswahrheiten und notwendigen Vernunftwahrheiten. Was sich als angeborner Inhalt unsrer Vernunft ausweist, ist eine notwendige Wahrheit; was aber im Laufe der Geschichte mit dem Wahrheitsanspruch auftritt, ohne sich der Vernunft als solche begreiflich zu machen, ist eine zufällige Wahrheit, die die letzte Probe noch nicht bestanden hat, also von untergeordnetem Werte. Nun war Lessing ein viel zu feiner Kopf, als daß er sich nicht um die Bedeutung der Geschichte für die Menschheit ernster bemüht haben sollte. Zeugnis davon giebt seine „Erziehung des Menschengeschlechts." Es ist rührend, wie er dort die Geschichte zu würdigen versucht als Erziehung zur selbständigen Erfassung der im Grunde auch ohne Geschichte zu habenden Vernunftwahrheiten. Man erwäge § 4: „Erziehung giebt dem Menschen nichts, was er nicht auch aus sich selbst haben könnte: sie giebt ihm das, was er aus sich selbst haben könnte, nur geschwinder und leichter. Also giebt auch die Offenbarung dem Menschengeschlecht nichts, worauf die menschliche Vernunft, sich selbst überlassen, nicht auch kommen würde, sondern sie gab auch und giebt ihm die wichtigsten dieser Dinge nur früher."

Nun hat sich, seit Lessing das schrieb, ungeheuer viel geändert. Die Wissenschaft, genauer die Psychologie, hat uns den Wahn von einem angebornen Inhalt unsrer Vernunft gründlich zerstört. Vernunftwahrheiten im Lessingschen Sinne giebt es für den modernen Menschen nicht. Wenn sich gleichwohl viele Gebildete und Halbgebildete in den großen Fragen der Wahrheit auf den Inhalt ihrer Vernunft zurückziehen, finden sie dort, wo Lessing sehr viel fand (Gott, Tugend, Unsterblichkeit und vieles andre!), nichts — das will sagen nichts Angebornes, Selbstverständliches, über die Notwendigkeit persönlicher Aneignung sei es auf dem Wege sinnlicher Wahrnehmung, sei es auf dem Wege der moralischen Überzeugung erhabnes. Sie machen nur etwa die Negation mit, daß jene religiösen Gedanken Lessings (Gott, Tugend, Unsterblichkeit) keine notwendigen Vernunftwahrheiten sind, aber sie erheben sich nicht zu der Position, daß der Inhalt unsrer Vernunft dann anderswo herkommen muß. Sie verkennen insbesondre den Wert, den für den Stand unsrer Erkenntnis und unsers Urteils die Geschichte hat. Denn „wir leben alle von der Geschichte."

Dieser unklaren und haltlosen Stellung unsrer Gebildeten und Halbgebildeten zu den „Geschichtswahrheiten" dient etwas zur Entschuldigung. Die unermeßliche Verwicklung geschichtlicher Erscheinungen erschwert ihr Verständnis. Auch Naturerscheinungen sind verwickelt. Das Auge des Forschers sieht hinter ihnen unendliche Zusammenhänge und Probleme. Er weiß, wie schwer, viel-

leicht unmöglich es für den Laien ist, auch nur richtig zu sehen und zu beobachten. Gleichwohl ist der wissenschaftliche Erklärer hier im Vorteile. Das Naturgebiet hat eine augenscheinliche und wesentliche Einfachheit der Erscheinungen und ihres Zusammenhangs voraus. Da ist eine größere Genauigkeit der Forschung und leichtere Mitteilung der Ergebnisse möglich. Jede große geschichtliche Erscheinung aber ruht auf so unermeßlichen und schließlich so unauffindbaren Voraussetzungen, es tritt auch fortwährend im Laufe der beobachteten Entwicklung so viel unberechnet und unberechenbar Neues auf, daß es da noch viel schwerer ist, den Problemen auf den Grund zu kommen, als den Naturproblemen gegenüber. Wie viel Vorteil gewährt der Naturforschung das eine Gesetz von der Erhaltung der Kraft! Wie sehr erschwert die Geschichtsforschung das Auftauchen immer neuer Kräfte, Ideen und Persönlichkeiten!

Nicht nur der Historiker und der für Geschichte interessirte Laie empfindet die Schwierigkeit geschichtlicher Erkenntnis, auch die geschichtlichen Größen selbst leiden darunter. Die Religionen z. B. tragen ihre Vergangenheit mit sich als schwere Last, obgleich sie andrerseits auch wieder von ihr getragen werden. Jeder religiöse Mensch empfindet den Druck der Vergangenheit, er mag konservativ oder revolutionär zu ihr stehen, sich ihr unterwerfen (etwa cum sacrificio intellectus) oder sich wider sie auflehnen. Man denke an das Dogma der Dreieinigkeit in der christlichen Religion. Der Geschichtskundige weiß, daß es keineswegs auf eine rein erhebende Weise zu stande gekommen ist. Als eine „Irrlehre" es abzulehnen geht aber ebenso wenig an, denn in der That hat sich die christliche Gottheit in den drei Instanzen Vater, Sohn und Geist entfaltet, das lehren die authentischen Urkunden. So bleibt die Aufgabe, sich mit diesem geschichtlichen Thatbestand auseinanderzusetzen, für jeden, der auf dem Boden der christlichen Religion stehen will. Wie von den Dogmen, so gilt ähnliches auch von Verfassung, Kultus und Sitte.

Zweierlei aber erschwert es dem modernen Menschen noch besonders, der Religion als geschichtlicher Größe gerecht zu werden: die materialistische Geschichtsbetrachtung und die historische Kritik.

Die materialistische Geschichtsbetrachtung führt alles geistige Leben auf physische und wirtschaftliche Vorgänge zurück, deren naturnotwendiges Produkt es sei. Zum Glück ist diese Geschichtsauffassung nicht allgemein anerkannt. Im Gegenteil, unsre deutschen Historiker bekämpfen sie lebhaft. Immerhin wird die materialistische Geschichtsbetrachtung nicht nur von der Sozialdemokratie, sondern in den einseitig naturwissenschaftlich gebildeten Kreisen bewußt und unbewußt weiter geübt werden. Und das ist begreiflich. Denn es ist viel Wahres an ihr. Sie bedeutet einen großen Fortschritt über die Zeit hinaus, wo die Weltgeschichte eine Geschichte der Könige und der Kriege war, unter Berücksichtigung einiger großen Genien, die beim besten Willen nicht zu um-

gehen waren. Wir wollen heute Kulturgeschichte, Geschichte der herrschenden Zustände, des Handels und Verkehrs, der Ernährung und Gütererzeugung, und wollen die Helden auf dem Hintergrunde des jeweiligen „Milieu" sehen. Dennoch bleibt in der Weltgeschichte das Interessante die werdende und sich entfaltende, unterliegende und sieghafte Menschenpersönlichkeit. Die Lebensvoraussetzungen eines Genius mögen noch so merkwürdig und beziehungsreich sein, es erklärt sein Aufflammen nicht, sondern der Genius selbst bleibt das Merkwürdigere, das Wichtige, Vorwärtsbewegende. Dieselbe Zeit, die uns die materialistische Geschichtsbetrachtung gebracht hat, hat uns auch einen Carlyle gegeben, und selbst das Zerrbild einer den Heroen gerecht werdenden Geschichtsbetrachtung bei Nietzsche hat gegenüber der entgegengesetzten Verzerrung ihren Wert.

Die geschichtlichen Religionen können jedenfalls ihre Stifter, Helden und Propheten nicht entbehren. Sie haben alle ihre klassischen Zeiten. Es kann keine Rede davon sein, daß von ihrem Ursprung her bis heute ein stetiger Fortschritt stattgefunden habe, sondern ihre Kraft und Gesundheit beruht auf dem lebendigen Zusammenhang mit ihren Ursprüngen, mit den Personen, die sie als etwas wirklich Neues in die Welt eingeführt haben. Wird dieser Zusammenhang nicht gewahrt, so siecht die alte Religion hin, und es erwacht die Sehnsucht nach einer neuen.

Gerade diesen klassischen Zeiten gegenüber erhebt sich nun aber als scheinbar todbringender Feind die historische Kritik. Sie ist nichts andres als die mit allen Mitteln kontrollirte Erkenntnis der Vergangenheit. Wie wir eine solche Kontrolle heute auf keinem Wissensgebiet entbehren können, so erkennen wir auch das Recht der kritischen Durchforschung jeder geschichtlichen Überlieferung rückhaltlos an. Wie nun, wenn die Kritik diese Überlieferung an Punkten einfach auflöst, wo gerade das ausnehmende Interesse einer geschichtlichen Religion beginnt? Wie, wenn z. B. Jesus Christus von der kritischen Forschung ebenso als Sage oder Mythus erfunden würde, wie ihr das mit der Gestalt des Wilhelm Tell gelungen ist? Was hätte das für Folgen für den Bestand des Christentums und für die Überzeugung des einzelnen gläubigen Christen?

Vor dieser Frage stehen Tausende in unsrer Zeit, ängstlich und scheu. Ihr ruhiger ins Auge zu sehen, dazu mag folgende Erwägung helfen. Die Religion ist jedenfalls gegenüber der Forschung die selbständige, lebendige Größe. Sie ist, was der lebendige Baum gegenüber der Naturwissenschaft und ihrer Entwicklungstheorie ist. Ist die Religion wirklich gesund und lebendig, so wird ihr keine kritische Forschung den Todesstoß geben. Gerät die Wissenschaft mit dem pulsirenden Leben in Konflikt, so wird das Leben immer das Feld behaupten. Die Wissenschaft zehrt vom Leben, nicht umgekehrt. Und die Kritik hat insonderheit dem Lebendigen zu dienen. Sie ist

das Winzermesser, das den Weinstock reinigen soll, nicht den Weinstock abschneiden. Lebendige Religion wird zuletzt aus jeder noch so gefährdenden Kritik Gewinn ziehen.

Nun steht es aber thatsächlich nicht so gefährlich. Die protestantische Theologie von heute ist ja ihrem Grundzuge nach Geschichtswissenschaft. Das hat viel Unbequemes für die an der Überlieferung hängende Gemeinde. Dennoch hat diese vielfach beargwöhnte historische, also kritische Theologie der Gemeinde bereits die größten Dienste gethan. So unwillkommen das Leben Jesu von Strauß den christlichen Kreisen war, so viel Dank sind sie ihm schuldig. Wir sind ganz anders in die Kenntnis der Ursprünge des Christentums und in das Verständnis seines Stifters eingedrungen; ohne die kritische Arbeit wäre das nicht möglich gewesen.

Eben jetzt sind wir an einem Punkte der wissenschaftlichen Arbeit angelangt, wo die Überlieferung durch die an ihr geübte Kritik als merkwürdig gerechtfertigt erscheint. Professor Harnack sagt im Vorworte seiner kürzlich erschienenen „Chronologie der altchristlichen Litteratur bis Eusebius" über den heutigen Stand der neutestamentlichen Quellenforschung: „Es hat eine Zeit gegeben — ja das große Publikum befindet sich noch in ihr —, in der man die älteste christliche Litteratur einschließlich des Neuen Testaments als ein Gewebe von Täuschungen und Fälschungen beurteilen zu müssen meinte. Diese Zeit ist vorüber. . . . Die älteste Litteratur der Kirche ist in den Hauptpunkten und in den meisten Einzelheiten, litterarhistorisch betrachtet, wahrhaftig und zuverlässig. Im ganzen Neuen Testament giebt es wahrscheinlich nur eine einzige Schrift, die als pseudonym im strengsten Sinne des Wortes zu bezeichnen ist, der zweite Petrusbrief. . . . In der Geschichte, nicht in der Litteraturkritik, liegen die Probleme der Zukunft."

Man sieht, die historische Kritik wird von unsern Gelehrten nicht im Dienste einer maßlosen Auflösung geübt. Die Untersuchungen, die sich als notwendig oder nützlich empfehlen, wollen gemacht sein, und sie werden gemacht in dem Vertrauen, daß die Wahrheit und das Leben von aller ernsten Wissenschaft Gewinn haben werden.

In dem Maße aber, als die Religion als geschichtliche Erscheinung begriffen wird, muß auch der moderne Mensch zu einer bessern Würdigung der Religion gelangen. Man wird lernen, was ein jüngerer Theolog so ausdrückt: „Die Religionen sind in erster Linie reine Thatsachen und spotten aller Theorien. Nur sie selber geben die wesentliche Auskunft über sich."

Nicht als ob je sich alles in den Religionen oder auch nur in einer einzigen als Licht und Wahrheit herausstellen könnte. Bekannt sind die Verse Goethes:

Es ist die ganze Kirchengeschichte
Mischmasch von Irrtum und Gewalt —

Ja die „Kirchengeschichte"! Es ist wahr, Thorheit, Eigensinn, Grausamkeit, Heuchelei, alle Schwachheit und Tücke haben auf dem Boden der Religionen und Kirchen ihre Orgien gefeiert. Aber das ist doch nur die eine Seite. Denn „die Wenigen, die was davon erkannt," und die man deshalb „gekreuzigt und verbrannt," gehören doch sozusagen auch zur Geschichte der Religion! Vielleicht begründen gerade sie erst recht jenen ungeheuern Herrschaftsanspruch, den die Religion an die Menschheit erhebt.

Summa: Der moderne Mensch findet in der modernen Welt die Religion als geschichtliche Größe; er soll also ihr Verständnis, wenn ihm daran gelegen ist, in der Geschichte suchen. Was er dort finden wird, ist eine Fülle großartiger Kämpfe um Licht und Wahrheit, ein nie erlöschendes oder ermüdendes Ringen fehlbarer und doch reiner Menschenherzen wider Selbstsucht, Stumpfsinn und Schwärmerei. Ein unvergleichliches Schauspiel, und vielleicht ein Schauspiel, in dem auch die ewige Gottheit selber mitwirkt, es sei hier dahingestellt, ob mehr als Dichter oder als handelnde Hauptperson.

Arbeiterversicherung und Armenpflege

Das kaiserliche statistische Amt in Berlin hat kürzlich (im 2. Vierteljahrsheft 1897) eine Bearbeitung der Ergebnisse der durch ein Rundschreiben des Reichskanzlers vom 29. April 1894 veranstalteten Erhebungen über die Einwirkung der Versicherungsgesetzgebung auf die Armenpflege veröffentlicht. Die Frage an sich wie das Ergebnis der Umfrage ist von so allgemeinem Interesse, daß eine kurze Besprechung der Sache auch unsern Lesern willkommen sein dürfte.

Schon im Jahre 1893 hatte Viktor Böhmert in einer Arbeit über die Ergebnisse der Armenstatistik in den Jahren 1880, 1885 und 1890 in der Zeitschrift des Königlich sächsischen statistischen Büreaus (Heft III und IV) dem „Einfluß der neuern sozialen Gesetzgebung auf die Armenpflege" einen besondern Abschnitt gewidmet, worin er die Einwirkung des am 1. Dezember 1884 in Kraft getretenen Krankenversicherungsgesetzes und des seit dem 1. Oktober 1885 geltenden Unfallversicherungsgesetzes auf die Armenpflege auf Grund der Armenstatistik bis 1890 sehr günstig beurteilte, während die Wirkungen des erst am 1. Januar 1891 eingeführten Invaliditäts- und Altersversicherungsgesetzes für ihn noch nicht in Betracht kommen konnten. Es waren im Königreich Sachsen die vorübergehend wegen Krankheit unterstützten Armen in den Jahren 1880, 1885 und 1890 von 10941 auf 8426 und 6464 zurückgegangen, während die dauernd wegen Krankheit Unterstützten — d. h. die länger als dreizehn Wochen und somit länger, als die Krankenkassen mit ihrer Hilfe eintreten, kranken Armen — zugenommen hatten.

Auch die Zahl der wegen Unfall dauernd Unterstützten, die in den Jahren 1880 und 1885 fast gleich groß gewesen war, hatte sich im Jahre 1890 gegen 1885 um 41 Prozent verringert. Einen noch günstigern Einfluß erwartete Böhmert von der Invaliditäts- und Altersversicherung für die Zukunft. Er hoffte nicht nur, daß den dauernd wegen Krankheit Unterstützten künftig zum größten Teil Anspruch auf Invalidenrente zustehen werde, sondern daß namentlich auch die große Zahl der wegen Altersschwäche und hohen Alters unterstützten Armen durch den Einfluß der Altersversicherung wegfallen werde.

Im Frühjahr 1893 versandte der „Deutsche Verein für Armenpflege und Wohlthätigkeit" Aufforderungen an 378 Armenverwaltungen zur gutachtlichen Äußerung „über die Einwirkung der Arbeiterversicherung auf die Thätigkeit der öffentlichen Armenpflege." Dem Ersuchen haben 110 Verwaltungen entsprochen. Dr. Richard Freund übernahm die Bearbeitung des eingegangnen Materials und veröffentlichte sie 1895 zunächst in den Schriften des genannten Vereins (Heft 21) und stattete der am 26. und 27. September zu Leipzig abgehaltenen Vereinsversammlung noch mündlich über den Gegenstand Bericht ab. Inzwischen waren schon die amtlichen Erhebungen durch den Reichskanzler angeordnet worden. Das Ergebnis der Umfragen des „Deutschen Vereins für Armenpflege und Wohlthätigkeit" faßte Dr. Freund in seinem gedruckten Bericht vom Jahre 1895 etwa in folgenden Sätzen zusammen: Wenn auch die Zeit der Wirksamkeit der Arbeiterversicherungsgesetze viel zu kurz ist, als daß ihr Einfluß auf die öffentliche Armenpflege schon vollständig zur Erscheinung kommen könnte, wenn auch insbesondre ungünstige wirtschaftliche Verhältnisse in den letzten Jahren das Bild der Einwirkung getrübt haben, wenn auch die Armenverbände der Beobachtung der Einwirkung meist nicht die notwendige Aufmerksamkeit zugewendet haben, so läßt sich doch schon jetzt eine mächtige Wirkung erkennen. Die Armenpflege ist in bedeutendem Maße von Unterstützungsfällen entlastet worden, die nun von der Arbeiterversicherung erledigt werden, die Arbeiterversicherung hat die Arbeiterbevölkerung vielfach davor bewahrt, die öffentliche Armenpflege in Anspruch zu nehmen. Die Arbeiterversicherung hat aber auch auf die Hebung der gesamten Lebenshaltung der untern Bevölkerungsklassen schon jetzt einen so mächtigen Einfluß ausgeübt, daß die Armenpflege, indem sie diesem Umstande Rechnung zu tragen genötigt war, die erzielten Ersparnisse durch Verstärkung und Ausdehnung ihrer Leistungen meist völlig einbüßte, ja vielfach darüber hinaus Aufwendungen machen mußte.

Wir wenden uns nun zu den Ergebnissen der amtlichen Erhebungen von 1894 — in der nüchternen, vorsichtigen Darstellung des kaiserlichen statistischen Amts. Wir werden dabei den Leser mit dem infolge der Erhebungsmethode ohnedies etwas minderwertigen Zahlenwerk so gut wie ganz verschonen. Die Erhebungen haben in der Weise stattgefunden, daß die Armenbehörden oder doch eine Anzahl solcher von den Landeszentralstellen erstens zu einer Nachweisung über die Leistungen der öffentlichen Armenpflege in den Jahren 1884 bis 1893, und zwar sowohl der Zahl der unterstützten Personen wie auch des Geldaufwands für die Unterstützungen, und zweitens zur Beantwortung dreier vom Reichskanzler vorgeschriebnen Fragen veranlaßt wurden. Eine neue Aufnahme einer Armenstatistik hat nicht stattgefunden; die Nachweise über die Zahl der Unterstützten und über den Aufwand waren auf Grund des bei den Armenbehörden in sehr verschiedner Form, Vollständigkeit und auch wohl Zuverlässigkeit vorhandnen Materials aufzustellen, wodurch sich die statistische Minderwertigkeit des Zahlenwerks, namentlich die Unvergleichbarkeit der Zahlen von Armenverband zu Armen-

verband, erklärt. Die drei Fragen des Reichskanzlers sind nach den Sammelberichten der Landeszentralstellen, die Anfang 1896 beim Reichsamt des Innern eingegangen waren, von etwa 1500 Armenbehörden Deutschlands, also den sachkundigsten Stellen, beantwortet worden, und damit war ein immerhin wertvolles Material gewonnen.

Die erste Frage war folgende: „Ist die Armenpflege durch die Arbeiterversicherungsgesetze entlastet worden?“ Darauf lauteten die Antworten nach dem zusammenfassenden Bericht des kaiserlichen statistischen Amts dahin, daß die Versicherungsgesetzgebung in der That auf die Armenpflege entlastend gewirkt habe, aber die Zahl der unterstützten Personen, sowie der Aufwand für sie sei keineswegs geringer, sondern vielmehr größer geworden. Freilich würde diese Erhöhung noch viel beträchtlicher gewesen sein, wenn die sozialen Versicherungsgesetze nicht eingeführt worden wären, da der größte Teil der durch sie unterstützten Personen in diesem Falle der Armenpflege bedurft hätte. Zahlenmäßig könne die entlastende Wirkung nicht nachgewiesen werden. Was die einzelnen Versicherungsarten betrifft, so wird der Unfallversicherung die geringste entlastende Wirkung zugeschrieben, teils weil für die Unfallsinvaliden schon früher, z. B. durch das Haftpflichtgesetz, Fürsorge getroffen gewesen sei, teils weil ein Teil der von Unfällen betroffnen Personen nur teilweise erwerbsunfähig und daher nicht so hilfsbedürftig werde, daß er eine Armenunterstützung beanspruchen müßte. Auch wird erwähnt, daß die Armenbehörden nur selten von der Zuweisung einer Unfallrente Kenntnis erhielten und daher häufig nicht die entsprechende Einschränkung der Armenunterstützung eintreten lassen könnten. Eine größere entlastende Wirkung wird der Krankenversicherung zugeschrieben. Am meisten macht sich diese Wirkung in den Städten geltend, schon weil die land- und forstwirtschaftlichen Arbeiter meist nicht in die Krankenversicherung einbezogen sind. Der deutlichste Einfluß auf die Armenpflege wird der Invaliditäts- und Altersversicherung zugeschrieben und noch mehr in Zukunft erwartet. Das größte Interesse bieten die Antworten auf die zweite Frage, die dahin lautete: „Hat die Zahl der Unterstützten und der Aufwand für dieselben sich nicht vermindert, und worauf ist dies hauptsächlich zurückzuführen?“ Die Antwort auf den ersten Teil der Frage ist uns schon bekannt: die Zahl der Unterstützten und der Aufwand für Unterstützungen ist nicht nur nicht geringer geworden, sondern es ist eine Vermehrung eingetreten, und zwar „sogar eine beträchtliche.“ Die Gründe für diese Erscheinung werden wir nunmehr etwas eingehender betrachten. Die dritte Frage: „Ist die Armenpflege in häufigen Fällen ergänzend neben die Leistungen der Arbeiterversicherung und vorläufig an Stelle derselben eingetreten?“ ist in bejahendem Sinne beantwortet worden. Wir sehen von jeder Erörterung dieser Antworten im einzelnen ab. Das dabei unerläßliche Eingehen auf die Technik der Versicherung und Armenpflege würde viel zu weit führen.

Die Gründe dafür, daß in dem Beobachtungszeitraum 1884 bis 1893 trotz der in Kraft tretenden Arbeiterversicherung sowohl die Zahl der von der Armenpflege Unterstützten wie auch der Aufwand für die Armenunterstützungen im allgemeinen beträchtlich zugenommen hat, sind in dem Bericht des kaiserlichen statistischen Amts sehr kurz behandelt, vielfach nur angedeutet. Es liegt das zum Teil in der Sache selbst, die häufig an Stelle sichrer, auf hinreichende Erfahrungen gestützter Urteile nur „Annahmen“ gestattet, zum Teil wohl auch an dem Material der Antworten. Aber diese kurzen Andeutungen regen zu genauern Beobachtungen in der Zukunft an und weisen den Armenbehörden den Weg dazu. Sie werden

namentlich in dem „Deutschen Verein für Armenpflege und Wohlthätigkeit" einen fruchtbaren Boden finden, umso mehr, als dieser in seinen eignen Erhebungen und ebenso in den Verhandlungen der Jahresversammlung 1895 zu Leipzig (Heft 23 der Schriften) schon den Gründen für die Zunahme der Armenlast Beachtung geschenkt und wertvolle Aufschlüsse über diese Erscheinung gegeben hat.

Von vornherein ist darauf hinzuweisen, daß die allgemeine Wirtschaftslage und ähnliche zufällige Umstände einen so mächtigen Einfluß auf den Stand der Armenlast ausüben können, daß ihm gegenüber die Einwirkung der Arbeiterversicherung vollkommen verschwinden muß. Schon die „ungünstige Konjunktur" in vielen Geschäftszweigen in den ersten neunziger Jahren mit weitgehender Arbeitslosigkeit, verkürzter Arbeitszeit und niederm Verdienst hat jedenfalls in hohem Maße einen solchen Einfluß ausgeübt und den Armenaufwand der großen Armenverbände um Millionen gesteigert. Wenn wir erfahren, daß z. B. in Berlin die Zahl der Unterstützungsfälle, nicht etwa der unterstützten Personen, von 198588 im Jahre 1884 auf 397860 im Jahre 1893 gestiegen, und daß der Aufwand für die Unterstützungen in demselben Zeitraum von 6965477 auf 11304703 Mark angewachsen ist, wenn wir in Hamburg den Aufwand von 2815082 auf 5022895 Mark steigen sehen, im ganzen Königreich Baiern von 6253682 auf 7697847 Mark, in der Stadt Düsseldorf von 329954 auf 440924 Mark, in Krefeld von 258653 auf 384908 Mark usw., so muß ein beträchtlicher Teil dieser Unterschiede sicher auf Rechnung der Konjunktur und dergleichen geschrieben werden, und die Armenbehörden können nicht, wie Dr. Freund treffend bemerkt, auf Grund solcher Zahlen einfach sagen: wir haben trotz der Versicherungsgesetze Hunderttausende mehr ausgegeben, es kann also von einer entlastenden Einwirkung nicht die Rede sein. Der gedruckte Bericht des Dr. Freund sagt ausdrücklich, daß die dem Verein für Armenpflege und Wohlthätigkeit zugegangnen Gutachten zahlreicher Armenbehörden auf Verteuerung der Lebensmittel und Mieten, namentlich für Arbeiterwohnungen, auf allgemeine Verschlechterung der Erwerbsverhältnisse, allgemeine Arbeitslosigkeit, ungünstige Lage bestimmter im Orte stark vertretener Industrien, schlechte Ernten, strenge Winter, Überschwemmungen, Influenzaepidemien hingewiesen haben, und der Berichterstatter kann wohl Recht haben mit der Annahme, daß die durch den wirtschaftlichen Niedergang der in Betracht kommenden Jahre hervorgerufne besonders ungünstige Lage der arbeitenden Bevölkerung durch die Arbeiterversicherung stark gemildert worden und dadurch das Eintreten einer schweren Krisis verhütet worden sei. Man empfindet es bei der jetzt veröffentlichten amtlichen Darstellung als einen unangenehmen Mangel, daß es unmöglich gewesen ist, die Ergebnisse durch Nachweisungen aus den Jahren 1894 bis 1896 zu ergänzen, in denen sich die allgemeine Wirtschaftslage in aufsteigender Richtung bewegt hat. Der vielfach gehörte Wunsch, daß armenstatistische Nachweise alljährlich in der statistischen Zentrale des Reichs zusammengestellt werden möchten, erscheint angesichts dieses Falls sehr begreiflich. Es ist ferner in den Antworten vielfach darauf hingewiesen worden, daß von den hauptsächlich der Armenpflege anheimfallenden Personenklassen sehr weite Kreise gar nicht von der Arbeiterversicherung betroffen werden. Es ist in dieser Beziehung in den Verhandlungen des „Vereins für Armenpflege und Wohlthätigkeit" namentlich darauf aufmerksam gemacht worden, daß die weiblichen Hilfsbedürftigen die Armenpflege weit mehr belasten als die männlichen, und daß sie gerade von der Arbeiterversicherung am wenigsten erfaßt werden. Dr. Freund hoffte, das werde in Zukunft insofern besser werden, als die Altersversicherung auch immer zahlreichere altersschwache arme Frauen in den

Genuß einer Rente bringe; aber es wurde ihm in der Vereinsversammlung von Stadtrat Martius aus Breslau entgegengehalten, daß z. B. die große Masse der sogenannten Heimarbeiterinnen in den Großstädten der Versicherungspflicht nicht unterliege. Es ist jetzt Aussicht vorhanden, daß nach dieser Seite hin die Versicherung erweitert wird, aber wir glauben nicht, daß damit durchgreifend geholfen werden kann. Hier klafft noch die oft genug beklagte Lücke in unsrer sozialen Versicherungsgesetzgebung, der Mangel der Witwen- und Waisenversicherung. Die Sorge für die Witwen und Waisen der Arbeiter ist, von den wenig ins Gewicht fallenden Unfallrenten für Hinterbliebne abgesehen, noch ganz Sache der Armenpflege, und sie bildet, zumal in den Großstädten mit ihrem starken Zuzug kinderreicher Familien von außerhalb, eine große und steigende Belastung. Der Zuzug von arbeitslosen hilfsbedürftigen Familien wird auch in der amtlichen Darstellung als besondrer Grund für die Zunahme der Armenlast in den größern Städten hervorgehoben, und alles, was an Material vorliegt, macht es überhaupt wahrscheinlich, daß die Großstädte, obwohl in ihnen die Entlastung der Armenpflege durch die Versicherungsgesetze vielleicht im einzelnen am meisten erkennbar wird, trotz der Versicherung am meisten unter einer steigenden Armenlast zu leiden haben. Auf die Bedeutung dieser Erscheinung, wenn sie als dauernd festgestellt wird, für eine zukünftige Reform der Armengesetzgebung hat Dr. Freiherr von Reitzenstein auf der Vereinsversammlung 1895 zu Leipzig mit Recht hingewiesen. Mit dem Wegfall des Unterstützungswohnsitzes z. B. und mit dem Ersatz durch das Aufenthaltsprinzip, meinte er, würde die letzte das Zuströmen der Armen nach den Großstädten eindämmende Schranke in Wegfall kommen. Eine derartige Reform sei deshalb nur dann zulässig, wenn der Beweis einer wirklich namhaften Entlastung durch die Arbeiterversicherung geführt werde. Eine solche Entlastung könne zur Zeit niemand behaupten wollen, aber es sei auch kein Anhalt dafür gegeben, daß in naher Zukunft darauf gerechnet werden könne.

Von besonderm Interesse ist unter den amtlich genannten Gründen für das Wachsen der Armenlast weiter die „Steigerung der Lebenshaltung der untern Klassen.“ Dr. Freund bringt diese Steigerung sogar in einen ursächlichen Zusammenhang mit der Arbeiterversicherung selbst, indem er die Annahme für berechtigt erklärt, „daß gerade das gesteigerte Maß von Fürsorge, das durch die Arbeiterversicherungsgesetzgebung den arbeitenden Klassen zu teil wird, nicht ohne Einfluß auf die Lebenshaltung der breiten Massen der Bevölkerung bleiben könne, und daß dieser Einfluß auch bei der Armenpflege sich fühlbar mache.“ Daß die „Ansprüche“ der nicht versicherten Armenpfleglinge durch die Leistungen, die den versicherten Personen von den Versicherungskassen zufließen, gesteigert worden sind, wird auch durch die amtlichen Erhebungen bestätigt; auch das wird bezeugt, daß die Armenverwaltungen diesen gesteigerten Ansprüchen vielfach in Rücksicht auf die allgemeine Hebung der Lebenshaltung der Arbeiter Folge geben. Die weitherzigere Praxis der Armenverwaltungen sowohl bei der Gewährung von Armenunterstützungen überhaupt wie bei der Abmessung der Unterstützungsbeträge in neuerer Zeit tritt uns aus dem vorliegenden Material ganz allgemein entgegen. Zum Teil wird diese größere „Liberalität“ der Armenbehörden auch ausdrücklich mit der Entlastung durch die Arbeiterversicherung in Verbindung gebracht, zum Teil wird sie auf den „humanen Zug“ der Zeit, auf das „lebhafter gewordne Pflichtgefühl gegenüber den unbemittelten Klassen“ zurückgeführt. Jedenfalls darf als erwiesen angenommen werden, daß — ganz abgesehen von den vorübergehenden und zufälligen Verhältnissen, die eine Erhöhung der Armenlast herbeigeführt haben — im allgemeinen die den besitz-

losen Klassen durch die Arbeiterversicherung alljährlich zufließenden vielen Millionen früher unbekannter Renten die Armenpflege in Deutschland nicht zu einer Einschränkung des Kreises der Unterstützten oder des Maßes der Unterstützungen veranlaßt hat, sondern daß die Leistungen der Armenpflege extensiv und intensiv mit der Zunahme der Versicherungsleistungen gewachsen sind. Wir halten das für eine sozial außerordentlich beachtenswerte Thatsache, durch die der großartige humane Erfolg der Versicherungsgesetze zu Gunsten der materiellen Wohlfahrt der Arbeiter noch erhöht wird. Vielleicht wird es nicht an Leuten fehlen, die auch diese Erscheinung den Arbeitern als einen Beweis für die fortschreitende Verelendung der Massen darzustellen suchen werden, und sicher würden solche Leute Gläubige in Menge finden. Die Erhebungen, die amtlichen wie die privaten, haben den klaren Gegenbeweis geliefert. Nicht nur die Lebenshaltung der erwerbsfähigen Arbeiter, nicht nur die der rentenberechtigten, sondern auch die der unversicherten erwerbsunfähig gewordnen Arbeiter und ihrer hilfsbedürftigen Angehörigen ist in der Beobachtungsperiode trotz der gedrückten Geschäftslage im allgemeinen beträchtlich gehoben worden.

Weniger erfreulich ist es, daß nach dem Bericht des kaiserlichen statistischen Amts die amtlichen Gutachten hervorheben müssen, daß die „Scheu vor dem almosenartigen Charakter einer Armenunterstützung“ bei den Hilfsbedürftigen zurückzutreten scheine, daß häufiger als früher von Nichtversicherten und Nichtrentenempfängern unter Zurückweisung der Privatwohlthätigkeit ein „Anspruch“ auf die öffentliche Fürsorge erhoben werde. Leider finden wir darin nur eine Bestätigung unsrer eignen Erfahrungen im Verkehr mit den Arbeiterkreisen in den Ostprovinzen. In tausend Fällen, nicht nur bei Witwen und Waisen, ist der Empfang von Armengeld wahrhaftig keine Schande, und wir haben es oft genug bezweifeln müssen, ob es gerecht sei, das Unglück, der öffentlichen Armenpflege zu verfallen, so ganz allgemein durch eine staatsbürgerliche Ehrenminderung noch härter zu machen. Aber eine sozial in hohem Grade beklagenswerte Erscheinung scheint es uns zu sein, wenn z. B. offenkundig die leichtfertige Übersiedlung von Arbeiterfamilien in die Großstadt, die Begründung eines Hausstands ohne Aussicht auf dauernden Erwerb, ja oft genug auch die Aufgabe einer Arbeitsstelle aus nichtigem Grunde geschieht wegen der Aussicht, daß im Notfall der Anspruch auf Armengeld erfüllt werden müsse. Namentlich ist die Neigung, die Fürsorge für erwerbsunfähige Angehörige der öffentlichen Armenpflege zu überlassen, bei der Masse der großstädtischen Arbeiter, wenigstens im Osten, heute bedenklich verbreitet. Es ist für den unbefangnen Beobachter auch gar nicht zweifelhaft, daß die sozialdemokratische Irrlehre diese Anschauungen ganz wesentlich fördert, so wenig auch die neumodischen sozialwissenschaftlichen Forscher bei ihren Elendstudien davon bemerken. Umso mehr wird der ernsthafte Sozialpolitiker und Arbeiterfreund solche Erscheinungen zu beachten haben, und Pflicht der Armenbehörden ist es, mit allen Mitteln auf Abhilfe zu dringen. Das Zurückweisen der Privatwohlthätigkeit zu Gunsten der öffentlichen Armenpflege ist für diese kommunistische Antizipation sehr bezeichnend und mahnt doppelt zur Vorsicht, und wir begreifen es wohl, wenn angesichts der Entwicklung, die unsre Armenpflege in der neuesten Zeit trotz der Versicherung genommen hat, Stimmen in der Verwaltungspraxis laut werden, wie die des Stadtpfarrers Höchstetter (Lörrach), der auf der Vereinsversammlung in Leipzig eindringlich davor warnte, so ohne weiteres den Satz aufzustellen, die öffentliche Armenpflege solle sich nicht mehr auf das notwendigste Maß beschränken, sondern sie solle mehr thun.

Aber diese bedauerlichen Erscheinungen können der Freude über den augenscheinlichen segensreichen Erfolg, den die Arbeiterversicherungsgesetzgebung schon geübt hat und zweifellos auch weiter üben wird, keinen Eintrag thun. Viktor Böhmert hatte Recht, wenn er in der Leipziger Versammlung dem Berichterstatter, Dr. Freund, besonders dafür dankte, daß er auf die Wichtigkeit der Veränderungen in dem ganzen Kulturstande der Arbeiter hingewiesen habe. Die Arbeiterversicherung veranlasse, daß ein „widerstandsfähigeres Arbeitergeschlecht heranwachse," sie verbessere die allgemeinen Gesundheitsverhältnisse der Arbeiterbevölkerung, und es sei jedenfalls ein großer Vorzug, daß die Lebenshaltung der Arbeiter überhaupt durch die Versicherung erhöht worden sei. Offen bekannte Böhmert, daß er der staatlichen Zwangsversicherung anfangs abgeneigt gewesen sei, aber man dürfe ein Prinzip nicht zu Tode reiten. Es sei sehr erfreulich, wenn gerade der Verein für Armenpflege und Wohlthätigkeit dem „vielen Nörgeln über unsre Zustände" bei dieser Gelegenheit Einhalt thue, indem er anerkenne: „Es geht vorwärts mit dem Wohle der früher ärmsten und gefährdetsten Klassen — noch viel mehr mit denen, die nicht auf das Wohlthun angewiesen sind, bei denen es sich nicht um Wohlthätigkeit, sondern um Wohlfahrt handelt." Die amtlichen Erhebungen über die Einwirkung der Arbeiterversicherung auf die Armenpflege haben dafür unzweideutige, neue Belege geliefert; möchten sie der „Nörgelei" recht wirksam entgegentreten. β

Maßgebliches und Unmaßgebliches

Zum englischen Jubelfeste. Die Saturday Review hat sich in den letzten Wochen wiederholt lustig gemacht über die geschmacklosen Jubelartikel, Jubelschriften und Jubelbücher, nicht ausgenommen die von hohen kirchlichen Würdenträgern, und namentlich über die albernen großen Zahlen, in denen die Erfolge des viktorianischen Zeitalters dargestellt werden. In einer ernsthaft gehaltnen „Note" aber sagt sie: „Die Engländer rühmen sich ihrer politischen Freiheit und ihrer Liebe zur individuellen Freiheit, und viele ihrer Kritiker, von Commines bis Benjamin Franklin, der meinte, jeder Engländer sei gewissermaßen eine Insel, bestätigen dieses Selbstlob. Herbert Spencer hat diesen eigensinnigen Individualismus aus ihrer insularen Lage erklärt. Und doch wagen wir zu sagen, der auffälligste Charakterzug unsers Volks sei seine Disziplin. Emerson hat Recht, von dreißig Millionen Briten zu sprechen, die im Gleichschritt marschirten. So hat jetzt wochenlang jedes Stück bedruckten Papiers die Königin gepriesen,*) und von nichts hat man die Zeit über gesprochen, als vom Jubiläum und von der Größe dieser großen Nation, und noch habens die Leute nicht satt. Seit Wochen ist nichts neues mehr über die Sache gesagt worden, und dennoch klingt der Chor des Selbstlobs weiter,

*) Ganz ausnahmslos freilich nicht, indes, schreibt der Vorwärts: „die paar Blätter, die einen Sport daraus machen, die Königin und ihre Familie zu beschimpfen, werden mit Recht verachtet."

ohne daß sich ein Mißton einmischte. Dieses unersättliche Überströmen von Selbstlob ist das geschmackloseste, was man sich denken kann, aber es gehört zum Geheimnis der Erfolge dieser Nation. Wenn wir unsrer insularen Absondrung und unserm Individualismus einiges verdanken, so verdanken wir noch mehr dem germanischen Blut in uns, das solche Disziplin möglich macht. Erst diese Vereinigung entgegengesetzter Eigenschaften macht den echten Briten, der wie Hampden in der Verteidigung seines Rechts der ganzen Macht der Regierung Trotz bietet, und zu gleicher Zeit den Ausländer anfällt, der bei den Klängen von God save the Queen sein Haupt nicht entblößt. Aber um wie viel besser ist doch die Freiheitsliebe als dieser demokratische Ehrfurchtsüberschwang mit seiner albernen Unduldsamkeit!"

Wir erlauben uns, das Toryblatt ein wenig zu berichtigen. Die vermeintlich entgegengesetzten Eigenschaften sind nicht entgegengesetzt, jene Unduldsamkeit ist, obwohl nichts weniger als philosophisch oder edel oder geschmackvoll, doch auch nicht albern, die Eigenschaft, die ihm so wertvoll erscheint, ist nicht eigentlich Disziplin, und Disziplin liegt nicht im deutschen Blute. Bismarck hat bekanntlich die preußische Disziplin aus einer reichlichen Beimischung von Slawenblut erklärt. Das Deutsche im Wesen des Engländers — wir sprechen hier bloß vom politischen Wesen, nicht vom gemütlichen oder litterarischen — ist die Härte und Festigkeit, die eigensinnige Behauptung des eignen Rechts und die Liebe zur persönlichen Freiheit. Der Inselcharakter des Landes gestattete die Pflege und Entfaltung dieser Eigenschaften, da, nachdem die Zeit der Seeräubereinfälle vorüber war, keine auswärtige Gefahr mehr Freiheitsbeschränkungen und eine das ganze Volk gleichmäßig fesselnde Disziplin notwendig machte. Was die Saturday Review Disziplin nennt, ist jene Gleichförmigkeit des Denkens, Fühlens und Handelns, des Geschmacks oder der Geschmacklosigkeit, die sich wieder aus der insularen Absonderung ergiebt, und die zur eigensinnigen Behauptung des eignen Rechts keinen Gegensatz bildet. Das englische Wesen, das wir uns natürlich nicht zu erschöpfen anmaßen, am wenigsten in einem kurzen Aufsätzchen, hat jener Franzose gut charakterisirt, der sagte: Die Engländer sind wunderliche Leute, sie haben hundert Religionen und bloß eine Sauce; wir ziehen eine Religion und hundert Saucen vor. Die Gleichmäßigkeit des politischen Denkens und Fühlens nun, die sich unter anderm in der gar nicht albernen Forderung offenbart, der Ausländer solle ihr Staatsoberhaupt ehren, ist wieder der Beschaffenheit des Landes zu danken, die den Engländern schon frühzeitig ihre Interessengemeinschaft dem Auslande gegenüber zum Bewußtsein gebracht hat. Die Deutschen haben, wie es Lamprecht ausdrückt, einen transportabeln Staat. Wie ist er hin- und hergeglitten in ganz Europa, von der Wolga bis zu den Säulen des Herkules und dann wieder von der Seine bis zur Düna! Wie hat er sich bald über alles Maß ausgedehnt und bald zusammengezogen! Und wie konnte in einer Zeit, wo es außer der Schiffahrt beinahe gar keine Verkehrsmittel gab, zwischen entfernt wohnenden Stämmen desselben Volks eine Interessengemeinschaft entstehen? Bekämpfen einander doch heute noch die östlichen und die westlichen, die nördlichen und die südlichen Agrarier. England ist fest umschlossen von unveränderlichen Grenzen, und jederzeit hat jeder Engländer genau gewußt, wohin er gehört, und welche Leute zu ihm gehören. Das Land ist klein genug, und jede seiner Landschaften ist durch die Nähe der Seeküste und durch schiffbare Flüsse so zugänglich, daß ein reger Verkehr der Volksgenossen unter einander im Gange bleiben konnte; Klima und Bodenbeschaffenheit sind so gleichartig, daß auch die Beschäftigungen und Lebensgewohnheiten gleichartig werden mußten, und die Absonderung vom Auslande war so deutlich, daß über die Interessengemeinschaft

aller Engländer ihm gegenüber niemals ein Zweifel aufkommen konnte. Nordische Seeräuber, die jahrhundertelang in England einbrachen, hatten dem Volke gezeigt, wie man sich auf Kosten andrer Völker bereichern kann. Die Engländer haben das endlich begriffen, selbst zu üben angefangen und sich gut dabei gestanden, und stets war das ganze Volk mit ganzer Seele dabei: zuerst in den Eroberungs- und Beutezügen nach Frankreich, dann bei der Gründung überseeischer Kolonien, dann bei der Ausbeutung zivilisirter Staaten durch den Warenexport, endlich beim allermodernsten Kapitalienexport und bei der Wiederaufnahme des Kolonienerwerbs. Der Wechsel der Zeiten und die Fortschritte der Technik ändern die Formen der Ausbeutung, aber ihr Wesen bleibt dasselbe, und diesem bleiben die Engländer treu.

Im Verhalten zu ihren Königen haben sie vielfach geschwankt. Die klare Erkenntnis des Gemeinwohls und der Interessensolidarität aller Stände trotz einzelner gelegentlicher Interessenkonflikte brachte es mit sich, daß einem Könige, der das Gemeinwohl schädigte, die Nation gewöhnlich so einmütig gegenüberstand wie auf der Wiese Runnemede. Um die Kämpfe der herrschenden Familien untereinander kümmerte sich das Volk wenig. Die Republik wurde nur einmal auf kurze Zeit beliebt, als durch die Unfähigkeit des Königs und der Großen einer von puritanischen Ideen erfüllten Bürger- und Bauernschaft die Führung zugefallen war. Von da ab handelte es sich in den Verfassungskämpfen, die mit der Beseitigung der Stuarts sehr kräftig einsetzten, um die Herstellung der parlamentarischen Regierungsform, d. h. der Herrschaft des Adels und des Großbürgertums. Unter Viktoria ist das Ziel erreicht worden, mit der Einschränkung, daß sich Adel und Großbürgertum nur behaupten können, indem sie den übrigen Volksklassen ihren entsprechenden Anteil an der Gesetzgebung und Staatsverwaltung gönnen. Für England, das einer solchen Zentralisation der Macht zum Zwecke der Landesverteidigung wie die Festlandsstaaten nicht bedarf und der Einmütigkeit seiner Bürger bei etwaigen Gefahren sicher sein kann, ist das die beste Verfassung, weil sie den höchstmöglichen Grad von Kraftanspannung aller für das Gemeinwohl verbürgt. Die Aufstände des gemeinen Volkes sind niemals gegen das Königtum, sondern im Mittelalter gegen den Feudaladel und in neuerer Zeit gegen die Industriefeudalen gerichtet gewesen. Die moderne Arbeiterbewegung hat ihren revolutionären Charakter verloren, sobald sich die Arbeiter die uneingeschränkte Freiheit erkämpft hatten, ihre Ziele auf dem gesetzlichen Wege zu verfolgen. Zugleich haben sie in der Gewerkvereins- und Genossenschaftsthätigkeit Einsicht in die Bedingungen der Produktion und des Handels erlangt und vermögen die Grenzen des in jedem Falle erreichbaren zu erkennen. Schon zwei Gewerkschaftssekretäre sind zum Range von Staatssekretären aufgestiegen, viele von ihnen sind Friedensrichter, und Tausende von Arbeitern bekleiden Gemeindeämter. So giebt es in England keinen Staat, den die Arbeiter zu hassen Ursache hätten. Wie viel oder wie wenig nun von diesem Zustande der Königin als Verdienst anzurechnen sein mag, jedenfalls ist sie gar nicht in der Lage gewesen, sich Mißverdienste zu erwerben und dadurch den Haß des Volkes zuzuziehen. Sie soll nach der Versicherung vieler Publizisten gar nicht so ohnmächtig sein, wie man sich gewöhnlich vorstellt, doch kommt darauf wenig an: den Wert der beiden Hauptleistungen des englischen Königtums kann man nicht leicht unterschätzen: daß es dem Lande die Kämpfe der Ehrgeizigen um die höchste Stelle im Staate erspart, und daß es der Staatsleitung die Kontinuität wahrt, die unter dem ewigen Wechsel der Regierungen leicht leiden könnte. Zur zweiten Leistung gehört allerdings, daß der Monarch Begabung mit Charakter vereinige, zwei Eigenschaften, die ja wohl der Großmutter unsers Kaisers nicht abgehn.

Die Schattenseiten der englischen Zustände — der englischen nur, von Irland und Indien gar nicht zu reden — hat niemand schärfer hervorgehoben als wir; doch haben wir anerkannt, daß seit 1850 mit Erfolg an der Bekämpfung der Übel gearbeitet wird, und daß sie weniger schwer empfunden werden, weil der ungeheure Reichtum der Nation sehr viel zu ihrer Linderung zu thun gestattet, und weil die nur davon bedrohten ihnen bei der Bewegungsfreiheit, deren sie sich erfreuen, und dem gewaltigen Spielraum, der ihnen offen steht, leichter ausweichen können als wir Bewohner des europäischen Festlands. Wir haben auch auf die Gefahren des englischen Zustands hingewiesen, aber man kann weder den Engländern noch ihrer Regierung einen Vorwurf daraus machen, daß sie keinen Versuch machen, die Entwicklung ihrer Volkswirtschaft zurückzuschrauben; wüßte doch niemand zu sagen, wie sie das anstellen sollten. Wir glauben endlich, daß sie die Höhe ihrer Macht erreicht haben, und daß es in Zukunft mit ihnen langsam bergab gehen wird, aber es ist das Schicksal jeder irdischen Macht, von begrenzter Dauer zu sein und irgend einmal andern Mächten Platz machen zu müssen, und die Engländer wären thöricht, wenn sie sich durch den Gedanken an das zukünftige Ende ihrer Macht und an ihre Erben die Festfreude trüben ließen.

Ungeschickte Seelenhirten. In einer Synode der evangelischen Kirche Berlins hat kürzlich ein Geistlicher die Ungeschicklichkeit begangen, in einem Bericht über die sittlichen Zustände in der Gemeinde folgendes auszusprechen: „Unkeuschheit und Unzüchtigkeit in Worten und Werken ist den jungen Leuten beiderlei Geschlechts etwas so Natürliches, daß der Ehrentitel »Jungfrau« in seiner wahren Bedeutung kaum noch verstanden wird, und wo das noch der Fall ist, da kann man wohl der Meinung begegnen, in Berlin sei es überhaupt nicht mehr möglich, eine Jungfrau zum Altar zu führen.“ Und mit diesem Satz ist der Bericht — doch wohl mit Wissen und Willen der Synode — gedruckt und veröffentlicht worden. Wenn der Berichterstatter sich damit entschuldigt, er selbst habe ja gar nicht die Jungfräulichkeit der Berliner Bräute in Zweifel gezogen, so wird dadurch die Aufnahme des Satzes in das amtlich zum Druck gegebne Schriftstück einer Synode um nichts entschuldbarer. Es ist gewiß tief zu beklagen, daß unter den Berliner Arbeitern und nicht am wenigsten unter den Gläubigen der Bebelschen Lehre von der Frau der geschlechtliche Verkehr und das Zusammenleben ohne bürgerliche und kirchliche Eheschließung zugenommen hat und noch weiter zunimmt. Wer sich die Mühe nimmt, die sittlichen Anschauungen der Beteiligten kennen zu lernen, für den liegt die Verlogenheit des beliebten Dogmas, daß die heutige Wirtschaftsordnung das junge Proletariat dazu zwinge, klar auf der Hand, aber er sieht auch ein, welch berückende Macht, welch unwiderstehliches Gift in diesem Dogma liegt. Es ist eine absurde Lüge, bei der Leichtigkeit, mit der gerade junge Leute der arbeitenden Klassen in Berlin ein eheliches Leben beginnen können, zu behaupten, das uneheliche Zusammenleben sei leichter für sie als das eheliche, man müßte denn gerade die leider sehr häufig erkennbare Erwägung für berechtigt erklären, daß sich der uneheliche Mann und Vater leichter der Fürsorge für Weib und Kind entziehen, sie leichter auf die Armenpflege abwälzen könne. Daß die elenden Lohnverhältnisse unsrer „kapitalistischen“ Wirtschaft die armen, unschuldigen Töchter der Arbeiter der Prostitution, d. h. der Wollust der „Besitzenden“ in die Arme treibe, ist ein reines Märchen. Die jungen Arbeiterinnen, die sich den „Genossen“ preisgeben, und nach der Bebelschen Lehre können sie ja gar nicht anders, werden von den Genossen

rücksichtslos wieder preisgegeben, wenn es diesen genehm ist, und ganz natürlich ist diese Schule wohl geeignet, wenn die Not kommt, manches Mädchen die Preisgebung um Gewinnes willen leicht nehmen zu lassen. Es giebt für uns kaum etwas Widerwärtigeres als die Heuchelei der Sozialdemokratie in dieser Frage. Bebel hat sich durch sein Buch über die Frau als Kuppler für die moderne Prostitution ganz unbestreitbar große Verdienste erworben, obgleich er das nicht gewollt hat. Und das gilt nicht nur für die proletarische weibliche Jugend. Auch die demi-vierges in Berlin-West, diese mit sechzehn Jahren überreifen Früchtchen, die alles kennen und über alles lachen, wissen die Bebelschen Kern- und Hauptlehren auswendig. Das ist ja eben für viele „Modernen" der „soziale Geist," auf den unsre Zeit so stolz ist. Wir wollen wahrhaftig die Entartung der geschlechtlich-sittlichen Anschauungen unten und oben nicht bemänteln, und wir erkennen der Kirche das Recht zu, das scharf zu tadeln, was scharfen Tadel verdient. Aber unter keinen Umständen vermögen wir das Bild, das der geistliche Referent von den Berliner Zuständen erwecken wollte, als berechtigt und wahr anzuerkennen; es ist die ungeschickteste Übertreibung, die wir seit lange aus geistlichem Munde gehört haben. Und sie ist leider nicht die Vergehung eines Einzelnen. Wir können und dürfen sie der Person nicht zum Vorwurf machen; sie ist der krasse, ungeschminkte, rücksichtslos offne Ausdruck der Richtung, die sich heute in der evangelischen Kirche Berlins, ja, fast will es scheinen, ganz Preußens, die führende Rolle anmaßt. Blind und taub gegen die die Volksseele bewegenden Empfindungen, schroff und starr pochend auf den Buchstaben der Bekenntnisformeln, wie wir es seit Raumers Zeiten nicht erlebt haben, walten diese ungeschickten Seelenhirten ihres Amtes, als ob nicht das Sammeln, sondern das Zerstreuen ihre Aufgabe wäre. Was nur der erfinderische Geist des ärgsten Kirchenverächters ausklügeln könnte, um die ohnehin dem kirchlichen Leben entfremdete Masse der Berliner Bevölkerung zu offnen Feinden der Kirche und der Geistlichkeit zu machen, das wird von den führenden „Positiven" geleistet. Das polizeiliche Muckertum wird aufgeboten weit über alles Maß der gebotnen und volkstümlichen „äußern Heilighaltung" der Sonn- und Feiertage hinaus. Täglich und stündlich möchte man das Volk empfinden lassen, daß die Kirche über alle Gewalt hat, auch über die, die nichts von ihr wissen wollen, und sei es selbst durch lästige, erbitternde, kleinliche Schikanen. Blind und taub sind diese ungeschickten Seelenhirten gegen das, was sie anrichten. Wer wie wir durchdrungen ist von der Überzeugung, daß die Aufgabe der Kirche, die Dr. Wendt auf dem Evangelisch-sozialen Kongreß schüchtern in seinen siebenten und letzten Leitsatz versteckt hat, die Aufgabe, die christliche Liebespflicht im Volke wieder zur Herrschaft zu bringen neben der Rechtsordnung, daß diese Aufgabe die wichtigste und unerläßlichste sei in dem sozialen Ringen der Gegenwart, der wird sich der Verkehrtheit, ja Gemeingefährlichkeit dieser neupreußischen Pastoralpolitik nicht verschließen können. Will denn die protestantische Kirche nie zur Vernunft kommen? Würde die katholische jemals solches Ungeschick, solche Unvernunft in der Behandlung der Volksseele dulden? Haben die preußischen „Orthodoxen" das geringste Recht, sich darüber zu beschweren, wenn die römische Klerisei mit Hohnlächeln diesem unklugen, unpädagogischen Treiben zusieht? Und die „Liberalen," der Protestantenverein, wo sind die? Giebt es für sie immer noch keine soziale Frage?

Noch eine Schattenseite der Justiz. Sie betrifft die Milde des Strafrichters. Es ist natürlich, daß auch der Richter durch die Zeitströmungen beeinflußt

wird. Doch sollte er sich davor nach Möglichkeit hüten und auch in dieser Beziehung seine Unabhängigkeit wahren. Seit einem Menschenalter, vielleicht schon etwas länger, hat in der Strafjustiz eine humanere Richtung Platz gegriffen, was im Gegensatz zu der frühern Härte nur gebilligt werden kann. Sie folgt hierin der humanern Richtung der Zeit überhaupt. Aber diese Richtung treibt oft sehr wunderliche Blüten. Dazu gehört u. a. die Lehre (französischen Ursprungs), daß alle Vergehen und Verbrechen in den verkehrten sozialen Zuständen ihren Grund hätten und deshalb zu entschuldigen seien, oder wo eine strafbare That so nicht zu erklären sei, der Thäter geisteskrank sein müsse. Diese Lehren — die zweite hat Frau von Ebner-Eschenbach treffend gegeißelt — müßten folgerichtig eigentlich zur Abschaffung des ganzen Strafrechts führen. Soweit geht man nun freilich nicht, aber der Einfluß dieser Lehre, die die Herren Verteidiger vortrefflich zu verwerten wissen, ist doch unverkennbar. Aber auch abgesehen davon herrscht zur Zeit in der Welt allgemein eine Anschauung, die alle Verbrechen und alle Nichtswürdigkeiten mit übergroßer Milde beurteilt, mit einer gleichsam philosophischen Ruhe, mit Gleichgiltigkeit und Gefühllosigkeit, ohne eine Spur von Entrüstung oder Empörung. Es ist, als ob alles menschliche Rechtsgefühl im Verschwinden begriffen wäre. So berichtet z. B. die Presse bisweilen über einen „Zusammenstoß“ von Tumultuanten und aufgebotner Polizeimannschaft, als wenn zwei völlig gleichberechtigte Parteien auf natürliche Weise in Konflikt geraten wären. Zwischen Recht und Unrecht wird dabei gar nicht unterschieden. Wenn ein junger Mensch seine „Geliebte,“ die ihm nicht zu Willen ist, ermordet — ein Verbrechen, das förmlich Mode geworden ist —, so wird das als etwas Poetisches und, weil leidenschaftliche Liebe das Motiv sei, Verzeihliches angesehen. Wie den Eltern ihres ermordeten Kindes dabei zu Mute ist, daran denkt niemand. Die immer raffinirter werdende betrügerische Reklame, durch die das Publikum getäuscht wird, die gewohnheitsmäßige Fälschung aller Lebens- und Genußmittel sollten überall, auch von der Presse, womöglich mit Namhaftmachung der Thäter, an den Pranger gestellt werden. Aber das kommt niemandem in den Sinn. Auch das wird alles als etwas Übliches angesehen, der Betrug wird höchstens humoristisch behandelt. Sittliche Entrüstung empfindet man nicht mehr. Sie wird nur noch in unsern Parlamenten verwendet, wenn es gilt, die Regierung anzugreifen, oder im Strafprozeß von den Verteidigern, wenn sie es im Interesse der verfolgten Unschuld für zweckdienlicher halten.

Wenn diese Gleichgiltigkeit so allgemein herrschend wird, kann man sich da wundern, wenn sie sich auch dem Richterstande mitteilt, wenn auch bei ihm das Rechtsgefühl erstirbt, und es dem Richter gleichgiltig wird, ob Recht oder Unrecht geschieht? Bismarck hat einmal gesagt: „Der Richter ist, wie der Deutsche überhaupt, gutmütig.“ Leider artet die Gutmütigkeit aber nur zu oft in Schwäche aus. Da ist z. B. ein Mensch in ärgster Weise mißhandelt worden. Bei der Verhandlung der Sache vor dem Landgericht wird er als Zeuge vernommen. Bis dahin ist längere Zeit vergangen. Seine Wunden und Verletzungen sind geheilt. Er sieht wieder ganz wohl aus, und so entsteht die Meinung, die Sache werde wohl nicht so schlimm gewesen sein. Bei dieser Stimmung, die die Verteidigung geschickt benutzt, wendet sich das Mitleid von dem Mißhandelten ab und dem unglücklichen Angeklagten zu, und so kommt es, daß dieser zu einer geringen Strafe verurteilt wird, die zu der Roheit und Niederträchtigkeit seiner That in gar keinem Verhältnis steht.

Wie weit diese Milde geht, dafür noch ein paar Beispiele. Fahrlässige

Tötung wird mit Gefängnis nicht unter einem Monate bestraft. Nach dem frühern (preußischen) Strafgesetzbuch stand darauf einfach Gefängnis (bekanntlich von einem Tage bis zu fünf Jahren). Damals kam folgender Fall vor. Ein Bauer fährt mit seinem Leiterwagen in starkem Trabe durch die Straßen der Stadt, biegt in gleichem Trabe um eine Ecke (was polizeilich verboten ist) und fährt ein zweijähriges Kind tot. Der Staatsanwalt beantragte — einen Tag Gefängnis! Das Gericht ging zwar über den Antrag hinaus, die Strafe war aber sehr gering. Es mußten wohl solche Fälle mehrfach vorgekommen sein, was vermutlich die Veranlassung wurde, eine möglichst niedrige Strafe festzusetzen. Ein Beispiel aus neuester Zeit ist folgendes. Eine Frau mißhandelt fortgesetzt ihre siebenjährige Stieftochter so, daß die Hausgenossen Anzeige machen. Es wird erwiesen, daß sie das Kind häufig mit einer Kleiderbürste auf den Kopf und ins Gesicht geschlagen hat, sodaß das Gesicht voller Beulen und Verletzungen ist, auch daß sie es im kältesten Winter in der Nacht nackt in den Hof geschickt hatte, um Wasser zu holen. Offenbar wollte sie das ihr lästige Kind aus der Welt schaffen. Es wurde erkannt auf — eine Woche Gefängnis, indem angenommen wurde, sie habe nur in — erzieherischer Absicht das Kind, das gelogen habe, strafen wollen!

Wie oft kommt es vor, daß der Angeklagte, der eine empfindliche Gefängnisstrafe, vielleicht auch Aberkennung der bürgerlichen Ehrenrechte verdient hätte, nur zu einer geringen Geldstrafe verurteilt wird, über die er selbst lacht, oder die für ihn deshalb gar keine Strafe ist, weil, wie man sehr wohl weiß, andre sie für ihn bezahlen. Man liest von solchen Fällen alle Tage.

Wir meinen: Wenn der Schuldige zu milde bestraft oder gar freigesprochen wird, so verletzt das das Rechtsgefühl ebenso, wie wenn er zu hart bestraft, oder wenn ein Unschuldiger verurteilt wird. Milde ist oft gewiß gerechtfertigt, aber sie muß ihre Grenzen haben, und der Richter darf sich nicht scheuen, nötigenfalls auch ernst und nachdrücklich zu strafen. Die jetzt oft geübte Praxis ist keine Gerechtigkeit.

Litteratur

Vergleichende Übersicht der vier Evangelien. Von S. E. Berus. Leipzig, Van Dyk, 1897

Der Verfasser hat sich, was ihm zu danken ist, der Aufgabe unterzogen, eine Synopse aller vier Evangelien in deutscher Sprache zusammenzustellen. Jeder, der weiß, mit welchen Schwierigkeiten die Gruppirung einer solchen vergleichenden Darstellung verbunden ist, muß die Sorgfalt und den Fleiß anerkennen, womit der Verfasser seine Aufgabe zu lösen versucht hat, wenn er auch nicht überall gleicher Ansicht sein wird. Erleichtert wird der Gebrauch des Buches noch durch die genauen Angaben an der Spitze und am Ende jedes Stückes über den Ort, wo die eigentlich vorhergehenden und folgenden Stellen zu suchen sind, ferner durch den Schlüssel am Anfang des Buches, mit dessen Hilfe jeder Vers sofort in dem

Irrgarten der Synopse aufzufinden ist, und die Sachregister, die es möglich machen, jeden Ausspruch und jedes Ereignis ohne Mühe zu finden, wenn man auch nur die Thatsache, um die sichs handelt, im Gedächtnis hat (z. B. Abendmahl, Abrahamsohnschaft, Ährenraufen usw.). Alles in allem also ein brauchbares Buch, das als Nachschlagewerk besonders jüngern Theologen, wenn es ihnen auch kein Ersatz für den Urtext sein kann, willkommen sein wird. Besondrer Dank gebührt noch der Verlagshandlung für den trotz der guten Ausstattung ungemein niedrig bemessenen Preis. (Allerdings ist jetzt auch unter den „Hilfsmitteln zum evangelischen Religionsunterricht" eine fast ebenso billige Synopse erschienen, bei der es wohl eher zu loben als zu tadeln ist, daß sie von Johannes nur die Leidensgeschichte paralleliſirt.)

Wir würden jedoch nicht aufrichtig sein, wenn wir nicht auch ein ernstes Bedenken über das Buch aussprechen wollten. Der christlichen Laienwelt können wir es für eingehendes Bibelstudium nicht empfehlen. Wenn es sich selbst als eine „Leuchte der Aufklärung" und die „einzig vorhandne Quelle für ein Leben Jesu" anpreist, wenn der Verfasser auf jeder der 383 Textseiten dem Leser versichert, daß die Evangelien erst gegen Ende des zweiten Jahrhunderts ihre Namen „Nach Matthäus" usw. erhalten haben, so kann das ja nur ein Lächeln hervorrufen. Aber die Anmerkungen zum Texte, die dem Herausgeber offenbar die Hauptsache an seiner Arbeit sind, enthalten neben sehr viel anregendem und richtigem doch auch vieles, was nicht harmlos ist, weil es dem Namen des Herrn Verus einfach nicht entspricht und deshalb Leuten, die es nicht auf seine Richtigkeit prüfen können, nicht als bewiesene Thatsache geboten werden sollte.

Über das meiste läßt sich ja nun freilich nicht streiten, da der Verfasser in voraussetzungsloser Wissenschaftlichkeit von der Voraussetzung ausgeht, daß die Evangelien von Anfang bis zu Ende Märchen enthalten, weshalb es ihm auch darauf ankommt, den Leser mit möglichst vielen Fragezeichen zu beunruhigen, die neben allen wirklichen Widersprüchen und Unklarheiten auch alle nur erdenklichen eingebildeten hervorheben wollen. Deshalb nur ein paar Beispiele von der Art der Behauptungen.

Die jedenfalls aus falscher Übersetzung entstandne Lesart des Syr. Sin. zu Matth. 1, 15 wird einfach als „ältere Hs." bezeichnet, was auch sonst als Prädikat für die Herrn Verus genehme Lesart auftritt. Daß Herodes vier Jahre vor unsrer Zeitrechnung gestorben ist, wird natürlich der Schrift, nicht unsrer Zeitrechnung als Schnitzer angestrichen. Abraham ist „durchaus ungeschichtlich"; sogar die Existenz von Nazaret wird angezweifelt! Als genaue Übersetzung zu Matth. 1, 25 wird gegeben: „und sie gebar ihm einen Sohn." Welche „ältere Hs." hat diesen Text? Von der Erwähnung des Lysanias in Luk. 3, 1 heißt es, sie sei „grober Irrtum," da er schon 30 v. Chr. gestorben sei; weiß Herr Verus nicht, daß uns ein andrer Lysanias um die Mitte des ersten Jahrhunderts bei Josephus bezeugt ist? Wenn er sich ferner über griechische Namen in jüdischen Familien wundert und die Erwähnung mehrerer Hohenpriester und des Synedriums als Irrtum bezeichnet, so spricht das nicht für besondre Kenntnis der Zeitgeschichte. Welche Phantasie aber wird gar entwickelt, wenn der Verfasser eine Erzählung aus einer andern „entstanden" sein läßt: so die Erweckung des Lazarus aus dem Gleichnis vom armen Lazarus, die Festreisen bei Joh. aus der Andeutung in Matth. 23, 37, Petri Verleugnung aus dem „Hahnenschrei" in Mark. 13, 35! Die Schwerter in Luk. 22, 38 legt Verus als Schlachtmesser aus und wundert sich dann bei der Malchusepisode, daß die Messer eine Scheide haben sollen. Die Taufe im Namen

des dreieinigen Gottes wird als spätere Formel des vierten und fünften Jahrhunderts bezeichnet, während sie sich schon in der Didache am Anfang des zweiten Jahrhunderts findet. Endlich ein klassisches Beispiel, daß es manchen Menschen doch auf keine Weise recht zu machen ist: wenn Jesus von dem Tempel, der zu seiner Zeit noch nicht vollendet war, sagt, er sei in sechsundvierzig Jahren erbaut, so stimmt diese Angabe zwar aufs genauste zur Zeit seines Auftretens (734 bis 780 a. u.), aber Herr Verus findet auch hier einen „Widerspruch": an dem Tempel sei dreiundachtzig Jahre (bis 64 u. Z.) gebaut worden. Würde er uns aber nicht, wenn er diese „richtige" Zahl fände, hohnlachend durch sie nachweisen, daß dieses Wort Jesu unecht sei, da er die Vollendung des Tempelbaus nach dem Evangelium gar nicht erlebt habe?

Völlig unverständlich ist auch, weshalb der Herausgeber zu jedem Gott, Ewigkeit, ewig, Welt, Seele usw. in die Anmerkung setzt: Jahve (Jehova), Äon, äonisch, Kosmos, Psyche. Wenn er die deutsche Übersetzung hier für unvollkommen hält, so hätte es doch höchstens einen Sinn, die von Jesus wirklich gesprochnen Worte: adonaj, olam usw. hinzusetzen. Aber was sollen die griechischen Ausdrücke?

Zu dem Versuch endlich, in einem Anhang von anderthalb Seiten nachzuweisen, daß das Leben Jesu eine Nachdichtung von Buddhasagen sei, bemerken wir nur, daß jeder durch den Vergleich eines Lebens Buddhas sich von der Willkür dieser Paralleliſirungen überzeugen kann, ganz abgesehen von der unglaublichen Zumutung, daß der „Erfinder" der dem Buddhismus durchaus entgegengesetzten Lehre Jesu diese gerade in eine Nachdichtung des Lebens Buddhas eingeschlossen haben sollte!

Herausgeber und Verleger hoffen nach dem beigelegten Prospekt mit ihrem Unternehmen auf einen großen Erfolg. Daß sich diese Hoffnung erfüllen werde, bezweifeln wir. Die, die mit dem Christentum überhaupt fertig sind, werden sich nicht die Mühe geben, was ihnen von vornherein Fabel ist, so sorgfältig zu untersuchen. Den Gleichgiltigen wird auch dieses Buch gleichgiltig sein. Die Gemeindeglieder aber, deren „starre Gläubigkeit" den Angriffen von Strauß und seinen Freunden gegenüber Stand gehalten hat, werden kaum eifrig nach diesem Buche greifen. Niemand würde mehr als die in gleicher „starrer Gläubigkeit verharrenden Diener der Kirche" eine eingehendere Beschäftigung der Gemeinde mit der Bibel wünschen, aber jeder ist sich doch wohl heute auch darüber klar, daß unser Glaube nicht durch Widersprüche in der Schrift und unsichre Textüberlieferung über den Haufen geworfen wird. Und diese Widersprüche und Unsicherheiten sind doch wahrhaftig keine neue Entdeckung. Wir haben bei der Beschäftigung mit dem Buche wieder neu empfunden, wie aus der unvollkommnen menschlichen Schale doch immer der unvergängliche Kern hindurchleuchtet, nicht ein erfundnes Bild der Phantasie, sondern die lebendige, auf dem festen Boden der Geschichte stehende Gestalt Jesu.

Die Bhagavad Gita. Das Lied von der Gottheit oder die Lehre vom göttlichen Sein. In verständlicher Form ins Deutsche übertragen und mit erläuternden Anmerkungen und ausgewählten korrespondirenden Zitaten hervorragender deutscher Mystiker versehen von Dr. Franz Hartmann. Braunschweig, C. A. Schwetschke und Sohn, 1897

Die bekannte Episode aus dem Mahabharata, wo Krischna auf dem Schlachtfelde dem vorm Verwandtenmord zurückschaudernden Ardschuna das Geheimnis des Daseins enthüllt: das unzerstörbare, unwandelbare geistige Sein in der trügerischen Hülle der wandelbaren, vergänglichen, nichtigen Welt der Erscheinungen, enthält

der Hauptsache nach dasselbe, was unsre christlichen, namentlich die deutschen Mystiker gelehrt haben. Wenn dem Übersetzer seine Absicht gelingt, dieses Erzeugnis der indischen Poesie durch seine verständliche Prosaübersetzung zu einem deutschen Erbauungsbuche zu machen, so haben wir nichts dagegen; größerer Verbreitung wird sie sich ja auf jeden Fall erfreuen als die Übersetzung Lorinsers, der das Slokenversmaß nachgebildet und sein Buch mit einem großen Apparat gelehrter Anmerkungen ausgestattet hat; aber interessanter wäre es uns, wenn die neue Übersetzung den Anstoß dazu gäbe, eine Entscheidung über das Alter des Buches herbeizuführen. Hartmann bewilligt der Vedischen Lehre freigebig ein Alter von 25000 Jahren, Oldenberg dagegen läßt die ältesten indischen Schriftwerke in der Zeit von 1200 bis 1000 vor Christus entstehen, und da der Inhalt des Rigveda, wie wir in einer Besprechung von Oldenbergs Buch darüber gezeigt haben (im 20. Heft des vorigen Jahrgangs), im ganzen kindlich, kindisch und roh ist, ein so philosophisches, tiefes und zartes Gedicht wie die V. also in viel spätere Zeit versetzt werden muß, so ist Lorinsers Ansicht, daß es aus christlicher Zeit stamme und der Verfasser das Neue Testament gekannt habe, nicht ohne weiteres abzuweisen.

Kultur und Humanität. Ein Dr. Mehemed Emin Effendi hat unter dem Titel Kultur und Humanität „völkerpsychologische und politische Untersuchungen“ herausgegeben. (Würzburg, Staehlsche Hofbuchhandlung, 1897.) Da kein Vorwort über den Verfasser Auskunft giebt, so wissen wir nicht, ob er wirklich ein deutsch gebildeter Türke oder ein sehr türkenfreundlicher Deutscher ist. Wir reihen einige Gedanken der interessanten Schrift aneinander und überlassen es dem Leser, sie zu glossiren. Kultur kann nicht gleich Sittlichkeit sein, sonst wäre manche Südseeinsel kultivirter als Paris. Kultur ist der Inbegriff des geistigen Könnens und Wissens. Man darf auch sagen: Kultur ist Arbeit zum Zwecke des Genusses. Wo nur die Früchte der Arbeit andrer genossen werden, hat man statt der Kultur die Kulturtünche. In Westafrika nimmt von der Küste aus nach dem Innern hin die Kulturtünche ab und die Kultur zu. „Was wären die großen europäischen Kulturstaaten, wenn sich ihre Millionen Bauern und Arbeiter der Wissenschaft widmeten? Von einer gewissen Grenze an ist also die Individualkultur mit der Nationalkultur unverträglich.“ Das Wort Humanität ist eigentlich eine Lüge; denn die Pflichten, in deren Ausübung sie bestehen soll, werden nur den Menschen derselben Rasse, Sprache, Religion, Klasse gegenüber anerkannt. Das bloße Menschsein ist das allerschwächste von allen gesellschaftlichen Bändern. Die Gegensätze, von denen es abhängt, wie weit man einer gewissen Person gegenüber Humanitätspflichten anerkennt oder sie ihr verweigert, können sich summiren und verstärken oder kreuzen und schwächen. Viel kommt dabei auf Zeitströmungen und Moden an. So ist es eine offenbare und in der Natur gar nicht begründete Thorheit, wenn in den Vereinigten Staaten einer Person, die in Farbe und Gesichtsbildung vom europäischen Typus nicht im mindesten abweicht, die Zulassung zur „Gesellschaft“ nur deswegen verweigert wird, weil in ihren Adern von irgend einem Vorfahren her einige Tröpflein Negerblut fließen, wenn man also von einem Rassenunterschiede auch noch in solchen Fällen spricht, wo keiner mehr gesehen wird. Zugleich beweist das Verhalten der Yankees gegen die Neger, daß Kulturunterschiede bei der Anerkennung oder Verweigerung der Humanitätspflichten keine Rolle spielen, denn es giebt schwarze Geistliche und Künstler, die sich einen hohen Grad von Kultur errungen haben, trotzdem aber ebenso verachtet werden wie die übrigen

Schwarzen. In Europa giebt es keine anthropologisch verschiednen Rassen mehr, deshalb hat die Sprache eine so hohe Bedeutung erlangt, weil sie fast noch das einzige ist, wodurch sich die Völker unterscheiden. Die heutige Sucht, Menschen verschiedner Zungen zum Gebrauch einer sogenannten Staatssprache zu bekehren oder zu zwingen, war ehedem ganz unbekannt; die Herrscher früherer Zeiten waren stolz darauf, in ihren Reichen viele verschiedne Sprachen zu zählen. Je stärker der Gegensatz zwischen zwei Menschengruppen ist, desto weniger erkennt jede von ihnen gegen die andre Humanitätspflichten an. Sehr deutlich drückt sich die Auffassung der Moral nach dieser Seite hin im Sprachgebrauch aus. Was beim Freunde Energie heißt, das heißt beim Feinde Grausamkeit; nach derselben Regel werden für ein und dieselbe Handlungsweise statt der folgenden Worte die eingeklammerten gebraucht: Strenge (Barbarei), kampfesmutig (blutdürstig), stolz und ehrliebend (frech), Führer oder Vorkämpfer sein (hetzen), töten oder hinrichten (morden), erbeuten (rauben oder stehlen), ein Land pazifiziren (knechten, mit Feuer und Schwert verwüsten), Vaterlandsfreund (Rebell), Freiheitskämpfer (Bandit), züchtigen (Greuelthaten verüben), Begeisterung (Fanatismus), begeistern (aufhetzen), Protektorat (Vergewaltigung), Bevölkerung (Pöbel). Der Kulturfortschritt ist wesentlich intellektueller Fortschritt; er ist unvermeidlich, vermindert aber das Glück. Die Macht eines Staates beruht auf der Zahl, Kultur und Kriegstüchtigkeit seiner Angehörigen. Indem Europa den Asiaten seine Kultur aufdrängt, stärkt es deren Widerstandskraft und bringt es seine Weltherrschaft in Gefahr. Die Wohlthat, die der Europäer dem farbigen Menschen erweist, indem er ihm Kultur bringt, ist mehr als zweifelhaft; angenommen auch, die Greuel, die er abstellt, wären ärger als die, die er selbst verübt: „welcher Deutsche wünschte wohl, daß die Türken vor dreihundert Jahren die deutschen Lande erobert und die Hexenprozesse abgeschafft hätten?"

Der geniale Mensch von Hermann Türk. Zweite Auflage. Jena und Leipzig, Duo Raßmann, 1897

Türk findet das Wesen der Genialität in der Liebe, Wahrheitsliebe und Objektivität und stellt ihr die Bornirtheit der Selbstsucht gegenüber; er führt diese Ansicht sehr hübsch durch auf den Gebieten des künstlerischen Genießens, des philosophischen Strebens und des praktischen Verhaltens und weist die Genialität an Hamlet, Faust und Byrons Manfred nach; mit lebhaftem Pathos bekämpft er die Verrücktheit Lambrosos, Genie, das doch gerade die höchste seelische Gesundheit ist, mit Verrücktheit zu verwechseln, und die ebenfalls ungesunde Verherrlichung bornirter Selbstsucht bei Stirner, Nietzsche und Ibsen. Weniger gelungen erscheint uns seine metaphysische Weltkonstruktion und sein Versuch, aus geläuterter buddhistisch-schopenhauerischer Willensverneinung christliche Selbstbejahung herauszudestilliren. Was den ersten Punkt anlangt, so bestreiten wir nicht die Einheit der Welt, und daß die Vielheit der Wesen nur durch Individuation eines in allen lebenden Weltgrundes gedacht werden kann. Aber sobald man diesen Weltgrund Gott nennt und als höchste Vernunft, Wahrheit und Liebe definirt, scheitert der Versuch, die pantheistische Hypothese im einzelnen durchzuführen, an der unüberwindlichen Abneigung des menschlichen Gemütes, sich vorzustellen, daß sich der eine alliebende und allheilige Gott in das Krokodil und sein Opfer, oder in zwei einander mordende Kriegsheere, oder in Stumm und Bebel gespalten haben soll. Das kleine Buch, eine Sammlung von Vorlesungen, ist sehr empfehlenswert.

Durch Wissen zum Glauben

Der Verfasser, ein klarer und tiefer Geist, hat sich fast ein Menschenalter hindurch mit den Naturwissenschaften beschäftigt und dabei „eine unglückliche falsche Reihenfolge innegehalten, die soviel Unfrieden im Gefolge hat," nämlich zuerst Büchner, dann Darwin und Häckel studirt, schließlich sich aber zum Glauben an Gott durchgerungen, nicht etwa unter dem Einflusse kirchlicher Einwirkungen, die sein rein rationalistischer Theismus entschieden zurückweist. Mit seinem Endergebnis werden weder die Frommen noch die Unfrommen zufrieden, aber ihn auf seinem Wege zu begleiten dürfte für jedermann von Nutzen sein.

Aus den Anfängen der deutschen Selbstbiographie. Das entscheidende für die Bedeutung der Reformationszeit innerhalb der deutschen Geschichte ist der Übergang des deutschen Menschen aus dem Dämmer der Halbkultur in das Tageslicht der Vollkultur. Wer diesen ungeheuern Schritt leugnen oder verkleinern wollte, etwa mit dem Hinweis auf die Schicksale der deutschen Städte vor und nach der Reformationszeit — vorher sind sie aus eigner Kraft zu einer fast üppigen Blüte gediehen, nachher haben sie sich überwiegend unter dem gängelnden Einfluß fürstlicher Höfe und zunächst recht mühsam weiter entwickelt —, dem wäre zu erwidern, daß sich der wichtigste geschichtliche Fortschritt nicht auf dem Gebiete irgend welcher materiellen Kultur vollziehen kann, er muß dem Geistesleben eines Volkes angehören. Diesen Gewinn der Reformationszeit — man hat für ihn das bekannte Schlagwort von der „Freiheit des Individuums" gegenüber früherer konventioneller Gebundenheit in Religion und Sitte, in geistiger und gesellschaftlicher Hinsicht —, ihn aus den geistigen Äußerungen der Kunst und Litteratur jener Zeit umfassend darzustellen, wäre eine schöne Aufgabe. In großen Zügen ist sie wohl schon wiederholt zu lösen versucht worden, es liegt aber noch eine solche Menge wichtigen Stoffes unverarbeitet für sie da, daß heute von einer Lösung noch keine Rede sein kann. Eine Darstellung der Entwicklung der deutschen Selbstbiographie von 1400 bis 1600 gäbe wichtige Stücke dafür ab und, wie man sieht, in anderm und höherm Sinne, als es der Herausgeber einer soeben erschienenen kleinen Sammlung alter Selbstbiographien*) meint, wenn er an Gustav Freytags Bilder aus der deutschen Vergangenheit anknüpft, die „Fülle kulturgeschichtlichen Materials" in diesen kleinen Werken hervorhebt und erklärt, es darauf abgesehen zu haben, nach Zeit und Ort und Berufen ein möglichst buntes „Bild von dem reichen und mannichfachen Kulturleben unsrer Altvordern zu geben." Wir wollen an den vier ersten Nummern, die er mitteilt, kurz zeigen, was wir für den wichtigsten kulturgeschichtlichen Inhalt dieser Biographien halten.

Sie beginnen mit dem fünfzehnten Jahrhundert, gleichzeitig mit ihrem Geschwister aus der bildenden Kunst, dem Porträt, beides Zeugnisse einer neu auftretenden bewußten Schätzung der Persönlichkeit. Was sie mit der alten Zeit verbindet, was im fünfzehnten Jahrhundert noch überwiegt, und woraus sie am Ende herausgewachsen sind, das ist die spätmittelalterliche Familienchronik, die in nackten Aufzeichnungen von Geburts- und Todesdaten der Familienglieder bestand. Dazu treten nun z. B. in der Selbstbiographie des Augsburger Handelsmannes Burkhart Zink (1396 bis 1474) kurze Notizen persönlichen Memoirencharakters,

*) Ausgewählte Selbstbiographien aus dem fünfzehnten bis achtzehnten Jahrhundert [ein merkwürdiges Jahrhundert]. Herausgegeben von Christian Mayer. Mit vier Porträttafeln. Leipzig, J. J. Weber, 1897.

dem engsten Gesichtskreis entnommen, die Jahre gleichmäßig rasch („von stund an" heißt es öfter) durchlaufend, kaufmännische Händel notizbuchartig verzeichnend. Der künstlerische Trieb, erlebtes in epischer Form zu objektiviren, regt sich ganz leise in der ausführlichern Erzählung der Wanderzeit.

Gerade ein erstaunliches Wachstum des künstlerischen Vermögens aber ist es, das im nächsten Jahrhundert die Selbstbiographie auf eine viel höhere Stufe gehoben erscheinen läßt. An der Schwelle dieser Zeit stehen die Aufzeichnungen Dürers. Die alte Familienchronik bereichert er vor allem durch Charakteristiken, wie sie damals nur dem mit größter Liebe und Tiefe in die Objekte eindringenden Porträtmaler gelingen konnten. Aber das offne Auge dieses deutschesten Künstlers spiegelt eine Welt wieder, und diese Welt nicht nur „rein" ästhetisch, sondern von den Fühlfäden einer warmen Seele erfaßt. Zink, wiederholt nach Italien geschickt und nicht jeden künstlerischen Sinnes bar, hat doch über irgend welche ästhetischen Eindrücke des Südens nichts zu sagen. Wie anders Dürer! Zink führen praktische Bedürfnisse nach Italien, so gut wie einst die Scharen der Zimbern und Teutonen; Dürer erlebt Land und Leute als der erste moderne Mensch wesentlich ästhetisch, er ist ein Glied der Kultur Goethes.

Im ganzen weniger, einzelnen Erlebnissen gegenüber aber doch auch reichlich reflektirend, durchaus durchdrungen von einem naiven, über alles sich freuenden Naturalismus, im Grunde aber doch auch künstlerisch bewußt etwas naiv erlebtes reproduzirend — so giebt sich die berühmte Jugendgeschichte des ältern Platter. Man fühlt heraus, wie er als alter Mann den Reiz des kindlichen Fühlens und Denkens genießt, indem er seine Fahrten und Streiche von damals erzählt, ja er wird darüber selbst hie und da zu dem ersten, kindlichen Psychologen der Kindesseele wie an folgender hübschen Stelle: „Als ich ein Wyl bei derselben Bäsin war, kam min elteſter Bruder us eim Zafoierkrieg, bracht mier ein hölzins Rößlin; das zoch ich an einem Faden vor der Thür, do meinet ich gäntzlich, das Rößlin könde gan; daraus ich kan verstan, daß die Kind oft meinent, ire Tüttin (Puppen) und was sy hand sigend (seien) läbendig." Platter faßt gelegentlich zusammen, so in seinen Bemerkungen über die Nahrung der Hirten im Gebirge, über den Unterschied zwischen dem Sommer- und dem Winteraufenthalt an den Universitäten im Reich; er wählt aus, z. B. „Under andren wunschten wier, daß wir kunden fliegen"; er bedient sich der bewußten Form der Erinnerung: „do mag ich mich denken"; er fügt bei der und jener Angabe hinzu: „das weiß ich doby," bringt womöglich mehrere Zeugnisse und bekundet seine Genauigkeit gelegentlich auch durch ein „vilicht." Sehr bezeichnend ist auch der schön gebaute Einleitungssatz, um seiner Form und um seines teleologisch gefaßten Inhalts willen, der Begründung, warum der Verfasser daran gehe, sein Leben zu beschreiben: weniger die Bitten des Sohnes und seiner Freunde haben ihn dazu vermocht, als der Gedanke, daß es dem Sohne „zu gutem ersprießen mag, daß du betrachteſt, wie Gott mich manchmal so wunderbarlich erhalten, und du dem Herren im Himmel drum dankeſt, daß er dich, von mir erboren, so wol begabet hat und behütet, daß du nit so haſt mieſſen Armut liden."

In der Biographie des Sohnes, Felix Platters, erscheint der übermütige Naturalismus des Vaters abgeklärt zu einem beinahe Kellerschen Realismus, und während beim Vater die künstlerische, reproduzirende Lust mit der einst erlebten, reproduzirten noch fast zusammenfällt, trennt der Sohn beides, wodurch er auf den ersten Blick kühler, schließlich aber doch nur besonnener erscheint. Unmittelbar an Keller erinnert die Schilderung des Brautstandes mit den drei „Anstößen" und

dem eigentümlichen Verhältnis zu der einige Jahre ältern, sich mehrfach dem Bräutigam überlegen erweisenden Braut. Höchst erbaulich ist auch die behaglich motivirende Erzählung von seiner Berufswahl, mit einer auffallenden Parallele zu dem zweiten Leipziger Briefe des jungen Goethe. Platter erzählt: „So bewegt mich auch nit wenig dohin, daß ich D. Sebastianum Sinkeler, D. Eucharius Holtzach gesach in schemleten (kamelhärenen) Röcken, mit Sammat breit umleit, herumbziechen und bey den Leuten groß Ansechen haben"; Goethe schreibt, vielleicht allerdings dem gestrengen Vater gegenüber mit einer unbewußten Zurückversetzung auf eine kindlichere Stufe, als sie ihm damals natürlich war: „Sie können nicht glauben was es eine schöne sache um einen Professor ist. Ich binn ganz entzückt geweßen da ich einige von diesen leuten in ihrer Herrlichkeit sah. nil istis splendidius gravius ac honoratius. Oculorum animique aciem ita mihi perstrinxit autoritas, gloriaque eorum, ut nullos praeter honores Professurae alios sitiam."

Rückerts Werke. Herausgegeben von Georg Ellinger. Kritisch durchgesehene und erläuterte Ausgabe. Leipzig und Wien, Bibliographisches Institut, o. J.

Diese zweibändige Auswahl aus Rückerts Dichtungen beschränkt sich mit Fug und Recht in der Hauptsache auf die Lyrik, episches bringt sie nur wenig, dramatisches gar nicht. Innerhalb der Lyrik freilich auszuwählen wird jedem, der dazu geführt worden ist, mit Rückert in ein persönliches Verhältnis zu treten, sich auch immer wieder als persönliche Aufgabe aufdrängen; Rückert hat das selbst schon in dem hübschen Verschen ausgesprochen:

Als ich meine Lieder sammeln sollte,
Gut' und schlechte scheiden wollte,
Dacht' ich unparteiische Gesellen
Zween zu Richtern zu bestellen.
Aber uneins wurden sie im Amte;
Der erkor, was der verdammte.
Selber warf ich nun mich auf zu richten,
Konnt' es auch nicht besser schlichten;
Was mir heut gefiel, mißfiel mir morgen.
Nun so mag der Himmel sorgen
Und der Leser. Hier empfängt er alle,
Les' er aus, was ihm gefalle.

Die Ellingersche Auswahl hätte vielleicht noch etwas energischer auf das gerichtet sein können, was Rückert wirklich von seinem Innersten und Besten gegeben hat, und weniger auf die herkömmlichen Gruppeneinteilungen einzugehen brauchen. Die Sorgfalt der Wiedergabe aber und die Ausstattung der beiden Bände verdienen alles Lob. Den ersten schmücken ein Stahlstichporträt des Dichters nach einer römischen Federzeichnung Schnorrs von Carolsfeld von 1818 und eine faksimilirte Manuskriptseite der Weisheit des Brahmanen.

Italienische Bücher. Unter den kürzlich im Verlage von Ulrico Höpli in Mailand erschienenen Werken zeichnet sich Pietro Orsis Breve storia d'Italia vor ähnlichen die Geschichte der Halbinsel darstellenden Büchern durch klare Darstellung, verständige Gruppirung und große Zuverlässigkeit in allen zur Besprechung kommenden Einzelheiten aus. Was die unter dem Titel Segni dei tempi und Meditazioni vagabonde vereinigten geistvollen und anregenden Abhandlungen Gaetano

Negris anlangt, so ist für deutsche Leser namentlich von Interesse, was er aus dem Leben des ausgezeichneten französischen Journalisten Anatole Prevost-Paradol mitteilt. Prevost hatte das Kaiserreich und Napoleon III. aufs leidenschaftlichste bekämpft, nahm dann, als Napoleon parlamentarische Wege zu wandeln anfing, den Posten als Botschafter in Nordamerika an und hatte vor der Abreise eine Audienz bei dem Kaiserpaare, in deren Verlaufe die Kaiserin in heftigster Weise ihrem Hasse gegen Preußen Ausdruck gab und die Notwendigkeit betonte, Rache an Preußen zu nehmen und Frankreich die ihm genommne Stellung in Europa wiederzuerwerben — als wenn man, fügt Prevost hinzu, uns eine Beleidigung zugefügt oder sich gegen Frankreichs Machtstellung verschworen hätte. Er war schon früher der Überzeugung gewesen, daß ein etwaiger Krieg mit Deutschland zu Frankreichs Verderben ausschlagen müsse. Als er nun in Newyork landete, fand er die Depesche vor, die den Ausbruch des Kriegs verkündigte; wenige Tage darauf tötete er sich durch einen Revolverschuß. — Äußerst nützliche und überall auf den neuesten Ergebnissen der Forschung beruhende Hilfs- und Handbücher sind ferner Il sordomuto e la sua istruzione von P. Fornari, die Topografia di Roma antica von Luigi Borsari und das Vocabolario araldico des Grafen Guelfo Guelfi. Besonders das letzte Werk dürfte für Reisende in Italien nützlich sein, da die Wappen nach Gegenständen alphabetisch geordnet sind, und man also die in den alten italienischen Städten an öffentlichen und privaten Gebäuden so häufig angebrachten Wappen mit Hilfe dieses Buches gleich ihren Eigentümern zuweisen kann. Die notwendige Ergänzung dazu gewährt das am Schlusse beigegebne Familienregister.

Berichtigung. In Heft 25 muß es auf Seite 547 Zeile 13 von oben statt Ration heißen Station, auf Seite 548 Zeile 14 von unten Togoland statt Kongoland.

Zur Beachtung

Mit dem nächsten Hefte beginnt diese Zeitschrift das 3. Vierteljahr ihres 56. Jahrganges. Sie ist durch alle Buchhandlungen und Postanstalten des In- und Auslandes zu beziehen. Preis für das Vierteljahr 9 Mark. Wir bitten, die Bestellung schleunig zu erneuern.

Leipzig, im Juni 1897

Die Verlagshandlung

Für die Redaktion verantwortlich: Johannes Grunow in Leipzig
Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig. — Druck von Carl Marquart in Leipzig

Soeben ist erschienen:

Gedenkblätter

Zur Erinnerung an das Nicolaitanerfest

am 21. und 22. Mai 1897 in Leipzig

Preis 60 Pfennige

***

An der Schwelle des Orients

Wanderungen über die Schlachtfelder des russisch-türkischen Krieges vom Jahre 1877/78

von

H. Grafen zu Dohna

Generalmajor z. D.

Broschirt 1 Mark 60 Pf.

Leipzig Fr. Wilh. Grunow

Erster Vor-Vorzugsauftrag zu Zeitung in Ortsgau

Jeder sagen ist ein Anfänger, der sie nicht schreiben kann!

Staatslexikon.

Verlag Herder in Freiburg im Breisgau

Soeben erschien:

Die
Italienische Umgangssprache
in Schrift und Rede
für Schulunterricht, Selbstunterricht und zum Gebrauch auf Reisen.
Von
Dr. Gustav Hecker,
Lektor der romanischen Philologie an der Universität Freiburg i. Br.

Mit der besonderen Berücksichtigung der wichtigsten Verschiedenheiten der italienischen Umgangssprache von der Schriftsprache, sowie der Aussprache und Betonung.

Gebunden in Leinwand mit Rotschnitt und Goldaufdruck M. 3.60, in Leder mit Goldschnitt M. 4.50.

Zu beziehen durch jede Buchhandlung.

Ehrenpreis der Weltausstellung Brüssel 1910.

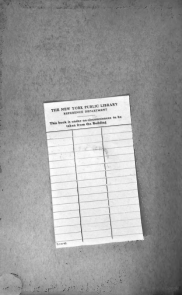
Verlag von Dr. Wilh. Ruprecht in Gottsau

Deutsches Drama nach einem
guten Aufbauweg
von
Richard Wachsmuth
Preis 1 Mark 50 Pfennig
Zu beziehen durch jede Buchhandlung

Was ist Gott?
Eine Antwort auf Fragen des Unglaubens
von
Richard Wachsmuth
Preis 1 Mark 50 Pfennig

Verlag der Buchhandlung Gustav Fock G. m. b. H. in Leipzig

Digitized by Google

THE NEW YORK PUBLIC LIBRARY
REFERENCE DEPARTMENT

This book is not to be taken out of the room or Building